

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiter Band.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber und Franz Eitz.

Berlin, 1877.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Louisenstraße.



Inhalt des 2. Bandes.

Juli — August — September.

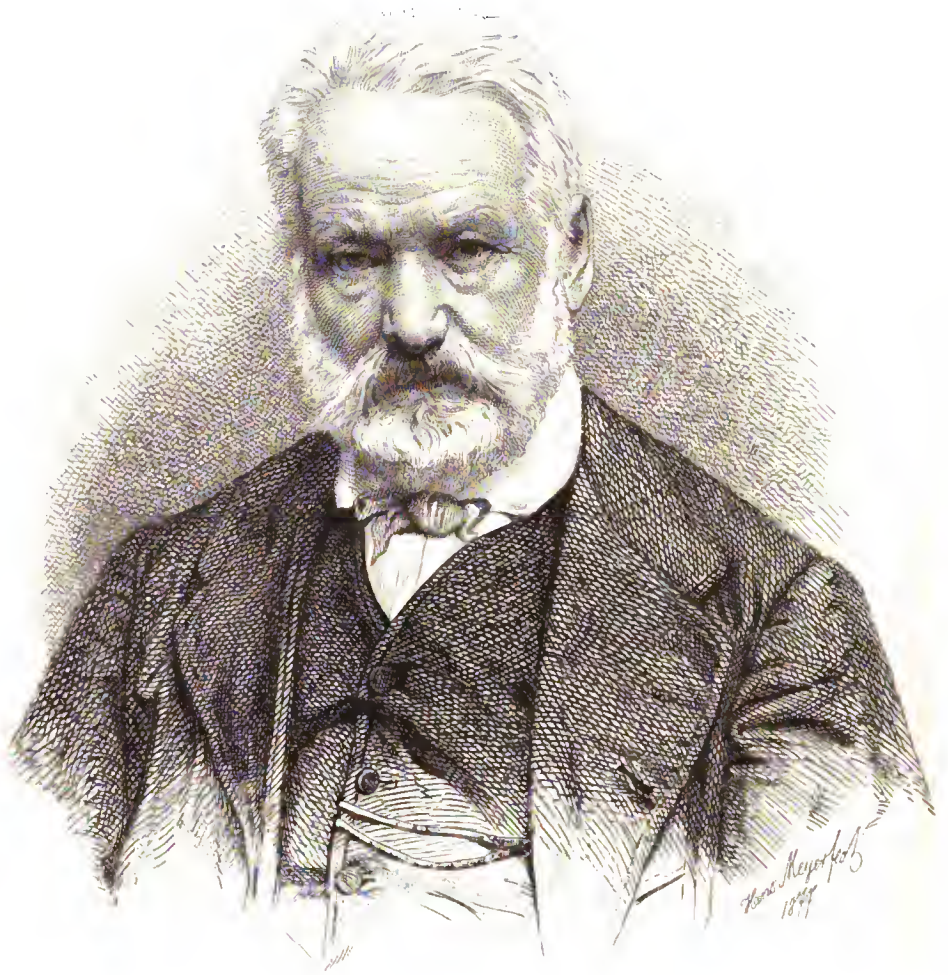
1877.

	Seite
Ludwig Anzengruber in Wien.	
✓ Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jakob	141
Bauernfeld in Wien.	
Correspondenz mit Anastasius Grün. Erinnerungen	375
U. E. Brehm in Berlin.	
✓ Wildpferde in den asiatischen Steppen	323
Moriz Carriere in München.	
✓ Geschmack und Gewissen	57
Georg Gerland in Straßburg.	
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie	193
Eduard Hanslick in Wien.	
✓ Adeline Patti. Erinnerungen	172
Ferdinand Hiller in Köln.	
An Franz Liszt	315
✓ Mit dem Porträt von Franz Liszt. Kupferstich von H. Kömer in Berlin.	
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.	
Monika Walbvogel. Novelle	1
Rudolph von Ihering in Göttingen.	
Honorar und Gehalt	152
Paul Lindau in Berlin.	
Victor Hugo. Vor der Verbannung (1802—1851)	77
— In und nach der Verbannung (1851—1877)	203
Mit dem Porträt von Victor Hugo. Kupferstich von Hans Meyer in Berlin.	

— Inhalt des 2. Bandes. —

Rudolph Lindau in Paris.	Seite
Der Seher. Novelle	249
Friedrich Meyer von Waldeck in Heidelberg.	
Russische Censur	126
Josef Rant in Wien.	
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich	235
Mit Porträt. Kupferstich von H. Sachs in Berlin.	
Theodor Unger in Hannover.	
✓ Kunstschreiben und Kunsttreiben	408
Bernhard Wagener in Kiel.	
Zwischen zwei Herzen. Novelle	281
Alfred Woltmann in Prag.	
✓ Das Preußenthum in der neueren-Kunst	109
* * *	
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. —	
Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitgliedes derselben	353





Victor Hugo



Monika Waldvogel.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Die Sachlage besaß ihre unter den einschlägigen Umständen allemal unvermeidlich ernsthafteste Seite, aber keine eigentlich traurige. Wenn es noch in der Fähigkeit des Urhebers der eingetretenen Veränderung gestanden hätte, ein Gutachten darüber abzugeben, so würde dies die Form einer vollgültigen Beipflichtung angenommen haben. Wie er sich früher täglich im Futurum auszudrücken pflegte: „Ich wünsche, daß es möglichst bald sein wird“, so hätte er sich jetzt unfraglich der vollendeten Form für die Bestätigung bedient: „Ich bin zufrieden, daß es möglichst rasch geschehen ist.“ Und da dies in voller Uebereinstimmung Jeglichem nicht als gewagte Hypothese, sondern als lauterste Gewißheit in Herz und Vernunft geschrieben stand, besaß im Grunde Niemand ein Particularrecht, mit dem unzufrieden zu sein, was Denjenigen, welchen es jedenfalls ganz besonders anging, so vollkommen befriedigte, und Monika Waldvogel drückte die erkaltenden und bereits durchaus farblosen Augenbedel des lang, ruhig und zum ersten Mal seit zwei Jahren völlig schmerzlos auf seinem Bett ausgestreckten Herrn Silvan Avarius sanft und ohne einem Widerstand zu begegnen, herunter. Sie ordnete darauf noch etwas an den Leinentüchern des Todtenbettes, betrachtete den so außerordentlich zufrieden Daliegenden noch eine Weile, nicht mit tief erregter Trauer, doch mit jener durch den thatsächlichen Eintritt solches Ereignisses, auch wenn es längst erwartet gewesen, bedingten Ernsthaftigkeit und faßte plötzlich die alte, knochige und schon völlig erkaltete Hand und berührte sie eine Secunde lang mit ihren Lippen. Es war die Hand

keines Heiligen, doch auch nicht die eines Gegensüßlers dieser, in ein genaueres Licht gerückt, auf Erden seltenen Autochthonen gewesen, sondern die Hand eines wunderlichen, gutmüthigen, grillenhaften, einfielerischen alten Menschenkinds, das, an Kopf und Füßen und Mancherlei noch dazwischen geplagt, ab und zu oder vielmehr nicht gerade selten einen Beruf seiner achtundsiebzig Jahre darin gefunden hatte, von dieser Plage täglich Einiges freigebig auf seine Nächsten abzuwälzen. Daran gedachte Monika Waldbogel jedoch in diesem Augenblick durchaus nicht mehr, obwol sie genau genommen die einzige Nächste in jenem Sinn gewesen war und die erwähnte Ausspendung deshalb mit Niemandem zu theilen gehabt hatte, sondern sie behielt die kalte Hand noch in der ihrigen, nickte den Augen, welche nicht mehr sahen, zu und sagte freundlich, wie sie es allabendlich gethan, nur mit einem leisen Schluchzen in der Stimme: „Gute Nacht, lieber Squire.“ Es war, als ginge bei dieser Anrede, die der Lebende allzeit mit besonderer Vorliebe vernommen, noch ein leichter Ausdruck erhöhterer Befriedigung um die eingefunkenen Mundwinkel des Todten; Monika aber empfand es jetzt plötzlich mit einem leisen Schauer zum ersten Mal, daß es ihr eigenthümlich kühl durch die schmalen Fingerspitzen hinaufstieg und daß die Luft des Zimmers für lebendige Zungen etwas nicht vorwiegend Ansprechendes habe. Und da ihr Aufenthalt in demselben sich für den Moment mit keinerlei erdenkbar nützlichem Zweck mehr verknüpfen ließ, sie aber trotz ihren achtzehn Lebensjahren einen wohlregulirten, auf das Vernunftgemäße gerichteten Stundenzeiger in ihrem achatbraun überlodten Kopfe trug, so trat sie ohne längere Unschlüssigkeit durch die Thür des Sterbezimmers, ging in ihrem spinnwebgrauen Kleide den alten, langen Corridor entlang und immer hurtigeren Schrittes auf den großen Hofraum und in den lichten Tag hinaus.

Der Hofraum verdiente seinen Namen mit besonderem Recht, denn er ward rechtedig von stattlichen Scheuern eingefast, die mit dem Herrenhause zusammen den Inneuraum eines wirklichen ländlichen Gutshofes bildeten, und in gleicher Weise konnte der Tag allerbegründetsten Anspruch auf das Prädicat „licht“ erheben, da er einen Maientag darstellte, wie er seltener in der Praxis dieses Monats, als in der theoretischen Vorstellung, welche die Menschheit mit ihm verknüpft, vorzukommen pflegt. Mit ihm zeigten sich ihrerseits die Hühner und Enten auf dem Gutshofe, die Tauben über den Dachfirsten ebenso zufrieden, wie Herr Silvan Aviarius sich seinerseits im Voraus mit diesem Tage erklärt hatte, ohne jede Rücksichtnahme darauf, ob derselbe Sonnenschein oder Regengüsse im Gefolge bringen würde. Es girrte, schnatterte und krächte höchst lebendig-vergnügt rundumher, der gelbe Hofhund lag mit allen Bieren anagestreckt geschlossenen Auges in der Sonne und verrieth seine Lebendigkeit ebenfalls durch ein gelegentliches Aufschnappen nach vorüberfurrenden Fliegen und durch mechanisches Wedeln mit dem Schwanz, als er Monika Waldbogel nicht

an sich vorbei gehen sah, sondern hörte. Er schien damit ein Zeichen bestimmtester Erwartung auszudrücken, daß sich im nächsten Augenblick eine merkwürdig kleine Hand auf ihn herunterstrecken und ihm den dickbezottelten Kopf klopfen werde, denn als dies nicht geschah, fand er sich gemüthigt, die Lider halb aufzuheben und mit so viel Bewunderung, als die Behaglichkeit seines Zustandes ihm erlaubte, hinterdrein zu blinzeln, ob er sich zum ersten Mal in dem Schritt Monika Walbvogels getäuscht habe. Das war nicht der Fall, nur hatte er sich zum ersten Mal in Monika Walbvogel selbst getäuscht, und mit einem Drummen zwischen Befriedigung über die Schärfe seiner Sinne und Erstaunen über die neuerungsvollen Unbegreiflichkeiten des Daseins legte er den Kopf zurück. Jene aber trat auf die mit sonderlichem Ernst im jungen Gesicht über den Hof wandernde Gärtnerstochter zu und fragte:

„Was thust, Anke?“

„Ich sag's an.“

„Was sagst an?“

„Sie müssen's alle wissen,“ antwortete das hübsche Ding, mit dem runden bis an die Schulter bloßen Arm rundum deutend. „Sonst bleiben sie dem neuen Herrn nicht treu. Wißt Ihr's, wie er heißen mag?“

Monika schüttelte den Kopf. „'s ist mir ganz gleichgültig, ob er Hans oder Peter heißt, das Testament wird's sagen und einen so närrischen Namen wie der Herr selber wird er vermuthlich nicht haben. — Hast Dich darum so schmutz herausgepußt, Anke?“

Das Mädchen trug ein knappes Mieder von schwarzem Sammet, unter den aufgepufften Ärmeln hauchte sich schneeweiß handbreiter Linnenrand hervor. Der Rock, der aus dunklem eigengewebtem Stoff dichtgefältelt die Hüften wie mit einem altmodischen Radkragenmantel umgitterte, fiel nur bis auf die Kniee und ließ darunter in weißen Strümpfen ein Paar so sichere, doch zierlich gewachsene Beine sehen, daß sie einen befriedigenderen Rückschluß auf die Gestalt darüber zu ziehen erlaubten, als der unförmlich gewulstete Rock es von vornherein zugab. Das Gesicht Anke's war wie ein aus weißen und rothen Frühlingsblumen durcheinander geflochtener Strauß, um den reife, langfädige Kornähren herumgewunden, und in der Hand trug sie einen Rosmarinstrauch, knipfte mit dem Finger ein grünes Käupchen von ihm ab und sagte ernsthaft:

„Ihr habt Recht, wie er heißt, geht sie heut noch nichts an. Wollt Ihr mit und anfangen?“

Monika nickte gedankenvoll mit dem Kopf und sie gingen. Zunächst in den Stall, wo Anke eine weißgehörnte Kuh am Stirnbüschel faßte und der dumm vor sich hin Glöckenden heimlich halblaut in's Ohr raunte: „Der Wirth ist todt — sag's weiter!“ Nun aus dem Rinderstall zu den Pferden, den Schafen; auch die Schweine im Koben wurden nicht verzessen und waren die einzigen, welche eine vernehmliche Antwort grunzten.

Monika gewahrte zum ersten Mal schier erstaunt den Reichthum des Hofes an prächtigem Vieh, Anke wanderte weiter in den wie von Schneeflocken überschütteten köstlichen Obstgarten hinein, an die breiten Reihen übereinander geschichteter Bienenkörbe, vor denen die Inassen leuzfreudig in schwirrenden Säulen die Luft durchtanzten. „Der Wirth ist todt — fliegt nicht fort!“ sagte sie und sie schüttelte leise an jedem Baum, daß ein paar röthliche Blüten ans sie niederflatterten, und flüsterte: „Der Wirth ist todt — tragt die Frucht, die ihm gehörte!“ Ihre Augen sahen groß und geheimnißvoll dabei drein, und Monika folgte ihr unwillkürlich weiter, wie sie in die Scheunen schritt und mit einem Stecken die aufgeschütteten Getreidekörner umrührte. „Wenn der Wirth todt ist und es geschieht nicht, da verdirbt’s,“ und hinunter in den Keller zu den großen Weinfässern ging’s, wo Anke das Spundloch öffnete und gleichfalls mit einem Stecken in den leise glucksenden Inhalt hineinquirlte. Immer mehr staunte Monika Waldvogel über die angehäuften und wohlgeordneten Schätze oben und unten, von denen sie bis dahin kaum eine Ahnung besaßen, weil sie sich freilich auch nie darum bekümmert gehabt; doch nun kam es ihr zum ersten Mal fast ein wenig unmuthig von den Lippen:

„Bist noch nicht zu End’, Anke? Was geht’s mich an, ob’s verdirbt; ich will in den Wald und mir Alles noch einmal von droben ansehen. Wohin willst noch?“

„Zum Wirth und ihm die Schuh’ und den Kamm hinlegen,“ versetzte Anke, die sorgsam ein Paar neue Schuhe aus einer Truhe herauszog.

„Ich denk’, zu gehen braucht er nimmer, sie werden ihn wegtragen, und dann ist Alles aus,“ gab Monika zur Antwort und es klang ein ganz wenig Bitterkeit dabei durch. „Und einen Kamm hat sein bloßer Kopf gewiß schon seit zwanzig Jahren nicht mehr nöthig gehabt.“

Aber Anke schüttelte unbeirrt die Kornähren um ihre Schläfen. „Wenn er keine Schuhe mitbekommt, da muß er wieder umkehren; es hat’s schon Mancher gethan, denn er hat einen weiten Weg durch Dornen und Disteln zu gehen. Und wer keinen Kamm hat, der muß sich das Haar mit Stachelborn strählen.“

Monika zuckte die Achsel. „Mir wär’s gleich, wenn ich todt wäre. Man kann’s mir auch lebendig abschneiden und mich in ein Kloster stecken, ’s ist mir auch gleich.“ Sie ging, drehte sich noch einmal und wies auf Anke’s Rosmarinstrauch. „Wozu hast den da?“

„Ein Bräutigam darf nicht ohne Rosmarin kommen,“ erwiderte Anke, „und der Wirth ist auch einer, ein todter, der in den Himmel geht, wie ein lebendiger in die Brautkammer. Wenn er ihn nicht hätt’, thät’ sich der Himmel ihm nicht auf, denn da wär’ er kein Bräutigam. Wußtet Ihr’s nicht?“

„Das ist eine Wissenschaft, die mich schon gar nichts angeht, Anke.“

„Das könnt Ihr nicht vorher wissen,“ meinte diese mit der nämlichen

feierlichen Ernsthaftigkeit in ihren großen, eigentlich zum Lachen prädestinirten Mädchenaugen. „Auf Erden kann's Jeden einmal angehen und im Himmel thut sich's gewiß.“

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ antwortete Monika Waldbogel, nickte zu dieser Beruhigungsfentenz, mit der sie den Dingen, die da kommen konnten, entgegenzusehen und abzuwarten pflegte, ob sie kommen würden oder nicht, und ging wieder allein über den flatternd-lebendigen Hof, durch den blühenden Garten, auf Wiesenwegen am Bach entlang, in dem die getüpfelten Forellen sonnbeschienen lustig hin und her schossen, und dann langsamer waldiges Gelände hinan.

Die Welt besaß im Grunde nur drei Farben, aus deren gleich intensiver Leuchtkraft sie sich zusammensetzte, Grün, Blau und Weiß. Lichtgrün war der Teppich des Bodens, der Schleier, den Millionen eben aufgerollter Buchenblätter darüber spannten; himmelblau sah es an tausend Lücken hindurch und segelte ab und zu mit schneeweiß blitzender Wolke dran vorbei. Nur der große wolköpfige Spinner, den die Entomologen „Nagelfleck“ getauft, tauchte jeden Augenblick mit anderer Farbe in hastigem Zickzackflug durch das frische Laub, schloß auf den rostbraunen Flügeln zu Hunderten taumelnd daher und wie ein lebendig gewordenes vorjähriges Herbstblatt wieder aus dem Gesicht. Und außer ihm hatte nur noch Monika Waldbogel ebenfalls an der leuchtenden Dreifarbigkeit des Maitages keinen Antheil, dafür aber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem zickzacktaumelnden Falter. Ihr Auge war nicht blau und ihr Gesicht nicht weiß, sondern das letztere besaß ziemlich viel von dem Flügelteint des Schmetterlings und darin standen zwei Augen gerad' wie seine vier auf den Schwingen, groß, rund und je nachdem das Licht auf sie fiel, matt und trüb, oder dunkel auffüllend. Auch das Haar, das sehr dicht und ziemlich tief in die Stirn hineinwuchs und deshalb nach allen Seiten ganz aus ihr zurückgestrichen war, erinnerte halb an den braunen Wollkopf des Spinners und halb an den Aufbau einer voll beladenen Flachshechel. Es hätte, um einen hergebrachten anthropologisch-physiognomischen Typus vorzustellen, schwarz sein müssen, aber es hatte eigenwillig seine Farbe aus dem Grundton des länglich schmalen Gesichtes entnommen, etwa wie brauner Waldborn die seinige aus dem von eisenhaltigem Quell überronnenen Mutterboden seiner Wurzel. Ein Maler, der irgendwo vermittelt seiner Phantasie Monika Waldbogels Kopf allein in der Luft schwebend gesehen hätte, würde unfraglich eine kleine, schwächliche Figur darunter gezeichnet haben, doch die Natur hatte es abermals auf ihre Weise gewollt und eine kraftvolle, große, durchaus nicht ätherische Gestalt an das Haupt darüber angefügt. Und um ihre widerspruchsvolle Absichtlichkeit ausdrücklich durch ein letztes Separatvotum noch zu bekräftigen, hatte sie ihre extraordinäre Bildungslaune in zwei der kleinsten

und zierlichsten Hände und Füße ausmünden lassen, die je aus der Aermelkrause und unter dem Rocksaum eines weiblichen Geschöpfes hervorgesehen.

Monika stand auf dem grünen Waldwege einen Augenblick still und griff sich mit der Hand an den Kopf. Es war ihr etwas dagegen gefahren, etwas Weiches hatte sich in ihrem Haar versangen, zappelte darin und nun in ihrer Hand, die es festhielt und herunterzog. Einer der taumelnden Herumstürmer war es, er arbeitete mit den langen gefiederten Fühlhörnern ungeduldig zwischen den zu einer schmalen Röhre gebogenen Fingern heraus, aber die Besitzerin hielt ihn fest und betrachtete ihn. Sie sprach auch mit ihm:

„Bist auch ein Waldvogel, nur hast du viele Kameraden. In den Frühling paßt du eigentlich wie eine Eule, denn hübsch kann man dich nicht heißen, aber recht häßlich bist du mit deinem plumpen Leib und deinem kaffeebraunen Ueberrock. Du wartest wol so lange, bis ich dir sage, daß es Zeit ist und daß du fliegen kannst, nicht wahr?“

Das Letzte sagte Monika Waldvogel mit einem leicht schulmeisterlichen Ausstrich in der Stimme, der eine gewisse Hinneigung zu königlichem Absolutismus verrathen haben würde, wenn ihr statt des Schmetterlings zufällig ein Reich mit Unterthanen in die Hand geflogen wäre. Ob der Nagelfleck sich nun als gehorames Kind und loyaler Vasall zeigen wollte, oder ob er die heimliche Nebenabsicht damit verband, der über ihn geübten vernichtenden Kritik eine kleine schweigsame Antikritik in Gestalt wortwörtlichster demonstratio cum oculis ad oculos entgegen zu setzen, er kroch aus der erweiterten Fingerröhre hervor, benutzte diese Gelegenheit jetzt indeß keineswegs, um sich sofort davon zu machen, sondern schlug seine Flügel weit auseinander, daß die Augen auf dem braunen Grunde derselben plötzlich wie dunkel schillernde Sammetsterne, als blickten sie aus einer geheimnißvollen Tiefe heraus, leuchteten und glühten. Nur waren sie umgekehrt wie die Menschenaugen darüber, denn sie trugen das schimmernde Weiß im Innern und den farbigen Irisbogen drum herum, doch Monika sagte auf einmal höchst erstaunt:

„Du, weißt du wol, wenn man dir in die Augen sieht, bist du eigentlich gar nicht so häßlich, bist im Grunde sogar — man muß dich nur erst genauer betrachten — aber dann bist du trotz deinem gelben Kleid eher —“

Alein der Nagelfleck wartete jetzt den Schluß nicht ab. Er dachte vielleicht das Nämliche und hätte Monika Waldvogel das Nämliche erwidern können, sowol, was sie gesagt, als was sie nicht gesagt. Doch er that's nicht, sondern taumelte, um eine kurze Erstlingserfahrung seines stundenalten Daseins gewizigter, leuzsreudig wieder waldein, und Monika Waldvogel setzte ihren Weg aufwärts fort. Aber von allen Erdengedanken lag ihr jedenfalls der am entferntesten, daß ihre Augen, wenn sie sich von dem braunen Gesichtsrunde aufschlugen, im Stande seien, eine eben

solche schweigsame Antikritik und demonstratio ad oculos auszuüben, wie der einzige Basall, den sie bis heut' auf Erden besaßen, um ihn alsbald wieder freizulassen, es zu seinen Gunsten mit den allereinfachsten Mitteln von der Welt gethan.

* * *

Nun saß Monika Waldbvogel droben auf der freien Bergeshöhe über dem Waldgürtel, der ihr wie ein grüngestückter Schemel zu Füßen lag. Ihre Hand stützte sich in dicke Thymianbüschel und sie sah in das hübsche Thal nieder, aus welchem der Gutshof unter weißen Blüten fast vergraben wie eine von lauter Smaragden eingefasste Perle heraufgrüßte. So weit die Gebäude zur Rechten und Linken das Thal einschlossen, hatten alle Felder, Wiesen und Weinberge dem „todten Wirth“ drunten angehört, wie sie jetzt dem unbekanntem neuen Besitzer zugehörig waren — auch das langgestreckte Dorf drüben mit seinen anheimelnd rauchenden Schornsteinen — erst weit nach Westen hinüber sah die Kirchturmspitze der Nachbarstadt herauf und begrenzte von dorthier mit ihrem Weichbild das Gebiet des Gutes. Wie ein kleines Königreich eines idyllischen Erdenswinkels lag es zu Monika Waldbvogels Füßen, die eine Hand voll Thymian ausgerupft hatte, gedankenlos daran roch und ebenso gedankenlos auf das hundertfache Durcheinandersummen des fröhlichen Lebens drunten hörte. Und aus der Anschau, dem Duft und dem Klang kam es Monika, wie es gewesen, gekommen, geschehen, als ziehe es da leibhaftig, sie selber darunter, an ihren Augen durch die Luft vorbei.

Und so war's gewesen, der Todte da unten nicht der Erste, dem sie in ihrem achtzehnjährigen Leben die Augen zugebrückt. Zuerst ihrer Mutter, als ein volles Kind noch, und sie hatte allein mit ihrem Vater weitergelebt, der sich nicht viel um sie bekümmern konnte und wenn er's gekonnt, nicht viel Neigung dazu besaßen haben würde, da er den ganzen Tag und die halbe Nacht in seinen Büchern vergraben saß. Er sorgte nur dafür, daß sie in die Schule ging und lernte; wenn sie hungrig und durstig war, Kleider und Schuhe brauchte, mußte sie selbst dafür Sorge tragen. Sie konnte dies auch in schicklicher Weise, denn ihr Vater Michael Waldbvogel gab ihr dann das erforderliche Geld, doch immer erst, wenn sie eine besondere Aufgabe, die er ihr in jedem einzelnen Falle vorschrieb, zu seiner Zufriedenheit erlernt oder vollbracht hatte. „Gewöhnung ist Alles," sagte er dazu, „Gewöhnung von Jugend auf.“ Er wiederholte gern ein Wort, auf das er Nachdruck legen wollte. „Hätte ich mich nicht selbst schon als Knabe stets angehalten, angehalten zur Arbeit, so wäre ich auch vermuthlich ein ebenso nichtsnutziger Patron geworden, wie mein — wie es nichtsnutzige Leute in der Welt gibt, die nicht säen wollen und doch glauben, daß ihnen eine Ernte in die Tasche fallen wird, aber von ihrer Ernte bekommt Niemand etwas zu sehen. Wenn ich einmal

sterbe, Monika, habe ich Dich so erzogen, daß Du Gouvernante werden kannst; Gouvernanten müssen für jedes Stück Brod, jeden Knopf am Kleid eine Leistung machen. Darum habe ich Dich an eine Leistung für jedes Stück Brod und jeden Knopf gewöhnt; gewöhnt fällt nicht schwer. Etwas Anderes wär's gewesen, hättest Du Aussicht zu heirathen; heirathen aber, drauf rechnen, kann nur ein Mädchen, wenn es Vermögen hat oder hübsch ist. Beides trifft bei Dir nicht zu. Ich bin ein Professor; ein Professor hinterläßt nichts, und Du gleichst Deiner Mutter. Deine Mutter war eine gute Fran, aber völlig arm; völlig arm wirst Du nach meinem Tode auch sein. Deshalb habe ich Dich gewöhnt, damit es Dir nicht geht wie Andern; Andern, denen nichts übrig geblieben, als fortzugehen; fortzugehen, Niemand hat erfahren, wohin. Wenn Du wissen willst, wie solche Leute es treiben und anfangen, anfangen, um ein solches Ende zu nehmen, so sieh auf Deinen Better Hans Waldbvogel. Hans Waldbvogel wird auch einmal seinem Namen Ehre machen und über Nacht fortgeflogen sein; fortgeflogen sein, ohne daß seine Gläubiger wissen, wohin. Er ist ein Taugenichts, wie sein Onkel es war; war, und er wird's werden und bleiben. Wir besitzen außer ihm in der Welt keinen Verwandten; keinen Verwandten zu haben, ist besser als solchen, dessen Ruf und Beispiel gleich gefährlich für Dich sein müßten. Darum hast Du ihn nie kennen gelernt, weil ich alle Verwandtschaft zwischen uns aufgehoben. Aufgehoben ist ein Mädchen mit Deiner Nöthigung für die Zukunft nirgendwo besser, als in einem Hause, wo es lernt, sich möglichst selbständig auf sich selbst zu beschränken. Beschränken mußt Du Dich später; thust Du's jetzt aus freien Stücken, thut der Zwang Dir nachher nicht weh. Weh thun will ich Dir nicht, nur Dir Vernunftsgrundsätze einprägen. Einprägen kann man nur in einen Gegenstand, der noch weich ist. Was wolltest Du? Wolltest Du ein Paar neue Handschuhe? Verne erst die Vögel aus der zweiten Ordnung, Klettervögel, Scansores, auswendig. Auswendig hilfst inwendig. Man muß jeden Anlaß und Augenblick wahrnehmen, wahrnehmen, nur daraus für sich Gewinn zu erholen. Erholen kann man sich am Besten, wenn man lernt, lernt, auch ohne gerade zu wissen, für welchen Zweck. Jetzt geh', ich habe zu arbeiten; arbeiten ist der Zweck des Menschen."

So redete der Professor der Zoologie Michael Waldbvogel, und seine Tochter Monika Waldbvogel ging in ihre einsame Kammer, schlug in dem ihr mitgegebenen ornithologischen Handbuch die lange Tabelle der zweiten Ordnung — Klettervögel — auf, und die deutschen und lateinischen Namen der Scansores drehten sich ihr vor den Augen, wie der zu ihnen gehörige Wendehals — *Yunx torquilla* — seine beweglichen Nackengelenke. Aber sie sagte: „Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ und saß übergebogenen Kopfes wie ein gelbschopfiger Kakadu über dem Buch, kletterte wie eine rastlose Spechtmeise an der langen Liste auf und ab,

pickte gleich dieser unablässig auf jeden noch so wunderlichen Namen herunter und trug schließlich wie ein stundenlang thätiger Wienenspecht die ganze Sippe im Schnabel davon. Und in weiterer Folge trug sie dann am andern Tage ihre neuen Handschuhe, obgleich eigentlich ohne erdenklichen Zweck, denn sie paradierte damit nicht auf den Straßen der Stadt — zu wem und weshalb hätte sie ausgehen sollen? —, sondern sie saß mit der kleinsten Nummer von Handschuhen, die auszutreiben gewesen, über ihren Fingern in ihrer Stube wie ein Eisvogel auf moosigem Stein seiner Waldeinsiedelei und wartete — aber es kam nichts, und worauf Monika Waldvogel eigentlich wartete, wußte sie noch viel weniger.

Dann kam allerdings doch etwas, daß sie sechszehn Jahre alt geworden und daß ihr Vater ihr keine Aufgaben für ihre täglichen Bedürfnisse mehr vorschrieb, weil er auch, der Endbestimmung aller der Zoologie Angehörigen Folge leistend, todt unter seinen Büchern dalag. Doch wie er es richtig vorhergesagt, hatten mit den Aufgaben auch die Mittel für jene unabweisbaren Dinge ihr Ende genommen; als das nächst Erforderliche vorübergegangen, stellte die Rechnung mit großer Deutlichkeit heraus, daß von äußerst Wenigem kaum mehr als Nichts übrig geblieben sei, nicht einmal das einfiedlerische Plätzchen, auf welchem der wartende Eisvogel durch die Jahre hin still gesessen, und es war ein sehr häßlicher, trübselig und windiger Decembertag, an dem Monika Waldvogel durch die Straßen wanderte, um das einzige Vermächtniß ihres Vaters anzutreten, „für jedes Stück Brod in den Mund und jeden Knopf am Kleid eine Leistung zu machen“. Doch sie war schon einige Treppen hinauf: und wieder heruntergestiegen, wo die Leute sie sehr eingehend gefragt hatten, was sie zu leisten vermöge und ob sie sich wirklich auch getraue, die begehrten Leistungen durchzuführen. „Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ hatte Monika erwidert, allein die Leute hatten trotzdem ihrerseits ebenfalls allerhand zu entgegenn gegeben, z. B. ob sie auch Tanzunterricht geben könne, zum Flügel begleite, die jungen Damen des Hauses modern zu frisiren verstehe und als Hochzeits- und Geburtstagsgeschenke angefangene, selbstgefertigte Stickerien zu vollenden wisse? Das waren aber Aufgaben, die Michael Waldvogel seiner Tochter unverantwortlicher Weise nie gestellt, obgleich sie unfraglich als die wichtigsten für einen Gouvernantenberuf erschienen, denn die Leute suchten über die anderen „Leistungen“ nur sehr fragwürdig die Achsel, und als Monika die letzte Treppe hinunterstieg, hörte sie noch droben ein niedliches Mädchen ihrer Mutter mit kindlicher Dankbarkeit sagen: „Ich wußt' es gleich auf den ersten Blick, chère maman, daß Du Dein Töchterchen viel zu lieb hast, als daß Du ihr schönes Haar von einer Person ruiniren lassen würdest, die selbst wie eine gestriegelte Meerkatze mit ihrem Flachskopf herumläuft. Fi donc, was für Geschöpfe gibt's doch, Mama, und da sagte der Herr Dekan heut' in der Confirmationsstunde, wir seien vor Gott alle gleich.

Da müßte der liebe Gott doch recht schlechte Augen haben, n'est-ce-pas, chère maman!“

In der Herzgegend Monika Walbvogels klopfte es an jenem Nachmittage, als sie weiter ging, zum ersten Male ein klein wenig, als ob sich im Menschenleben Zeiten und Umstände einstellen könnten, für die ihr Wahlspruch nicht die mathematisch congruente und unter allen Ansätzen auflösende Formel bilde. Der Tag nahm nicht an Häßlichkeit, doch an Beleuchtung derselben ab, so daß auch das beste Auge den aus Eiskrusten und halbgeschmolzenem Schnee amalgamirten Emailüberzug des Trottoirs nicht deutlich mehr unterschied. Es regnete vom Himmel und schüttete aus den Dachtraufen, windete um alle Ecken, stürmte von Oben und wehte von Unten, und zum ersten Male im Leben kam Monika der Gedanke, daß dies im Großen und Ganzen für Kleidungsstücke, die man noch länger zu tragen beabsichtige, nicht als förderfamstes Conservierungsmittel anzusehen sei. Wenn man jene haushälterische Absicht nicht verfolgte, konnte man sowol dieser als dem Wetter — ein Wetter, von dem Lichtenberg einst gesagt, daß in ihm alle Schweine rein und alle Menschen dreckig würden — allerdings das einfache Mittel entgegensetzen, daß man sich neue Kleider kaufte. Nur gehörte dazu wieder ein anderes einfaches Mittel, das den Kaufmann veranlaßte, seine Waare mit verbindlichem Dank herzugeben, und wer das nicht besaß, mußte entweder „Leistungen“ dafür machen oder Jemanden haben, der ihn in den Besitz solches Mittels versetzte. Da Monika jedoch seit dem Nachmittage sich mehr oder minder wissentlich in der Gemüthsverfassung befand, jene Leistungen nicht mehr als unerschütterliches Fundament für den Aufbau ihrer momentanen Kleiderbetrachtungen anzusehen, so ließ sie ihre Gedanken nach der anderen durch ihre theoretischen Schlußfolgerungen aufgedeckten Möglichkeit umhergehen. Sie stand dabei still und sah vor sich hinaus. Gab es einen derartigen „Jemand“ und kannte sie denselben? Wahrscheinlich für andere — vielleicht für geschmackvoller von der Natur und der Kunst Trifirte — manchen, doch so viel Monika Walbvogel umherdachte, vermochte sie für sich selbst ihre Theorie nicht durch ein praktisches Beispiel zu bewahrheiten. Das Ergebniß blieb für sie durchaus nur die Vorsetzung des in allen civilisirten Sprachen gleichlautenden Negationsconsonanten vor den Jemand, und Monika wußte nicht genau, ob ihre Lippen es in das graue Triumvirat des Zwielsichts, Sturms und Regens mit hineingesprochen oder ob der Kopf dahinter es nur gedacht: „Niemand auf der Welt.“ Dabei sah sie noch immer vor sich hinaus, und weil Niemand für sie auf der Welt existirte, konnte auch folgerichtig Niemand in der Welt für sie von einem schlüpfrigen Trottoirstein abgleiten und der Länge nach in das Eis- und Schnee-Amalgam hineinstürzen, und Monika Walbvogel sah diesem für den Betreffenden äußerst realen Vorgange dicht neben ihrer Linken einige Secunden lang unbeweglich mit vollständig logisch-theoretischen Augen zu.

Dann jedoch regte sich, ebenfalls an ihrer linken Seite, doch in ihr selber, etwas, das auch ihren Arm zu plötzlicher Regung veranlaßte, denn sie gewahrte, daß der Niedergestürzte ein sehr alter und vermuthlich ziemlich gebrechlicher Herr sei, der sich vergeblich mit eigenen Mitteln auszurichten suchte, und da Monika über die hier im Moment erforderlichen Mittel als über die einzigen ihrer irdischen Gesamthabe wirklich verfügte, so machte sie jetzt, gewissermaßen mit der Freigebigkeit einer Millionärin, schleunig von denselben Gebrauch. Sie hob den Hülflosen empor, stützte ihn, setzte ihm den entfallenen Hut auf, klopfte und ordnete an seinen beschmutzten Kleidern und machte alsdann eine Bewegung, sich wiederum mit der großartigen Gleichgültigkeit eines Rabob, der keinerlei Interesse an einer Dankagung für seine verschwenderisch ausgekreuten Reichthümer nimmt, zu entfernen. Der alte Herr, der offenbar noch älter war, als er ihr anfänglich erschienen, hatte bis dahin stumm und wie von der Erschütterung des Falles leicht betäubt dagestanden, streckte jetzt indeß die Hand nach der grußlos von ihm weiter Schreitenden, erhaschte sie noch am Aermelzipfel ihres Mantels und sagte in durchaus geläufigem, nur hin und wieder fremdbartig betontem Deutsch:

„Wenn Du mir so weit geholfen, sei so freundlich und führe mich auch in meinen Gasthof, damit es mir nicht zum anderen Mal passiert, ohne daß Du dabei bist. Wie heißt Du, Kind?“

„Ich heiße Monika Walbvogel und bin kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sucht.“

„So,“ erwiderte der alte Herr, indem er unaufgefordert seinen Arm in denjenigen Monika's legte, den sie ihm bei ihrer Antwort nicht gegeben, „Sie heißen Monika Walbvogel und sind kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sucht. Das ist ja Alles sehr hübsch. Und Sie wollten, ohne meinen Dank abzuwarten, fortgehen, weil Sie ein erwachsenes Mädchen sind, dessen Art es nicht ist, etwas um des Dankes willen zu thun. Das ist ja Alles sehr hübsch und da ist auch mein Gasthof schon. Ich heiße Silvan Aviarius, Esquire, und wenn Sie sich noch die Mühe machen wollen, mich die Treppe hinaufzubringen, so werde ich Ihnen auch dafür keinen Dank sagen. Und wer ist denn Ihr Vater?“

Das Letztere fragte Herr Silvan Aviarius schon in seinem Gasthofszimmer und veranlaßte seine Begleiterin dadurch, noch stehen zu bleiben und Antwort zu geben, die er wiederholte: „Michael Walbvogel, der Professor der Zoologie war und kürzlich gestorben ist? So — das ist ja Alles recht —“

Er setzte sich indeß, ohne den Satz zu beenden, in einen Sessel und fuhr fort:

„Ich bin auch erst kürzlich — nicht gestorben — aber aus Amerika gekommen, um es hier in der Gegend zu thun. Zu dem Zweck habe ich

mir ein Gut gekauft und suche Jemanden, der mir darauf noch ein oder zwei Jahre Gesellschaft leisten, für mich sorgen, mir vorlesen und meine Launen ertragen will. Allerdings besitze ich noch ein oder zwei Verwandte, an welche Andere in diesem Fall zunächst denken; aber da sie sich niemals früher im Leben um mich bekümmert haben, so lange ich arm war, fühle ich, nachdem ich reich geworden, keine weitere Verpflichtung gegen sie, als ihnen bei meinem Tode mein Vermögen zu hinterlassen. Außerdem würden sie immer an die Erbschaft denken und zu jeder meiner Schrullen ein zufriedenes lachendes Gesicht machen, wenn sie mich auch innerlich einen alten Narren, Esel und Gräuel titulirten. Deshalb will ich Jemanden um mich haben, den mein Nachlaß nichts angeht und der sich meiner nicht ihm zu Dank annimmt, weil er keinen Dank von mir zu erwarten hat. Jemand, den ich wegschicken kann, wenn er mir nicht mehr gefällt, und der unbehindert ist, wegzulaufen, wenn er es nicht länger bei mir aushält. Lange wird's freilich nicht dauern, das wünsche ich am meisten, denn ich bin ein altes wurmstichiges Möbelstück, das auf die Kumpelkammer gehört. Hätten Sie mich vorhin liegen lassen, so hätten Sie vielleicht meinen Erben und mir den besten Dienst geleistet. Aber da Sie's nun einmal nicht gethan und mich noch bis hierher begleitet haben, und da Sie kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen sind, das eine Gouvernantenstelle sucht, die selten Dank einträgt — wie wär's da, Fräulein Monika Waldbvogel — was das für ein eigenthümlicher Name ist, Waldbvogel — wie wär's da, Fräulein Monika Waldbvogel, wenn Sie mich noch ein Stück weiter begleiteten, Sie wissen, bis an die Kumpelkammer für wurmstichige Möbel? Sie suchen eine Stelle bei Jemandem und ich suche Jemanden für eine Stelle — das ist ja Alles recht hübsch. Und Sie gehen mich gar nichts an und ich gehe Sie ebenso wenig an — das ist ja Alles wie es sein soll. Ich war hierher gekommen, um mich einmal nach meinen unbekanntem Verwandten zu erkundigen; das ist nun geschehen, ich weiß ihre Namen, so daß ich sie rechtsgültig in mein Testament setzen kann, habe weiter nichts mit ihnen zu schaffen und kann wieder auf mein Landgut hinausfahren, sobald Sie mir auf meine vorherige Frage Antwort gegeben haben, Fräulein Monika Waldbvogel."

Das sagte Herr Silvan Aviarius mit jener Sprachbetonung, welche den Aufenthalt etwa eines halben Jahrhunderts in der neuen Welt verrieth, und Monika sah eine kurze Weile an ihrem nachgeregneten Kleide herunter und antwortete:

„Wenn es Ihr Ernst ist — weglaufen werde ich nicht, ich wüßte nicht wohin —“

„Sie brauchen nichts zu versprechen, sondern können zu jeder Stunde thun und lassen, was Sie wollen, grad' so wie ich, denn wir sind gottlob nicht verwandt und gehen uns nichts an. Aber bedenken Sie noch einmal vorher, daß ich ein alter, kranker, grillenhafter Mensch bin, der sehr

unangenehm für Diejenigen ist, welche mit ihm zu schaffen haben, der deshalb zu sterben wünscht und bald sterben wird. Und wenn das geschieht, befinden Sie sich wieder grad' auf der nämlichen Stelle wie heut', d. h. eine Stelle als Gouvernante zu suchen, vielleicht auch wieder in solchem Wind, Regen und Wettergräuel, wie heut'."

"Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen," sagte Monika Waldbvogel.

"So, das ist ja Alles recht hübsch," antwortete Herr Silvan Avarius. "Ist das so ein Waldbvogelpfiff aus Ihrem eigenen Kehlkopf? Dann pfeifen Sie mich nur drüben jeden Morgen damit aus dem Schlaf. Aber, da ich Sie nun in Kost und Wohnung genommen, knüpfe ich, bei aller Anerkennung, daß Sie gewiß kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen sind, die Hausbedingung noch an unsern Contract, daß Sie — lediglich für mich — ein Kind bleiben, dem ich sage: „Nun komm, Monika Waldbvogel, gib mir Deinen Arm; wir haben uns jetzt lang' genug ausgeruht und wollen nach Hause fahren.“ — —

Beinahe drittehalb Jahre lagen zwischen dem Decembertage, an welchem sich dies zugetragen und dem Maientage, an dem Monika jetzt droben auf der Berghöhe saß, die Bienen summen hörte, am Thymian roch und auf das kleine idyllische Königreich zu ihren Füßen, das augenblicklich herrenlose Gut des seit heut Morgen weiland Herrn Silvan Avarius hinunterjah. Derselbe hatte nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt, wenn er sich als einen alten wunderlichen und grillenhaften Gesellen dargestellt und seine unbekanntem Verwandten im Verdacht gehabt, sie würden ab und zu ihre Neigung verhehlen müssen, ihn laut so zu tituliren, wie sich ihnen innerlich Bezeichnungen für ihn aufdrängten. Tag um Tag indeß hatten sie die drittehalb Jahre miteinander verlebt, die Eine ohne fortzulaufen, der Andere ohne fortzuschicken; es war ihnen Beiden allmählig selbstverständlich geworden, daß sie so selbender ihr Tagwerk innehielten, der Eine, um Launen zu haben, die Andere, um sie zu tragen. Es war ein Dasein gewesen, das weiter gegangen, ungefähr wie ein recht trüber Tag, von dem man in jedem Augenblick erwartet, daß er zu regnen anheben wird und der sich in unbegreiflicher Weise von Stunde zu Stunde trocken erhält. Manchmal zeigte Silvan Avarius sich von sischartiger Schweigsamkeit, daß sie wochenlang, abgeschiedenen Schatten ähnlich, stumm um einander herum wanderten; manchmal kam's ihm mit plöcklicher Nebseligkeit und Unterhaltungslust, daß Monika ihm zum andern und zehnten Male ihre eigene inhaltslose Lebensgeschichte und hinterdrein die ihres Vaters, Großvaters, ihrer Mutter und Ruhmen, so viel oder so wenig sie davon wußte, erzählen mußte. Dann sagte Herr Silvan Avarius: „Das ist ja Alles recht hübsch, Du stammst da aus einer sehr soliden Familie, Monika Waldbvogel, die nach Vernunftgrundsätzen ihr Leben einrichtet, ruhiges Blut vom Vater auf den Sohn und die Tochter fortvererbt und nicht das Un-

glück hat, Exemplare hervorzubringen, welche nicht für ihren achtbaren Wandel taugen und, deshalb mit dem Namen Taugenichts belegt, aus ihrem reputirlichen Kreise ausgeschlossen zu werden brauchen. Oder vielmehr, wenn das Mißgeschick es dennoch gewollt, daß einmal ein solches Kuckucksei in Eurem verdienstlichen Hühnerneft mit ausgebrütet worden — wie es mir bei Deinem unbekanntem Vetter Hans Waldbvogel der Fall zu sein scheint — so habt Ihr ein einfaches Hausmittel dafür in Eurer Apotheke und hebt die Verwandtschaft zwischen Euch, dem Nuzgeflügel, und dem unnatürlicher Weise im Naturzustand verbliebenen Waldbvogel auf. Das ist ja Alles recht hübsch und gefällt mir außerordentlich.“

Und es gefiel Herrn Silvan Aviarius so außerordentlich, daß er jedesmal trotz seinen immer mehr zunehmenden Leiden immer noch wieder vergnügt darüber lachte; dagegen vergalt er Monika's Erzählung nur äußerst selten durch Mittheilungen aus seinem eigenen Leben und höchstens dann und wann in Gestalt vereinzelter Bruchstücke, aus denen die Zuhörerin sich im Allgemeinen eine Vorstellung zusammen zu setzen vermochte, daß er als junger Mann nach Amerika gegangen und einen gewissen Stolz darin gefunden, dort in den achtbaren Stand der Leute aufgerückt zu sein, deren Namen man auf Briefadressen oder bei sonstiger schriftlicher Gelegenheit aus Höflichkeit den Ehrentitel Esquire beifügt. Welcher Art aber die Gefühle seien, welche Monika für ihren Squire empfand, darüber hatte sie sich in den drittehalb Jahren niemals deutliche Auskunft geben können und konnte dies jetzt ebenso wenig, wo der Squire da drunten tief unter ihren Füßen in dem lange von ihm als wünschenswerth bezeichneten Zustande dalag. Eine Gewöhnung von immerhin ziemlicher Dauer war abgeriffen und aus ihr und der unvermeidlichen Ernsthaftigkeit der Sachlage entsprang eine gewisse Wehmuth und Weichheit, welche Monika Waldbvogel dahin überzeugte, eigentlich habe sie den wunderlichen alten Herrn mit dem wunderlichen Namen recht gern gehabt, ohne ihm darum im Geringsten zu mißgönnen, daß er gegenwärtig an das Ziel seiner Befriedigung gelangt sei. Doch wie die Natur der Erdendinge es mit sich bringt, vermochte die droben Sitzende es nicht völlig zu hindern, daß sich in jene Gefühlsendeutlichkeit mit bedeutend größerer Klarheit zugleich die Erinnerung an Silvan Aviarius' Worte einmischte, sie werde an diesem vorauszu sehenden Tage sich wieder an der nämlichen Stelle befinden, eine Stelle als Gouvernante suchen zu müssen. Der Localität nach war die Stelle allerdings eine durchaus andere und die begleitenden Umstände traten ebenfalls in möglichsten Gegensatz zu dem Regen, Sturm und Decemberwielicht der schmutzigen Stadtstraße. Aber nichtsdestoweniger sah Monika Waldbvogel von der grünen Höhe des Berges durch das Maiensonnenlicht und Himmelsblau auf das kleine Königreich zu ihren Füßen mit Augen hinunter, welche kund thaten, daß ihre Ohren weniger von dem herauftönenden Hochzeitsgesang der anderen Waldbvögel unter ihr

entzückt wurden, sondern daß sie durch dieselben hin die zoologische Stimme Michael Waldbogels vernahm: Ein Mädchen, das kein Vermögen habe und nicht hübsch sei, müsse für jedes Stück Brod in den Mund und jeden Knopf am Kleid eine „Leistung“ machen.

* * *

Nun waren die Festlichkeiten vorüber, welche den Menschen aus der Welt begleiten, wie sie ihn bald nach seiner Ankunft in Empfang nehmen und bei aller Unähnlichkeit darin doch entschieden einen Vergleichspunkt bieten, daß die Hauptpersönlichkeit, der zu Ehren sie angestellt werden, durch keinerlei wohlwollende oder mißfällige Kritik ein Verständniß für sie an den Tag legt. Herr Silvan Aviarius und Monika Waldbogel hatten etwas gethan, das ebenfalls wiederum als ein tertium comparationis zwischen zwei sonst äußerst heterogenen Gegenständen dienen konnte, die letztere nämlich die ihr angehörigen Habseligkeiten in ihren Reisekoffer gepackt, und alles dasjenige, was Silvan Aviarius auf die von ihm angetretene Reise mitzunehmen vermochte, war gleichfalls in einen — seiner Anordnung gemäß äußerst einfachen — kofferartigen Behälter gelegt und auf dem Wagen, hinter dem Niemand als Monika Waldbogel dreinsolgte, auf die Station befördert worden, an welcher nach den verschiedenen Ansichten die Fahrgäste für immer Halt machen oder sich einer andern, bisher in ihrem Betriebswesen nicht bekannt gewordenen und unsichtbaren postalischen Expedition anvertrauen. Monika hatte vergeblich auf das Eintreffen der unbekanntem Verwandten und Erben zu der Feierlichkeit gewartet, bis sie sich über ihre Einfalt selbst mit einem Rasenstüber bedacht, da jene bis zum Tage der Testamentseröffnung selbst mit ihrer Eigenschaft als Erben ebenso unbekannt sein mußten, und als dieser gerichtlich anberaumte Tag gekommen, setzte Monika Waldbogel sich mit ihrem Koffer auf einen Wagen, nahm nicht nur symbolisch, sondern auch thatsächlich den Schlüssel zur Hauptthür des Herrenhauses in die Hand und fuhr in das benachbarte Städtchen vor das Gerichtsgebäude, wo die Publicirung des letzten Willens des Herrn Silvan Aviarius stattfinden sollte. Der Amtsdienner wies sie bis zum Glockenschlage der Mittagstunde in ein Vorzimmer und murmelte als in solcherlei Dingen Wohlerfahrener etwas von einem Legat, das vermuthlich für die Wartende abfallen werde. Dieser Gedanke war Monika bis dahin noch nicht gekommen, sie hob ihre Augen einen Moment zu dem Urheber des sinnreichen Einfalls auf, schüttelte dann sofort über die Narrheit desselben den Kopf, setzte sich schweigsam auf eine Bank und harrete. Doch wiederum ebenso vergeblich wie bei den Begräbnißzurüstungen, denn es schlug plötzlich zwölf Uhr, eine Thür öffnete sich, der Amtsdienner forderte mit ungemein gleichgültiger Stimme die Anwesenden auf, einzutreten, und es war noch immer abermals durchaus Niemand anwesend, als Monika Waldbogel und der Schlüssel, den sie

ablieferungsbereit in der Hand hielt. Halb verwundert, halb unwillig sah sie sich um, dann kam's ihr erst, daß auch dies wieder selbstverständlich sei, da ja die Erben sich noch immer in demselben Falle befänden, sich vor der Eröffnung des Testaments selbst nicht zu kennen. In dem graugeblichen Gemach, dessen Schwelle sie überschritten, das nach Motten aussah und nach Actenstößen roch, saßen an einer grünverschossenen Tischdecke ein paar äußerst gelangweilte Zeugen-Beisitzer, die sich keine Mühe gaben, ihre vorherrschende Neigung zum Gähnen zu unterdrücken, und vor ihnen stand der Gerichtssactnar, ein kleiner Mann mit einer Brille über einer Geschäftsmiene, für die jedes Erdending vom Leben bis zum Tode, zwischen Wiege und Grab sich nur durch die Rubrik unterschied, in der es auf seinem Terminjournal einregistriert stand. Er constatirte auf seiner Uhr, daß die Mittagstunde begonnen, sah einmal flüchtig über den Brillenrand umher, nahm ein versiegeltes Blatt vom Tisch, brach es auf und sagte mit näselnder Stimme:

„In Gegenwart oder Abwesenheit Derer, die es angeht, rechtsgültig vor diesen Zeugen am anberaumten Termin publicirt: Das rechtskräftig abgefaßte Testament des weiland Gutsbesizers Herrn Silvan Abiarius, wie folgt:

Ich Endesunterscriebener setze mit vollem Verstande in Gegenwart der mit unterzeichneten Zeugen ohne weitere Angabe von Gründen zum Universalerben meiner gesammten unbeweglichen und beweglichen Hinterlassenschaft Fräulein Monika Waldvogel, Tochter des weiland Professors der Zoologie Michael Waldvogel ein, sub conditione

- 1) daß dieselbe sich nicht verheirathet,
- 2) daß dieselbe als männliche Stütze und Berather ihren Vetter Hans Waldvogel auf ihr Besizthum zu sich ladet und ihm dort freien Aufenthalt gewährt.

Sollte die Erbin diesen Bedingungen nicht nachkommen, so fällt die gesammte Hinterlassenschaft an meine Nichte, deren Name in dem eingeschlossenen, versiegelten Couvert verzeichnet steht, das ich für einen derartigen eventuellen Fall wieder gerichtlich zu deponiren bitte.

Silvan Abiarius, Esquire.“

Eine Motte flog über den Rand des testamentarischen Stempelbogens, die beiden Zeugen-Beisitzer gähnten gleichzeitig, der Amtsdienner trat eine über den grauen Bretterboden kriechende Kellerassel todt und der Actuar fragte, über die Brillengläser wegsehend, mit einem Tone, als ob er zu Protokoll dictire: „Sie sind mithin gekündigt, Inquirent —“:

„Sind Sie etwa Fräulein Monika Waldvogel?“

Ja, es war ihr Name, sie hatte ihn wenigstens immer dafür gehalten. Nur zum ersten Mal, so lange sie's gethan, war es ihr, als ob ein leichter Schwindel, der ihr an den Augen vorbei und durch ihre Ohren hinwegzog, auch in ihrem Kopf die bisherige Meinung, daß sie Monika Wald-

vogel sei, etwas zweifelhaft übernebele. Sie sah den Actuarins an und verband irgend eine Vorstellung undeutlicher Art damit, wie wenn sie erwarte, plötzlich von ihm am Arm gerüttelt zu werden und etwa zu hören: „Schlafen Sie denn mit offenen Augen? Geben Sie den Schlüssel doch Demjenigen, den er angeht, oder wir werden Sie hier sofort rechtsgültig um Ihren Kopf kürzer machen, an dem die Welt nicht viel verlieren wird.“

Dann gewahrte Monika, daß die Reißiger wirklich schliefen, daß der Amtsdienner eine Priße nahm und wartend gegen das helle Fenster aufblickte, ob er zum Genuß des Niefens kommen werde, und es war ihr auf einmal, als hätte sie schon eine Stunde oder eine Woche oder ein paar Jahre so dagestanden und das Alles sich in den Brillengläsern des Gerichtsactuars abspiegeln gesehen, empfinde aber jetzt plötzlich erst, wie unsäglich komisch es sei und unwiderstehlich zu einem lauten Lachen nöthige, und laut lachend antwortete sie:

„Ja gewiß, ich bin Monika Waldvogel —“

Sie wurde unterbrochen, sonst hätte sie — es kam ihr deutlich zum Bewußtsein — sie hatte im Begriff gestanden, hinzuzufügen: „Und ich bin kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sucht.“ Aber der Testamentsvollstrecker fiel mit trockenem Kehllaut ein:

„So spreche ich Ihnen die Erbschaft rechtsgültig zu, unter der Bedingung, daß Sie den Clauseln des Erblassers nachkommen, widrigenfalls die anderweitigen Bestimmungen des Testaments rechtsgültig in Kraft treten würden.“

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ erwiderte Monika Waldvogel, und ihre Linke hob den großen Schlüssel an ihrem Gesicht vorbei und legte ihn außerordentlich zuversichtlich in ihre Rechte hinein.

* * *

Wenn man ein Ankertau, eine Seidenschnur oder einen Zwirnsfaden langsam ausdehnt, so können sie eine überraschend große Belastung vertragen, ohne zu zerreißen, während ein ihnen urplötzlich zu schwer angehängtes Gewicht die Cohäsion ihrer Bestandtheile an irgend einer Stelle der schwächeren Widerstandskraft aus der Verbindung bringt. Wenn nun die Fäden des menschlichen Nervensystems auch nicht ihrer äußeren Erscheinung nach mit den drei oben genannten Verknüpfungsmitteln in Vergleich zu stellen sind — figürlich und innerlich dürften sie sich ebenfalls in Ankertau, Seidenschnüre, Zwirnsfäden und noch unzählige sonstige Seilerwerkstattserzeugnisse unterscheiden — so bieten sie doch darin unfragliche Ähnlichkeit, daß auch sie sehr geduldig sind, eine ihnen allmählig angeammelte Beschwerneß manchmal bis zu kaum glaublicher Summe hinauf so widerspruchslös an sich zerren zu lassen, als gehöre dies zu

ihren selbstverständlichsten Berufspflichten, dagegen unter einem unerwartet auf einmal ihnen angehängten, wenn auch weit geringeren und vielleicht aus purem Golde getriebenen Gewicht gleichfalls mit plötzlichem Ruck an ihrem loco minoris resistentiae auseinander zu reißen. Der locus maximae resistentiae im Kopfe Monika Waldbogels aber war die Stelle, welche ihr Vater durch den Tropfenfall seiner Worte zur Ausnahme des höchsten Vernunftgrundsatzes ausgehöhlt hatte, daß alle Lebensweisheit in der Gewöhnung enthalten sei — der Gewöhnung enthalten sei, als ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Schönheit die Welt so zu betrachten, daß man für jeden wünschenswerthen Gegenstand darin eine Leistung zu machen habe. An diesem Punkte wären Monika's Gehirnsäden gewöhnt gewesen, ohne Benachtheiligung derselben auch die absonderlichste Ausredung zu übersehen; dafür bildete aber auch die völlig ungeübte Stelle daneben einen locum nicht nur minoris, sondern minimas resistentiae, und wer Monika Waldbogel heut' Nachmittag mit halbwegs psychiatrischen Augen beobachtete, konnte sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß dieser letztere Punkt bei ihr von einer momentanen Ueberlastung betroffen und aus seinem normal-herkömmlichen Zusammenhang gebracht worden sein müsse.

Im Anfang, so lange Monika in der Rücksahrt begriffen auf dem Wagen saß, ging es noch. Ihr war's, als ob das holprichte Pflaster der kleinen Landstadt, über das die Räder hinstolperten, krachten und quiekten, der Parquetboden eines Concertsaales sei, in welchem alle Streich- und Blasinstrumente der Tonkunst sich zu einer Monstre-Duverture himmlischsten Wohllauts und höllischster Ohrzerreißung vereinigt hätten; dann glitt das Fuhrwerk wiegend auf weichen Sandboden über und Monika sah zur Rechten und sah zur Linken auf den Wegwart am Straßenrande, die grüne Saat, die ausblühenden Hagrosenbüsche, Wald, Feld und Wiesen und sagte ab und zu, mit dem Kopfe nickend, ohne von der Regung des letzteren wie der ihrer Zunge Selbstkenntniß zu besitzen: „Das ist ja Alles recht hübsch.“ Nun fuhr sie auf den Gutshof und vor die beiden alten Linden, welche als Wächter vor dem Haupteingang des schloßartigen Herrenhauses standen, stieg schweigsam ab, steckte den großen Schlüssel in die Thür, öffnete diese, trat ein und schloß hinter sich wieder zu.

Dies war der Punkt, bis zu welchem die Gehirnsäden Monika Waldbogels, wenigstens dem äußeren Anschein nach, noch einen Rest ihrer Continuität aufrecht erhalten hatten, doch jetzt lösten sich offenbar die letzten Fasern aus dem Verbande und ließen, ganz abgesehen von der im Hause Umherwandernden, dies ehrwürdige Gebäude selbst in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen. Es war nämlich keine Wanderung zu nennen, die sie anstellte, sondern sie lief, sprang, tanzte in ihrem spinnwebgrauen Kleide aus einer Thür in die andere, treppauf, treppab,

warf sich hier lautlachend auf ein Sopha, flog auf und stöberte dort aus einem Wandschrantke Motten und Staub um sich herum, wirbelte sich wie in eine duftende Ambravolke mitten in das Gefirre und Geflatter hinein, hustete, rang nach Luft, stürmte weiter und stellte von allem Inhalt des Hauses einzig sich selber nicht in wörtlichstem Sinne auf den Kopf, so daß die Wände umher immer trübseelig-deutlicher sich der Ueberzeugung hingeben mußten, seit heute zu dem wenig neidenswerthen Beruf eines Narrenhauses umgewandelt zu sein. Ein Entomologe hätte auch den Vergleich anstellen können, daß Monika Waldvogel etwas von einer rastlos von einer Süßigkeit zur andern taumelnden Hummel besitze, die, nun an ein Weinglas gerathen, mit völlig trunkenen Sinnen schnurgerade ihrem Aftneft im Walde zuschieße — denn so schoß sie jetzt aus dem honigentleerten Gebäude in den Garten hinaus, suchte mit den kleinen Fingern jeden Obstbaumstamm zu umklammern, an den Zweigen zu rütteln und fragte zu jedem hinauf: „Weißt Du, wie Dein neuer Herr heißt?“ Die Bäume gaben keine Antwort darauf, aber Monika verlangte und erwartete auch keine, sondern lief weiter, durch die lange, still in der Nachmittagsjonne brütende Dorfstraße. Verwundert blickten die barfuß im Sand spielenden Kinder ihr nach, von den Fensterbänken nickten ihr bunte Pantoffelblumen, rothblühender Storchschnabel, pendelnde Fuchsen in's Gesicht, doch sie sah nur einen einzigen Kinderkopf und eine einzige Blume rund um sich her und wiederholte einzig stets mit herablassender Stimme: „Wenn ich euch haben wollte, ihr gehört alle mir — ich bin die Königin.“

Sie war wieder dort, wo der Garten parkartig in den aufsteigenden Bergwald auslief, hielt eine Weidengerde, die sie gleich einem Scepter vom Boden aufgerafft, in der Hand und stand vor einer am Wegrand auf schaukelndem Stengel in die Höh' geschossenen Klatzchrose still. „Ich bin die Königin,“ sagte sie, „und wenn ich meine Unterthanen —“ und klatz! schlug sie den rothen Mohntelch vom Stiel herunter. Doch gleich danach ging es wie ein Schimmer flüchtiger Besinnung durch ihre trunken verschwimmenden Augen, sie bückte sich rasch, hob die geköppte Unterthanin auf und befestigte sie an ihrer Brust. Eilig trug ihr Fuß sie nun aufwärts durch den Wald, zu der Höhe hinan, auf der sie geseßen, als sie Herrn Silvan Aviarius drunten die befriedigten Augen zugebrückt. Sie setzte sich wieder in den jetzt röthlich blühenden Thymian und versuchte zu denken, wie sie es damals gethan. Aber die zerrissenen Hirnfäden waren noch nicht wieder aneinandergewachsen und sie konnte nichts, als mit den Augen vor sich hinuntersehen, wie die Sonne schräg und schräger über das weltentlegene, bergumschlossene kleine Königreich zu ihren Füßen hinunterging. „Das ist ja Alles recht hübsch,“ sagte sie endlich noch einmal mit einem Lachen, das ihren geistigen Zustand noch immer nicht in ein wünschenswerthes Licht zu setzen geeignet war und legte den be-räuschten Kopf in den Thymian zurück. Die Sonne zog nach dem Lande

hinüber, aus dem Silvan Aviarus gekommen, der Abendwind sumnte vom Wald herauf durch die Thymianbüschel und durch den braunen Haarschopf Monika Waldbogels, den er ihr dicht über die Stirn blies. Und einer nach dem andern kamen die Sterne und sahen allmählig durch volles Dunkel auf sie herunter. Und der Thau kam und legte sich ihr mit kühlem Geschmeide auf Hände und Brust, Stirn und Augenlider. Aber Monika Waldbogel schief im Thymiauduft und nichts weckte sie auf.

* * *

Wer einen Raufsch gehörig ausgeschlafen hat, befindet sich am klarsten in jener Art von Besinnung, welche den Verstand als Souverän über alle Gaukelkünste der Einbildungskraft auf den Thron setzt, und die Königin Monika Waldbogel vollzog am andern Morgen diese Rangestituierung der bisher stets allein gebietenden Hälfte ihres Kopfes mit großer Bestimmtheit. Im Nachtwind, unter den Sternen und dem Thaugeschmeide waren die zertrennten Gehirnsfäden unvermerkt wieder in den alten Zusammenhang gerathen, und sie begriff nicht, wie es überhaupt möglich gewesen, daß jene sich eine derartige Unbotmäßigkeit erlaubt. Es bildete ihr, wie sie nachdachte, ein psychologisches Räthsel, das sie fast erschreckte, da die vollkommen unverständliche Lösung desselben ihr eigenes Selbst war oder vielmehr in diesem steckte, sogar ohne daß sie sich den Platz anzugeben wußte, wo. Doch diente weiteres Sinnen in erfreulicher Weise allmählig zu ihrer vollkommenen Beruhigung, denn sie fragte sich, ob etwas Denkbare auf Erden ausfindig zu machen sei, was zum andern Male einen ähnlichen unbegreiflichen Vorgang in ihrem Kopfe, einen derartigen revolutionären Umsturz seiner altbeseßigt souveränen Vernunftgrundsätze zu wiederholen vermöge? Aber, gottlob, diese Frage konnte Monika nach gründlichster Erwägung durch ein entschiedenstes Kopfschütteln verneinen. Eine Urheberschaft solcher zweiten Möglichkeit, sich selbst nachträglich als eine zu drei Viertheilen verrückt Gewesene betrachten zu müssen, war zwischen Himmel und Erde undenkbar, und sie konnte ihre Gedanken, wie gesagt, durchaus beruhigt auf das wundersame Ereigniß richten, das den Anlaß zu der gestern an ihr selbst gemachten merkwürdigen Erfahrung gebildet. Allerdings gelangte sie auch nach dieser Richtung nicht viel weiter als zur Bestätigung der Thatjade, ohne irgend eine Klärung der Gründe dafür bewerkstelligen zu können. Warum Herr Silvan Aviarus nicht seine Verwandten, sondern sie, Monika Waldbogel, zur Universalerin eingesetzt? Es möchte begreifen, wer's wollte, aber wer ihn gekannt — und wer hatte ihn besser gekannt, als sie? — konnte kein Verständniß dafür haben, da es seiner ganzen Denkart und seinen oftmals mit unverbrüchlichster Bestimmtheit gemachten Neußerungen diametral widersprach. „Es thäte mir leid, wenn Du nach meinem Tode auf Dank zähltest, Monika Waldbogel,“ hatte er stets wiederholt, „denn so wahr ich

bald auf ihn hoffe, Dein Ausshalten bei mir wird Dir auch durch keinen Heller an Werth vergolten werden.“ Was hatte den grillenhaften Alten trotzdem zu dieser Wortbrüchigkeit an sich selbst veranlaßt? Das Nachdenken hierüber blieb ebenso ergebnislos, wie die Frage nach einem Grunde für die beiden dem Testament eingeschalteten Clauseln. Die eine derselben bedurfte allerdings keiner Erläuterung, war keines Grübelus werth, sondern einfach vernünftig, naturgemäß, durchaus überflüssig, vollständig gleichgültig, gar nicht vorhanden. Doch weshalb sollte Monika Waldbvogel ihren unbefauten Vetter Hans Waldbvogel als Stütze und Berather zu sich auf ihr Gut nehmen? Bedurfte sie des Rathes und der Beihülfe? Freilich pflögten Königinnen sich eines Premierministers zu bedienen und ein großer Gutsbesitz hatte einen Verwalter nöthig. Aber war anzunehmen, daß Hans Waldbvogel, der sich irgendwo als irgendwas oder nichts auf der Univerfität herumtrieb, etwas von der Landwirthschaft verstand?

Monika schüttelte wieder verneinend den brauntvolligen Kopf. Wenn irgend etwas Anderes als willkürliche Schrulle in der zweiten Clausel zu suchen war, so konnte es nur darin liegen, daß Silvan Avarius gewollt hatte, daß die Erbin einen Verwandtschaftsinn bethätigen solle, wie er selber ihn stets durch die Absicht kundgethan, seinen Besitz den eigenen unbekanntem Verwandten zu hinterlassen. Da indeß im Uebrigen die wohlgeschulte Vernunft Monika Waldbvogels ihr hinterdrein fügte, daß alles Nachdenken über Beweggründe, Wünschbarkeit, Zweckmäßigkeit oder Widersinnigkeit der absonderlichen Testamentsbestimmung das thatsächliche Bestehen derselben in Nichts verändere oder wegschaffe, so griff sie zur Feder und machte allen Weiterungen dadurch ein hindriges Ende, daß sie Hans Waldbvogel in der lakonischen Kürze des Testaments Mittheilung über Clausel 2 desselben zugehen ließ, der sie nichts hinzufügte, als den Schlusssatz: „ob er kommen wolle oder nicht, sei völlig gleichgültig.“

Monika Waldbvogel.“

Somit hatte sie die ersten mit dem Antritt ihrer Regierung verknüpften Geschäfte erlebigt und konnte sich auf Weiteres den menschlichen Neigungen und Erwägungen einer Herrscherin hingeben. Diese gipfelten zunächst in dem Gefühl, daß es selbst für die Gewöhnung eines Eisvogels ziemlich einsam, auf die Dauer unbehaglich und langweilig sei, ganz allein in der Erhabenheit eines königlichen Schlosses zu sitzen, essen, trinken, wachen und schlafen, und daß die Organisation eines Hofstaates deshalb zu den ersten Erfordernissen ihrer Residenz gehöre. Ueber die Bildung eines solchen war sie sich auch mit schneller Regentenumficht bereits nach wenigen Minuten klar geworden, beschied Anke, die hübsche Gärtnerstochter, zu sich herauf und eröffnete derselben, daß sie bereit gehaltene andere, städtische Kleider anzulegen habe, von diesem Momente an auf dem Gute den officiell anbefohlenen Titel „Fräulein Anke“ führe und als verantwortliche Schloßverwalterin dem gesammten Hauswesen vorgefetzt sei.

Dies mündliche Ernennungsdecret setzte die Betroffene eine Minute lang in wortloses Erstaunen. Doch als die angelegten neuen Kleider sie von dem Ernst ihrer Standeserhöhung überzeugten, fand sie sich in diese mit ebenso bewunderungswürdiger Schnelligkeit und natürlicher Geschicklichkeit, wie sich aus dem dickgefalteten Rockwulst ihrer unteren Körperhälfte die allerliebste Gestalt einer, den Verhältnissen angemessen, äußerst zierlichen jungen Hofdame entwickelt hatte. Schade nur vielleicht war's um das völlige Verschwinden der hübschen Beine in den weißen Strümpfen unter dem Kleide, dessen ungewohnte Länge „Fräulein Ante“ einige Erschwerungen im Gehen bereitete. Jedenfalls war der Kopf den Füßen im Erfassen der neuen Stellung rasch vorangeschritten, denn sie zeigte sich für dieselbe von klügster Anstelligkeit, munterster Laune, praktischer Brauchbarkeit und so viel angeborenem Mädchenverstand und Mädchenaemuth, daß sie die gegründetsten Hoffnungen weckte, ihre wichtige Charge am Hofe ihrer hohen Souveränin zu beiderseitiger voller Zufriedenheit zu bekleiden.

* * *

Monika Waldbogel war an überraschende Aufgaben und unverzagte Lösung derselben gewöhnt und fand nicht, daß das Regieren zu den schwersten noch beschwerlichsten der ihr bisher gestellten zu rechnen sei. Im Gegentheil, sie entdeckte, daß sich in dieser als besonders schwierig verrufenen Kunst eigentlich Alles in ähnlicher Weise vollzog, wie draußen auf den Wiesen das Gras wuchs, d. h. man brauchte sich nur die Mühe zu geben, Sonnenschein und Regen ruhig darüber wechseln zu lassen und es in seinem Fortgelingen nicht zu behindern, bis die Sense kam, um es abzuschneiden und einzuschnüren. Dieser alsbaldigen erleuchteten Auffassung gemäß geruhete die Meinherrscherin wohlwollend allen Dingen einstweilen ohne höheren Machteingriff ihren Lauf, das Korn wachsen, das Obst reifen, das Vieh sich mästen und die Kühe Milch geben zu lassen, und ebenfalls weder auf noch gegen ihr Geheiß entwickelte sich aus der dreifarbigigen Maienjüngend des Jahres allmählig die Zeit, wo der Kukul zu rufen aufhört, das in die Flegelperiode aufschießende Unkraut seine kindlich grüne Maidetät verliert und der Staub anfängt, sich für das Auge und den Geschmack gleich unerquidlich auf die Blätter und die Zunge zu legen. In dieser Zeit verdienen der frühere Morgen und der spätere Nachmittag gemeinlich den Vorzug vor der von ihnen eingefassten Mitte des täglichen Rundlaufs und in gerechter Würdigung erkannte das unbeeinflussbare Urtheil Monika Waldbogels die hervorragenden Verdienste jener beiden an und belohnte hauptsächlich den anbrechenden Abend durch die Günst, ihn in Begleitung ihrer ersten Hofdame auf Umherwanderungen zwischen den Grenzen ihres Reiches zu genießen. Und wie sie diese Bergünstigung dem Juniabend heut' abermals widerfahren ließ, erhob sich ihr auf der

breiten Landstraße entgegen eine Staubwolke, und sie sagte: „Wir wollen hier abbiegen, Ante, dort kommt eine Schafheerde.“

Das Schloßfräulein sah ebenfalls hinaus und bewährte gleichzeitig einen Mangel und einen Vorzug. Sie zeigte sich noch ungeübt in der hofmännischen Kunst, welche allerhöchsten Aeußerungen auch auf Kosten thatsächlich begründeterer Erkenntniß als bedingungsloses Echo zurückklingt, dagegen ihre Augen geübter, den sommerlichen Schleier ihres ländlichen Heimathbodens zu durchdringen, und sie erwiederte:

„Mir scheint's keine Heerde, sondern höchstens ein Hammel zu sein.“

„Da mühtet Ihr Hammel wie Ochsen hier in der Gegend besitzen,“ meinte Monika Waldbvogel, und unmittelbar mit dieser Aeußerung zusammen lichtete sich die heranwandelnde Staubsäule und ließ weder das zottige Blicß eines Hammels noch einer Heerde, sondern zunächst ein Paar bis über die Kniee hinaufreichende Stulpspitzel als Erzeuger des gelben Erdengewölks, dann einen braunen Dornstock, ein Paar sonnenverbrannte Hände und einen breiten Schulterbau hervorschimern. Und dann trat ein etwa sechs Fuß hoher Fußwanderer mit einem Rauzen auf dem Rücken, einer lebernen Feldflasche an der Seite und ganz kurz geschnittenem ockerfarbigem Haar durch den rinnenden Schleier, doch von Oben bis Unten mit der Ablagerung desselben überdeckt, heran. Er musterte mit einem schnellen, indeß eher jedes andere Beiwort als blöde verdienenden Ausblick die beiden weiblichen Wesen und lachte unter Vorweijung einer Reihe offenbar außerordentlich berufstüchtiger Zähne:

„Wie ein Gott aus der Wolke! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; auf eine Weise geht's gewiß. Ihr habt hier einen Staub, der jedem Durst nur zu Statten kommen kann. Guten Abend! Da bin ich!“

Die Grundherrin aller Aeder und Wälder umher, sowie auch der von ihnen eingefassten Landstraße war vor der ausgestreckten Hand des grad' auf sie zu Geschrittenen um einige Fußlängen zurückgewichen. Es trug sich da ein neuer Fall zu, der in ihrer Regierungspraxis noch kein Präcedens besaß, Verweigerung der Ehrerbietung durch einen fremden Landstreicher innerhalb ihres Hoheitsbereiches, und sie wendete sich an ihre Begleiterin mit den, ungnädig der sich ihr zunächst aufdrängenden Ueberzeugung Ausdruck verleihenden Worten:

„Dieser Mensch kann nur betrunken sein.“

Doch ein ungeheures, frohsinniges Gelächter schloß sich unmittelbar von den Lippen des ihr gegenüber Stehenden an ihre Hypothese an. „Kann es nur sein? Es wäre ihm besser, wenn er es nur sein könnte! Kann leider auch das Gegentheil sein, hoffe es hier aber nicht lange zu bleiben, liebste Base!“

„Base? Der Mensch ist total verrückt,“ murmelte Monika Waldbvogel. Allein gleich danach ging es mit fast schreckhafter Besinnung über ihr Gesicht:

„Gütiger Himmel — Sie sind doch nicht etwa —?“

„Gütiger Himmel, ja, ich bin's.“

„Der — Hans Waldbogel —?“

„Dein Vetter Hans Waldbogel, der sehr erfreut ist, die Bekanntschaft seiner einzigen Verwandten zu machen. Etwas spät freilich, doch 's ist nicht meine Schuld und läßt sich einholen. Geht's nicht so, geht's vielleicht anders. Und es war auch jaust noch früh genug.“

Dabei hatte Hans Waldbogel die Hand seiner Cousine gefaßt, die sich ihm sehr widerwillig überließ, doch er drückte sie so nachhaltig, als ob er derselben keine wohlthüendere Empfindung bereiten könne, sagte dazu, was eigentlich der Territorialbesitzerin als Gruß zugestanden hätte, von ihr aber keineswegs geäußert ward: „Willkommen! Willkommen hier!“ und Monika wußte in ihrem Erstaunen nichts anderes hervorzubringen, als:

„Sie hatten mich doch nie gesehen — woher wußten Sie denn gleich, daß ich —?“

„Die Nase sei? Hahaha! Sieh mich an!“ — er zog den breitkrämpigen Filz vom Kopf — „Solche Striegelbürste hat uur ein männlicher und solchen Schopf nur ein weiblicher Waldbogel. Bezaubernd ist die Race nicht, aber wenn sie nicht in einer schönen Haut steckt, thut sie's in 'ner guten. Leber und Lunge sind gesund und trockne Kehle läßt sich ausbessern. Ist der alte Kasten da unser Haus?“

„Unser Hans?“ wiederholte Monika und ihre Augen gingen weiter auf, als die Lider sich entsinnen konnten, bis dahin ihren Zwischenraum noch jemals vergrößert zu haben. „Was heißt das — ? — ich meine — Sie sagten — was heißt das — daß es jaust noch früh genug gewesen?“

„Das heißt genau, was es sagt. Daß ich jaust meine Koffer gepackt, als Dein Brief mit der erfreulichen Familiennachricht ankam. Herzlich, sagte ich mir, als ich ihn gelesen, eine herzliche Einladung, jede Zeile ein Waldbogel. Also es traf sich jaust, daß meine Hauswirthin über Nacht das Zimmer, in dem ich wohnte, für jemand anderes brauchte. Eine artige Frau, viel zu liebeuswürdig, mir persönlich diese Mittheilung aussprechen zu mögen, ließ sie's mir durch einen Polizeidiener sagen. Wenn man aber zehn Semester auf der Universität gewesen ist, hat man etwas gelernt. Ich bin immer ein Freund der Topographie gewesen und wußte ganz genau, daß ich in dem Nest von einem Ende zum andern kein Nest finden würde, das für Hans Waldbogel offen sei. Es kommt eben vor, daß zeitweilig alle besetzt sind; wunderbar, aber wahr. Geht's nicht so, dachte ich, geht's vielleicht anders, möglicherweise in Amerika, und ich packte meine beweglichen Eigenthümer. Gerade als ich das letzte Stück expedirte, fand mich Dein freundlicher Brief, der lange umher geirrt war, vermuthlich von einem Colleg zum andern, ohne mich anzutreffen. Bienen, die Honig einsammeln, sind tagsüber nicht in ihrem Stock aufzufinden, und Nachts werden keine Briefe ausgetragen. Ich habe ungemein viel

Familienfenn — Monika Waldvogel, sagte ich sofort, geht Amerika vor. Sei mir herzlich willkommen! Ist das unser Weinberg?"

„Unser — ? — ich meine, Ihre — Ihre Koffer kommen also noch hinterdrein —?“ und Monika drehte den Kopf und blickte sprachlos auf die Landstraße zurück; doch Hans Waldvogel lachte und schlug rückwärts mit dem Dornstod auf seinen Rauzen:

„Geisteskräfte brauchen nicht viel Raum, und wer seinen Koffer bei sich trägt, dem kann er nicht gestohlen werden. In Amerika wimmelt's von Diebsgesindel; keine unnöthigen Sorgen! sagte ich mir. Dann kam Dein herzlicher Brief. Auf dem Lande braucht man keinen Schlafrock, konnte ich beifügen, und ließ ihn meiner Hauswirthin, die ihn mir schon heimlich in der Nacht vor'm Bett weggeholt hatte, vermuthlich um ihn auszubessern. Es war eine so liebenswürdig-vorbedachte Frau. Das Andere ging hinein, meinen Stiefelknecht schenkte ich den Stadtkarren. Ich habe immer darauf gehalten, einen eigenen zu besitzen. Wohlthun, wenn man die Mittel hat!"

„Wenn man die Mittel hat?“ wiederholte Monika Waldvogel, ohne selbst zu wissen, was sie sagte, und sie war noch immer so vollständig verwundert, daß sie diesen Zustand ihres Gemüths nur in das artige Wort zu legen vermochte:

„Waren Sie denn nicht — sind Sie denn nicht — denn nicht verwundert —?“

„Ich? Verwundert? Worüber? Daß es den Waldvögeln einmal nach Verdienst zugefallen? Verdienst ist kein Zufall, geht's nicht so, geht's vielleicht anders, ist immer mein Wahlspruch gewesen. Wir wollen sehr gemüthlich zusammen leben; wenn ich das Nöthige dafür finde, habe ich alles Uebrige dazu. Das ist die Hauptsache. Nil admirari, sagt Horaz, ein vorzüglicher Weinkenner. Ich werde Dir seine Gedichte vortragen, denn ich weiß die besten Sorten alle auswendig und habe mich ganz seinem Rathe hingegeben und mich noch nie über etwas gewundert. Dazu ist das Leben zu kurz. Doch, zum ersten Male wundere ich mich heut', über Dich, daß Du mich mit Sie anredest, Deinen einzigen Verwandten, die Base ihren Vetter. Das ist ganz und gar nicht Waldvogel'sch, widerspricht dem außerordentlichen Familienfenn, der stets unter uns geherrscht. Wenn sie sich nur kennen lernen, haben sie sich viel zu lieb dazu. Mit uns stirbt das Geschlecht aus — der Gedanke war mir recht wehmüthig, gleich als ich Dich zuerst sah, und ich hätte gar nicht anders zu Dir sprechen können, als: „Du — Du bist die letzte und ich bin der letzte; gewiß, ich will Dir Stütze und Berather sein!“ Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Da geht's vermuthlich in unsern Weinkeller. Erst essen, dann trinken, ist für die Gesundheit förderlicher. Ich bin in beiderlei Anlässen, um zu lernen, viel mit Medicinern zusammengekommen und werde Alles im Hause nach der Gesundheit regeln. Darf ich bitten, in diese Thür,

meine Damen; Damen haben immer den Vortritt. Die Natur hat sie als das schwächere Geschlecht erschaffen und es ist deshalb unser natürlicher Beruf und unsere Pflicht, sie jederzeit zu stützen und zu berathen."

Hans Waldbvogel öffnete zuvorkommend die Hauptthür des Herrenhauses, an das sie während ihres ziemlich einseitigen Dialogs gelangt waren, und Monika Waldbvogel sah ihm einen Augenblick groß in's Gesicht und sagte:

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit —“

„Nengstigen, willst Du vermuthlich sagen. Dazu hast Du auch nicht den geringsten Grund, liebe Base. Verlaß Dich ganz auf mich! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; auf eine Weise geht's gewiß.“

Aber Monika sah ihn noch immer nur sprachlos an und trat ohne Antwortslaut in die geöffnete Thür des Palastes ein.

* * *

In einem Sessel ihres Wohnzimmers saß Monika Waldbvogel und ihr gegenüber saß Fräulein Anke und es war lange Zeit baumstill gewesen, dann sagte die Erstere:

„Anke! Ist es erhört?“

„Was, gnädiges Fräulein?“

„Dieser Mensch ist mein Better, Hans Waldbvogel.“

„Mit der Aehnlichkeit, an der man's sehen soll, hat er nicht ganz Unrecht.“

„Bin ich ganz bei Vernunft, daß dieser Mensch wirklich mein Better ist und Hans Waldbvogel heißt?“

„Das Erste können Sie allein wissen, gnädiges Fräulein, und für's Zweite kommt's mir, daß Sie sagten, es sei Ihnen ganz gleichgültig, ob der künftige Herr hier Hans oder Peter heiße.“

Die alte Kastenuhr in der Ecke unterhielt sich eine geraume Weile auf eigene Hand mit halb verdrossen, halb seuzend hin und her tickender Stimme, eh' Monika die ihrige wieder einmischte.

„Anke!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Was thut Er?“

„Vermuthlich was er seit seiner Ankunft gethan; er sitzt im Eßzimmer und trinkt.“

Die Conjectur mochte dem Scharfsinn Fräulein Anke's Ehre machen oder ohne besondere Schwierigkeit gewesen sein, jedenfalls erwies sie sich als genau zutreffend, denn unmittelbar nach ihr tönte aus einiger Entfernung ein Ruf Hans Waldbvogels durch das Haus: „Heda! Kellnerin! Dienender Geist! Eine neue Flasche!“

Monika flog von ihrem Sessel in die Höhe, sah ihre Zimmergenossin einen Moment wortlos an, setzte sich wieder und befaßl:

„Geh', Anke, und verbiete den Mägden von mir, mehr Wein zu bringen.“

Anke ging und kam zurück.

„Was thut er jetzt?“

„Er trinkt.“

„Aus der leeren Flasche?“

„Nein, aus einer vollen.“

„Einer vollen? Woher hat er —?“

„Die Magd hat sie ihm gebracht.“

„Gegen meinen Befehl?“ Und Monika sprang wieder auf und der unsichere Ton ihrer Worte klang, als ob sie am ganzen Leibe zitterte.

„Er nahm der Magd die Flasche, die sie schon geholt und wieder zurücktragen wollte, aus der Hand und sagte: Mein Schatz, Eines ist Weibersache und Anderes ist Männersache. Nach Deinen Kleidern bist Du ein Frauenzimmer. Also ist Deine Sache, den Wein zu holen und meine Sache, ihn zu trinken. Das nennt man Logik und ich werde Gelegenheit haben, Dir weitere Vorträge darüber zu halten.“

„Abscheulich! Mein Schatz, sagte er zu der Magd?“ stieß Monika Waldbvogel aus. „Und dieser Mensch ist mein Vetter —“

„Hans Waldbvogel,“ ergänzte Fräulein Anke.

Die Uhr tickte einige Duzend Mal allein —

„Anke!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Geh' zu ihm hinüber und sag' ihm, nach der Hausordnung ginge jetzt Alles zu Bett.“

Anke ging und kam zurück.

„Er wünscht Ihnen, auf's Höflichsten zu schlafen und läßt Sie bitten, sich durch ihn in keiner Weise in Ihren Gewohnheiten behindern zu lassen. Nur keine Gene, sagte er. Ordnung müsse in allen Gewohnheiten sein und daran halte er sich auch stets bei der feinigsten, nie vor Mitternacht zu Bett zu gehen. Und ich sei allerliebste, fügte er hinzu.“

„Und Du seist allerliebste?“ wiederholte Monika wie geistesabwesend. „Es ist entschieden, der Mensch muß doch verrückt sein.“

Anke zuckte die Achsel. „Nun, zum Trost mit lichten Augenblicken,“ und es lag ein niedlicher Doppelsinn darin, der dem Kornährenkopf der jungen Hofdame alle Ehre machte. Ihre Gebieterin murmelte:

„Ich glaube, Du bist auch toll.“ Sie richtete sich würdevoll auf: „Ich bin die Herrin hier.“ Und nach einer Weile: „Du kannst Dich zu Bett legen, Anke. Ich gehe selber zu ihm.“

* * *

Hans Waldbvogel saß sehr behaglich in einem alten Lehnstuhle am Tisch, über den eine Hängelampe mildes Licht ausgoß, trank und ver-

folgte contemplativ blaue Rauchkräusel aus einer Cigarre. Er sprang auf, als Monika eintrat, zog galant einen andern Stuhl an den Tisch und rief erfreut:

„Das ist hübsch, liebe Base, daß Du mich noch besuchst. Ich sagte mir gleich, das wird meine Base, die so herzlich schreibt, nicht über's Herz bringen, ihren Vetter am ersten Abend hier allein zu lassen. Dazu haben die Waldbögel sich viel zu lieb, wenn sie sich erst kennen gelernt. Aber wirklich vortreffliche Cigarren, die uns Dein seliger Freund da hinterlassen hat. Gott hab' ihn auch wirklich selig dafür! Willst Du hier sitzen, oder ziehst Du dort vor?“

Doch Monika wählte keinen von beiden ihr freigebig angebotenen Plätzen, denn sie setzte sich nicht, sondern stützte sich nur mit ziemlich wahrnehmbar zitternder Hand leicht auf die Lehne des einen Stuhles und antwortete:

„Sie scheinen nicht zu begreifen und nicht zu hören —“

„Ich höre allerdings, daß Du mir noch immer das vetterliche Du nicht zutheilst und begreife das freilich nicht. Bilde ich so sehr Respects-person für Dich? Nur keine Steifheit zwischen Verwandten! Ich hoffe deshalb, Du wirst begreifen, daß ich so lange nicht hören kann, bis Du auf mich hörst, diese Unbegreiflichkeit abzuthun, liebe Base.“

„Base?“ wiederholte Monika, aus dem Concept ihrer beabsichtigten Rede gebracht, um überhaupt durch ein Wort sich des Wortes wieder zu bemächtigen. „Wer redet denn Jemand Base an?“

„Ein gutes, altes, deutsches Wort. Gefällt Dir nicht? Bist mehr für's Moderne? Sieht man Dir nicht an. Erinnerst Dich vielleicht an Fraubase, Stadtbase, Schwaybase, Matjchbase, alkalishe Base — haben alle einen säuerlichen Geschmack. Cousine, ist Dir lieber. Gute Nacht, Base! Du wirst mich billigen Wünschen gegenüber nie halbstarrig finden, liebe Cousine, und es deshalb billig finden, auch die meinigen ebenso zu berücksichtigen, nicht wahr?“

Und Hans Waldbogel trank sein Glas aus, sah seiner Cousine mit verwandtschaftlicher Zuneigung in's Gesicht und streckte die Hand nach der Flasche aus, um sein Glas wieder zu füllen. Doch jetzt streckte auch Monika entschlossen ihre Hand vor, legte sie auf den Arm ihres Veters und äußerte bestimmt:

„Nein — das geht nicht so —“

„Nicht so? Du meinst, anders herum? Ich wäre gern dazu bereit, aber Du verlangst eine Unmöglichkeit, liebe Cousine. Bei einer Flasche muß man aus dem Hals schenken, das ist auch einmal ihre Ordnung und Gewohnheit.“ Und höflich erkaunt schüttelte der junge Mann seinen Kopf, während in Monika's Augen mehr und mehr ein fester Entschluß reifte. Sie hielt seinen Arm nicht mehr andeutungsweise, sondern in physischer Thatsächlichkeit zurück und versetzte nachdrücklich:

„Wenn ich Ihnen — oder damit Sie auf meine Worte hören und begreifen — wenn ich Dir sage, daß es so nicht geht, so geht es nicht so. Und wenn ich, die Herrin hier in meinem Hause und auf meinem Gut dies sage, so heißt das, es kann und wird nicht so weiter gehen, oder es bleibt nichts Anderes übrig, als daß Du wieder gehst.“

„Ne,“ antwortete Hans Waldvogel mit vollster Ueberzeugung und tiefstem Ausdruck. „Niemals! Es thut mir leid, so von Dir verkannt zu werden, liebe Cousine. Das macht die Kürze unserer Bekanntschaft und wird sich geben. Deine verwandtschaftliche Anrede zeigt mir, daß Du auf gutem Wege bist; ich danke Dir herzlich dafür und trinke dies Glas auf Deine fortschreitende Besserung. Aber es schmerzt mich, daß Du mich für leichtfertiger hältst, als ich bin. Lebendigen gegenüber mag ich es einmal gewesen sein, Todten nie. Achtung, sage ich, vor dem letzten Willen eines Verstorbenen! Er ist mir heilig; ich habe die Pflicht, ihn mit peinlicher Buchstabengenauigkeit zu erfüllen. Unbeirrbar schreibt das Testament mir diese Pflicht vor. Wenn ich ginge, würde ich die Clausel 2 deselben verletzen. Was würde daraus folgen? Du müßtest ebenfalls gehen. Ich, Dein Better, hätte Dich um Deine Erbschaft gebracht. Hältst Du mich im Ernst einer solchen Niederträchtigkeit fähig? Mich, der Dir Stütze und Berather sein soll? Unmöglich! und ich weiß, Du wirst eine solche Zumuthung, an deren Berechtigung Du selbst nicht glaubst, nicht wiederholen. Unverbrüchlich werde ich bis an unser selbiges Ende der mir auferlegten Pflicht nachkommen, Dich zu stützen und berathen, und folge ihr augenblicklich mit dem Rath: Du siehst etwas blaß aus, liebe Cousine; trink' ein Glas mit mir, um Dich zu stärken.“

Die letzte physiognomische Bemerkung Hans Waldvogels traf schon nicht mehr zu. Monika war blaß gewesen, inzwischen jedoch hochroth am ganzen Kopf geworden, ebenso wie ihre Lippen damit abgewechselt, sich fest aufeinander zu drücken und sich, wie zum Durchlaß einer Entgegnung, doch sprachlos, wieder zu öffnen. Und gleichfalls machte ihr Fuß eine Bewegung, das Zimmer zu verlassen, und eine andere zurück, und dann sagte Monika mit äußerst mühsamer Beherrschung ihrer Mundwinkel:

„Better —“

„Wie anheimelnd das klingt — und doch läßt es sich noch durch eine kleine That vervollkommen. Better ist gewissermaßen immer noch ein Begriff nur; es kann unzählige Bettern geben. Das Gewinnende erhält die allgemeine verwandtschaftliche Bezeichnung erst durch eine individuelle Beschränkung. — Cousine?“

„Better Hans —“

„Cousine Monika?“

Hans Waldvogel erwiederte es mit gerührter Stimme, legte den Kopf in den Sessel zurück und blickte seiner einzigen Verwandten mit einem Ausdruck der Befriedigung tiefempfundener Gefühls in's Gesicht.

„Wenn wir miteinander leben sollen, Better Hans,“ fuhren Monika Waldvogels Lippen in sichtlich gewaltsam beherrschter Erregung fort, „so möchte ich Dich hiermit ein für allemal —“

Sie blieb einen Moment stecken — „Gebeten haben“, half er ihr artig mit einem Lächeln aus, das seine ganze weiße Zahnreihe hübsch aufglänzen ließ.

„Gebeten haben?“ sprach Monika halb als Frage, halb als unbewußte Wiederholung nach, indem sie starr in seine beipflichtend auf sie gerichteten Augen sah.

„Jetzt auch zu Bett zu gehen,“ ergänzte Hans Waldvogel abermals und sprang gleichzeitig von seinem Sessel auf. „Es ist mein Fehler, vielleicht der schlimmste, den ich habe, unmännlich, aber ich vermag Bitten nicht zu widerstehen. Vor Allem nicht, wenn sie von einer so nahen Verwandten mit solcher Herzlichkeit an mich gestellt werden. Das weiche Gemüth ist auch eine Mitgift der Familie Waldvogel. Ich gehe und werde prächtig schlafen. Wir werden sehr gemüthlich zusammen leben, ich sagte es schon vorher und es wird mir immer einleuchtender. Gute Nacht, Cousine Monika.“

* * *

Fräulein Monika Waldvogel lag in einem alten, breiten, hohen Himmelbett, durch dessen an einer Seite offenen, etwas stark verblichenen, röthlichen Vorhang das früheste Junimorgenglicht über sie hereinsiel. Sie war sehr spät eingeschlafen und sehr früh aufgewacht. „Ich kann vor Neger nicht schlafen,“ hatte sie sich am Abend gesagt, und ihr erster Morgengedanke war: „Ich bin vor Grimm aufgewacht.“ Es ließ sich daraus abnehmen, daß auch Das, was ihr unbekannter Weise nächtlicher Weile von diesen beiden Gemüthsverfassungen eingerahmt gewesen, sich vermuthlich keines besonders abweichenden Inhalts erfreut haben mochte. Vielmehr schien derselbe sogar aus einem gewissen energischen Ruck zu reden, mit dem sie sich jetzt im Bett aufrichtete, ihr Haar eigentlich mehr vom Kopf herunter zerrte als zog und es in zwei lange Zöpfe zu flechten anfang. Es fiel in so dichten Massen auf die Leinentücher, daß seine Bearbeitung heut' eine Vermehrung des Negers der Besizerin veranlaßte. Höchst wahrscheinlich war es seit gestern nicht in solchem Umfange gewachsen, daß es sich selbst schuldig zu fühlen vermochte, doch einerseits besaßen Stimmung und Hand Monika's heut' etwas Kritteliges und andererseits störte das Haar sie jeden Augenblick in einer anderen Beschäftigung und zwar in einer Art, die wieder eine Verdruß erhöhende Ähnlichkeit darbot. Sie dachte nämlich mit aller Anstrengung nach, und gerade so, wie ihre Finger überall stets auf eine Verknotung der langen braunen Fäden geriethen, die sich erst mit langwieriger Gebuld entwirren ließ, stieß ihr Kopf überall auch auf einen Knoten in ihren Gedanken,

der gar nicht auseinander zu haspeln war. So wurde der äußere Kopf schließlich fertig, ohne daß der innere mit diesem Resultat Schritt zu halten vermocht, und Monika ließ den Haupttheil ihres Selbst fahren, um sich den wörtlichen Antipoden desselben zuzuwenden, zog abermals in derselben ruckhaften Manier die weißen Strümpfe mit zwei Griffen über ihre merkwürdig kleinen Füße, daß das leichte Gewebe nicht unbedenklich krachte, und sprang mit einem Gesichtsausdruck so tiefen Grübelns aus dem Himmelbett, daß es der Sonne nicht zu verargen war, wenn sie ihr als Gegengruß ihr vollstes, sommerliches Goldlachen in die mißgestimmten Augen blizte.

Dies that die gerade am Horizont heraufsteigende Sonne und konnte dabei selbstverständlich sich nicht auf die Augen allein beschränken, sondern warf ihre goldene Lichtgarbe auf die ganze weiße Gestalt vom Haar über das lange Nachtgewand bis auf die kleinen Füße hinunter. Sie tanzte um die beiden dicken Pöpfe, die nach vorn über die Schultern gebogen bis in die Gegend niederfielen, wo sich unter der linnenen Hülle die Kniee befinden mußten, und sie zitterte ihre Strahlen in den durchbrochenen Spitzeneinfaß an Hals und Brust hinein, so daß es aus den Lücken wie kleine blasfröhliche Aepfelblüthen zwischen dem Weiß heraufschimmerte. Und wenn die Sonne nicht nur ein Auge, sondern auch Urtheil und Geschmac in demselben besaß, konnte sie sich unmöglich verschweigen, daß Monika Waldbogel so ganz ausnehmend vortheilhafter und anmuthender aussehe, als in dem spinnwebgrauen Kleide, das sie Tag für Tag über diese Frische und lebendige Farbenfröhlichkeit zu ziehen pflegte, ungefähr wie einen bleiernen Regenhimmel über ein Frühlingsbeet von weißen Crocos und leis rosig angehauchten Anemonen.

So stand Monika Waldbogel, doch ihr Gesicht besagte nichts von Crocos- und Anemonen-Vorstellungen, sondern wenn sie ihre Augen auf irgend einen Naturgegenstand heftete, konnte es nur eine Spinne sein, die sie aus ihrem Netz zu verschrecken trachtete und die sie doch zugleich auch anzurühren Scheu hatte. Mit gänzlich abwesenden Blicken sah sie auf ein unsichtbares Etwas vor sich hin, streckte langsam die Hand aus und sprach mit einer gewissen feierlichen Würde:

„So habe ich's überdacht, beschlossen, und nichts wird mich dazu bringen, davon abzugeh'n. Ich sehe ein, daß sich nach der unsinnigen Fassung der Testamentsbestimmung nichts mehr ändern läßt, und deshalb gebe ich Dir einfach, Better Hans —“

„Was, Cousine Monika?“

„Für meine Person meinen Willen zu erkennen, daß ich hinfort völlig für mich allein zu bleiben gedente,“ fuhr Monika fort, und erst bei dem letzten Wort kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihre Rede nicht an ein lebhaftes Gebilde ihrer Einbildungskraft, sondern an ihren noch leidhaftiger-

lebendigen Better Hans Waldbvogel selbst richtete, der auf einige Schritte Entfernung in der geöffneten Thür vor ihr stand. Er sagte jetzt:

„Unser Haus ist mir noch zu unbekannt — Du weißt, ich hatte gestern Abend vor der Hand Nothwendigeres zu ergründen — so suchte ich den Weg in den Garten und kam in eine falsche Thür. Ich hätte Dich sonst nicht so früh gestört. Aber da Du, wie es scheint, gerade den Wunsch hegest, mir etwas mitzuthellen, trifft sich mein Irrthum ja ganz gut. Was für ein Paar miraculöse Zöpfe Du hast. Du könntest sie auf eine Ausstellung schicken. Die vollkommensten eingeflochtenen Vollblutpferdeschwänze. Eine prächtige Aussicht aus Deinem Fenster. Du wolltest sagen? Ich höre Alles, Cousine Monika.“

Dabei war Hans Waldbvogel an's Fenster getreten und sah äußerst befriedigt über Hof, Thal und Waldberge des Gutes hinaus, die alle in der schönsten Morgensonne funkelten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es hinter ihm auch in Monika Waldbvogels Augen, nur weniger vernünftig, funkelte und daß ihre Lippen förmlich von einem zornigen Noth dazu leuchteten, wie sie, rasch ihre Worte ausströmend, entgegnete:

„Ich wollte Dir sagen — und es ist mir erfreulich, dies mit dem ersten Beginn des Tages schon abthun zu können — daß, wenn ich Dich einmal hier dulden muß, ich doch wenigstens auch frei bin, für mich zu thun, was mir beliebt. Daß wir zwei nicht zu einander taugen und niemals taugen werden — die Waldbvögel sind eben zum Glück sehr verschiedener Art — und daß Du deshalb künftig Luft für mich bist, in Deinen Zimmern, Hof, Feld und Wald Morgens, Mittags und Abends für Dich thun und lassen kannst, was Du willst, aber von diesem Augenblick an das Verlangen aufgeben wirst, mich zu sehen —“

„Ein billiges Verlangen, Du weißt, wie nachgiebig ich gerechten Forderungen gegenüber bin, Cousine Monika, und ich werde gleich den Anfang damit machen,“ erwiderte Hans Waldbvogel sich umdrehend freundlichsten Tones und ging, ohne einen Blick auf Monika zu werfen, zur Thür hinaus.

Monika Waldbvogel blickte ihm starr nach und dann sah sie an sich selbst herunter und dann kam ihr plötzlich zum ersten Mal die Erkenntniß, in welchem höchst absonderlichen Kostüm sie das Morgengespräch mit ihrem Better geführt habe. Ueber die vorige Zornröthe in ihrem Gesicht stieg es etwas mit einem anderen Noth herauf und sie murmelte vor sich hin:

„Es sei ein billiges Verlangen, mich nicht anzusehen, sagte er. Ich vergaß vollkommen — er hatte ganz Recht, es wäre nicht schicklich gewesen. Das ist wenigstens eine gute Seite an ihm, die ich nicht vermuthet hätte.“

Monika setzte ihre noch sehr im Rückstand befindliche Toilette fort und ab und zu ihr Selbstgespräch ebenfalls:

„Ich denke, wie ich's ihm gesagt, hat es nichts an Deutlichkeit zu

wünschen gelassen. — Er ist jetzt Luft für mich und ich werde morgen vergessen haben, wie er aussieht. — Außerdem kann ich reisen, wohin ich will, und ihn allein hier lassen. — Der Squire muß doch verrückt gewesen sein; ich könnte mir denken, daß dieser Better einmal ebenso würde. — Nun, ich werde ihn nicht wieder sehen und er wird mich nicht wieder sehen.“

Fräulein Monika Waldbvogel stand vor dem Spiegel und war beschäftigt, ihre langen Zöpfe in die übliche Frisur zu bringen.

„Das sei ein billiges Verlangen, sagte er. — Er komme gerechten Forderungen stets nach und wolle gleich den Anfang damit machen. — Und er hat mich mit keinem Blick angesehen. — Aus Schicklichkeit? — Ich glaube, er hat gar nicht gesehen, in welcher Toilette ich — oder fand er etwa darum das Verlangen billig —?“

Die Zöpfe erwiesen sich heut' Morgen ebenso widerspenstig, als zuvor das aufgelöste Haar es gethan. Sie wollten sich durchaus nicht in ihre Ordnung fügen und ihre Wändigerin warf einen bedrohlich zornigen Blick auf das Spiegelbild derselben und auf die ganze Umgebung von der Stirn bis auf die Brust herunter, aus deren durchbrochenem Stückerzeinfaß es noch immer wie hundert kleine rosige Aepfelblüthen heraufschimmerte. Dann ergriff Monika Waldbvogel mit plötzlich überwallendem Unmuth eine Scheere, schnitt die beiden widerspenstigen Zöpfe knirschend kurz am Nacken weg und warf sie wie einen gehässigen Gegenstand in eine Ecke.

* * *

Duo si faciunt idem, non est idem. Die Tage gingen und Hans Waldbvogel verbrachte sie allein für sich und Monika Waldbvogel verbrachte sie allein für sich. Das thaten sie in gleicher Weise und war das Nämliche. Aber er that's offenbar guter Dinge, mit dem größten Behagen, und sie ärgerte sich vom Morgen bis zum Abend. Das war nicht das Nämliche. Wenn sie sich begegneten, sah er sie, ihrem Wunsche gemäß, nicht an, und sie konnte es nicht unterlassen, jedesmal den Kopf nach ihm hinüberzudrehen und zu denken, was für ein abscheulicher Mensch er sei. Das Einzige befriedigte sie, daß sie hinzusetzen konnte, auch ein häßlicher Mensch. Er war allerdings sehr groß, kräftig und doch recht schlank dabei, und wenn man nur seinen Gesamteindruck in's Auge faßte, sah man die Häßlichkeit eigentlich nicht. Auch noch nicht, wenn man das Ganze des Gesichts zusammennahm; man mußte sich in die Einzelheiten desselben vertiefen, um sie durch ein ästhetisches Urtheil zu vernichten. So trieb Monika's Abscheu gegen ihren Better Hans Waldbvogel sie dazu, ihm möglichst oft und genau in's Gesicht zu sehen. Sie glaubte, seine Züge schon zu kennen, als ob sie von Kindertagen auf mit ihm zusammen gelebt, und doch entdeckte sie jedes Mal noch wieder etwas, was ihr neue

Befriedigung einflößte. Daraus entsprang naturgemäß eine absonderliche Mischung des Aergers bei seinem Anblick und des Wohlthueden in jeder solchen neuen Entdeckung. „Ich könnte mir keinen widerwärtigeren Menschen auf der Welt denken,“ sagte Monika sich — „und die Nase ist nicht nur zu groß, sie ist auch nach der rechten Seite schief. — Seine freche Gleichgültigkeit übertrifft — ich glaube wahrhaftig, er schießt mit dem linken Auge.“

Die letzte freudige Wahrnehmung machte sie zum ersten Male um die Vormittagszeit eines sehr heißen Tages im Garten, oder glaubte wenigstens, dieselbe zu machen, denn um sich genau von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, war die Entfernung zwischen den beiden sich vorüber Gehenden zu groß. Unfraglich aber besaß die Hypothese eine solche Tragweite, daß eine möglichst rasche Vergewisserung darüber für den Abscheu Monika's beinahe unerläßlich wurde. Eine Secunde lang zögerte sie freilich, allein dann murmelte sie: „Bin ich etwa nicht die Herrin, auf meinem Grund und Boden zu gehen, wie und wo ich will?“ und sie drehte sich um, kam Hans Waldbvogel wieder entgegen, ging hart an ihm vorbei und sah ihm gradaus mit kritisch prüfender Schärfe in die Augen. Ihr spinnwebgrauer Kleidärmel streifte dabei mit einem Zipfel an seinen Arm, er blieb stehen, blickte ihr in's Gesicht, als ob er von irgend einem unsichtbaren Etwas berührt worden sei und sagte:

„Luft, was willst Du von Luft? Was war's? Eine graue Spinne — puh!“

Und er sah umher, zum Himmel auf, woher das von ihm empfundene Weichthier an ihn gerathen sein möge, schüttelte sich leicht, schlug mit der Hand über seinen Rockärmel und setzte gleichmäßig seinen Weg fort. Monika blieb stehen und starrte auf ihr Kleid hinunter. Sie glaubte, es nur für sich zu denken, in Wirklichkeit aber sprach sie es mit ganz lauter Stimme:

„Eine graue Spinne? Die Unverschämtheit dieses Menschen wird — und er schießt gar nicht einmal —“

Sie sah ihm mit ingrimmiger Enttäuschung nach, in ihren Augen lag zornig-bringliches Verlangen, wenigstens durch eine andere Entdeckung schablos gehalten zu werden. Jetzt ging Hans Waldbvogel schneller einem Gebüschrande zu. „Arumme Beine,“ murmelte die Nachblickende — „nein, hölzern-grad' und steif.“ Er verschwand, doch nicht ganz, das Bosquet ließ eine Lücke, durch die man sah, daß er drüben stehen blieb; neben, unter ihm blickte es undeutlich-eigenthümlich vom Boden wie eine Handvoll frischgefallenen oder von Sonne und Regen vergessenen Schnees. So schien's, doch Monika jagte: „Schnee? Unsinn! Aber was ist's und was hat er damit? Nichts Gutes, wenn seine Augen darauf schielen. Schielen oder gerade sehen — einerlei! Ich bin die Herrin hier und will wissen, was in meinem Garten glüht.“

Sie ging mit der Entschlossenheit der Entrüstung über mehrfache Täuschung hinderdrein auf den Gebüschrand zu und bog ihre Augen durch das Laub. Dann sah sie's, unweit vor sich. Es war nichts Unnatürliches, wie eine Handvoll Schnee es gewesen wäre, sondern etwas durchaus Natürliches, obendrein keine Hand, vielmehr ein Paar Beine. Diese steckten in blügend weißen Strümpfen und gehörten der jungen Hofdame Anke, die offenbar in den Atavismus der Gärtnerstochter zurückgefallen war, denn sie trug nicht ihr Palastgewand, sondern den früheren kurzen Rock, kniete vor einem Blumenbeet an der Erde, pflanzte und ordnete etwas daran und nahm sich in der stillen heißen Vormittagssonne mit ihrem bloßen Kopf selbst wie ein Häufchen Kornähren und Kornblumen aus. Neben ihr war Hans Waldvogel stehen geblieben, sah auf sie herunter und redete etwas mit ihr. Sie gab Antwort, hantierte fort und bog sich so weit über das Beet, daß für eine Weile nicht nur der weiße Strumpf, sondern noch ein Zoll breit ebenso weißen Knies unter dem kurzen Rock hervorblendete. Wenigstens schien diese Wirkung auf Hans Waldvogels Augen geübt zu werden; er kniete jetzt ebenfalls nieder, zog mit der Linken, ohne daß die hübsche Gärtnerstochter es wahrnahm, den Kleidsaum sachte über den blendenden Gegenstand herunter und nahm mit der rechten den Blumenstrauß in Empfang, den sie für ihn zusammengesucht. Daran roch er, dankte auf's Freundlichste und ging weiter. Anke blickte ihm ein Weilchen mit keineswegs Mißbilligung verrathenden Augen nach, bückte darauf die Stirn wieder zu Boden und setzte die Beschäftigung, bei der er sie angetroffen, fort. Dann hörte sie seinen Schritt nochmals hinter sich und sagte, ohne den Kopf zu drehen:

„Nicht wahr, es riecht gut, wie ein Bräutigamssträußchen?“

Doch gleich darauf hob sie verwundert das Gesicht, denn es war nicht Hans, sondern Monika Waldvogel, die ihr Antwort gab, und diese Antwort selbst war für Anke noch verwunderlicher, denn sie lautete:

„Was hast Du hier zu schaffen? Und weshalb trägst Du kein anständiges Kleid? Und schämst Du Dich denn nicht so vor aller Augen —?“

„Vor aller Augen? Schämen?“ wiederholte Anke sehr erstaunt.

„Warum? Ist das nicht anständig? Ich bin ja früher immer so gegangen und kein Mensch hat's gefunden. Und ich kann doch bei der Gärtnerei kein langes Kleid auf der Erde verderben.“

„Nun, so finde ich es, finde es ganz und gar unschicklich für ein Mädchen. Das ist genug, wenn ich, Deine Herrin es finde, denk' ich, und Dich nicht wieder so sehen will, ob Andere es wollen und mögen oder nicht. Hast Du mich verstanden? Entweder — oder ich sehe mich nach einem anderen Gärtner auf meinem Gute um. Es ist meine Sache und Pflicht, über Anstand und guten Sitten hier zu wachen. Und ebenso unschicklich finde ich's, wenn ein junges Mädchen einem hergelaufenen Fremden einen Blumenstrauß pflückt — obendrein einem so abscheulichen Menschen —“

„Einem hergelaufenen Fremden? Er ist ja unser Vetter,“ antwortete Anke aufstehend, scheinbar noch erstaunter, aber mehr noch mit Staunen erregender Naivetät. „Und ich finde, er ist ein sehr hübscher Mensch.“

„Unser Vetter? Ich glaube, Du bist toll —“

Monika starrte Anke an, doch Anke schüttelte zu dieser Vermuthung den Kopf, nahm vorsichtig einen kleinen goldgelb getüpfelten Marienkäfer, der ihr am Brustmieder heraufgekrochen, warf ihn in die Luft, daß er, die winzigen Flügel ausspannend, fortschwirrte und summtete ihm nach:

„Marienkäfer, flieg' über die Spitz',
Wo mein Schwieger und Schwäher sitzt!“

„Was soll das heißen?“ murmelte Monika, starr vor Verwunderung.

„Na, wo mein Schwieger und Schwäher sitzen, da sitzt auch mein zukünftiger Bräutigam und den soll er von mir grüßen,“ lachte das Mädchen.

Das Wort „Bräutigam“ gerieth Anke offenbar bei jedem möglichen und scheinbar unmöglichen Anlaß in den Mund, bei Leben und Tod, bei Blumensträußen und Marienkäfern. Da aber Monika nach ihrer väterlichen und eigenen Gewöhnung für kein Wort des gesammten deutschen Sprachschatzes weniger Verständniß besaß, als gerade für dieses, so wiederholte sie nur: „Wahrhaftig toll! Treib' Deine Berrücktheit allein! Aber vergiß nicht, was ich Dir befohlen!“

Damit ging sie, ohne das Schnippchen zu gewahren, das dann und wann auch die tabellosesten Hofdamen im Rücken ihrer erlauchten Gebieterin zu schlagen nicht umhin können sollen, und durchaus unzufrieden mit allen Erlebnissen und Ergebnissen ihres heutigen Spazierganges schritt Monika gegen ihr Schloß zurück. Zuvor kam sie jedoch an einer Scheunenvand vorüber, vor der altes Holzgerümpel, Balken, Latten mit langen nach oben gefehrten verrosteten Nägeln aufgestaut lagen. Dahinter wuchs an der Mauer ein Rosenstrauch und Monika Waldbogel stand plötzlich still und ihr Gebahren kündete, daß sie auf einmal ein Verlangen nach der einzigen vollöffenen Rose des Strauches trug und dasselbe mit Nichtbeachtung aller Hindernisse zu verwirklichen entschlossen war. Sie kletterte über das lockere Bretterwerk, pflückte die Blume, kam in's Gleiten, sprang herab, blieb hängen und stand glücklich wieder unten. Es hatte nur langtönig: „Ratsch!“ unter ihr gemacht; eben so leicht hätte sie sich einen der rostigen Nägel in den Fuß treten können. Doch als ob von dieser überstandenen Gefahr ihr nichts zum Bewußtsein gekommen, warf sie nur einen gleichgültigen Blick auf ihr vom Saum bis an die Hüfte mit zackigem Riß aufgeschliztes Kleid herunter, begrub ihre Nase in dem Rosenkelch und ging auf ihr Zimmer. Hier betrachtete sie den Schaden genauer; er war eigentlich unheilbar, doch Monika Waldbogel sagte ruhig: „Man muß ein Stück heranznehmen, und bis dahin —“

Sie war an einen Schrank getreten und nahm auch aus diesem ein Stück heraus, nämlich das andere Kleid, dessen sie „bis dahin“ bedurfte. Aber dies war ihr unverkennbar ein so ungewohntes Thun, daß sie sich nicht eher entscheiden konnte, als bis sie alle Stücke herausgenommen. Dann lag nach einer geraumen Weile das graue Spinnwebkleid in der hintersten Ecke des großen Schrankes und Monika Waldbogel stand in einem anderen aus leichtem hellem Sommerstoff vor dem Spiegel, und wenn die Sonne wie damals hereinzusehen vermocht hätte, würden ihr Urtheil und Geschmack wieder über die Erscheinung der jungen Grundherrin des schönen Thales Genugthuung empfunden haben. Sie hätte sogar die unglaublich kleinen Füße unter dem kürzeren Rocksaum des einfach-anmuthigen Sommerkleides hervorblicken gewahren können, aber die Sonne war gegenwärtig überhaupt nicht im Stande, irgend etwas von dem Allem zu sehen, denn sie stand nicht mehr im Frühmorgen, sondern schon ziemlich hoch im Vormittag über dem Zimmer Monika Waldbogels.

* * *

Das deutsche Volk besitzt eine Menge zutreffender Sinnsprüche, die alle Welt im Munde führt, und eine größere Anzahl nicht minder vortrefflicher, die von äußerst Wenigen gekannt werden. Zu den ersteren gehört z. B.:

„Wenn man den Bogen zu stark spannt, kracht er.“

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

„Landstraße ist sicher, Holzweg gefährlich.“

Doch unter den anderen zeichnen sich durch nicht mindere Wahrheit aus:

„Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.“

„Zu viel macht, daß der Sack reißt und das Band bricht.“

„Was brechen soll, muß vorher knacken.“

„Wer einen Andern jagt, wird selbst müde.“

„Jeder muß ein Paar Narrenschuhe zerreißen, wo nicht mehr.“

„Ein Tag ist des andern Schüler.“

„Unkraut braucht man nicht zu begießen, es wächst über Nacht.“

„Neue Komödianten spielen alte Stücke in neuer Manier.“

„Wer die Liebe verbeut, der gürtet ihr Sporen an.“

„Je mehr Rauch aufsteigt, um so mehr verfliegt er.“

„Wer einen großen Sprung thun will, der geht erst rückwärts.“

„Manche Uhr anders zeigt und anders schlägt.“

„Man merkt nicht, was im Kall steckt' bis man Wasser drauf gießt.“

„Wie der Wind weht, so biegen sich die Bäume.“

* * *

Man könnte den Juni auch den Gewittermonat nennen. Schwüle Tage gehen in ihm selten ohne ein Donnerwetter zu Ende, zum Mindesten zuckt's bald hier, bald dort und grummelt hüben und drüben. Und so bewährte auch dieser Juni seinen alten Ruf, mit schönster Sonne und Wasserstürzen zu wechseln. Nur schien Hans Waldbogels allezeit vergnügte Miene ausschließlich die erstere wahrzunehmen und von den letzteren gar nichts zu bemerken, während Monika umgekehrt der ganze Tag regnerisch ohne einen einzigen Lichtstrahl vorkam. Sie war sehr mißvergnügt, denn ihr war's, als stecke die ganze Welt ihr zum Lort von Tag zu Tage ein anderes Gesicht auf. Im Anfang hatte das Regieren ihr wie Kinderspiel geschienen, wie Gras-wachsen-laffen. Aber nun war das Gras so hoch gewachsen, daß es geschnitten werden mußte, und der Oberknecht kam und fragte bei der Gutsherrin an, ob gemäht werden solle oder nicht. Gab es trockene Tage, so ward die Heuernte gut eingebracht; trat dauernd nasse Witterung ein, verdarb sie; blieb sie länger auf dem Halm stehen, war sie zweifelhaft. Monika sah den Fragsteller an, sah nach dem Himmel, zuckte die Achsel und sagte: „Thut, was Ihr für das Beste haltet.“ — „Nein, was das gnädige Fräulein dafür hält,“ meinte der Oberknecht; „ich kann nachher nicht die Verantwortung dafür haben.“ — „Nun, so schneidet's ab, die Sonne scheint ja,“ versetzte sie ärgerlich, und das Gras ward gemäht, und es goß Tage und Nächte lang, und Monika hörte vor der leeren Scheuer Hans Waldbogel sagen: „Welcher Blindschleiche habt Ihr denn die Augen gestohlen, bei dem Barometerstand zu heuen und die Wiesen mit ihrem eigenen Fett zu düngen?“ Und gleich darauf kam die Vorsteherin der Milchwirthschaft zu der Gutsherrin und theilte mit, daß bei der fast ununterbrochenen Gewitterluft die frische Milch auch im Keller binnen wenig Stunden zusammenzulaufen drohe; ob es etwa gerathen sei, sich stärker als bisher auf die Butterwirthschaft zu verlegen? „Natürlich,“ stimmte Monika zu. — Aber allerdings werde man sich dann die Milchkunden in der Stadt für spätere Zeiten entfremden und es müßte wol erwogen werden, ob es nicht vielleicht vortheilhafter sein möge, eine beschleunigtere und andere Art der Verschickung in's Werk zu setzen? „Meinetwegen gießt sie in's Wasser!“ plägte Monika Waldbogels Verdruß heraus, und drunten vor dem offenen Fenster plägte vom Hof ein lachendes Echo zurück und Hans Waldbogels Stimme rief: „Tuck, tuck! Kommt, ihr Hühnchen! Tuck, tuck! Hier giebt's Milchfische!

Alles hatte eine Souveränin durch ihr unterbreitete, höchsteigene Entscheidung zu verfügen oder zu verwerfen, und es gab offenbar Perioden, in welchen die Regierungsgeschäfte sich derartig häuften, daß man beinah' auf den Gedanken verfallen konnte, es sei friedvoller und des Vorziehens werther, Unterthan zu sein, als auf dem Thron, oder vielmehr auf dem Dreifuß zu sitzen und Drakelantworten auf Anfragen zu spenden, die für

die Seherin in einer vollkommen unverständlichen Sprache abgefaßt waren. Ob das morsch gewordene Strohdach der Hauptscheune ausgebessert oder durch eine ganz neue Bedachung ersetzt werden solle? Ob die getheerten Pappdächer sich dafür bewährten? Was mit der diesjährig außerordentlich reichen Kirschernte anzufangen sei? Ob es sich nicht empfehle, eine Taunenschonung als Windschutz gegen den Nordost für die äußerst einträglichen Spargelbeete anzulegen? Nach welchem Grundsatz es in diesem Jahre mit der Ausforstung zu halten? Welche von den möglichen Felderwirthschaften für den Herbst festzustellen? Ob die gemästeten Ferkel selbst zu schlachten oder zu verkaufen? Ob der Dorffasse Eckenbecker, der seine Pachtäcker zu arrondiren wünsche, den Ausgleich in Geld, Naturalleistungen oder Arbeit bewerkstelligen solle? Ob der Flurwächter Friß Faulhaber die von ihm benöthigte Einwilligung der Gutsherrschaft erhalten werde, um die Instentochter Susanne Feldhase zu heirathen, wenn er eine Bürgschaft betreffs eventueller Verarmung zu erwartender Kinder stelle?

Monika Waldbogel hörte mit wachsendem Aerger antwortlos den an sie gerichteten Vorschlägen, Anforderungen und Gesuchen zu, doch erst das letzte steigerte ihren schweigenden Verdruß zu lauter Indignation:

„Nein! Alles nicht! Das Letzte gar nicht! Einen verheiratheten Flurwächter kann ich nicht brauchen, der kümmert sich nicht um seinen Dienst. Die Susanne Feldhase soll ledig bleiben, das ist das Beste für ein Mädchen. Ich will das Beste für meine Leute und werde überhaupt das Heirathen auf meinem Gut ganz abschaffen. Es ist durchaus überflüssig, nachtheilig und unnatürlich. Jetzt habe ich keine Zeit; das Andere will ich überlegen. Später; Ihr braucht nicht wieder zu fragen, ich gebe Euch Bescheid.“

* * *

Wenn Hans Waldbogel nicht gewesen wäre, hätte Alles sich anders, vortrefflich, wie im Anfang von selbst gemacht. Das empfand Monika deutlichst und das mehrte ihren Ingrimm. Sie hätte sich mit den Leuten berathen, vielleicht dann und waun einen Mißgriff gethan, doch bei Allen gelernt, beobachtet, sich zu eigener richtiger Beurtheilung aufgearbeitet. Aber Hans Waldbogels Gesicht stand ihr immer, bald physisch, bald in der Vorstellung wie ein lachendes Frage- und spöttisches Ausrufungszeichen im Wege. Wo er es in seiner studentischen Verbummelung gelernt, war nicht zu begreifen, doch er verstand sich unverkennbar vollkommen auf alle die Dinge, welche Monika so viel Verdruß bereiteten. Es schien ihm angeboren zu sein, daß er Alles nur ansah und sofort die richtige Erkenntniß dafür hatte. Wo eine Bestimmung der Grundherrin gründlich an der Scheibe vorbeigeschossen, traf er hinterdrein mitten in den schwarzen Fleck. Aber niemals eher, als bis nichts mehr an der Sache gut zu machen war, vorher wies er die ihn Befragenden stets achselzuckend an den Aus-

fluß aller Gnaden und die überlegene Erfahrung der Eigenthümerin. Er habe hier nichts zu sagen, sondern esse nur demüthig das Gnadenbrod und trinke dankbar den Gnadentwein bei seiner Cousine.

Das Alles war selbstverständlich nie laut und niemals für die Ohren der letzteren gesagt, doch Monika hörte es trotzdem immer, jeden Tag wieder. Nur durch ihre eigene Schuld, denn sie hielt sich so, daß sie es nicht überhören konnte. Und sie wollte dies auch nicht, sie that es absichtlich. Wie ihre Augen ihn ansahen, um befriedigende Entdeckungen an seinem Außern zu machen, so verfolgten ihre Ohren jezt gleichfalls den Zweck, sich möglichst keines seiner Worte entgehen zu lassen, um auf diesem Wege sich ein genaues Conterfei seines Innern auszumalen und ihren Abscheu dadurch zur höchsten Potenz zu steigern. Sie erreichten diesen Zweck auch im befriedigendsten Grade. In den grellsten Farben stellten sie das seelische Bildniß eines schadensfrohen, gewissenlosen, unmoralischen, grobbesaiteten, hinterhältischen, bössartigen, durch und durch selbstfüchtigen, unfraglich zum Schlimmsten fähigen Menschen zusammen. Und mit diesem äußerlich und innerlich abscheulichsten aller Mittelebenden hatte die unbegreifliche Geistesverwirrung des alten Squire — oder war es etwa posthume Bosheit gewesen, sie inmitten ihrer ererbten Herrlichkeit zu einer Tantalustochter zu machen? — sie unlösbar testamentarisch zusammengekettet! Trotz den befriedigendsten Resultaten, welche Auge und Ohr täglich auf's Neue erzielten, waren Monika Waldbogels Lippen manchmal nahe daran, sich fest aufeinander drücken zu müssen, um nicht vor Zorn in Schluchzen auszubrechen.

* * *

Zorn, Aerger und Verdruß verlängern die Tage und die Monate — vielleicht das Leben. Seit dem ersten Tage des jüngsten Monats schien es Monika schon eine Ewigkeit und doch war es immer noch Juni, wenn auch der letzte Tag desselben. Die Lust im Hause war schwül, wie Monika Waldbogels Stimmung; sie ging in den Garten, auf schmalen Feldwegen zwischen regungslosen, hohen, schon goldfarbigen Aehrenwandungen hindurch, über die ihr breiter Strohhut kaum mehr heraufragte. Eigentlich entsprach es ihrer Gemüthsverfassung durchaus nicht, im Vorübergehen blaue Kornblumen zu pflücken; sie riß dieselben auch mehr als ein unnützes Unkraut mit Stumpf und Stiel aus, behielt sie indeß gedankenlos in der Hand. Dann stieg aus den Roggenfeldern eine rundhügelige Wiese an, hie und da mit niedrigem Buschwerk überstreut, nur auf der obersten Spitze stand ein alter, prächtiger Eichbaum, unter dem man nach allen Seiten weit über das Thal fortsah. Darunter setzte Monika sich in den Schatten und ihr helles Kleid und gelber Hut leuchteten ebenfalls nach allen Richtungen weit über das Thal hin. Und wie sie so dasaß, huben ihre Finger gedankenlos an, nach Kinderbrauch aus den blauen Korn-

blumen einen Kranz zu flechten, der unvermerkt sich wie von selbst fertig-rundete, und als er fertig geworden, nahm Monika gedankenlos ihren Hut vom Kopf, legte den blauen Kranz um das gelbe Stroh und setzte den Hut wieder auf.

Sie dachte an sehr Vieles oder an gar nichts, jedenfalls nicht daran, daß die Sonne vor ihr von der grünen Wiese wegschwand, als ob eine Hand ihren Goldstaub davon abwische. Die Sonne mußte sehr dringlich dazu veranlaßt sein, denn sonst hätte sie es sich gerade gegenwärtig sicherlich nicht entgehen lassen, die unter der alten Eiche Sitzende zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, daß Monika Waldbvogel im hellen Sommerkleid, unter dessen Saum die kleinen Füße hervorguckten, im gelben Strohhut mit dem blauen Kornblumenkranz darauf, unter dem der Teint des Gesichtes weniger dunkelfarbig, dagegen die Lippen in blühenderem Roth erschienen — daß Monika Waldbvogel so keineswegs wie eine ernste, gefürchtete Gutsherrin, noch weniger wie eine von Lebensverdruß und Ueberdruß Gequälte, sondern wie ein junges, frisches Mädchen von achtzehu Jahren aussah, das mit eigenartigen Augen in die Welt hineinblickte. In ihren Schläfen fing es jetzt an, sich leise zu bewegen, denn ein plötzlicher Windhauch begann mit dem kurzabgeschnittenen, braunen Haar zu spielen, das äußerst jugendlichen, fast übermüthigen Eindruck regend, hübsch und glänzend um den Kopf flatterte, und über ihr säuselten die Blätter des Baumes durcheinander. Vernehmlich, doch unverständlich; wenigstens schüttelte Monika, die mit geschlossenen Lidern aufhorchte, den Kopf dazu. Dann that sie auf einmal die Augen weit auf, denn dicht vor ihr sagte die ihr ebenso genau vertraute, als helltönige und unangenehme Stimme ihres Vetersers Hans Waldbvogel:

„Husch, Kornblume! Husch in den Busch! Sonst zwirbelt der Wind Dich und es macht Klatsch und Hui! auf Dein Färberblau herunter.“

Es war in Wirklichkeit der abscheuliche Mensch, und seine sechs Schuh hohe Gestalt hob sich von einem dunkel blauschwarzen Hintergrunde, von dem Monika im ersten Augenblick nicht begriff, was es sei. Dann erkannte sie ein dichtes, verfinsterndes, machtvoll heraufjagendes Wetter, welches das halbe Thal schon überzogen, drehte, als ob sie nichts gehört, den Kopf wieder seitwärts und rupfte einen Grassalm neben sich vom Boden. Doch zugleich schnitt ein Blitz, dem ein baldiges Aufstrahlen folgte, aus der Wolkenmasse, und Hans Waldbvogel accompagnirte demselben rasch, fast gebieterisch:

„Mach' fort, Kornblume! oder ich blase Dich, daß Du wegfliegst! Hier ist kein Platz —“

Monika machte als Antwort nur eine einzige Bewegung, sie schloß die Augen; doch eine Secunde danach riß sie dieselben sprachlos, ungläubig, groß und starr wieder auf, denn der eine Arm Hans Walbvogels hatte sich plötzlich um ihre Schultern gelegt, der andere ihre Füße erfaßt, beide

sie aufgehoben und trugen sie, nicht viel anders, als ob sie wirklich eine Kornblume sei, über die Wiese fort. Etwa vierzig Schritt weit, unter überhängendes Gezweig des niedrigeren Buschwerths, und ehe sie noch recht begriffen, was mit ihr vorgefallen, ließen die Arme sie wieder in's Gras nieder, und Hans Waldvogel lachte:

„Nichts als ein Luftballon mit blauen Franzen!“

Es gibt noch ein unter allen Umständen zutreffendes deutsches Wort: „Wenn das Wasser im Gefäß zu sieden anfängt, kocht es über.“ Dazu gehört nur die letzte Steigerung um einen Tropfen und einen Grad Erhitzung, und was derartig von dem Wasser gilt, soll auch bei der rothen Flüssigkeit im menschlichen Gefäßsystem einer ähnlichen physikalischen Naturgesetz-Nothwendigkeit unterliegen. Wenigstens stand es wie auf der Scala eines Thermometers lesbar in Monika's hochglühendem Gesicht, daß es nur noch der Zuthat eines Anfeuerungs-Grades bei ihr für das Ueberwallen jener Flüssigkeit bedürfe; dabei schien es fast, als laufe ihr Auge über dem noch immer sprachlosen Mund zu dem Zweck umher, einen solchen, das Maß voll machenden Tropfen irgendwo aufzufassen, und unglücklicher Weise blieb es auf ihrem Kleide haften, von dem durch den unerwarteten Transport an einer Stelle ein langes, doch äußerst leicht mit Nadel und Faden restaurirbares Stück des Falbelbesazes abgerissen worden — und klatsch! traf im selben Moment die kleine Hand Monika Waldvogels kräftig zwischen Nasenflügel und Ohr der linken Seite des Gesichtes ihres noch halb zu ihr heruntergebückten Betters Hans Waldvogel.

Wie ein Blitz war's geschehen, und von einem wirklichen nah zischenden, schlangenartigen Blitz war's begleitet, ein dritter Blitz funkelte dazu aus Monika's halb besinnungslosem Hornblick, und alle drei zusammen zogen blitzgeschwind den Reflex eines vierten durch Hans Waldvogels Augen. Aber dann lachte er volltönig: „Wind, pfeiffst Du aus dem Busch, da müssen wir Dich in den Dudelsack sperren“, und seine beiden Hände saßten die Oberarme Monika's, die gleichzeitig aufzuspringen beabsichtigt hatte, und drückten sie fest auf den Boden zurück. Stumm rang sie dagegen auf, anfänglich nur mit einem Ruck, sich emporzurichten, doch da seine Arme nicht losließen, mit voller Kraft. Aber die seinige war ihr weit überlegen und er sagte, ihre Anstrengungen vereitelnd, nur mit stoischster Gemüthsruhe: „Erst zur Ruhe kommen, Wind!“ Wenn jedoch ein Beschwichtigungsmittel falsch gewählt werden konnte, geschah's mit diesem, denn nun zitterte es fast in Bewußtlosigkeit des über siedenden Blutes von Monika's Lippen: „Laß mich, Du roher, plumper, widerlicher“ — ein Donner polterte ihr grad' über den Kopf und verschlang den Abschluß der „schmückenden“ Beiwörter — und sie strebte, so gewaltfam sie's vermochte, sich mit Händen und Füßen aus ihrer Bändigung zu befreien, bog die schmalen Fingerspitzen nach auswärts und suchte mit den Nägeln nach dem Gesicht Hans Waldvogels, der jetzt seine ganze Stärke aufbieten

mußte, um seinen Willen zu behaupten. Er that dies, ohne etwas auf die ihm gemachten Complimente zu erwidern, mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit, beinah', als komme es ihm nicht darauf an, die Wahrheit derselben zu bestätigen, denn er setzte das Ringen nicht wie mit einem Mädchen, sondern wie mit einem Manne unter Anwendung der im Augenblick zweckdienlichsten Mittel fort, drückte ihre Kniee mit den seinigen nieder, bändigte ihre beiden Hände mit der Rechten und drängte, die Linke ohne vieles Bedenken energisch gegen ihre Brust stemmend, ihren aufstrebenden Oberkörper mit nachhaltigstem Erfolg auf den Boden zurück. Noch einmal raffte sie alle Kraft zu einem vergeblichen letzten Versuch zusammen, dann lag Monika Waldvogel, zu weiterem Widerstand unfähig, regungslos da. Sie sprach kein Wort, aus dem purpurglühenden Gesicht zitterte nur ein ohnmächtiger Strahl in das Gesicht ihres über sie gebeugten Ueberwinders, ihre Brust kämpfte heftig nach Athem und ihre Hand bewegte sich mechanisch nach der Stelle, wo sie von der seinigen ungefähr in der Gegend des Herzens mit etwas zu energischer Nichtberücksichtigung des ungleichen Wettkampfes zurückgedrückt worden war, als ob sie außer der Pein, besiegt worden zu sein, auch einen physischen Schmerz dort empfinde. Es war vielleicht nur eine halbe Minute, die sie sich so wortlos dicht in's Gesicht blickten, aber Monika schien's wie eine Uuermeßlichkeit, in der sie machtlos an einen Höllenpfahl angeschmiedet bis in's innerste Mark von ihr unbekanntem, höhnisch züngelnden Flammen angeleckt werde, dann sagte Hans Waldvogel ruhig: „Der Wind wird stiller“, und seine Hände lösten ihre Klammern langsam ab. Er warf nur noch einen letzten Blick in die beiden stummredenden Augen unter ihm und lachte dazu:

„Vollkommene Schlehcn, sie kraxen förmlich, wenn man sie ansieht —“

Ob er den Vergleich noch weiter fortzusetzen gedachte, blieb unentschieden, denn es kam ein Intermezzo, das für den Augenblick wenigstens allem Hören und Sehen, Reden und selbst Denken ein Ende machte. Wie ein Wolkenbruch prasselte es herunter, flammte, schetterte, krachte plötzlich sinnbetäubend zugleich, ein Blitz fuhr in den Wipfel der alten Eiche, unter der Monika ihren Korublumenkranz geflochten, zuckte am grauen Stamm nieder, spaltete denselben in zwei Hälften und begrub sich, von knatternd herabstürzendem brennendem Geäst überlodert, in der Erde. Dann stieg in einer Secunde der ganze Rest des Baumes als eine Flammenpyramide in die Höh'.

Der Luftdruck, die Blendung, der kanonenschußartige Ausstrach hatten den beiden dicht gegenwärtigen Zuschauern mehrere Secunden lang vollständig die Sinne benommen. Nun saßen sie neben einander und sahen wortlos wie zuvor darauf hin. Monika hatte sich halb aufgerichtet, das niedrige Buschwerk über dem Kopf schützte nicht gegen den Wolkenbruch, sondern dieser stürzte wie die stärkste Brause einer Riesendouche über sie hin und hatte sie in einer halben Minute bis auf den sprichwörtlichen

letzten Faden durchnäßt. Trotzdem rührte sie sich nicht; ihr Gesicht war sehr weiß, dem an ihrem Nacken umgeschlagenen Kragen in der Farbe ähnlich geworden und blieb es eine Weile, während ihre Augen unverwandt auf die knisternde, sprühende Feuermasse hinstarrten, in die der Blitz den Baum verwandelt hatte und die selbst der strömende Regen nicht auszulöschen vermochte. Dann floß es wie Wiederschein von der brennenden Fichte über ihre Züge, erst langsam, schneller, feuriger, bis es ihr über Schläfen, Stirn und Wangen fast mit ebenso rothen Flammen aufloderte, und plötzlich sprang Monika Waldbvogel lautlos auf und trat in den vollen Regen hinaus. Einige Schritte ging sie ruhig über die Wiese, dann beschleunigte sie ihren Gang, dann lief sie und dann stürzte sie, ohne sich umzusehen, athemlos den Wiesenhügel hinunter, dem Gutshofe zu.

* * *

Das Gewitter war vorüber gejagt, hatte sich dumpf ausgegrollt und bläulich ausgeleuchtet, der Himmel war klar geworden, aber es wehte fort den Abend hindurch und die Nacht hindurch. Wenigstens raschelte, summt und flüsterte es unausgesetzt in dem dichten Weinlaub, das die Fensteröffnungen des Schlafzimmers Monika's umspann und ließ sie keinen Augenblick in dem hohen, breiten Himmelbett schlafen. Oder trug der Schmerz, den sie an ihrer Brust empfand, die Schuld daran? Sie drehte sich von einer Seite auf die andere, immer fühlte sie's und that es weh. „Ein rother, abscheulicher Mensch!“ murmelte sie. Sie fühlte es jetzt deutlich: der Schmerz machte sich nicht so sehr von Außen bemerkbar, als dadurch, daß trotz jeder Lageveränderung von Innen her der Herzschlag immer gegen die empfindliche Stelle klopfte. Wahrscheinlich hing das mit dem Druck, der darüber stattgefunden hatte, zusammen, und Monika sagte wieder halbblau: „Ich glaube, der plumpe Bursche hat gar keine Ahnung davon, daß man uns nicht wie Seinesgleichen —“. Ueber der Fortspinnung dieses Gedankens schlief sie endlich ein, aber da raschelte, summt und flüsterte es gleich auf's Neue im Weinlaub und sie wachte sofort wieder auf. Das Herz klopfte und der Schmerz war ebenso da. „Obendrein bringt er mich um die ganze Nachtruhe, während er schlafen wird wie ein Bär.“ Unnuthig sprang Monika Waldbvogel plötzlich aus dem Bett, der Mond kam durch's eine Fenster und erhellte das Zimmer so weit, daß sie, vor dem Spiegel getreten, deutlich einen dunklen Fleck in der Gegend über dem Herzen unterscheiden konnte. „Roh, plump, abscheulich!“ murmelte sie; „das ist die Manier, wie sich die Waldbvogel lieben.“ Auf einmal sah sie, vom Mond erhellt, ihre ganze weiße Gestalt vor sich im Spiegel und im selben Augenblick kam ihr eine Erinnerung und goß sich ihr wie ein rother, brennender Lavaström vom Scheitel bis zur Sohle hinab. Grad' so in dem nämlichen Kostüm hatte sie am Frühmorgen in der hellen Sonne hier gestanden, als Hans Waldbvogel sich ver-

irrt und die Thür dort aufgemacht. Unglaublich! und er hatte die Thür nicht sofort wieder geschlossen, sondern war in's Zimmer hereingetreten, hatte ihre langen Böpfe betrachtet und gesagt — unglaublich! Wahrhaftig, er mußte gar keine Ahnung davon besitzen, daß er nicht zu Seinesgleichen —

Doch nun überließ es Monika Waldbvogel, wenn es möglich war, noch heißer als zuvor. Unglaublich, gewiß! Aber war es nicht noch ungläublicher, daß sie damals ruhig so stehen geblieben und ihm ihre mühsam ausgedachte Rede gehalten, gerade als wäre er — ja, was? — nun, als wäre er Ihresgleichen? War sie denn eigentlich noch im Schlaf, oder blind und taub, oder von Sinnen gewesen? Könnte sie das jetzt noch ebenso thun, nur im halben Mondlicht, wenn er plötzlich wieder in der Thür dastände?

„Nicht um die Welt!“ Monika flog förmlich mit einem Schreckensschauer zusammen, starrte mit angstvollen Augen auf die Thür, in die ihre Phantasie ihr lebendig das Bild Hans Waldbvogels hineingemalt und huschte einem gescheuchten Vogel gleich in ihr Bett zurück. Da lag sie und horchte, aber sie hörte nichts als immer das Klopfen an ihrer Brustwandung, das an Schlafen jetzt ebenso wenig denken ließ als vorher, und nach einigem Besinnen verließ Monika leise wieder das Himmelbett, warf ihre Kleider über und ging in das anstoßende Zimmer hinein, wo „Fräulein“ Anke schlief. Sie setzte sich auf den Bettraud derselben und rief ihren Namen. „Ja,“ erwiderte Anke mit geschlossenen Augen:

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war er auch ein Bräutigam.“

Das eigenthümliche Lieblingswort der jungen Hofdame verließ offenbar ihre Lippen auch im Schlaf nicht. „Was schwafest Du für dummes Zeug im Traum!“ fuhr Monika erzürnt heraus und rüttelte die Schlafersin hestig am Arme.

„Ja,“ wiederholte Anke, noch immer erst halb wach, „soll ich wieder ansagen?“ Dann machte sie die Lider auf und sah verwundert drein.

„Was ansagen? Wie kann man nur so albern fest schlafen, obenein in Deinem Alter.“

„In meinem Alter? Ich denke, da schläft man am besten,“ meinte Anke jetzt einigermaßen ermuntert. „Warum thun Sie's nicht?“

„Ich weiß nicht, vielleicht weil ich am Nachmittag naß geworden bin und mich erkältet habe.“

„Wer in den Regen geht, wird naß,“ versetzte Anke philosophisch. „Weshalb stellen Sie sich nicht unter ein Dach oder unter einen Baum?“

„Das hätte ich gethan,“ erwiderte Monika Waldbvogel langsam und sah durch das Fenster hinaus, wo die Mondnacht zu verbleichen und ein Goldsaum den nordöstlichen Horizont zu färben anhub. „Ich saß unter

einem Baum, als das Gewitter kam, unter der alten Eiche auf der runden Hügelwiese hinter'm Dorf; aber ich stand auf und ging fort."

„Mich dünkt, es wäre klüger gewesen, das letztere in Ihrem Falle nicht zu thun, gnädiges Fräulein.“

Monika sah durch das Fenster, in dem der Goldsaum langsam höher aufstieg. Sie schwieg einige Secunden und wiederholte darauf, doch ohne jeden Anflug einer durch Anke's logische Folgerung sonst wol zu begründenden Ironie:

„Ja, ich glaube auch, es wäre klüger gewesen, in meinem Falle das letztere nicht zu thun.“ Und nach einer abermaligen kurzen Weile setzte sie im selben Ton hinzu: „Ungefähr eine Minute nachher — ja, so mag's gewesen sein — schlug der Blitz in die Eiche, daß nichts von ihr übrig blieb als ein Kohlenhaufen.“

„Herr Gott!“ Anke fuhr mit dem Kopf in die Höh' — „der Blitz? Das hab' ich mir von der alten immer gedacht und hätte ich Ihnen gleich sagen können, daß nichts gefährlicher sei, als sich bei einem Gewitter unter solchen Baum zu setzen.“

Die junge Hofdame bot ihrer Souveränin damit unverkennbar noch verlockenderen Anlaß zu einer ironischen Entgegnung als vorher, doch Monika gab nur durchaus ernsthaft und sehr merkwürdig zur Antwort:

„So war es eigentlich wol höchst selbstsüchtig von mir, daß ich vorher fortging?“

„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb war,“ lachte Anke auf. „Mein Himmel — wenn Sie's nicht gethan, da hätt' ich richtig wieder ansagen müssen, damit sie alle dem neuen Herrn treu geblieben wären. Ja“ — und sie richtete sich noch mehr auf und sah nachdenklichst drein — „wer wäre denn das gewesen und hätte das Gut wieder von Ihnen geerbt? Sie hätten kein Testament gemacht gehabt und Verwandte haben Sie auch nicht —“

„Nein, Verwandte habe ich auch nicht,“ sprach Monika nach und der erste Tagesdämmer färbte jetzt mit leiser Röthe ihr Gesicht. Doch fast im selben Athem rief Anke:

„Mein Gott — da würde ja natürlich Alles ganz von selbst an Herrn Hans Waldbvogel gekommen sein, denn gesetzlich wäre er ja doch Ihr Vetter gewesen.“

„Ja, gesetzlich wäre er doch mein Vetter gewesen und es würde natürlich Alles ganz von selbst an Hans Waldbvogel gekommen sein,“ wiederholte die Gebieterin abermals kopfnickend den rechtlichen Befund ihrer Hofdame und gewahrte dann erst, daß die letztere, von Ueberraschung über ihre eigene Schlusslogik aufgetrieben, aus dem Bett gesprungen war und mit den Kornähren über der weißen Sinnengestalt auf ihren bloßen Füßchen im Frühlichtsdämmer außerordentlich niedlich dastand. Doch in Monika's Gesicht sprach sich offenbar eine höchst sonderbare, völlig gegentheilige Urtheilsbeeinträchtigung aus, ihre Augen flogen mit einem schreckhaften

Ausdruck plötzlich nach der Thür, als ob sich dort etwas bewegt hätte, und sie stieß verweisend, beinahe drohend aus:

„Was treibst Du? Schäme Dich, so — wenn Jemand zufällig — leg' Dich gleich wieder in's Bett und schlafe! Es ist noch viel zu früh, um aufzustehen; ich werde Dich wecken, wenn es Zeit ist. Und daß Du Dich nicht wieder unterstehst —!“

Damit ging Monika Waldvogel eilig in ihr Zimmer zurück, nachdem sie im Vorbeikommen den Schlüssel der nach dem Flur führenden Thür des Schlafgemachs ihrer jungen Hofdame zwei Mal im Schloß umgedreht hatte, und Anke sah ihr staunend nach, ebenso unfähig, das Räthsel zu lösen, was sie sich eigentlich nicht unterstehen sollte, als weshalb die Gebieterin überhaupt zu einer Zeit, die viel zu früh um aufzustehen war, zu ihr gekommen.

* * *

Quod licet Jovi, non licet bovi — was der Souveränin geziemt, geziemt sich darum noch nicht für eine Hofdame, oder, weil es dem Einen Zeit scheint, um aufzustehen, ist's noch nicht Zeit für einen Andern, oder weil Dieser vor Herzklopfen nicht mehr schlafen kann, braucht Jener noch nicht zu wachen. Das Wort altrömischer Weisheit läßt sich in tausend Uebersetzungen wiedergeben, je nach der Gedankenrichtung und Gemüthsstimmung des Verdolmetschers; es läßt sich indeß durch eine kleine Einschiebung in seinem Sinne auch etwas variiren, wie z. B.: Quod non licet Jovi, utique non licet bovi, was sich ungefähr in's Deutsche übertragen ließe: Dasjenige, was ich nicht darf oder kann, soll schlechterdings auch niemand Anderes dürfen und können, und diese Sinnspruchvariante schien es zu sein, die sich gegenwärtig, mehr als das Original, in den Augen Monika Waldvogels kundthat. Es war immer noch früher Morgen, der erste Julimorgen des Jahres, und der Thau blühte an allen Halmen und in allen Kelchen des Gartens, durch den die Eigenthümerin desselben hinwanderte, aber der augenhelle Glanz der kleinen spiegelnden Perlen hatte nicht ihren Beifall und sie schlug im Vorübergehen mit einem Stecken nach ihnen, daß sie licht- und leblos herunterfielen und ausloschen. Auch der farbige Schmelz und zarte Teint der Blumen erregte ihr Widerwillen und sie köpfte ebenfalls mit heftigem Dreinschlag die weißen und rothen Blumen an ihrem Wege — nur mit den in's Gelbe spielenden machte sie eine gnädige Ausnahme — wie sie damals nach ihrer Rückkunft von der Eröffnung des Testaments des Herrn Silvan Aviarus die rothe Mohnblüthe um ihren Kopf verkürzt hatte. Doch sie befestigte die Gerichteten nicht wie damals mit schnellem Umschwung zur Erbarmniß an ihrer Brust, sondern ließ sie mit mehr als kalter Gleichgültigkeit, beinahe wie mit grausamer Rachebefriedigung am Boden liegen und setzte ihren Weg in den Wald fort. Hier jedoch erwartete sie die höchste Steigerung ihrer

Entrüstung, denn nun fingen rundum die Vögel über ihrem Kopf und unter ihren Füßen an zu musiciren, zu flöten, zu schmetternd und zu jabeln, daß sie empfört einen Stein um den andern aufrastte und damit nach den buntgefiederten Uebelthätern warf, die des Glaubens zu sein schienen, ein solcher Zulimorgen sei dazu da, um an ihm laut vor Freude in die Welt hinauszusingen. Und dann bog Monika Waldbogel um eine grüne Ecke und ihr Fuß stockte wie vor dem plötzlichen Anblick einer häßlichen Kröte oder einer giftigen Schlange zurück und ihr Auge starrte mit heißer Boringluth auf ein Bild, das sich ihr auf ein Duzend Schritte Entfernung darbot.

Es war ein „lebendes Bild“, nur mit dem Unterschiede, daß solche sonst gewöhnlich direct für Zuschauer arrangirt zu werden pflegen, dieß dagegen, von der frühen Stunde und Waldbeseinsamkeit verleitet, offenbar auf den vollständigen Mangel begutachtender Augen gerechnet hatte. Nur von zwei Personen wurde es dargestellt, einem frischen jungen Burschen mit einer Flinte an grünem Gehäng über dem Rücken und einer schmuken Bauernbirne, welcher der Strohhut vom Kopf gefallen und, als ob er den gleichgültigsten Gegenstand von der Welt bilde, unter ihre Füße gerathen war. Zwei Böpfe hingen ihr vom Nacken und den einen hielt der junge Waffenträger, wickelte ihn dem Mädchen um den Hals und suchte das Ende desselben gegen ihre halb abwehrenden Finger unter ihrem ausgelockerten weißen Brusttuch zu verbergen, während seine andere Hand ihren Leib umspannt hielt und kräftig gegen sich heranzog. Das sand Alles unter völliger Lautlosigkeit statt, denn ihre Lippen waren beiderseitig vollauf beschäftigt, sich zu küssen, und unterbrachen diese Thätigkeit nur so lange, wie der kürzeste Athemzug es dann und wann unumgänglich machte. Doch jetzt hatte auch die Hand der jungen Dirne offenbar einen wichtigeren Beruf zu erfüllen, als sich länger über das Schicksal des in feindliche Gewalt gerathenen Bopfes zu beunruhigen, denn sie verließ ihren bisherigen Posten, schlang sich gleichzeitig mit ihrer Zwillingsgenossin um den Nacken des hübschen, jungen Burschen, und halb an ihm hängend, halb von seinem Arm gehoben, wiegte sich das Mädchen auf den Beinen stehend mit geschlossenen Lidern wie ein Vogel auf schwankem Gezweig an seiner Brust hin und her.

Hochroth, wortlos, als zweifle sie an ihren Sinnen, starrte Monika auf das lebende Bild hinüber, und hochroth im ganzen Gesicht gewahrte die schmuke Bauernbirne, jetzt plötzlich schalkhaft die Augen aufschlagend, die halb vom Laub verdeckte Gestalt der Gutsherrin, flüsterte hastig ein Wort in das Ohr ihres Liebhabers, der darauf hin ihren Bopf und ihre Taille fahren ließ, sie wie selbstverständlich noch eumal küßte und darauf ruhig, ohne sich umzusehen, quer durch die Stämme weglos den Bergwald hinanstieg. Das Mädchen blieb stehen, nahm ihren Hut vom Boden, glättete, von der Richtung Monika's abgewandt, mit der einen Hand das

bös zernitterte Stroh aus und ordnete mit der andern das ziemlich ebenso sehr der Instandsetzung bedürftige Brusttuch, dann ging sie mit Augen, die ein wenig gezwungen-undefangen umherblickten, der Gutsherrin entgegen. Sie wollte mit einem Gruß an dieser vorüberschreiten, allein Monika sagte sie hart am Oberarm und sagte:

„Wer bist Du? Wie heißt Du?“

„Susanne Feldhase.“

„Und der Mensch, der da von Dir ging?“

Ein bißchen verlegen antwortete Susanne Feldhase: „Das war mein Bräutigam, der Flurwächter Friß Faulhaber.“ Aber dann blickte sie Monika treuherzig und ruhig in's Gesicht; dies letztere jedoch glühte immer zorniger auf und die Lippen darin stießen heftig aus:

„Und Du läßt Dich von dem Menschen küssen — und Du stehst hier und siehst mich an, als ob gar nichts — und Du küßt ihn wieder — und Du schämst Dich nicht — und —?“

„Ja, wenn man sich heirathen will, da küßt man sich doch,“ meinte die hübsche Dirn' halb lachend.

„Du bist ein noch viel schamloseres Geschöpf, als ich gedacht! Heirathen willst Du ihn auch?“

„Ja, gewiß will ich's und er will mich, und Heirathen ist doch keine Sünde,“ antwortete Susanne etwas kleinlauter, „und wenn wir nur die Erlaubniß von Ihnen gehabt, hätten wir's schon gethan. Und da sich's 'mal so gut trifft, ich bitte recht schön, für den Friß mit, geben Sie uns die Erlaubniß gleich jetzt, gnädige Herrschaft; wir möchten alle beide gar gerne nicht länger warten.“

Augenglanz und Gesichtsfarbe der jungen Wittstellerin drückten der letzten Beifügung ein unanzweifelbares Bestätigungsiegel auf, aber dafür waltete unverkennbar ein um so gründlicherer Irrthum in ihrer Annahme ob, „daß es sich 'mal so gut getroffen“, denn Monika Walbvogel fiel ihr fast vor Aufregung stotternd in's letzte Wort:

„Geh' mir aus den Augen! Ihr bekommt meine Erlaubniß nicht! Ob Du's willst und er es will — ich will's nicht! Basta! Und erfahre ich wieder, daß er Dich geküßt hat, schaffe ich auf der Stelle einen andern Flurwächter an. Und höre ich, daß Du ihn küßt, jage ich Dich von meinem Gut fort. Dann könnt Ihr Euch heirathen, wo Ihr wollt und verhungern, meinertwegen! Hast Du's verstanden?“

Susanne Feldhase war blaß geworden, ihre bloßen Arme zitterten erschreckt leise hin und her und sie machte eine Fußbewegung, sich stumm zu entfernen. Aber dann kam es plötzlich roth in ihr Gesicht zurück und mit einem eigenthümlichen, fast stolzen Aufglaunz in die Augen ihrer einfachen Bauermädchenzüge, sie heftete den Blick sicher in das ungnädig drohende Antlitz ihrer Gutsherrin und antwortete mit fester Stimme:

„Das werden wir dann auch thun, Friß wird's thun und ich gewiß. Eh' wir uns verbieten lassen, uns zu heirathen, können Sie uns wegzagen, daß wir nichts mehr haben, als die Kleider auf dem Leibe. Um Geld und Gut lassen wir nicht von einander, und verhungern werden wir schon nicht, dazu haben wir vier Arme, um zu arbeiten — und wir wollen noch heut' gehen — und —“

Susanne drehte sich hastig und verbeutlichte, wie sie zu gehen beabsichtigte, denn sie lief hurtig davon. Doch der Muth, der heroisch über sie gekommen, stand im Begriff, in Scherben zu zerbrechen, sie hielt ihn nur mühsam noch damit zusammen, daß sie ihren Schürzenzipfel gewaltsam gegen ihre Augen und ihren Mund drückte, und dann kam doch aus der Ferne ein schluchzender und weinender Ton durch das Waldlaub heran. Die intellectuelle Urheberin desselben blickte ihr stumm nach, ging mit heftiger Vorwärtsbewegung einige Duzend Schritte weiter, blieb wieder stehen, preßte auf einmal, wie Susanne Feldhase die Schürze an die Augen, ihre Hand auf die schmerzhafteste Stelle, die das Hämmern darunter nicht zur Ruh kommen ließ, und urplötzlich brach Fräulein Monika Waldbogel in ein lautes, unverhaltenes und noch viel krampfhafteres Weinen aus, als die in ihren Hoffnungen enttäuschte Braut des Flurwächters Friß Faulhaber. Ohne sich einen Grund dafür anzugeben, setzte sich die junge Grundherrin aller Herrlichkeiten umher auf den weichen Moosgrund und weinte ganz laut fort — so lange, bis eine Stimme dicht über ihr verwundert fragte:

„Was für ein fremdländischer Vogel ist denn das, der hier eine Ragenjammer-Melodie pfeift?“

Nun blickte Monika auf, doch nicht erschreckt, nicht zornig, sondern groß und wie Zustimmung mit dem Kopf nickend in Hans Waldbogels Gesicht, und Hans Waldbogel sah mit wirklichster Verwunderung auf die wie von lauter Thauperlen glänzenden Augen seiner Consine. Doch nur einen Moment, denn er sagte gleich darauf: „Bah, eine Spottdroffel,“ und machte eine Bewegung weiterzugehen. Aber gleichzeitig streckte Monika ihren Arm deutend aus und erwiederte durchaus ruhig:

„Es ist gut, grad' recht — setz' Dich einen Augenblick dahin —“

Erstaunt that er's, setzte sich ungefähr einen Schritt von ihr auf das Moos und sie fuhr fort:

„Da Du grad' kommst, kann ich's Dir auch hier sagen. Ich hab' die Landwirthschaft satt und geh' fort. Du kannst als der Herr hier bleiben. Das ist's ja, was Du willst und damit können wir ja dann beide zufrieden sein.“

„Hm,“ antwortete Hans Waldbogel, mit eigenthümlich forschendem Blick über ihr Gesicht hinstreifend, „Du bist ja vortrefflicher Laune heut', viel besser als gestern. Da hätten wir uns weit früher verständigen können. Allerdings, das läßt sich hören. Geht's nicht so, geht's vielleicht anders,

hab' ich mir immer gesagt. Gutbesitzer sein, ist nicht übel. Und ohne jede Bedingung?"

„Nur die, daß Du mir noch sagst, weshalb Du mich gestern unter dem Baum fortgetragen hast? Mich dünkt, wenn Du mich noch eine Minute dort sitzen gelassen, hättest Du Deinen Zweck einfacher erreichen können und derselbe wäre nicht von meiner heutigen Laune abhängig gewesen. Dachtest Du nicht, daß wenn der Zufall es wollte, daß der Blitz dort auf mich herunter —“

„Führe,“ ergänzte Hans Waldbogel, „Du kein Testament hinterlassen haben würdest —“

„Oh — das dachtest Du —?“ sagte Monika unruhig.

„Und demgemäß Dein Besitzthum gesetzlich auf Deine nächsten Verwandten übergehen würde —“

„Oh — das dachtest Du —?“

„Und Dein nächster und einziger Verwandter Dein Vetter Hans Waldbogel sei —“

„Oh — das — —?“

Doch statt der beabsichtigten Beendigung der Fragwiederholung begab sich in diesem Augenblick etwas höchst Merkwürdiges, Ueberraschendes, Unglaubliches, denn plötzlich fiel Monika Waldbogel ihrem Vetter Hans Waldbogel um den Hals, schlug ihre beiden kleinen Hände fest um seinen Nacken zusammen und küßte ihn auf den Mund. Und zwar küßte sie ihn gerade so, wie Susanne Feldhase den Flurwächter Frik Faulhaber geküßt hatte, nämlich nur mit der unumgänglich nöthigen Unterbrechung, um nicht athemlos zu ersticken. Und Hans Waldbogel schien dies Unglaubliche ebenso selbstverständlich zu finden, wie zuvor der Bräutigam der Instentochter, denn er hielt die junge Gutsherrin gerade so mit der Hand umfaßt, zog sie an sich und wiegte sie an seiner Brust. Und erst nach einer langen Weile, als er, auch die andere Hand nuzend, sagte: „Habe ich Dir hier wirklich gestern weh gethan?“ schien Monika von einer dunklen Erkenntniß gefaßt zu werden, daß es rathsam sei, das Beispiel Susanne's auch noch in anderer Richtung rechtzeitig nachzuahmen, und sie machte sich, doch nur halb, von ihm los und fragte mit glühendem Gesicht:

„Du abscheulicher Mensch — Du hast mir noch keine Antwort gegeben — warum ließeß Du mich nicht unter dem Blitzbaum sitzen?“

„Weil Du Schlehenaugen hast, die für einen Waldbogel Lockspeise sind.“

Es war der beste Vergleich für die Augen Monika Waldbogels, noch bezeichnender als der mit den dunklen Kreisen auf den gelben Flügeln des „Nagelfleds“. Wie zwei große, reife, von schwarzblauem Duft überwebte Schlehen leuchteten die Augen eigenthümlich geheimnißvoll aus Monika's dunkelfarbigem Antlitz, und sie küßte erst wieder eine Zeit lang

die Lippen, welche den Vergleich ausgesprochen, bis ihr der Athem verging oder ein neues Bedenken sie wieder zum Innehaltenden und zur Wiederholung der Frage veranlaßte:

„Nein, warum?“

„Weil das Gut für jeden Anderen ohne Dich vielleicht recht hübsch gewesen wäre, nur nicht für den, der nun einmal von dem Unverstand besessen ist, lieber Dich als das Gut zu haben. Das muß in der Familie liegen. Ich sagte es Dir gleich den ersten Abend, wenn die Waldbögel sich erst kennen lernen, da haben sie sich so lieb, daß sie — ja daß sie gar nicht anders können, als sich küssen — als sich küssen — sich küssen — und sich heirathen.“

„Heirathen? Mein Himmel —“ halb erschreckt, halb widerstrebend bog Monika ihren Kopf zurück. „Heirathen? Das Testament — die Klausel — ich darf — wir dürfen uns ja nicht heirathen — dann verlieren wir ja —“

„Das Gut — die Erbschaft,“ ergänzte Hans Waldbvogel und sah sie zum ersten Mal von diesem Gedanken starr-betroffen an. „Das darf nicht sein — darf ich nicht. — Wo hatte ich meinen Kopf? Du hast Recht, wir dürfen uns nicht mehr küssen —“

„Warum nicht küssen? Wir brauchen uns ja nur nicht zu heirathen.“

Trotz der über ihn gekommenen Betroffenheit konnte Hans Waldbvogel nicht umhin, zu der Antwort ein höchst komisches Gesicht zu machen. „Wir brauchen uns nur nicht zu heirathen,“ wiederholte er; „ein kluges Mädchen findet doch immer das Richtige heraus. Wir brauchen ja nur keinen Wein trinken zu wollen, wenn wir durstig sind, sondern mit Wasser vorlieb nehmen.“

„Nun, wäre denn das ein Unglück? Doch höchstens eine mögliche Enthalttsamkeit für Dich und nicht für mich!“ lachte Monika und sah ihn fragend-verwundert dabei an. Aber dann rann es plötzlich durch ihre Schlehenaugen, wie wenn ein leise zitternder Sonnenstrahl um den Duft-überhauch der kleinen dunkelblauen Frucht hinfliegt, und Monika Waldbvogels ganzes Gesicht umher loderte in noch vollerm Purpurschein auf, als es gestern von den Flammen des blitzentzündeten Eichbaums überglüht worden war, und Hans Waldbvogels Hand fassend sagte sie, mit halb abgewandter Stirn:

„Weißt Du, Vetter Hans, was die Susanne meinte? Sie würd's doch thun und er auch — sie ließen's sich beide nicht verbieten und wenn ich sie weggagte, daß sie beide nichts mehr hätten, als die Kleider auf dem Leibe. Verhungern würden sie nicht, denn sie hätten vier Arme, um zu arbeiten, aber um Geld und Gut ließen sie nicht von einander und wollten noch heut', gleich gehen. Die wollen sich nämlich auch heirathen, Hans — und eigentlich haben sie mich auf das Küssen gebracht — und da sie doch immer sich noch obendrein heirathen wollen, so verstehen

sie es auch vielleicht besser — und ich meine — wenn wir beiden auch noch heut', gleich von hier aus gingen, Hans, da wär's abgethan und es hätt' uns kein Todter und kein Lebendiger auf der Welt etwas zu verbieten, da ich Dir lieber ohne das Gut bin, als das Gut ohne mich, denn Du könntest das ja auch nicht küssen und auch nicht — nicht heirathen."

* * *

Auf der Landstraße, die vom Gut in die benachbarte Stadt führte, gingen Hans Waldbvogel und Monika Waldbvogel Hand in Hand. Anfangs machte der Thau an den Rispen und Blättern des Wegwarts ihre Schuhe naß, dann trocknete die Sonne sie und dann legte sich gelber Staub darauf. Aber sie nahmen von dieser Wandelung nichts wahr, denn sie hatten sehr viel mit einander zu reden, so daß Mund und Augen sich in unausgesetzter Thätigkeit befanden. Nur von dem Zweck ihrer gemeinsamen Morgenwanderung sprachen sie kein Wort; er mußte sehr untergeordneter, nebensächlicher, durchaus nichtsbedeutender Natur sein. Einzig, als sie an die Thür des Gerichtsgebäudes kamen, vor das Monika im Mai mit ihrem Koffer gefahren, sagte sie lachend: „Damals, als ich zuletzt von hier abfuhr, war ich toll, und wie ich am andern Tag zur Besinnung kam, dachte ich, ob es noch einmal etwas im Leben geben könne, was im Stande sei, mir den Kopf nochmals so verrückt zu machen? Ich glaube, es steckte in dem Schlüssel wie Taumellolch und ich konnte erst wieder zur Vernunft kommen, wie ich ihn loswurde.“ Und sie hob den großen Schlüssel, den sie wie damals in der Hand trug, und sie traten in das Haus ein. Driu war auch Alles wie damals; der Amtsbdiener, den Monika nach dem Herrn Gerichtsactuar befragte, führte sie in das nämliche grau-gebedielte Zimmer, das nach Motten aussah und nach Actenstößen roch, in dem an der grünverschoffenen Tischdecke derselbe kleine Mann saß und auf den Gruß der Eintretenden den Kopf drehte und sie mit der Brille über der Geschäftsmiene ansah, für die jedes Erdending vom Leben bis zum Tode, zwischen Wiege und Grab sich nur durch die Rubrik unterschied, in der es auf seinem Terminjournal einregistriert stand. Monika Waldbvogel aber schritt auf ihn zu, nannte ihren Namen und sagte mit heiterem Ton:

„Ich bin gekommen, um Ihnen die Anzeige zu machen, daß ich die Clausel 2 des Testaments des Herrn Silvan Avarius nicht länger zu halten beabsichtige, da ich zu heirathen gedenke und deshalb auf die mir zugesprochene Erbschaft Verzicht leisten muß.“

„Clausel 2 des Testaments des Herrn Silvan Avarius nicht länger zu halten — zu heirathen gedenke — deshalb auf die zugesprochene Erbschaft Verzicht leisten muß — natürlich,“ wiederholte der Gerichtsactuar mit methodisch näselnder Stimme, und er schien nicht den leisesten

Anhauch einer Unnatürlichkeit darin zu finden und streckte die Hand nach einem Depositenschrank aus.

„Hier ist der Schlüssel,“ sagte Monika, den genannten Gegenstand fast wie etwas, dessen Berührung ein widerwärtiges Gefühl erzeuge, auf die grünverschlossene Tischdecke legend, „Sie liefern ihn wol den neuen Erben aus. Wir empfehlen uns.“ Und sie ging nach der Thür.

„Liefere ihn den neuen Erben aus,“ sprach der kleine Mann, das gefuchte versiegelte Couvert aus dem Schranke ziehend, sah über die Brille und fügte hinzu: „Halt, ich muß erst publiciren, wer die neuen Erben sind.“

„Was geht das mich an?“ versetzte Monika achselzuckend.

„Wer sich hier einfindet, den geht's an, was die vorgeschriebene Rechtsordnung erheischt; ich muß Sie amtlich auffordern, der Verlesung der anderweitigen lektwilligen Verfügung des Testators beizuwohnen.“

Und er brach das Siegel auf, schlug das Blatt auseinander und las:

„Da Ihr, Monika Waldbvogel und Hans Waldbvogel, zusammen hierher kommt, um diesen Nachtrag meines Testaments anzuhören, so kann ich Euch noch einmal sagen: Das ist ja Alles recht hübsch. Dich habe ich kennen gelernt, Monika Waldbvogel, und weiß, daß Du zu der Hälfte der Waldbvogel'schen Sippe gehörst, die höchst solide und achtbar ihr Leben nach Vernunftgrundsätzen einrichtet und ruhiges Blut vom Vater auf den Sohn und die Tochter fortvererbt. Es schien mir deshalb wünschenswerth, Dein Blut ein wenig unruhiger zu machen, und da Du augenblicklich hier, gewissermaßen noch vor mir, stehst, ist das ja Alles recht hübsch. Dich, Hans Waldbvogel, habe ich nie mit Augen gesehen, aber nach dem, was ich von Dir gehört, kenne ich Dich so genau, als hätten meine Augen Dich vor einem halben Jahrhundert täglich im Spiegel betrachtet. Du gehörst zu der andern Hälfte der Waldbvogel'schen Sippe, welche das Unglück hat, Exemplare hervorzubringen, die nicht für ihren achtbaren Wandel taugen und deshalb, mit dem Namen Taugenichts belegt, aus ihrem reputirlichen Kreise ausgeschlossen zu werden pflegen. Sie müssen darum in die Welt hinaus, sich durchbeißen, um zu etwas zu gelangen, ihren außer Credit gerathenen Namen ablegen und sich in einen reputableren einhüllen. Da sie aber nicht nur unruhiges Blut, sondern auch Verstand im Kopfe haben, kommen sie schließlich draußen in der Welt zu etwas, können sogar angesehen und reich werden. Nur verlieren sie in zwischen ihr Leben ohne Zweck und Inhalt, trocken als Junggefallen ein und werden alte, launenhafte, nichtsnutzige Geschöpfe, sich selbst und Andern zum Ueberdruß. Es schien mir deshalb wünschenswerth, rechtzeitig Dein Blut ein wenig ruhiger zu machen, was am Besten durch Heirathen geschieht, und da auch Du augenblicklich hier, gewissermaßen noch vor mir, stehst, so ist das ja Alles recht hübsch. Da Ihr beiden Euch nicht zu Tode ärgern konntet, war es selbstverständlich, daß Ihr

dazu kommen mußtet, Euch zu heirathen, und wenn ich noch Eins vorweg wissen möchte, wäre es das, wie lange Zeit Ihr dazu gebraucht habt, um zusammen hierher zu kommen. Weil Ihr dies aber lediglich um Eurer selbst willen gethan, da jeder durch meine Testamentäverfügung Dasjenige nun einbüßt, was ich ihm vorher zugesprochen und Ihr gegenwärtig beide wieder gerade so mittellos „auf der nämlichen Stelle“ seid, wie vorher, so erkenne ich, daß meine Rechnung richtig gewesen und daß Ihr zu Eurer Glück nichts weiter braucht, als Euch selbst. Das ist ja Alles recht hübsch und dazu nehmt von Herzen meinen posthumen Segen. Und deshalb übertrage ich hiermit meine Euch nur als Last und Heirathshinderniß abgenommene Universalhinterlassenschaft auf meine Nichte, die Tochter meines verstorbenen Bruders, des weiland Professors der Zoologie Michael Waldbvogel.

Silvan Aviarius, Esquire,
ehemals Johannes Waldbvogel.

Nachschrift: Was mich zu meiner Testamentsanordnung noch im Besonderen veranlaßt hat, ist die Fürsorge, daß Ihr als die beiden letzten Waldbvögel den Beruf habt, dahin zu wirken, daß diese eigenthümliche Sippe nicht mit Euch ausstirbt. Zu diesem Behuf, so hoffe ich, werden das unruhig gewordene ruhige und das ruhig gewordene unruhige Blut sich als ein paar glücklich zusammentreffende Factoren erweisen und es wird mich nachträglich erfreuen, wenn Ihr dem ersten hoffnungsreichen Producte meines Experimentes den Namen Silvanus beilegen wollt.

Silvan Aviarius, Esq.“

Das hatte der Gerichtsactuar mit näselnder Stimme, etwa wie die Inventar-Auszählung einer Hinterlassenschaft abgelesen, blickte über den Rand seiner Brille und fragte:

„Ich erinnere mich, sind Sie nicht die Tochter des weiland Professors der Zoologie Michael Waldbvogel?“

Die Gefragte sah ihn mit mehr als halb gedankenleerem Blick an und antwortete mechanisch:

„Ja gewiß, die bin ich.“

„So spreche ich Ihnen die Erbschaft rechtsgültig zu,“ erwiderte der Actuarious trocken, ohne jegliche Bewunderung und mit höchster Gleichgültigkeit und nur Hans Waldbvogel unterbrach die eingetretene Stille:

„Nil admirari, sagt Horaz. Ich habe mich noch nie über etwas gewundert, als heut' zum ersten Mal, daß ich hundert Mal den Namen Silvan Aviarius gehört habe, ohne dahinter zu gerathen, was für ein deutscher Waldbvogel in den Federn des lateinischen stecke. An seinen Federn soll man den Vogel kennen. Diesen finde ich jedenfalls nicht übel, und was seinen letzten Wunsch angeht, so hat derselbe seine vollste Berechtigung und ich werde keinen Augenblick zögern, ihn —“

Er hatte den Kopf nach der Seite seiner Cousine gedreht und diese blickte auch ihn noch ungefähr in derselben Weise wie ebenzuvor den kleinen Brillenmann an, nahm den großen Schlüssel wieder von der Tischdecke, legte ihn zübersichtlich in die Hand ihres Veters, doch antwortete ebenso gedankenabwesend und mechanisch:

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen.“

Erstaunt sah sie auf Hans Waldbogel, der in ein wunderbar fröhliches Gelächter ausbrach: „Das scheint mir auch das Klügste zu sein! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; auf eine Weise geht's gewiß. Das ist ja Alles recht hübsch! Der Waldbogelpfiff des alten Silvan gefällt mir und ich werde den jungen damit begrüßen und ihm denselben mit in die Wiege legen.“ — —

Dann gingen Hans Waldbogel und Monika Waldbogel wieder auf der staubigen, mittagsheißen Landstraße. Sie waren gewiß ebenso nüchtern, wie die junge Gutsherrin damals von dem nämlichen Gerichtsgebäude desselben Wegs gekommen, aber um sie drehten sich die Bäume, die Felder, die Wälder, die Wälder in noch viel unklugem Rundtanz als damals. Und plötzlich rief Monika: „Um Himmelswillen, wenn wir nicht schneller zumachen, laufen Fritz Faulhaber und Susanne Feldhase unverheirathet von unserm Gute fort, Hans!“ und die Dringlichkeit dieser Gefahr schien ihm in völlig gleicher Weise einleuchtend, denn eilig und eiliger, Hand in Hand liefen jetzt Hans und Monika Waldbogel durch Staub und Hitze dem zwischen den Bäumen aufsteigenden, weinumlaubten Herrenhause zu.





Geschmack und Gewissen.

Von

Moriz Carriere.

— München. —

Das ist Geschmacksache, sagt man, darüber läßt sich nicht streiten; damit erkennt man Jedem das Recht des eigenen Urtheils an; ein Gefühl des Wohlgefallens kann man Keinem andemonstriren; so viel Köpfe, so viel Sinne. Andererseits gilt das Gewissen für das unmittelbar und immerdar Gewisse, für das Untrügliche, eine Gottesstimme in der Menschenbrust. Und doch thaten zu anderen Zeiten oder thun in anderen Ländern die Menschen nicht bloß Vieles, was uns heute das Gewissen verbietet, sondern sie hielten und halten es auch für erlaubt und gut; auch unter uns selbst reden wir von zartem und laßem Gewissen, und der Eine macht sich ein Gewisses daraus, etwas unterlassen oder gewollt zu haben, was dem Andern ganz gleichgültig erscheint. Dagegen verlangen wir von Jedem, daß er Rafaels Madonnen oder Mozarts Melodien schön finde, und wir haben eine Wissenschaft vom Schönen; sie ist zwar noch nicht fertig — und welche Geisteswissenschaft wäre das? Auch die Physiologie, die Chemie sind im Werden, wie die Aesthetik; und wenn es hier früher üblich war, daß Jeder von vorne anfang oder von der Voraussetzung eines bestimmten philosophischen Systems aus seine Darstellung begann, so haben auch wir eine Reihe voraussetzungsloser Untersuchungen von Thatsachen oder Begriffen erhalten, und es läßt sich jetzt schon eine stattliche Summe des allgemein Anerkannten ziehen, während Locke einmal berechnete, daß eine physiologische Theorie gewöhnlich fünf Jahre lang gelte.*)

*) Mein eignes System der Aesthetik ist so entworfen, daß es neben dem, was ich Eigenthümliches gedacht und Neues gefunden, an geeigneter Stelle, am liebsten mit den Worten der Urheber selbst, das einfügt, was von Platon und Aristoteles

Die nahe Beziehung von Aesthetik und Ethik tritt zu Tage, wenn Herbart die zweite zu einem Theile der ersteren macht, indem das Gute wie das Schöne unsern Beifall, das Schändliche wie das Häßliche unser Mißfallen erwecken; sie werden dadurch bestimmt, daß wir sie billigen oder mißbilligen, und die praktische Philosophie lehrt die Kunst, das Gefallende, das Läßliche wie das Anmuthige hervorzubringen. Der Unterschied des Guten und Schlechten, des Schönen und Häßlichen leuchtet uns unmittelbar ein, braucht nicht erlernt oder bewiesen zu werden; aber Nebenvorstellungen mischen sich ein und trüben das Urtheil, und um dieser Verdunklung und Verwirrung zu begegnen, hat die allgemeine Aesthetik die Musterbegriffe aufzustellen, auf die alles ursprünglich Gefallende und Mißfallende zurückzuführen ist, und hat Anleitung zu geben, wie ein gefallendes Ganze gebildet werden könne. Andererseits lehrt Krüger, daß das Schöne ein ethischer Begriff ist, keine Beziehung zu unseren natürlichen Trieben und Bedürfnissen, zu unseren selbstlichen Interessen hat, aber für uns ein Seinssollendes ist, so daß wir verpflichtet sind, es zu wollen und zu seiner Realisirung mitzuwirken, weil unser sittliches Streben nach dem Vollkommenen nur dadurch befriedigt, unsere Bestimmung nur dadurch erreicht wird, daß das Innere und Äußere einander entsprechen, daß das Gute und Wahre, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Verbindung der Theile zum Ganzen, zur Anschauung, zur Erscheinung kommen.

Was ist das Berechtigte und Unberechtigte in all diesen Vorstellungen und wie kommen wir zur Ausgleihung dieser Gegensätze?

Beachten wir zunächst, daß das Gute nicht dem Naturmechanismus, sondern der Freiheit des Geistes angehört, daß es durch den Willen ver-

an bis auf die Gegenwart von Anderen erkannt und ausgesprochen ward. Da meinte nun Schasler mich geringschätzig behandeln zu dürfen, da ja wol die Hälfte meines Buches Anderen angehöre; als ob das nicht ein viel zu großes Lob wäre, daß die Wissenschaft die andere Hälfte mir verdanke! Nur ein eitler Thor kann meinen, daß er für sich eine Wissenschaft mache; sie entsteht im Zusammenwirken vieler Kräfte. Oder Herrlich in seiner Schrift über Jean Paul sieht sich gemüthigt, sogar zweimal zu versichern: ich wäre ein auffallend unselbständiger Denker, da ich in der Auffassung des Humors mich an Zeising und Lazarus anschloße! Wenn die nun das Rechte getroffen, soll ich aus Originalitätssucht Unrichtiges bringen? Aber Herrlich, der auch meine Denkrede auf Jean Paul nicht kennt, die schon vor 25 Jahren gehalten ward, weiß dabei nicht, daß ich lange vor dem Erscheinen meines Buches gar manchen Aufsatz über ästhetische Dinge geschrieben, und daß auf meine solcher Art veröffentlichte Ansicht vom Humor gerade Zeising selbst zustimmend Bezug genommen hat. Ich suche bei Anderen weniger nach ihren Mängeln, als nach dem, was mich und die Sache fördern kann, und freue mich, wenn auch Andere mit der Anerkennung eines so trefflichen Mannes wie Zeising übereinstimmen, die ich längst kundgegeben.

wirklich wird, der auch anders handeln könnte, daß es nicht in der Aeußerlichkeit der That, sondern in der Innerlichkeit der Gesinnung besteht. Wer einem Bittenden eine Gabe reicht und dabei sich besleißigt, die Miene und Geberde hilfreicher Liebe recht nachdrücklich zu machen und zur Schau zu stellen, der wird durch selbstgefällige Eitelkeit den moralischen Werth seiner That beeinträchtigen. Beim Schönen aber kommt es gerade darauf an, wie die Sache sich darstellt, wie das Innere zur Erscheinung kommt; das specifisch Aesthetische liegt in der Form, in der sinnenfälligen Erscheinungsweise der Idee, das Sittliche dagegen in der Absicht des Handelnden, in der Entscheidung des Willens. Aber auch das Schöne ist keineswegs außer uns fertig und gegeben, so daß wir den Gegenstand etwa nur ausnahmen wie der Spiegel ein Bild, sondern es wird erst im fühlenden Geiste erzeugt. Die Töne der Symphonie, die Farben des Gemäldes sind ja unsere Empfindungen. Außer uns vorhanden sind die Schwingungen der Luft und des Aethers, die an sich lautlos und dunkel auf Ohr und Auge treffen und unsere Sinneswerkzeuge durch ihre Bewegung in eigenthümliche Erregungen versetzen; diese werden durch die Nerven dem Gehirn vermittelt, und hier empfängt unser Selbst den Aufstoß, daß es die Empfindung des Tones und des Lichtes oder der Farbe in sich als seinen subjectiven Lebensact hervorbringt. Diese Zustandsänderungen unterscheiden wir von unserem Selbst, und wenn sie sich uns ohne oder gegen unseren Willen ausdrängen, so schließen wir nach dem uns innewohnenden Causalitätsgesetze, daß ihre Ursache nicht in uns, sondern außer uns liegt, in Kräften, die auf uns wirken; und die Empfindung, die sich in ihrem Zusammenwirken mit uns erzeugt, versetzen wir außer uns, übertragen sie auf das Object, das sie erweckte, und nennen die Rose roth, die Saite klingend, während wir doch eigentlich die Sterne nicht am Himmel, sondern an den Himmel sehen, — sie stehen dort, aber sie leuchten nur in unserem Auge, streng genommen: nur in unserer Seele; nur da singt die Nachtigall, im Gebüsch erschütterte sie nur die Luft zu regelmäßigen Wellen. Alle Empfindung aber ist eigentlich Selbstempfindung, ein Innewerden der eigenen Zuständlichkeit, die unter äußeren Einflüssen sich ändert; und je nachdem die Empfindungen unserem eigenen Wesen zusagen, es hemmen oder fördern, unsere Natur verstimmen oder in sie einstimmen, nehmen wir sie ungerne oder gerne an; sie sind uns angenehm oder unangenehm, und so entstehen in uns die Gefühle der Lust und Unlust. Sie und die sie erregenden Empfindungen und Gedanken sind das unmittelbar Gewisse, ursprünglich Thatsächliche für uns. Von Dem aber, was nur unsere sinnliche Natur oder nur unser geistiges ideales Wesen berührt, unterscheiden wir Anderes, das uns sinnlich und geistig zugleich und harmonisch anpricht, und nennen schön, was dies volle gesunde Lebensgefühl erweckt. Was wir sind oder sein sollen, Harmonie von Geist und Natur, von Sinn und Seele, das fühlen wir im Genuß des

Schönen; es ist die Ineinsbildung des Idealen und Realen, eine seelenvolle Erscheinung, Einheit im Unterschiede, wie wir selber eins sind in der Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und Triebe wie der Glieder unseres leiblichen Organismus. Wie wir empfänglich für die Eindrücke der Welt und selbstthätig zugleich sind, so wollen wir angeregt und doch nicht aus uns selbst herausgerissen, sondern in unserer Eigenart bestätigt und befriedigt sein. Was dies leistet, das macht uns Lust, dem zollen wir Beifall und Liebe.

Wir verstehen die Welt von uns aus; wir schließen aus den Geberden, den Lauten, welche unsere Empfindungen und Triebe begleiten oder ausdrücken, aus der Haltung, die unsere Stimmung ausprägt, auf den inneren Grund der Bewegungen, die wir bei Anderen sehen, auf den ähnlichen Anlaß der Töne, die wir von ihnen hören, und so wird uns die Form der Dinge ausdrucksvoll, indem wir uns auch in das Leblose hinein fühlen. Nun erscheint uns überhaupt jede neue Wahrnehmung fremd, bis wir sie an Altes, Bekanntes angereiht, sie unter eine in der Seele vorhandene Vorstellung eingefügt; dann wissen wir, wo wir das Neue hinthun sollen: es wird dem Inhalt eines Begriffes eingeordnet und dieser dadurch bereichert. Diesen Vorgang der erkennenden Stoffaufnahme in den Geist nennen wir Apperception. In neuester Zeit hat Siebeck die Auffassung des Schönen als Apperception unter den Begriff der eigenen Persönlichkeit erklärt und Ulrich die Freude an der eigenen Erscheinung als die erste Regung des Schönheitssinnes bezeichnet, die Vorstellung des schönen Menschen zum Maßstab aller Schönheit gemacht; die Dinge gefallen oder mißfallen uns in dem Maße, als sie unserer eigenen Gestalt entsprechen oder widersprechen. In der erscheinenden Persönlichkeit haben wir unmittelbar die Durchdringung von seelenvoller Innerlichkeit und äußerer Stoffessülle, eine Mannigfaltigkeit von Gliedern zur Einheit des Organismus zusammengeschlossen, ein dauerndes Selbstgefühl und Selbstbewußtsein in Wechsel der Empfindungen und Vorstellungen; Alles entwickelt sich nach eigenem Bildungsgezet, und das innere Princip der Gestaltung wird in der Gestalt selbst offenbar. Diesem Eindruck und Bilde von uns selbst ordnen wir die Erscheinungen unter, welche uns einen Zusammenhang von Geistigem und Sinnlichem zeigen, im Realen etwas Ideales ausdrücken; wir werden durch sie sympathisch berührt, in unsreum eigenen Wesen bestätigt und gesteigert und freuen uns ihrer. Mir scheint nun, daß wir das Aesthetische nicht mehr bloß unter dieser ersten Erscheinungsform appercipiren; eine gemalte Landschaft, einen Dom, eine Symphonie beziehen wir doch kaum auf unsere Gestalt oder beurtheilen sie nach derselben. Der Begriff der Harmonie von Geist und Natur ist uns in seiner Allgemeinheit klar geworden, ihm fügen wir neue Eindrücke an; aber unser eigenes Wesen bleibt dafür der Maßstab; ob ihm die Gegenstände entsprechen oder nicht, das sagt Jedem sein eigenes Gefühl,

wie Jedem das persönliche Gewissen sagt, ob seine Handlungen und Gesinnungen löblich oder schändlich sind. Hier liegt das durchaus Berechtigte des individuellen Geschmacks. Sind Töne und Farben unsere Empfindungen, so hängt es von unserer Sinnlichkeit ab, inwiefern die Bewegungen, die jene vermitteln, ihr gemäß oder widerstrebend, ihr angenehm oder unangenehm sind. Das gilt nicht bloß für die Zunge und den Kanariensect, den Kant zum Beispiel nimmt, wo Jeder das Privatgefühl des Angenehmen oder Unangenehmen auf sich beschränkt und das gleiche Urtheil nicht von Anderen verlangt; es gilt auch von dem, was den Augen und Ohren zusagt oder mißbehagt, es gilt von dem sinnlichen Element in allem Schönen. Bei dem Einen ist das Ohr, bei dem Andern das Auge feiner organisirt, und so wird der Eine durch Töne, der Andere durch Farben, vornehmlich durch Ton- und Farbenverhältnisse, zu Lust oder Unlust erregt, wo ein Dritter gleichgültig bleibt. Darum sagte Kant: „Ein Jeder hat seinen besonderen Geschmack, nämlich der Sinne. Aber mit dem Schönen ist es ganz anders bewandt“ (sofern es nämlich mehr ist, als bloß sinnlich angenehm; aber das ist und bleibt eins seiner Elemente!). „Niemand soll etwas schön nennen, wenn es bloß ihm gefällt. Einen Reiz und Annehmlichkeit mag für ihn Vieles haben, darum bekümmert sich Niemand; wenn er aber etwas für schön ausgibt, so muthet er Anderen dasselbe Wohlgefallen zu, er urtheilt nicht bloß für sich, sondern für Jedermann, und spricht alsdann von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge. Er sagt daher: Die Sache ist schön, und rechnet nicht etwa darum auf Anderer Einstimmung in sein Urtheil des Wohlgefallens, weil er es mehrmals mit dem seinigen einstimmig gefunden hat, sondern er fordert es von ihnen.“ Dies ist berechtigt in Bezug auf das ideale Element des Schönen, bedarf aber einer tieferen Untersuchung.

Es kommt darauf an, daß wir den Begriff der Entwicklung für den Einzelnen wie für die Menschheit betonen. Selbstbewußtsein und Freiheit wollen durch eigene That der Selbsterfassung und Selbstbestimmung errungen sein; es ist der Begriff des Organismus, daß er aus einfachem Keim sich entfaltet, in eigener Triebkraft wächst und sich gestaltet; der Geist ist ein Organismus, und nichts geht von außen in ihn ein, er wird immer nur angeregt, die Empfindungen, Gedanken, Entschlüsse in sich zu bilden, aber er hat keinen fertig gegebenen Inhalt, keine angeborene Idee, denn Ideen sind etwas von ihm Gedachtes, innerlich Hervorgebrachtes. Aber zur Verwirklichung des leiblichen Organismus gehört der eigenthümliche Lebenstrieb, das eigenthümliche Bildungsgesetz und das im Keim bereits angelegte Ziel der Entwicklung; sie ist ja nicht Zusammensetzung von außen aus fertigen Bestandtheilen, sondern aus ursprünglicher Einheit geht die Gliederung des Mannigfaltigen hervor und bleibt zur Einheit zusammengeschlossen. Dasselbe gilt vom Geiste. Das

Vermögen der Selbstbestimmung, der Vernunftanlage bildet er aus nach bestimmten Normen; die logischen Gesetze der Identität, des Unterschiedes und Grundes entsprechen der individuellen Wesenheit, ihrer Beziehung auf Anderes und der Causalität in der Natur. Der Geist trägt die Richt- und Gesichtspunkte für die Auffassung und Beurtheilung der Dinge wie für seine Entwicklung in sich; zunächst unbewußt; aber wie er sich ihnen gemäß bethätigt, achtet er allmählig auf sie und wird sich ihrer bewußt als logischer oder ethischer Kategorien. So liegt die Unterscheidungsnorm zwischen wahr und falsch, gut und böse, schön und häßlich in der Seele, aber wir wissen damit freilich nicht, was wahr, gut und schön ist, sondern dies zu erkennen und zu verwirklichen, ist die Lebensaufgabe der ganzen Menschheit, die nun die Erscheinungswelt nach diesen Richt- und Gesichtspunkten auffaßt, die Innenwelt nach ihnen aufbaut und mit Inhalt erfüllt.

Der organische Keim ist bestimmt, lebendiger Organismus, Eiche oder Löwe zu werden, er ist es noch nicht, aber so wie ihm die Bedingungen gegeben werden, entwickelt er sich und erreicht er sein Ziel oder seinen Zweck, die Verwirklichung seines Wesens. Ebenso der Geisteskeim; er ist nicht von Haus aus bewußt und frei, denn beides ist seinem Begriff nach nur durch eigene That möglich; die Gabe, das Vermögen des Geistes ist seine Aufgabe, den idealen Organismus des eigenen Wesens zu gestalten. Wie er sich im Selbstgefühl erfäßt, schaut er sich als werdendes, sich entwickelndes Wesen an, wird er inne, daß er nicht vollendet ist, nicht ist, was und wie er sein soll, denn dies kommt ihm ja nicht von außen, dies ist in seiner eigenen Natur begründet wie der künftige Organismus in der Art des Keimes. So geht denn nach der im Geiste liegenden Kategorie das Vollkommene als seines Entwicklungsziels — und jede Entwicklung hat Richtung und Ziel — die Idee des Vollkommenen, das Gefühl des Sollens und die Pflicht der Selbstvervollkommnung im Gemüth auf, und was dieses ahnungsvoll in sich trägt, das gestaltet die Phantasie nach der Kategorie des Vollkommenen zum Lebensideale. Wir können uns als Keim und Triebwesen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe nur dann begreifen, wenn wir Richtung und Ziel in uns tragen und uns zum Bewußtsein bringen. Wie wir vom Endlichen nur reden können im Unterschied vom Unendlichen, so von Mangelhaftem nur in Beziehung auf Vollendetes. Was das Unendliche, Vollendete sei, das wissen wir damit noch nicht, aber im Ungenügen unseres Wesens an den Dingen und an uns selbst, wie wir gegenwärtig im Verlauf des Werdens sind, kommt uns diese auf unsere Bestimmung hinweisende, als Ziel nothwendig in uns liegende Idee des Vollkommenen zum Bewußtsein. Der Menschenseele ist ein Ideal eingeboren, so wie das Organisationsprincip des Leibes dessen Bildungsgesetz und den künftigen Organismus in sich trägt. Dies künftige Ganze ist das Seinsollende. Der Naturorganismus folgt zu

dessen Verwirklichung dem Naturgesetz, das mit zwingender Gewalt ihn beherrscht; das Gesetz der Freiheit aber fordert seinem Begriffe nach für den Geist, daß er auch Anderes kann als ihm folgen, jedoch nothwendig verfehlt er alsdann sein Ziel und erreicht er seine Bestimmung nicht, sondern geht in der Irre. Irrthum und Sünde sind möglich um der Freiheit, um der selbstgefundenen Wahrheit, um des Guten willen. Aber beide, das Wahre und Gute, sind die Bestimmung des Menschen, und darum ist das Gesetz der Freiheit mehr als eine bloße Vorstellung, sondern es wird als ein Sollen empfunden, an das unser Heil geknüpft ist. Denn was unser Wesen und unsere Bestimmung fördert, das macht uns wohl, was beiden widerspricht, gereicht uns zum Unheil, wir streben nach Glückseligkeit, weil sie das Gefühl der Lebensvollendung ist; sie ist nicht ein äußerer Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst, sagt Spinoza. Tugend aber ist die Harmonie unseres entfalteten Wesens, ist der ideale Organismus, das Seinsollende.

Säge das sittliche wie das ästhetische Gesetz unmittelbar fertig in uns, so müßten wir ihm folgen wie die Materie der Gravitation, so wären wir nicht frei; wäre es eine bloße Vorstellung unseres Bewußtseins, so fehlte ihm die verpflichtende Kraft; sie wird ihm durch das Gefühl des Sollens, in welchem sich die Lebensaufgabe der Selbstervollkommnung ankündigt. Das Sittengesetz wäre kein Gesetz der Freiheit, wenn wir ihm folgen müßten, wenn es uns von außen her auferlegt wäre; es muß der Ausdruck unseres eigenen Wesens sein, wir müssen es selber finden, es uns selber geben. Das gilt vom Guten, gilt vom Schönen. Daß sie sein sollen, daß in ihnen unser wahres Wohl liegt, das ist das unmittelbar und immerdar Gewisse; als Richt- und Gesichtspunkt trägt sie das Gemüth in sich; aber was das Schöne, das Gute sei, das zu bestimmen ist Sache des Gewissens wie des Geschmacks, des ethischen und ästhetischen Urtheils. Dies wird nicht bloß von unserem Verstande gefällt, auch unser Herz ist dabei theilhaftig: das Wohlgefühl der Lebensförderung, wenn wir das Gute wollen und thun, das Schöne schauen, sagt uns zugleich, daß wir durch sie unsere Natur vollenden, unsere Bestimmung erreichen. Der urtheilende Verstand kann irren, dies Gefühl aber, das ganz Persönliche im Gewissen und im Geschmack, ist untrüglich, aber für Jeden individuell. Zum vollen Verständniß wie zur vollen Erklärung des Gesagten muß ich indeß noch Eins hinzufügen. Das All ist ein System von Kräften oder thätigen Wesen, die ursprünglich auf einander bezogen sind und in Wechselwirkung mit einander stehen; wären sie ursprünglich äußerlich, von einander unabhängig, eine Vielheit einander gleichgültiger und zufällig zusammentreffender Einzelheiten, so ist nicht einzusehen, wie aus solchem Chaos je ein Kosmos, eine geordnete Welt mit alldurchwaltenden Gesetzen hätte hervorgehen können. Die Wechselbeziehung, die Vereinigung der Kräfte nach gleicher und con-

stanter Wirkungsweise und zu gemeinsamen höheren Leistungen weist uns auf die Einheit als das Ursprüngliche und Bestimmende hin; ihre Entfaltung ist das Mannigfaltige, ihre Selbstbestimmung sind die vielen endlichen Einheiten, die im Unendlichen von ihm umfaßt und getragen werden, das als das eine ewige Wesen in Allen gegenwärtig ist. Wir können uns nur dadurch als endlich erfassen und bezeichnen, daß wir uns vom Unendlichen unterscheiden; den Begriff des Unendlichen aber bilden wir nicht nach der äußeren Erfahrung, die nur endliche Dinge zeigt, sondern nach dem Innwerden des uns innewohnenden Unendlichen; sein Selbstzeugniß in uns ist die uns aufgehende Idee des Unendlichen. Die That der Selbsterfassung, durch die wir zu uns selbst kommen, bewußt und frei werden, ist die Unterscheidung von allem Anderen; aber mit dem Selbstgefühl erwacht auch das Gefühl der Abhängigkeit, wir können nicht für uns allein sein, wir sind Glieder eines gemeinsamen Ganzen, und diese Thatfache bezeugt sich uns im Gefühl der Liebe, der Hingabe des eigenen Wesens an ein anderes und des Aufgenommenseins von ihm. Selbstvervollkommnung und Liebe sind die beiden großen Gesetze der sittlichen Welt; die Anschauung des sinnlich Vollkommenen und das Gefühl der Weltharmonie ist das Schöne; es erweckt unsere Liebe, es beglückt unsere Seele.

Glückseligkeit ist das Wohlgefühl der Lebensvollendung; nach ihr strebt jedes Lebendige nothwendig, denn das Ziel liegt ja im Entwicklungstrieb, und wir wären keine ethischen Naturen, wenn das Gute uns nicht beseeligte. Die harmonische Bethätigung unserer Kräfte und ihr Einklang mit der Weltordnung ist das Gute, das Heil, das wir durch eigene Willensthat bereiten sollen; daß es möglich ist, das bezeugt uns der Genuß des Schönen, und weil das Leben uns daselbe selten oder vorübergehend bietet, da ja die Dinge um ihrer selbst willen da sind und es eine Gunst des Schicksals ist, wenn sie durch ihre Erscheinung auch unsere Anschauung befriedigen, so stellt die Kunst das Seinsollende dar, die Zueinsbildung des Idealen und Realen; im Kampf zeigt sie uns den Siegespreis, im Wettlauf das Ziel. Der Verklärungstrieb der Phantasie ist darum für unser Leben unentbehrlich, der Sinn für das Schöne nothwendig wie der für's Gute, der Geschmack allgemein menschlich wie das Gewissen.

Allgemein ist, daß wir gut und böse, schön und häßlich unterscheiden; untrügllich ist das Gefühl der Lust oder Unlust, das uns die Lebensförderung oder Lebensstörung inne werden läßt; aber neben diesem Gefühl des Seinsollenden steht der urtheilende Verstand, der bestimmte Begriffe von Gut und Schön bildet, der die gegenwärtigen Gegenstände, Triebe, Forderungen auf diese bezieht und hier dem Irrthum unterworfen ist. Nun müssen wir uns erinnern, daß wir werdende, in der Selbstbildung begriffene Wesen sind, welche ihre Richt- und Zielpunkte in sich tragen, ihnen folgen, aber auch von ihnen abweichen können, ja dieselben sich erst

klar zum Bewußtsein bringen müssen. Da steht der Einzelne als Glied seines Volks im Entwicklungsproceß der Menschheit, Sprache und Sitte wirken bestimmend auf ihn ein, noch ehe er zur Selbstbestimmung kommt, und aus seinen Erfahrungen und Vorstellungen im Verein mit seiner Eigenthümlichkeit und seinem Sollen bildet sich das sittliche Selbstgefühl, das wir Gewissen nennen, das in der Verwickelung der Verhältnisse und der Mannigfaltigkeit der Triebe den Ausschlag für den Entschluß und das Handeln gibt, und nicht minder dann den Werth der That bezeichnet. Und hier gilt Schillers Wort: Ein anderes Ansehen eh sie geschehen, ein anderes hat die vollbrachte That! Es sind augenblickliche Empfindungen, gegenwärtige Stimmungen, welche Befriedigung fordern, welche das Urtheil des Verstandes täuschen, etwas für ein Gut erklären, das allerdings für einen Moment befriedigt und Genuß schafft, wie zum Beispiel die Rache, die Sinnenlust, das aber doch für unser ganzes Wesen kein Heil bringt, vielmehr mit dem Glück wahrer Liebe uns in Zwiespalt versetzt. Dies Selbstgefühl des ganzen Wesens wird mächtig, wenn das Begehren erfüllt, das Werk vollbracht ist; nun hören die täuschenden Vorspiegelungen der Leidenschaft auf, und an die Stelle des irrenden Urtheils ist die unfehlbare Stimme des Gefühls getreten, die uns sagt, daß wir nicht sind wie wir sein sollen. Das Gewissen ist das Richtende in uns im Doppelsinne des Worts, es gibt uns die Richtung auf's Gute und hält Gericht über unsere Gesinnung wie unsere That. Aber soweit es mehr ist als Gefühl des Sollens, soweit es sittliches Bewußtsein ist, trägt es die Farbe unserer eigenen Bildung, steht es mit uns innerhalb einer Entwicklung, die noch im Werden begriffen ist, und um dieses persönlichen Gepräges willen geschieht es, daß der Eine sich aus etwas ein Gewissen macht, was den Andern unberührt läßt. Wer die Bergpredigt in sich aufgenommen, der macht sich nicht mehr bloß aus Diebstahl, Mord und Ehebruch, sondern auch aus Lieblosigkeit, aus unterlassener Viderung fremder Noth einen Vorwurf, und drängt die sinnliche Begierde zurück. Das Gewissen wie der Geschmack ist subjectiv, ist bildbar.

Es ist nicht bloß das Recht der Sinnesempfindung in allem Schönen, auch in der Beziehung auf's Ideale gilt das Persönliche. Dante gefällt dem ernstern Denker vor dem heitern Phantastenspiele Ariosts, das ein Anderer vorzieht; Goethe und Shakespeare, Aeschylus und Sophokles, Mozart und Beethoven, Rafael und Michel Angelo haben ihre Verehrer, deren tiefster Lebensgrund von einem oder dem andern dieser Meister berührt wird; denn jeder Mensch ist ein Original, und darum ist das Schöne mannigfaltig. Und wie innerhalb der menschlichen Gattung jede Individualität in ihrer Eigenart sich behaupten und in einer besondern Spitze das menschliche Wesen darstellen soll, so hat sie das Recht, dies auch in ihrem Geschmack geltend zu machen, aber auch die Pflicht, dies bei den Andern gleichfalls anzuerkennen.

Das Schöne ist kein allgemeiner Begriff, sondern immer ein Besonderes, das seinen Begriff auf eigenthümliche Weise veranschaulicht, eine Kraft, die das Gesetz in freier Weise erfüllt, nicht ein fremdes, ihr aufgezwungenes, sondern das eigene Bildungsgesetz. Dem entspricht es, wenn der Geschmack in seiner Individualität das Rechte und Wahre trifft, wenn er mit dem Wesen der Schönheit übereinstimmt; jeder soll den ästhetischen Gemein Sinn der Menschheit in ganz persönlicher Eigenart ausdragen.

Wie in sittlicher, so sind in ästhetischer Hinsicht Gesetze gefunden, Begriffe festgestellt, deren Verleugnung wir gewissenlos, geschmacklos nennen. Ja weil die menschliche Gesellschaft nur bestehen kann, wenn eine Reihe von sittlichen Normen aufrecht erhalten wird, so hat sie dieselben in der Art mit zwingender Gewalt ausgestattet, daß sie deren Anerkennung und Bewahrung fordert und ihre Uebertretung zurückweist; es sind die Rechtsgesetze. Es liegt kein Grund vor, daß man derartige Satzungen auch für die Kunst aufstellt; aber fördern wird die im Culturstaat geordnete Gesellschaft nur Dasjenige auf ästhetischem Gebiet, was dem Guten und Wahren nicht widerstreitet, was dem Lebensideale des Volks gemäß ist.

Schönheit ist Einheit des Unterschiedenen, Harmonie des Mannigfaltigen. Wir sind eingegliedert in den Weltzusammenhang, wir bedürfen der Anregung von außen, um zu Empfindungen zu kommen, um uns selbst zu erfassen, aber wir behaupten unser Selbst und gewinnen es als auf sich beruhende Einheit in der Fülle der Strebungen, Vorstellungen und Gefühle. Was uns gefallen soll, das muß dieser unserer Bestimmung entsprechen, es muß uns durch Neues, Ueberraschendes, Mannigfaltiges anregen, aber doch nicht aus uns herausreißen, sondern uns zugleich beruhigen, indem die Spannung sich löst, das Ungewöhnliche doch dem allwaltenden Gesetz sich anschließt und dem Zusammenhang unserer Gedankenwelt sich einordnet. Nun können aber innerhalb der Einheit des Mannigfaltigen die Gegensätze schärfer, selbständiger auftreten, die Fülle kann reicher, oder die Einheit kann klarer, faßlicher sein und ihre Herrschaft leichter üben. Wo sie zurücktritt, da haben wir Verworrenheit, trübe Gährung, Dissonanzen ohne Lösung; wo die Fülle mangelt, da tritt jene Eintönigkeit ein, die uns langweilt, jene Dede, die uns angähnt. Die Antike steht auf der Seite vorwaltender Einheit, das Romantische zeigt größern Reichthum des Mannigfaltigen. Die Einheit auch bei Shakespeare, auch in einem gothischen Dom zu fassen, ist schwerer, als bei Sophokles oder in einem griechischen Tempel. Die Franzosen hatten im Anschluß an die Antike in eine überwuchernd wüste Fülle der Romantik Klarheit und Ordnung gebracht; Friedrich der Große, in ihrer Schule erzogen, sah am Abend seines Lebens in Goethes Götz einen Rückfall aus anschaulicher Ordnung des maßvoll Schönen in jene betrunkene Wildheit einer rohen Volksbühne, von der er nicht sagte, wie Shakespeare

sie künstlerisch umgestaltet und geadelt hatte. Wiederum sahen die Stürmer und Dränger, ja auch Lessing und Schlegel äußeren Regelzwang und Unnatur conventioneller Rhetorik im französischen Drama, und bewunderten den Naturlaut der Affecte und die reale Lebenswahrheit in Shakespeares so mannigfachen Charakteren. Das sind Thatfachen, mit denen wir zu rechnen haben. Sie zeigen uns die Bildbarkeit des Geschmacks. Was in Gegenätzen sich einseitig einmal durchsetzt, das ist ein berechtigtes Moment im Ganzen. Warum soll uns nicht, auch nach Stimmungen unseres Gemüths, Goethes Faust oder Iphigenie, Hermann und Dorothea oder Werther für ein Höchstes gelten dürfen, da es ja in ihrer Art vollendete Werke sind? Wir gönnen den Wagnerianern ihre Freude an der unendlichen Melodie und den Leitmotiven, nur wenn ich anhören soll, daß Wagner wie Shakespeare die Stimme der Natur sei, Mozart aber künstliche Unnatur, da ja Niemand seine Gefühle in lieblich geschlossenen Melodien äußere, dann empört sich mein ästhetisches Gewissen, und will nicht dulden, daß man das Wesen der Kunst, die Idealisierung und Harmonisierung der Natur, die Verklärung der Wirklichkeit verleugne und das Unnatur nenne, was die Darstellung des wahren Wesens der Natur selbst ist, was uns die Schönheit als die feinsollende Lebensvollendung mitten in der Noth des Lebens und im schweren Kampf um's Dasein genießen läßt. Und wir dürfen heute fordern, daß man auch die Verdienste des klassischen Dramas der Franzosen gelten lasse, daß man nicht bloß in Molière den großen Meister des Charakterlustspiels anerkenne, nicht bloß seinen naiven Humor in der Frauenschule, seinen tragischen Humor im Menschenfeind bewundere und neben der Poesie der Situation bei den Spaniern und dem sprudelnden Reichthum der Phantasie bei Shakespeare auch seine mehr verständig klare Weise würdige; daß man auch das Verdienst Corneilles und Racines verstehen lerne, wenn sie in der Führung einer Haupthandlung mit großen herrschenden Zügen ein Gesetz des Dramatischen und im innern Conflict den Nerv desselben erblickten und demgemäß dichteten. Es hat manchem Deutschen zum Schaden gereicht, dies verkannt zu haben.

Allmählig geht in Deutschland, ja auch in Frankreich ein Licht über das auf, was die Menschheit unserem Herder verdankt. Er war eines ihrer Herzen, in welchem die mannigfachsten Bildungsströme zusammenfloßen, er verstand sie und lehrte sie verstehen. Schon Heinrich Heine hat es gesagt: ihm war die Menschheit eine Riesenharfe, jedes Volk eine Saite, und er verstand die einzelnen Klänge und ihre Harmonie. Er weckte den historischen Sinn, der den verschiedenen Zeitaltern gerecht wird, der sie nicht meistern, sondern begreifen will, der sich in die Stimmung und Idee einer Nation, eines Jahrhunderts versetzt und vertieft, und darnach den Stil der Kunst versteht, in welchem das Empfindungsvermögen des Volks sich ausgeprägt hat. Auf gegenwärtiger Bildungsstufe

des Geschmacks stellen wir diese Forderung geschichtlicher Auffassung neben der allgemein künstlerischen.

So verlangen wir auch in der sittlichen Beurtheilung beides: den Maßstab des Ideals und den der eigenen Sittenlehre eines Volks und einer Zeit. Wenn wir bedenken, wie in Italien zu Machiavellis Tagen mit Gift und Dolch gearbeitet ward, so verstehen wir, wie er List und Gewalt empfehlen konnte, um endlich die Nation zu einigen; aus der Einheit sollte die Freiheit erwachsen. Des Staates Wohlfahrt war im griechischen und römischen Alterthum das Höchste für den Bürger, ihr brachte er größere Opfer; dafür war im persönlichen Leben die Sitte laxer, dafür machte man sich aus dem Thraunemord kein Gewissen, sondern pries ihn. Nicht die sittliche Absicht eines Brutus, nicht seine Gewissenhaftigkeit ist nach antiker Ansicht anzuzweifeln, sondern sein politisches Urtheil, daß er meinen konnte, die alte Stadtrepublik sei auch ohne Republikaner und als Herrscherin des Weltreichs noch möglich. Dabei aber gilt für uns der Satz, daß man die Gerechtigkeit auch nicht um der Herrschaft willen verletzen darf, daß Wahrhaftigkeit und Treue auch im öffentlichen Leben ihre verpflichtende heilvolle Kraft haben, daß kein Einzelner befugt ist, sich zum Richter über Leben und Tod eines Andern aufzuwerfen, wol aber befugt ist, sein Recht zu vertheidigen.

Wir erkennen das Recht der eigenen Ueberzeugung an und fordern, daß in religiösen und sittlichen Dingen sich Jeder auf sein persönliches Gewissen stelle; wer das nicht thut, wer sich sein Denken und Wollen von außen gängeln und für sich beurtheilen läßt, der ist noch nicht zum Bewußtsein seiner Menschenwürde gekommen. Wir sagen mit Goethe:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag:
Wirft keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Aber damit das „Recht des Herzens,“ nicht zum „Wahnsinn des Eigendünkels“ werde, wie Hegel in der Phänomenologie des Geistes bezeichnend sagt, fordern wir auch, daß die Ueberzeugung begründet sei auf die gemeinsame Errungenschaft der Menschheit im sittlichen Gebiet, daß sich das Humane in ihr bezeuge. Wir kommen zu uns selbst, indem wir uns von allem Anderen unterscheiden und auf das eigene Wesen beziehen; aber das darf nicht zur Abschneidung von den Anderen, nicht zur Trennung von unserm Lebensgrunde führen, wie Richard III. das große Wort der Selbstsucht und der Schuld spricht: Ich bin ich selbst allein! Wir erfassen uns in Wahrheit, wenn wir uns als Glied des Organismus bestimmen, und daraus folgt, daß wir den Anderen thun, wie wir wollen,

daß sie uns thun, daß wir unser Wohl im Gemeinwohl suchen, daß neben der Selbstvervollkommnung die Liebe das höchste Gesetz ist, — die Liebe, die als energisches Gefühl ja das Selbst voraussetzt, in der das Selbst seine Bestimmung erfüllt. Im Wohlgefühl des Schönen genießen wir die Liebeseinheit der Innen- und Außenwelt, die lautere Kraft der Dinge strömt ein in unsere Wesenheit und die Uebereinstimmung des Subjectiven und Objectiven hier im Besonderen enthüllt uns den Sinn der ganzen Welt; wir stehen innerhalb ihrer Gesetzmäßigkeit, damit sie in uns empfindlich werde; das Ziel ist das errungene Wohlgefühl der Harmonie, der Liebe.

Ich kann nicht so weit gehen, daß ich von Entselbstung als einer fittlichen Aufgabe rede, denn das Selbst ist für das Gute wie das Schöne der nothwendige Träger; aber die Ueberwindung der Selbstsucht, die Hingabe an allgemeine Interessen, das Vollbringen des Guten um der Pflicht willen, nicht weil es uns Vortheil bringt, das ist eine ethische Forderung, und ihr steht auf ästhetischer Seite das gegenüber, was Kant das uninteressirte Wohlgefallen am Schönen genannt hat. Wie Rücksichten und Nebenabsichten die Reinheit des Handelns und die Wahrheit des Erkennens trüben und stören, so verliert das Geschmacksurtheil und der Genuß des Schönen seine Unbefangenheit und Freiheit, wenn äußerliche Zweckbeziehungen und selbstliche Interessen sich geltend machen. Allerdings zieht das Schöne uns an, wir haben Interesse an ihm, wie am Guten und Wahren, aber sie gefallen uns nicht um unseres Vortheils, sondern um ihrer selbst willen, sie erheben uns aus dem Selbstlichen in das Ideale, Allgemeine; statt die selbstsüchtige Begierde zu erregen, befreien sie das Gemüth von derselben. Wer einen Park anlegt, der sieht nicht auf Holznußung und Heugewinn, sondern erfreut sich des Rasenteppichs, der Laubkronen der Bäume um ihrer Gestalt und Farbe willen; denn das Schöne gefällt durch seine Form, und das ästhetische Gefühl geht nicht auf den Stoff, insofern er unseren realen Bedürfnissen dient und für den Gebrauch werthvoll ist, sondern auf die Gestalt, die das selbstgesetzte Maß innerer Bildungskraft ist, das innere Wesen auf eine wohlgefällige Weise in Formenverhältnissen zeigt, die uns Einheit im Unterschiede, Ordnung in der Mannigfaltigkeit, ein Gesetz in der Freiheit, der Durchbringung also des Idealen und Realen anschauen lassen. So durfte Kant das uneigennütige Interesse an der Schönheit der Natur für das Kennzeichen einer guten Seele erklären, ja die seiner ermangelnde Denkungsart grob oder unedel nennen. Denn es erfordert die Erhebung über den gemeinen Eigennuß, die ein Cardinalgebot des Gewissens ist; Geschmack und Gewissen, das Schöne und Gute bedingen und fördern einander.

Ich habe zwei Ehrenmänner gekannt, die bei aller Verschiedenheit diesen Seelenadel gemeinsam hatten, daß sie von Eigennuß und Selbstsucht vor Anderen frei waren; der eine war ein Lehrer meiner Frühjüngend, Dr. Weidig zu Buchbach in Hessen, der andere ein College meines

Münchener Professorenthums, Abt Haneberg. Der eine schnitt sich in qualvoller Untersuchungshaft, die ihn zu Hallucinationen führte, die Andern auf; die Darstellung seines Processes in den Büchern von Schulz, Welter, Köllner, Boden trug am meisten dazu bei, daß Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Geschworene eine allgemeine Volksforderung wurden, und für die Verwirklichung dieser Reform hätte sein bewußter Wille das Martyrium gern auf sich genommen. Er erstrebte, was jetzt errungen ist, Einheit Deutschlands unter einem Bundeshaupt mit freigewähltem Reichstag; das war damals verpönt, galt für Hochverrath, und er sagte den jungen Männern, die mit ihm sich verbündeten, durch Wort und Schrift eine Erhebung des Volks für das ideale Gut eines freien Vaterlandes herbeizuführen, daß sie Regierungen, die ihr Wort nicht gehalten, keine Wahrheit schuldig seien, wenn das Bekenntniß derselben die gute Sache oder die dafür arbeitenden Genossen gefährde. Er sagte ihnen, daß für einen denkenden Menschen die einfache Aussage und die eidliche Be-theuerung gleich seien. Aber er zahlte aus eigenen Mitteln die Schuld einer Bauernfrau, der er den Eid zu erklären hatte, weil er nicht wollte, daß sie falsch schwöre. Haneberg starb an gebrochenem Herzen; er sollte als Priester die päpstliche Unfehlbarkeit annehmen, die er als denkender Gelehrter weder für eine rationale noch historische Wahrheit anerkennen konnte; aber ein Zwiespalt in der Kirche schien ihm gefährlich für das Wohl der Menschheit in einer Zeit des Materialismus und des Mammonismus, deren Ueberwindung durch das Christenthum die große Aufgabe sei; deshalb brachte er das Opfer der Einsicht, nach schwerem Seelenkampf versagte er sich dem Bekenntniß der Wahrheit, um die Einheit der Religionsgemeinschaft zu erhalten, die ihm für das Wohl der Menschheit das Wichtigere dünkte. Fichte, der Feind jeder Nothlüge, würde zu Weidig und seinen Jüngern gesagt haben: Verweigert eine Aussage, ein Zeugniß, aber sagt nicht, daß Ihr nichts wisset, sagt nichts Falsches! Er würde zu Haneberg gesagt haben: Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel. Die sittliche Weltordnung ist auf Wahrheit gegründet und es ist unmöglich, daß sie durch Verleugnung der Wahrheit gefördert werde; auf die Wahrheit, nicht auf die äußere Einheit der Kirche kommt es an! Ich sage das zugleich aus eigener Ueberzeugung, aber ich bin weit entfernt, einen Stein auf beide Männer zu werfen. Sie waren gewissenhaft. Hat ihr Gewissen geirrt? Nein. Das Gewissen fordert ein pflichtmäßiges Handeln, und dem waren sie treu. Aber ihr Verstand entschied sich in einem Conflict der Pflichten anders, als mir das Rechte scheint, und ihr Verstand selbst war von dem mehr activen, dem mehr passiven Wesen des einen und des anderen unwillkürlich beeinflusst. Ismene gehorcht dem Staatsgesetz, während Antigone die Familienpietät höher stellt und den Bruder gegen Kreons Gebot bestattet. Das Gute zu wollen, das Rechte zu thun, ist die Forderung des Gewissens; aber es gibt Fälle,

wo die Wahl schwer wird, welches der idealen Güter das berechtigte sei. Der Handelnde muß eines ergreifen, der ästhetisch Genießende kann sich beider erfreuen, er braucht nicht zwischen Goethes Tasso und Schillers Wallenstein zu wählen; aber wenn er einem von beiden den Preis verleihen müßte, so würde die eigene Individualität oder die Stimmung des Augenblicks den Ausschlag geben.

Wenn aber der Mensch nicht gut und weise von Natur oder geschaffen sein kann, sondern es durch eigene Willenskraft werden muß, so wirkt neben seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit auf seinen Bildungsgang wie bei aller Cultur die Ueberlieferung, die Mitarbeit der Menschheit theils erziehend, theils nach Art der Aufzucht. Man gewöhnt sich an Manches und läßt es sich gefallen, das anfangs Unlust erregte, wenn man es fortwährend gewahrt und Andere ihre Lust daran haben; so in ethischer wie in ästhetischer Hinsicht. Nun kommt das Bedürfniß des Wechsels hinzu; der Geist verlangt nach Neuem. Man greift aus Ueberfättigung und Ueberreizung zum Gegentheil des Selterneren; nach erschütternden Bewegungen im Staat verlangt der Bürger Ruhe, und wenn die eine Zeit lang gedauert hat, klatscht er dem Streben nach Veränderung Beifall. Die Damen ersehen die aufbauschende Crinoline mit einem so engen Kleid, daß das Gehen gehemmt wird; nach der klassischen Formvollendung und dem Cultus aufklärender Vernunft ergöhen sich die Romantiker an mystischem Spuk und bunter Formmischung im zuchtlosen Spiel der Einbildungskraft. Der Geist ist Totalität vieler Kräfte und ihr Zueinanderwirken läßt bald die eine, bald die andere oben aufkommen und eine Zeit lang den Ton angeben. Hogarth sagt: „Die volle lange Perücke hat gleich der Mähne eines Löwen etwas Edles an sich, und gibt dem Gesicht nicht nur ein ehrwürdiges, sondern auch ein verständiges Ansehen;“ und in der That bewegen sich die Locken in wohlgefälligen Formen, und wer mag sich den Zeus und Apollon oder den nach ihnen gebildeten Christuskopf ohne sie vorstellen? Zur Zeit, wo die Männer Perücken trugen, liebten sie überhaupt das Aufgebauschte, Wellige, Prunkvolle; wir reden von Perückenstil und finden bei unserem Tasten nach einem Stil ein eigenthümliches Behagen an der Art, wie im Rokoko Alles zusammenstimmt. Aber das Einfache, Natürliche, Selbstgewachsene gefällt uns Männern — mit den Damen und dem Chignon ist es etwas Anderes! — vor dem Gemachten, Frisirten, äußerlich Aufgetragenen, und wir glauben mit Recht; wir lachen des Puders und der Schönplästerchen. Aber die Frauen urtheilen auch in sittlichen Dingen etwas anders; ihr Gewissen ist vom Gemüth, das männliche vom Verstand mehr beeinflusst; nach strengem Recht zu verfahren, zu urtheilen, fällt ihnen schwer, und doch sagt uns die Einsicht, daß es die nothwendige Bedingung für ein gemeinsames sittliches Leben ist.

Wir sehen den Geschmack wechseln; das Publikum legt bald auf die

Composition, bald auf das Colorit in der Malerei den Nachdruck, und wenn dem einen Beschauer vornehmlich die Zeichnung, dem andern die Farbe, dem dritten der Seelenausdruck eines Bildes den entscheidenden Eindruck macht, so sehen wir, wie derselbe Gegenstand nach Art der Beschauer zunächst von der einen oder der anderen Seite aufgefaßt wird. Theodor Fechner zieht hier sein Associationsprincip heran: wir sehen in den Gegenstand alles das mit hinein, was in unseren Vorstellungen sich an ihn knüpft. Die Perücke, am Hof getragen, gesellte sich mit dem Begriff der Bornehmheit; derselbe ist dem Chinesen mit dem Klumpfuß der Damen, mit dem Bauch und den langen Fingernägeln der Mandarinen verknüpft, und so bildet der Chinese seine Götzen fettleibig, und der Belvederische Apoll dünkt ihm dürftig, wie eine Gestalt aus niederem Kreise, wo man den Bauch nicht pflegen kann. Indes werden wir verkrüppelte Damensfüße, lange Mandarinennägel und Göttersettbäuche häßlich nennen, und mit Fug. Denn sie widerstreiten der Zweckmäßigkeit, Gesundheit, Leistungsfähigkeit der menschlichen Gestalt; wir werden den Geschmack an unsittlichen Darstellungen schlecht nennen, denn es ist nicht gut, daß sie gefallen, das Gute wird vielmehr durch sie geschädigt, die Würde des Menschen gefährdet. Darum fordert das Gewissen, daß Jeder seinen Geschmack auf das Gesunde, Vernünftige, Edle richte und sein Wohlgefallen mit dem in Einklang setze, was das Wohl der Menschheit bedingt; und so formulirt denn auch Fechner das Princip in dem selbstverständlichen, darum scheinbar trivialen Satz: „Der beste Geschmack ist der, bei dem im Ganzen das Beste für die Menschheit herauskommt. Das Bessere für die Menschheit aber ist, was mehr im Sinne ihres zeitlichen und voraussetzlich ewigen Wohles ist.“

Im Handeln wie in der Kunst, für das Gewissen wie für den Geschmack ist der Idealrealismus das Rechte; wir verlangen das ideale Ziel des Vernünftigen, die reine Gesinnung für das Gute und zugleich in der Wahl der Mittel und für die Verwirklichung überhaupt die Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse, auf das Material, das gestaltet werden soll im Leben; wir verlangen die Erhöhung des Wirklichen zu dem, was es sein soll, die Verschmelzung des Typischen und Individuellen, das charakteristisch Schöne in der Kunst. Aber wir gestatten dem doppelten Ausgangspunkt von der Idee und von der Weltwirklichkeit, wir gestatten dem idealistischen und realistischen Stil sein Recht in der Feder-, Meißel- und Pinselführung wie im privaten und im geschichtlichen Handeln. Wenn der Realist das eigene Wohl und die Wohlfahrt des Volkes sucht, das er beglücken will, wo der Idealist es zu veredeln trachtet, indem er selbst die Aufopferung materieller Güter für die Freiheit und Ehre fordert, — sobald beide nicht auf halbem Wege stehen bleiben, werden sie einander die Hand reichen, indem das freiheits- und würdelose Volk auch das überbortheilte und zinspflichtige wäre, und aus dem

sittlichen Adel auch der Muth, die Tüchtigkeit und damit die politische Macht folgt.

Das Gewissen geht auf den Inhalt, der Geschmack auf die Form unseres Lebens; jenes sagt uns, was wir thun und sein sollen, dieser, wie wir uns Anderen darstellen. Aber Geberden ohne Seele, Form ohne Gehalt sind niemals schön, sondern hohl und leer, sie mißfallen, und in der Form empfängt der Inhalt selbst seine Bestimmtheit. Die Uebereinstimmung des Innern und Außern, das harmonisch Vollkommene, das Schöne ist darum auch ein sittliches Gebot, und wie das ächte Kunstwerk den ganzen Menschen erhebt und beglückt, ohne daß es sinnlich selbstliche Interessen berührt, so zeugt es für unsere ethische Natur. Es tröstet uns in den Kämpfen und Gegensätzen, in der Bitterkeit des Lebens mit dem Wohlgefühl der Vollendung; wir erhalten die anschauliche Gewißheit, daß sie kein bloßer Traum, keine bloße Sehnsucht, sondern das erreichbare Ziel des Wirklichen ist, und von diesem einen Lichtpunkt aus erhellt sich uns das Dunkel und die Verwirrung; wir sehen, wie die Unterschiede nothwendig sind, damit das Eine als Energie der Liebe offenbar werde; unser Glaube an die Realität des Ideals erhält im Schönen eine sinnliche Gewißheit, und indem es unser Gefühl für das Seinsollende befriedigt, ist es nicht bloß eine angenehme That zum Nützlichen, Zweckmäßigen, Rechten, sondern ein eigenthümliches Gut, das in der Befriedigung, die es uns gewährt, uns die eigene ideale Bestimmung verbürgt; das Wahre, Gute, Schöne beglückt, weil es unser Wesen erfüllt, vervollkommenet. Und wenn das Wahre, das Gute den Eindruck des Schönen machen, indem sie auf individuelle Weise zur Vollerscheinung, zur ausdrucksvollen Gestalt kommen, so wird uns der Geschmack selber zur Gewissenssache, die Bildung für das Schöne zur Lebensaufgabe.

In ähnlicher Weise betont Utrici in seinem Werke „Gott und Natur“ das Ineinandewirken des Wahren, Guten, Schönen. Das oberste Gesetz in der Welt, im Reich der Natur wie in der sittlichen Sphäre, ist das Gesetz der Erhaltung und Förderung des Ganzen durch das Einzelne, des Einzelnen durch das Ganze. Dies ethische Gesetz führt im ästhetischen Gebiet auf die Unterordnung jeder einzelnen Form unter die formelle Fassung des Ganzen, auf die Gestaltung jedes Einzelgebildes gemäß dem Gestaltungsprincip und Stil des Ganzen, und dies ist das oberste Kunstgesetz. „Jener ideelle Einheitspunkt, auf den alle Harmonie sich stützt und um so deutlicher hinweist, je anschaulicher sie hervortritt, ist das wahre Wesen der Dinge, das im Einzelnen als Grund und Zweck seiner individuellen Bildung und Beschaffenheit, in der Gesamtheit als Grund und Zweck des Ganzen sich kundgibt. Die Wahrheit der Darstellung ist daher eine unerläßliche Bedingung ihrer künstlerischen Schönheit. Der höchste Zweck alles Werdens und Wirkens kann nur die höchstmögliche Vollkommenheit des Einzelnen im Ganzen und des Ganzen im Einzelnen

sein, die Verwirklichung der Ideen des Wahren, Guten und Schönen. Stünde das Schöne als die Vollkommenheit der Form nicht in dieser Beziehung zum höchsten Zweck und damit zu unserer eigenen Bestimmung, zu dem, was für uns das höchste Wohl, weil das höchste Gut, die höchste Pflicht, weil das höchste Gesetz ist, so hätte die Schönheit keinen Werth für uns, so könnte ihr kein Sinn, keine Strebung, kein Gefühl des Sollens in unserer Seele entgegenkommen, so würde sie statt Verlangen und Wohlgefallen zu erwecken, uns völlig gleichgültig lassen.“ In meiner Aesthetik hab' ich hinzugefügt: Nun läßt uns aber das Schöne nicht gleichgültig, sondern es reißt uns hin, es entzückt und beglückt uns. Und wir bedürfen des Schönen. Denn wir leben nicht vom Brod allein und bedürfen nicht bloß Schutz gegen Wind und Wetter; wir brauchen auch ein Laxsal und eine Erquickung im Kampf um's Dasein, einen Balsam für die Wunden des Gemüths. Da tritt das Schöne ein und macht uns die Harmonie unmittelbar gewiß, und stillt die Sehnsucht der Seele nach einer seligen Lebensvollendung. Gar sinnig bemerkt Jean Paul in Bezug auf Herder und Schiller: Sie sollten Wundärzte werden; aber das Schicksal sprach: Es gibt tiefere Schäden und Leiden als die des Leibes; heilt solche! Und beide schrieben.

So sehen wir, wie sowol das ästhetische wie das sittliche Gefühl subjectiv sind und individuelle Berechtigung haben, aber wie es zugleich Normen für Geschmack und Gewissen gibt, wie sie bildbar sind und gebildet werden sollen und wie wir nach der Idee des Vollkommenen, zu der wir uns erheben, das, was ihr widerspricht, geschmacklos oder gewissenlos nennen. Wer etwas schön oder gut nennt — das hat bereits Kant gesagt — der rechnet nicht etwa darum auf Anderer Einstimmung in sein Urtheil des Wohlgefallens, weil er es mehrmals mit dem seinigen einstimmig gefunden hat, sondern fordert es von ihnen. Das ist, sagt wiederum bereits Kant, nur dann möglich und erklärbar, wenn wir einen Gemeinfinn der Menschheit voraussetzen, und so vermuthet der vorsichtige Denker: es liege in uns Allen tief verborgen ein gemeinsamer Grund der Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen, unter denen uns Gegenstände gegeben werden. „Das Geschmacksurtheil ist gültig für Jedermann, weil der Bestimmungsgrund desselben vielleicht im Begriff von demjenigen liegt, was als das übersinnliche Substrat der Menschheit angesehen werden kann.“ Ohne Zweifel findet das Gleiche beim Gewissensurtheil statt.

Aber was ist dieser Gemeinfinn, dies übersinnliche Substrat der Menschheit? Dies zu verstehen und die Hypothese Kants als eine wissenschaftlich berechtigte Vernunftidee darzuthun, verwies ich auf die Thatjache, daß der leibliche wie der geistige Organismus nicht fertig, sondern als Keim in das Leben tritt, weil sein Wesen Selbstbildung ist. Die organische Entwickelung hat begriffsnothwendig ihre Bildungsnormen und ihr Ziel; und wenn wir zum Selbstgefühl und Selbstbewußtsein kommen,

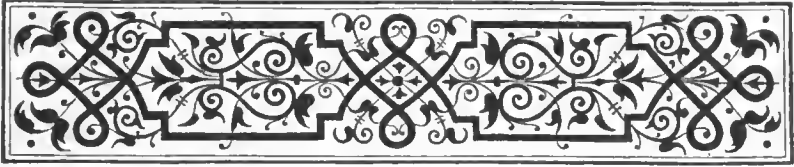
erfassen wir uns, wie wir im Entwicklungsproceß begriffen sind, und empfinden und erkennen damit auch Gesetz und Ziel desselben, wir fühlen das Sollen der Selbstvervollkommnung, bilden die Idee des Vollkommenen. Und wir können es, weil wir im absoluten, im in sich vollendeten Unendlichen erstehen und bestehen, weil das eine ewige Wesen unser Lebensgrund ist und wir uns gar nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen können, ohne uns die Idee von jenem zugleich zu bilden. Darum wies ich darauf hin, daß uns die Welt im Zusammenklang des Inneren und Aeußeren, in der Wechselwirkung der Kräfte und der Uebereinstimmung ihrer Gesetze nur verständlich, begreiflich wird, wenn wir nicht eine zufällige Vielheit, sondern die Einheit als das Ursprüngliche, das Mannigfaltige als ihre Entfaltung, als ihre Selbstbestimmung annehmen. Die Einheit ist und bleibt das Alldurchwaltende, allem Einwohnende; das ist die große Wahrheit, welche die Brahmanen und die persisch muhammedanischen wie die christlich deutschen Mystiker, Dschelaleddin Rumi wie Meister Eckart, der Grieche Parmenides wie der Jude Spinoza gefunden, die ein Herder und Goethe, ein Fichte, Schelling und Hegel im Dichten und Denken ausgeprägt; sie lag auch bei Kant im Hintergrund des zergliedernden Verstandes, in der Tiefe des Gemüths. Sie begründet den Gemeinsinn, sie ist das übersinnliche Substrat der Menschheit, das Band der Naturdinge wie der Geisterwelt, der selbstlosen wie der selbstseienden Kräfte. Sie kann uns zum Bewußtsein kommen, weil sie das in uns Wesende, Alldurchwirkende ist.

J. G. Fichte in den Briefen über Geist und Buchstab in der Philosophie schreibt in diesem Sinne: „Nirgends als in der Tiefe seiner eigenen Brust kann der geistvolle Künstler aufgefunden haben, was meinen und Aller Augen verborgen in der Tiefe der meinigen liegt. Er rechnet auf die Uebereinstimmung Anderer mit ihm und rechnet richtig. Wir sehen, daß unter seinem Einflusse die Menge, wenn sie nur ein wenig gebildet ist, wirklich in Eine Seele zusammenfließt, daß alle individuellen Unterschiede der Sinnesart verschwinden, daß die gleiche Furcht oder das gleiche Mitleid oder das gleiche geistige Vergnügen Aller Herzen hebt und bewegt. Er muß demnach, in wie weit er Künstler ist, dasjenige, was allen gebildeten Seelen gemein ist, in sich haben, und anstatt des individuellen Sinnes, der uns Andere trennt und unterscheidet, muß in der Stunde der Begeisterung gleichsam der Universal Sinn der ganzen Menschheit und nur dieser in ihm wohnen.“ Gegen dies Nur, gegen das „anstatt des individuellen Sinnes“ lehnte Schiller in einem lebhaften Streitbriefwechsel mit Fichte sich auf. „Nicht bloß meine Gedanken will ich dem Andern deutlich machen, sondern zugleich meine ganze Seele ihm übergeben. Schriften, in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, werden nie entbehrlich und enthalten ein unvertilgliches Lebensprincip in sich, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unersehblich und nie erschöpft ist.“ Es

war kein Gegensatz, aber die nothwendige Ergänzung eines Gedankens durch den andern. So sagte denn Schiller in der Recension Bürger's: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität“, und fügt sofort hinzu: „Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität zur reinsten herrlichsten Menschheit hinauszuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“

Wir können nur etwas erkennen und uns unter einander verständigen, weil dieselben logischen Normen in uns Allen herrschen und zugleich die Weltgesetze sind; und doch trägt Jeder sein eigenes Weltbild in sich. So walten auch die gefallenden Formverhältnisse kraft der allgestaltenden Urphantasie in allen Gemüthern, und wo sie rein und klar hervortreten, huldigt ihnen die allgemeine Zustimmung; und doch muß hier das ganz persönliche Gefühl eines Jeden entscheiden, Jeder das Schöne im eigenen Sinn erleben. Das macht den großen Mann der That, daß der Drang seines individuellen Willens das erfährt, was die Aufgabe der Geschichte, das Verlangen des Volksgewisses ist; das macht den Helden der Sittlichkeit, daß sein persönliches Gewissen ihn das eigene Wohl im Gemeinwohl finden läßt; das macht der schöne Geist, daß sein eigenthümlicher Geschmack das gesunde Lebensgefühl der Menschheit, das zugleich Vernunft- und Naturgemäße rein ausdrückt. Alles Schöne im höchsten Sinn ist individuell und typisch zugleich; so auch der Geschmack, der es auffaßt, ganz persönlich und allgemein gültig.





Victor Hugo.

Vor der Verbannung (1802—1851).*

Von

Paul Lindau.

Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.
Goethe.

In dem altehrwürdigen Toulouse werden seit etwa fünf Jahrhunderten alljährlich im Monat Mai die sogenannten „Jeux floraux“ gefeiert, — lyrische Wettstreite, bei denen die Sieger als Preise Blumen aus Edelmetallen: Taufenskönnchen, Weilchen, Ringelblumen zc. aus Gold oder Silber erhalten.

*) Für die folgende Studie ist die Ausgabe der Victor Hugo'schen Dichtungen von Alphonse Lemerre, Paris, Passage Choiseul, hauptsächlich benutzt worden, die in dem handlichen kleinen Sebez-Format mit Elzevier'schen Lettern erschienen ist und durch die geschmackvolle Ausstattung und Corretheit vor allen anderen Ausgaben den unbedingten Vorzug hat; für die späteren Werke des Dichters die Ausgabe in Groß-Octav von Calman Levy (früher Michel Levy frères), ebenfalls eine vortreffliche typographische Leistung, nur für den deutschen Geschmack im Format zu groß und verschwenderisch im Druck.

Die Victor Hugo'schen Werke bilden naturgemäß die Hauptquelle dieser Arbeit. Ueber Victor Hugo ist wol mehr als über irgend einen anderen zeitgenössischen Schriftsteller geschrieben worden. Für die Biographie des Dichters ist als Hauptwert zu nennen: Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie. Brüssel und Leipzig 1863. Das Werk reicht nur bis zum Jahre 1841. Es ist von der Frau des Dichters verfaßt; viel Anekdotenkleinkram, keine eigentliche Lebensschilderung, keine Charakteristik. Literarische Würdigungen haben nahezu alle Kritiker und Literaturhistoriker, die sich mit der französischen Literatur befassen, verfaßt; aber keiner der bedeutenden französischen Kritiker hat meines Wissens einen abgerundeten Essay, der den Anspruch auf einige Vollständigkeit erhöhe, geschrieben. Die Charakteristik von

Im Jahre 1819 gerieth die „Akademie der Floralien“, welche die Preise zu bestimmen hat, in eine gewisse Aufregung, als sie demselben Bewerber zwei Preise: das goldene Taufenschildchen und die goldene Lilie zuertheilen mußte und erfuhr, daß dieser Glückliche ein blutjunger Mensch von 17 Jahren war. Einer der Preisrichter schrieb an den Gekrönten: „Keiner will hier an Ihre siebzehn Jahre glauben.“ Derselbe junge Mensch hatte sich schon zwei Jahre vorher an der Bewerbung um den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis für das beste Gedicht über „den Nutzen der Studien“ betheiligt und war, wie in dem akademischen Berichte angedeutet worden war, nur deshalb nicht mit der höchsten Auszeichnung beehrt worden, weil man einen fünfzehnjährigen Knaben nicht übermützig machen wollte. Die Akademie hatte ihn jedoch durch eine „ehrenhafte Erwähnung“ ausgezeichnet. Im Jahre 1820 erhielt derselbe junge Dichter bei den Spielen in Toulouse abermals einen Preis und wurde zum „Magister der Floralien“ ernannt. Dieser erfolgreiche Streiter in den dichterischen Wettkämpfen war Victor Hugo.

Victor Hugo hat dafür gesorgt, daß man das Jahr seiner Geburt nicht vergesse: eines seiner bekanntesten Gedichte, die poetische Einleitung zu den „Herbstblättern“, hebt mit dem Pompe, den Victor Hugo so sehr liebt, also an: „Ce siècle avait deux ans!“ „Dieses Jahrhundert zählte zwei Jahre, Rom trat an die Stelle von Sparta, und schon ließ sich in Buonaparte der künftige Napoleon erkennen, da wurde in Besançon aus bretagnischem und lothringischem Blute ein schwächliches Kind geboren, das allem Anschein nach nicht den Tag seiner Geburt überleben sollte. — Das bin ich!“ „C'est moi!“ sagt Victor Hugo gerade so großartig wie Ludwig XIV.

Victors Vater war Soldat, seine Mutter, Sophie Trebuchet, die Tochter eines Ahders in Nantes. Der Knabe hatte eine äußerst bewegte

Gustave Planche reicht nur bis zum Jahre 1838 („Portraits littéraires“). Sainte-Beuve hat den ersten Dichtungen Victor Hugos in den „Premiers lundis“ mit Begeisterung zugejubelt, in den späteren Kritiken, „Portraits littéraires“, sich zwar noch immer äußerst anerkennend, aber doch schon etwas abgekühlter über den Dichter ausgesprochen und ist dann ganz verstummt; in seinen beiden kritischen Hauptwerken, „Causeries du Lundi“ und „Nouveaux Lundis“ ist keines der Hugo'schen Werke besprochen worden. Außer diesen hat der Verfasser noch beachtenswerthe kritische Äußerungen über den Dichter in vielen Werken anderer hervorragender Kritiker gefunden, wie in den „Cours de littérature dramatique“ von St. Marc Girardin, in der „Littérature dramatique“ von Jules Janin, in den „Nouveaux Samedis“ von Pontmartin zc. Endlich sind noch die ausführlichen Aufsätze in den biographischen Skizzen von Hoefer („Biographie générale“) und Vapereau („Dictionnaire des contemporains“) sowie die Analysen der letzten Werke des Dichters in den Compendien „L'année littéraire“ ebenfalls von Vapereau (1858—68) zu erwähnen.

Kindheit. Die ersten Lebensjahre verbrachte er auf Elba, wohin sein Vater geschickt worden war; dann kehrte das Kind mit den Eltern nach Paris zurück, folgte ihnen darauf nach Italien, wo Oberst Hugo zum Gouverneur der Provinz Apollino (Königreich Neapel) ernannt war und die Räuberbanden des Fra Diavolo in den Abruzzen auseinanderprensste. 1809 kehrte der Vater, der inzwischen zum General aufgestiegen war, mit seiner Familie wieder nach Paris zurück, nahm diese 1811 mit nach Spanien und endlich 1812, als Victor also 10 Jahre zählte, sand das Kind mit den Eltern eine dauernde Stätte in Paris. Sein Vater hatte ihn zum Militärstande bestimmt, und Victor machte auf dem Gymnasium die zum Eintritt in die polytechnische Schule erforderlichen vorbereitenden Studien. Auf Victors dringende Bitten ließ sich jedoch General Hugo, auf den der Erfolg Victors bei der akademischen Preisbewerbung gewiß einigen Eindruck gemacht hatte, dazu bestimmen, den hoffnungsvollen Sohn nicht auf die Militärschule zu senden, und vom Jahre 1818 an durfte sich Victor ganz seinen literarischen Neigungen hingeben. Schon im folgenden Jahre wurde er, wie bereits erwähnt, durch die Preise in Toulouse ausgezeichnet und sein erster Band Gedichte, „Oden“, der im Jahre 1821 erschien, stellte das merkwürdige Talent des Dichters außer allen Zweifel. Im Jahre 1826 erschien dann ein neuer Band, „Oden und Balladen“, in welchem sich die ungewöhnliche Physiognomie des hochbegabten Dichters mit merklicher Schärfe abzeichnete.

Man kann sogar behaupten, daß schon in diesen ersten lyrischen Gedichten alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten Victor Hugos enthalten sind; in den späteren hat er dieselben nur nach der guten und auch nach der schlechten Seite hin weiter ausgebildet und entwickelt. In den politischen und religiösen Auffassungen Victor Hugo's sind starke Wandlungen bemerkbar. Er hat sich vom bigotten Katholiken allmählich zum Freigeist, und vom starren Royalisten zum extremen Republikaner herausgearbeitet; in der Poesie aber hat er einen wirklichen Fortschritt nur beim Beginn seiner Laufbahn gemacht. Den Höhepunkt seiner Lyrik bezeichnen die „feuilles d'automne“; seine ersten bedeutenden Dramen „Marion Delorme“ und „Hernani“ sind von ihm selbst nicht übertroffen worden, eben so wenig wie einer seiner ersten Romane, „Notre-Dame de Paris“.

Man kann bei Victor Hugo weniger als bei anderen Dichtern von einer regelrechten Entwicklung, von einem Aufsteigen bis zur Höhe und von einem Niedergange reden. Victor Hugos Wirksamkeit in der Lyrik, im Epos und im Drama zeigt weder die Unsicherheit und die Unbeholfenheit der Jugend, noch das Wachsthum bis zur Reife des Mannesalters, noch die Abnahme der Kraft und das Siechthum des Greisenalters. Diese dichterische Wirksamkeit ist vielmehr schon in der Jugend gleich nach den ersten Versuchen, die nicht von besonderem Belang sind, eine fertige und abgeschlossene. Das zweite oder dritte Werk, das Victor Hugo in

der Lyrik, im Roman und im Drama veröffentlicht, ist immer schon das bedeutendste. Es ist die Gedichtsammlung „Herbstblätter“, der Roman „Notre-Dame de Paris“ und das Drama „Hernani“. Alle diese Werke sind entstanden in der kurzen Zeit von 1829 bis 1831. Innerhalb dieser drei reichsten Jahre sagt er Alles, was er zu sagen hat, und so gut, wie er es sagen kann. Was er später hinzufügt, ist oft nicht schlechter, häufig eben so gut, aber fast nie oder doch nur in sehr seltenen Fällen besser. Er geht keiner seiner guten Eigenschaften verlustig, aber er legt auch keine seiner schlechten Eigenschaften ab. Man kann bei ihm niemals eine Läuterung constatiren, sondern immer nur eine Verstärkung. Und da von dieser Verstärkung die Grillen und Launen, die Absonderlichkeiten und Unarten des Dichters vor Allem begünstigt werden, so kommt es dem Ganzen nicht einmal zu Gute, wenn in späteren Werken die Schönheiten einmal noch voller und ungetrübt als in den früheren zum Ausdruck gelangen.

Aus dieser Stetigkeit ergibt sich naturgemäß, daß die Besprechung eines dichterischen Werkes von Victor Hugo der Besprechung eines anderen von demselben Dichter meist zum Verwechseln ähnlich sieht, welchen Stoff er auch wählt und in welcher Form er ihn auch behandelt.

Victor Hugo ist von einer großartigen Einseitigkeit. Er hat immer seine eigenste Weise, und ob er nun Geringsfügiges oder Hochbedeutendes zu seinem dichterischen Vorwurfe wählt, er bringt es jedesmal fertig, dieselben glänzenden Vorzüge zu bewähren und in dieselben ungeheuren Fehler zu verfallen. Ja, nicht einmal die Verschiedenheit der dichterischen Gattungen vermag ihn zu einer Verschiedenheit der Auffassung und des Ausdrucks zu bewegen. Das, was man über den Lyriker sagen kann, hat auch für den Epiker, hat auch für den Dramatiker seine Geltung. Victor Hugo ist immer derselbe. Es kommt noch dazu, daß er selbst die verschiedenen Gattungen beständig vermengt. In seinen lyrischen Gedichten ist er häufig episch, in seinen Romanen dramatisch, in seinen Dramen lyrisch.

Daraus folgt also, daß die natürliche Dreitheilung, welche bei der Würdigung der Wirksamkeit eines Dichters gewöhnlich logisch zur Anwendung kommen muß: Aufsteigen, Höhepunkt, Niedergang, wenn man die dichterische Individualität als Basis nimmt, oder wenn man von der Grundlage der Dichtungsgattung ausgeht: die lyrische, die epische und die dramatische Dichtung, — hier versagt. Bei Victor Hugo hat man, um zu einer Gliederung zu gelangen, sich an rein Außerliches zu halten; und da bietet sich die Verbannung, die das Leben Victor Hugos durchschneidet, als tragischer Scheidepunkt von selbst dar. Wir wollen daher zunächst seine Wirksamkeit bis zur Verbannung aus Frankreich einer eingehenderen Prüfung unterwerfen.

I.

Die „Oden und Balladen“, die vollständig im Jahre 1827 erschienen, sind namentlich in ihrem ersten Theile ganz und gar im royalistischen und strenggläubigen katholischen Sinne geschrieben. Hugo selbst erklärte damals noch, daß der Weltgeschichte nur dann etwas Poetisches abzugewinnen sei, wenn man sie von der Höhe der monarchischen Ideen und der religiösen Gläubigkeit aus in's Auge fasse. Ein glühender Haß gegen alles Revolutionäre geht durch die Gefänge. Von diesen politischen Dichtungen, deren Tendenz Victor Hugo später selbst verleugnet hat, wollen wir hier nicht weiter reden. Desto interessanter ist das Studium der anderen nicht-tendenziösen Gedichte, weil sich in diesen schon das nahezu fertige Wesen des Dichters mit einer erstaunlichen Deutlichkeit offenbart. Chateaubriand gab dem jugendlichen Dichter der „Oden und Balladen“ den Ehrentitel eines „enfant sublime“, und diesen verdient er noch heute. Auch heute trifft er zuweilen noch das „sublime“ und ist das „enfant“ geblieben.

In den „Oden und Balladen“ bekundet sich schon die merkwürdige Vorliebe des Dichters für das Ungewöhnliche in jedem Sinne.

Er liebt das Unheimliche, das Schauerliche, das Graufige. Er scheint eine Art wohlküstigen Behagens zu empfinden, wenn ihn eine Gänsehaut überläuft. Er macht sich und Andere gern gruseln. Der „Hexen-Sabbath“ ist naturgemäß eines seiner ersten Gedichte. Er verräth hier schon seine Vorliebe für das Garstige, Ungehaltene, Verbildete, Ungeheuerliche. Ein anderer Dichter wählt, wenn er ein Thier besingen will, das edle Roß, den kühnen Adler, Victor Hugo die Kröte, die Fledermaus, und unter diesen ersten Gedichten heißt eines „le chauve-souris“. Mit Wohlbehagen zieht er die Häßlichkeit an's Tageslicht und begehrt immer zu schauen, was die Götter gnädig mit Nacht und Granen bedecken.

Es zeigt sich in dieser Gedichtsammlung auch schon mit aller Schärfe eine der eigenthümlichsten Eigenschaften Victor Hugos: die Uebertreibung aller Verhältnisse zum Riesigen.

Victor Hugo zeichnet immer über Lebensgröße. Die Wörter immense, colossal, gigantesque, enorme u. d. m. kehren fast auf jeder Seite der Victor Hugo'schen Werke wieder. Auch in diesen ersten Balladen tritt schon der Riese „le Géant“ auf, und ein gehöriger Riese, wenn ich bitten darf. Dieser Riese erzählt uns — der Dichter führt ihn nämlich sprechend ein — wie er als kleiner Junge sich auf die Hügel gesetzt, die Füße in's Thal gesteuert und mit seinem Athem in der Ferne die Pappeln gebeugt habe. Wenn er aufgestanden sei, habe er mit seinem Kopfe die Wolken im Fluge aufgehalten, dann habe er zu seinem Vergnügen die Blitze aus-geblasen, ab und zu einen Walfisch gejagt oder einen Bären erdrückt; aber mit diesen Kinderpielen sei es nun vorbei, es mache ihm keinen Spaß

mehr. Jetzt, da er zum Manne herangewachsen, wolle er ernsthaftere Dinge, um sich die Zeit zu vertreiben: Krieg, Thränen, Jammer. Er gehe immer nackt und trage nur den leichten Helm, den zehn Stiere, ohne sich besonders anzustrengen, wegschleppen könnten. — Das ist doch gewiß ein richtiger Riese! Nun, trotz der außerordentlichen Verhältnisse, die Victor Hugo seinem Geschöpfe gegeben hat, macht dieser übergroße Mann doch auf mich mehr den Eindruck des Lächerlichen als des Furchterlichen; und der viel bescheidenere Riese unseres guten Claudius, „ein gar gefährlich Mann, er hatte Treffen auf dem Hut und einen Klunker dran“, wirkt auf mich wegen seiner Naivetät viel großartiger als der französische großmäulige Kerl, der uns da unglaubliche Geschichten ausschneiden will, dem wir aber gar nichts glauben. — In seinen späteren Jahren hat Victor Hugo sogar diesen Riesen noch zu überbieten gesucht; wir werden die Ungestalt, die daraus entsteht, in der „Légende des Siècles“ als Satyr kennen lernen.

Einige einfache lyrische Gedichte, die fast alle im fünften Buche der „Oden“ stehen, gehören unstreitig in der Empfindung zu dem Besten, was Victor Hugo überhaupt geschrieben hat. Auf diese bezieht sich wol das Compliment, das Salvandy dem Dichter machte, als er ihn später als Mitglied der Akademie zu bewillkommen hatte, indem er die „Oden und Balladen“ als eine Sammlung lyrischer Gedichte bezeichnete, „die nie übertroffen worden sind, nicht einmal von Ihnen!“

In formaler Hinsicht stehen aber diese ersten Dichtungen noch keineswegs auf der Höhe der späteren. Es läßt sich allerdings auch hier schon ein ungewöhnliches Sprachtalent erkennen, aber der Sprachvirtuose, der Verkünftler zeigt sich erst in den folgenden Sammlungen, und die Prüfung der formalen Eigenschaften Victor Hugos möge bis dahin gestundet bleiben. Hier in seinen ersten Gedichten ringt er bisweilen noch mit der Form, der Ausdruck stellt sich nicht gehorsam dar, wie die Empfindung es verlangt, und auf dem Wege, den der Gedanke von der inneren Regung bis zum wahrnehmbaren Ausdruck machen muß, hat er das sonderbare Geschick zu bestehen, daß er im hörbaren Worte viel stärker wird, als die Empfindung es verlangt hat.

Victor Hugo ist niemals einfach, und wenn man von seinen einfachen Gedichten spricht, so ist dies immer nur relativ zu verstehen. Sein Ausdruck ist nicht ein unmittelbarer, sondern immer ein mittelbarer, und das Mittel, das er stets anwendet, ist das der Verstärkung. Jede Kleinigkeit wird bei ihm aufgebauht, und wenn der Gedanke und die Empfindung eine Müde waren, der Ausdruck ist sicher ein Elefant.

Man durfte beim Erscheinen der ersten Dichtungen glauben, daß dies nur eine kindliche Unart sei, ein Uebernehmen, eine Uebertreibung der leidenschaftlichen Jugendlichkeit. Man durfte das um so mehr annehmen, als er selbst Klage führte über die Unzulänglichkeit, das, was er

empfinde, so auszudrücken, wie er es empfunden habe. „Niemals ist mein Vers so vom Schrei der Freiheit erzittert, wie mein Herz es war, niemals hat der glückliche Rhythmus, der Fall des Verses sich meinen Gedanken so willfährig gezeigt, wie ich es erwartet hatte,“ schreibt er. Man durfte also hoffen, daß er mit den Jahren, sobald er die Fertigkeit über das Material der Sprache gewonnen habe, diese unangenehme Eigenthümlichkeit, in den stärksten Ausdrücken herumzuschwelgen, ablegen würde. Diese Hoffnung aber hat sich nicht erfüllt.

Je mehr sich Victor Hugo in der Sprache vervollkommnet — und er bringt es in dieser Beziehung mit der Zeit zu einem Virtuositenthum, das wol von keinem Dichter jemals übertroffen worden ist — desto mehr gefällt er sich in der Ueberbietung und übersflüssigen Verstärkung des Ausdrucks. Ja, die sprachliche Ueberreizung scheint ihm zur höchsten Lust zu werden, und von dem jugendlichen Bedauern, daß die Empfindung durch den Ausdruck benachtheiligt werde, ist nichts mehr wahrzunehmen. Die Sehnsucht nach dem Empfinden schwindet immer mehr und mehr vor der unglaublichen Fertigkeit, alles Mögliche in hunderterlei verschiedenen Weisen, von denen die eine immer stärker ist als die andere, sagen zu können.

Schon in der zweiten Gedichtsammlung, den „Liedern aus dem Orient“ (Les Orientales) 1829, erreicht die Sprachkunst des Dichters einen selten hohen Grad; aber leider auf Kosten des Gefühls und der Empfindung. Victor Hugo vermag in diesem Bande nicht nur das, was er uns zu sagen hat, in die bestechendste und künstlichste Form zu kleiden, sondern er findet sogar auch da schon eine Kunstform, wo der Gehalt ein ganz unbedeutender, oft nichtiger ist. Viele dieser Gedichte wirken allerdings wie die prächtigsten orientalischen Kostüme; das schillert in allen Farben, das blüht, das glitzert, da sind die herrlichsten Arabesken in Gold und Silber eingewebt, da sind funkelnde Stickereien und kostbare Steine angebracht; aber ach, dieses wundervolle Gewand hängt nur auf einer Gliederpuppe. Der Kopf ist eine unbewegliche Maske, aus dem kein menschlicher Laut zu uns dringt und unter all dem Glanz und Schimmer schlägt kein menschliches Herz. Polster und Sackleinwand, kein Fleisch und Blut! Der Verköstler zwingt uns zur Bewunderung, aber der Dichter — wo ist er?

Den größten Fortschritt in der Victor Hugo'schen Lyrik oder richtiger gesagt, den einzigen weist die dritte Gedichtsammlung auf: „Les feuilles d'automne“. Hier sucht Victor Hugo die dichterische Empfindung, die er für seine Lieder aus dem Orient verabschiedet hatte, wieder in ihre Rechte einzusetzen. Victor Hugo hat nun die volle Herrschaft über die Sprache erlangt, und der Vorwurf, den er sich hier gewählt hat, stützt sich vornehmlich auf die Empfindung und nimmt beständig auf diese Bezug. Es gilt der Verherrlichung der Familie, und da Victor Hugo unablässig das Bedürfnis fühlt, die Kreise weiter und weiter zu ziehen, so ist es ganz

erklärlich, daß er aus dem Familienkreise herausgreift und sich den allgemeinen Aufgaben der Menschheit zuwendet. Anders thut er's ja nicht. Spricht er das Wort „Familie“ aus, so wird er in seiner Ideenverbindung unwillkürlich schon zu dem Begriff der „humanité“ weiter gedrängt.

Wenn irgend ein Stoff, so war dieser dazu angethan, uns alle Schätze, die Victor Hugo in seinem Innern birgt, zu enthüllen. Nimmt man das Buch mit diesen Ansprüchen zur Hand, so wird dem deutschen Leser eine gewisse Enttäuschung nicht versagt bleiben. Die großen Vorzüge einiger dieser Dichtungen, die zum Theil herrlich sind, sollen keineswegs geschmälert, geschweige denn verkannt werden. Ueberall spricht zu uns ein edler Geist, der das Gute will, der das Gemeine haßt. Namentlich geht durch dieses Buch, wie durch viele andere Hugo'sche Dichtungen, ein rührender Zug des wärmsten, innigsten Mitgefühls mit unverschuldeten Leiden. Aber die rechte Innerlichkeit, die Wahrheit und Ausrichtigkeit des Gefühls bricht nur selten durch. Es will mir scheinen, als ob der Sprachvirtuose den Gefühlsmenschen empfindlich geschädigt habe; als ob bei Victor Hugo die Empfindung selbst dieselben künstlichen Biegungen und Verstärkungen zu erleiden habe, wie der Ausdruck, den er ihnen gibt.

Ich meine: wie er es sich nicht genügen läßt mit einem einfachen knappen Ausdruck, weil dieser ächte und rechte Ausdruck ihm niemals genügend stark erscheint, und wie er daher das Bedürfniß fühlt, noch einen zweiten draufzusetzen, und auf diesen noch einen stärkeren dritten und vierten, — gerade so ergeht es ihm auch mit der Empfindung, die ihn in ihrer natürlichen Schlichtheit zu bescheiden, zu schwächlich dünkt. Und so regt er sich denn auf, reizt sich bis zur Ueberreizung und bringt auf diese Weise ein künstlich verstärktes Gefühl in richtigen Einklang mit dem künstlich verstärkten Ausdruck.

Der Mund geht ihm nicht über, weil das Herz voll ist, sondern er erfüllt sein Herz, weil er den Mund zu voll genommen hatte.

Die weniger formgewandten kleinen Lieder aus den jugendlichen Oden erscheinen mir ächter und poetischer, als die formvollendeten Dichtungen des reifen Mannes, der über das Dahinschwinden der Jugend klagt und über das Dahinschwinden der Liebe, und der sich einreden will, daß er in der Ruhe am häuslichen Herde, in der Freude der Vaterschaft beglückt sei. Was er über die Kinder sagt, ist rührend, ist reizend; aber um es so zu sagen, braucht man nicht Vater zu sein, ein poetischer Jungeselle könnte es gerade so gut. Mich erfasst die harmlose Klage Heines um die „verschwindene, süße, blöde Jugendeselei“ mehr als die pathetische Klage Victor Hugo's, daß sie dahin sind, „les frais enchantements de mes jeunes années“.

Die „Herbstblätter“ zeigen eine erhebliche Veränderung, die sich inzwischen im Geiste des Dichters vollzogen hat. Er hat mit den Jahren die bequeme Rechtgläubigkeit eingebüßt, er ist älter geworden, er will

begreifen, und der Glaube hat sich verflüchtigt. Er hat das Vertrauen zu dem lieben Gott seiner Jugend verloren, er hat aber nichts gefunden, was er an dessen Stelle setzen könne. Er sucht nach etwas Positivem, und sein Bedürfniß, zu verehren, klammert sich an die Häuslichkeit, an die Familie, an die Vaterschaft. Aber alles das will ihm nicht genügen. Er fühlt sich von Zweifeln befangen. Und nun macht er die Wahrnehmung, wie gerade dieses Zweifeln ihm eine wirkliche Genugthuung gewährt, denn das Unklare, Verworrene reizt ihn immer. Er gefällt sich daher darin, die unlösbarsten Probleme aufzustellen, er fragt nach dem Anfang und Ende aller Dinge, nach dem Zweck der Weltordnung und dergleichen; er fragt immerzu und immerzu. Dieses ewige Aufwerfen von unmöglichen Fragen wird von seinen blinden Verehrern vor Allem als Tieffinnigkeit gepriesen. Es ist aber in der That nichts anderes als die Tieffinnigkeit eines Kindes, das uns auch durch die seltsamsten Fragen in Erstaunen versetzen kann. Victor Hugo ergründet eben so wenig wie das Kind, und das Ergründete scheint mir doch ein nicht unwesentliches Requisit der Tieffinnigkeit zu sein.

Dieses Grübeln tritt in den folgenden drei Gedichtsammlungen: „Dämmerungsgefänge“ (les chants du Crépuscule, 1835), „Innere Stimmen“ (les Voix intérieures, 1837), „Strahlen und Schatten“ (les Rayons et les Ombres, 1840) noch deutlicher hervor.

Es ist immer ein mißliches Ding, einer Sammlung von Gedichten, und namentlich von lyrischen Gedichten, einen Titel zu geben, der mehr sagt als Allgemeines, besonders mißlich, wenn eine solche Sammlung den Umfang hat, wie ihn Victor Hugo den seinigen zu geben pflegt. Es ist nicht wohl denkbar, daß ein Dichter auf natürliche Weise sich während eines längeren Zeitraums, sagen wir ein Jahr lang, beständig in derselben Stimmung erhalte und daß seine Dichtungen in dieser Zeit sämmtlich aus derselben Stimmung heraus treu und unverfälscht hervorgehen können. Ebenso unwahrscheinlich ist die Annahme, daß der Dichter in diesem bestimmten Zeitraume die Stimmung völlig erschöpft habe, daß sie damit völlig abgethan sei, einer andern weiche und sich nie wieder einstelle. Kann man sich einen Dichter vorstellen, der in einem Jahre einige hundert Lieder über das Glück der Familie, über die Freude des Vaters schreibt und der, wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, sich nie wieder veranlaßt fühlen sollte, der Härlichkeit für die Seinigen, dem Behagen an seinem Daheim einen Ausdruck zu geben, einfach deshalb nicht, weil er dies Geschäft schon ein Jahr lang mit Ausdauer betrieben hat? Das wäre mir ein schöner Dichter!

Die Titel, welche Victor Hugo seinen ersten dichterischen Sammlungen gegeben hatte, sind daher auch weit glücklicher gewählt, als die späteren. Dem Begriff „Oden und Balladen“ läßt sich, wenn man es mit der Classification nicht zu pedantisch nimmt, fast jedes dichterische Erzeugniß unterstellen; der Titel: „Lieder aus dem Orient“ (Orientales) legt dem Dichter

auch in Betreff des Inhaltes keine besonderen Beschränkungen auf und ist nicht hemmender als „Westöstlicher Divan“. Im Orient liebt und haßt und trinkt und singt man gerade wie bei uns, und Goethe hat daher seine Sammlung noch in zwölf Abtheilungen zerlegt: Buch der Liebe, Buch der Betrachtungen, Buch des Unmuths, Schenkenbuch zc., von denen jedes einzelne nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Gedichten zählt. Goethe hatte sich in seinem Buche, wie er in der Einleitung sagt, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, „daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache und des leichtesten, faßlichsten Silbenmaßes seiner Mundart befleißigt und nur von Weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt“. Victor Hugo hatte seine Ausgabe als Dichter orientalischer Lieder gerade umgekehrt aufgefaßt und vor Allem in seiner Sprache das wiederzugeben versucht, „wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt“. Aber auch Victor Hugo konnte sich in den „Orientales“ alle Freiheiten gestatten, die verschiedensten Stoffe behandeln und die verschiedensten Stimmungen wiedergeben. Bei den „Herbstblätteru“ rückte das Programmäßige: die Verherrlichung der Familie, schon mehr in den Vordergrund; die „Dämmerungsgefänge“ sind aber bereits ganz und gar aus einer festgestellten, vorschrittsmäßigen Stimmung heraus unter beständiger Rücksichtnahme auf die Uebereinstimmung mit dem bestimmenden Titel entstanden. Sie alle sollen trübe sein, in gedämpftem Lichte; der hellen Freude wird der Ausdruck unbedingt unterzagt.

Victor Hugo sagt in seiner Vorrede, daß das einleitende Gedicht den Titel erkläre. Dieses Eingangsgedicht ist aber leider selbst nicht sehr klar und beweist nur, daß der Dichter aus seinen verworrenen Grübeleien nicht herauskommt. Die Welt, sagt er, sei halb bedeckt „mit einem Schatten, wo Alles strahlt“; über Allem ruhe ein merkwürdiges Zwielficht, und die Gefänge des Dichters könnten daher nichts anderes sein, als „ein Wiederhall dieser Dämmerung“. Deshalb gibt er allen diesen Gedichten eine graue, matte Farbe; er ist temporärer Grauseher.

Von dieser Stimmung verabschiedet er sich, und in seiner nächsten Gedichtsammlung läßt er nur die „inneren Stimmen“ reden (les Voix intérieures). Was sind diese inneren Stimmen? Das Gewissen und die Begeisterung, sagt der Eine, der Stolz und der Born, sagt ein Anderer. Wahrscheinlich täuscht sich der Eine wie der Andere. Wenn man Victor Hugo recht scharf interpelliren wollte, was er gemeint hat, würde er vielleicht selbst in Verlegenheit gerathen. Jedenfalls lassen diese Gedichte eine starke Verstimmung, die sich bisweilen sogar zur Erbitterung steigert, erkennen. Derselbe Dichter, der die geräuschvollsten und nachhaltigsten Erfolge seiner Zeit zu verzeichnen hat, klagt in den heftigsten und unvorsichtigsten Worten darüber, daß er verkannt wird!

Diese unbegreifliche Thatfache erklärt sich aus der Stellung, die sich

Victor Hugo im Reiche der Dichtung anweist. Es ist die höchste. Er hält sich für nichts Geringeres als für den gleichberechtigten Fortsetzer Shakespeares. Seine sonderbare Schrift über den Dichter des „Hamlet“, die an Unklarheit und Unverstand so ziemlich das Höchste leistet, was Victor Hugo geschaffen hat, hatte keinen andern Zweck, als den Nachweis zu führen, daß mit Shakespeare nur ein Name genannt werden dürfe: der Victor Hugos. Schon früher hatte er diese Ansicht, die für ihn ein Grundsatz ist, ganz deutlich ausgesprochen. Er hatte ausgeführt, daß neben dem Manne der That immer der Mann des Gedankens stehen müsse, neben Luther Shakespeare, neben Richelieu Corneille, neben Cromwell Milton; für den Mann des Gedankens, der neben dem Manne der That, Napoleon, in diesem Jahrhundert stehen solle, hatte er den Platz einstweilen noch offen gelassen, aber unbedingt für sich reservirt. „Zu Anfang dieses Jahrhunderts,“ schrieb er im August 1838 in seiner Vorrede zu „Marion Delorme“, „haben wir das Kaiserreich und den Kaiser gehabt. Weshalb sollte jetzt nicht ein Dichter austauchen, der zu Shakespeare in demselben Verhältniß stehen würde, wie Napoleon zu Karl dem Großen?“ Diese ungewöhnliche Werthschätzung macht es verständlich, daß Victor Hugo eine jede Kritik als ein Majestätsverbrechen betrachtet. Er verlangt eben keine Kritik, sondern Ehrfurcht, Bewunderung. Ein französischer Kritiker hat über diese Eigenthümlichkeit des Dichters gesagt, Victor Hugo habe aus sich zwei Menschen gemacht, von denen der eine vor dem andern beständig auf den Knien liege; der eine sei der Priester, der das Weihrauchfaß schwingt, der andere der Gott, der den Wohlgeruch einathmet.

Das Gedicht an Olympio in den „Inneren Stimmen“ ist in dieser Beziehung das merkwürdigste. Nie hat sich ein Mensch freundlicher behandelt, nie ein Dichter seine Vorzüge überschwänglicher gepriesen, als Victor Hugo in jener Hymne, bei der es dem Leser bisweilen ganz unheimlich wird. Victor Hugo schildert, wie ein Freund — und das ist er selbst — ihm, dem verkannten Dichter — und das ist er wiederum selbst — einige herzliche Worte wegen der Undankbarkeit und Kurzsichtigkeit der bloßen Menge zum Troste sagt. „Früher, o Jüngling,“ sagt Victor Hugo zu sich, „verehrte man Dein strenges Auge, Deine ruhige und donnernde Stirn, man fürchtete und vergötterte Deinen Namen. Jetzt zerreißen Dich die bösen Buben, Dein keuscher Ruf erglänzt nicht mehr, die Hände Deiner Feinde haben Dein Gewand, dessen Glanz ihre Wuth hervorrief, herumgedreht und mit demselben Scharlachroth haben sie aus Dir, der erhaben war, einen Niedrigen, aus Dir, der ein Kaiser war, einen Zuchthäusler gemacht. Aber wer Deine hohe und ernsthafteste Seele begreift, findet Dich darum nur noch größer. Jedoch Du leidest und wie ein verwundeter Löwe flüchtest Du in die Einöde. Tröste Dich, Dichter! Eines Tages, und vielleicht gar bald, werden die Herzen zu Dir zurückkehren, und die Flammen Deiner Stirn werden allen Augen

wieder sichtbar werden. Deine Feinde werden verschwinden vor Deinem Flammenblick, und die entzückte Menge wird aus dem Schatten, den der Neid verbreitet, Deine majestätische Stirn hervorleuchten sehen. Betrachte einstweilen die Menge, die Deine Dichtungen verkennet, mitleidsvoll. Deine Feinde sind klein, Du bist groß, Du hast mit dieser erbärmlichen Menge nichts gemein 2c. 2c.“

Wenn sich Victor Hugo einem Titel zu Liebe dazu bequemt, seine ganze Weltanschauung zu einer trüben und dämmerigen zu gestalten, wenn ihm im Jahre 1835 Alles im Zwielicht erschien, so veranlaßte ihn ein anderer Titel einige Jahre darauf, aus der künstlichen Dämmerung her auszutreten, in ein eben so künstliches Licht und in einen eben so künstlichen Schatten. „*Los Rayons et les Ombres*“ heißt diese Gedichtsammlung (1840). Victor Hugo fühlt jedesmal das Bedürfnis, in seinen Vorreden den Nachweis zu führen, daß seine Titel nicht etwa glückliche Einfälle sind, sondern daß sie sich immer als der prägnanteste und schärfste Ausdruck des Empfindens, als unabweisbare Nothwendigkeiten ergeben. Es läßt sich über diese Vorreden sehr viel sagen, und es wird sich bei einigen der späteren Dichtungen Victor Hugos die Gelegenheit dazu noch besser darbieten als jetzt. Diese letzte lyrische Gedichtsammlung, die Victor Hugo vor dem Exil geschrieben hat, ist an sich zu wenig bedeutend, um zu einem längeren Verweilen aufzufordern. Der Dichter sagt darin nichts, was er nicht schon gesagt hätte. Wir kennen die Persönlichkeiten längst und es gelingt uns beim besten Willen nicht, dieser irgend eine neue interessante Seite abzugewinnen; aber der Titel dieser Gedichtsammlung ist sehr charakteristisch, weil er in zwei Worten das ausdrückt, was sich als die Quintessenz der ganzen Victor Hugo'schen Dichtung bezeichnen läßt: die Antithese.

Die Antithese ist für Victor Hugo ein dichterisches Werkzeug, das er niemals aus der Hand legt. Er arbeitet damit im Großen und Kleinen, in der Composition, in der Charakteristik, in der Schilderung, in den einzelnen Versen. Immer und immer drängt sich ihm die Gegenfähigkeit, die Wirkung durch Contraste, die Antithese auf. Will Victor Hugo die himmlische Seligkeit schildern, so begreift er sie nur dann, wenn er aus der höllischen Verdammniß aufsteigt; das Ebenmaß der schönen Glieder vermag sein Auge nur dann zu fassen, wenn es sich vorher an dem widerwärtigen Bilde der Mißgeburt und des Häßlichen gesättigt hat. Seine edlen Menschen holt er aus dem Zuchthause, die reine Liebe aus der Prostitution. Sagt er Wiege, so muß er auch Grab sagen, sagt er Strahlen, so kann er Schatten nicht verschweigen. Wir haben schon gesehen, daß er in dem Eingangsgedichte zu den „Dämmerungsgefängen“ von einem „Schatten“ sprach, wo Alles „strahlt“, und auch hier, in dem Titel dieser letzten Gedichtsammlung stellen sich die beiden Gegensätze mechanisch hart aneinander: „Schatten und Strahlen“.

Die Antithese ist für Victor Hugo keine Form, sie ist zur Formel geworden. Man kann dreist die Behauptung aufstellen, daß in jedem einzelnen Gedichte, mit alleiniger Ausnahme derer in der ersten Sammlung, für welche die Formel noch nicht gefunden war, sich eine ganze Reihe von solchen Antithesen nachweisen lassen; daß auch nicht eine Seite der Victor Hugo'schen Dichtung ganz davon verschont bleibt. Jedesmal, wenn der Fluß der Gedanken stockt, wird die Antithese herbeigeholt, um weiter zu helfen.

Dies wäre das mächtigste Hülfsmittel des Dichters; von dem andern: der Verstärkung, der Ueberbietung, der Steigerung des Ausdrucks haben wir schon gesprochen. Victor Hugo besitzt einen Wörterschatz, wie außer ihm wol kein französischer Dichter. Namentlich hat er sich mit den synonymen und ungefähr synonymen Wörtern ganz genau vertraut gemacht, und er kann dem Geküste nicht widerstehen, alle begriffswandten Wörter, die irgendwie unterzubringen sind, bei jedem Anlaß los zu werden. Ein Prädicat genügt vollaus, er nimmt deren sechs, zehn, ein Duzend und mehr; ein deutliches Verbum reicht aus, er braucht deren ein halbes Duzend; die Anhäufung des Ueberflüssigen ist ihm mit der Zeit zur Gewohnheit, zum Bedürfniß geworden.

Das zeigt sich auch in seiner Bildlichkeit. Seine bildlichen Umschreibungen haben keineswegs den Zweck, den Gedanken zu veranschaulichen, sie sind Selbstzweck, sie kümmern sich gar nicht mehr um den Gedanken. Das erste Bild, das er wählt, stimmt gewöhnlich noch ziemlich genau mit dem überein, was er sagen will; aber dieses erste Bild gebiert, während es gezeichnet wird, schon wieder ein zweites, drittes, und so entsteht eine Bildergalerie, die nur verwirrt. Auf die Victor Hugo'schen Umschreibungen paßt ganz gut die Definition, die Claude Lillier gibt: „Diese Umschreibungen haben eine verwünschte Aehnlichkeit mit jenem Dichter, der, wenn er in den Keller herabsteigen sollte, seinen Weg über den Söller nahm. Der Dichter thut den Mund sehr weit auf, um nichts zu sagen. Er gleicht bald dem Manne, der viele Effecten in eine ganz kleine Kiste packen will, bald einem andern, der einen großen Koffer und nichts hineinzulegen hat als ein Paar Strümpfe.“ „Er klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel,“ sagt Goethe in seiner wundervollen Klarheit.

Dieselbe Manier des Anhäußens findet noch einen andern Ausdruck in den Victor Hugo'schen Dichtungen in der merkwürdigen Vorliebe des Dichters für Aufzählungen von biographischen und historischen Namen, von Thieren, Pflanzen, Steinen und dergl.

Victor Hugos Hauptmitarbeiter ist das Lexikon in seinen verschiedenen Zweigen, das Lexikon für Synonyme, das Lexikon für Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften zc. Es ist geradezu unglaublich, welchen Mißbrauch Victor Hugo mit der Aufzählung von Namen treibt!

Ich will dafür ein Beispiel anführen, das mir besonders charakteristisch erscheint. Ein Kritiker hatte einmal den Satz geschrieben: „Der größte Dienst, den uns die Dichter erweisen können, ist der, zu nichts zu taugen; wir verlangen gar nichts anderes von ihnen.“

Darauf antwortete mir Victor Hugo wie folgt:

„Man bemerke die umfassende Bedeutung des Wortes „Dichter“; denn dieses Wort schließt in sich: Linus, Musäus, Orpheus, Homer, Hiob, Hesiod, Moses, Daniel, Amos, Hiesiel, Jesaias, Jeremias, Aesop, David, Salomon, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Pindar, Archilochos, Tyrtäus, Stesichorus, Menander, Plato, Asklepiades, Pythagoras, Anaktreon, Theokrit, Lucrez, Plautus, Terenz, Virgil, Horaz, Catull, Juvenal, Lucan, Persius, Tibull, Seneca, Petrarca, Ossian, Saabi, Firdußi, Dante, Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Chaucer, Chateaufearre, Camoëns, Marot, Roncard, Regnier, Agrippa d'Aubigné, Malherbe, Segrais, Racan, Milton, Corneille, Molière, Racine, Boileau, Lafontaine, Fontenelle, Regnard, Lesage, Swift, Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Sedaine, Jean-Jacques-Rousseau, André Chénier, Klopstock, Lessing, Wieland, Schiller, Goethe, Hoffmann, Alfieri, Chateaubriand, Byron, Shelly, Woodsworth, Burns, Walter Scott, Balzac, Muffet, Beranger, Pellico, Vigny, Dumas, George Sand, Lamartine.“

Dies ist eins der lächerlichsten Beispiele, aber ganz ähnlicher ließen sich zu Hunderten aus den Werken Victor Hugos zusammenstellen. So wie Victor Hugo in die Lage kommt, irgend einen historischen Namen anzuführen, schnurrt die Maschine wie von selbst los und raspelt ihr Pensum ab. Es ist oft tödtlich langweilig.

Aus dieser erschrecklichen Unart des Anhäußens und Aufzählens, die sich mit den Jahren immer mehr ausgebildet hat, aus dieser Uebertreibung der Bildlichkeit und dieser unermüdlischen Hezjagd nach Umschreibungen ergibt sich ganz von selbst, daß die Dichtungen Victor Hugos sammt und sonders die stärksten Kürzungen nicht nur ertragen können, sondern daß sie durch diese Kürzung und Zusammenziehung erheblich gewinnen würden. Fast jedes Victor Hugo'sche Gedicht läßt sich zu seinem Vortheil auf ein Zehntel des ihm gegebenen Umfangs reduciren.

Nun kommt als ganz besonders bei Victor Hugo noch Eins hinzu: die Unabänderlichkeit des Schemas. Die Form, in welche Victor Hugo seine Gedanken gießt, ist stereotyp; seine Phantasie arbeitet wie ein ganz normal geregelter Apparat auf das Außergewöhnliche, Schauerliche, Unheimliche, Abnorme, Ungestalte hin mit beständigen Gegensätzen und mit einem ohrenbetäubenden Geklapper von Worten und Namen; die Einbildungskraft, die die Maschine in Bewegung setzt, ist gewaltig, aber der Regulator, der Geschmaç, fehlt leider ganz.

Wenn man hintereinander eine größere Anzahl von Victor Hugo'schen Dichtungen gelesen hat und einiges Imitationstalent besitzt, so kann man ohne irgend welche Anstrengung zu jeder beliebigen Zeit über jedes beliebige Thema eine Dichtung künstlich herstellen, die von jenen Victor Hugo'schen Dichtungen kaum zu unterscheiden ist. Die dazu erforderlichen

Requisiten sind einfach die, daß man zunächst Gegenfaß an Gegenfaß reiht, daß man eine größere Anzahl von Namen anführt, für einen Begriff ein halbes Duzend ungefähr gleichbedeutender Wörter wählt, und alle diese ungewöhnlichen Anstrengungen macht, um schließlich etwas nicht gerade Ungewöhnliches zu sagen.

Ich setze den Fall, daß Victor Hugo das Bedürfniß fühlte, der behaglichen Empfindung, die ihm sein Platz am Schreibtisch gewährt, einen poetischen Ausdruck zu geben, so wäre es nicht unmöglich, daß dieser einfache Vorwurf bei ihm etwa die folgende Fassung gewönne:

„Mein Auge hat sich berauscht an der Farbenpracht des Orients, an den weißen Moscheen und den goldigen Minarets. Vom Westen her hat mir das Sternenbanner sein Rauschen gesandt, aus seinen Falten die Sterne der Freiheit, der Größe und Menschlichkeit herabschüttelnd.

„Der lärmende Tag hat mir seinen Jubel offenbart und die finstere Nacht ihr unheimliches Schluchzen. Ich habe gesehen die wunderbaren Genien der Menschheit, die Errichter und Verwüster. Rasael auf Pindar gestützt, Tacitus mit Hiob plaudernd, Dante zu den Füßen des Homer, Luther Shakespeare umarmend, Nimrod, Dschingis-Chan, Bonaparte.

„Ich habe gehört, wie Christus Columbus einen Bruder nannte und wie Newton dem Aeschylos zuraunte: Wir beide!

„Ich habe mich niedergelassen an der Tafel, wo die Lüge zur Wahrheit und die Dichtung zur Wirklichkeit sich wandelt, wo Hector dem Patroklos zutrank und Achill der Andromache, wo Odysseus geraden Sinnes und Nestor schweigsam war, wo Phryne sich umhüllte und Messalina den Ruf versagte.

„Ich habe das Gefilde betreten, wo sich das Absolute dem Relativen verschwifert und das Unermeßliche dem Endlichen, wo der Abgrund zum Gipfel emporsteigt und die Höhe versinkt, wo die Furcht sagt: Vorwärts! und der Muth: ich bebe.

„Nun denn, wenn Nord und Süd und Ost und West, wenn alle Berge, der Atlas, Himalaya, die Alpen, die Cordilleren, der Ural und der Sinai mit ihrem Platina, Gold, Eisen, Kupfer und Diamanten, mit ihrem Zinn, Blei, Kobalt und Wismuth, wenn alle Flüsse, der Tajo, Ebro, die Seine, Rhone, Garonne, Elbe, Donau, Weichsel, der Rhein, der Amazonenstrom, der Ganges, die Wolga, Kewa, der Amur, wenn alles Erhabene, das wir kennen, und alles Große, das wir ahnen, wenn alle Märtyrer und Helden an mich heranträten und mir sagten: Hier sind unsere Schätze, unser Eigenthum, unser Reichthum, unser Besiz, unser Erbtheil, unser Hab, unser Gut, unser Erworbenes, unser Errungenes, unser Gewonnenes, unser Ertheiltes, unser Empfangenes, unser Erhaltenes, wähle, faß, nimm, greif zu, es sei Dein! — ich würde antworten: Laßt mir die Einsamkeit dieses traulichen Plätzchens, laßt mir dieß Pult, meine Ruhe, diese Feder, meine Freiheit, dieß Papier, meinen Stolz!“

II.

Im Romane machen sich die Vorzüge und Absonderlichkeiten Victor Hugo's vielleicht noch bemerkbarer als in seiner Lyrik. Goethe definiert den Roman als eine subjective Epopöe, in welcher sich der Verfasser die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. „Es fragt sich nur,“ fügt Goethe hinzu, „ob er eine Weise hat.“ Wenn diese Definition ganz richtig wäre, so wäre Victor Hugo zum Romanschriftsteller wie geschaffen, denn er hat seine Weise so ausgebildet wie kaum ein zweiter. Indessen ist es Goethen mit dieser Definition sicherlich nicht ernst gemeint gewesen. Der Dichter des „Wilhelm Meister“ und der „Wahlverwandtschaften“ hat ganz genau gewußt, daß zum Romane doch noch mehr gehört als eine starke Subjectivität und die Fähigkeit, die Leser zu zwingen, die Welt durch die Brille dieser Subjectivität zu betrachten.

Victor Hugo bringt zum Romandichter außerordentliche Eigenschaften mit, aber es fehlen ihm auch einige durchaus unentbehrliche. Er besitzt eine mächtige Phantasie, ein ungewöhnliches Compositionstalent, die Fähigkeit, große Massen spielend zu leiten, ein ungeheures Material leicht zu bewältigen. Er besitzt die Gabe der Schilderung, ein wunderfames Colorit. Aber es ist ihm versagt: die Gabe der Beobachtung, die Fähigkeit, sich in das Empfinden eines Anderen zu versenken und die Gefühle des Anderen in der diesem entsprechenden Art wiederzugeben, das Objectiviren. Victor Hugo ist kein Nachbildner des menschlichen Wesens, die Figuren in seinen Romanen sind seine eigenen Geschöpfe. Er bevölkert seine Romane mit einer ganzen Schaar von Männlein und Weiblein, die niemals auf unserer Erde mit festem Fuß gestanden haben, die nur leben und athmen in jener phantastischen Welt, deren Schöpfer und Erhalter der Dichter selbst ist.

Da er sich nicht darum kümmert, wie die Menschen sind, kann seine schöpferische Phantasie zwanglos ihren abenteuerlichen Neigungen folgen, und daher finden sich denn in den Victor Hugo'schen Romanfiguren alle Eigenthümlichkeiten, die uns bei dem Lyriker schon aufgefallen waren, wo möglich in Verschärfung wieder: also zunächst die schroffe Antithese sowol in dem Verhältniß der einzelnen Figuren zu einander, wie in den Eigenschaften, welche denselben beigelegt sind. Auf der einen Seite alles ganz schwarz, auf der andern alles ganz licht. In „Bug-Jargal“ der entsetzliche Zwerg Habibrah, ein physisches und sittliches Ungeheuer hier und dort Marie, die keusche, holde Jungfrau von blendender Schönheit; in „Han d'Islande“ wiederum das Monstrum, das in einer Höhle kauert und das Meerwasser aus menschlichen Schädeln säuft, hier und dort der ideale, ritterliche Held Ordener; im „letzten Tage eines Verurtheilten“ (Le dernier jour d'un condamné) der Verbrecher und die Unschuld; endlich

in „Notre-Dame de Paris“ wiederum das Ungeheuer, die Mißgeburt Quasimodo und Esmeralda, die blühende, reizende Anmuth.

Bei dieser Aufzählung haben wir auch schon wieder die Vorliebe des Dichters für das Ungeheuerliche constatiren müssen. In jedem Roman das Abnorme: in dem einen ein Zwerg, in dem andern eine Art Menschenfresser, in dem dritten ein Verbrecher, im vierten ein verwachsener, rothhaariger, widerlicher Geselle.

Die drei ersten Romane lassen zwar die Art Victor Hugos deutlich erkennen, aber sie sind doch ungleich unbedeutender als „Notre-Dame de Paris“ und es wäre daher ungerecht, Victor Hugo nach diesen ersten epischen Dichtungen zu beurtheilen.

„Han d'Islande“ ist eine einfache Schauer Geschichte. Sainte Beuve hat den witzigen Einfall gehabt, diese Ausgeburt einer erhitzten kindlichen Phantasie als einen Versuch des Dichters im mittelalterlichen Ritterroman zu bezeichnen; und um dieses Paradox zu begründen, erzählt er die Fabel, als ob es sich in der That um einen Bestandtheil der Artussage, um ein Stück von der Tafelrunde handele. Er berichtet, wie eine edle Magd mit ihrem Vater in einem Thurm gefangen gehalten wird, wie dann ein Fürstensohn heranzieht über Berg und Thal, um das Ungeheuer, das sie bewacht, in seiner Höhle aufzusuchen, zu vernichten und die Gefangenen zu befreien. Das ist recht witzig, aber es ist nicht ganz richtig. „Han d'Islande“ ist eine böse Schauer Geschichte, die von der naiven Poesie der mittelalterlichen Dichtung auch nicht im Entferntesten berührt wird.

Eben so kraß und gewaltsam und roh ist die Erzählung des „Bug-Jargal“. Der „letzte Tag eines Verurtheilten“ ist viel besser als diese ersten Romane, obgleich es sich auch hier weniger um die psychologische Studie, um die Schilderung der entsetzlichen Leiden eines zum Tode Verurtheilten handelt, als um eine malerische Darstellung der graufigen Neußerlichkeiten, welche der Hinrichtung vorangehen. In der Beschreibung des Transportes des Gefangenen, der letzten Toilette des Verurtheilten zeigt sich in hervorragender Weise die seltene Gabe des Meisters für solche Abbildungen graufiger Vorgänge.

Die ganze Summe des Könnens und das ganze Deficit, das Nicht-Können Victor Hugos als Romanschriftsteller wird in „Notre-Dame de Paris“ zusammengefaßt. Das äußerste Können offenbart sich in der Schilderung des todten Materials, der Architektur, der Bildhauerei, des Kostüms. Hier ist Victor Hugo ganz erstaunlich, ja großartig und, wie ich glaube, unerreicht. Alles Stoffliche ist mit vollendeter Meisterchaft behandelt, aber das Seeliche!

Hat auch nur eine einzige Figur die rechte Innerlichkeit, die Lebenswahrheit und die Lebenskraft? Die Figuren sind mit merkwürdigem Geschick ansgearbeitet; aber wo sind die Modelle dazu zu finden? Nirgends anders, als in der Phantasie des Dichters. Machen sie alle: der Glöckner

Quasimodo, der wüste, entsehlliche Mensch, der sich plötzlich in das reizende Mädchen verliebt und, um ihre Liebe zu gewinnen, nichts Geschiedteres erdenkt, als die Geliebte mit seinem Nebenbuhler zusammenzubringen; Esmeralda, das blendend schöne und reine Mädchen, das sich in Phöbus verliebt, obwol dieser doch nichts anderes besitzt als männliche Schönheit, blickende Sporen und ein glänzendes Kostüm; Jehan Frollo, der faule Scholar, und Claude, der lüsterne Pfaffe; Gringoire, der würdenlose Bänkelsänger und Schmarotzer, der mit seinen besten Liebern an den Thüren herumlungert und sich wie ein Bettler behandeln läßt, und wie sie alle heißen — machen alle diese Figuren den Eindruck des Richtigen, des Wahren? Bleibt ein einziger rührender menschlicher Zug von ihnen im Gedächtniß des Lesers haften? Stellen sie sich nicht vielmehr immer, wenn wir sie uns vergegenwärtigen, als rein äußerlich mit scharfen, groben Umrissen in unmenschlichen Verhältnissen und in starken Verzeichnungen unserer geistigen Anschauung dar?

Victor Hugo ist kein Maler der menschlichen Seele, aber er ist vielleicht der größte Architektur-, Landschafts- und Stilllebenmaler, den die Literatur hervorgebracht hat. Der Ausdruck „Stillleben“, der in unserer Sprache nicht präcis ist, kann zu einem Mißverständnis verleiten; ich meine das, was die Franzosen „nature morte“ nennen. Der Romanschriftsteller soll aber vor Allem die lebendige Natur malen, den Menschen, wie er lebt, wie er liebt und haßt, obsiegt oder untergeht.

Nach der Veröffentlichung von „Notre-Dame de Paris“ (1831) ließ Victor Hugo mehr als dreißig Jahre vorübergehen, ehe er mit seinem nächsten großen Romane, den „Miserables“ hervortrat. Bei der Besprechung dieses umfassendsten Werkes Victor Hugos wird sich uns die Gelegenheit bieten, dem Romanschriftsteller noch näher zu treten.

III.

Victor Hugo hatte zunächst lyrische Gedichte geschrieben, dann Romane, es war natürlich, daß sich dieser hochbegabte Mann, dessen Naturanlagen und erworbene Eigenschaften ihn wie wenige zum Parteiführer in der Literatur befähigten, dem Theater zuwandte, — jener Stätte, auf der die literarischen Gegensätze am unmittelbarsten und kräftigsten, der Sieg und die Niederlage am entschiedensten zum Ausdruck gelangen. Victor Hugo war in der That wie dazu geschaffen, an die Spitze einer Schule zu treten. Er besaß ein eigenartiges, ganz selbständiges Talent, rastlosen Fleiß, die Reife und Zuversicht der Jugend, Schlagfertigkeit im Wort, Fruchtbarkeit in der Production, das Feierliche, Großartige in seinem dichterischen Auftreten, die Gabe, jede Auffassung, jeden Einfall mit hohepriesterlicher Weihe als ein Orakel zu verkünden.

Der revolutionären Natur Victor Hugo's ist es zu danken, daß in das französische Theater, das durch die Schriftsteller des Kaiserreichs und der Restauration langweilig und matt geworden war, neues Leben kam. Durch ihn wurde das zu der Ruhe des Kirchhofes erstarrte Theater zum lärmenden Schlachtfeld in des Wortes wirklicher Bedeutung — mit Verwundeten und Todten!

Zwei Data sind hier besonders bemerkenswerth: die Veröffentlichung der Vorrede zu „Cromwell“, 1827, und die erste Aufführung des „Hernani“, 26. Februar 1830. Die Vorrede des „Cromwell“ ist die Kriegserklärung gegen die alte Schule im Drama, gegen die sogenannte „klassische“ Tragödie, das Manifest der neuen literarischen Schule der sogenannten „Romantiker“, die erste Vorstellung des „Hernani“ ist der Sieg dieser Jungen über die Alten.

Wenn man heute, nach 50 Jahren, die Vorrede zu dem ersten Victor Hugo'schen Drama „Cromwell“ liest, so hat man nicht geringe Mühe, das Aufsehen zu begreifen, welches diese verworrene, wortreiche, einseitige und unwissenschaftliche ästhetische Abhandlung zur Zeit ihrer Veröffentlichung hervorrufen konnte. Man kann es sich eigentlich nur dadurch erklären, daß es die erste der Victor Hugo'schen Vorreden war, welche mit dem Ansprüche eines Manifestes, der Verkündigung neuer Gesichtspunkte, der Enthüllung ungeahnter Weisheiten und dergleichen auftrat. Wir Leser von heute kennen nun aber auch die anderen Vorreden Victor Hugo's und wissen, wie er jedesmal in der Vorrede zu jedem seiner neuen Werke ausführt, daß bis zu dieser Stunde der Dichter noch eine große Aufgabe ungelöst gelassen, und daß jetzt der Augenblick gekommen sei, da er diese Aufgabe zu lösen habe; daher denn das folgende Werk. Victor Hugo hält sich für viel zu groß, um die Stimmung, die augenblickliche Neigung, eine Anregung von außen her als einen ausreichenden Grund für die Entstehung eines seiner Werke anzusehen. Schreibt er ein Werk, so ist ihm dies immer durch eine Art von Naturgesetz auferlegt. Das Schicksal hat sich ihn eigens erkoren, um die Fortschritte der Menschheit durch seinen begeisterten Gesang erkennen zu lassen. Victor Hugo betrachtet sich unablässig als den Vollstrecker eines höheren Willens. Das ist in wenigen Worten der Gedankengang, der in allen seinen Vorreden sich wiederfindet.

Und so ist es auch um die Vorrede zum „Cromwell“ bestellt. Er hat zuerst, wie wir wissen, Oben geschrieben, dann eine epische Dichtung, und nun schreibt er ein Drama. Das kann kein Zufall sein! Das ist kein bloßes Vertauschen der einen Dichtungsart mit einer anderen, das ist offenbarlich ein Fortschritt, und nicht bloß ein individueller Fortschritt, sondern ein durch das Individuum kundgegebener Fortschritt der Menschheit. Es ist die Verkörperung eines Gesetzes der Weltordnung in dem auserlesenen Individuum, in Victor Hugo.

Demnach führt er aus, daß er gerade wie die Menschheit, oder daß die Menschheit gerade wie er zuerst die Ode, dann das Epos und dann das Drama gebichtet habe: Die Ode, das heißt: die Bibel, das Epos, das heißt: Homer, das Drama, das heißt: Shakespeare.

Wer die allmählich recht durchsichtig gewordene Absicht des Verfassers, die Art und Weise seiner eigenen dichterischen Thätigkeit in Zusammenhang zu bringen mit den allgemein gültigen Gesetzen der Culturentwicklung, — wer diese harmlose Absicht durchschaut, dem wird es nicht beifallen, das von Victor Hugo aufgestellte Gesetz ernsthaft zu prüfen; er wird in diesen zur Deckung einer individuellen Thätigkeit eigens zurechtgemachten Weltgesetzen eben nichts anderes erblicken, als einen gelungenen Einfall, dessen großartiges Auftreten keinen Menschen täuschen kann. Die ernsthafteste Kritik verkennt ihre Aufgabe, wenn sie würdevoll Victor Hugo daran erinnert, daß die Bibel doch nicht ausschließlich, nicht einmal vorwiegend als ein lyrisches Gedichtbuch zu betrachten sei, und daß in England z. B. sich die Reihenfolge gerade in umgekehrter Ordnung darstellt, als sie von Victor Hugo angegeben wird, daß da der Dramatiker der Erste ist, dem der Epiker folgt und dann der Lyriker: Shakespeare, Milton, Byron.

Eben so zweifelhaft sind die anderen Grundsätze, die Victor Hugo aufstellt, und eben so bestreitbar die Consequenzen, die er zieht. Jetzt, da die romantische Schule alles hervorgebracht hat, was sie hervorzubringen im Stande war, und da sich ihre Zwecke und Ziele empirisch feststellen lassen, hat diese theoretische Auseinandersetzung gar kein Interesse mehr, und es genügt, wenn wir als alle Weisheit, welche die Vorrede zum „Cromwell“ in sich faßt, den einen Satz behalten: Das Drama soll die gesammte Realität in sich schließen; deswegen ist das griechische Drama unvollständig, da das Groteske fehlt, deswegen ist die französische Tragödie erst recht mangelhaft, da diese nur ein Abklatsch der griechischen ist, an der steifen Würde haften bleibt und niemals lacht; also wird Victor Hugo jetzt das Drama schreiben, wie es sein soll, die Mischung des Erhabenen mit dem Grotesken.

„Cromwell“ war nicht für die Bühne bestimmt gewesen; das erste Drama Victor Hugos, das auf die Bretter gelangte, war „Hernani“. An die bekannten äußerlichen Vorgänge, welche die Aufführungen dieses Dramas und namentlich die ersten begleiteten, brauche ich nicht mehr zu erinnern. Man weiß, daß während der ganzen Dauer der Vorstellung im Saale ein Höllenlärm tobte. Es wurde gepöfien, gelacht, Bravo gebrüllt, es kam während der Vorstellung zu Wortwechseln und in den Zwischenacten zu Thätlichkeiten, und es gehörte zum guten Ton, den Abend in's Théâtre français zu gehen, um „Hernani“ anzulachen. Troßdem war der Erfolg ein eben so großartiger wie bestrittener.

In „Hernani“ hat Victor Hugo sein erstes und auch eigentlich sein letztes Wort als Dramatiker ausgesprochen. Es geht ihm gerade wie in

der Lyrik und im Epos: die späteren Werke sind zum Theil eben so bedeutend, aber jedenfalls nicht besser. Seine dichterische Eigenart kommt hier voll und ganz zum Durchbruch, und wir erkennen in dem Dramatiker auf den ersten Blick genau denselben Dichter wieder, dessen Merkwürdigkeiten im guten und schlechten Sinne wir schon in dem Lyriker und Epiker erkannt haben. Der Natur der Dichtung nach gewinnen diese Vorzüge und Unarten aber gerade hier das schärfste Relief. Es zeigt sich uns der Mann mit einer mächtigen Erfindungskraft ausgestattet, soweit sich diese auf die Combination, auf die Berechnung der Effecte, auf die Bühnenwirksamkeit bezieht; eine starke Gestaltungskraft, aber nur insoweit sie die Herstellung der eigenen phantastischen Gestalten des Dichters betrifft. Es zeigt sich dieselbe unbedingte Gewalt über die Sprache, die feste Behandlung des Verses, das zündende Schlagwort. Es zeigt sich dieselbe Vorliebe für zahllose Bilder, für Anhäufung und Verstärkung. Es zeigt sich dasselbe unablässige Manipuliren mit der Antithese in der Composition, in der Charakteristik des einzelnen Individuums, im Ausdruck. Beim Drama, das aus dem Widerspiel der Leidenschaften, aus dem Contraste einen nicht geringen Theil seiner Lebenskraft nimmt, wird die Antithese für Victor Hugo geradezu zum obersten Gesetze der Dichtung.

Sehen wir uns darauf einmal die Stoffe, die er nach und nach dramatisch behandelt hat, etwas genauer an: „Hernani“ (1830), der Bandit, der Landstreichler als der Repräsentant aller ritterlichen Tugenden; „Marion Delorme“ (1831), die keusche Liebe im Busen einer Prostituirten; „Le roi s’amuse“ (1832), die tiefe Tragik unter der bunten Fäde des bezahlten Späsmachers, die Vaterliebe im Herzen des verwachsenen Narren; „Lucrezia Borgia“ (1833), die reine Mutterliebe im Herzen einer Buhlerin, einer Blutschänderin und Ehebrecherin; „Maria Tudor“ (1833), die Sittenlosigkeit der strenggläubigen Königin, die sich einen italienischen Liebhaber hält; „Angelo“ (1835), Ueberlegenheit der Liebe der Courtisane über die eheliche Treue; „Ruy Blas“ (1838), Vereinigung aller edeln Gaben des Geistes und des Herzens in der Seele eines Lakaien, Liebesverhältniß zwischen dem Lakaien und der Königin. Von der großen Spielerei „Les Burgraves“ (1840) wollen wir hier noch nicht sprechen.

Die Vorwürfe also, die Victor Hugo dramatisch behandelt, sind die Schönheit des Häßlichen, die Keuschheit des Lasters, die Rechtschaffenheit der Landstreicherei, die Würdigkeit des Narrenthums, die Reinheit des Schmutzes und dergl.

Im Einzelnen verläuft die Sache gewöhnlich so, daß der Held oder die Heldin, die aus der tiefsten Versunkenheit sich durch irgend ein ideales Moment, durch die Liebe als Vater oder Mutter oder Geliebte oder Geliebter erheben, dann wieder in die Tiefe zurückfallen. „Victor Hugo gefällt sich darin,“ sagt Frau von Girardin, „uns den Menschen zu zeigen der durch alle schlechten Leidenschaften, durch alles Elend, durch all

Demüthigungen, durch das Laster, durch die Knechtschaft, die Ungestalt erniedrigt ist, dem nun auf einen Augenblick die Liebe zum Erhabenen und Edlen aufgeht und der alsdann in einen Kampf eintritt, nicht gegen sich, sondern mit sich gegen seine fürchterliche Vergangenheit, welche er verabscheut, der nach dem Erhabenen strebt, der die zartesten Empfindungen begreift, aber der edeln Gefühle unfähig und unwürdig geworden ist, der die beschuittenen Flügel nicht mehr schwingen kann, der das Athmen in reiner Luft nicht verträgt und nun erschöpft und besiegt in seine ursprüngliche Verworfenheit zurückfällt.“

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß Victor Hugo die dramatische Handlung vor Allem sich entwickeln läßt aus starken Theatercoups, aus gewaltigen Conflicten, aus übermenschlichen Bravourleistungen. Er peitscht die schroffsten Gegensätze unbarmherzig aneinander, und das Anprallen ersetzt ihm den eigentlichen Conflict. Trotz aller Leidenschaftlichkeit in der Sprache ist die rechte innere Leidenschaft nicht vorhanden. Es gelingt ihm nicht, in „Lucrezia Borgia“ die Mutterliebe selbst in dem menschlichen Ungeheuer liebenswerth und bewunderungswürdig zu machen, sondern dieses edelste menschliche Gefühl wird durch die Verbindung mit all den Schweißlichkeiten, die auf dasselbe gehäuft sind, herabgedrückt. Triboulets Vaterliebe erhebt den boshaften verbitterten Gesellen, den Kuppler und Narren, nicht zu einer idealen Höhe; seine Liebe ist ganz egoistisch, er bedarf deren zu seiner Ruhe. Als er erfährt, daß seine Tochter geschändet ist, denkt er nicht an die Entehrung des geliebten Kindes, sondern er läßt es sich genügen, die großen Herren vom Hofe zu schmähen:

. au milieu des huées
 Vos mères aux laquais se sont prostituées
 Vous êtes tous bâtards!

Nicht der tiefe Schmerz, nicht die Trauer drücken ihn nieder, sondern die Wuth und der Zorn leihen ihm die stärksten Schimpfsworte.

Es ist traurig für Victor Hugo, daß diese drei Dramen „Hernani“, „Lucrezia Borgia“ und „Le roi s'amuse“ im Auslande hauptsächlich durch die Vermittelung der musikalischen Composition bekannt geworden sind. Das starke Gefüge in den Situationen, die mächtige Theaterwirkung, die Entfaltung einer zahlreichen Comparserie, die Pflege des Neufelichen, die Wichtigkeit des Stoffes — ich meine der prachtvollen Decorationen und der Kostüme — mußten allerdings die Librettisten reizen, gerade die Victor Hugo'schen Dichtungen für die musikalische Composition herzurichten. Die Libretti der „Lucrezia Borgia“, des „Hernani“ und des „Rigoletto“ haben mit den Hugo'schen Dramen allerdings nichts weiter gemein als den Gang der Handlung, und behandeln die Dichtung selbst in der gewaltsamsten Weise; allein gleichwol sollte Victor Hugo Donizetti und Verdi

noch dankbar sein, denn diese haben keine dichterischen Erfindungen, wenn auch nur in groben Zügen, in allen Ländern bekannt gemacht. Die nicht componirten Dramen haben sich dieses Vorzugs nicht zu erfreuen; sie sind zum Theil selbst der gebildeten Gesellschaft kaum dem Namen nach bekannt.

Und doch verdienen alle diese Dramen gelesen zu werden; denn sie enthalten neben den wüthendsten Geschmacklosigkeiten auch Schönheiten ersten Ranges. Wenn Triboulet, der Narr, in schlichter, bürgerlicher Verkleidung zu seiner Tochter kommt, um sich nach dem erzwungenen und bezahlten Lachen einmal auszuweinen, und diese, die den Stand ihres Vaters nicht kennt, ihn inständig bittet, die Thränen zu trocknen:

„Vous voir pleurer ainsi,

Non, je ne veux pas, non cela me déchire!“

und Triboulet darauf im tiefsten Schmerz erwidert:

„Et que dirais-tu donc, si tu me voyais rire!“

so ist das sicherlich eine einfache, tief poetische, ergreifende Antwort, wie sie nur der wahre Dichter findet. Und wie herrlich sind die Verse des alten Herzogs von Saint-Wallier aus demselben Drama, die dieser, bevor er auf das Schaffot geführt wird, dem Könige zuruft:

J'avais droit d'être par vous traité

Comme une Majesté par une Majesté.

Vous êtes roi, moi père, et l'âge vaut le trône.

Nous avons tous les deux au front une couronne

Où nul ne doit lever de regards insolents,

Vous, de fleurs de lis d'or, et moi, de cheveux blancs.

Roi, quand un sacrilège ose insulter la vôtre,

C'est vous qui la vengez; — c'est Dieu qui venge l'autre.

Daneben aber auch wieder die abenteuerlichsten Dinge, so z. B. der Austritt Franz I., als er die zweideutige Spelunke besucht, der forsch sein soll und einfach verlegend ist:

François. Deux choses sur-le-champ.

L'hôte.

Quoi?

François.

Ta soeur et mon verre.

Ferner das Wort desselben Königs:

„Moi, foi de gentilhomme!

Je m'en soucie autant qu'un poisson d'une pomme.“

Oder in „Lucrezia Borgia“ der Ausruf der Helbin: „Mich drängt es, meinen Ruf zu waschen und mich von den Flecken aller Art zu reinigen, die ich am ganzen Körper mit mir herumtrage.“ Oder in „Ruy Blas“ der Ausruf des Liebenden:

Un homme est là
Qui vous aime, perdu dans la nuit qui le voile,
Qui souffre, verre de terre amoureux d'une étoile."

Ober wie die fürchterlichen Berge mit einem mittelmäßigen Wortspiel:

. . . Une duègne, affreuse compagne
Dont la barbe fleurit, et dont le nez trognonne,"

deren Geschmacklosigkeit sich nicht dadurch rechtfertigen läßt, daß sie in Folge einer Wette des Dichters entstanden sein sollen: die Namen der Herren Cuvillier-Fleury und Trognon, über die er sich geärgert hatte, in einen Vers zu bringen.

Es ließen sich noch Duzende, ja Hunderte von solchen Beispielen anführen.

Der Complex von Dramen, von „Hernani“ an bis zu „Ruy Blas“ (1830—1838), ist so einheitlicher Natur, daß die Charakterisirung eines derselben ungefähr auf alle paßt. Wesentlich davon unterschieden ist das letzte der Dramen, „Les Burgraves“.

Es läßt sich begreifen, daß Victor Hugo mit der Zeit der Ueberdruß gekommen war, immer mit demselben Kalbe denselben Acker zu pflügen, um dieselbe Ernte aus ihm zu gewinnen. Es läßt sich um so mehr begreifen, als sich ja auch des Publikums der Ueberdruß nachgerade bemächtigt hatte. Er wollte nun einmal aus sich heraustreten, er wollte nicht der romantische Dramatiker, der Verfasser des „Hernani“ und des „Roi s'amuse“ sein; es wandelte ihn die Lust an, sich einmal als Aeschylos zu versuchen. Für das Drama wurde also schon eine andere Bezeichnung gewählt, er nannte dasselbe nicht mehr Tragödie oder Drama, sondern „Trilogie“, und den Stoff hatte er von seiner Reise am Rhein mitgebracht; außerdem auch ein sehr thörichtes Buch „der Rhein“ überschrieben. Die Burgruinen auf den Hügeln, welche in den herrlichen Strom herabbliden, hatten seine Phantasie gereizt, und es kam ihm also der Gedanke, die Burggrafen zu den Helden seiner dramatischen Dichtung zu machen. Er schrieb demgemäß ein Stück in den erheblichsten Dimensionen, ganz große und ganz alte Leute. Er meinte, daß diese schon dadurch zu den Titanen des Aeschylos heranwachsen würden, und er schrieb wieder eine seiner bekannten Vorreden:

„Zu den Zeiten des Aeschylos,“ sagte er, „war Thessalien ein unheimlicher Ort; früher hatten dort Riesen gehaust, jetzt hausen dort Gespenster. Für Aeschylos und seine Zeitgenossen waren die entwurzelten Wälder, die herabgestürzten und zerschellten Felsblöcke, die zu Sümpfen ausgetrochneten Seen, die umgestürzten Berge etwas Anderes, Fürchterlicheres als Umwälzungen durch vulkanische und diluvianische Gewalten; es war das Schlachtfeld, auf welchem die Titanen mit Jupiter gerungen hatten.“

Dasfelbe, was Theffalien für die Alten war, foll für uns Moderne nun der Rhein fein. Auch da haben vor sechs Jahrhunderten „neue Titanen gegen einen neuen Jupiter gestritten, die Burggrafen gegen den deutſchen Kaiſer“. Die Rieſen ſind verſchwunden, und die Geſpenſter ſind geblieben; und Victor Hugo hat, wie er verſichert, dieſe Geſpenſter wirklich geſehen. In ſeinem Drama hat er verſucht, ihnen neues Leben zu geben, und nach der Anſicht ſeiner treueſten Anhänger iſt ihm dies ſogar gelungen. Theophile Gautier rief nach der erſten Aufführung des Stückes jubelnd aus: „Dieſer Tag muß in Marmelſtein gegraben werden; die Handlung ſpielt unter Rieſen, in einer Welt von Erz und Felsblöcken; die kleinſten der Helden meſſen hundert Schuh und die jüngſten ſind hundert Jahre alt!“ Und das ſollte die Welt nicht bewundern?

Mit dem Alter hat es übrigens ungefähr ſeine Richtigkeit; der älteſte Burggraf, Hiob, zählt allerdings hundert Jahre, ſein Sohn Magnus achtzig Jahre und ſein Enkel Hatto ſechzig Jahre. Hiob nennt daher den achtzigjährigen Greis gelegentlich „junger Mann“ und bittet ihn, „nicht vorlaut zu ſein“. Die Geſchichte iſt entſetzlich complicirt. Wenn der Leſer recht auspaßt, kann er vielleicht folgen.

Hiob hat in ſeinen jungen Jahren eine gewiſſe Guanhumara geliebt, die ihrerſeits von Hiobs Halbbruder, Donato, geliebt worden iſt. Hiob hat dieſen Halbbruder daher in den Rhein werfen laſſen und glaubt, daß derſelbe umgekommen ſei. Hiob hat ferner außer ſeinem legitimen Sohn, Magnus, in ſeinem hohen Alter noch einen anderen Sohn gehabt, Namens Othert, der ihm von Guanhumara geraubt worden iſt und der ſeinen Vater nicht kennt. Dieſer Othert iſt von Guanhumara mit der Tendenz erzogen worden, ſeinen leiblichen Vater, wenn dieſer das Alter von hundert Jahren erreicht haben wird, umzubringen. Nun liebt Othert eine gewiſſe Regina, und dieſe Regina iſt die Braut von Hatto, dem Enkel Hiobs, dem ſechzigjährigen Baby, und nun — ich ſehe, ich komme nicht durch! Es iſt ſogar möglich, daß ich mich ſchon in dieſen Angaben geirrt habe; aber jedenfalls iſt Donato, der Halbbruder, nicht im Rhein ertrunken, ſondern er lebt, kommt wieder und offenbart ſich als Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Es iſt eine rieſige Kinderei!

Die „Burggrafen“ ſind unſtreitig das ſchlechtere Stück, das Victor Hugo geſchrieben hat. Niemals hat er ſich kleiner gezeigt als in dieſer gewollten Größe, niemals ſchwächer als in dieſer Kraftanſtrengung. Das Stück hatte auch beim Publikum keinen Erfolg, und Victor Hugo hat ſeitdem kein Drama wieder veröffentlicht; es ſind nun über dreißig Jahre her. Seine vertrauten Freunde verſichern indeſſen, daß er noch eine ganze Reihe von unaufgeführten Dramen in ſeinem Pulte habe.

Die Dramen des Führers der romantiſchen Schule haben ein eigenthümliches Schickſal gehabt. Sie ſind von vornherein der Gegenſtand der maßloſeſten Angriffe und der überſchwänglichſten Bewunderung geweſen

und haben während der zehn Jahre, die Victor Hugo der dramatischen Dichtung gewidmet hat, das französische Repertoire beherrscht; dann sind sie durch die Theilnahmlosigkeit des Publikums beseitigt worden und ganz geräuschlos verschwunden. „Hernani“ allein ist die Begünstigung zu Theil geworden, zweimal mit großem Geräusch wieder aufgenommen zu werden; man hat das Stück dann einige Zeit lang beständig gegeben, und wiederum ist es vom Repertoire verschwunden. Napoleon III. hatte während seiner Regierung die Aufführungen, der Hugo'schen Dramen lange Zeit verboten; dadurch erschien es als erklärlicher, daß man während des Kaiserreichs Victor Hugo als Dramatiker gänzlich hatte vergessen können. Als sich der Kaiser endlich herbeiließ, die Aufführung des „Hernani“ zuzugeben, wurde dies zu einer politischen Demonstration benutzt. Man betrachtete damals die Wiederaufführung des Stückes aber auch als ein literarisches Ereigniß. Die Folge hat gelehrt, daß dies ein Irrthum war. Es war ein Erfolg der Neugier, ein Erfolg der politischen Opposition, kein Erfolg der Dichtung; denn „Hernani“ ist seitdem wieder verschwunden, und kein einziges der Victor Hugo'schen Dramen gehört zu dem sogenannten Repertoire. Die geräuschvollen Erfolge sind ohne allen Nachhall geblieben. So lange eine unkluge Regierung die Dramen todt machte, konnte man sie für lebendig halten, seitdem sie ungehindert leben dürfen, hat sich herausgestellt, daß sie die Lebenskraft nicht besitzen. In dieser Beziehung ist auch als charakteristisch anzuführen, daß Deutschland, das sich in der Aneignung französischer Bühnenstücke nicht allzu spröde zeigt, an den Victor Hugo'schen Dramen theilnahmlos vorübergegangen ist.

Gleichwol sind diese Dramen bis auf den letzten unnatürlichen Versuch höchst beachtenswerthe dichterische Hervorbringungen, die in einigen Einzelheiten ebenso bedeutend, wie in anderen nichtig sind. Victor Hugo schreibt keine harmonischen Kunstwerke; er vermag zu begeistern, aber er kann es sich auch nicht versagen, durch Geschmackwidrigkeiten gründlich zu ernüchtern. Seine Diction ist von gewaltigem Schwunge, oft wahrhaft poetisch, aber zu oft geräuschvoll und deshalb ermüdend; das Großartige wird durch das Kindische beständig abgelöst, und wol kein Dichter thut so häufig den verhängnißvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wie Victor Hugo in seinen Dramen.

IV.

Die Trilogie der „Burggrafen“, die im Jahre 1843 erschien, war das letzte Werk, das Victor Hugo vor der Verbannung veröffentlichte. Der Dichter, der seit dem Beginn seiner Laufbahn alljährlich in ununterbrochener Folge mehrere Bände dem öffentlichen Urtheil unterbreitet hatte, dessen Werke, wenn auch nicht gleichmäßig erfolgreich, doch immer die lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die leidenschaftlichsten

Controversen hervorgerufen hatten, verstummte auf einmal und ließ acht Jahre in's Land gehen, bevor er sich zur Veröffentlichung einer neuen Schrift veranlaßt fühlte. Und nach dieser Pause war es zunächst ein Ereigniß, das mit der Dichtung nichts zu schaffen hat, welches dem ergrimmtsten Dichter die Feder wieder in die Hand drückte. Es schien, als ob der sprudelnde Born, den man für unerschöpflich gehalten hatte, plötzlich ganz versiegt sei. Die Folge hat gelehrt, daß dies keineswegs der Fall war, daß Victor Hugo sich vielmehr nur deshalb der Dichtung und der literarischen Thätigkeit überhaupt entzog, weil er anderweitig zu sehr beschäftigt war; es erging ihm, wie dem Bürgermeister von Haarem, „das Wohl des Staates bracht' ihn schier um!“

Diese Ruhepause bietet wie von selbst den Anlaß dar, einen flüchtigen Rückblick auf das bisherige Leben des Dichters zu werfen und dann kurz die Thatfachen zu verzeichnen, die in die letzten acht Jahre, von der Auf- führung der „Burggrafen“ bis zum Staatsstreich fallen.

Im Jahre 1821 hatte Victor Hugo seine Mutter verloren, die er abgöttisch liebte. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit der schönen und geistvollen Adele Foucher, die er schon als Kind seine Braut genannt hatte. Seine Frau schenkte ihm vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne: Leopoldine, geboren 1824, Adele, geboren 1825, Charles, geboren 1826 und François Victor, geboren 1828.

Im Jahre 1841 erschlossen sich ihm die Pforten der Akademie. In seiner Ausnahmerede, die allseitiges Erstaunen erregte, weil sie die brennenden literarischen Fragen der romantischen und der klassischen Dichtung gänzlich bei Seite ließ und sich überhaupt mit der Literatur fast gar nicht befaßte, zeigte sich zuerst in anspruchsvoller Gestalt die verhängnißvolle Neigung Hugos zum politischen Dilettantismus, den der dichterische Meister seitdem mit einer unheimlichen Beharrlichkeit betrieben hat. Gerade er hätte guten Grund gehabt, sich möglichst fern von der Politik zu halten; hatte er doch schon in seiner frühesten Jugend bittere Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht!

Von seiner Mutter hatte er die royalistischen und ultramontanen Gefinnungen geerbt und diesen in seinen ersten Werken einen dröhnenden Ausdruck gegeben. Daß er als heranwachsender Mann den Göttern oder Götzen seiner ersten Jugend abschwor, daraus wird ihm kein Willigdenkender einen Vorwurf machen wollen. Von dem Augenblick, da Victor Hugo nicht mehr an das Gottesgnadenthum der Bourbonen glaubte, war es sein Recht, war es seine Pflicht, inconsequent zu werden, wenn er eben kein Heuchler werden wollte.

Aus seiner veränderten Stellung zu den Bourbonen erklärt sich auch seine veränderte Stellung zu Napoleon I. In seiner ersten Periode, der royalistischen, hatte er beim Betrachten der Vendômesäule den Mann mit dem grauen Röschchen und dem kleinen Hut also angeredet: „Wenn all

das Blut, das um Deine Gier zu stillen, vergossen werden mußte, sich um diese Säule ansammeln könnte, so würde es gar bald bis zu Deinem Denkmal emporsteigen und Du könntest saufen, ohne Dich zu büßen.“ Als später am 7. October 1830 die Deputirtenkammer über den Antrag, die Asche Napoleons unter der Vendomesäule zu bestatten, zur Tagesordnung überging, sang er in tiefer Entrüstung: „Wer hätte Dir wol vorhergesagt, daß Du eines Tages bis zu der Beschimpfung herabgezogen werden würdest, daß dreihundert Advocaten es wagen dürfen, Deine Asche diesem Grabe elendiglich vorzuenthaltten. Sie haben diese unsterbliche Reliquie zurückgewiesen, weil sie vor ihr zittern und beben, weil sie Angst haben, daß ihre Illuminationslämpchen durch die Sonne von Austerlich verdunkelt werden.“

Nach der Revolution von 1830 befreundete sich Victor Hugo mit der neuen Regierung. Er schrieb damals in dem „Journal d'un révolutionnaire“: „Die Republik, wie gewisse Leute sie verstehen, ist nichts Anderes als der Krieg Derer, die keinen Groschen, keinen Gedanken und keine Tugend besitzen, gegen Jedweden, der eine von diesen drei Eigenschaften besitzt.“ Damals war er auch dem staatsstreicherischen Gedanken nicht ganz abgeneigt, und er stellte den folgenden, recht gefährlichen Satz auf, den später in bitterem Hohn die Vertheidiger des 2. Decembers mit Wohlbehagen citirten: „Il faut quelquefois violer les chartes pour leur faire des enfants.“

Gelegentlich seiner Aufnahme in die Akademie sagte er: „Nach meinem Gefühle hat unsere letzte, so eruste, starke und so verständige Revolution (von 1830) mit einem wunderbaren Instincte begriffen, daß, da gekrönte Familien für souveräne Nationen geschaffen sind, die Erbschaft von Fürst auf Fürst durch die Erbschaft von Zweig auf Zweig verdrängt werden müsse, und mit tiefem Scharfsinn hat sie eine alte, volksthümliche und monarchische Familie in eine junge Dynastie umgeformt, — eine Familie, die gleichzeitig von der Vergangenheit durch ihre Geschichte, von der Zukunft durch ihren Beruf erfüllt ist.“ Wir haben hier also einen neuen Beweis der Gabe Victor Hugos, die Thatfachen zu verallgemeinern und diese allemal als einen Ausfluß eines von ihm entdeckten Weltgesetzes hinzustellen. Kraft dieses Weltgesetzes, wie es Victor Hugo für jeden Fall findet, wird den Orleans hier der Beruf zum Herrschen vindicirt, und Ludwig Philipp folgt auf Karl X. in Folge der höheren Logik, daß sich die Erbschaft nicht mehr in einer Fürstenfamilie erhalten darf, sondern daß sie von einem Zweig auf den andern gehen muß.

Die politische Befehrung des Royalisten Hugo zum Orleanismus hat seinen Gegnern natürlich eine reiche Ausbeute zu Injectiven gegeben; unter seinen Freunden hat Victor Hugo aber auch warme Vertheidiger gefunden, und einer derselben, der talentvollste, Sainte-Beuve, hat bei dieser Gelegenheit mit echt französischer Gewandtheit einen köstlichen Euphemismus

für das, was man im gemeinen Leben „politische Fahnenflucht“ nennen würde, gesunden, — einen Euphemismus, der ein Seitenstück zu dem „glorieux vaincu“, zu dem „ruhmvoll Besiegten“ Mac Mahon bildet. „Der Thron, dem Victor Hugo in seiner frühen Jugend ganz ergeben war,“ sagt Sainte-Beuve, „dieser Thron ist zusammengebrochen. Der Dichter, der die Trümmer mit Respect betrachtet, hat sich nicht unter denselben begraben dürfen. Herr Hugo hat bewiesen, daß er für alle ruhmvollen Dinge seines Vaterlandes Verständniß besitzt.“

Im Jahre 1842 bereiste Victor Hugo die Ufer des Rheins. Das Buch, welches er als das literarische Ergebniß dieser Reise heimbrachte, „Le Rhin,“ unbestritten die schwächste schriftstellerische Leistung des Dichters, zeigt in bedenklicher Weise die Fortschritte in der staatsmännischen Pfluserei, durch die er die Hörer seiner akademischen Antrittsrede schon in so unangenehmes Erstaunen versetzt hatte.

Victor Hugo plaidirt in diesem merkwürdigen Buche für ein Bündniß zwischen Frankreich und Deutschland und für eine Zweitheilung Europas unter diese beiden Mächte. „Europa muß,“ schreibt Victor Hugo — es muß! — „in zwei große Rheinstaaten zerfallen: in einen nordöstlichen und in einen südwestlichen; denn von der alten Welt haben nur zwei Nationen Stand gehalten, Frankreich und Deutschland. Diese sind im Wesentlichen Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich ist der Kopf. Frankreich und Deutschland sind im Wesentlichen die Cultur. Deutschland empfindet, Frankreich denkt. Empfinden und Denken aber, — das ist der ganze Culturmenschen. Wenn Mitteleuropa constituirt sein wird, und das wird eines Tages geschehen, so wird Frankreich, das sich auf Deutschland stützt, England, welches den Geist des Schachers repräsentirt, in's Meer zurückwerfen, und Deutschland, das sich auf Frankreich stützt, wird Rußland, das den Geist der Eroberung repräsentirt, nach Asien zurückwerfen. Der Handel hat seinen Platz auf dem Ocean und die Eroberung in Asien.“

Das sind noch nicht einmal die schlimmsten Rannegießereien dieses sonderbaren Schwärmer's. Victor Hugo hat auch einige Entdeckungen gemacht, die das Unglaubliche überragen. Er hat nämlich festgestellt, — er stellt ja immer fest, — daß zwischen England und Spanien, Rußland und der Türkei „wunderfame Beziehungen“ bestehen, „welche diese Völker in geheimnißvoller Weise miteinander verbinden und welche dem Denker eine verborgene Aehnlichkeit in der Conformation und daher vielleicht auch in der Bestimmung zu offenbaren scheinen. Der eine verbindende Zug geht von England nach der Türkei: Heinrich VIII. tödtete seine Frauen wie Mahomet II.; der andere verbindende Zug geht von Rußland nach Spanien: Peter I. tödtete seinen Sohn wie Philipp II.“ Ferner findet Victor Hugo in England überall die Spuren von Spanien wieder: „in den Besitzungen von Großbritannien erkennt man überall die spanische Monarchie, wie man einen halbverdauten Jaguar im Bauche der Boa wiederfindet.“

So lange sich die Politik Victor Hugos mit ihren Entdeckungen von geheimen Verbindungsziügen und Conformitäten nur in jugendlichen Gedichten und in einem langweiligen Buche breit machte, hatte die Sache nichts weiter auf sich. Gefährlich wurde Victor Hugo — gefährlich sich selbst — eigentlich erst in dem Augenblicke, als ihm der Weg zur Tribüne gebahnt wurde, und als von da herab seine donnernde Beredtsamkeit den mächtigen Wiederhall durch das ganze Land finden mußte. Dies wurde ihm durch ein königliches Decret vom 10. April 1845 ermöglicht, durch welches Victor Hugo zum Pair ernannt wurde. Die Spötter begrüßten diese Ernennung mit einem witzigen Epigramm in Hugo'scher Manier:

Vivace
Hier,
Il passe
Pair.

Im Herrenhause zeigte sich Victor Hugo als ergebener Diener des Monarchen „du plus éminent les rois de l'Europe“, er sprach mit Ehrfurcht von dem „weisen Gefrönten, der von der Höhe seines Thrones herab die Worte des allgemeinen Friedens fallen läßt“.

Inzwischen war Victor Hugo von einem schweren, schweren Unglück heimgesucht worden, an dem ganz Frankreich, an dem die ganze civilisirte Welt tief und innig Theil nahm. Seine älteste Tochter, Leopoldine, hatte sich mit Charles Bacquerie, dem älteren Bruder von August Bacquerie, der jetzt den „Rappel“ redigirt, verheirathet. Die ganz junge Frau, sie zählte kaum 19 Jahre, befand sich im Hochsommer 1843, Ende Juli oder Anfang August, mit ihrem Manne in der Nähe von Havre, dicht am Meere, an den materiischen Ufern der Seine, die gerade da, bevor sie sich in das Meer ergießt, von wunderbarer Schönheit ist. Auf dem rechten Ufer des Stromes befindet sich in herrlicher Lage das Fischerdorf Billequier zwischen Havre und Rouen. So verlockend und friedlich und heiter die Ufer sind, so gefährlich ist da das Bett der Seine. Die Rauffahrer sind, um diese Stellen zu passiren, genöthigt, Lootsen an Bord zu nehmen wegen der zahlreichen Sandbänke, die durch die heftige Fluthung sich häufig verschieben. Es haben da schon Tausende ihren Tod in den Wellen gefunden. An einem ruhigen, ganz windstillen Sommertage wollte sich das junge Ehepaar nach dem anderen Ufer übersetzen lassen, wo gute Freunde auf sie warteten. Ein erfahrener alter Schiffer führte das Steuer, der junge Bacquerie lenkte das Segel, und außer diesen befand sich nur noch in dem kleinen Rachen Leopoldine Bacquerie und ein kleines Kind von zehn Jahren aus dem Dorfe. Die Fahrt verlief ganz glücklich, man verbrachte mit den Freunden einige fröhliche Stunden, und die Gäste von der anderen Seite schickten sich endlich zur Heimkehr an. Obgleich das Wetter noch vollkommen günstig war, riethen doch einige Vorsichtige, zur Rückkehr lieber

den Landweg zu benutzen; aber die jungen Leute und der alte Mann und das Kind lachten über diese Vorsicht, und lachend kehrten sie in ihr kleines Fahrzeug zurück. Da plötzlich erhebt sich ein furchtbarer Wind: ein Stoß, der Nachen schlägt um, und Greis und Kind und das junge Ehepaar finden ihren Tod in den Wellen. Bacquerie war ein ausgezeichnete Schwimmer und ein sehr starker Mann. Vier Mal tauchte er unter, um sein junges Weib zu retten, das vierte Mal endlich erreichte er sie, aber seine Kräfte waren erschöpft. Die vier Leichen wurden aufgefischt, und man fand Charles Bacquerie und seine Frau Leopoldine so fest umschlungen, daß sie nur gewaltsam von einander getrennt werden konnten.

Damit war das Maß des Unglücks, das den armen Vater betroffen hatte, noch nicht erschöpft. Seine zweite Tochter Adele erkrankte heftig an einem Gemüthsleiden, wie man sagt, in Folge der tiefen Erschütterung über den Tod ihrer Schwester und ihres Schwagers. Die vier Leichen wurden auf dem Kirchhof von Billequier bestattet. —

Victor Hugo befreundete sich schnell mit der Revolution von 1848 und mit der Republik. In der constituirenden Versammlung, in die er gewählt wurde, gehörte er der gemäßigten Partei an und stimmte in vielen der wichtigsten Fragen mit der Rechten. In der ersten gesetzgebenden Versammlung aber machte er eine bedeutende Schwenkung nach links hinüber und wurde der Hauptvortführer der Radicalem. Léon Faubert, der sich in allen seinen Urtheilen durch eine lobenswerthe Objectivität und Unbefangtheit auszeichnet, schreibt diese neueste Wendung Victor Hugos dem unbefriedigten Ehrgeize zu. Victor Hugo habe darauf gerechnet, daß man ihm eine bedeutende politische Stellung anweisen würde, und da er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe, sei er in das Lager der Unzufriedenen übergegangen. Ohne die Berechtigung dieses Vorwurfs zu unterstützen, muß man doch darauf hinweisen, daß das Organ Victor Hugos, für das er selbst sehr thätig war, „L'Événement“, — es wurde später unterdrückt und nahm mit einem ächt Victor Hugo'schen Wortspiele den Titel „L'Avénement“ an, — beständig dafür plaidirte, Victor Hugo an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Das Victor Hugo'sche Blatt bekämpfte vergeblich „jenes abgeschmackte und widrige Vorurtheil, daß der Dichter ungeschickt und unfähig zu Dingen sei, welche die Menschheit angehen“. Vergeblich schilderte es das Ideal seines Staatsmannes wie folgt: „Arm und Kopf, Herz und Gedanken, Schwert und Fackel, sanft und stark, sanft, weil er stark ist, und stark, weil er sanft ist, Eroberer und Gesetzgeber, König und Prophet, Leyer und Schwert, Apostel und Messias,“ — es nützte Alles nichts, Victor Hugo wurde nicht zur Regierung berufen! Er führte einen erbitterten Kampf gegen den Ultramontanen Montalambert und machte bei jeder Gelegenheit den Präsidenten der Republik, dessen Ernennung er zuerst freudig begrüßt hatte, lächerlich. Er wurde daher auch auf die erste Proscriptionsliste gesetzt, als dieser

lächerliche Präsident Napoleon durch den Staatsstreich bewies, daß er blutigen Ernst machen könne. Victor Hugo gehörte zu den ersten Verbannten, und er ist der letzte Verbannte geblieben.

Victor Hugo als Parteimann ist sehr oft auf das Schonungsloseste verurtheilt worden. Ich glaube, man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Wandlung seiner politischen Gesinnung zum Vorwurf macht, denn diese zeigt einen steten Fortschritt: vom Aristokratisch-Royalistischen hat er sich herausgebildet zum Anhänger der constitutionellen Monarchie, ist dann zur gemäßigten Republik vorgeritten und endlich zur radicalen, demokratischen Republik übergegangen. Er hat keinen Schritt rückwärts gethan; es läßt sich ihm vielleicht der politische Ehrgeiz nachsagen, aber alle niedrige Speculation ist ihm auch als Politiker fern geblieben. Er darf mit Stolz von sich sagen: „Von allen Stufen, die aus dem Schatten zum Lichte hinführen, ist die verdienstlichste und diejenige, die zu übersteigen am meisten Kampf kostet, die folgende: als Aristokrat und Royalist geboren Demokrat werden. (Vorrede von 1853 zu den „Oden und Balladen“.)

Sein Charakter als Politiker darf nicht verunglimpft werden. Damit ist allerdings keineswegs gesagt, daß man vor seiner Befähigung zum Politiker großen Respekt zu haben brauche. Der dichterische Meister ist in der Politik kein Talent, doch ein Charakter.





Das Preußenthum in der neueren Kunst.

Von

Alfred Woltmann.

— Prag. —

Als Winkelmann im Jahre 1748 dem Staat, dem er durch die Geburt angehörte, Preußen, für immer den Rücken kehrte, that er dies mit innerster Abneigung, der er in den Worten Ausdruck gab: „Mein Vaterland verlasse ich gern.“ Und später schrieb er mit deutlichem Seitenblick auf dieses: „In einem Lande wie Sparta können die Künste nicht gedeihen und müssen gepflanzt ausarten.“ Dieses scharfe Urtheil ist aus der subjectiven Stimmung Winkelmanns, unter den Verhältnissen, aus denen er sich herausarbeiten mußte, erklärlich, aber ein einseitiges bleibt es doch. Bis in die neueste Zeit haben wir Aehnliches wiederholen hören, ja wir hören es noch. In einer verwandten Stimmung pflegten unsere süddeutschen Brüder auf Preußen zu blicken, mit einem entsprechenden Gefühl, nicht ohne Ueberhebung wurde in neuerer Zeit besonders von München, der Kunststadt des Königs Ludwig, das gemessen, was auf dem Boden Preußens künstlerisch geleistet ward. Aber eine strengere geschichtliche Prüfung wird solchen Urtheilen nicht ohne Weiteres beipflichten können.

Freilich hat der preußische Staat niemals die Pflege der Kunst sich zur besonderen Aufgabe gestellt, und die Stämme, welche den Kern des Staates gebildet haben, sind nicht zu den künstlerisch vorzugsweise begabten in Deutschland zu rechnen. Auch heute noch, nachdem die politischen und kriegerischen Thaten Preußens einen Aufschwung herbeigeführt, der dem Staate zugleich höhere Pflichten der gesammten deutschen Bildung gegenüber auferlegt, fehlt noch viel daran, daß die Theilnahme für die bildende

Kunst, für ihre Lehre und Pflege die Stellung im Staatsleben einnehme, welche ihr zukommt. Aber auf der andern Seite läßt sich behaupten und beweisen, daß von dem Augenblick an, in welchem der brandenburgisch-preußische Staat selbständig in die Politik Europas eintrat, auf seinem Boden, speciell auf dem seiner Hauptstadt sich eine fortlaufende und folgerichtige Entwicklung der bildenden Kunst vollzog, die ihr besonders Gepräge hatte und die Eigenart des Staatswesens charakteristisch vertrat.

Man kann den Keim dieser Entwicklung in der Zeit des Großen Kurfürsten finden. Mit ihm beginnt die Organisation des Landes zum einheitlichen Staat, die Schöpfung der Heeresmacht und damit der activen Kraft des Staates, die Herstellung von Arbeit, Ordnung und Wohlstand nach langer Herabgekommenseit und Verwilderung, und auf solchen neuen Grundlagen endlich eine wahrhaft deutsche Politik, die eine Zeit lang dem Reiche neue Impulse gab, dann aber Kaiser und Reich zum Troß sich behauptete. Der große Friedrich Wilhelm war zugleich ein ächter Kunstfreund. Sandrart rühmt in seiner „Teutschen Akademie“ mit warmen Worten sein Verhältniß zur Kunst und hebt hervor, daß der Herrscher, dem in der Conservation des Landes viele hohe Sorgfalten obliegen, doch nicht unterlasse, sein heroisches Gemüth mit dieser tugendhaften Ergöglichkeit zu erfreuen. Zunächst war er ein eifriger Sammler, wie viele andere Fürsten und Vornehmen des 17. Jahrhunderts, dann rief er neue Schöpfungen in seiner Hauptstadt hervor. Um leistungsfähige Kräfte zu finden, mußte er über die Grenzen seines Staates hinausblicken, aber dieses Zuführen fremder Kräfte war eine Bereicherung für den Staat. Die politische Einsicht, die er in der Ausnahme der verjagten französischen Protestanten bewährt hatte, deren Bildung und Productivfähigkeit dem Lande reiche Frucht trug, zeigte er auch bei der Wahl der Künstler, die er an seinen Hof zog.

Der französische Geschmack war in Europa der herrschende geworden. Die Kunst, welche sich am Hofe Ludwigs XIV. entfaltet hatte, sah man an den meisten deutschen Höfen als Muster an. Eine Ausnahme bildeten höchstens die südöstlichen katholischen Gegenden, namentlich die österreichischen Länder, in denen die traditionellen kirchlichen und politischen Beziehungen mit Italien auch eine vorwiegend italienische Richtung zur Folge hatten. Nun entwickelte sich aber eine dritte, abweichende Richtung in der brandenburgischen Hauptstadt. Der bewußte Gegensatz gegen das französische Wesen war am Hofe Friedrich Wilhelms lebhaft genug, um auch den Geschmack zu beeinflussen.

Wie der Kurfürst in den engsten Beziehungen zum Hause Oranien stand und politisch mit den Niederlanden zusammenging, wurde auch sein künstlerischer Sinn von dorthier bestimmt. Die Niederlande, besonders die protestantischen, hatten während des 17. Jahrhunderts den ächt germanischen

Geist in der Kunst am reinsten bewahrt, zunächst und am herrlichsten in der Malerei. Aber auch in der Baukunst und im Kunstgewerbe herrschte hier eine Richtung, die sich von der französischen unterschied, die wie diese allerdings auf klassischen Studien beruhte, ihr in der ziemlich steifen Auffassung der antiken Muster ähnlich war, aber nicht so sehr auf Prunk und glänzende Repräsentation ausging, sondern einfacher gefinnt war und bei einer gewissen Nüchternheit doch eine gesunde Tüchtigkeit besaß. Ihr Charakter war ein schlicht bürgerlicher, sie blieb daher auf das norddeutsche Bürgerthum nicht ohne Einwirkung. Auch in Friedrich Wilhelm lebte dieser bürgerliche Geist. Unter den Malern und Bildhauern in seinem Dienste überwiegen die Niederländer. In Berlin wurde damals ein so ausgezeichnetes Werk der Plastik geschaffen, wie das Grabdenkmal des Feldmarschalls Grafen Sparr in der Marienkirche von Artus Quellinus. Ebenso waren seine Baumeister Niederländer: Memhardt, Smids und Johann Arnold Nering. Durch seinen Bau am Berliner Schloß, der auf der Wasserseite den vortretenden nördlichen Eckflügel mit dem „Hause der Herzogin“, jenem Pavillon mit zwei Thürmchen verbindet, wird die Architektur dieses Zeitraums heut am besten repräsentirt: zwei Loggienreihen mit einem Stockwerk gerade geschlossener Fenster darüber, die Verhältnisse streng, doch glücklich, das Detail vielleicht karg, aber von aller barocken Ausschweifung frei.

Ein zusammenhängendes künstlerisches Leben entfaltete sich aber in Berlin erst in der Regierungszeit Friedrichs III. Wie er nach der Königskrone griff, nicht um einen leeren Schein zu erjagen, sondern aus klarer Erkenntniß vom eigentlichen Beruf seines Staates, und so zum Wesen auch den Schein fügte, der diesem zukam, so war ihm auch der künstlerische Schein der Königsherrschaft nicht gleichgültig, und wenn seine künstlerischen Schöpfungen auch vom höfischen Prachtbedürfnis angeregt und bestimmt wurden, so treten doch in ihnen zugleich größere Intentionen zu Tage.

Noch war Nering thätig, aber neben ihm trat jetzt eine bedeutendere Künstlernatur auf, die bald dem gesammten Schaffen in der Hauptstadt einen neuen Charakter verlieh: Andreas Schlüter, 1664 in Hamburg geboren, erzogen in Danzig, seit 1694 in Berlin. Durch das Universelle seiner Begabung ist er den großen Meistern der italienischen Renaissance verwandt. Wie ein voller Nachklang dieser Periode erscheinen seine Werke, mögen sie auch die Eigenthümlichkeiten des Barockstils, dem sie angehören, nicht verleugnen. Eine eigene Anschauung der Denkmäler Italiens und Frankreichs ist bei Schlüter vorauszusetzen, aber er ist doch seinen Vorbildern gegenüber frei. In dem Reiterbilde des Großen Kurfürsten hat er das edelste plastische Werk seines Jahrhunderts geschaffen, der Sculptur ihren eigenthümlichen Stil zu einer Zeit zurückgegeben, in der sie sich sonst meist in malerische Bewegtheit und in äußerliche Effecthasterei

verlor. Er bedient sich in Vielem des hergebrachten Apparats seiner Epoche, in den vier Gefesselten, welche als Schmutz des Sodals von Fürstendenkmälern conventionell waren, aber eine über den Absolutismus hinausgewachsene Zeit befreunden können, in dem römischen Imperatorenkostüm, dem sich die Allongeperrücke gesellt. Aber die plastische Auffassung des Helden selbst ist sein eigen: diese in vollendeter Ruhe dargestellte, zu vollem Leben herausgebildete und ganz von Geist durchdrungene Form. Selten haben Fürstengröße, Willenskraft und Siegesbewußtsein in einem Bildnißdenkmal so erhabene und zugleich so charakteristische Gestalt gewonnen.

Wie dieses Werk in der Plastik, so eröffnet in der Baukunst das Zeughaus in Berlin die erste Glanzperiode preussischer Kunst. Dem Geiste des Staates entsprechend war der erste große Bau ein Kuchbau, der kriegerischer Rüstung diente, aber er wurde in künstlerischem Geiste durchgeführt und geschmückt. Man denkt an die Rede, mit welcher damals der Staatsmann Paul von Fuchs die neue Universität Halle eröffnete. Als das Sinnbild des preussischen Königthums erscheint ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorsteht*). Das Bauwerk hat eine Erscheinung gewonnen, die vollkommen seinem Wesen entspricht. Es ist ein Palast des Krieges in seiner festen Gedrungenheit und geschlossenen Kraft, mit der schweren Rustica im unteren, den schlicht dorischen Formen im oberen Stockwerk. Nering hatte den Bau begonnen, die architektonischen Formen entsprechen noch völlig seinem Geschmack, obwol Vieles am Entwurf späterhin abgeändert worden. Aber ein größerer Geist hat sich hier mit dem feinigen vereinigt. Schlüter war nur kurze Zeit nach Nerings Tode Leiter des Baues und gab ihn dann in andere Hände, aber er hat ihm doch den Stempel seines Genius aufgedrückt. Erst die Art, wie er die Sculpturen sich organisch an die Architektur schließen ließ, gibt auch dem Architektonischen seine eigenthümliche Bedeutung. Kühn aufgebaute plastische Compositionen über der Balustrade, phantastevoll aber ohne Gespreiztheit, krönen den Bau, Helme und Trophäen bilden eine lebendige, überall charakteristische Decoration, und wie sich außen der festliche Siegespomp entfaltet, so gewinnt innen die Tragik des Krieges, in den Masken der sterbenden Krieger über den Fenstern des Hofes, ihren ergreifenden Ausdruck.

In den architektonischen Formen ist Schlüter da noch mächtiger, wo er selbständiger schafft. Mögen im Berliner Schloß seine Pläne auch nicht vollständig durchgeführt worden sein und später gewaltsame Abänderungen erfahren haben, so sind doch immer noch seine Gedanken in dem kenntlich, was jetzt besteht. Kein Neubau, nur ein Umbau war ihm zunächst aufgetragen; schonend verfuhr er dem Vorhandenen gegenüber, nicht nur An-

*) Ranke, Zwölf Bücher Preussischer Geschichte. IV. Buch 5. Cap.

lage und Mauern, auch maßgebende architektonische Motive behielt er bei, so die offenen Lauben im innern Hof, das Gethürm-Motiv an der Schloßplatzfront, im Anschluß an den vorhandenen Renaissancebau. Aber aus Allem, was er vorfindet, weiß er etwas Neues und Bedeutendes zu machen, und so wird unter verwickelten Bedingungen das Ganze seine freie Schöpfung, der kein Zwang anzumerken ist, auch da, wo sie gebunden war. Den großen Bildhauer verkündigen nicht bloß der plastische Schmuck und die Decoration des Innern, sondern das freie Leben und die Klarheit der architektonischen Formen selbst. Schlüter weiß den vollen Reichtum des Barockstils zur Geltung zu bringen, aber in der Art, wie er ihn verwendet, geht eine bewußte Mäßigung durch. Mögen im Stil Ludwigs XIV. der äußere Effect, das steife Ceremoniell und der theatralische Prunk tonangebend sein, so überwiegt dagegen bei Schlüter das Theatralische nicht. Die äußere Erscheinung ist kein bloß angehängtes prunkendes Kleid, kein blendender Schein, sondern der lebensvolle Ausdruck der inneren Anlage und Composition. Majestät ist im Eindruck vorwiegend, aber ohne Prahlerei. Was schon bei den Anfängen der preussischen Kunst unter Kurfürst Friedrich Wilhelm erstrebt wurde: stolze Unabhängigkeit vom französischen Modegeschmack, hat Schlüters männlicher Geist hier erreicht.

Schlüter mußte von seinem Werke zurücktreten, ehe es beendet war, ein technischer Mißgriff bei einem andern Bau brachte ihn zu Fall und seinen Rivalen zur Geltung. Jetzt gewinnt die theatralische Richtung, zu der Schlüter im Gegenseize stand, die Oberhand und spricht sich in dem westlichen Schloßportal, dem maßlos großen, nicht organisch zu dem Ganzen passenden Triumphbogen, aus. Freilich nicht für lange. Nach dem Tode Friedrichs I. war es mit dem Glanze des Hoflebens wie mit der künstlerischen Thätigkeit in Berlin vorbei. Während sonst das französische Wesen in Deutschland noch mehr als früher die Oberhand gewann, und auch die Wandlungen des französischen Geschmacks sich hierher verpflanzten, auf den Stil Louis XIV. und seine anspruchsvolle Grandezza der Stil Louis XV., das Rococo mit seiner üppigen und launenhaften Spielerei folgte, fanden diese Richtungen unter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen keinen Boden. Er stand in seiner soldatischen und einfach bürgerlichen Gesinnung in ausgesprochenem Gegensatz zu französischem Wesen. Von dem Kopfschmuck der Soldaten und der Bürger hat man die Bezeichnung „Bopf“ auf eine bestimmte Kunstrichtung des vorigen Jahrhunderts übertragen. Gerade für die Richtung, die unter Friedrich Wilhelm I. herrschte, ist der Name bezeichnend; und beachtenswerth ist, daß in Preußen diese Reaction gegen den französischen Geist nicht erst auf das Rococo folgte, sondern diesem, das dann erst unter dem nächsten Könige Eingang fand, bereits vorherging. Die Kunst hatte freilich unter Friedrich Wilhelm überhaupt keine anerkannte Existenz; die Architektur allein war thätig, in höchst

ausgebehnem Maße, ganze Städte wurden durch den Willen des Monarchen und nach dessen Programm hervorgerufen, schmucklos, nüchtern, in strenger Regelmäßigkeit, ein Haus wie das andere, Alles in steifer Dressur. Die reine Nützlichkeit war bestimmend. Nochmals wurde auf die holländische Bauweise bürgerlichen Charakters, besonders auf den Backsteinbau, der fein Material zeigt, zurückgegriffen; diese ward mit ihrer praktischen Einfachheit in die preussischen Residenzstädte, namentlich Potsdam, übertragen. Aber diese ganze Richtung ist ohne jedes künstlerische Gepräge, durch das Frontmachen gegen den französischen Geschmack kann sie vielleicht als eine deutsche gelten, aber nur in dieser negativen Beziehung.

Und so hielt sie auch nicht vor. Der König hatte kaum die Augen geschlossen, als sein Nachfolger, obwohl er in politischer und wirtschaftlicher Beziehung auf der Bahn des Vaters fortging, in Bildung und Kunst dem ferngehaltenen französischen Element die Thore öffnete. Dem überlegenen Geist, der hohen Bildung Friedrichs des Großen entsprach ein allgemeines künstlerisches Interesse. Aber die Kunst, die von nun an Boden an seinem Hofe fand, knüpfte doch keineswegs wieder an die Ueberlieferung aus der Zeit Schöpfers an. Friedrichs persönlicher Geschmack war maßgebend in Allem, was nun geschaffen wurde, und der bildenden Kunst gegenüber nahm dieser eine ähnliche Stellung ein wie in der Literatur. Dennoch würde man ihm Unrecht thun, wenn man seine Richtung nur aus der Vorliebe für französisches Wesen erklären wollte. Sie ist vielmehr ein Anlauf zu jener kosmopolitischen Bildung des 18. Jahrhunderts, die bald gerade in der deutschen Literatur ihren vollendeten Ausdruck finden sollte. In seiner politischen Stellung ganz auf dem Boden seines Staates fußend, durch seine Thaten das deutsche Nationalgefühl unwillkürlich weckend, strebte Friedrich wie zur Ergänzung nach einer Weltbildung. Nach der Ausbildungsstufe seiner Jugend konnte er den Weg dazu nur durch die französische Bildung finden; seine Grenze in geistiger Beziehung wird aber dadurch bezeichnet, daß er auf dem Wege stehen blieb. Die wahre kosmopolitische Bildung auf dem Gebiete der Kunst war seinem Freunde und Baumeister Knobelsdorff eher aufgegangen. In ihm lebte ein neues und tieferes Verständniß des klassischen Alterthums auf, dessen Zeugniß sein Opernhaus in Berlin, vollendet im Jahre 1743, schon lange vor dem bahnbrechenden Auftreten Winkelmanns wurde. G. W. von Knobelsdorff ist ein interessanter Vorläufer der klassischen Richtung, die am Schluß des 18. Jahrhunderts siegreich durchdrang; er that einen der ersten Schritte dazu, das Alterthum aus dem französischen Hofkostüm herauszuschälen, sogar eine Ahnung von dem Unterschiede römischer und griechischer Formen war ihm bereits aufgegangen.

Aber der königliche Freund verstand ihn nicht, es ergaben sich Conflictte zwischen ihnen aus den Gegensätzen ihres Geschmacks, und keiner

von beiden wollte sich zur Nachgiebigkeit verstehen. Nach dem Tode Knobelsdorffs (1753) entfalteten sich in der Hofkunst der theatralische Prunk des Barockstils, der gefallsüchtige Reiz des Rococo ungehindert. Glänzendes wurde hervorgebracht, aber es war meist mehr Schein als Wesen, wuchs nur wie die mühsam gepflegte Pflanze einer fremden Welt auf diesem Boden und blieb dem Volke, dem Geist des in ernster Zucht sich entwickelnden Bürgerthums fremd.

Doch diese Hofkunst fand ihre gesunde Ergänzung aus dem Bürgerthum heraus. In bescheidener Stellung keimte jetzt in Berlin eine Kunst empor, die weithin Geltung fand und wahrhaft im Volke lebte. Ihr Meister ist Daniel Chodowiecki, der Danziger (geb. 1726, gest. 1801), seit 1743 in Berlin, trotz des polnischen Namens ächt deutsch in seiner Gefühlsweise und künstlerischen Richtung. In der eigenthümlichsten Periode deutscher Kunst, in der Zeit Dürers, hatten die vielfältigenden Künste, Holzschnitt und Kupferstich, die wichtigste Rolle gespielt, die Kunst auf das innigste mit dem Volksthum verbunden, mit dem geistigen Leben und den neuen Gesichtskreisen, die es erschloß, in Zusammenhang gesetzt. Diese Richtung nahm Chodowiecki wieder auf und stellt uns so die Verknüpfung zwischen der früheren deutsch-niederländischen Tradition von Dürer bis Rembrandt mit jener gesunden Richtung in der gegenwärtigen deutschen Kunst dar, die in Volksthum und eigenes Leben einkehrt.

Was Chodowiecki als Maler geleistet hat, würde ihm kaum eine hervorragende Stellung sichern. In der Illustration, in der Vielfältigung seiner eigenen Erfindungen durch den Kupferstich fand er sein angemessenes Feld. Seit im Jahre 1767 sein zeitgemäßes Blatt: „Der Abschied des Calas von seiner Familie“, durchschlug, war seine Position begründet, unermüdet und fruchtbar arbeitete er in dieser Technik weiter. Dichtung, Geschichte, gegenwärtiges Leben gewährten ihm die Stoffe. Wenn die allegorisch-mythologische Gestaltenwelt bei ihm auftritt, wenn er uns die Helden der Kreuzzüge, die Charaktere der Shakespeare'schen Tragödien: Coriolan, Macbeth, Hamlet, zeigt, so mögen seine Erfindungen uns heutzutage zopfig erscheinen, und gar zu abhängig von der alltäglichen Anschauungsweise seiner Tage. Aber ganz ist Chodowiecki zu Hause in der eigenen kleinbürgerlichen Welt. Mit Figuren aus der nächsten Umgebung, mit Typen des Straßen- und Wirthshauslebens in Berlin, mit Gruppen aus seinem eigenen Familienleben begann er; das anmuthige Blatt „Le cabinet d'un peintre“ — seine Frau mit den Kindern, im Hintergrund der Zeichner selbst — bleibt eine seiner glücklichsten Leistungen. Dann illustriert er die erzählende Dichtung des 18. Jahrhunderts, Richardsons Clarisse, den Landprediger von Watfield, Smollet, Voltaire, Rousseaus neue Heloise, Sophiens Reise. Wir danken ihm die Kupfer zu vielen unter den ersten Dichtungen, welche die deutsche Literatur in eine neue Bahn führten, Lessings Minna von Barnhelm an der Spitze, später zu Werther, zu

Kabale und Liebe. Oft erfindet er die Situation selbst, wie in jenen reizenden Interieurs „Beschäftigungen der Damen“ oder in der Folge „natürliche und affectirte Handlungen des Lebens“, die er einander feinironisch gegenüberstellt. Je kleiner der Maßstab, desto graziöser wird seine Vortragsweise, wie in den Berliner Moden, in den Haartrachten der Damen; und wie zum Spiel streut er gar in späterer Zeit an den Plattenrand seiner kleinen Blätter noch ungleich kleinere Einfälle, Improvisationen einer immer thätigen Phantasie. Das Leben seiner Kreise im nördlichen Deutschland, zugleich die ganze Empfindungsweise und Sitte des deutschen Bürgerthums hält er in treffender Beobachtung und fein bis in die unscheinbarsten Züge fest. Die Figuren, oft etwas dilettantisch in der Zeichnung, im Verhältniß leicht zu schlank, sind doch charakteristisch und ohne einen Zug prunkender Bravour; bei äußerster Schlichtheit der Behandlung gewinnen die Blätter durch die Zartheit der Technik, die vollendete Haltung, den Reiz der Luftperspective, das anziehende Leben in Figuren und Situationen einen ächt künstlerischen Werth. Chodowiecki führt uns in eine Gesellschaft voll Bildung und Sitte, mit tüchtigem Bürgerfinn, zugleich mit gefälligen Formen des Benehmens. Die Empfindsamkeit, welche im Leben damals ihre Rolle spielte, tritt auch in seinen Bildern oft hervor, ist aber verbunden mit Verständigkeit, Klarheit, behaglicher Laune. Das tendenziös Lehrhafte, die ägende Satire eines Hogarth bleiben seinen schalkhaften und unbefangenen Darstellungen fern. Diese sind aus der Zeit Friedrichs des Großen mit ihrer gesunden Aufklärung und edlen Humanität herausgewachsen, und so erscheint mitten in allem Kleinleben, in dem Chodowiecki sich am liebsten bewegt, der große König selbst. Durch ihn ist der „alte Fritz“ zuerst künstlerisch so festgehalten worden, wie er von da an vorzugsweise in der Phantasie des Volkes lebt: der gebückte Greis zu Pferde, mit dem Krückstocke, wie er seine Revue abhält, dann aber auch der Philosoph, der Gesetzgeber, der Kriegsheld in den mannigfachen Situationen. Als die neue klassische Richtung, Winkelmann an der Spitze, noch vornehm auf das Gemein-Wirkliche herabsah, als selbst Lessing theoretisch bei einem einseitigen Idealitätsbegriff stehen blieb, kam der Zug des Dichters Lessing, welcher den Kritiker Lessing ergänzt, bei dem Illustrator von Minna von Barnhelm zur Geltung, und Chodowiecki bildet ein Gegengewicht gegen das, was in der neuen klassischen Bewegung einseitig war.

Berwandtes, wie es hier die Kunst für den kleinen häuslichen Kreis leistet, kam aber noch bei Chodowieckis Lebzeiten auch in der öffentlichen und monumentalen Kunst zur Geltung. Noch in die Zeit des großen Königs fällt die Jugendentwicklung von Gottfried Schadow (geb. 1764, gest. 1850), der schon als der anerkannte Meister der Plastik da stand schon seine Hauptwerke geschaffen hatte, ehe Thorwaldsen seine Bahn begann, und der, während der dänische Bildhauer seine Triumphe feierte,

immer noch ein Recht dazu hatte, seinen selbständigen Werth diesem gegenüber zu fühlen.*)

Als im Jahre 1844 nach dem Tode Thorwaldsens eine Gedächtnisfeier in der Berliner Akademie stattfand, war der alte Schadow mit der Rede nicht zufrieden. Er brachte still für sich in wenigen Worten seine Meinung zu Papier. Wohl würdigte er Thorwaldsens eigenthümliche Größe, er nannte seine Reliefs „Meisterstücke der lieblichsten Art“, pries „seine jugendlichen Gestalten in frohen Gruppen“, „sein kindliches Gemüth, das ihm verblieb, und seine Phantasie, welche ihn in diesen zauberischen Kreis bannte“. Aber Thorwaldsens Christusstatue, seine Denkmäler, seine Portraitstatuen wollten ihm nicht behagen. Er urtheilte, daß in diesen „Thorwaldsen die ungekünstelte Nachahmung der Natur immer schwer geworden sei“. Schadow konnte so sprechen, weil er selbst Thorwaldsen ergänzte. Wohl verstand er, daß es die eigentliche Aufgabe der Plastik sei, die Schönheit der Menschengestalt darzustellen in der Gesamtheit ihrer körperlichen Erscheinung, sprechend durch die sinnliche Erscheinung, die selbst das eigentlich Charakteristische zu dämpfen hat. Aufgaben, wie die ersten großen Schöpfungen, die er vollbrachte, das Grabdenkmal des Grafen von der Mark und sogar die Bildnißgruppe der Kronprinzessin (Königin Luise) mit ihrer Schwester, ließen sich in diesem Sinne lösen. Aber der kriegerische Staat stellte noch andere Aufgaben, er forderte die Denkmäler seiner Helden. Schadow ging an solche mit dem vollen Bewußtsein, daß er hier auf bestimmte Reize seiner Kunst zu verzichten habe. Er theilte die Aufgaben, die der Bildhauer zu lösen habe, in „poetische“ und „profaische“; erstere gewährten auch ihm erst die volle künstlerische Befriedigung, letztere sah er als unumgänglich an und ergriff sie als künstlerische Pflicht.

Der Wilhelmsplatz in Berlin bot, bis seine Marmorstatuen neuerdings durch moderne, nur zum Theil getreue Nachbildungen in Bronze ersetzt wurden, die Documente dar, in welchen ein Stück Geschichte der neueren Plastik klar zu Tage trat. Friedrich der Große hatte zunächst noch selbst zweien seiner Helden, Winterfeld und Schwerin, Denkmäler gesetzt. Sie wurden von französisch gebildeten Künstlern im conventionellen römischen Kostüm dargestellt, Schwerin mit der Fahne im affectirten Tänzerschritt. Nun folgten die Monumente von Reith und Seidlitz, und diese zeigte Schadows Lehrer, der Niederländer Tassaert, in ihrer Uniform, aber die moderne Tracht war schematisch und nicht einmal correct behandelt, die Männer waren bei ihrer geistlosen Auffassung wie Puppen hineingesteckt. Erst durch Schadow fand ein solcher Versuch wirklich eine künstlerische

*) Nekrolog von Eggers, Deutsches Kunstblatt I, 1850. — Gottfried Schadow, Aufsätze und Briefe, herausgegeben von J. Friedländer, Düsseldorf 1864, nebst Nachtrag.

Lösung. „Wenn der Held selbst groß ist,“ formulirte er sein Programm, „so denkt sich ihn der Künstler auch gerade als ein simples Portrait. Es bedarf dann keiner fremden Hülle, um ihn groß und ehrwürdig scheinen zu machen, und das Gewand, welches er trug, mochte es sein wie es wollte, wird durch den Helden geheiligt, und da wir Künstler keine andere Sprache haben, als körperliche Formen, so können wir auch das Eigenthümliche der Sitte und des Charakters nicht anders ausdrücken, als wenn wir getreu sind.“ Er schuf den Zietzen und den Fürsten Leopold von Anhalt-Deffau auf dem Wilhelmplatz: den festen lauernden Reitergeneral, bei welchem die momentane Ruhe doch nur als die Vorbereitung schnell losbrechender Bewegung erscheint, und den strammen Kriegesfürsten, den Mann der Dressur, des knappen Commandos, des schneidigen Vorgehens und der gebieterischen Sicherheit. Die künstlerische Auffassung der Persönlichkeit war jedesmal ein genialer Griff, beruhte aber zugleich auf eingehenden geschichtlichen Specialstudien, welche ebenso ältere Bildnisse, wie die historische Literatur, — das biographische Material zu Rathe zog, um das ganze Wesen des Mannes zu durchdringen.

So stand Schadow als der Berufene da für Lösung der größten plastischen Aufgabe, die der preussische Staat nach dem Tode Friedrichs des Großen sich gesetzt sah, und die bald den Wetteifer der Künstler entflammete. Als er aber ein Reiterbild Friedrichs des Großen entworfen hatte, fand sein Modell bei König Friedrich Wilhelm II. nicht Gnade, welcher meinte, „daß sich das jezige Kostüm für die Statue nicht schicke“. Schadow fand freilich Gelegenheit, im Jahre 1793 Friedrich in dem Denkmal für Stettin nach seinem Sinne aufzufassen, ganz realistisch, aber dabei in wahrhaft monumentaler Gestalt, mit hohen Stiefeln und dreieckigem Hut, freilich den Königsmantel über die Uniform geworfen, um der gedruckenen Figur mehr Wucht zu verleihen, trotz des geschichtlich Bedingten der Erscheinung heldenhaft, im Ausdruck geistig concentrirt, in Körper und Haltung ganz von Willen und Charakter durchdrungen. Und auch für das Königsdenkmal in Berlin gewann nach allen Schwankungen später Schadows Programm wieder Geltung, mochte dann auch die Verwirklichung erst einem jüngeren Meister zufallen.

Im Jahre 1801, als gerade Schadow in der vollen Jugendkraft seines Schaffens stand, sprach einmal Goethe, der auch in Sachen der bildenden Kunst sein Wort mitzureden pflegte, in den Propyläen seine Bedenken über die in Berlin herrschende Kunstrichtung aus. Sie waren vornehmlich gegen Schadow gerichtet, obgleich er scheinbar ausgenommen wurde: „In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein

Menschliche durch's Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Schadow fühlte, daß er hier einzutreten habe, und schrieb nun einen Aufsatz voll goldener Worte über das ganze Schaffen des Künstlers, besonders des Bildhauers, wobei er dann schließlich mit Goethe Abrechnung hielt und sich namentlich gegen dessen Schlußsatz, daß es keine patriotische Kunst und Wissenschaft gebe, verwahrte. „Wir Deutsche müssen Kunstwerke hervorbringen, in denen man uns selbst sieht," rief er aus, und schritt zu dem Ausspruch weiter: „Sollte es auch keck scheinen, so wage ich doch zu behaupten, daß was hier von der bildenden Kunst gemeint ist, sich auch auf die Dichtung anwenden lasse. Der Sinn und die Laute der grauen Vorzeit sind schön, und davon durchdrungen singt Goethe: Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön. Aber wahrlich, das ist hart geredet gegen die ihm innewohnende vortreffliche Gabe der Dichtung und des Gesanges. Das Lesen derjenigen seiner Werke, wo er selbst und Er nur allein spricht, erregt eine Stimmung, eine Schwärmerci, die ich beim Homer nie empfand. So muß es auch sein, und wie Homer die Essenz seines Zeitalters war, so ist Er die des unsrigen. — Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Verschiedenheit zu verbieten."

Schadow, nicht Goethe, hat vor der Nachwelt in dieser Frage Recht behalten, und nur das ist dem Künstler vorzuwerfen, daß er später, als er persönlich sich mit Goethe gefunden, diesem dann doch eine Concession gemacht hat, bei dem Blücherdenkmal für Rostock, in welchem er den Feldherrn seiner Zeit in Hosen mit Sprungriemen, in Stiefeln, mit dem Säbel, aber in antikem Chiton mit übergeworfeneu Löwenfell darstellte.

Schadows wahrhaft productive Zeit dauerte nicht lange. In die jüngeren künstlerischen Bestrebungen, welche um ihn her emporgewachsen waren, konnte er sich nicht hineinfinden. Er trieb vorzugsweise theoretische Studien im Dienst der Kunst, war an seinem „Polhket" thätig, indem er durch das Studium über die Proportionen des Körpers die Berliner Akademie. Imponirend stand der alte Herr unter den Jüngeren da, ein Mann von Charakter, voll Schneidigkeit des Wesens, originell, auch rücksichtslos und schroff. Er wußte, wenn es darauf ankam, der berbe Märker*), aber auch zur rechten Zeit der Mann von Welt und Bildung zu sein. Alle

*) Eine lebenswürdige Schilderung, die namentlich diese Seite berücksichtigt, in Th. Fontanaes Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

übersah er, er war unzufrieden mit den Künstlern einer neuen Generation, die nichts mehr „machen“ konnten, und hielt ihnen das Wort entgegen: „Man erlerne erst das Handwerk der Kunst, wisse bevor und dichte dann.“ Gewissenhaftigkeit, Strenge, ernstes Durcharbeiten, das sich nie mit dem genialen Wurf allein begnügt, sind bei Schadow ächt preußische Züge. Spröde mag er erscheinen, aber wie gut, daß der Dilettantismus, der sich nur zu oft in der neueren deutschen Kunst breit machte und der Idee gegenüber die Ausführung vernachlässigte, sein Gegengewicht in diesem Geist der Zucht, des anerzogenen Pflichtgefühls fand, welches dem straffen preußischen Staatswesen entspricht.

Als Fortsetzer der eigentlich-preußischen Kunstrichtung stand Schadow im 19. Jahrhundert lange isolirt da. Nach dem Ende der Befreiungskriege waren die tonangebenden Künstler in Berlin Schinkel und Rauch. In Schinkel lebte die kosmopolitische Richtung von Neuem auf, die in der Wiedererweckung klassischen Geistes und klassischer Läuterung der Form ihr Ziel sah. Rauch gewann seine Stellung dadurch, daß er eine Vermittlung zwischen der klassischen Richtung und derjenigen Schadows herzustellen verstand. Die ideale Begeisterung, welche der Volkskrieg geweckt hatte, schien auch der Kunst einen Aufschwung im preußischen Staate zu versprechen. Die Gründung eines Museums wurde eine Aufgabe des Staates nach dem Friedensschluß, Schinkel entwarf architektonische und plastische Monumente im höchsten Stil, welche das Andenken großer Thaten der Nachwelt bewahren sollten. Die edelsten Geister, Künstler und Gelehrte, vereinten sich in diesen Bestrebungen. Wilhelm von Humboldt legte das Wort in die Waagschale: „Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuß ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll.“ Auch der Staatsmann sah in der Kunst ein bedeutungsvolles Element der Volkserziehung. Aber die Zeit des Enthusiasmus hatte nur kurze Dauer, eine kleinliche Reactionsepoche knickte die gesündesten Keime, und die künstlerische Welt, die ein Schinkel um sich her entstehen zu sehen hoffte, lebte nur in seinen Träumen, die er unbeirrt auf das Papier warf.

Ward in Preußen viel für die Pflege der Kunst versäumt, so lag das theilweise an dem Hemmen jeder freieren geistigen Bewegung. Es lag aber auch an der bitteren Nothwendigkeit des materiell armen Staates, seine Kräfte auf andere Aufgaben zu concentriren. Hindernd war dabei auch vielfach die persönliche Gesinnung des Monarchen. Friedrich Wilhelm III. war schlicht, sparsam, ohne eigentlich künstlerische Interessen. Von ihm ist uns die Bemerkung über Schinkel bewahrt worden: man müsse ihm einen Zaum anlegen. Und doch ist auch in dieser einfachen, vielleicht nüchternen Gesinnung ein gesunder Zug zu erkennen. Man fühlt ihn heraus, wenn man in der neuen Rauch-Biographie von Eggers die Entstehungsgeschichte von Rauchs erstem Hauptwerk, dem Grabdenkmal der Königin Luise,

lieft. Ein anspruchsvoller Apparat war bei fürstlichen Grabmonumenten herkömmlich, Statuen in repräsentirender Pracht der Erscheinung, allegorische Figuren, die sich absichtsvoll zur Schau stellten, Trauernde, die auf eine Grabesthüre hinwallen, melancholisch hingefunkene Genien. Friedrich Wilhelm III. wollte für das Denkmal der Königin nichts von dem Allen; er stellte selbst das Programm: nur ein Sarkophag, und auf diesem die Gestalt der Königin, ruhend, in leichtem Gewande, das die Formen des Körpers durchscheinen lasse, ohne allen königlichen Schmuck. Der Künstler, der aus dem eignen Haushalt des Königs hervorgegangen war, schuf dies Bild in der innigsten Hingabe an die Intention seines Herrn, dem das entstehende Werk in den Jahren schwersten Unglücks ein erquickender Trost, eine Sache tiefsten Herzenswunsches war. So ward das Bild vollendet, vor dem die losbrechenden Thränen den König zwangen, die Werkstatt Rauchs zu verlassen, das Bild, wie wir es im Mausoleum zu Charlottenburg sehen: die holde Schlummernde, das Haupt zur Seite geneigt, von Frieden übergossen, in einer Anmuth, die bis in jede Falte des Gewandes nachklingt, in voller Natürlichkeit und zugleich in zartestem Liebreiz. Hier hatte denn doch der schlichte Sinn des preussischen Königs seinen Künstler auf die richtige Bahn geführt.

An Originalität kann sich Rauch mit Schadow nicht vergleichen, aber er blieb in allem Wesentlichen dem Geiste des Meisters treu, und verstand seiner Zeit um so eher zu entsprechen, als er das scharf Charakteristische etwas mäßigte und das Auge durch Formgewandtheit gewann. Mit seinen Denkmälern von Bülow, Scharnhorst, Blücher wurde die Plastik in Deutschland wahrhaft volkstümlich. Er schuf das größte Prachtwerk der modernen realistisch-historischen Plastik in dem Reiterdenkmal Friedrichs des Großen, mag in diesem auch die Composition nicht vorwurfsfrei, die Auffassung der Hauptfigur nicht monumental genug sein. Er feierte sein siegreiches Volk aber nicht durch Portraitdenkmäler allein, sondern gab auch der klassischen Idealgestalt der Victoria die schönste Ausprägung, welche sie in der neueren Kunst empfangen hat.

Die deutsche Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts hat ihre Schwäche vorzugsweise in dem Abspringenden, das in ihr zu Tage tritt, in dem Mangel an Zusammenhang und ruhiger Consequenz. Aber während sonst so oft Richtungen unterbrochen und von anderen durchkreuzt wurden, ehe sie sich wahrhaft ausgelebt hatten, besaß wenigstens Eine Kunstrichtung unserer Zeit Geschlossenheit und folgerichtige Entwicklung: die Berliner Plastik seit Schadow und Rauch. Diese Schule hat sich in der Folge erweitert, nach anderen Orten verpflanzt, Rietschel ward Rauchs Fortsetzer und namentlich durch ihn gewann die anfangs specifisch preussische Richtung einen allgemeineren Charakter. Aber innerhalb desselben lebt auch jetzt noch jener preussische Zug kräftig fort. Wir erkennen ihn in der einsamen Heldenfigur Kaiser Wilhelms auf der Kölner Brücke von Drake und in Siemering's

Fries, dem Ausbruch des Volkes zum Kampfe, für den Abschluß der Berliner Siegesstraße im Jahre 1871.

Gottfried Schadow hat aber auch auf dem Gebiete der Malerei seinen Fortsetzer, mit welchem das künstlerische Preußenthum am lebendigsten in die Gegenwart hineinragt: Adolf Menzel. In ihm lebt zugleich der Geist Chodowicki's weiter. Wie dieser ist Menzel nicht nur Maler, sondern fast noch mehr Illustrator, und diesem hat er zugleich Anregung und Material zu danken bei seinen Schilderungen derjenigen Zeit, in welcher Chodowicki lebte. Als der Sinn für geschichtliche Malerei in unserer Zeit erwachte, das Publikum den Darstellungen dieser Art freudig, wenn auch nicht immer aus eigentlich künstlerischem Interesse entgegenkam, entstand auf diesem Gebiete, das an allen Orten, von allen Schulen angebaut ward, Gefundes recht wenig, Unzulängliches genug. Oft nur künstlich arrangirte Modelle, womöglich zu einer rührenden Situation ausgebeutet, oft bloße Reproduktionen von Theaterseenen unter besonderer Bevorzugung tragischer Momente, die sich doch beinahe niemals wahrhaft faßlich entwickelten, oft Kostümküden, an denen das Aeußerliche die Hauptsache war, und eine schmutzige Bühnengarderobe, ein complicirter Apparat leicht die Charaktere und die Handlung lähmten. Wie eine Satire auf diese Versuche kam dann eine Kunst angeblich idealen Stils und suchte die Aufgabe, die sich der Realismus gestellt hatte, mit ihren Mitteln zu lösen, setzte eine große Maschinerie mit geschichtlichen und allegorischen Figuren in Gang, die sich in conventionellen, vielleicht gefälligen, aber stets innerlich leeren Formen und Linien entfalteten, und gab dem wißbegierigen Publikum ein gedrucktes Programm in die Hand mit der erforderlichen Auskunft über die großen Ideen und tieferen Bezüge, welche das Bild angeblich enthielt.

Und doch war schon längst der Versuch einer ächten geschichtlichen Darstellung in der deutschen Malerei gemacht worden. Neunzehn Jahre alt, hatte Adolf Menzel 1834 die Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte gezeichnet, die er zwei Jahre später in Lithographie herausgab. Im Titelblatt zeigte er, daß er ideale Motive großartig zu handhaben verstand, in den Bildern selbst ging er auf ein reales Vergewärtigen der Situation mit ganzer Kraft und Eigenthümlichkeit aus. Da haben wir nicht solche Seenen, in denen sich eigentliches Theaterpathos entfalten kann, keine Rührstücke, nicht was man gemeinhin „poetisch“ nennen würde, aber auch keine langweiligen Ceremonienbilder und Schaustellungen. Historisch bedeutsamen Momenten ist die wahrhaft malerische Seite abgewonnen, die handelnden Charaktere sind energisch herausgearbeitet, von dem Bewußtsein durchdrungen, welche der betreffende Moment verlangt. Jede Epoche kommt in ihrer geschichtlichen Physiognomie zur Erscheinung, doch ohne aufgepußte Romantik und ohne Geflissentlichkeit.

Aber das Publikum, auf das Menzel hätte wirken können, war

nicht reif genug und zu einseitig gebildet, um ihn zu würdigen. Ihm bot sich lange keine Gelegenheit, größere malerische Aufgaben anzugreifen. Als Illustrator blieb er thätig, durch halb improvisirte Blätter, in denen aber Geist und Laune sprühten, Neujahrskarten, Vereinsblätter, Tischkarten, hatte er seine Existenz zu sichern. Doch auch seine Zeit kam, er schlug durch mit einem großen Werk der Illustration, den Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen. Schon der Stoff war in ächt preußischem Geiste ergriffen und war ein im besten Sinne volksthümlicher auch über Preußens Grenzen hinaus. Da wird die ganze Epoche lebendig bis in ihre kleinsten Züge; alles Material, welches geschichtliche Forschung, Studien der äußeren Erscheinung der Zeit in Tracht, Sitte und Leben darbieten, ist bewältigt. In Darstellungen kleinsten Umfangs, die skizzenhaft hingeworfen scheinen und von denen doch jede einzelne ein vollendetes Kunstwerk ist, meisterhaft in Auffassung, Composition und Bewegung, unvergleichlich in der Charakteristik und selbst bei diesem Maßstabe im physiognomischen Ausdruck, treten uns hier die Menschen, die Thaten und die Zustände in überzeugender Anschaulichkeit entgegen. Das Werk ist ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden, Generationen deutscher Jugend sind mit ihm aufgewachsen und hätten keine bessere Nahrung finden können. Auch die ächt volksthümliche Technik für die Illustration hat sich hier bewähren können. Zur Schulung des Holzschnittes in Berlin hat Menzel als Zeichner wesentlich beigetragen.

Dieser Schöpfung folgte das Prachtwerk „Die Armee Friedrichs des Großen“, in colorirten Blättern, dann die vom Staate unternommene Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, in welcher der Holzschnitt noch Vorzüglicheres leistet, und der Künstler, obwol fast nur auf Schlußbignetten beschränkt, einen unerschöpflichen Reichthum der Erfindung offenbart, nicht nur in Gestalten realen Charakters, sondern auch im ornamentalen Spiel, in symbolischen Figuren von seltener Frische der Erfindung und in Kindergegnen von bezaubernder Amuth und Lebendigkeit. Endlich die Folge von größeren Holzschnitten „Aus König Friedrichs Zeit“, Charakterfiguren des Königs und seiner Helden, in denen Schadows Geist wieder aufblüht.

Im Jahre 1840 war die erste Ausgabe der Geschichte Friedrichs des Großen mit den Menzel'schen Zeichnungen erschienen. Damals bestieg ein König den Thron, der Kunstsinne besaß und von dem eine Pflege der Kunst erwartet wurde. Neue Kräfte wurden berufen, Großes wurde geplant und wenigstens begonnen, aber dem ächt preussischen Maler wurde kein Schauplatz gewährt, auf welchem er seine Kunst in bedeutenderem Maßstabe hätte entfalten können. Dafür gewann Menzel eine immer festere Stellung im Volksthum. Obwol vorzugsweise auf das Zeichnen angewiesen, wurde er doch zugleich ein Meister der Farbe, besaß er den Sinn für das eigentliche Malerische in einem Grade wie wenige deutsche

Künstler. Er bewährte ihn in der Delmalerei, in der fast jede Arbeit einen neuen Schritt bedeutete, wie im Aquarell. Menzel konnte gelegentlich das Wort hinwerfen: „Es gibt keine Technik“, eben weil für ihn, im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Maler, die Idee, die künstlerische Erfindung und die technische Ausführung nichts Getrenntes waren, die Technik jenen gegenüber sich niemals unzulänglich erwies, aber auch nie als äußerliche Bravour über jene hinauswuchs. Sicher und treffend in jedem Zuge, auch wo sein Vortrag nur leicht zu skizziren schien, erreichte er eine staunenswerthe Wahrheit in Farbe, Ton und Lichtwirkung, ein vollkommenes Ineinandergreifen der Figuren und der Umgebung. Ging er vorzugsweise auf das Scharf-Charakteristische aus, so war dies doch bei den Stoffen, die er wählte, stets das künstlerisch Gebotene, und er wußte zugleich den Zauber intimen Lebens und durch diesen einen wahrhaft poetischen Eindruck zu erzielen. So schuf der Maler Friedrichs des Großen jene zwei Meisterwerke unter seinen Delgemälden, die wir jetzt in der Nationalgalerie in Berlin sehen: die Tafelrunde in Sanssouci, voll sprühenden Geistes lebendiger Unterhaltung, in der Friedrich und Voltaire den Ton angeben, und das Concert Friedrichs des Großen, bei dem der Reiz einer noch feineren Seelenstimmung und die Wirkung des nie vollendeter gemalten Kerzenlichts zur Geltung kommen. In der Schlacht bei Hochkirch (Berlin, königliches Schloß) läßt er auch in der bloßen Episode des nächtlichen Kampfes dessen volle historische Wucht zur Erscheinung kommen, und steigert diese in der Gestalt des Königs bis zur tragischen Größe, der doch aller äußerlicher Pathos fern bleibt. Dann malt er wieder die vornehmen Damen und Cavaliere der gegenwärtigen Hofgesellschaft auf dem Balkon des Ballsaals, die Geheimrathsunterhaltung im Salon, das Straßenleben der Pariser Boulevards, die Sonntagsluft von Alt und Jung im Tuileriengarten, selbst die Gluth des Hochofens und die Männer bei schwerer Arbeit (Berlin, Nationalgalerie). Wohin er greift, im eigenen Leben, das sein Auge schärfer als jedes andere geschaut, wie in der vaterländischen Vergangenheit, die ihm lebendig wie die eigene Gegenwart geworden, entdeckt Menzel das Malerische und führt es in die Welt ein. In seiner Art, die Dinge ganz zu ergreifen, seiner Entschiedenheit, die Allem auf den Grund geht, seiner künstlerischen Strenge der Durchführung, seiner unwandelbaren, nie von Sentimentalität berührten Gesundheit lebt ein ächt preussischer Zug.

Zwischen Künstlern wie Schlüter, Chodowiedki, Schadow, Rauch, Menzel, die in zwei Jahrhunderten nach einander auf demselben Boden wirkten, besteht ein geistiges Band*). Wir haben hier eine in sich zusammenhängende, ununterbrochene, auch Gegenströmungen überdauernde

*) Dieser Gedanke ist schon ausgesprochen in der trefflichen Skizze Adolf Menzels von Bruno Meyer, Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. XI.

Richtung, die vom preussischen Geist erfüllt ist. Die neue deutsche Kunstentwicklung hat manche Wege eingeschlagen, die Richtung, die wir skizzirt haben, ist nur eine von vielen, aber eine berechnete.

Sie entwickelte sich aus einer festen Tradition heraus, während sonst die deutsche Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts sich wesentlich auf den Bruch mit der bisherigen Ueberlieferung gründete. Sie ist preussisch, aber zugleich wahrhaft deutsch in ihrem Ausgehen auf das Reale und Charakteristische, ihrem Streben nach schlichter Wahrheit und nach volksthümlichem Ausdruck. Hat sie eine Zukunft, wie man bei ihrer Gesundheit erwarten darf, so wird diese dem gesammten deutschen Kunstleben, nicht bloß einem Theile desselben zu Statten kommen.





Russische Censur.

Von

Friedrich Meyer von Waldeck.

— Heidelberg. —

Kein erbarmungswürdigeres Bild, als der Zustand der russischen Presse unter der Regierung Kaiser Nikolai I., namentlich in der zweiten Hälfte derselben. Die Revolutionen von 1848, die mit all ihrem Gefolge von freiheitlichen Institutionen und Umgestaltungen im Staategefüge dem unfehlbaren Selbstherrscher ein Greuel waren, sie verdankten nach seinem Ermessen ihre Entstehung einzig und allein der modernen Bildung, diesem überflüssigen Luxus in den Augen des gestrengen Imperators, sie leiteten im Besonderen ihre Geburt von den Universitäten, von der Presse her. Die Beschränkung der Studirenden auf die Zahl dreihundert, welche den russischen Universitäten zu überschreiten nicht gestattet war, Reduction des Lehrstoffs und strenge Controle gewisser Fächer gingen nun geschwisterlich mit Anebelung der Presse, fast bis zum Erstickungstode, Hand in Hand.

Nicht einmal die werthen Collegen in Westeuropa, geschweige denn die Laien unter den freundlichen Lesern, können sich eine Vorstellung davon machen, unter welchen Bedingungen im Anfange der fünfziger Jahre eine Zeitung in St. Petersburg hergestellt werden mußte. Ich wende mich zunächst zu den Quellen, aus welchen der Stoff des Blattes zu entnehmen war. Hier bildeten die ausländischen Zeitungen das Hauptreservoir; sie gaben den eisernen Fond des publicistischen Materials, denn über innere Angelegenheiten durfte nur mit schüchternen Zurückhaltung historisch berichtet, sonst aber überhaupt nicht viel gesprochen werden. Und nun jene Hauptquelle, die westeuropäischen Journale: wie war ihr Zufluß behindert und eingedämmt, welche Felsstücke warf man ihr in den Weg, damit sie nur ja nicht anders als in langsam durchsickernden, wohl zugemessenen und approbirten Tröpflein den russischen Zeitungen die Lebensnahrung

spenden konnte. Revolutionäre Eisenbahnschienen hatten dazumal Rußland noch nicht mit dem Westen verbunden, der gute, ehrwürdige Postwagen brachte in sechs bis sieben Tagerreisen die Zeitungen aus Berlin und nur während der kurzen Sommerschiffahrt legten die politischen Blätter den Weg über Stettin in vier Tagen zurück. Wenn im Winter die Wege verschneit und verweht, im Herbst und Frühling aufgeweicht und grundlos waren, blieben jene Quellen aller politischen Weisheit auch wol zehn bis zwölf Tage unterwegs und in solchen Zeiten saßen die Petersburger Redacteurs an ihren Schmerzenspulten im Trockenen, beinahe wie jener Pastor auf der Ostsee-Insel Runoe, welcher genau an jedem Tage die Zeitung von demselben Datum des vergangenen Jahres zu lesen pflegte.

Daß nicht allen politischen Organen westeuropäischer Staaten der Eintritt in Rußland gestattet war und ist, darf ich als eine bekannte, für manchen Herausgeber trübselige Thatsache voraussetzen. Natürlich durfte damals kein nur annähernd liberales Blatt die Grenze überschreiten. Aber auch unter den zweifellos conservativen, militärfrommen Blättern war nur einer kleinen Auslese von Edelgut der schwarz-weiß-gelbe Schlagbaum geöffnet. In jener Zeit — und wir müssen leider bekennen, auch noch heute — wunderte sich manches Blatt in seiner schneeweißen Unschuld, daß ihm der Eingang in Rußland versagt blieb. Das hatte aber, damals wie jetzt, durchaus keinen politisch-moralischen, sondern nur einen geschäftlich dynamischen Grund: Hatten die politischen Journale ihre lange Fahrt nach der Hauptstadt an der Newa vollbracht, so kamen sie nicht etwa geradentwegs in die Hände der Abonnenten, sie mußten erst das Fegefeuer der Postcensur erdulden. Eine gewisse Anzahl jener eifrigen Staatsdiener, die man Censoren nennt, waren bei den Postämtern angestellt und hatten die Aufgabe, alle für russische Reichseintwohner bestimmten Blätter des Auslandes zu lesen und in heilsamer Fürsorge für den beschränkten Unterthanenverstand alles mit wohlthuender Nacht, d. h. undurchdringlicher Schwärze, zu bedecken, was dem geistigen Gesundheitszustande ihrer Pflegbefohlenen irgendwie hätte schädlich sein können. Die Redactionen der in St. Petersburg erscheinenden politischen Blätter machten damals von dieser Bevormundung noch keine Ausnahme. Als man in Erfahrung brachte, daß die schwarze Decke der incriminirten Stellen mit gewissen chemischen Flüssigkeiten unschwer entfernt werden und man so im Publicum die verbotene Frucht genießbar machen konnte, wurde der schöne gleichmäßige Anstrich aus Kienruß in einen töllartigen Ueberdruck von typographischer Farbe verwandelt, welcher jede Wiederherstellung des kezerischen Textes unmöglich machte. Vorausgreifend will ich hier erwähnen, daß die Postcensur zwar noch heutigen Tages in Rußland existirt, daß sie jedoch, wie von der Regierung Alexanders II. nicht anders zu erwarten, in liberaler Weise gehandhabt wird und die Redactionen der politischen Blätter von dieser Präventivmaßregel völlig befreit sind.

Das größte Uebel, das die Censur der ankommenden Zeitungen im Gefolge hatte, waren nicht etwa die geschwärzten Artikel, sondern zunächst die Unmöglichkeit, andere Zeitungen zu beziehen, als die im Debitverzeichniß der Post enthaltenen und dann die enorme Verzögerung in der Aushändigung der politischen Blätter. Der Post stand selbstverständlich nur eine gewisse Anzahl censorischer Kräfte zur Verfügung und das ultra posse nemo obligatur war zu Kaiser Nikolais Zeiten wo möglich noch mehr als heute in Kraft. Die Postverwaltung stellte deshalb ihre Debitliste als gerade so viel oder so wenig Zeitungen zusammen, als ihre Censoren mit Gemächlichkeit bewältigen konnten, und so geschah es, daß manches im allerconservativsten Sinne geschriebene Blatt sich von der Zahl der Ausgewählten ausgeschlossen fand aus dem einzigen Grunde, weil die Quantität der von den Censoren zu bemutternden Journale bereits ihr volles Maß erreicht hatte. Auch heute ist es damit nicht anders geworden, nur daß die Redactionen der russischen Zeitungen nicht mehr an das Abonnementsverzeichniß der Post gebunden sind und ihnen, wie erwähnt, unter Beobachtung einer unbedeutenden Formalität, nach Einreichung einer Vorstellung an den Minister des Innern, gestattet wird, jedes beliebige Blatt des Auslandes, selbst die antirussischsten Journale, zu verschreiben.

In dem Geschäftsgang der Postcensur lag aber eine doppelte Verzögerung. Den Herren Censoren war es nicht möglich oder nicht bequem, alle aus dem Auslande eingetroffenen Zeitschriften am Tage ihrer Ankunft die Revue passieren zu lassen, und so wurden dieselben, nach Gutdünken und Willkür, in sogenannte eilige und nichteilige fortirt. Während die ersteren am Tage ihres Eintreffens oder spätestens am andern Morgen den Abonnenten zugestellt wurden, gelangten die letzteren erst am dritten oder vierten Tage in die Hände der Eigenthümer. Der „Kladderadatsch“ z. B. erheutert bereits am Montag Abend diejenigen seiner Petersburger Leser, welche ihn ohne Censur empfangen dürfen, geht aber erst am Donnerstag dem Theil des Publikums zu, welcher jener väterlichen Fürsorge unterliegt.

Die zweite Quelle journalistischer Reproduction: Bücher, Wochen- und Monatschriften, hatte dieselben Hemmnisse und Weitläufigkeiten zu überwinden, wie die Zeitungen, nur daß die Prüfung ihrer politischen und moralischen Farbe nicht auf der Post, sondern im Comité der ausländischen Censur vor sich ging, eine Behörde, die vermöge ihrer Stellung im Staatsorganismus und des ihr vorliegenden Materials das Recht beanspruchen zu können glaubte, für ihre Prüfungs- und Aushändigungsprocedur eine ungleich längere Zeit zu consumiren, als die Censur der Post.

Die dritte und ergiebigste Quelle journalistischer Nachrichten, welche jetzt den russischen Zeitungen unbehindert zufließt, Originalcorrespondenzen aus den Hauptpunkten des politischen Lebens in Europa, war damals den Petersburger Tagesblättern vollständig verschlossen und abgedämmt. Für

jeden politischen Artikel, sei es nun, daß derselbe einen einfachen historischen Bericht oder eine selbständige Meinungsäußerung enthielt, verlangten die Herren Censoren in den fünfziger Jahren unerbittlich die Angabe einer „Quelle“ und verstanden unter diesem Ausdruck eine gedruckte Zeitung, welche entweder in Rußland selbst erschienen oder mit einem Passirschein für die Reichsgrenze versehen sein mußte. Jeder Zeitungsartikel, der ohne eine solche Fabrikmarke dem Censor unter die Hände kam, wurde mit dem gefürchteten Kreuzstrich der Redaction zurückgesandt.

Außer der Qual und Sorge, welche die Beschaffung des politischen Materials bot, hatte eine deutsche Zeitung noch mit mancherlei anderen Uebelständen zu kämpfen, die hauptsächlich in der fast bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Schwierigkeit beruhten, tüchtige typographische Arbeiter aus Deutschland zu berufen. Als ich die Redaction der St. Petersburger deutschen Zeitung im Jahre 1852 antrat, bestand das Setzerpersonal des Blattes noch größtentheils aus Russen, welche kein Wort Deutsch verstanden und ich habe mich mehrere Jahre hindurch mit einem russischen metteur en pages durchschlagen müssen, der nur eine leise Ahnung von dem Inhalt der gesetzten Artikel hatte. Was das heißen will, werden meine westeuropäischen Collegen in seiner ganzen Ausdehnung zu schätzen wissen.

War der Inhalt eines Zeitungsblattes mit Mühe und Noth zusammengestellt und gesetzt, so wurde ein Correcturabzug in die Censur abgefertigt. Diese Behörde bestand damals aus dem sogenannten Censurcomité, gebildet aus den einzelnen Censoren, einem Secretär und einer Anzahl von Kanzlei-beamten. An der Spitze desselben befand sich der Präsident, wie der Vorsitzende in allen Behörden zur Zeit Nikolai I., mit fast absoluter Machtvollkommenheit bekleidet. Unter ihm, dem Comité für die innere Censur nebengeordnet, amirte außerdem das Comité für die ausländische Censur. Charakteristisch genug ressortirten beide in damaliger Zeit unter das Ministerium der Volksaufklärung und der jedesmalige Curator des St. Petersburger Lehrbezirks war geborener Präsident der Censurcomités. Alexander II. inaugurierte die Reform der Presse, indem er den Censurcomités ihren eigenen unabhängigen Vorsitzenden gab, die Censurbehörden als polizeiliches Institut dem Ministerium des Innern unterordnete und eine Ober- und Central-censurbehörde für das ganze Reich, die Oberpreßverwaltung, in's Leben rief.

Wir kehren zu den Zeiten der Vergangenheit zurück, die uns freilich kein Buch mit sieben Siegeln sind. Sollte der Correcturabzug des am andern Tage erscheinenden Zeitungsblattes zur Censur abgefertigt werden, so trat für die Redaction die neue und wichtige Frage heran, wie vielen und welchen verschiedenen Censoren der Text des zu gebärenden Blattes vorzulegen sei. Denn wie es in Rußland nur ein Unterrichtsministerium gab, dabei aber fast jeder Zweig der Staatsverwaltung besondere Anstalten zur Erziehung und Bildung seiner Beamten besaß und gründete, so gab

es freilich auch nur eine einzige Censurbehörde, aber eine ganze Reihe von Staatsinstitutionen hatte sich das Recht vorbehalten, alle Zeitungsartikel, die zu ihrem Verwaltungsbereich in (auch nur entfernter) Beziehung standen, einer gewissermaßen präventiven Präventivcensur zu unterziehen, d. h. dieselben von ihrem Specialressortgesichtspunkt einer vorläufigen Reinigung zu unterwerfen, ehe sie in das allgemeine Wafchfaß des Censurcomités gelangten. Einigen dieser Behörden, wie dem Ministerium des Auswärtigen und dem Oberpolizeimeister waren ganze Partien der Zeitung zur Ertheilung der endgültigen Druckerlaubniß zugewiesen. Welch ein complicirter Geschäftsgang aus dieser Anordnung entstand, mögen die Leser aus der einfachen hier folgenden Betrachtung entnehmen. Es ist gewiß nichts Ungewöhnliches, daß ein Zeitungsblatt neben der inneren und auswärtigen Politik und den Annoncen eine Mittheilung über irgend ein Mitglied der erlauchten Regentensfamilie, einen Bericht über militärische Verhältnisse, eine Nachricht über ein neu in Anwendung gekommenes Heilmittel, eine Theaterkritik und eine Bücherrecension enthält. Bei dieser sehr alltäglichen Zusammenfügung mußten die Censurabzüge in acht verschiedene Censuren wandern. Die inneren Nachrichten gingen in die gewöhnliche, allgemeine Censur, zu dem für die Zeitung ein für alle Mal bestimmten Censor; die auswärtige Politik in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die Nachrichten über die kaiserliche Familie in das Ministerium des kaiserlichen Hofes, militärische Mittheilungen in Kriegs- und Friedenszeiten an das Kriegsministerium, Nachrichten über Heilmittel an das Medicinaldepartement des Ministeriums des Innern, Theaterkritiken an die Theatercensur, welche unter der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei (politische Polizei) stand und auch die aufzuführenden Stücke zu prüfen hatte, Besprechungen im Auslande erschienener Bücher an das Comité der auswärtigen Censur und alle Annoncen an den St. Petersburger Oberpolizeimeister, der seinerseits wieder die Bekanntmachungen, welche Heilmittel, Bücher oder dergleichen betrafen, an die genannten betreffenden Verwaltungszweige verwies.

Aus all diesen verschiedenen Specialcensuren kamen nun die Artikel, der eine früh, der andere spät, der eine heute, der andere morgen, mancher auch erst nach Wochen mit den verschiedenartigsten Strichen und Veränderungen zurück; und doch mußte täglich eine Zeitung erscheinen und dem Publikum etwas einigermaßen Genießbares vorgefetzt werden, einem Publikum, das begreiflicher Weise ganz im Unklaren war über die enormen Schwierigkeiten bei der Herstellung einer einzigen Zeitungsnummer und das sich in seiner naiven Betrachtungsweise nicht selten darüber wunderte, daß die Petersburger Blätter in vielfacher Beziehung nicht so interessant waren, als die Zeitungen des Auslandes.

Die größten Beschwerden verursachte natürlich der Censor, wenn er Artikel strich, die einen ansehnlichen Theil der Zeitung füllten und die

man ihrer Wichtigkeit wegen nicht länger zurückhalten wollte und konnte. Natürlich war die Redaction beständig auf einen ansehnlichen Vorrath gesetzten Materials bedacht, um die entstehenden Censurlücken auszufüllen, die dem Publicum unbemerkt bleiben mußten. Aber es kam auch vor, daß das Blatt erst nach Mitternacht von seiner Wanderung zum Censur-Pascha zurückkehrte und ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Inhalts condemnirt war. Dann mußten Redaction und Druckerei häufig bis zum frühen Morgen arbeiten, um die von der Censur geschossenen Brechen leidlich zu verdecken.

Fragen Sie mich nun nach den Principien, nach den Gesetzen und Bestimmungen, welche den Censoren bei der Handhabung ihres schweren Amtes zur Richtschnur dienten, so bin ich wahrlich um eine Antwort in arger Verlegenheit. Freilich war eine alte Vorschrift vorhanden, nach welcher kein Schriftstück oder Theil eines solchen vervielfältigt werden durfte, das in irgend einer Weise Religion, Staat oder Sittlichkeit bekämpfte oder diese Begriffe in verletzender Weise berührte. Aber diese Bestimmung ließ sich, bei ihrer Dehnbarkeit, von einem russischen Censor, fast möchte ich sagen, auf jedes geschriebene Wort anwenden und ich meine es vollkommen ernst und ehrlich, wenn ich behaupte, daß trotz aller trüben Erfahrungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, den russischen Censoren immerhin eine gewisse Humanität nicht fremd war, sonst wäre eigentlich eine jede Redaction für eine jede Nummer ihres Blattes unerbittlich dem Strafgericht verfallen. Die Haupttriebfeder der Censoren bei der Ausübung ihrer Function war die Furcht. Hatten sie etwas zum Drucke erlaubt, was in den oberen Regierungssphären mißfiel, so wurden sie abgesetzt, — und ihre Stellen waren gut bezahlt und mit Rang und Orden trefflich dotirt. So war es denn in den meisten Fällen nur die sehr erklärliche Angst vor dem Verlust des einträglichen Postens, welche den Besen regierte, der die armen neugeborenen Kinder des russischen Geistes erbarmungslos aus der Presse in die Kumpelkammer der Vergessenheit setzte.

Außer jenen allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen kamen noch von Zeit zu Zeit von oben herab besondere Instructionen, welche aus menschenfreundlichen Motiven nicht nur den Censoren, sondern auch den Redactionen zu pünktlicher Nachachtung mitgetheilt wurden. Dies Verfahren bewahrte die Journalistik vielfach vor unnützer Mühe und Arbeit. So wurde im Anfang der fünfziger Jahre eines schönen Tages den Chefredactoren aller Petersburger Blätter der directe Befehl des Kaisers kundgegeben, in Zukunft über Parlamente und ähnliche repräsentative Körperschaften kein Wort mehr zu veröffentlichen und somit die constitutionelle europäische Welt vollständig zu ignoriren. Es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, daß dieser Befehl — er war vom Kaiser nicht schriftlich gegeben, also kein Ukas — den politischen Theil aller Petersburger Zeitungen der Vernichtung preisgab. Es ging denn auch mit ihm, wie mit so man-

cher anderen russischen Verordnung damaliger und jetziger Zeit. Er wurde einige Tage hindurch befolgt und dann von den Redactionen, denen es schließlich gleichgültig war, ob ihre Blätter an der Schwindsucht oder einer hochnothpeinlichen Execution starben — als nicht existirend betrachtet. Die Behörden sahen selbst das Unmögliche der erlassenen Vorschrift ein, drückten ein Auge oder vielmehr beide zu und der kaiserliche Befehl verfiel, ohne jemals aufgehoben zu sein, der Vergessenheit.

Zur Zeit des Krimkrieges wurden die verantwortlichen Herausgeber der Petersburger Zeitschriften in ähnlicher Weise verpflichtet, keinerlei Nachrichten, nicht nur über militärische Bewegungen, sondern auch über die thatfactlichen Ereignisse des Kriegsschauplatzes in anderer Weise zu drucken als in wörtlicher Uebersetzung aus dem „Russischen Invaliden“, dem damaligen officiellen Organ des Kriegsministeriums. Dieser Befehl, der natürlich eine weit geringere Tragweite und weit weniger schädliche Consequenzen hatte als der vorhin genannte, wurde mit unerbittlicher Strenge durchgeführt. Dabei fiel jedoch der Uebelstand schwer in's Gewicht, daß die Herren Censoren meistens selbst nicht zu unterscheiden vermochten, welche Nachrichten aus der officiellen Quelle stammten und welche nicht. Uebrigens erhielten die genannten Herren auch noch ihre besonderen geheimen Instructionen, welche selbstverständlich in den meisten Fällen den Redactionen unbekannt blieben und ihnen das Leben und die Arbeit sauer genug machten.

Ich kann mir nicht versagen, im Folgenden einige jener mit der Censurcheere betrauten, der Presse gegenüber allmächtigen Persönlichkeiten eingehender zu schildern und eine kleine Blüthenlese aus den Annalen ihres censorischen Verfahrens mitzutheilen. Ich entreiße dieselben freilich damit dem Dunkel einer wohlverdienten Vergessenheit, aber großartige Erscheinungen selbst auf dem Gebiete des Blödsinns sollten doch der Nachwelt nicht unbekannt bleiben.

Dorpat, als die einzige deutsche Universität im russischen Reiche, die früher ihre Lehrkräfte fast ausschließlich aus dem geistigen Mutterlande rekrutirte, hat von jeher einen lebhaften literarischen Verkehr mit Deutschland unterhalten. So kennt man von dorthier verschiedene heitere Anekdoten über einen Censor De la Croix, der — nomen et omen — lange Jahre hindurch das Kreuz der Dorpater geistigen Production war. Von ihm wird erzählt, er habe in einem geologischen Werke die „Revolutionen der Erdoberfläche“ unerbittlich gestrichen. In einem statistischen Werke, das seiner Censur unterlag, habe der Verfasser von den Kosaken erwähnt, „sie reiten auf kleinen, unansehnlichen Pferden“. In De la Croix' Augen habe das „klein“ und „unansehnlich“ der Würde des großen russischen Reiches nicht entsprochen und jene Ausdrücke seien unter seiner nationalstolzen Feder gefallen. So las denn später das staunende Publikum in jener Schrift: „Die Kosaken reiten auf Pferden.“ Aehnliche Anekdoten

über jenen Herrn circuliren in unabsehbarer Menge. Ich kann sie nicht verbürgen, denn ich habe sie nicht selbst erlebt. Die folgenden Geschichten aber, die ich an meinen eigenen Censoren erfahren und erlitten habe und die ich mit der peinlichsten historischen Treue wiedergebe, liefern den unumstößlichen Beweis, daß die von dem Dorpater Prefrictor erzählten Selbenthaten in ihrer weitesten Ausdehnung historisch möglich waren und daß die Tradition schwerlich Schmutz und Zuthat an ihnen verschwendet hat.

Der erste Censor, den ich beim Antritt meines Amtes kennen zu lernen das Glück hatte, hieß Nikolai von Peucker. Derselbe war im Cadettencorps erzogen, Offizier gewesen, später in das Civilressort übergegangen, wurde darauf Director einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, die er, da er nichts von der Sache verstand, vollständig ruinirte. In seiner Stellung unmöglich geworden, aber nicht ohne Protection, sand man ihn für das Amt eines Censors immer noch gut genug. Er maßregelte bereits seit einiger Zeit die Petersburger Presse und war selbstverständlich „wirklicher Staatsrath“ mit dem Prädicat „Exzellenz“. Wenn man hier in der Mehrzahl deutschen Namen begegnet, so hat das seinen Grund in dem einfachen Umstande, daß die russische Regierung bereits in jener Zeit von dem verurtheilten Grundsatz ausging, der Censor einer deutschen Zeitung müsse deutsch verstehen. Unumgänglich war die Sache übrigens nicht, denn ich werde den Leser auch mit einer Ausnahme von dieser Regel bekannt machen. So fand man denn in den Censoren für die deutsche Zeitung gewöhnlich russificirte Deutsche aus den baltischen Provinzen, die, wie die Renegaten in religiöser Sphäre, in Bezug auf die Unterdrückung alles dessen, was sie für nicht regierungsmäßig hielten, gewöhnlich weit fanatischer waren, als die ächten Russen selbst. Bei Uebernahme der Redaction hatte ich die Absicht — die ich übrigens später aufzugeben genöthigt war — den Leserkreis der Deutschen Petersburger Zeitung mit den hervorragendsten literarischen Erzeugnissen aller zum russischen Reiche gehörigen Völkerstämme bekannt zu machen, und so gab ich denn in einer der ersten Nummern die Uebersetzung der geistreichen Humoreske eines polnischen, freilich sehr anrühigen Schriftstellers, des bekannten Liebelt (gestorben am 9. Juni 1875), überschrieben „Frauen und Gelehrsamkeit.“ Der Artikel selbst war durchaus harmlos. Er begann folgendermaßen: „Es gibt Dinge, die — wie ein paar ungehobelte Holzklöße — nicht auf einander passen wollen, man mag sie legen wie man will. Zu diesen Dingen gehören die Worte „Frau“ und „Gelehrsamkeit.““ Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich das Censurblatt zurückerhielt und den ganzen angeführten Eingang gestrichen sah. Ich war damals ein eifriger Redacteur, jung dabei und voll der naivsten Anschauungen. Ich bildete mir ein, der Censor müsse für eine solche Verstümmelung menschlicher Geistesproducte einen vernünftigen Grund haben und ich war begierig, diesen Grund kennen zu lernen, der mir eigenthümliche, unbekannte Perspektiven meiner

literarischen Thätigkeit eröffnen mußte. Außerdem stand ich mit Herrn von Peucker auf durchaus gutem Fuße, hatte ihm meinen Besuch gemacht und er war mir in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen. Ich eilte also spornstreichs zur Excellenz und bat den wichtigen Mann, mir zu erklären, weshalb er die Einleitung jenes Artikels für unzulässig halte. „Mein werther Herr,“ erwiderte hold lächelnd Herr von Peucker, „dieser Artikel ist von dem Polen Liebelt verfaßt, einem durch und durch verurufenen Menschen. Sie sind noch jung und kennen die Polen nicht. Sehen Sie, dieser Mensch sagt, es gebe Dinge, die wie ein paar ungehobelte Holzklöge nicht auf einander passen, und nennt als solche Dinge „Frau“ und „Gelehrsamkeit“. Nun war aber die Kaiserin Katharina II. eine gelehrte Frau; er behauptet also indirect von der hochseligen Majestät, sie sei ein ungehobelter Holzkloß gewesen. O, Sie kennen diese Polen nicht.“

Er blickte mich mit triumphirender Hoheit an und ich schaute schweigend zu ihm auf, jedenfalls mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Staunens und der unaussprechlichsten Bewunderung. Ich verbeugte mich stumm und tief und verabschiedete mich ehrfurchtsvoll, indem ich das bekannte Wort Talbots (Jungfrau von Orleans, 3. Act, 6. Scene) zwischen den Zähnen murmelte, aber ganz leise.

Das Feuilleton sollte einen Artikel über die nordische Rennthierjagd bringen. Das Thema wurde historisch erörtert und auf den Bericht eines ehrwürdigen finländischen Geistlichen aus dem vorigen Jahrhundert zurückgegangen. Dieser schilderte die Art und Weise, wie die Lappen vor alten Zeiten die wilden Rennthiere eingefangen. Es war ungefähr dieselbe Manier, wie man noch heutigen Tages in Afrika Antilopen und in anderen Ländern andere Bestien jagt und fängt. Es werden eine Anzahl Pferche oder Einzäunungen errichtet, von denen die entfernteren immer kleiner und enger sind und die Thiere werden, ohne daß sie die Gefahr ahnen, aus einer Umfriedigung in die andere getrieben, bis man sich ihrer in der letzten ohne Mühe bemächtigen kann. Der würdige geistliche Herr brauchte, nach der Sitte damaliger Zeit, hin und wieder lateinische Ausdrücke und nannte die verschiedenen Umfriedigungen *angusta*, *angustiora* und *angustissima*. Herr von Peucker strich den Bericht und schrieb daneben: „Der Censor ist nicht verpflichtet, schwedisch zu verstehen.“

Aus Finland erhielt ich den Bericht über ein in der Nähe von Helsingfors stattgefundenes sogenanntes Storchgericht. Am Schluß der Mittheilung wurde erzählt, daß die Störche, nachdem sie den verurtheilten Kameraden todtgebissen, nach Norden geflogen seien. Es war Frühjahr, wo die Störche auf ihren Wanderungen immer die Richtung nach Norden einzuschlagen pflegen. Der Censor veränderte das Wort „Norden“ in „Süden“. Sein ahnungsvolles Herz hatte in der verkehrten Weltgegend eine verdächtige Anspielung auf Rußland gewittert. Während des Krimkrieges wurden einige Provinzen Schwedens, wie nicht selten, von einer

Hungerstoth heimgesucht. Die Zeitung enthielt Mittheilungen über diese Calamität, in denen erwähnt wurde, daß das Volk in jenen Gegenden sein Brod aus Baumrinde bereite. Herr von Peucker gab dem Artikel unbedenklich die Druckerlaubnis, mit Ausnahme einer winzigen Veränderung. Er corrigirte nämlich das Wort „Schweden“ in „Frankreich“. Mein armer Journalistenverband ließ mich vermuthen, die Excellenz habe sich in diesem Falle denn doch geirrt. Auf meine Anfrage erhielt ich die gewünschte Erklärung. „Wir unterhalten mit Schweden die freundschaftlichsten Beziehungen“ — sagte Herr von Peucker — „können also unmöglich von diesem Lande etwas Nachtheiliges berichten. Mit Frankreich dagegen haben wir Krieg und über Frankreich läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen alles sagen.“ Ich war befriedigt.

Mit der Zeit wurde Herr von Peucker immer beschränkter, willkürlicher, üppiger und dictatorischer. Eines Tages wurde ein seitenlanger Kriegsbericht, unter Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften, mühsam aus dem „Russischen Invaliden“ übersetzt. Ich bekam das Blatt aus der Censur und der Artikel war vom ersten bis zum letzten Worte gestrichen. Hier mußte unter jeder Bedingung ein Mißverständnis obwalten. Ich schickte das Censurblatt zum zweiten Mal Herrn von Peucker, indem ich ihn schriftlich, unter Angabe der Nummer und des Datums der officiellen Quelle, darauf aufmerksam machte, der Artikel sei buchstäblich aus dem „Russischen Invaliden“ übersetzt. Der Censor strich denselben zum zweiten Mal und schrieb unter meine Erklärung gelassen die großen Worte „naprassnoje mnogosslowije“ (unnützes Geschwätz). Das war denn doch selbst für die Lammesgebuld eines Petersburger Redacteurs unter Nikolai I. zu viel. Die Petersburger Zeitung war Eigenthum der Akademie der Wissenschaften und ich von dem Vorstand dieser gelehrten Corporation als Redacteur eingesetzt. Ich präsentirte das Censurblatt meinem damaligen nächsten Chef, dem beständigen Secretär der Akademie. Alexander von Middendorff, der berühmte Naturforscher und Reisende, ein Mann, dessen unbestechliches Rechtsgefühl und unerschütterliche Energie nicht hinter den gelehrten Verdiensten zurückblieben, die seinen Ruf über die Grenzen Europas hinaus verbreitet haben, bekleidete damals dieses Amt. Ich erklärte ihm, daß, wenn mir für eine solche Behandlung nicht Recht und Genugthuung zu Theil werde, ich die Redaction der Zeitung niederlegen müsse, da mir dieselbe einerseits factisch unmöglich gemacht werde, andererseits aber sich mit meinen Begriffen von Ehre nicht länger vereinigen lasse. Herr von Middendorff nahm meine Beschwerde mit dem Censurblatt entgegen und versprach mir volle Genugthuung. Seinerseits meldete er die Angelegenheit dem derzeitigen Präsidenten der Akademie, Grafen Bludow. Graf Bludow, der wie wenig andere das Vertrauen des Kaisers Nikolai genoß, ein unterrichteter und geistig bedeutender Mann, war Vorsitzender des Ministercomitès und im russischen Reiche eine überaus mächtige Per-

fönlichkeit. Er verstand keinen Spaß, wenn es sich um seine Autorität und um Eingriffe in den Kreis handelte, den er für sein Machtgebiet ansah. Nicht acht Tage waren vergangen, seit Herr von Peuder seine schöne Bemerkung niedergeschrieben — und er war des Dienstes entlassen und die Petersburger Presse für immer von seiner Obhut befreit.

Bei der Censur geht es nicht anders, wie mit gewissen Dynastien, die Namen der Regenten wechseln, die schlechte Regierung bleibt dieselbe. Ich habe nach Herrn von Peuder verschiedene andere Censoren erlitten; ich kann nicht sagen, daß einer von ihnen besser gewesen wäre. An jedem neuen Censor lernte man neue Marotten, neue unangenehme Seiten kennen; von Besserung war keine Rede, bis Alexander II. auch in Bezug auf die Presse eine entschieden liberale Reform anbahnte. So könnte ich einfach berichten: Auf Peuder folgte Freygang, auf Freygang folgte Obert, dem folgte . . . u. s. w. u. s. w.; doch möchte ich von den eigenthümlichen Reizen, die dieser und jener von ihnen entfaltete, noch ein Wörtchen erzählen.

Herr Freygang pflegte im Sommer seine Nachmittage und Abende bei einer Freundin in Nowaja Derewnja, einem Landausenthalt, der etwa eine halbe Stunde von St. Petersburg entfernt liegt, zuzubringen. Es wurde daher in der guten Jahreszeit fast zur Regel, daß der Redaktionsbote den Censor in seiner Wohnung nicht vorfand und, da er Bescheid wußte, mit dem ungebornen Preßerzeugniß in's Grüne pilgerte, um den treuen Schäfer bei der Dame seines Herzens mit der Prosa der Berufspflichten zu incommodiren. Es begab sich dann auch wol, daß man den schönen Tag benutzte, einen weiteren Ausflug gemacht hatte und erst nach Mitternacht zurückkehrte. Natürlich waren in solchen Momenten die Censurblätter Herrn Freygang eine sehr unangenehme und aufdringliche Störung, die er leider nicht von sich abweisen konnte. Er pflegte unter solchen Umständen sehr übler Laune zu sein und seine böse Stimmung an den unschuldigsten Artikeln auszulassen. Nicht selten stand die Sonne schon hoch am Himmel, wenn ich die rückkehrenden Censurabzüge erblickte — „aber fragt mich nur nicht, wie“.

Herr Obert, ein ausgedienter Kanzlist des Unterrichtsministeriums, beschloß seine Tage in einer Anstalt für Geisteskrante. Officiell wurde er für wahnsinnig erklärt, als er längst aus dem Dienste geschieden war; factisch geistesabwesend war er schon im Amte. Er besaß eine ganz entschiedene Vorliebe für das Formentwesen, das unter der Regierung Nikolai I. eine so bedeutende Rolle spielte. So war es z. B. russischer Kanzleigebrauch, daß bei den Adressen der Briescouverts das Prädicat (Excellenz) die erste Zeile bilden mußte, Vorname und Watersname die zweite Zeile, der Familienname endlich die dritte. Kam es nun vor, daß auf dem Couvert, welches das Censurblatt enthielt, jene Reihenfolge der Zeilen in der Eile der Abfertigung nicht auf das Strengste eingehalten war, so pflegte der accurate Mann die Sendung mit einer väterlichen Mühe unerbrochen zurück-

zuschicken. Redaction und Druckerei sahen sich genöthigt, unter schmerzlichem Bedauern der verlorenen Zeit, ein neues Couvert zu opfern und exacter zu adressiren. Aehnlich wie Herr von Peucker schrieb Excellenz Obert einst neben einen Bericht aus Italien, der die Worte „o sanctissima, dulcis virgo Maria“ enthielt: „Ich bin nicht verpflichtet, Italienisches zu censiren.“ Nachdem ich übrigens einmal — selbstverständlich unter der Regierung Alexander II. — Herrn Obert bei dem Präsidenten des Censurcomités wegen allzu unsinnigen Streichens verklagt und von diesem Recht, der Censor aber einen Verweis erhalten hatte, war gar nicht übel mit ihm zu verkehren. Das Schreckbild eines neuen Verweises schwebte offenbar als drohendes Gespenst vor seinen irren Blicken, und wenn ich ihm, nachdem er einen unschuldigen Artikel zu Tode gestrichen, mit einer Klage bei dem Chef drohte, ließ er sich rasch das Censurblatt wieder ausbitten und der Artikel war gerettet.

Noch ein Wort über die Specialcensuren.

Die drolligste von allen war die sogenannte Theatercensur, zusammengesetzt aus mehreren Beamten der dritten Abtheilung der Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers, welche alle Zeitungsartikel über die Leistungen der Petersburger Theater nach einem eigenen Maßstab des Zulässigen zu prüfen hatten. Alle namhaften Theater der nordischen Residenz sind bis auf den heutigen Tag kaiserliche und erfreuen sich aller Prerogative kaiserlicher Institutionen. Die Civilliste, oder, da diese Bezeichnung auf Rußland nicht anwendbar ist, der Etat des Ministeriums des kaiserlichen Hauses, zahlt für die Unterhaltung der Bühnen enorme Summen und stattet einige derselben mit sabelhafter Pracht aus. Deshalb werden aber auch die Theater gewissermaßen als Privat-Unterhaltungsanstalten Sr. Majestät des Kaisers angesehen, zu denen nebenbei etwas Publikum zugelassen wird. Man betrachtet einen Zeitungsreporter, der über das Theater schreibt, so zu sagen als einen Menschen, der öffentlich über Dinge spricht, die ihn und das Publikum gar nichts angehen. Alle Personen, welche zur Administration kaiserlicher Theater gehören, vom Intendanten bis zum Kassenschreiber herab, sind kaiserliche Beamte und beanspruchen für die Ausübung ihrer dienstlichen Functionen weder gekränkt noch beleidigt zu werden. Da aber der Mensch auch den gerechtesten Tadel unangenehm empfindet und ihn für Beleidigung und Kränkung zu halten geneigt ist, so war selbstverständlich auch die leiseste Unzufriedenheit mit allem, was nicht speciell die Leistungen der Künstler betraf, aus den Theaterberichten der Zeitungen ausgeschlossen. Das erstreckte sich bis auf Inszenirung, Decorationen, Garderobe &c. Die Künstler, welche kamen und gingen, durften kritisiert, aber natürlich nur dann und wann sehr anständig und sehr wohlwollend getadelt werden. In Bezug auf die aufgeführten dramatischen Pièces brauchte sich dagegen der Berichterstatter gar nicht zu geniren; sie waren als Erzeugnisse von Schriftstellern, also von naturgemäß verdächtigen Persönlichkeiten, vogelfrei.

Während in der ersten Zeit meines journalistischen Wirkens die Theaterberichte der dritten Abtheilung direct eingesandt werden mußten und die Redaction dieselben censirt zurückerhielt, ohne mit den prüfenden Persönlichkeiten in irgend eine Berührung zu kommen, bestimmte, bei zunehmendem Wachsthum der Presse, jene Behörde einen ihrer Beamten zum alleinigen Censor der Theaterartikel für sämtliche Petersburger Journale. Die Kritiken mußten ihm zugesandt und von ihm wieder abgeholt werden. Der erste und letzte von dem Geschlechte der Theatercensoren hieß Boris Fedorow, ein alter, fast kindischer Mann, selbstverständlich Excellenz. Bald konnte ich bemerken, daß die Theaterberichte der deutschen Zeitung von ihm ungebührlich lange zurückgehalten wurden und eine ganz eigenthümliche Species censorischer Wirksamkeit von ihm erlitten. Wurden gewisse Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, wenn auch noch so ehrerbietig, getadelt, so fand sich der Passus nach der Censur nicht etwa gestrichen, sondern ohne Weiteres in das feurigste Lob verwandelt. Natürlich blieben die Transmutationen des wohlwollenden Censors ungedruckt und ich hielt es für angezeigt, ihm einen Besuch zu machen und mir eine Erklärung über sein Verfahren auszubitten. Da ergab es sich denn, daß der arme Mann kein Wort deutsch verstand und doch um keinen Preis den Vorgesetzten diese Büde seiner sprachlichen Ausbildung eingestehen mochte. Eine solche Offenheit hätte ihm die einträgliche Stelle gekostet. Er hatte daher den Ausweg gefunden, sich alle deutschen Recensionen von einem linguistisch glücklicher begabten Theaterbeamten in's Russische übersetzen zu lassen und der Translator beanspruchte als Entgelt für seine Aushülfe das Lob aller Theaterprinzessinnen, die er zu protegiren für gut fand. Ich hatte Mitleid mit dem armen, alten Manne und mochte ihm nicht sein gutes Stückchen Brod rauben. Es wurde mir nicht schwer, ihn von der Unzuträglichkeit seines Verfahrens zu überzeugen und unsere Conferenz endete mit dem Vorschlag von meiner Seite, ihm jeden Theaterbericht selbst zu bringen und mündlich zu übersetzen, wobei er dann sofort über das Imprimatur des Ganzen oder einzelner Theile zu entscheiden hätte. Der Excellenz fiel bei meiner Proposition offenbar ein Stein vom Herzen. Freudig bewegt ging er auf den Vorschlag ein und ich habe ihm eine lange Zeit hindurch meine Artikel selbst gebracht, übersetzt und mit ihm über die Zulässigkeit dieses oder jenes Ausdrucks kameradschaftlich verhandelt.

Nach diesen gerade nicht erbaulichen Erinnerungen kann ich es mir nicht versagen, auch der Lichtseite jener Specialcensuren zu gedenken. Für die Zusammenstellung des Blattes fiel das Urtheil der Beamten im Ministerium des Auswärtigen, welche über den politischen Theil der Zeitung zu entscheiden hatten, am schwersten in die Waagschaale. Während ich oft unter dem Drucke der anderen Censurzweige geknecht habe und die persönliche Berührung mit den Herren Censoren nicht zu den angenehmsten

Momenten meiner journalistischen Laufbahn rechnen möchte, fand ich niemals Ursache, mich über die politische Censur irgendwie zu beklagen und der Verkehr mit den Herren, denen ihre Handhabung oblag, war ein überaus interessanter und befriedigender. Es waren aber auch Leute danach! Für die allgemeine Censur wählte man unter Kaiser Nikolai Beamte, welche so zu sagen ein testimonium paupertatis jeder geistigen Potenz aufzuweisen hatten; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dagegen bestimmte für die politische Censur seine besten jüngeren Capacitäten und ich habe der Reihe nach den jetzigen Gesandten in Kopenhagen, Baron von Mohrenheim, den späteren Gesandten Scherehnow, den Botschafter am Wiener Hofe, Nowikow, den neuerdings zum Staatssecretair des Kaisers ernannten Geheimerath von Hamburger und den jetzigen Director des Moskauer Archivs, Baron von Bühler, zu politischen Censoren gehabt. Noch heute erinnere ich mich mit lebhafter Genugthuung der Augenblicke persönlichen Verkehrs mit diesen Herren, welche mit der elegantesten und liebenswürdigsten Form eine durchaus liberale Anschauung von ihrem Amte verbanden.

Nur ein einziges Mal hatte ich in solchen Specialcensurangelegenheiten eine nicht gerade angenehme Begegnung mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In einer Rundschau hatte ich Louis Napoleon, der damals eine mit Rußland befreundete Macht repräsentirte, den Fieberstoff im Blute Europas genannt. Der politische Censor hatte den Satz übersehen und man hielt die Sünde für groß genug, um, außer ihm, auch dem Redacteur eine tadelnde Bemerkung zu verabsolgen. So erhielt ich denn eine Einladung zu Herrn von Westmann, damals Kanzleidirector, später Gehülfe des Fürsten Gortschakow, der mir im Auftrage des letzteren einen Verweis in liebenswürdigster Form zukommen ließ und damit den Anfang unserer späteren Bekanntschaft machte. Am Schluß unserer Unterhaltung trat zufällig Fürst Gortschakow selbst in das Zimmer und es mag als interessanter Beleg dienen, wie mächtig er der deutschen Sprache bis zu den volksthümlichsten Redensarten ist, daß er an Herrn von Westmann, nachdem derselbe mich ihm vorgestellt, scherzend die Frage richtete: „Nun, haben Sie ihm tüchtig den Kopf gewaschen?“

Betrachten wir das Verhältniß der russischen Regierung zur Presse in den letzten Decennien nach seiner historischen Entwicklung, so dürfen wir drei streng von einander gesonderte Perioden oder Fortschrittsstufen unterscheiden. Der erste Zeitraum umfaßt die Handhabung strengster Präventivcensur unter Nikolai I. Alles, was in den bisherigen Schilderungen mitgetheilt wurde, bezieht sich fast ausschließlich auf diese Periode. Der zweite Zeitraum umfaßt die Umgestaltung der Präventivcensur in liberalem Sinne unter Alexander II. Sowol die Spitzen der Preßbehörde, wie die ausübenden Censoren dieser zweiten Periode haben ihren Beruf in so überaus edlem Sinne aufgefaßt und dieser Auffassung in so menschenwürdiger Weise praktische Folge gegeben, daß ich nicht anstehe, die Jahre

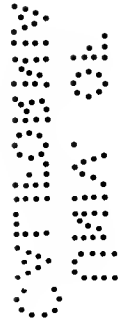
dieses Regimes als die glücklichsten und besten der russischen Presse im Allgemeinen und meiner Zeitung im Besonderen zu bezeichnen. Nicht allein würden Pflicht und Recht heißen, nachdem ich die Zeiten unerträglicher Bedrückung und ihre Handlanger geschildert, jene braven und aufgeklärten Männer zu nennen, ihr Verhalten der Presse gegenüber zu charakterisiren und auch von diesen Zeitläuften ein Spiegelbild zu entwerfen, auch das Gefühl des innigsten Dankes, zu dem ich mich jenen wackeren Beamten gegenüber verpflichtet fühle, scheint einen solchen Tribut der Gerechtigkeit gebieterisch zu fordern. Aber gerade die Dankbarkeit, die ich für jene biederen Männer im Herzen trage, welche den freien Ausdruck einer gesunden politischen Anschauung weckten und förderten, hält mir Hand und Feder zurück. Ausschreitungen einer allzu jugendlichen, durch Sitte und Bildung noch ungezügelter Presse, gefährliche Umtriebe und Verschwörungen, Attentate, Aufstände und Personenwechsel in den obersten Regierungskreisen riefen als dritten Zeitraum eine Reaction in's Leben, welche sich der Presse in der unangenehmsten Weise fühlbar macht. Freilich wurde die Präventivcensur für die Blätter der Residenz abgeschafft und an ihre Stelle trat das System der Verwarnungen; aber diese Scheinfreiheit brachte der Presse keinen Segen. Das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit lastete fortan auf dem Haupte des Redacteurs, und die Strafgewalt, welche durch die neue Ordnung der Dinge in die Hand der leitenden Persönlichkeiten gelegt war, wurde mit einer solchen Willkür, Härte und Parteilichkeit gehandhabt, daß die Journale, wollten sie ihre Existenz nicht täglich auf's Spiel setzen, zu einer viel größeren und peinlicheren Aengstlichkeit und Zurückhaltung verurtheilt wurden, als jemals vorher, wo der Censor den größeren Theil der Verantwortung für den Inhalt der Zeitung zu tragen hatte. Die liberalen Männer der zweiten Periode wurden allmählich beseitigt und bei anerkannter Tüchtigkeit in anderen Ressorts verwandt. So sind sie noch jetzt zum Heil Russlands in Amt und Thätigkeit. Wollte ich ihre denkwürdige Wirksamkeit, die selbstverständlich nur Wenigen bekannt wurde, hier in einer in's Einzelne gehenden Schilderung niederlegen, es würde ein schlechter Lohn für edle Thaten sein, ich würde diese Männer — so schmerzlich mir es ist, ich muß es unumwunden aussprechen — einer bis heute noch mächtigen Partei denunciren und sie unberechenbaren Verfolgungen aussetzen. So will ich mir denn die Charakterisirung jener liberalen Zeit der Präventivcensur wie die Schilderung der Periode sogenannter Pressfreiheit für künftige Tage vorbehalten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



NO. 10



Portrait of

10. 1880.







Zur Psychologie der Bauern:

Der gottüberlegene Jakob.

Von

Ludwig Anzengruber.

Die Frühmesse war vorüber, die Leute drängten aus der Kirche, verloren sich auf verschiedenen Wegen nach ihren Gehöften, oder verhielten sich wol auch plaudernd, in Gruppen, auf dem großen Plaze. Im Gotteshause blieben nur Diejenigen zurück, die ein besonderes Anliegen auf dem Herzen hatten.

In der letzten Kirchenbank saß, in eine Ecke gedrückt, ein gar schwächtiges Bäuerlein; der große Hut, der neben ihm auf dem Sitzbrette lag, sah danach aus, als könne er sich über das ganze Männchen stützen, daß nichts hervorsähe als die Schuhspitzen. Durch eine Rosette aus farbigen Gläsern, oberhalb eines Seitenaltars, fiel ein Lichtstreif quer in das Schiff der Kirche und machte die Weste des Peters in brennendem Roth aufleuchten; ein paar tiefe Falten durchfurchten sie, wie sie so schlotterig über seiner eingefunkenen Brust herabhing, und von den kugeligen, bleiernen Knöpfen fehlte einer; bleierne mußten's freilich sein, denn silberne auf einer „armen Leut'-Weste“ haften nur an Spinnweben.

Jakob Wiesner hieß der Mann im Betstuhle. Er zeigte ein schmales, demüthiges Gesichtchen, die Lider und Ränder der kleinen, beweglichen, grauen Augen waren geröthet und sahen wie geschwollen an. Die Stirne war spitz und über derselben hing ein dichter Schopf, der einer verkümmerten Locke glich; was sonst an Haaren gedieh, war vom Hinterhaupte nach vorn gebürstet, aber es waren ihrer nicht so viele, um den kahlen Wirbel verdecken zu können. Zwischen den Fingern hielt der Wiesner Jakob einen Rosenkranz, und so oft er mit einem Vaterunser

zu Ende kam, wo andere Christen beten: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel“, murmelte er regelmäßig: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern mach' mir meine kranke Ruh wieder gesund. Amen!“

Eine kranke Ruh ist eben auch ein Uebel.

Vor der Kirche aber inmitten der größten Gruppe, zu der sich Landleute von nah und fern versammelt hatten, da sprach nur Einer; man hörte ihm andächtig zu, ließ sich abfragen, was er wissen wollte und gab ihm aus Respect nur kurze Reden, denn es war der reiche Fehringler. Ja, der kann leicht wohlgemuth außer der Kirche stehen, der hat keine kranke Ruh daheim, sondern etwa fünfzig gesunde im Stalle, und würd' ihm auch eine krank, bezweigen bemüht er unsern Herrgott gar nicht, sondern schickt zum Kürschmied, und soll sie ihm trotzdem verenden, so schreckt ihn auch der Wafenmeister nicht, wenn er ihm in's Haus kommt!

Ja, der Fehringler ist der Reichste und dafür gibt er sich auch. Was alle Welt von Einem weiß, das bleibt ihm selber doch nicht verborgen, und es steht Jedem wohl an, wenn er weiß, wer er ist. Er war aber auch leutfelig der reiche Fehringler. Wenn er seinen Spaß hatte mit Jemand, den er gut leiden mochte, so stieß er den mit der lockeren Faust in die Seite und klatschte sich dann mit der flachen Hand auf den eigenen Wanst. „So sag' ich.“ Nun lacht! Da lachte er und die Andern lachten mit.

Das Rosenkranz-Gebet ist eine fromme Uebung, wobei man ein gut Stück Zeit dem lieben Himmel opfert, vorausgesetzt, daß man überhaupt sonst etwas zu verrichten hat, aber über Schwätzen und Aufhorchen, Abfragen und Zutragen, Anbieten und Abhandeln kann man sich wol eben so lange verhalten; so geschah es, daß der Wiesner Jakob seinen Rosenkranz abgebetet hatte und über den Platz daherkam, als der Fehringler just auf sein Wägelchen steigen wollte. Wie der reiche Bauer den Alten ansichtig wurde, blieb er mit dem einen Fuße auf der Erde, mit dem andern stand er schon auf der Radnabe, um sich auf den Rutschbock zu schwingen.

„Na, Stiegelsteiger,“ sagte er, „was ist's? Werden wir nie handels-eins werden? Was macht die braune Lief'l?“

Es war das die einzige Ruh Wiesners.

„Dank' der Nachfrag', uns allzusamm' geht's gut!“

„Ist recht. Aber die Lief'l mußt mir doch noch einmal verkaufen.

Die ist ganz braun und hat einen weißen Stern auf der Stirn, accurat so hab' ich eine schwarze daheim, da mit dem weißen Tupsen,“ — er wies dabei die Stelle an seiner eigenen Stirne und zwar mit so anschaulicher, dazwischen deutender Geberde, als respectire er auch da Hörner zu beiden Seiten, — „die Zwei möcht' ich neben einander sehen. Ueber-

leg's. Was ich schon einmal ausgesprochen hab', leg' ich Dir baar auf die Hand, sobald die Kuh in meinem Stall steht. Magst sie heut' oder morgen oder ein andermal hinführen, das gilt mir gleich."

Er schlug an seinen Geldgurt. Der Wiesner Jakob lachte einfältig, wie eben ein Bauer, wenn er nicht ja oder nein sagen will, und wie er noch immer gethan, wenn zwischen ihm und Fehringer die Rede auf die bewußte Kuh kam, und das geschah, so oft die Beiden zusammentrafen; denn auch der Fehringer, als Bauer, meinte Manches nicht oft genug sagen zu können, und geschäh' es auch mit den nämlichen Worten.

Er stand noch abwartend. „Nun was?“ fragte er.

Der Wiesner fuhr sich mit den dürrn Fingern unter den Hut, kraute sich seinen Haarschopf und sagte langsam: „Es möcht' schon wol einmal sein können!"

„Ist auch recht.“ Der Fehringer stieg auf und fuhr davon.

Eine Zeit lang starrte Wiesner dem Wägelchen nach, dann ging er seines Weges. Er schüttelte öfter den Kopf oder nickte vor sich hin. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er den Handel mit Fehringer nicht bei Zeiten eingegangen war, aber bisher that er sich nicht wenig darauf zu gute, daß er dem reichen Fehringer etwas weigern konnte; doch jetzt liegt die „Lies'l" krank und wenn sie gar umsteht, so ist es der sträflichste Leichtsinns gewesen, sie nicht früher verkauft zu haben. Darum hat er gegenüber dem Fehringer so „rechtschaffen" gelogen, daß es Allen gut gehe, um sich ein schadenfrohes Wort oder eine verweisende Lehr' zu ersparen.

An zwei Stunden war er gegangen, da änderte sich plötzlich die Gegend; bis dahin lagen, so weit man sehen mochte, Felder an Felder und Wiesen an Wiesen, so gerade und eben wie die Straße, die sich durch sie hindurchschlängelte, nur in der Ferne blauten hohe Berge; nun begann sich Hügel an Hügel aufzubauen und der Weg wand sich hinauf und hinab. Wieder lag Feld an Feld und Wiese an Wiese, aber jedes Feld und jede Wiese war von einem lebenden Zaune umgeben, schmale Fußsteige durchschnitten sie der Quere nach, und wo ein Acker abschloß, stieß man immer auf etliche Stufen, die man entweder hinan oder hinab zu steigen hatte, um auf den benachbarten zu gelangen, je nachdem der höher oder tiefer lag; selbst bei den Grundstücken, die an der Straße lagen, fehlten die Stufen nicht. Auf diesen Fußsteigen hatte man oft stundlang nach einem Gehöste zu gehen, und es ist kaum zu berechnen, welche Höhen und Tiefen Einer dabei stufenweise durchmaß. Darum hießen die hier Anfassigen „Stiegelsteiger" — wie der Fehringer den Wiesner angerufen hatte — oder auch „Treppelhupser".

Es war hoch am Mittage geworden, als der Wiesner das Grundstück erreichte, das vor seinem Anwesen lag, die vorletzten Stufen hinanleuchte und die allerletzten hinabstolperte. Es war eine gar ärmliche Hütte, auf welche er zuschritt, sie hatte blos zwei kleine Fenster, dafür

aber drei Thüren; die eine neben den beiden Fenstern lag nach dem Wege zu und führte in die Küche, gerad' über, an dem Herde vorbei, gelangte man durch die andere in den Hof, die dritte öffnete sich linker Hand nach der Stube, in der hatte der Bauer nichts zu suchen, er trat in den Hofraum.

Da stand die Broni, seine Tochter, sie zählte erst fünfzehn Jahre, aber man konnte sie leicht für zwanzig halten. Sie war gar nicht sonntäglich gekleidet, denn sie hatte nichts am Leibe als das Hemd und einen bunten Rock; sie wiegte sich in den breiten Hüften und schlenkerte den derben, runden Arm gegen die Hüfner, denen sie ein paar Brodkrumen vorwarf. „Grüß' Gott, Vater,“ sagte sie.

Wiesner nickte. Er kam an dem Hofhunde vorüber, der an ihm hinausspringen wollte, von dem nahm er gar keine Notiz und ging nach dem Stalle.

Bei seinem Herankommen trat sein Weib unter die Thüre. „Grüß' Dich Gott, Jakob!“

„Grüß' Gott,“ sagte er und sah sie fragend an.

Sie hob die Schürze nach den Augen und sagte: „Es wird nur all'weil schlimmer!“

Der Bauer trat in den Stall, da lag die „braune Liesl“ auf der Stren, stöhnte und sah mit den großen Augen gar beweglich zu ihm auf.

„Jesus, Maria!“ Er schlug die Hände rathlos ineinander. „Und ich hab' doch einen ganzen Rosenkranz gebetet!“

Sie gingen nach der Stube. Das Essen ward aufgetragen, das Tischgebet gesprochen, aber „es war heut' Alles zu viel gekocht worden“; die beiden Alten nahmen geringe Bissen und thaten dazwischen schwermächtige Seufzer, nur die Broni hielt es damit umgekehrt, denn sie wollte — wie sie sagte — nichts verderben lassen.

Gleich nach der Dankagung ging der Wiesner hinaus und sah wieder im Stalle nach. Der Rosenkranz hatte nicht gewirkt. Er trat in den Hof zurück und hob die Augen zum Himmel, als sähe er ihn darauf an, wie er es wol mit ihm meine!

In der That, es hatten sich rings Wolken herausgezogen und es sah da oben ganz grau und recht verdrießlich aus. Ob nun das mithalf oder nicht, den Bauer kleimüthig zu machen, wer weiß es? Gewiß ist, daß er sich den hellen Schweiß von der Stirne wischte und murmelte: „Mir scheint, der Herrgott will mir dem Vieh nichts zu Liebe thun!“

Er ging langsam nach dem Werkzeugschuppen, setzte sich dort auf die Schnitzbank und begann Späne zu spalten, eine Arbeit, die man sonst für den Winter aufspart und welche er wol nur vornahm, um sich da „im Stadel“ ungestört allein aufhalten zu können.

Nun brannte er seine Pseife an, damit er auf Gedanken komme.

„Unser lieber Herrgott muß noch herum zu kriegen sein, sonst ist's gefehlt. — Aber die lieben Heiligen sind ja extra zum Fürbitten da. — Die wird er doch nit aus leidigem Eigensinn um eine wohlvermeinte Ehr' bringen? — Ganz gottunmöglich! — Und da d'rauf mögen sie sich wol berufen, wenn ihnen Einer nit mit leeren Händen kommt — —“

Er sah auf seine beiden eigenen, die waren allerdings nicht leer, in der Rechten war ein Schizmesser und in der Linken ein Span, das eine wie den andern legte er vor sich auf die Bank, die Pfeife, die ausgeraucht war, dazu und saß stille und nachdenklich, sehr nachdenklich.

Etwa eine halbe Stunde mochte darüber vergangen sein, da spitzte er seine Lippen und begann leise einen Ländler zu pfeifen.

Ein klägliches Gebrüll unterbrach ihn.

„Heilige Mutter Anna! da gilt es Eil' und ist keine Zeit zu verlieren!“ Er hastete von der Bank empor und lief nach dem Stalle. Das Thier wand sich vor Schmerzen, er klopfte ihm begütigend den breiten Nacken und sagte: „Laß's gut sein, Dießl, laß's gut sein, es soll schon Alles noch recht werden!“ —

Damit ging er zum Hause hinaus und ließ Weib und Kind und Kuh in einer Bedrängniß zurück, die „hellau!“ zum Verzweifeln war; Mutter und Tochter waren vollkommen überzeugt, daß die Dießl dieses Gefühl theilte, denn sie war ja auch „ein Weiberhaftes“.

Vorläufig ging der Wiesner allerdings nicht weit. Er entsann sich, daß eine kurze Wegstrecke ober seiner Hütte eine kleine Kapelle stand, dort wollte er für's Erste seinen Namenspatron anrufen.

Drei Mauern und ein spitzes Dach darüber bildeten eigentlich nur eine geräumigere Nische, in welcher die Statue des Heiligen und ein Betschemel Platz fanden. Es stand da das Bildniß des heiligen Peregrinus, der gegen Fußübel gut anzurufen ist, und es war ihm auch — wie aus einer Inschrift hervorging — von einem wohlhabenden Bauern aus der Gegend, dem er wieder auf die kranken Beine half, „dieß Ort zu einer schuldigen Dankfagung errichtet worden“.

In der Hauptsache war dem Wiesner um so ein „andächtiges Mäßerl“ und um den Betschemel, daß er dabei einen fremden Heiligen traf, an den er kein Gebet zu richten beabsichtigte, das war nebensächlich. Er kniete also hin, machte das Kreuz, faltete die Hände, und da er es nicht mit dem heiligen Peregrinus hatte, so blickte er auch nicht zu ihm auf, sondern sah zur Seite, während er betete:

„O heiliger Jakobus, Du mein allerliebster Namenspatron! Ich bet' Dir jezt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchtest und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten und wenn ich die Kuh behalt', so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!“

Wenn Heilige sich auf die Mienen der Andächtigen verstehen, so lag

etwas in Wiesners verheißungsreich zwinkernden Augen, das den heiligen Jakobus wol berechnigte, eine schöne Wachskerze zu erwarten, welche ihm zu Ehr' am Hochaltare brennen würde.

Wiesner betete vorläufig das erst versprochene Vaterunser und als er damit zu Ende kam und nach dem Steinbilde vor ihm aufblickte, sagte er: „Schau, weil Du gerad' da bist, könntest wol auch gleich mit fürsprechen helfen. O lieber heiliger Peregrinus! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Ruh annehmen möchtest und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich auf das Allerinständigste recht schön bitten und wenn die Ruh mein bleibt, so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!“

Dieß darauf gleich das andere Vaterunser folgen, erhob sich und ging langsam den Weg, den er gekommen, zurück.

Daheim konnte er gleich merken, daß er die Sache an dem rechten Ende angefaßt habe, denn er fand sein Weib und seine Dirn' beruhigter neben der braunen Vießl stehen, die still auf der Streu lag und keinen Schmerz äußerte.

An der Innenseite der Stallthüre war ein kleines Bild aufgeklebt, aber der Dunst hatte das Papier gebräunt, den Druck und die bunten Farben bis zur Unkenntlichkeit verschmiert; das fiel jetzt dem Wiesner in die Augen und er wußte wol, daß es den heiligen Leonhardt vorstelle, welcher den Gefangenen in ihren Leiden beisteht und gegen böse Seuche hilft. Diese aber scheint der Landmann weniger für sich und seine Angehörigen als für seine Ruzthiere zu fürchten, denn ausschließlich diese hat er der Sorge des genannten Heiligen unterstellt und denselben, unter großmüthigem Verzicht auf anderweitige Hülfeleistung, zum „Viehpatron“ erkoren.

„Teufel h'nein,“ — dachte Wiesner, — „auf ein Haar hätt' ich den vergessen, wo ich'u doch in der nächsten Näh' hab'! Na, das wär' schön verfehlt, wenn ich den verabsäumen möcht', der sich schon schandehalber da darum annehmen muß und dem in derlei Sachen die Fürbitt' gewiß handsamer ist wie jedem Andern!“

Er machte den Verstoß sofort wieder gut, bekreuzte sich und brachte sein Ansuchen vor, jedoch mit keinem Worte mehr oder weniger als er vorhin dazu gebraucht hatte. Dann wandte er sich an seine Weibskente und sagte: „Ich geh' jetzt in den Segen und bleib' hernach gleich in der Maiandacht; braucht mit dem Nachtessen nicht auf mich zu warten.“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „O mein, ich dent' doch, Du solltest lieber uns zwei gehen lassen, weil wir heute noch keine Kirche gesehen haben.“

„Mir taugt es aber nit. In solcher Trübniß ist es immer besser, es verlegt sich ein Einziges rechtschaffen auf das Beten, als es betreiben's ihrer Mehr' der Kreuz und Quer nach, wo das Eine so sagt und das

Audere anders, daß der liebe Himmel irr' und wirr' wird u d nimmer weiß, was für ein Gebitt' und Gelöbniß eigentlich gelten soll."

Damit machte er sich auf den weiten Weg nach der Pfarrkirche, eben derselben, in welcher er heute früh am Morgen schon gewesen war.

Die Pausen zwischen den Gefängen und lauthergefagten Gebeten benützte er, um im Stillen für seine Privatangelegenheit himmlische Gönner zu werben; zuvörderst wandte er sich an die Gottesmutter, der zu Ehren eben die Mariandacht stattfand; dann nahm er einen der Heiligen nach dem andern vor, so viel ihrer eben in der Kirche vorfindlich waren, zu beiden Seiten des Hochaltars, der zwei Nebenaltäre, oder in einsamer Mauernische inmitten des Schiffes. Jedem sagte er seinen Spruch auf, jedem nickte er verheißend zu: „wenn ich die Ruh behalte, — wenn die Ruh mein bleibt — so will ich Dir schon auch Deine Fürs- sprach' gedenken!"

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als er wieder vor seiner Hütte anlangte. Er trat erst in den Hof und legte sein Ohr an die Stallthüre; er vernahm nur ein leichtes Schnauben über den Blättern der Streu, die braune Dief'l lag also und schlief. Nun trat er in die Stube und sah nach den Seinen, er fand auch diese liegen und schlafen und schickte sich bald selbst zur Ruhe an.

Als er die Bettdecke über sich zog, da lag er und spitzte den Mund, daß sein Gesicht den Ausdruck einer kindlichen Zufriedenheit gewann, und sagte leise: „Nun hätt' ich einen ganzen Schwarm Fürbitter bei einander!" Im Schlafe aber überkam ihn ein gar prächtiges Traumgesicht.

Im lieben Himmelreiche oben war's, da saß an einer mächtig langen Tafel der Herrgott mit allen seinen Heiligen, um nach vollbrachtem Tagewerk vertraulich Eins zu plaudern. Es war eine Tafel — es gibt nichts so Langes in der Welt, um es damit zu vergleichen, — und doch verstanden sich die Heiligen ganz gut, selbst von dem einen untern Ende nach dem andern. Es erinnerte den Wiesner, daß er vor Jahren ein Geschwisterkind im Tyrolerlande heimgesucht, und wie dort von den hohen Bergen bei klarer Luft jeder Schrei weit durch's Land gehallt; nun war aber der Himmel wol höher als alle Tyrolerberge und hatte noch klarere Luft, so brauchte es da kein Schreien und ließ sich mit ruhiger Rede richten, was auch den Heiligen besser zu Gesicht stand.

Für's Erste hörte der Wiesner „unverlaubliche Dinge in ganz unsagbaren Worten und unerdenklichen Gedanken“, aber nachdem sie sich ausgesprochen hatten, saßen die Heiligen eine kleine Weile wie verlegen, dann begann Einer eine Fürsprache vorzubringen, um die er angegangen worden war.

Der aber war kaum zu Ende, da erhob sich St. Jakobus und St. Peregrinus und St. Leonhardus, und so Einer nach dem Andern,

alle, der Reihe nach, wie sie angerufen worden waren, und legten ihr Wort ein für Wiesners kranke Ruh. Es wollte kein Ende nehmen. Da hielt sich der Herrgott die Ohren zu und rief: „O Ihr heiligen Himmelherrgottsfackermenter! Wollt Ihr wol aufhören? Es ist gut. Soll sie in Gottes Namen wieder gesund werden die Lief'l; hab' sie ja doch auch geschaffen!“

In der Freude darüber wachte Wiesner auf. Es begann eben zu grauen. Er kleidete sich an und trat in den Hof. Dort bückte er sich nach einem Grasshalme, das obere Endchen wischte aus der Hülse und blieb ihm in der Hand. Es gilt für reinlich, so einen Halm durch die abgeschraubte Pfeifenspitze zu ziehen, und dazu ist er gut. Aber das hat Zeit, vorerst heißt es im Stalle nachsehen.

Das Thier lag ruhig, es hob bedächtig den Nacken und blickte den Eintretenden gleichmüthig an. Er bückte sich nach der braunen Lief'l, sie haschte mit dem Maule den Halm, den er zwischen den Fingern hielt, und als er spielend ihr denselben wieder entziehen wollte, da warf sie unwillig den Kopf herum und begann das Gras zu kauen.

Da wollte es den Wiesner nicht mehr auf beiden Weinen leiden, er fing an herum zu trippeln, er rieb sich die Hände und das Wasser schoß ihm in die Augen. „O du lieb's Vieh,“ — er tätschelte der Ruh den Nacken und kraute ihr die Stirne — „o Du lieb's Vieh!“

Plötzlich guckte er der braunen Lief'l gar schlau unter die Augen, und so laut, als sollte es „zu Gehör“ geredet sein, sagte er: „Wirfst mich viel kosten, wenn Du wieder gesund wirst; nun schau nur dazu!“

Die Woche war vergangen, der Sonntag wieder gekommen. Die letzte Tage war die braune Lief'l schon mit den andern Kühen auf der Weide gewesen. Der Wiesner aber hatte so erschrecklich viel zu schaffen, daß nicht einmal die Innenseite der Stallthüre auf einen frommen Gedanken bringen konnte; übrigens war, wie bemerkt, das Bild des heiligen Leonhardt leicht zu übersehen.

Heute schickte er sich dafür zeitlich zum Kirchgange an und die Broni muß ihn begleiten, denn er meint, Eines wär' völlig ausreichend, das Haus zu hüten, während sich der weite Weg zu Zweien unterhaltfamer gehe, und begehre etwa die Bäuerin Nachmittags in den Segen, so schadet es der Dirn' gewiß nicht, wenn sie ein zweites Mal mit in die Kirche geht!

Als die Weiden auf dem großen Platze vor derselben anlangten, war noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn der ersten Messe.

„Nun ist es doch gar zu zeitlich, um sich bis zum Läuten auf der Straße zu erhalten,“ sagte der Alte und damit schritt er querüber dem Gasthof „zum rothen Ochsen“ zu. Broni folgte in stillem Einverständnis.

Der „rothe Dchje“ hatte ein Gastzimmer für die „großen“ Bauern und ein Schankzimmer, wo sich die „minderen“ zusammensetzten. Wiesner nahm bescheiden in letzterem Platz, doch hatte er vorher einen Blick hinein nach den „Großen“ gethan, nur so Sehens und Gesehenwerdens halber. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Fehringer heraus in das Schankzimmer, denn der Fehringer war — wie man weiß — leutselig. Er schritt auf Wiesner zu. „Ho, Stiegelsteiger, was machst Du da? Ist das Deine Dirn?“ — Er faßte das Mädchen am Kinn und kneipte sie in den vollen Arm. — „Sapperment, ein mordjauberer Dirndl!“

Das Mädchen zeigte die weißen Zähne und zog den Besatz ihrer Schürze durch die Finger, obwol der nicht glatter sein konnte, als er war.

„Schau,“ fuhr der Fehringer fort und rückte vertraulich zu dem Alten auf die Bank. „Laß doch einmal Dein’ Lebzeit ein geschaidtes Wort mit Dir reden. Was ist’s, verkaufft mir Deine Kuh?“

„Jesses,“ sagte der Wiesner und stieß an sein Glas, daß ein paar Tropfen über den Rand schlügen. „Wie Du redest! Wie Du so reden magst und allweil das Nämliche!“

„Jesses, was Du wild sein magst, wie man von Dir gar nicht gewöhnt ist!“

„Weil’s wahr ist! Bei dem ewigen Gered’ ist mir eh’, als gehörte die Kuh nur mehr halb mein, mein’ Seel’, es wär’ mir schon völlig gleich, wenn sie ganz Dir gehören möcht’, damit einmal Kuh’ wird; aber mein Weib gibt sie nicht weg, das weiß ich!“

„Darauf laß es antommen!“

„Unjunn.“

„Es gilt!“

„Soll’s gelten,“ brummte Wiesner. Er zog die Hand, die Fehringer gefaßt hatte, langsam zurück. „Kriegst sie ja doch nicht!“

„Dafür laß’ mich forgen. Ich fahr’ gleich hin. Heut’ laß’ ich Mess’ Mess’ sein. Handel und Wandel geht vor.“

Erst muß der Bauer leben,
Dann kann er der Kirch’ das Ihre geben.

Aber die Dirn’ muß mit als Zeugin, daß Du gefagt hast, es gilt Dir völlig gleich und Alles kün’ allein auf die Bäurin an.“ Er wandte sich zur Broni. „Wir fahren über Kronberg, wo Kirchweih ist, und dort kaufen wir der Mutter ein sauberes Tuch für die Sonntag’; für Dich wird sich wol auch was finden, daß Dich da die Sonn’ nit abbreunt.“ Er legte seine breite Hand auf ihre runde Schulter, die sie bloß trug. „Wär’ schad, Dirndl! Na, komm’ mit!“

„Meinetwegen,“ sagte Wiesner. „Du machst Dir nur ganz unnöthige Auslagen.“

Fehringer ging mit Broni aus der Stube und kurz darauf sah Wiesner die Beiden auf dem Wägelchen vorbeierollen. Er duckte sich tiefer über's Glas. — Da erscholl vom Thurme das erste Läuten. Er legte Geld auf den Tisch und ging bedächtigen Schrittes nach der Kirche.

Dort saß er ganz duschig in einem der Stühle, blickte weder zu den Altären noch nach den Mischen auf, hielt sich aber zu denen, die am eifrigsten beteten und am lautesten sangen. Nach der Messe schlich er sich sachte davon, trieb sich mit den Andern auf dem Plage herum und wagte sich erst wieder zur Kirchthüre hinein, als Trompeten und Pauken zu Beginn des Hochamtes laut wurden.

Die Wandlung war schon vorüber. Er hatte den Kopf fast zwischen den Blättern des großen Gebetbuches stecken, that manchmal einen unruhigen Ruck von der Ecke, wo er saß, nach der Bank hinein, zur Beschwärmer seiner Nachbarn, die dann immer Einer an den Andern stießen bis auf den Letzten, der nach dem Schnitzwerk des Stuhles griff, als fürchte er herauszufallen. Da trat plötzlich etwas an seine Seite. Er warf so einen Blick neben, die Broni war's.

„Vater,“ sagte sie, „wir haben die Kuh doch verkauft.“

„Habt Ihr schon das Geld dafür?“

„Baar im Kasten.“

„Hat er sie schon weggeführt?“

„Freilich. Er hält nur ein wenig im ‚rothen Ochsen‘ und wartet.“

Wiesner nickte.

„Und, schau' her, wegen der Tücheln hat er auch Wort gehalten.“ Sie spreitete alle zehn Finger über ein buntes, halbseidenes Halstuch, das sie über den vollen Nacken geschlungen trug und das gerade groß genug war, um es kleiner zu wünschen, und gerade klein genug, um zu diesem Wunsche anzuregen. Ein gar gefährliches Ding das.

Die Orgel tönte aus, die Leute erhoben sich von ihren Sizen, da wandte sich Wiesner zur Broni, die an seiner Seite das Ende des Hochamtes abgewartet hatte und sagte: „Geh' voraus, ich komm' gleich nach!“ Als er sich allein sah, stand er im Stuhle auf, blickte frei um sich und sah die Heiligen der Reihe nach an, faltete die Hände und sprach also: „Meine lieben Heiligen, alle mit einander, müßt's nit böß sein, gleich als wär' ich ein schlechter Christ, der nit weiß, was er geredet; aber wenn Ihr Euch recht besinnt, ich hab' gesagt: wenn ich die Kuh behalt', wenn sie mein bleibt! Nun ist aber die Sach', daß sie verkauft ist, dem Fehringer gehört und mich nichts mehr angeht; ich leg' also, wie billig ist, alle Gelöbniß' auf die Kuh. — Und auch Du, lieber Himmelsvater, sei nit böß, daß Du da hast nachgeben müssen, hast ja doch ein gutes Werk damit gethan, was Dir schon auch wieder vergolten werden wird. Und jetzt bet' ich Euch in der Schnelligkeit ein paar Vaterunser und einen Glauben, dafür, daß wir wieder mit einander gut sein sollen!“

Dem kam er getreulich nach, dann verließ er die Kirche und ging nach dem „rothen Ochsen“. Dort im Hofraume saß der Fehringer schon breit auf dem Wägelchen, hinter welchem die „braune Diefl“ angebunden war.

„Siehst, Stiegelsteiger,“ rief er schon von Weitem dem Daherkommenden zu. „Ich hab' sie doch!“

Wiesner trat erst zur Ruh. Er klatschte ihr auf den Hals. „Na, Diefl, jezt wirst gute Tage haben, hast Dich zwar bei uns auch nicht beklagen können, aber jezt wirst gute Tage haben. Behüt' Dich Gott!“ Die rothen Ränder um die Augen mochten ihn etwas brennen, denn er strich mit den Fingern darüber. Dann ging er vor, lehnte sich an den Kutschbock und sprach zu dem Fehringer hinauf: „Was ich Dir hab' sagen wollen, ein paar Gelöbniß' liegen auf der Ruh, noch von ihrer letzten Krankheit her.“

„Der sie darauf gelegt hat, soll sie wieder wegnehmen. Was bekümmert's mich?“

„Möcht' etwa doch sein. Acht Stück Heilige, wie sie in der Kirche stehen, und drei, die mir gerad' zur Hand waren, hätten Jeder rechtschaffen eine Wachskerze um die Ruh verdient.“

Und nun erzählte er dem Fehringer, wie die Gelöbnisse auf die Ruh gekommen und schließlich auf derselben liegen geblieben, „weil halt zu Anfang der liebe Herrgott nit hat daran mögen und er ihn erst hat be-müssen müssen.“

Der Fehringer hatte seinen Spaß und seinen Verdruß daran, man merkte es dem Gesichte ab, mit welchem er unverwandt den Wiesner anstarrte. Erst lachten die Augen und die Mundwinkel hingen sauertöpfisch nieder, dann wieder verzog er den Mund zum Lachen und die Augen sahen verdrießlich dazu. Jetzt, wo der Wiesner zu Ende gekommen, hieb er mit der Peitsche durch die Luft und schrie: „O Du gottüberlegener — —“

„Jakob ist mein'm Vater sein Name,“ lachte Broni.

Fehringer ließ den Athem breit aus der Brust strömen. „O Du gottüberlegener Jakob!“ Mehr sagte er nicht und fuhr von dannen.

An dem nächsten hohen Festtage brannten auf dem Hochaltare in der Kirche statt der alten Stumpfen zwölf neue Wachslichter, der Fehringer hatte das Duzend vollgemacht. Man konnte eben nicht wissen, wie die Heiligen es aufnehmen würden, wenn sie sich solchergestalt um das Ihre verkürzt fänden! An den Wiesner konnten sie sich nicht halten, der hatte selber nichts, wol aber an die Ruh und darauf mochte es der Fehringer nicht ankommen lassen, und es kam auch ihn nicht darauf an, die „braune Diefl“ war ihm immer noch so viel werth; die stand nun endlich mit ihrem weißen Stern auf der Stirn in seinem Stalle neben der kohlschwarzen, die auch so einen weißen Tupfen hatte, — er brauchte es dem Wiesner nun nicht mehr zu zeigen, wo!



Honorar und Gehalt.

Von

Rudolph von Ihering.

— Göttingen. —

Unser Sprache unterscheidet Honorar und Gehalt von Arbeitslohn und der Sprachgebrauch verlangt die strenge Beachtung des Unterschiedes — ein Künstler, Gelehrter, Staatsdiener würde sich verlegt fühlen, wenn man den Lohn, den er für seine Thätigkeit erhält, als Arbeitslohn bezeichnen wollte, eine Sängerin würde einem Intendanten, der in dem Vertragsentwurf statt des Ausdrucks Engagement sich derselben Ausdrücke bedient hätte, deren man sich beim Miethen des Gefindes bedient: Miethecontract, Dienstmiethe, Miethezins, den Contract vor die Füße werfen. Ist es eine bloße Courtoisie der Sprache, welche bei social höher stehenden Personen wohlklingendere Ausdrücke wählt, als bei den niedrig stehenden, ein sprachlicher Anspuß, wie er so vielfach stattfindet, z. B. im häuslichen Dienstverhältniß, in dem für dieselbe Dienststellung „Magd und Knecht“, „Stubenmädchen und Bedienter“, „Jose und Sakai“ im Gebrauch sind? Oder verbirgt sich hinter jenen Ausdrücken ein sachlich verschieden geartetes Verhältniß, dessen Eigenthümlichkeit gerade durch sie betont werden soll?

Der Jurist verneint die Frage, und von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht. Denn in rechtlicher Beziehung existirt zwischen dem Anspruch des Künstlers, Gelehrten, Staatsdieners und dem des Handwerkers, Gesellen, Dienstboten, Schreibers gar kein Unterschied. Beide Ansprüche werden rechtlich in derselben Weise geltend gemacht; die formelle Verschiedenheit, die einst bei den Römern in Bezug auf die Klage stattfand, ist bei uns hinweggefallen und nur die Sprache hat noch, wie so oft, die Reminiscenz an eine frühere Einrichtung bewahrt, die im Leben praktisch längst überwunden und zur Antiquität geworden ist.

Aber daraus, daß der Jurist dem sprachlichen Unterschiede keine Bedeutung zuerkennen kann, folgt noch keineswegs, daß er dieselbe in Wirklichkeit nicht habe, denn der Maßstab des Rechts und des Juristen ist ein einseitiger, beschränkter und nichts weniger als ausreichend, die Thatfachen des gesellschaftlichen Lebens richtig zu würdigen. Daß jener sprachlichen Unterscheidung ein innerer Gegensatz zu Grunde liegt, der, wenn auch für das Recht völlig gleichgültig, so doch für die Gesellschaft bedeutungsvoll genug ist, um ihn sprachlich zu betonen, das geht in meinen Augen unwidersprechlich daraus hervor, daß unsere Sprache nicht blos den römischen Ausdruck Honorar (honorarium) willig adoptirt und beibehalten, sondern daneben noch verschiedene andere neu geschaffen hat (Gage, Gehalt, Befoldung, Deferviten). Die Sprache ist viel zu correct, um im Verkehrsleben leere Unterschiede aufzustellen. Die Courtoisie, dem vornehmen Manne das Beschämende eines Geschäfts zu ersparen, das sich für ihn eigentlich nicht zieren würde, ist ihr völlig fremd. Ob ein Handelsmann oder ein Fürst verkauft, vermietet, ein Darlehn gibt oder empfängt, Börsengeschäfte treibt u. s. w., die Sprache bedient sich für beide Personen derselben Ausdrücke, — wenn objectiv das Verhältniß dasselbe ist, so fällt die Verschiedenheit der socialen Stellung der Contractanten nicht in die Waagschale.

So schließe ich denn: Honorar und Gehalt muß sachlich etwas vom Arbeitslohn Verschiedenes sein, weil die Sprache den Unterschied so geflissentlich accentuirt. Die Lehre vom Arbeitslohn fällt bekanntlich der Nationalökonomie anheim, und ihr hätte es obgelegen, den Unterschied zu ermitteln. Aber auch sie, ganz wie die Jurisprudenz, hat sich, so weit ich, der ich allerdings kein Nationalökonom bin, dies zu beurtheilen vermag, dessen überhoben; sie stellt die angegebenen Spielarten des Lohnes mit dem Arbeitslohn auf eine Linie. Aber was bei der Jurisprudenz richtig war, ist meines Erachtens bei ihr fehlerhaft, denn sie beraubt sich damit der Möglichkeit, die Thatfachen des Lebens, die mit jenem Gegensatz in Verbindung stehen, von ihrem Standpunkt aus richtig zu erklären — bei allen denjenigen Verhältnissen, in denen die Sprache den Ausdruck Arbeitslohn vermeidet, läßt die Theorie vom Arbeitslohn einen ungedeckten Rest, einen Rückstand übrig, der sich durch jenen Begriff nicht auflösen läßt. Dies nachzuweisen und den richtigen Gesichtspunkt aufzufuchen, der die Lösung in sich schließt, ist der Zweck des gegenwärtigen Versuches. Ich gebe damit zugleich einen Beitrag zu jener Theorie, deren ich in meinem früheren Aufsatz (Nord und Süd, 1. Bb.) gedacht habe: der socialen Mechanik oder der Lehre von den Hebeln, durch welche die Gesellschaft das Individuum für ihre Zwecke in Bewegung setzt.

Arbeitslohn ist gleichbedeutend mit ökonomischem Lohn, kurz gesagt mit Geld. Ist das Geld der einzige Lohn, den der Dichter, Künstler, Gelehrte bei seinen Schöpfungen, Werken, Leistungen im Auge hat?

Sicherlich nicht! Wo es der Fall, liefert er damit den Beweis, daß er jenen Namen nicht verdient, daß er nicht ist, was er zu sein beansprucht; für ihn ist die Kunst und Wissenschaft nichts als ein „Geschäft“, er ist Geschäftsmann, Handwerker.

Aber auch der wahre Künstler und Gelehrte nimmt das Geld, und er muß und darf es nehmen. Aber für ihn ist das Geld nicht der einzige Lohn, der ihn lockt, er hat daneben noch einen andern im Auge, ich nenne ihn den idealen Lohn. Das Wesen des Honorars und Gehalts im Unterschiede vom Arbeitslohn besteht nun darin, daß letzterer ausschließlich ökonomischer Art ist, während jene beiden gemischter Art sind, eine Combination des ökonomischen und idealen Lohns enthalten.

Wäre es mir bloß darum zu thun, diese Begriffsbestimmung zu rechtfertigen, ich würde mit wenig Worten meiner Aufgabe nachkommen können. Aber letztere geht ungleich weiter, ich habe sie darauf gerichtet, die hohe Bedeutung, welche dem idealen Lohn für das Leben der Gesellschaft zukommt, in's rechte Licht zu stellen, und zu diesem Zweck möge der Leser mir verstaten, ihn zunächst aus der Gegenwart in eine längst vergangene Zeit zurückzuversetzen, die den Gegensatz des ökonomischen und idealen Lohnes in einer Klarheit zur Anschauung bringt, die nicht bloß über ihn selber keinen Zweifel läßt, sondern uns auch behülflich sein wird, die Combination beider, welche sich in unserer heutigen Welt vollzogen hat, durch Darlegung der beiden Elemente, aus denen sie besteht, richtig zu würdigen.

Es ist das alte Rom, wohin ich den Leser ersuche mir zu folgen. Nicht etwa, weil die Auffassung über Arbeit und Lohn, der wir hier begegnen, nur hier zu finden wäre, sondern weil sie hier gerade besonders scharf ausgeprägt ist.

Arbeit im alten Rom ist Arbeit des Leibes, der Hände, nur ihr gebührt der Lohn. Es ist die grobsinnliche Anschauungsweise in Anwendung auf den Arbeitsbegriff, eine Anschauungsweise, die wie in der lateinischen, so auch in unserer deutschen Sprache in den verschiedensten Wendungen zum Ausdruck gebracht ist. Als Arbeit gilt nur die Anstrengung, die sinnlich wahrnehmbar wird, dem Sinne dessen, der sie verrichtet — er fühlt sie — dem Sinne desjenigen, der sie verlangt — er sieht sie. Geistige Arbeit ist keine Arbeit, man fühlt sie nicht, man sieht sie nicht, sie strengt nicht an und sie „schafft“ nicht, sie ist Müßiggang, d. h. die Verrichtung dessen, der Muße hat. Das Geschäft kennt keine Muße (*otium*), daher *nec-otium, negotium* (*Festus negotium, quod non sit otium*) das Geschäft. Das „Geschäft“ ist benannt nach dem „Schaffen“ — nur die Hände schaffen, nicht der Geist — was ist ein Gedanke? Wortel! Das Product, welches die Arbeit „wirkt“, ist das „Werk“, der Ort, wo es „beschafft“ wird, ist die „Werkstätte“, die Mittel, wodurch es geschieht, die „Werkzeuge“, das Geschaffte das

„Handwerk“. „Opus“, das Werk, ist das Product der „opera“, der Mühe, die Frucht der operae ist das Vermögen: die „opes“, im Ueberflusse gedacht die e-opia. Wer „dient“, „verdient“, wie der, welcher um die Arbeit „wirbt“ („Gewerbe“), erwirbt; der Niederschlag der „Arbeit“ ist das „Erbe“ (Erbe = arbja, arpi, arbi, orbi; Arbeit = arb, arbi, arpi). Für Worte, für gute Rathschläge, Gedanken zahlt man kein Geld — wer uns nichts weiter gewährt hat, als Worte, dem zahlt man den Lohn in derselben Münze zurück: in Worten, man dankt ihm, man entrichtet ihm „Gotteslohn“, aber man bezahlt ihn nicht.

Diese Auffassung, wie sie noch heutzutage beim gemeinen Manne besteht, ist überall die ursprüngliche gewesen, und es hat Jahrtausende gekostet, bis der Geist auf dem Gebiete des Verkehrs den Körper eingeholt und ihn dann allerdings weit überholt hat. Im alten Rom hatte sich diese Ansicht zu der Schärfe zugepißt, daß es sogar für unehrenhaft galt, sich geistige Arbeit bezahlen zu lassen. Die Arbeit der Hände ward eben darum, weil sie bezahlt ward, verachtet. Demu der Lohn (merces) stellt sie auf eine Linie mit der Waare (merx), sie wird gleich ihr öffentlich ausgebaut (locatur, daher locatio operarum = Dienstmiethe; wie unser „Gewerbe“ von dem „Werben“ um Arbeit), der Lohnherr nimmt sich den Mann mit (conducit) ganz wie den Sklaven oder Dshjen, den er miethet, die Ausdrücke bei der Miethe von Personen und Sachen sind ganz dieselben (locatio, conductio operarum und rerum). Der Dienstmann oder Handwerker ist ein vorübergehender vertragsmäßiger Sklave, sein Dienst enthält eine sociale Herabwürdigung (ministerium von minus, minores, ministerium d. i. Erniedrigung im Gegensatz zu magis, magister, magistratus d. i. Erhöhung über das sociale Niveau des gewöhnlichen Bürgers), er verpflichtet ihn zu Leistungen, zu denen der Freie sich eigentlich nicht hergeben, die er vielmehr dem Sklaven überlassen sollte (operae illiberales) — dem Lohn klebt der Schmutz an*). Der Dienst des freien Mannes ist kein „ministerium“, sondern ein „munus“, er besteht nicht in körperlicher, sondern in geistiger Thätigkeit, und er wird nicht des Lohnes halber, sondern aus Wohlwollen (gratia), unentgeltlich (gratis) geleistet, er ist eine Gefälligkeit (munificentia, beneficium, officium), die des Freien würdig ist (liber, liberalitas) und die für den andern Theil nur die Verpflichtung zum Dank erzeugt (gratiae). Daß munus kaum von der andern Seite erwidert werden (re-munerari), unter Umständen selbst in Geld, aber diese Vergütung ist keine „merces“, sondern „honor, honorarium“, ein Ehrengeschenk, daß der Ehre beider

* Cicero de off. I 42: merces auctoramentum servitutis. Schmutzig, sagt er hier, ist der „Erwerb aller Lohnarbeiten“, quorum operae, non quorum artes emuntur, ebenso aller Handwerker (in sordida arte versantur), der Hansirer und selbst der Krämer. Daher sordidum = der Makterlohn, l. 3 de prox. (50. 14).

Theile keinen Abbruch thut. Bedarf es zu der Dienstleistung einer besonderen Fertigkeit oder eines besonderen Wissens, so ist das ein Vorzug, eine Tugend (*ἀρετή* = *ars*), die den freien Mann zielt (*ars liberalis*), die Mühe, die er aufwendet, sie sich anzueignen, ist nicht „*labor, opera*“, sondern „*studium*“, ein Gegenstand des Strebens (*studere*) um seiner selbst willen.

Das ist die altrömische Auffassung. Landbau, Geldgeschäft, Großhandel sind anständig, jedem andern Erwerbszweig dagegen klebt ein Makel an; die geistige Kraft, das Talent, das Wissen ist ein Gut, das Jeder, der auf Ehre hält, seinen Mitbürgern und dem Staat unentgeltlich zur Verfügung stellt. Der Staatsbeamte erhält keine Besoldung (nur der Subalterndienst, soweit er nicht von öffentlichen Sklaven versehen wird, wird bezahlt), die Magistraturen sind Ehrenposten (*honores*). Eben so wenig wirft der für das römische Leben so unendlich wichtige Beruf des Rechtsconsulenten (*Juriconsultus*) einen Ertrag ab.

Für das alte Rom behauptete diese Auffassung eine eminente sociale Bedeutung. Ich meine dies nicht in dem Sinn, daß sie die sociale Stellung des Individuums und den Gegensatz der Stände bestimmte, sondern in Bezug auf die Verkehrsfuction der unentgeltlichen Dienstleistungen. In Rom deckten die unentgeltlichen Dienstleistungen wesentliche Bedürfnisse der Gesellschaft und des Staates; der Zustand beider beruhte Jahrhunderte lang auf der Voraussetzung, daß diese Dienstleistungen jeder Zeit in genügender Menge ohne Entgelt mit Sicherheit zu haben seien, ganz so wie bei uns das Trinkwasser — unentbehrlich und doch unentgeltlich.

Was war es nun, das den Römer zur unentgeltlichen Gewährung seiner Dienste veranlaßte? Das Wohlwollen, die Selbstlosigkeit? Man müßte wenig von den Römern wissen, um dies zu glauben. Nein! auf den Lohn verzichtete der Römer bei jenen Dienstleistungen nicht, derselbe bestand nur nicht in klingender Münze, sondern in einem Gut, das für den Mann der höheren Stände ganz dieselbe Anziehungskraft hatte, wie für den der niederen das Geld, nämlich in Ehre, Ansehen, Popularität, Einfluß, Macht. Das war der Preis, den der vornehme Mann regelmäßig bei dem, was er für das Volk that, im Auge hatte, und danach bemasß er den Werth der Magistraturen — die rein kirchlichen Posten, die des *rex sacrorum*, der *flamines* u. i. w., die keine Macht gewährten, lockten ihn eben darum so wenig, daß während bei den *honores* die Leute das Amt, hier das Amt die Leute suchte.

So war es also nicht die Selbstverleugnung, sondern der Egoismus, auf dem für Rom die Garantie jener dem Staat wie der Gesellschaft in gleicher Weise unentbehrlichen Dienstleistungen beruhte, nur daß der Lohn, den man im Auge hatte, nicht ökonomischer, sondern idealer Art war.

Ein Beruf, der nur Ehre, kein Brod gewährt, ist dem Unbemittelten verschlossen. So war es in Rom. Staatsdienst und Jurisprudenz bildeten thatsächlich in Rom das Monopol der Wohlhabenden. Einer der angesehensten Juristen im Anfang der Kaiserzeit, der ohne Vermögen sich der Wissenschaft gewidmet hatte, mußte den Mißgriff in der Wahl seines Berufes damit erkaufen, daß er genöthigt war, von seinen Zuhörern Unterstützungen anzunehmen — wo die Wissenschaft sich ihr Recht d. h. den Anspruch auf Lohn noch nicht erstritten, vertritt das Gnadengeheimt die Stelle des Rechts.

Diese Unvollkommenheit der ganzen Einrichtung hat ihr das Ende bereitet, und die Aenderung: der Uebergang zum ökonomischen Lohnsystem enthielt in socialer Beziehung einen großen Fortschritt. Der Umschwung erfolgte zuerst bei der Wissenschaft, und zwar kam er bei ihr auf Rechnung auswärtigen Einflusses. Die griechischen Lehrmeister in allen Zweigen der Kunst und des Wissens: die rhetores, grammatici, philosophi, mathematici, geometrae, architecti, paedagogi und wie alle die Lehrmeister, welche in großen Massen nach der Weltstadt pilgerten, um hier ihr Glück zu versuchen, sonst heißen mögen, und die schon durch ihren Namen den griechischen Ursprung verkünden, — sie alle brachten zwar reiches Wissen und geschickte Hände mit, aber leere Taschen und einen hungrigen Magen, und die Noth zwang sie, dem römischen Vorurtheil zu trotzen und für den Unterricht Geld zu nehmen. So gewöhnten sie zuerst den Römer an das ihm bis dahin völlig ungewohnte Schauspiel, die Wissenschaft die Hand nach Lohn ausstrecken zu sehen, und ihnen gebührt das Verdienst, — denn ein Verdienst war es — das nationale Vorurtheil besiegt und der Kunst und Wissenschaft auf römischem Grund und Boden ihre Rechtsstellung erkämpft zu haben. Denn so können wir es bezeichnen, wenn das Recht nicht die demüthigende Form der actio „locati“ mit der „merces“ auf sie in Anwendung brachte, sondern eine neue selbständige Form: eine Klage auf Honorar schuf — der processualische Ausdruck der Thatfache, daß man Kunst und Wissenschaft nicht mit dem Handwerk auf eine Linie stellte. Dem Honorar der Privaten folgte später die Besoldung der Lehrer aus Staats- und Gemeindemitteln.

Auch an der Jurisprudenz sollte der Umschwung nicht spurlos vorüber gehen. Der griechische Einfluß bewirkte innerhalb ihrer eine Spaltung des Berufs, welche der alten Zeit völlig unbekannt gewesen war, nämlich in den rein praktischen oder geschäftlichen und in den rein wissenschaftlichen oder theoretischen. Den ersteren vergegenwärtigt uns der „Pragmaticus“, der Jurist mit griechischem Namen und nach griechischem Vorbilde, eine Sorte des Juristen, die dem alten Rom völlig fremd gewesen war. Er ist der Geschäftsmann, der für Geld zu Allem zu Dienst steht, was das Geschäft mit sich bringt, ein juristischer Commissionär oder Agent, ein Mann für Alles. Den

zweiten Berufsweig repräsentirt der Jurist mit römischem Namen (*Jurisconsultus*) und im altrömischen Stil, der Mann der Wissenschaft, der, festhaltend an den Traditionen der alten Zeit, es verschmäht, aus der Wissenschaft eine Erwerbsquelle zu machen, Jedem, der seinen Rath oder Unterricht begehrt, unentgeltlich zu Dienste stehend, aber in vornehmer Zurückgezogenheit dem Gezänk des Marktes und dem Getümmel des Geschäftslebens fernbleibend und abwartend, daß man ihn sucht — hochangesehen in der öffentlichen Meinung und hoch erhaben über jenem Brodjuristen. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes in der Kaiserzeit war die Verleihung des *jus respondendi*, welches ihn zum officiellen juristischen Orakel des Volkes stempelte. Die Unverträglichkeit des Lohnes mit dem wissenschaftlichen Beruf des Juristen galt den römischen Juristen für ein so feststehendes Axiom, daß noch im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit, als der obige Umschwung sich bei allen andern Disziplinen längst vollzogen hatte, einer derselben dem Lehrer des Rechts den Ausspruch auf das Honorar absprach*), und daß letzterem selbst die öffentliche Besoldung, deren alle andern öffentlich angestellten Lehrer längst theilhaftig geworden waren, noch zur Zeit von Constantin gefehlt zu haben und ihm erst in der Periode des Verfalls von Constantin bis Justinian zu Theil geworden zu sein scheint.

Den Griechen verdankte Rom die Uebertragung des Lohnes auf Kunst und Wissenschaft, den Provinzen die Einführung der Besoldung im Staatsdienst. Die Ueberschreitung der vom Senat für die öffentlichen Spiele ausgeworfenen Summen von Seiten der Aedilen, die dann das nicht selten ganz enorme Deficit persönlich aus eigenen Mitteln zu decken hatten, war in dem letzten Jahrhundert der Republik in dem Maße üblich geworden, daß, wer es mit dem Volk nicht verderben und sich nicht jede politische Zukunft abschneiden wollte, als Aedil nicht rechnen noch geizen durfte, selbst wenn sein Vermögen darauf ging. Dafür aber verstattete ihm die Volksmoral, sich als Provinzialstatthalter schadlos zu halten. Rechtlich bekam er als solcher nur eine Aversionalsumme zum Zweck seiner standesmäßigen Equipirung (*vasarium*), in älterer Zeit letztere selber, aber factisch galt sein Posten als Schadloshaltung für die Kosten des Aedilats und der städtischen Magistratur, als eine Anweisung,

*) Ulpian in l. 1 § 4, 5 de extr. cogn. (50. 13). Est quidem res sanctissima civilis sapientia, sed quae pretio nummario non sit aestimanda nec dehonestanda. Auch die Lehrer der Philosophie participiren an dieser zweifelhaften Auszeichnung; von ihnen heißt es: hoc primum proferri eos oportet mercenariam operam spernere, gleich als ob ein Philosoph von der Luft leben könnte! Nur die Annahme eines freiwillig gewährten Honorars wird beiden verstattet: quaedam enim, heißt es in der Stelle, honeste accipiuntur, inhoneste petuntur.

sich sein bei seinem Eintritt in den Staatsdienst aufgewandtes Anlagecapital bei seinem Austritt aus demselben wieder zu verschaffen — ein von Volk und Senat ausgestellter Paperbrief auf die Provinzialen — und wer bei Ausnutzung desselben nicht gar zu plump verfuhr, der hatte nichts zu fürchten. Die Kaiser fanden es gerathener, das Geschäft der Ausplünderung der Provinzen selber zu besorgen und zu dem Zweck die unliebsame Concurrenz der Provinzialstatthalter durch einen reichlich bemessenen Gehalt abzukufen. Das ist der Ursprung der Besoldung im spätern römischen Staatsdienst. Von diesem Verhältniß ward dieselbe sehr bald auf die kaiserlichen Beamten in Rom ausgebehnt, während man es bei den bedeutungslos gewordenen republikanischen Magistraturen beim Alten ließ.

Das Resultat des Bisherigen besteht in dem Nachweis, daß die römische Gesellschaft Jahrhunderte lang hindurch einen beträchtlichen Zweig der ihr nöthigen Arbeit lediglich mit dem idealen Lohn zu bestreiten vermocht hat, daß sie aber in späterer Zeit genöthigt worden ist, den ökonomischen Lohn zu Hülfe zu rufen. Wenn ich sage: zu Hülfe zu rufen und nicht: ihn an die Stelle des ersteren zu setzen, so geschieht es im Hinblick auf eine Behauptung, die ich unten zu begründen hoffe, daß die Art des Geldlohns, die auf den beiden angegebenen Gebieten zum Vorschein gelangt, kein einfacher Anwendungsfall des ökonomischen Lohns, sondern eine Combination des ökonomischen und des idealen Lohns ist, welche die Mitte hält zwischen dem rein idealen und dem rein ökonomischen.

Der an diesem Beispiel veranschaulichte Uebergang von der Unentgeltlichkeit zur Entgeltlichkeit oder vom Gesälligkeitssuß zum Verkehrssuß hat sich noch an manchen andern Verhältnissen vollzogen und wiederholt sich täglich unter unsern Augen. Jeder, der dazu mitwirkt, erwirbt sich ein Verdienst um die Gesellschaft, obschon er bei der großen Masse dafür eher Tadel als Anerkennung zu ernten gewiß sein kann. Die meisten Leute halten sich nur an die ihnen unbequeme Seite der Neuerung, daß sie fortan bezahlen müssen, was sie bisher umsonst hatten, ohne zu bemerken, wie reichlich dieser Nachtheil durch die Vortheile derselben aufgewogen wird.

Nur das Geld ist im Stande, die Aufgabe des Verkehrs wirklich zu lösen, d. h. das reale System der gesicherten Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse in vollendeter Weise herzustellen. Das „Vollendete“ des Systems liegt theils in der extensiven Erstreckung desselben — das Geld befriedigt alle Bedürfnisse, die edelsten wie die niedersten, und in jedem beliebigen Maße, im größten wie im kleinsten — theils darin, daß die Voraussetzungen zur Befriedigung aller gedenkbaren Bedürfnisse auf eine einzige, unendlich einfache, ewig gleiche und berechenbare reducirt werden: das Geld. Es gibt Bemerkungen, die so platt scheinen, daß man sich fast scheut, sie zu machen, und deren man sich doch, wenn man

eine Sache in ihr volles Licht rücken will, nicht überheben darf. Dazu gehört die von der absoluten Voraussetzungslosigkeit des Geldes. Die Gefälligkeit hat viele Voraussetzungen, das Geld keine andere als sich selbst. Die Gefälligkeit will mit Schonung und Geschick angesprochen sein, sie hat ihre Stimmungen, ihre Launen, ihre Grenzen, sie kehrt sich vielleicht gerade von demjenigen ab, der ihrer am meisten bedarf, oder sie versagt zu der Zeit, in der Lage, wo sie ihm am nöthigsten ist. Von alledem weiß das Geld nichts. Das Geld kennt kein Ansehn der Person, es leidet nicht an Launen, es hat keine Zeiten, wo es minder zugänglich wäre, es kennt keine Grenze, bei der seine Bereitwilligkeit endete. Der Erwerbstrieb hat das lebhafteste Interesse daran — Jedem — zu jeder Zeit — in jeder Ausdehnung — zu Diensten zu stehen; je mehr man ihm zumuthet, um desto mehr leistet er, je mehr man von ihm begehrt, desto williger wird er. Es gäbe keinen unerträglicheren Zustand, als wenn wir Alles, was wir nöthig haben, von der Gefälligkeit erwarten müßten, es wäre das Loos des Bettlers! Unsere persönliche Freiheit und Unabhängigkeit beruht darauf, daß wir zahlen können und müssen — im Geld steckt nicht bloß unsere ökonomische, sondern auch unsere moralische Unabhängigkeit.

So lange es in Rom für unehrenhaft galt, sich für die geistige Arbeit bezahlen zu lassen, bildete der Staatsdienst und die Pflege der Wissenschaft ein Monopol der Reichen, dem mittellosen Talent war der Zutritt zu beiden faktisch verschlossen. Daß beide später bürgerliche Erwerbszweige wurden, begründete nicht bloß einen Fortschritt für das Individuum, sondern auch für die Gesellschaft. Man tröstet sich gern mit dem Satz, daß das Genie alle Schwierigkeiten überwinde, aber auch das Genie bedarf des Brodes, um zu leben, und wenn der Beruf, für den es die Begabung in sich fühlt, kein Brod gewährt, so muß es sich denjenigen erwählen, der ihm dasselbe sichert. Das musikalische Genie des neunzehnten Jahrhunderts findet in der Musik ein gesichertes Brod, das des vierzehnten Jahrhunderts mußte es erbetteln in den Burgen und Palästen der Großen; das Betteln ist aber nicht Jedermanns Sache, und gar Mancher mag in jener Zeit es vorgezogen haben, ein ehrsammer Schuster oder Schneider, als ein vagirender Musikant zu werden. Heutzutage kann der Welt kein Genie verloren gehen; wo es auch auftaucht, wird es bemerkt und von selbst an die richtige Stelle geschoben. Eine Catalani, ein Paganini, ein Beethoven können in der heutigen Zeit nie etwas anderes werden, als was sie geworden sind — im Mittelalter hätten sie, wenn sie es verschmäht hätten Bänkelsänger oder Bierfiedler zu werden, ein ehrsameres bürgerliches Gewerbe ergreifen müssen. In einer Zeit, die auf das Genie nicht eingerichtet ist, ist das Genie ein Fluch — der Adler im engen Käfig, der sich, wenn er seine Schwingen rühren will, an den Eisenstäben den Kopf zerstößt — in der Gegenwart, die dem Genie auf

allen Gebieten der Kunst und des Wissens die Pfade geregelt und geebnet hat, hat das Genie sich selber anzuklagen, wenn es nicht eine Quelle des Glücks für sich selbst und eine Quelle des Segens für die Welt wird.

Was hat diesen Umschwung bewirkt? Das Aufkommen des ökonomischen Lohnes für die geistige Arbeit und die Sicherung der jederzeitigen Gewinnung desselben durch die Organisation derselben in Form eines bürgerlichen Berufszweiges. Der Berufszweig enthält für Jeden, der tüchtig ist, eine Anweisung auf ausreichendes Brod. In der Gegenwart würde Hans Sachs nicht mehr nöthig haben, Stiefeln zu machen, um dichten, Spinoza nicht mehr nöthig haben, Brillen zu schleifen, um philosophiren zu können — Kunst und Wissenschaft sind in der Lage, Jedem, der für sie eine ausreichende Begabung mitbringt, ein ausreichendes Brod zu bieten; das Gnadenbrod, das Beide in früherer Zeit aus den Händen der Großen entgegennehmen mußten, ist ersetzt durch das Gehalt und das Honorar.

Aber wenn dann Kunst und Wissenschaft sich nicht mehr wie einst scheuen, den klingenden Lohn anzunehmen, warum wollen wir uns dagegen sträuben, diesen Lohn mit demselben Ausdruck zu bezeichnen, dessen wir uns bei dem Arbeiter bedienen, der sich seine Arbeit bezahlen läßt: Arbeitslohn? Der Verkehr ist das System der geregelten und gesicherten Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse. Zu diesen Bedürfnissen zählen aber nicht bloß die Leiblichen: Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung, sondern für einen gewissen Theil der Bevölkerung auch die idealen Interessen der Kunst und Wissenschaft; wer sie befriedigt, erfüllt damit einen Verkehrszweck, der Künstler und der Gelehrte dient daher nicht minder dem Verkehr als der Landwirth, der Handwerker, der Kaufmann. Auch die Kunst und Wissenschaft gehen hinaus auf den Markt und bieten ihre Schätze feil, der Maler seine Gemälde, der Bildhauer seine Statue, der Componist seine Symphonie, der Gelehrte sein Manuscript. Damit stellen sie sich auf eine Linie mit allen Anderen, welche ihre Producte oder Fabrikate verkaufen: dem Landmann, Fabrikanten, Handwerker, auf das ökonomische Niveau des Geschäftslebens. Sie nehmen Lohn für ihre Arbeit, folglich ist derselbe Arbeitslohn.

Es ist durchaus erforderlich, sich von dieser Ansicht los zu machen. Nicht etwa, weil sie die Kunst und Wissenschaft herabsetzt — die Arbeit schändet nicht, sie ehrt, und der Arbeiter ist seines Lohnes werth —, sondern weil sie sich in einer Weise von der Wahrheit entfernt, die uns des Verständnisses der Wirklichkeit berauben würde. Das Richtige ist: es gibt zwei Gebiete der socialen Arbeit, aus dem einen bildet das Geld den alleinigen Zweck und Hebel der Thätigkeit, aus dem andern hat das Individuum außer dem Gelde noch ein anderes Ziel seines Strebens im Auge; dem letzteren Gebiet gehören an die Kunst und Wissenschaft, der Kirchen- und Staatsdienst. Und dieser Gegensatz ist es, den die Sprache

im Auge hat, wenn sie den Lohn dort als „Arbeitslohn“ bezeichnet, während sie hier diesen Ausdruck geflissentlich vermeidet und ihn durch andere ersetzt. Der Schriftsteller, Componist, Arzt erhält keinen „Lohn“ oder „Arbeitslohn“, sondern „Honorar“, der Beamte „Gehalt“, „Besoldung“ (im Fall einer außerordentlichen Zuwendung „Remuneration“), der Schauspieler und der Offizier „Gage“, der Advocat „Deferviten“. Das ist keine bloße Courtoisie des Ausdrucks, die dem Empfänger das Beschämende der Thatsache ersparen soll, daß er für Geld arbeitet, und eben so wenig zielt die Verschiedenheit der Bezeichnung bloß auf den Gegensatz der physischen und geistigen Arbeit, sondern es soll damit die Verschiedenheit der Beziehung des Lohnes zur Arbeit ausgedrückt werden. Diese aber besteht darin, daß der Lohn für den gewöhnlichen Arbeiter das einzige Motiv derselben bildet, während der Arzt, Advocat, Künstler, Gelehrte, Lehrer, Prediger, Staatsdiener, wenn er nicht ein reiner Handwerker ist, das Motiv seiner Thätigkeit und seine Befriedigung keineswegs ausschließlich in dem Gelde, sondern zugleich noch in etwas Anderem findet. Hätte jener Sprachgebrauch nur in einer Delicateffe seinen Grund, so würde die Wissenschaft alle Ursache haben, sich von ihm loszusagen, denn er würde dann nur auf dem von der heutigen Zeit völlig überwundenen antiken Vorurtheil beruhen, als ob in der Annahme eines Lohnes für die Arbeit etwas Beschämendes liege.

Das Wesen des Gehalts und aller ihm gleichartigen Lohngestaltungen beruht auf der Verbindung des ökonomischen und idealen Lohnes. Sie fügen zu den zwei Arten des einfachen Lohnes: dem rein ökonomischen und dem rein idealen, den wir oben in Rom für die Wissenschaft und den Staatsdienst nachgewiesen haben, noch eine dritte gemischte Art hinzu: den gemischten oder ökonomisch-idealen. Es wäre denkbar, daß beide Elemente sich nur äußerlich vereinigten, ohne sich gegenseitig zu assiciren; in diesem Falle würden die Grundsätze über den Arbeitslohn auch auf den Gehalt volle Anwendung finden. Daß dieses nicht der Fall ist, daß jene Combination den ökonomischen Lohn vielmehr in einer Weise beeinflusst, die von dem, was sein Wesen ausmacht: der Gewährung des Aequivalents für die Arbeit, unter Umständen kaum das Geringste übrig läßt, davon kann sich Jeder überzeugen, der an den drei genannten Verhältnissen: der Kunst, der Wissenschaft und dem öffentlichen (Staats- und Kirchen-) Dienst die Probe machen will.

Die hohe Besoldung eines katholischen Kirchenfürsten läßt sich sicherlich nicht als Aequivalent für seine Arbeit charakterisiren, und die erhebliche Differenz zwischen dem Gehalt des Präsidenten eines Collegiums und dem seiner Rätthe findet eben so wenig ihre Rechtfertigung in dem verschiedenen Werth ihrer Kenntnisse, Talente, oder in dem verschiedenen Maß der Anspannung ihrer Arbeitskraft, und auch das Honorar eines Schriftstellers, Componisten richtet sich keineswegs immer nach der Güte seiner Schrift

oder Composition. Schubert hat manche seiner unvergänglichen Compositionen fast umsonst dahin gegeben, während zu derselben Zeit und an demselben Ort der Walzercomponist Strauß für seine Walzer schweres Geld löste. Cornelius opferte in der Villa Bartholdi in Rom ohne allen Lohn Jahre lang Zeit und Mühe, nur um die Frescomalerei wieder in Aufnahme zu bringen, und doch war er ein völlig mittelloser Mensch, der sich oft in drückendster Noth befand. Alexander von Humboldt hat sein ganzes Vermögen im Dienst der Wissenschaft zugelegt, gar mancher Gelehrte wendet ein halbes Leben voller Mühe an ein Werk, das ihm hinterher oft kaum so viel einträgt, um davon Papier, Tinte und Del zu bezahlen. Arbeitet ein Schuster, Schneider, ein Fabrikant, Kaufmann Jahre lang umsonst, lediglich aus Liebe zur Sache? Wer will dem gegenüber das Schriftstellerhonorar mit dem Arbeitslohn auf eine Linie stellen? Es kann hoch sein, wo die Arbeit relativ leicht ist, gering sein, wo sie schwer ist, und völlig fehlen, wo sie den höchsten Grad erreicht. Und das sind nicht bloß vereinzelte Fälle, sondern es gibt ganze Zweige der wissenschaftlichen Literatur, z. B. die medicinischen und manche naturwissenschaftlichen Zeitschriften, welche sich in der Lage befinden, des Honorars gänzlich entbehren zu müssen und, wie die Erfahrung zeigt, es zu können. Das Resultat ist: der ökonomische Bestandtheil des Honorars läßt sich in keiner Weise als Arbeitslohn auffassen, da die einfachsten Grundsätze desselben sich bei ihm verleugnen.

Betrachten wir nunmehr den zweiten Bestandtheil desselben: den idealen Lohn. Ich unterscheide bei demselben zwei Arten: den äußern und innern Lohn. Unter jenem verstehe ich den Lohn, den die Gesellschaft oder die Staatsgewalt zahlt: Anerkennung, Ehre, Ruhm, sociale Stellung, Titel, Orden; unter diesem die Befriedigung, welche die Arbeit selber gewährt: den Genuß der geistigen Arbeit an sich, den Reiz der Erprobung der Kraft, die Freude des Findens, die Wonne des Schaffens, das Gefühl, sein Pfund im Dienste der Menschheit verwerthet zu haben. Die sociale Function des idealen Lohnes setzt subjectiv die Empfänglichkeit für denselben: den idealen Sinn voraus. Völker, Zeitalter, Individuen, denen dieser Sinn abgeht, werden auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft nie etwas Großes leisten — das Ideale gedeiht nur auf idealem Boden. Das typische Motiv für Kunst und Wissenschaft, ohne welches sie ihren Beruf nicht erfüllen können, ist der Idealismus, das typische Motiv für das „Geschäft“ der Erwerbstrieb. Ein Künstler, dem es um weiter nichts zu thun ist als um den Erwerb, der an dem Werk, das er schafft, kein anderes Interesse nimmt, als daß es ihm bezahlt wird, ist ein Handwerker und wird nie ein wirkliches Kunstwerk schaffen. Umgekehrt ist ein Geschäftsmann, der in seinem Geschäft statt der Erwerbszinsen ideale Zwecke verfolgt, kein rechter Geschäftsmann, jener hätte Handwerker oder Krämer, dieser Künstler oder Gelehrter

werden müssen. Das Geschäft geschäftsmäßig, das Ideale ideal betreiben — so gehört es sich, und dabei gedeiht der Einzelne und die Gesellschaft. Damit ist selbstverständlich nicht der thörichten Meinung das Wort geredet, als ob das Ideale und Praktische Gegensätze wären, die sich in derselben Person nicht mit einander vertragen, so daß also der Idealist notwendigerweise unpraktisch sein, und der Mann des praktischen Lebens des idealen Schwunges entbehren müsse. Beides verträgt sich in derselben Person sehr wohl mit einander, nur jedes an der rechten Stelle.

Bei der Kunst und Wissenschaft ist das Aequivalent der Leistung, das sich dem Bisherigen nach aus dem idealen und ökonomischen Lohn zusammensetzt, ein sehr schwankendes, und die Ausstellung einer festen Scala desselben, wie sie beim Arbeitslohn möglich ist, würde eine Unmöglichkeit sein. Ganz anders verhält es sich bei dem Kirchen- und Staatsdienst. Derselbe stellt uns ein System des Lohnes dar, bei dem die beiden Elemente, aus denen derselbe zusammengesetzt ist: das ökonomische (der Gehalt) und das ideale (der Rang) sich in gleichmäßiger Progression von der niedern zur höhern Stufe erheben. Es liegt hier eine durchdachte, systematisch angelegte Scala des Lohnes vor. Das Princip ist die officiële Werthschätzung der Bedeutung des Amtes, sei es für den Staatszweck, sei es für die Person des Regenten. Als Ergänzung kommt zu diesem ordentlichen Lohnsystem noch ein außerordentlicher Lohn hinzu, der von Fall zu Fall bemessen wird, der ökonomische: die Remuneration, der ideale: Ehrentitel (im Gegensatz der Amtstitel) und Orden.

Aber nicht überall, wo der Staat (was im Folgenden von ihm gesagt wird, gilt im Wesentlichen auch von der Kirche und den Gemeinden) die ihm geleisteten Dienste bezahlt, gehört dieser Lohn dem obigen Lohnsystem an, der Schreiber auf der Kanzlei erhält keinen „Gehalt“, sondern „Lohn“, der gemeine Soldat keine „Gage“, sondern „Lohnung“, und manche Dienste bezahlt der Staat überhaupt nicht, sei es, daß er sie erzwingt, sei es, daß er sie vom freien Willen erwartet. Wenn wir die sämtlichen Dienstleistungen, welche dem Staat überhaupt geleistet werden, im Geiste überschlagen, so finden wir, daß sie auf zwei Hebeln beruhen: Zwang und Lohn, und es wird für unsern Zweck ganz ersprießlich sein, wenn wir das Schema derselben hier kurz zusammenstellen.

Gewisse Dienstleistungen, wie z. B. die des Militärpflichtigen, des Geschwornen, des Zeugen, erzwingt der Staat ganz so wie die Zahlung der öffentlichen Abgaben; sie bilden eine Staatsbürgerpflicht. Der bestimmende Grund für die Anwendung des Zwanges bei ihnen ist nicht die Unentbehrlichkeit des Dienstes — die Richter und Offiziere sind eben so unentbehrlich wie die Geschwornen und die gemeinen Soldaten, aber diese werden gezwungen, jene nicht —, sondern der Grund liegt darin, einmal daß Jeder, bei dem nicht besondere Unfähigkeitgründe obwalten, im Stande ist, diese Dienste zu leisten, und sodann daß bei ihrer vor-

übergehenden Dauer Niemand durch sie in der Wahl und dem Betrieb eines bürgerlichen Erwerbszweiges behindert wird, während der eigentliche Staatsdienst eine nur durch längere Vorbereitung zu gewinnende Geschicklichkeit voraussetzt und die dauernde und ausschließliche Hingabe an ihn, den Einsatz der ganzen Existenz verlangt — ein Opfer, das der Staat, ohne ungerecht zu sein, nicht beliebig diesem oder jenem Individuum auferlegen darf, sondern das er vom freien Entschluß des Einzelnen abhängig zu machen und durch Gewährung des Lebensunterhaltes (s. u.) zu ermöglichen hat. Wo auch für jene erzwungenen Dienste eine Geldentschädigung gewährt wird (die Löhnung des Soldaten, die Zeugengebühren, die Diäten der Geschwornen), da fällt dieselbe nicht unter den Gesichtspunkt des Lohnes, sondern unter den der Unterhaltungskosten für die Dauer des Dienstverhältnisses.

Der Lohn kommt im Staatsdienst in einer dreifachen Gestalt vor: zuerst als rein ökonomischer (Arbeitslohn). Gegenstand desselben sind die gewerblichen, niedern, unselbständigen Dienste und zwar nicht bloß die vorübergehenden (der Dienristen auf den Bureaux, der Tagelöhner und Arbeiter bei Staatsbauten u. s. w.), sondern auch die dauernden (der Subalternbeamten). Aber bei ihnen mischt sich bereits in der Vorstellung des Volks das ideale Moment ein. Ein letzter Strahl von dem Glanze des Staatsdienstes fällt noch in die Kanzleien und Bureaux, die Federn und Dintenfässer vergoldend; selbst das geringste Mitglied des Kanzleipersonals wächst in seinen Augen bei dem Gedanken, Glied der großen Maschine, genannt Staat, zu sein, und der Titel eines Sekretärs, Kanzleiraths, Geh. Rechnungsraths gewährt selbst dem veredelten Schreiber den officiellen Anspruch auf ein erhöhtes Selbstgefühl.

Dem rein ökonomischen Lohn steht gegenüber der rein ideale Lohn, der im öffentlichen Dienste auch heute noch eine gewisse, wenn auch geringe Anwendung findet. Auf ihm beruht der Begriff des Ehrenpostens oder des Ehrenamtes. Es sind diejenigen Posten, bei denen das Äquivalent für den Dienst lediglich in der Ehre, dem Vertrauen, dem Einfluß, den sie gewähren, gelegen ist. Im alten Rom die gesammte höhere Staatsverwaltung umfassend, hatten dieselben im neuen Rom dem besoldeten Staatsdienst das Feld geräumt, und erst in neuerer Zeit, nachdem sie Jahrhunderte lang im modernen Europa auf die Sphäre des Kirchen- und Gemeindedienstes zurückgedrängt waren, haben sie in der diätenlosen Volksvertretung wiederum ein höchst einflußreiches Terrain innerhalb der Staatsverwaltung zurückerobert. Wo der Volksvertreter Diäten erhält, fällt sein Posten unter die folgende Kategorie.

Es ist dies die dritte Art des öffentlichen Lohnes: der gemischte Lohn. Ist der Dienst dauernder Art, so bezeichnen wir den ökonomischen Lohn als Gehalt, Besoldung, Gage, ist er vorübergehender Art, wie der des Volksvertreters, als Diäten. Hier wie dort fällt er meiner

Ansicht nach unter einen und denselben Gesichtspunkt, nämlich den der standesmäßigen Sustentation während der Dauer des Dienstverhältnisses. Der Gehalt und die Diäten enthalten kein Aequivalent für die Arbeit, sondern sie bezwecken die Ermöglichung der Arbeit durch Gewährung des Unterhaltes. Der Staat überhebt den Träger des Postens der Sorge für die Beschaffung seines Unterhaltes, in dem einen Fall dauernd, in dem andern vorübergehend. Bei den Diäten wird Niemand daran zweifeln, sie sind bestimmungsgemäß nichts als Zehrgelder, Gewährung des Unterhaltes, und ihre Höhe bestimmt sich daher nicht danach, wie die Arbeit beschaffen, ob schwer oder leicht, sondern danach, was der standesmäßige Unterhalt des Empfängers erheischt. In aller Klarheit tritt der Gesichtspunkt hervor in den Diätenklassen; daß er auch für den Gehalt zutrifft, läßt sich meines Erachtens mit einer Evidenz darthun, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Gehalt ist kein Arbeitslohn, d. h. kein Aequivalent für den Dienst, denn er bleibt hinter dem Maß, das sich im Verkehr für den Werth der Arbeit herausgebildet hat, regelmäßig weit zurück. Banken und sonstige Privatunternehmungen haben den Staatsbeamten, die sie in ihre Dienste zu ziehen wünschten, nicht selten das Mehrfache, ja Zehnfache ihres bisherigen Gehaltes geboten — offenbar war also letzterer bisher kein Aequivalent für ihre Arbeit, denn ein und dasselbe Gut wird im Verkehr nicht von dem einen Käufer zehn Mal so hoch bezahlt als von dem andern. Dasselbe behaupte ich auch von dem Gehaltsfuß der meisten Geistlichen und Lehrer; bleibt derselbe doch nicht selten selbst hinter der Einnahme eines Subalternbeamten zurück — es gibt Küster und Bedellen, die sich besser stehen als die ihnen vorgesetzten Geistlichen und Professoren. Am zweifellosesten ist das Verhältniß beim Offizier; unmöglich kann man in der Gage ein Aequivalent für das Leben erblicken, zu dessen Einsatz ihn der Fahneeid verpflichtet. Den Reicheren ist die Gage kaum mehr als ein Taschengeld, das Geld fällt für sie so wenig in's Gewicht, daß sie auch ohne alle Gage dienen würden, und nur der Umstand, daß die Reicheren allein nicht ausreichen, um den Bedarf an Offizieren zu decken, nöthigt den Staat, überhaupt eine Gage zu zahlen.

Der Arbeitslohn richtet sich nach der Güte und dem Maß der Arbeit, der geschickte und der fleißige Arbeiter verdient mehr als der ungeschickte und lässige. Im Staatsdienst übt dieser Umstand in Bezug auf den Gehalt gar keinen Einfluß aus, jeder Beamte von derselben Kategorie bekommt denselben Gehalt; die Differenz, die in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Individuen stattfindet, kann auf die Beförderung und den außerordentlichen Lohn (Remuneration, Titel, Orden) einwirken, nicht aber auf den Gehalt. Denn der Gehalt ist regelmäßig gesetzlich fixirt und entbehrt jene Fähigkeit der individuellen Accommodation, die der Arbeitslohn in so hohem Grade besitzt. Letzterer fluctuirt nach Angebot und

Nachfrage, jener ist unbeweglich; die Einflüsse, denen die Arbeit und der Arbeitslohn ausgesetzt ist, gleiten an ihm spurlos ab. Hört die Arbeit auf, so auch der Arbeitslohn; der Gehalt dauert als Pension fort. Ein tüchtiger Geschäftsmann muß sich im Alter so viel verdient haben, daß er das Capital, das er zu seiner Ausbildung aufwenden mußte, ersetzt, und außerdem so viel erworben hat, um leben zu können. Daß dies bei dem Beamten regelmäßig nicht der Fall ist, davon kann Jedem die tägliche Erfahrung überzeugen. Der Gehalt desselben wirft kaum ihm und den Seinigen einen standesmäßigen Unterhalt ab, geschweige, daß er ausreichte, das Anlagecapital zu ersetzen oder eine Versorgung für das Alter zu gewähren, und wenn eine unserer ersten national-ökonomischen Autoritäten das selbstverständliche Postulat, daß die Arbeit ihren Selbstkostenpreis decken müßte*), auch auf den Staatsdienst erstreckt hat, so glaube ich dem ein Doppeltes entgegenstellen zu müssen. Erstens, daß dies, so weit ich beurtheilen kann, thatsächlich nicht der Fall ist. Ein Beamter, der den ihm durch seine Stellung und die Sitte auferlegten Standesaufwand für sich und die Seinigen nicht in geradezu unanständiger Weise ablehnen will, ist nicht im Stande, etwas zu erübrigen. Zweitens, daß man diese Anforderung beim Staatsdienst nicht erheben darf. Das Anlagecapital des Beamten macht sich darin bezahlt, daß er lebenslänglich den Vortheil genossen hat, Beamter zu sein, ein Vortheil, den er vor jedem Geschäftsmann voraus hat, und der mit der Einbuße jenes Capitals nicht zu hoch erkauft ist. Die Vorzüge der Beamtenstellung liegen theils in dem, was ich als idealen Lohn bezeichne (sociale Stellung, Rang, Macht, Einfluß, Art der Thätigkeit), theils in dem, was der Gehalt vor dem Arbeitslohn voraus hat. Zurückbleibend hinter letzterem in Bezug auf den Betrag, gleicht er diesen Nachtheil reichlich durch folgende Eigenschaften aus: lebenslängliche Sicherheit, Unabhängigkeit von allen Verkehrserschütterungen und persönlichen Behinderungen, Steigerung bei zunehmendem Alter, Pension bei gänzlicher Dienstuntauglichkeit — der Staatsdienst ist eine ökonomische Versicherungsanstalt. Diese Vortheile erklären es, daß der Staatsdienst trotz der relativen Niedrigkeit der Gehalte selbst vom ökonomischen Gesichtspunkt aus eine so hohe Anziehungskraft ausübt — von Allen, die arbeiten müssen, bekommt keiner ein schmäleres, aber auch keiner ein reineres, gesünderes, sichereres Brod als der Staatsdiener; zu verlangen, daß der Gehalt ihm sein Anlagecapital wieder ersetze, wäre um nichts besser als ein Capital auf Leibrente geben und fordern, daß es beim Tode zurückbezahlt werde. Darum kann der Sohn des unbemittelten Staatsdieners oder Offiziers nicht den Beruf des Vaters ergreifen, er muß zur erwerbenden Classe übergehen, und erst der Enkel kann mit dem Capital, das der Sohn erworben hat, sich wiederum

*) Engel, über die Selbstkosten der Arbeit, zwei Vorlesungen, Berlin 1866.

dem Beruf des Großvaters zuwenden. Für das Interesse des Dienstes ist dieser Wechsel nicht gerade vortheilhaft. Söhne aus Beamten- und Offiziersfamilien bringen adäquatere Anschauungen und eine dem Beruf homogenere Stimmung in den Dienst mit als Söhne von Geschäftsleuten. Allerdings auch Einseitigkeit und Vorurtheile, aber selbst mit ihnen versehen ist doch die Mitgift, welche sie aus dem elterlichen Hause in den Dienst hinübernehmen, für den Dienst immer noch eine höchst werthvolle. Die Erfahrung zeigt nun, daß diese Stände im Großen und Ganzen sich weit mehr aus sich selber ergänzen, als es dem Obigen nach der Fall sein müßte. Zwei Factoren sind es, welche es ihnen ermöglichen. Einmal die öffentlichen unentgeltlichen Vorbereitungsanstalten für gewisse Zweige des öffentlichen Dienstes (Cadettenanstalten, Pevinieren, Convicte, Alumnate, Stifte u.), und die Erleichterungen des Studiums durch Stipendien, Freitische u. Der zweite Factor ist die vermögende Frau. Letztere bildet ein unentbehrliches Glied im System des heutigen Staatsdienstes, sie ist ein kaum minder wichtiges Erforderniß als das Bestehen des Examen. Es ist dafür gesorgt, daß die Beschaffung desselben regelmäßig nicht zu schwer ist — die Tochter des reichen Fabrikanten oder Kaufmanns ist die geborne Frau des Offiziers oder Beamten, sie bringt ihm das Geld, er ihr die sociale Stellung — von dem Moment an, wo der Beamte und Offizier seine Anziehungskraft für jene Kreise verlieren würde, müßte der Staat entweder die Besoldungen beträchtlich erhöhen oder darauf verzichten, sich aus den Kreisen der Beamten und Offiziere zu recrutiren.

Wir haben uns bisher immer noch bei der Negative des Gehalts, daß er kein Arbeitslohn ist, vertoeilt, überzeugen wir uns nunmehr, daß er positiv in der Gewährung des standesmäßigen Unterhalts besteht. Der Arbeitslohn (im weitesten Sinn) gewährt mehr als den bloßen Lebensunterhalt*), der Gehalt nichts weiter als ihn. Aber wohl bemerkt: den standesmäßigen Lebensunterhalt, und dies Moment ist der Schlüssel für das Verständniß des Gehaltwesens. Das „Standesmäßige“ bestimmt sich nach der Rangstellung des Amtes, letztere aber ihrerseits nach der mit demselben verbundenen Mächtstellung. Nicht das höhere oder geringere Maß der zur geschickten Führung der verschiedenen Aemter erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen bestimmt das Maß des Gehalts, so daß der Unterrichtetste den höchsten Gehalt bekäme — es kann nicht genug dagegen gewarnt werden, in dem Gehalt ein Aequivalent für irgend etwas, seien es Kenntnisse, sei es Talent, sei es Arbeit, zu erblicken —, sondern der

*) Diese von Adam Smith in seinem berühmten Werk B. I, Cap. 8 in überzeugender Weise nachgewiesene Ansicht ist durch die bekannte Theorie von Ricardo, der zufolge der Arbeitslohn nur das nothdürftigste Maß des Lebensunterhaltes gemähren soll, zwar bestritten, aber gewiß nicht widerlegt worden.

Gehalt ist nichts als Sustentation, und wer nach der Bedeutung des Amtes, das er bekleidet, einen höheren Aufwand zu machen hat als ein Anderer, erhält dem entsprechend dazu auch reichere Mittel. Nicht dasjenige Amt ist das höchste, welches das höchste Maß der Kenntnisse erfordert, sondern dasjenige, welches die größte Macht verleiht und das größte Vertrauen erfordert; der Staat hat sich dabei nur der unbefangenen Volksansicht angeschlossen, der Macht und Einfluß ungleich mehr imponiren als Kunst, Geschicklichkeit, Wissen. Ein hochgeborener, aber untüchtiger Minister, General, Gesandter, wie sie früher in unsern deutschen Kleinstaaten bei dem in üppigster Blüthe stehenden Connectionswesen nicht selten in vorzüglichen Exemplaren zu treffen waren, genoß bei der großen Masse ein ungleich höheres Ansehen als der ausgezeichnetste Offizier oder Beante niederer Grade. Zur vollen Wirksamkeit des Postens ist dies Ansehen unentbehrlich, für letzteres aber bedarf es des entsprechenden Ranges, Titels, Gehalts. Den höchsten Culminationspunkt erreicht die Macht und demgemäß auch das Ansehen der Staatsstellung in der Person des Monarchen, und dem entspricht in der constitutionellen Monarchie die verfassungsmäßig damit verknüpfte ökonomische Dotation (die Civilliste). Der Gesichtspunkt der staubemäßigen Sustentation liegt bei ihr so offen vor, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht.

Das Resultat ist: der Gehalt richtet sich nach der Machtstellung, nicht nach der Arbeit.

Als secundäres Moment gesellt sich bei Abmessung der Gehalte noch die billige Rücksicht auf das Steigen der Lebensnothdurft mit zunehmendem Alter hinzu. Der Unverheirathete bedarf nicht so viel als der Verheirathete, die ersten Jahre der Ehe, in denen die Ausgaben für die Kinder noch nicht so viel betragen, erfordern weniger, als die späteren, wenn die Kinder herangewachsen sind. Darauf beruht es, daß der Gehalt mit den Jahren steigt, was sonst bei Gleichheit des Amtes und bei eher sich mindernder als zunehmender Arbeitskraft gar nicht zu verstehen wäre.

Hat der Gehalt einmal die Bestimmung, dem Beamten die Sorge um die Existenzmittel abzunehmen, so muß er dasselbe auch in Bezug auf die Frau und Kinder leisten, da der Besitz der Familie zur vollen Existenz gehört — in der Pension an die Wittve gelangt diese accessoriale Function des Gehalts zur selbständigen Erscheinung und officiellen Anerkennung. Die Pension (sowol die an die Wittve als an den Beamten selber) charakterisirt sich als einseitiges Fortklausen der Sustentation nach Beendigung des Dienstverhältnisses. Wäre der Gehalt Lohn, so würde die Pension einen unverantwortlichen Mißbrauch in sich schließen, den keine gewissenhafte Finanzverwaltung dulden dürfte, ist er dagegen das, wofür ich ihn ausbebe, so enthält die Pension nur die letzte Consequenz desselben.

Aus der Zweckbestimmung des Gehalts ergibt sich als selbstverständliche Consequenz die Unstatthaftigkeit der Betreibung eines bürgerlichen Erwerbszweiges für den Beamten. Wäre der Gehalt Lohn, wie jeder andere, so wäre nicht abzusehen, was den Staat bestimmen sollte, seinen Beamten zu verwehren, durch ein Nebengeschäft sich ein höheres Einkommen zu verschaffen, im Gegentheil möchte man sagen, müßte es ihm nur willkommen sein, wenn der Beamte auf diese Weise einen unzureichenden Gehalt ergänzte. Allein da der Gehalt die Bestimmung eines vom Staat gewährten Lebensunterhaltes hat, so würde dies für den Staat den Vorwurf involviren, daß er seinen Dienern nicht dasjenige Auskommen reiche, worauf dieselben den gerechtesten Anspruch haben. Die Rücksicht auf die unverkürzte Erhaltung der Arbeitskraft für den Staatsdienst ist nicht der Grund jenes Verbots, was sich zur Evidenz daraus ergibt, daß für die Frauen der Beamten dasselbe gilt, wie für letztere; die Frau eines Prääsidenten kann kein Modewaarengeschäft, die eines Majors keinen Gemüsehandel betreiben, der Mann, der es dulden würde, hätte sich damit selber seine Stelle aberkannt.

Mein letztes Argument entnehme ich der relativen Niedrigkeit der Gehalte. Der Gehalt überschreitet niemals die Grenze des standesmäßigen Lebensunterhaltes, die der Lohn oft so weit hinter sich läßt; es gibt hohe Gehalte, aber selbst die höchsten gewähren nicht mehr und oft kaum so viel, als wie zum standesmäßigen Lebensunterhalt nöthig ist, kein Ministergehalt erreicht die Einnahme einer gefeierten Sängerin, eines berühmten Chirurgen u. s. w. Darum kann ein Beamter im Dienst nichts erübrigen, nicht einmal sein Anlagecapital wieder ersetzen. Ein Handwerker, Fabrikant, Kaufmann, der im Laufe eines langen Lebens bei angestrenzter Thätigkeit nichts erübrigt hat, hat damit den Beweis geliefert, daß er entweder sein Geschäft nicht verstanden, oder daß er schlecht gewirthschaftet hat; ein Beamter, der sich im Staatsdienst ein Vermögen erworben, umgekehrt den Beweis, daß er sich entweder das, was ihm gehörte, versagt, oder das, was ihm nicht gehörte, sich angeeignet hat. Bei normalen Verhältnissen hinterläßt ein Beamter, der ohne Vermögen in den Staatsdienst getreten, nichts als Frau und Kinder und — — — Schulden. Die Rechnung des Staats stimmt nur, wenn mit dessen Tode Alles glatt aufgeht, und man muß gestehen, daß er sich auf die Rechnung versteht, und daß, wenn ihn in Bezug auf die Gestaltung des Gehaltwesens ein Tadel treffen kann, es sicherlich nicht der ist, daß er über das Maß des standesmäßigen Lebensunterhaltes hinausgegangen ist, wohl aber der, daß er vielfach in einer Weise dahinter zurückgeblieben ist, die nicht bloß ein schreiendes Unrecht gegen das Individuum enthält, sondern dem wahren Interesse des Dienstes im hohen Maße zuwiderläuft. Eine Hungertur kann unter Umständen ganz indicirt sein, aber ob sie das geeignete Mittel ist, das Pflichtgefühl und den

idealen Sinn im Menschen zur Entwicklung zu bringen, darüber kann man Zweifel hegen.

Eine interessante Bestätigung der im Bisherigen entwickelten Ansicht gewährt die römische Nomenclatur der verschiedenen im Lauf der Zeit in Rom für öffentliche Dienstleistungen gewährten Vergütungen. Nur der Lohn der Subalternbeamten wird als reiner Arbeitslohn (*merces*) bezeichnet, bei jeder anderen Vergütung betont die Sprache den Zweck der Sustentation.*) So im Militärdienst bei dem *stipendium*, dem *aes hordearium*, dem *salarium*, dem *congiarium***), so im späteren Civildienst bei der *annona*, den *cibaria*, den *sportula*, dem *viaticum*, dem *vasarium****), und den *salaria* der öffentlichen Lehrer der Kunst und Wissenschaft.

So weisen uns alle einzelnen Züge beim Gehalt auf den von uns aufgestellten Gesichtspunkt der Sustentation hin, und es leuchtet ein, in welchem Maße dasselbe der Natur des Verhältnisses entspricht. Nicht den Gelderwerb soll im Auge haben, wer sich dem Dienst des Staates oder der Kirche weihet, sondern den Beruf. Aber damit er sich ihm ganz widmen könne, nehmen beide ihm die Sorge um den Unterhalt ab, der Gehalt hat nur den Zweck, die ungetheilte Hingabe an den Beruf ökonomisch zu ermöglichen.

*) Der Artikel: Wohnung, der im heutigen Gehaltwesen eine so große Rolle spielt (Dienstwohnungen, Wohnungsentziehung, Quartiergeld), findet sich in der folgenden Liste nicht vertreten. Unsere heutigen Ausdrücke: Gehalt, Besoldung, Gage, Remuneration, Deputat enthalten gar keine Hinweisung auf den Zweck, der einzige Ausdruck, der ihn betont, ist die „Theuerungszulage“.

**) 1. *Stipendium* von *stips*, welches im spätern Sprachgebrauch eine kleine Geldunterstützung bedeutet, ursprünglich aber nach dem Zusammenhang mit *stipula* (Stalm) zu schließen, Getreide bedeutet zu haben scheint; also ein ähnlicher Uebergang von dem primitiven Werthobject des Landmannes: dem Getreide zum Geld, wie er nach Ausweis der Sprache, welche ihr Wort für Geld: *pecunia* von dem für Vieh: *pecus* gebildet hat, beim Vieh stattgefunden hat. 2. *Aes hordearium* Gaj. IV 27: *pecunia, ex qua hordeum equis erat comparandum*. 3. *Salarium* = das in Geld abgelöste Salzdeputat. 4. *Congiarium* ursprünglich ein bestimmtes Maß von Del, Wein, Salz.

***) Bei der *annona* und den *cibaria* liegt die Bedeutung offen vor; *sportula* bedeutet den Frucht- oder Eßkorb, dann in der Kaiserzeit die Gebühren des Gerichtsdieners; *viaticum* die Reisebiäten, *vasarium* ein Pauschquantum für die Equipirung des Provinzialstatthalters, die ihm ursprünglich in Natur geliefert wurde. Das von mir beim Gehalt hervorgehobene Moment des Standesmäßigen ist hier ausdrücklich bezeugt. Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht I. S. 240 Note 2, wo S. 244 u. fl. das Weitere über jene Ausdrücke zu finden.



Adelina Patti.

Erinnerungen

von

Eduard Hanslick.

— Wien. —

I.

Ich nehme Abschied von Ihnen, für lange, vielleicht für immer, denn vom nächsten Winter an will ich nicht mehr in Europa singen. Ich gehe nach Amerika, wohin ich lange gefolgt und wo ich auch meine schönsten Jugenderinnerungen finde.“ So sprach Adelina Patti, als ich nach Beendigung ihres diesjährigen Wiener Gastspiels, Anfang Mai, ihr Adieu sagte.

„Ihre Kindheit in Amerika — fragte ich — war sie glücklich?“

„O ja,“ seufzte sie, „glücklicher als mein jetziges Leben.“

„Ueber Ihre erste Jugendzeit habe ich so Verschiedenartiges gehört und gelesen, — erzählen Sie mir doch im Zusammenhang davon!“

„Herzlich gern,“ willfahrte die Sängerin mit freundlicher Lebhaftigkeit, und drückte sich fester in ihre Canseuse, „ich will Ihnen erzählen, was ich weiß, und unterbrechen Sie mich mit Fragen, wann Sie wollen.“

Ich nickte und installirte mich bequem, um die Patti anstatt singen, sprechen zu hören.

„Daß ich leider schon eine bejahrte Frau bin,“ begann sie, „das wissen Sie, — was nützte es, meinen Geburtstag, den 19. Februar 1843 zu verleugnen? Ich bin ein Theaterkind, habe also, wie Soldatentinder, keine eigentliche Heimat. Mein Vater war ein Sizilianer, meine Mutter eine Römerin, in Madrid, wo Beide während der italienischen Stagione saugen, kam ich zur Welt, in Newyork ward ich erzogen. Ich lernte von

allen Sprachen zuerst das Englische, dann erst Italienisch, endlich Französisch und Spanisch. Sehr jung kam ich nach Amerika, wohin meine Eltern mit einem italienischen Impresario übersiedelten. Mein Vater, Salvatore Patti — (ich sehe ihn noch vor mir, schaltete ich ein, den großen, stattlichen Mann mit weißgelocktem Haar und schwarzen Augen, der als stiller freundlicher Präses Ihres kleinen Familientisches die Suppe austheilte —) „er war ein guter Sänger (Tenorist), ein beliebtes Mitglied, meine Mutter war mehr als das, eine große Künstlerin. Ihren Ruf erlangte sie als Signora Barilli, — der Name ihres ersten Mannes — in Italien. Vom Publikum ausgezeichnet, machte sie sogar die Grisi eifersüchtig, die, einmal von ihr verdunkelt, nicht wieder in derselben Stadt mit meiner Mutter auftreten wollte. Unsere ganze Familie war musikalisch, mein Stiefbruder, Barilli, ein tüchtiger Sänger, gab mir den ersten Gesangsunterricht und zwar ganz systematisch, nicht spielend oder sprungweise.“

„So ist nicht, wie man überall meint, Ihr Schwager Moriz Strafošch Ihr erster und einziger Lehrer gewesen?“

„Keineswegs. Strafošch, ein Oesterreicher aus einem kleinen mährischen Städtchen, kam erst später als junger Clavierspieler nach Newyork und heirathete meine ältere Schwester Amalia, welche damals eine der schönsten Mezzosopranstimmen besaß, sie aber leider bald einbüßte. Mir hat er eigentlich nur die Rosina im „Barbier“ einstudirt und später, als ich in Europa als fertige Sängerin reiste, meine Rollen mit mir wiederholt. Doch kehren wir zu jenen Kindertagen in Newyork zurück. Musikalisches Gehör, Anlage und Lust zum Singen zeigten sich außerordentlich früh in mir entwickelt, deshalb erhielt ich schon als kleines Kind Gesangsunterricht von meinem Stiefbruder, Clavierunterricht von meiner Schwester Carlotta Patti. Carlotta, die Sie ja kennen, bildete sich zur Claviervirtuosin aus; daß sie eine Stimme habe, und zwar eine noch höher reichende als ich, entdeckte man erst später, und erst meine Erfolge als Sängerin veranlaßten sie, nachher dieselbe Carrière zu ergreifen, freilich nur im Concertsaal, da sie, seit früher Jugend hinkend, für die Bühne untauglich war. So lebten wir denn, drei Schwestern und ein junger, kürzlich verstorbener Bruder, Carlo Patti, in Newyork bei den Eltern, in bester Harmonie und sorgenfrei beisammen. Als kleines Kind war ich schon von einer rasenden Musik- und Theaterlust besessen. Ich saß jeden Abend, so oft die Mutter auftrat, in der Oper; jede Melodie, jede Bewegung prägte sich mir unvergeßlich ein. Wenn ich dann, nach Hause gekommen, zu Bett gebracht war, stand ich heimlich wieder auf und spielte beim Schein des Nachtlämpchens alle die Scenen, die ich im Theater gesehen, für mich nach. Ein rothgefütterter Mantel meines Vaters, ein alter Federhut der Mutter dienten mir als vielgestaltiges Costüm, und so agirte, tanzte, zwitscherte ich — barfuß, aber romantisch drapirt — alle Opern durch.“

„Also nur der Applaus und die Kränze fehlten Ihnen damals noch?“

„O nein, auch die fehlten nicht, denn ich spielte selbst zugleich mein Publikum, applaudirte und warf mir „Blumensträuße“, die ich aus zusammengeknitterten großen Zeitungsblättern nicht übel fabricirte. Da traf uns ein harter Schlag. Der Impresario machte Bankrott und verschwand ohne Zahlung der rückständigen Gagen, die Truppe zerstreute sich, und aus war's mit der italienischen Oper. Die Eltern sahen sich ohne Erwerb, wir waren eine zahlreiche Familie, und so stellten sich rasch Noth und Sorge ein. Mein Vater trug ein Stück nach dem andern in's Leihhaus und wußte manchen Tag nicht, wovon wir am nächsten leben würden. Ich aber verstand wenig von alledem und sang darauf los von früh bis Abend. Da wurde der Vater aufmerksam und gerieth auf den Einfall, ich könnte mit meinem hellen Kinderstimmchen die Familie aus dem schlimmsten Drangsal retten. Und gottlob, ich rettete sie auch. Ich mußte, sieben Jahre alt, als Concertsängerin auftreten und that es mit der ganzen Lust und Unbefangenheit des Kindes. Man stellte mich im Concertsaal auf einen Tisch neben das Clavier, damit die Zuhörer das kleine Püppchen auch sehen könnten, und es gab Zulauf und Beifall in Fülle. Und wissen Sie, was ich sang? Das ist das Wertwürdigste: lauter Bravourarien, zuerst „Una voce poco fa“ aus dem „Barbier“, mit denselben Verzierungen, genau wie ich die Arie heute singe, dann ähnliche Coloraturstücke mehr. Ich hatte die Freude, zu sehen, wie nun die verpfändeten Kleider und Preciosen eins nach dem andern zurückwanderten und ruhiges Behagen wieder einkehrte in unser Haus. So vergingen einige Jahre, während welcher ich fleißig sang und mit Carlotta spielte.“

„Können Sie sonst noch etwas?“ erlaubte ich mir dazwischen zu fragen.

„O ja, ich kann Kleider machen und war in allen Handarbeiten geübt. Die Mutter bestand darauf, denn, sagte sie, die Stimme ist leicht verloren und die Opernbühne das unsicherste Brod. Mittlerweile war Strakosch mein Schwager geworden und in Compagnie mit B. Ulmann Impresario der italienischen Oper in Newyork. Meine Theaterpassion und mein Talent hatten stark zugekommen — ein halbwüchsiges Mädchen, wollte ich nun nicht länger mehr warten mit dem Auftreten in einer Oper. Ulmann wehrte sich anfangs dagegen, eine Anfängerin wie mich gleich in einer Hauptrolle (denn von zweiten Partieen wollte ich nichts wissen) in Newyork auftreten zu lassen. Ich war erst fünfzehn Jahre alt, auch der Figur nach ein Kind“ (— „viel kleiner als jetzt werden Sie auch nicht gewesen sein.“ bemerkte ich etwas spöttisch —) „schon gut, ich war wirklich viel kleiner und schwächer, hatte aber bereits mehrere Rollen vollkommen inne und keine Ahnung von Lampenfieber. Strakosch, der großes Vertrauen in mich setzte, wußte die Bedenken Ulmanns zu beschwichtigen und so betrat ich denn 1859 zum ersten Mal die Bühne

als Lucia di Lammermoor. Rosina im „Barbier“ und die Sonnambula folgten unmittelbar darauf mit gleich günstigem Erfolg. Das nächste Jahr verbrachte ich auf Gastspielreisen in Boston, Philadelphia und andern großen Städten der Union. In Europa begann ich meine Thätigkeit am Coventgarden-Theater in London. Das Uebrige wissen Sie, — hat sich doch mein Leben seit 14 Jahren zum großen Theil unter Ihren Augen abgespielt.“ —

II.

Habe ich mich getäuscht, wenn ich vorstehende Erzählung der Sängerin für interessant genug hielt zur Mittheilung in „Nord und Süd“? Es thäte mir leid, denn ich habe vor, noch ein Weilchen von der Patti zu sprechen. Adelina Patti hat schon durch ihren unangefochtenen Ruhm als erste Gesangskünstlerin der Gegenwart, durch ihre seit 16 Jahren sich gleichbleibenden, ja steigenden Erfolge Anspruch auf eingehendere Betrachtung. W. Heine, der enthusiastische Verehrer italienischer Kunst, äußert einmal in seiner Hildegard von Hohenthal: „Die Italiener haben Recht, daß sie einer Gabrieli, einem Marchesi fünf und zehn Mal mehr dafür geben, in einer Oper zu singen, als einem Sarti oder Paesiello, die ganze Musik dafür zu setzen. Die vortrefflichsten Noten sind dürres Geripp, wenn ihre Melodien nicht durch solche Stimmen schön und lebendig in die Seele gezaubert werden.“ Dieser Ausspruch, sehr bedenklich, wenn er dazu verleitet, den ausführenden Künstler über den schaffenden zu setzen, findet doch speciell im Wesen der italienischen Oper starke Rechtfertigungsgründe. Ich mußte oft daran denken, wenn mich die Patti in Opern, denen ich sonst weit aus dem Wege gehe, entzückt hat. Reproducirende Künstler, dramatische zumal, in welchen eine außerordentliche Naturbegabung sich mit vollendeter Kunst vereint, vermögen uns, fast unabhängig vom Componisten, autokratisch Genüsse ganz eigener Art zu bieten; sie können Künstler, Poeten von Gottes Gnaden sein in Werken, wo der Autor es nicht gewesen. Wenn wir heutzutage noch Opern besuchen, die (wie Linda, Sonnambula, die Puritaner etc.) einen wahren Heiligenschein von Lauge weile weithin verbreiten, so thun wir es nicht, um die Composition, sondern um die Patti zu hören. Ihr Talent, ihre Stimme ist es, welche diese leer und kraftlos gewordenen Melodien mit neuem Leben erfüllt. Nur zu schnell entschwindet uns das Bild solcher mit dem letzten Ton veraufschender Gesangsleistungen, die man nicht zu Hause, wie eine Partitur nachlesen kann. Die Charakteristik großer Sänger und Sänginnen sollte man festzuhalten versuchen, so lange sie in voller Frische vor uns stehen. Der Entschluß Adelina Pattis, Europa Lebewohl zu sagen, bildet einen entscheidenden Abschnitt, um nicht zu sagen eine Art Abschluß ihrer Laufbahn; er durfte mir, der ich seit 14 Jahren ihre Kunstleistungen aufmerksam

verfolgt, die Idee eines Rückblicks nahe legen. Im persönlichen Verkehr mit ihr drängten sich mir manche Beobachtungen auf, die, wie ich glaube, einen weiteren Kreis von Musikfreunden interessieren und die eigene Erzählung der Sängerin illustrirend ergänzen dürften. Wie weit das natürliche Talent reicht, wo die Mühe des Lernens, das Verdienst des Unterrichts anhebt, das läßt sich vom Parket aus allein nicht beurtheilen, sondern nur aus dem Studirzimmer des Sängers oder der Sängerin. Und hier habe ich in Adolina Patti eine so vollkommene, so feine musikalische Organisation kennen gelernt, wie bei keiner andern Sängerin, — ich darf wol sagen: ein musikalisches Genie.

Drei Kräfte verlieh ihr die Natur in ungewöhnlichem Grade: Feinheit des Gehörs, Schnelligkeit des Auffassens und Erlernens, endlich eine unbeugsame Treue des Gedächtnisses. Die unsehlbare Reinheit ihrer Intonation ist bekannt. Aber wie fest in ihr die Vorstellung des richtigen Intervalls mit dem immer willfährigen Werkzeug, der Kehle, verwachsen und von jedem Hülfsmittel unabhängig ist, das möge ein Beispiel aus jüngster Zeit darthun. Man gab im Mai d. J. zu ihrem Benefize den „Faust“ von Gounod. Nach der „Schmückerie“ im dritten Akt erhebt sich ein minutenlanges Applaus, dem eine vollständige, lange Ovationsscene folgt: Kränze flogen aus den Logen herab, Riesenbouquets, ja ganze Blumenkörbe steigen aus dem Orchester zu ihr empor, das Alles wird unter zahllosen Verbeugungen in Empfang genommen und endlich, als der Spektakel schon zu erlöschen scheint, ertönen immer mehr und mehr Rufe nach dem da Capo der Arie. Die Patti setzt, ohne dem Orchester ein Zeichen zu geben, den Triller auf b ein, von welchem das Thema wie an einem Band in die Sert hinausflattert, — das Orchester fällt im nächsten Takt ein und — sie stimmen haarscharf zusammen. Die geräuschvolle, ermüdende Unterbrechung durch eine Viertelstunde konnte die Patti nicht irre machen in dem freien Anschlagen des richtigen Tones. Es ist begreiflich, daß das Falschsingen Anderer ihr peinliche Qualen bereitet; ungemein nachsichtig in Beurtheilung ihrer Kunstgenossen hat sie gegen mich niemals einen andern Tadel geäußert, als über häufiges Distorniren, wie es leider in unserem Hosoperntheater nicht selten vorkommt.

An's Wunderbare grenzt das Gedächtniß der Patti. Eine neue Rolle lernt sie vollständig, indem sie sie zwei bis drei Mal leise durchsingt, und was sie einmal gelernt und öffentlich gesungen hat, das vergißt sie niemals wieder. Ich überzeugte mich oft, daß sie von den Opern, die sie häufig gesungen, weder ihren Gesangspart, noch den Clavierauszug in Wien mithatte. Von allen ihren Rollen hat sie in der letzten Stagione in Wien die einzige „Semiramide“ vor der Vorstellung wieder durchgelesen, weil sie diese Oper selten und seit zwei Jahren gar nicht mehr gesungen hatte. In der letzten Aufführung von „Don Pasquale“ besuchte ich die Patti nach dem ersten Akt in ihrer Garderobe.

Mitten in der Conversation verlangt sie plötzlich, man möchte ihr einen Clavierauszug der Oper herbeischaffen. Sie schlägt eine Stelle des zweiten Actes auf, singt leise zwei Takte und legt das Buch, in der angefangenen Conversation ununterbrochen fortfahrend, bei Seite. „Was war das?“ fragte ich. „Nichts, ich kenne die Oper, in der ich vor einem Jahre zuletzt aufgetreten, vollständig auswendig. Aber vorgestern habe ich, wie Sie wissen, die Linda gesungen, und da fiel mir eben ein, daß eine Stelle der Linda genau so anfängt, wie ein Satz im zweiten Finale des „Don Pasquale“; ich wollte nur der Möglichkeit vorbeugen, etwa in das andere Motiv zu gerathen.“ Dies ist der einzige Fall einer momentanen Unsicherheit ihres Gedächtnisses, von dem ich weiß; er scheint mir eben so sehr für dieses Gedächtniß selbst, als für die musikalische Geistesgegenwart der Sängerin zu sprechen. Nach zehn Jahren sang mir die Patti eine Mazurka von Strauß vor, die ich ihr im Jahre 1863 manchmal auf ihren Wunsch gespielt und die sie seitdem nicht wieder gehört hatte. Ihr seit frühester Kindheit so virtuos geübtes Instrument, das sie mit einer instinktiven Sicherheit behandelt, wie wir Anderen die gewöhnlichsten Handlungen, bedarf kaum mehr der Exercitien. Die Patti übt täglich eine halbe Stunde Solfeggien, meist *mezza voce*; die Rollen selbst wiederholt sie nicht. Nie übt sie eine Miene, eine Geste vor dem Spiegel — „daraus holt man sich bloß Grimassen“ (singeries), meint sie.

III.

Zu Anfang des Jahres 1863 kam Adolina Patti zum ersten Male nach Wien, gastirte mit ihrer Operngesellschaft im Carltheater und blieb bis Anfangs Mai. Nach ihrer persönlichen Bekanntschaft gelüftete mich wenig, da sie für unfreundlich galt, doch fügte ich mich wiederholtem Zureden ihres Schwagers Strakosch und folgte ihm eines Vormittags zu ihr. Ich sehe sie noch vor mir, die kleine, blasse, schwächliche Gestalt, in rothwollenem „Garibaldihemdchen“, das Haar schlicht gescheitelt, wie sie, ihr Hündchen Cora streichelnd, im Lehnstuhl am Fenster kauert. Beinahe trotzig nickt sie mit dem Köpfchen, Cora erhebt einen bellenden Protest. Ich stand bald auf gutem Fuß mit Beiden, mit dem Hündchen, weil ich ihm schmeichelte, mit Adelinen, weil ich es nicht that. Sie hatte — mit ihrem Vater, ihrem Schwager und ihrer treuen Gesellschafterin Louise — eine kleine Privatwohnung neben der Kapuzinerkirche, in der engen Kloster-gasse, gemiethet und lebte in diesem ersten Jahre äußerst einfach und zurückgezogen. Von Besuchen, Soiréen und Courmachen war sie keine Freundin, was mit dem Geschmack ihres sie sorgsam hütenden Schwagers Strakosch sehr übereinstimmte. Es kamen außer mir wenig Leute in's Haus, hin und wieder der Impresario und Kapellmeister der italienischen Oper und die Familie des mit Strakosch verschwägerten Bankiers Fischhof. Adeline

war ein halb schüchternes, halb unbändiges Naturkind, so recht was die Franzosen mit „sauvage“ bezeichnen, gutmüthig und heftig, zu plötzlichen, schnell verrauchenden Bornausbrüchen geneigt, die sich meistens gegen ihren stets sanft begütigenden Schwager Moriz entluden. Sie hatte noch nicht gelernt, sich Zwang anzuthun, liebenswürdig und gesprächig zu sein mit Leuten, die ihr gleichgültig oder gar antipathisch waren, — eine Kunst, die sie sich in späteren Jahren bewunderungswürdig angeeignet hat. Von ihrer Gutmüthigkeit hat sie auch heute als französische grande dame nichts eingebüßt, aber das amerikanische Naturkind von 1863 erschien mir doch noch interessanter und herzegewinnender. Wenn ich hin und wieder gerade in ihre sehr wechselnde Speisezeit einfiel, mußte ich, ohne Widerrede, mich zu ihnen setzen. Einfacher, bürgerlicher hat kaum jemals eine „Diva“ gespeist. Nach Tische spielte ich ihr regelmäßig einige Walzer von Strauß und Bannert vor, die sie leidenschaftlich gern hörte, dann schob sie, tanzlustig geworden, schnell Tisch und Stühle bei Seite, Stratosch (ein trefflicher Walzerspieler) mußte an's Piano und wir tanzten als einziges, aber um so vergnügteres Paar das Zimmer auf und nieder. Da war es mitunter hochkomisch, wenn der um Adelinens Stimme besorgte Schwager während des Spielens flehentlich bat, wir möchten aufhören. „For Lords sake, um Gotteswillen, tanze nicht, Lina, Du mußt heute Abend singen!“ „Das ist meine Sorge,“ rief sie lachend, hieß ihn weiterspielen und drehte sich in kindlichem Frohmuth weiter. Wie oft hat sie sich später dieser heiteren, friedlichen Tage erinnert!

Auch ihr merkwürdiges Sprachtalent sollte ich da kennen lernen. Ich sagte eines Tages etwas, das ich von ihr nicht verstanden wissen wollte, auf Deutsch zu Stratosch. Da fing sie in komischem Borna an, plözlich deutsch zu radebrechen. Sie hatte Alles verstanden, obwohl sie erst seit vier Wochen in Wien lebte. Bishin hatte sie kein deutsches Wort vernommen oder gelesen. Sie sprach damals zu Hause immer Englisch, das sie als ihre eigentliche Muttersprache bezeichnet, beherrschte aber das Italienische und Französische eben so vollkommen. So schwer das Deutsche für Ausländer ist, das musikalisch geschulte Ohr scheint mir doch auch den Klang dieser und anderer fremden Sprachen leichter zu fassen und nachzubilden. Ich habe diese Wahrnehmung wiederholt gemacht, so bei der liebenswürdigen Desirée Artot, die, ohne ein deutsches Wort zu kennen, nach Wien kam und bereits in der nächsten Stagione sich nicht übel verständlich machte.

Musik und Theater füllten damals allein das ganze Thun und Denken der jungen Sängerin aus. Ihr Wesen erschien als die genaueste, naturnothwendige Fortsetzung jener frühen Kinderspiele, von denen sie uns erzählte und die zugleich Traum und Vorschule ihrer künstlerischen Zukunft waren. Solche energische Einseitigkeit trägt ihre sichere Frucht, aber auch ihre Nachtheile. Ich habe bei Adalina niemals das mindeste Interesse für die höheren Fragen der Menschheit, für Wissenschaft, Politik, Religion

wahrgenommen, nicht einmal für schöne Literatur. Ein Buch war allzeit das seltenste Möbel in ihrer Wohnung. Wir Schulmeister können aber nun einmal von dem Wunsche nicht lassen, solche reizende Persönchen auch ein bißchen literarisch zu machen, und so drang ich denn in jenem ersten Jahr manchmal in Adelina, sie möchte doch etwas lesen. Nun, einen hübschen englischen Roman wolle sie sich allenfalls gefallen lassen. Ich brachte ihr einen der späteren Romane von Boz, welcher durch seine glückliche Mischung von Komischem und Rührendem mir gerade recht passend schien. Das Buch beginnt mit der Erzählung von einer bejahrten Frau, welche einst an ihrem Hochzeitstag von ihrem Bräutigam verlassen und darüber geisteskrank geworden war; sie zieht nun immer wieder ihr vergilbtes Brautkleid an, setzt sich vor die halb versteinerte Hochzeitstorte und wartet auf den Geliebten. Als ich nach einigen Tagen Adelina fragte, wie ihr der Roman gefiele, erwiderte sie aufgeregt, sie habe das Buch angefangen, wolle es aber durchaus nicht weiter lesen. „Das sind lauter Lügen, lauter Lügen, die man mir nicht weißmachen wird; daß eine Frau von ihrem alten Brautkleid und ihrer alten Hochzeitstorte sich nicht trennen will, das ist nicht wahr, das ist nicht möglich, und ich bin kein Kind, dem man solche Sachen zu lesen gibt, — merken Sie sich's nur, ich bin kein Kind mehr!“ Die Naivetät dieses Standpunktes war mir höchst interessant, aber, so reizend sich das auch anah, er hielt mich von jedem weiteren literarischen Versuche ab. Vielleicht hat der Zeitverlauf auch hierin ihren Horizont erweitert, — ich weiß es nicht. —

Das Repertoire der Patti bestand damals noch durchweg aus heiteren oder halb-ernsten Rollen („di mezzo carattere“). Noch jetzt, da ihre Stimme und ihr dramatisches Talent sich so ansehnlich vergrößert und vertieft haben, scheint mir die Patti am vollkommensten in Partien wie *Berlina* im „*Don Juan*“, *Norina* im „*Don Pasquale*“, *Rosina* im „*Barbier*“. Sie verschmelzen eben am natürlichsten mit der künstlerischen Individualität und der äußeren Erscheinung der Sängerin, Momente, deren ungemeine Wichtigkeit von der Kritik nicht immer genügend anerkannt wird. Damals (1863) sang sie diese heiteren Rollen, wenn auch nicht besser, doch mit noch mehr Lust und jugendlichem Uebermuth, als heute, wo ihre volle Sympathie nur ausgeprägt dramatischen Rollen gehört, auch das Leben sie selbst ernster gemacht hat. Die Neigung für das tragische Fach zuckte damals schon mächtig in der jungen Patti, aber man vertröstete sie damit weißlich auf später. Sie hörte es nicht gerne, wenn man Rollen, wie die obengenannten, als ihre eigentliche Domäne bezeichnete und erwiderte mir einmal mit aufgeworfenem Köpfschen: „Ich bin keine Buffa!“ Selbst nach der Vorstellung des „*Don Juan*“ äußerte sie, über mein Lob ihrer *Berlina* hinwegschlüpfend: „Ich möchte lieber die *Donna Anna* singen, und ich werde sie auch noch singen.“

Ihre erste Rolle in Wien war Bellinis „*Sonnambula*“. Um diesen

ersten Eindruck getreulich wiederzugeben, erlaube ich mir eine Stelle aus meiner damaligen Besprechung zu citiren: „Wenn man Gesang, Spiel und Persönlichkeit der Patti als Totalität zusammensetzt, muß man gestehen, kaum einer reizenderen Erscheinung auf der Bühne begegnet zu sein. Wir haben größere Gesangskünstlerinnen gehört und blendeudere Stimmen; wir erinnern uns geistreicherer Darstellerinnen und schönerer Frauen. Allein der Zauber der Patti besteht darin, uns sofort auch jede Rivalin vergessen zu machen. Was sie gibt, ist so ganz ihr eigen, so harmonisch und liebenswürdig, daß man sich rasch fesseln, ja mit Vergnügen auch ein klein wenig blenden läßt. Wenn das zarte Mädchen kleinen Schritts auf die Bühne gehüpft kommt, ihr kindliches, von unbefangener Fröhlichkeit überquellendes Gesichtchen lächelnd neigt, und dann wieder mit ihren großen glänzenden Rehaugen so gutmüthig klug in's Publikum schaut, — da hat sie auch schon die Herzen gewonnen. Nun beginnt sie zu singen, zu spielen und Auge und Ohr sagen gerne Ja zu dem voreiligen Urtheil, das das Herz gesprochen. Welch jugendfrische Stimme, die in dem weiten Umfang vom C bis zum dreigestrichenen F sich mühelos und ausgeglichen bewegt! Dieser silberhelle, ächte Sopran klingt namentlich in der Höhe ungemein klar und distinct, die Mittellage hat einen kleinen Anflug von Schärfe, der aber mehr den Eindruck herber Morgenfrische macht; der Tiefe fehlt es noch an Kraft. Hervorragend durch Weichheit oder Wärme ist die Stimme nicht, auch kann man deren Kraft nur im Verhältniß zu dem zarten Körper der Sängerin überraschend nennen. Einer großen Steigerung und höchster dramatischer Wirkung scheint dies Organ kaum fähig, wird aber weislich nie bis an die Grenzen dessen geführt, was die Künstlerin vollständig bewältigt. Ihre Bravour ist sehr bedeutend, noch glänzender in Sprüngen und Staccato's, als in gebundenen Passagen. Ueber dem Allen aber liegt ein unendlicher Liebreiz.“ Der Verfasser dieser gewiß sehr maßvoll lobenden Kritik wurde damals von einem pattifeindlichen Theil der Wiener Journalistik als Enthusiast angefochten. Einige Journale hätten damals — mitunter aus recht persönlichen Motiven — die Patti gerne als eine Modesache hingestellt, von der in einigen Jahren Niemand mehr sprechen würde. Die Zeit hat das Gegentheil schlagend bewiesen. Angefochten wurde in jenem ersten Jahr insbesondere ihre „Lucia“. Auch mich entzückte diese Rolle nicht in dem Maße, wie ihre Rosina oder Norina. Wer die Patti auch nur gesehen hat, konnte nicht zweifeln, daß sie mehr für das muntere, naive Fach, als für das Tragische und Heroische geschaffen sei. Was ist denn aber an dieser Donizetti'schen Lucia Heroisches oder Hochdramatisches? Lucia ist ein liebliches, schwaches, etwas verzärteltes Geschöpf, das im ersten Akt ihrem Geliebten Alles verspricht, im zweiten ihrem Bruder nichts abschlagen kann und so für den dritten Akt nichts Anderes übrig hat, als ihr bißchen Verstand zu verlieren. Adolina Patti spielt die Lucia

nicht im „großen Stil“, aber der „große Stil“ steckt auch nirgends in der Lucia. Was man an dieser Sängerin als Mangel an Größe gerügt hat, fällt beinahe zusammen mit ihrer körperlichen Kleinheit. Dies zarte Figürchen kann unmöglich imponant einherschreiten; diese Arme können nicht in weitem Bogen ausgreifen und plastische Studien zur Niobe ausführen. Mit einem Wort, die Patti ist durch ihre Erscheinung gehindert, die Lucia aus der Donizetti'schen Sphäre in eine höhere, gewaltigere zu erheben. Von den Sängerinnen, die mir zu hören vergönnt war, hat dies auch keine vermocht, und — was die Hauptsache bleibt — mit größerer Meisterschaft hat auch keine die Rolle gesungen. Das Wollendste und Entzückendste waren jedoch die heiteren Partien der Patti: vor Allem die Zerlina im „Don Juan“. Die Patti gab uns das wahrhaftige Ideal der Zerlina. Natürlicher und lebenswürdiger kann Mozart in seinen holdesten Träumen dies Phantasiegebilde nicht gesehen haben, in das er nach Dulibich's artiger Bemerkung sich selbst verliebt zu haben schien, wie Pygmalion in seine Statue. Die Zerlina der Patti wirkt wie eine schöne Naturerscheinung, so in sich vollendet, unbewußt und unerklärlich. Sie läßt sich nicht nachahmen, selbst mit den höchsten Mitteln der Kunst nicht. Das Höchste und entscheidendste Kunstmittel, das die Patti für diese Rolle mitbringt, das einzige beinahe, was sie anwendet, ist die Natur. Die ganze Leistung durchweht der angeborene Frohsinn einer reingestimmten Seele, die natürlichste, dabei individuellste Anmuth. Die meisten Zerlinden verfallen entweder in falsche Empfindsamkeit oder in bewußte Koketterie. Die Zerlina der Patti streift weder an das eine, noch an das andere. Ein fröhliches Blut, etwas unbesonnen und eitel, aber durchweg harmlos und unerfahren, tritt sie Don Juan entgegen. Mit der Neugier überraschter kindlicher Eitelkeit, nicht mit dem widerlichen Verständniß der Koketterie hört sie die Beteuerungen dieses schmutzen faux-bonhomme. Aus ihrem köstlichen „Andiam!“ klingt weder eine angebliche Leidenschaft für Don Juan, noch entgegenkommende Lüsterheit, sondern nichts als die unüberlegte Bereitwilligkeit eines geschmeichelten Bauernmädchens, das sich, sobald es die Gefahr erkannt hat, sogleich mit dem Instinkt der Unschuld wieder zurechtfindet. Die Patti hat mehr durch genialen Instinkt als auf dem Wege der Reflexion das Bedenkliche in der Zerlina nicht nur besiegt, sondern den schönen Schein hervorgezaubert, als wäre Bedenkliches gar nicht vorhanden. Raum brauche ich beizufügen, daß sie die Zerlina nicht nur vollständig in Mozarts Geist, sondern auch buchstäblich getreu singt.

Durch dieselben Vorzüge und überdies noch durch die Entfaltung blendender Gesangsvirtuosität glänzte die Patti als Rosina in Rossini's „Barbier“, als Norina in Donizetti's grazioser Oper „Don Pasquale“. Vermochten wir die Klagen der Sonnambula, der Lucia noch wärmer, noch tiefer aus dem Herzen herausgeholt denken, — die „Rosina“, die

„Norina“ können wir uns graziöser, glänzender, natürlicher nicht vorstellen. Der Gesang so hell, stark und morgenfrisch wie Lerchenschlag, das Spiel durchweht von köstlicher Laune und von anmutigstem Realismus. In Rossini's „Barbier“ ließ sich vielleicht am besten die erstaunliche Technik der Patti studiren. Sie ist gegenwärtig die einzige, die letzte Sängerin, welche noch vollständig die Traditionen des Rossini'schen Gesangstils besitzt. Sie hat dies auch in der letzten neuen Rolle bewährt, die sie in Wien gesungen (1877) in Rossini's „Semiramide“. Gewiß vermag auch die Gesangkunst der Patti dieses rettungslos verblühtene Werk nur zu einem Scheinleben zu erwecken, dennoch freuten wir uns des kaum wiederkehrenden Erlebnisses, die, der heutigen Generation nur dem Namen nach bekannte Oper von der einzigen Sängerin zu hören, die heutzutage noch im Stande ist, sie mit vollendeter Meisterschaft zu singen. Der Doyen der europäischen Musikkritiker, W. von Lenz in Petersburg, nennt sie den „Paganini der Vocalvirtuosität“, nicht bloß seiner Bravour wegen, sondern weil von allen großen Violinisten „keiner so unkörperlich, so absolut und identisch mit seinen Saiten das Instrument je angegriffen. Wenn Paganini anfang, schien er, sozusagen, fortzufahren“. Paganini habe ich selbst nicht mehr gehört, aber an der Patti ist mir sofort auch der eigenthümliche, nur bei großen Instrumentalvirtuosen beobachtete Stimmansatz aufgefallen, daß sie gleich die erste Note mit der Sicherheit und absolut richtigen Intonation anschlägt, welche die meisten Sängerinnen erst im Verlauf der Cantilene erreichen.

Im Frühjahr 1863 verließ die Patti Wien, das sie nicht früher als 1872 wiedersehen sollte. Vor ihrer Abreise erlebte sie noch einen kleinen Schrecken, der erst in London auf sonderbare Weise enden sollte. Adolina erblickte eines Abends im Theater einen jungen Mann, der sie unverwandt anstarrt. „Er ist wieder da,“ flüstert sie ängstlich ihrem Schwager Strakosch zu. Der elegante Jüngling war ein belgischer Baron W., welcher der Patti überallhin nachreiste, vor ihren Fenstern promenirte, an ihrem Theaterwagen lauerte und in zahlreichen verliebten Briefchen um die Erlaubniß flehte, sie besuchen zu dürfen. Die Briefe wurden nie beantwortet, Adolina lebte wie gesagt sehr eingezogen und machte sich über schwärmerische Verehrer gern lustig. Mit dem Ernst einer Herzensneigung unbekannt und zu kindischem Schabernack geneigt, mag sie einmal aus Spaß mit dem feuzenden Ritter Toggenburg kokettirt, vielleicht ihm gar angedeutet haben, sie sei bewacht und verhindert, Jemanden zu empfangen. Der verliebte Baron setzte sich nun in den Kopf, Adolina schmachte in fürchterlicher Gefangenschaft unter der Obhut ihres Vaters und Schwagers, aus welcher er sie um jeden Preis befreien müsse. Er folgt ihr von Wien nach London und setzt dort eine gerichtliche Klage gegen Strakosch und den alten Patti in's Werk, welche nach seiner Angabe die Aermste gefangen halten, übel behandeln und sogar darben lassen.

Da der Baron selbst minderjährig, also nicht berechtigt war, als Kläger vor Gericht aufzutreten, stellte er einen Mr. M. auf, welcher als „next friend“ der Patti in ihrem Namen klagen mußte. Es war eine kurze, aber merkwürdige Verhandlung vor dem Gerichtshof, ein juristisches Unicum. „Abelina Juana Maria Patti, ein Kind unter zwanzig Jahren“, erschien mit den beiden Beklagten Salvatore Patti und Moriz Strakosch. Das mir vorliegende Protokoll dieser Verhandlung vom 12. Mai 1863, das mir Abelina nebst ihrem „Affidavit“ (beschworene Aussage) aus London schickte, führt zuerst die schrecklichen Anklagen auf. Hierauf beschwor Abelina, daß sie ihren angeblichen „nächsten Freund“, den Kläger, niemals zuvor gesehen, noch seinen Namen je gehört, daß die Klage gegen ihr Wissen und Willen angebracht sei, und sie von ihrem Vater und Schwager stets auf das Liebevollste, allen ihren Wünschen gemäß, behandelt werde. So endete diese drohlige Verhandlung mit schmähschlicher Niederlage des ritterlichen Barons von der Mancha und seines majorennen Sancho Pansa, welche Beide nie wieder von sich hören ließen.

IV.

Ich sah die Patti erst im Frühjahr 1867 in Paris wieder. Auf der Bühne hörte ich keine neue Rolle von ihr, das Repertoire der „Opéra italien“ war das abgpielteste von der Welt, — drängten sich doch die Zuschauer massenhaft zu den alten Opfern, wenn nur die Patti sang. Neu hingegen erschien mir der sociale Fortschritt Abelinas im Vergleich zu ihrem bescheidenen Leben in der „Klostergasse“. Eine elegante Wohnung in der „Avenue de l'Imperatrice“, Besuche in Fülle, sogar einige glänzende Soiréen, in welchen ich eine Auswahl von Berühmtheiten antraf. Ich machte da unter Anderem die Bekanntschaft des genialen Illustrators Gustave Doré und des berühmten Sportsman und Vortänzers am Napoleon'schen Hofe, Marquis de Caug. Beide Herren brannten lichterloh für Abelina. Diese behandelte Beide gleich freundlich, ohne einen von ihnen auszuzeichnen, oder an eine Verbindung mit ihnen zu denken. Die beharrlichen Bemühungen des Marquis siegten schließlich doch, wie bekannt, und im nächsten Jahre, 1868, wurde das Paar in London getraut.

Wer Abelinen je mit dem Marquis verkehren gesehen, — vor wie nach der Hochzeit — der war sich darüber klar, daß sie ihn nicht aus Liebe geheirathet. Sie kannte nicht die Liebe, „die große Passion“, und so glaubte sie, füglich ohne dieses ihr unbekannte Element einen Mann heirathen zu können, den sie für einen „accomplished gentleman“ hielt und als ihren enthusiastischen Verehrer kannte. Die aristokratischen Kreise waren ihr, die man als eine Königin behandelte, freilich auch offen gestanden, bevor sie „Marquise“ geworden, doch mochte der Titel und die hohen Verbindungen ihres Bewerbers ihrem kindischen Sinne immerhin schmeicheln.

V.

Im Frühling 1872 kam Adalina, nach neunjähriger Abwesenheit, wieder nach Wien, zum ersten Mal in Begleitung ihres Gatten, und gastirte mit ihrer Gesellschaft im Theater an der Wien. Seitdem ist sie alljährlich wiedergekehrt, hat vor drei Jahren in dem neuerbauten Hause der „Römischen Oper“, in den beiden letzten Jahren im kaiserl. Hofoperntheater gesungen. Jedesmal erschien uns der oft gehörte Liebling wie eine holde Neuigkeit und brachte uns Kritiker in immer größere Verlegenheit, was sich noch Neues sagen ließe über diese in sich vollkommene Erscheinung. Diese längere zweite Periode ihrer Wirksamkeit, von 1872 bis 1877, läßt sich füglich in Einem Zusammenhang besprechen. Zu den Opern, die sie bereits früher hier gesungen, kommen neu hinzu: „Trovatore“ und „Rigoletto“ von Verdi, „Dinorah“ und die „Hugenotten“ von Meyerbeer, „Julia“ und „Margarethe“ von Gounod, „Sinda di Chamounix“ von Donizetti, die „Puritaner“ von Bellini, „Martha“ von Flotow, „Semiramide“ von Rossini*). Das Wiedersehen der Patti nach so vielen Jahren war ein künstlerisch sehr erfreuliches. Die Fuldigungen, welche sie seither in ganz Europa empfangen, vermochten sie nicht zu blenden, sie hat sich selbst nicht für eine unsehlbare „Diva“ gehalten, sondern an ihrer künstlerischen Vervollkommnung redlich gearbeitet. Der ganze Blütenzauber ihres Naturells war ihr treu geblieben, neben demselben reifte mittlerweile ihre Kunst zu prachtvoller Frucht. Mußten wir im Jahre 1863 die Enthusiasten noch davor warnen, für ein Phänomen an vollendeter Gesangskunst zu halten, was in seiner Totalität allerdings ein Phänomen war, — jetzt mußten wir die Patti als die größte Gesangskünstlerin anerkennen. Jener unwiderstehliche Reiz, welcher das erste Auftreten Adalinas so eigenthümlich umgeben hatte, ihre reine Freude am Singen und Darstellen, er war ihr mit den Jugendjahren nicht abhanden gekommen. Eine gottbegnadete Natur durch ihre Begabung, ist die Patti zugleich eine der glücklichsten durch ihre unversiegbare Freude an ihrem Beruf. Diese Eigenschaft geht nicht immer Hand in Hand mit dem Erfolge. Carlotta Patti ersehnt den Tag, an welchem sie nicht mehr zu singen nöthig haben wird. Ihrer Schwester Adalina ist Singen und Spielen Lebensbedürfniß, und solche leidenschaftliche Künstlernaturen gewinnen bald einen magnetischen Rapport zum Publikum. Wir fanden nun an der Patti nicht bloß

*) Viele Rollen ihres reichen Repertoires, in welchen die Patti in London und Petersburg glänzt, haben wir in Wien leider niemals von ihr gehört: die „Regimentsstochter“ und den „Liebestrank“ von Donizetti, den „Nordstern“ von Meyerbeer, „La gazza ladra“ und „Cenerentola“ von Rossini, die „Krondiamanten“ von Auber, „Aida“ von Verdi, „Figaros Hochzeit“ (Suzanna) von Mozart, „Il matrimonio segreto“ von Cimarosa u. A.

das musikalische Talent noch gewachsen, sondern auch das dramatische. Die Auffassung erschien vertieft, die Darstellung verfeinert, ihr immer aufmerksames stummes Spiel musterhaft. Eine so ausdrucksvolle, fein ausgemalte Darstellung, wie ihr stummer Abschied von Alfred (2. Akt der „Traviata“), war der Patti 1863 noch unerreichbar. Dabei hatte die Stimme selbst auffallend gewonnen; man freute sich der größeren Fülle und Schönheit der tiefen Töne, welche, neun Jahre früher noch unreif klingend, jetzt an die dunkle Tonfarbe einer Cremoneser Viola mahnen.

Von ihren neuen Rollen erreichte die Leonore in Verdi's „Trovatore“ beinahe die höchste Wirkung. Bewundernswürdig ist ihr Vortrag der beiden Arien, welche bekanntlich nach einem üppigen, ausdrucksvollen Andante in ein triviales Allegro übergehen. Die langsamen Sätze singt die Patti breit und ausdrucksvoll; in den Allegros hilft sie durch zweierlei über das Bedenkliche der Composition hinweg. Zuerst durch eine blendende Virtuosität, welche den Componisten in tiefen Schatten rückt. Man muß hier das silberhelle Schmettern dieser unfehlbaren Stimme gehört haben, welche mit den erstaunlichsten Schwierigkeiten spielt und die entlegensten Intonationen, die höchsten Noten mit einer Sicherheit anschlägt wie die Tasten eines Claviers. Sodann weiß sie durch die Art der musikalischen Phrasirung, durch Miene und Geberde das Gemeine dieser Allegro-Motive zu mildern und bis zu einem gewissen Grade zu adeln. Die meisten Sängerrinnen verbreiten mit ihrem „Ich lächle unter Thrä-ä-ä-ä-nen, der Tod ist mir die höchste Lust“ unbezwingliche Heiterkeit, weil sie eben in ihrer Tonbildung und Mimik nur die Farbe herausfordernder Lustigkeit für diese Melodien finden. Aber in solcher Situation, wie die Leonorens im 2. und vollends im 4. Akt lacht man nicht, wenn man eine dramatische Künstlerin ist, mag der Componist hingeschrieben haben, was er wolle. Es ist nicht Alles, aber doch viel, was an solcher Stelle ein Blick, eine Geberde vermag. Freilich läßt sich das nicht von jeder Sängerin eignen, so wenig wie das scharfgeschnittene, marmorblasse Antlitz mit den zwei schwarzen Flammen, die mit jedem Aufschwung der Melodie an Größe und Gluth zu wachsen scheinen. An diese Rolle reiht sich ebenbürtig die „Traviata“. Mir erscheint sie noch überzeugender und ansprechender, insofern nämlich die Rolle sammt der ganzen Oper an Natürlichkeit, Empfindung und musikalischem Reiz über dem „Trovatore“ steht. Ueber die Stilllosigkeit und Gewaltthätigkeit des „Trovatore“ hinaus bedeutet die „Traviata“ jedenfalls einen Fortschritt Verdi's, -sowie auch ihr Hertzkunst aus einem wirklichen, geschickt angelegten Theaterstück ihre dramatisch zum Vortheil geleiht. Personen und Handlung der „Traviata“ entwickeln sich vor unsern Augen, sind verständlich und erzwingen mehr oder minder unsere Theilnahme, während die Charaktere und Situationen im „Trovatore“ wie aus der Pistole geschossen, als brennendes Berg auf die Scene fliegen und obendrein die Vorhandlung so unverständlich ist, daß

selten ein Zuschauer dahinter kommt, welcher von den beiden jungen Herren das gestohlene und verbrannte, und welcher das nicht gestohlene und nicht verbrannte Kind sei. — Einen Fehler hat die Violetta der Patti, — einen Fehler, den wir lieber rühmen als tadeln möchten — sie ist keine „Traviata“, keine „Cameliendame“. Der prickelnde Haut-gout der Demi-monde, welchen Desirée Artôt, die geistreiche Französin, dieser Figur mit so viel Eleganz zu verleihen wußte, fehlt gänzlich bei der Patti. Wenn diese in der ersten Scene mit kindlicher Fröhlichkeit eintritt, so scheinen die Camilien an ihrer Brust sich in Lilien zu verwandeln. Ihr Vortrag der ersten Arie gleicht einem Blüthenregen, und im letzten Akt findet sie die rührendsten Töne. So verschiedenartige Schattirungen des Piano bis zum ersterbenden Pianissimo, wie in dieser Sterbescene, — so merkwürdige Uebergänge vom mezza voce zum Fortissimo wie in ihrem Duett mit Alfred haben wir nie zuvor gehört.

Was mich einzig und allein ein wenig störte in dieser Scene, ist das zwei bis drei Mal angebrachte Husten, womit die Patti, wie alle Sängerrinnen dieser Partie, die Lungen sucht glauben charakterisiren zu müssen. Es nützt absolut nichts, ihnen das Widersinnige und Unästhetische dieser „Müance“ zu erklären, und daß eine Lungenföchtige nicht zugleich mit voller Stimme singen könne; weshalb es denn hinreicht, Violetta als eine Todtfranke vorzustellen, ohne die Pathologie der bestimmten Krankheit. Die Patti folgte diesem Rath ein einziges Mal, während ihres ersten Gastspiels, gleich in der nächsten Vorstellung hustete sie wieder und thut es heute noch etwas stärker. Es hält eben sehr schwer, ihr irgend etwas einzureden, was nicht aus ihrem eigenen Kopf und Willen kommt.

Eine neue Rolle, mit der uns die Patti überraschte, war „Dinorah“, — vielleicht ihre vollendetste Leistung. Ich habe gelegentlich der Analyse dieser Meyerbeer'schen Spätfrucht in meiner „Modernen Oper“ auch die Darstellung der Titelrolle durch die Patti charakterisirt und kann mich darauf berufen. „Dinorah“ war mir immer widerwärtig gewesen, trotz ihrer feinen, geistreichen musikalischen Details, — fast so widerwärtig wie vordem die „Traviata“, die ich zum erstem Mal in sehr roher, schlechter Aufführung kennen gelernt. Ich gestehe, daß die Patti mir das Anhören, ja das wiederholte Anhören beider Opern zu einem recht vergnügten, ja so lange sie auf der Bühne ist, zu einem sehr genußreichen, gemacht hat. Es liegt in einer vollendeten Reproduction oft eine größere Macht, als man vorher selbst für möglich gehalten hätte.

Es folgten nun zuletzt zwei Rollen der Patti, die ich nicht in gleichem Maße rühmen kann, wie die genannten: Valentine in den „Hugenotten“ und Gretchen in Gounod's „Faust“. Adolina singt beide mit leidenschaftlicher Vorliebe, ohne sich dabei der Grenzen ihres dramatischen Talents und der widerstrebenden Eigenthümlichkeiten ihrer Individualität klar bewußt zu sein. Einen Uebergang zu diesen beiden tragischen Rollen

bildet schon die Julia in Gounods „Romeo und Julia“. Aber in dieser Rolle bringt sie im ersten Akt ein so vollendetes Meisterstück und noch im zweiten so viel des Anmuthigen und Schönen, daß man dann die nicht ausreichende Tiefe und Leidenschaftlichkeit in der zweiten Hälfte der Oper leichter hinzunehmen geneigt ist. Als Julia hat die Patti für's erste, was den meisten Darstellerinnen dieser anspruchsvollen Partie fehlt: die Glaubwürdigkeit der äußeren Erscheinung. Und nun ihr Gesang! Ihr Vortrag der Walzer-Arie im ersten Akt ist für sich ein kleines Wunder: vollendete Gesangkunst, gepaart mit dem reinsten Geschmack und der lieblichsten Natürlichkeit. Die Patti singt das Stück, welches fast alle Sängerrinnen einen Ton tiefer transponiren, in der Originaltonart G-dur; die Leichtigkeit, mit der ihre helle Silberstimme die hohe Lage beherrscht und die immer wiederkehrenden a, h, c anschlägt, erfreut und erfrischt wie ein fröhlicher Morgen. Immer streng im Takte, gestaltet sie doch innerhalb desselben den Rhythmus mit individueller Freiheit, nichts wird geschleppt, noch gejagt und doch Alles bis in die leisesten Tonschwingungen belebt. Mit wie feinem musikalischen Gefühl bringt sie gleich anfangs die drei Mal wiederholten Vorschläge des Themas, nicht scharf und geschneilt, sondern als ruhig-bewegten Hauch — und später die auf- und niedersteigende chromatische Scala, nicht etwa als gesungenen Sturmwind, sondern mit unvergleichlicher Ruhe und Reinheit jede Tonstufe wie in Marmor meißelnd! Ein ebenbürtiges Seitenstück zu ihrem Schattenwalzer in „Dinorah“; hier wie dort die schärfste Bestimmtheit der Zeichnung und darüber der lieblichste Duft und Farbenschmelz ausgegossen. Von beiden Tanzweisen weiß sie jeden trivialen Reiz zu tilgen und erhebt zu reiner Schönheit, was sonst im besten Fall ein gelungenes Bravourkunststück bleibt. — Ein anderes Seitenstück dazu ist der Walzer von Benzano, den die Patti in Donizetti's „Linda“ einlegt, in welchem sie einen Triller von siebzehn Takten in Einem Athem singt, lächelnd, als wäre es Kinderspiel! Ein viertes Pendant endlich die im Walzertempo gehaltene Arie der Mireille in Gounods gleichnamiger (in Wien sanft durchgefallener) Oper. Die blißschnellen hohen Staccatos, die sie am Schluß, vollkommen im Strom des Rhythmus, einfügt, bezeichnen den Gipfel absoluter Gesangsvirtuosität.

Als reine Gesangsleistung ist auch die Valentine (in den „Fugenotten“) vollendet, ist es doch immer die Patti, welche singt. Aber eine gewisse Anstrengung, ihrer Stimme die höchste Kraft abzugewinnen, ein Ueber-eifer in dem Streben nach äußerster Energie des dramatischen Ausdrucks beeinträchtigt hier gerade den eigenthümlichen Reiz dieser Sängerin. Die Patti ist eine vorwiegend musikalische Natur, die Schauspielerin, obwohl alle italienischen Rivalinnen überragend, steht in zweiter Linie. Es fehlt zwar ihren Rollen niemals das dramatische Leben und die Charakteristik; dieser gestattet sie aber keinen Schritt über die Grenzen des musikalischen

Wohllauts hinaus. Letzterer ist mehr oder minder immer geopfert, wo der „dramatische Ausdruck“ überspannt wird. Unsere berühmten deutschen Sängerinnen (wie die Stehle, Mallinger) und die unberühmten alle wissen das ebenso gut, kehren aber trotzdem das Verhältniß um und opfern willig musikalische Form und Schönheit der zugespitzten „dramatischen“ Charakteristik. — Die Patti ist ferner die ideale Verkörperung der italienischen Musik, nicht die der französischen oder deutschen, deren oft verschwimmende, dämmernde Gestaltungen nicht immer die Tageshelle und Klarheit des italienischen Himmels vertragen. In der Valentine herrscht das Hochdramatische, das Starke und Gewaltfame mit jener Schärfe vor, welche die französische Große Oper charakterisirt. Gerade den höchsten, eigenthümlichsten Vorzügen der Patti eröffnet die Valentine keinen Spielraum, weit mehr würde dies die Rolle der Königin thun. Sachen, die nur sie oder die Niemand so vollendet machen könnte wie sie, kommen in der Valentine nicht vor. Hingegen fordert die Rolle von der Sängerin eine Reihe von Effecten, die geradezu auf die Wucht der Stimme, auf anhaltend starke und breite Tonbildung gestellt sind. Um diese Effecte zu erreichen, muß die Patti ihre ganze Kraft ausbieten. Die Energie, mit welcher sie solche Hindernisse besiegt, verdient Bewunderung; aber während wir diese Bewunderung durch lauten Applaus manifestiren, suchen wir damit zugleich ein Bedauern in uns zu überlärmern, daß diese süße Stimme und diese holde Kunst ohne Noth derlei Gefahren aufsuche. Nicht bloß der stimmliche Kraftauswand, auch die bis zum Zerreißen angespannte dramatische Leidenschaft der Rolle widerstrebt der harmonischen Natur der Patti. Zwar spielt sie die Rolle mit großer Lebendigkeit und charakteristischem Detail, aber gerade die Anstrengung, sich in Ton und Mimik unausgesetzt auf dem schwindelndsten Höhenpunkt der Leidenschaft zu erhalten, läßt argwöhnen, es sei dieser übermäßige Seelensturm mehr empfunden, als wahrhaft erlebt und gefühlt. Die einzelnen rührenden, schmerzlich-bewegten Scenen in der Traviata, Linda, Dinorah sind doch etwas anderes. Diese Charaktere gehen von Lust zu Leid über, Violetta sogar zum Sterben; dem tragischen Heroismus jedoch, dem unausgesetzten Kampf der Valentine, stehen jene duldbenden Charaktere fern. „La Traviata“ verhält sich zu den „Eugenotten“ wie ein Conversationsstück zur historischen Tragödie. Die Kunst der Patti weiß auch letzterer nahe zu kommen, aber die Natur hat sie nicht dafür geschaffen. Adelina Patti, die noch vor wenigen Jahren sich auf die opera buffa und semi-seria beschränkte, hat energisch die Grenzen ihrer Kunst erweitert und ist darob zu loben, wie jeder Künstler, der nicht stille steht, dessen Streben nicht in der Bequemlichkeit des Besizes und den Wogen des Erfolgs erlischt. Trotzdem werden wir die Patti jederzeit im Unmuthigen, das ja den Ernst und die Empfindung nicht ausschließt, zuhächst stellen.

Auch das Gretchen der Patti befriedigt weniger als ihre anderen

Rollen. Gefungen war Alles wunderbar schön, der schlichte Vortrag des „König von Thule“, der glänzende der „Schmuckarie“ von Niemandem zu übertreffen. Aber es stand immer die Patti vor uns, nicht das Gretchen. Es wäre kurzfristig, dies der Künstlerin schlechtweg zur Last zu legen und etwa als eine Lücke ihrer Kunst auffassen zu wollen, was im natürlichen Zusammenhang mit ihrer Persönlichkeit und ihrer nationalen Empfindungsweise steht. Die schwarzen Haare meine ich nicht, da wäre ja mit einer blonden Perrücke allem Uebel abgeholfen; allein die scharfgeschnittenen Züge der Patti arbeiten fast immer in einer leidenschaftlichen Bewegung, welche dem Bilde unseres deutschen Gretchens widerspricht. Schon bei dem geringsten Ausdruck von Schmerz bekommt ihr Gesicht etwas Festiges, Aufgeregtes, bei gesteigerter Leidenschaft fast etwas Wildes. Die weitgeöffneten glühenden Augen, das lauernd vorgebeugte Haupt, die leicht herabgezogenen Mundwinkel, — ein vollkommenes Bild südllich aufflammender Leidenschaft, — aber der Gegensatz zu dem stillen, tiefen Gemüthsleben Gretchens. Der Ausdruck ruhiger, seelenvoller Innigkeit und halb verschlossener Empfindung ist ihr nicht gegeben. Wie in der italienischen Musik, so dringt bei ihr jede Erregung gleich auf die Oberfläche, wird plastisch und taghell. Auch darin gleicht sie, die ächte Italienerin, der Musik ihrer Heimath, daß beide das einfach Mührende nur selten und ausnahmsweise bringen. Kein Zweifel, daß die Valentine der Lucca, das Gretchen der Nielsen diese Leistungen der Patti übertreffen, weil da nicht bloß die Kunst, sondern zugleich die ganze Individualität der Sängerinnen mit dem dargestellten Charakter zusammensallen. In allen anderen Aufgaben, welche diese Grenze nicht berühren, bleibt uns die Patti ein unerreichbares Muster und eine un-nachahmliche Natur.

VI.

Im Jahre 1877 kam die Patti, wie im Vorjahre, Anfangs März — unmittelbar nach ihrem Petersburger Gastspiel — nach Wien. Aber diesmal ohne den Marquis. Es war in Petersburg zwischen Beiden zu heftigen Austritten gekommen, die ihren letzten Anlaß in de Caux' Eifersucht gegen den Tenoristen N. hatten. Der Marquis verließ (wie es heißt auf höheren Wink) schleunigst das russische Reich. Seine Gattin beendete ihr Gastspiel, fuhr hierauf in Einem Zug nach Paris und suchte dort die gerichtliche Scheidung von dem Marquis an. Der Scheidungsproceß, welcher längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte, wird seinerzeit die Schuld des einen oder des andern Theiles klarstellen. Adolina Patti lebte diesmal in Wien in strengster Zurückgezogenheit, um keinerlei Nachreden zu wecken, empfing außer zwei bis drei ihrer ältesten Bekannten keine Besuche und machte keine. Sie zeigte sich weder im Theater noch an irgend einem öffentlichen Orte. Als eine der größten Selbstverleugnungen empfand sie

es, sich die Vorstellung der „Walküre“ versagen zu müssen, denn sie ist neuester Zeit — Wagnerianerin geworden. Die Elfa im „Lohengrin“ wollte sie in London singen, aber de Caug untersagte es ihr aus Haß gegen den deutschen Componisten, der den König von Bayern und den Kaiser Wilhelm musikalisch gefeiert hat. Auf der Bühne unverändert heiter und rührig, fand sie jetzt daheim den alten Frohsinn nicht wieder; wie zwischen zwei trüben Schatten stand sie nachdenklich zwischen den letzten schlimmen Erlebnissen und einer ungewissen Zukunft. Unser Publikum ließ sie das Odium nicht empfinden, das eheliche Bertwürfnisse stets auf die Frau werfen; es ignorierte taktvoll die „Marquise“ und feierte aus vollem Herzen und aus vollen Kehlen Adelina Patti.

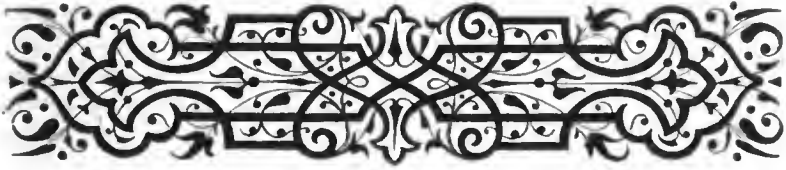
Wenn ich für mein Thema einen ungebührlich großen Raum in Anspruch genommen, so geschah dies, weil ich in der Patti die mit den schönsten Stimmmitteln und größtem musikalischen Talent begabte Repräsentantin vollendeter Gesangkunst erblicke. Und diese Kunst hoch zu halten, sie an Mustern wie die Patti zu studiren, dazu haben wir in Deutschland ganz besondere Ursache. An allgemeiner Bildung dürften unsere deutschen Sänger den italienischen größtentheils überlegen sein, in der für den Künstler unentbehrlichsten, der technischen, stehen sie weit hinter ihnen zurück. Die italienischen Sänger treiben das Singen als eine Kunst, eine schwierige, ernste Kunst, die erlernt sein will; die deutschen begnügen sich meist mit der Stimme, dem Talent, der Routine und einer vornehmen Abneigung gegen Gesangstudien. Den letzten Rest von schönem Gesang in Deutschland werden Wagners „Nibelungen“ vernichten. In Wien kann man fast alljährlich die deutschen und die italienischen Opernvorstellungen vergleichen. Die meisten unserer italienischen Gäste glänzen durch vollendete Bildung des Materials bei keineswegs imposanten Stimmen; unsere deutschen Mitglieder durch kraftvolle Stimmen, die aber ob ihrer mangelhaften Technik nicht die Hälfte der Wirkung erreichen, welche sie bei gleicher Pflege und Ausdauer erreichen könnten. Bei den Italienern größte Sicherheit und Gleichmäßigkeit die ganze Rolle hindurch, bei den Deutschen ein ungleicher Wechsel glänzender und mittelmäßiger Momente, Beides mit einem leichten Anflug von Zufälligkeit. Dort bejahrte Tenoristen, deren Stimme durch sorgfame Pflege den schönsten Wohlklang bewahrt hat, hier junge Sänger mit vorzeitig brüchigem, unsicherem Organ. Bei Franzosen und Italienern Alles geübt, in sich fertig und wirksam, bei den Deutschen das Meiste in kühnem Sichhineinstürzen bald erreicht, bald verfehlt. Technische Vernachlässigung ist übrigens ein Charakterzug, der analog auch in anderen Gebieten deutscher Kunst sich äußert und manchmal unsere genialsten Erfinder und Denker weit hinter dem Einfluß zurückbleiben läßt, welcher ihren Ideen gebührt und den ihre französischen, italienischen, englischen Collegen gerade durch technische Meisterschaft so oft erringen. Unter den gefeierten deutschen Malern soll es welche

geben, die nicht eine Hand correct zeichnen können. „Es gibt Maler und Malenköner,“ pflegte manchmal der geniale Schwind in seinem Sarkasmus zu sagen, „ich bin Maler.“ Ich denke, man sollte beides sein. In der Oper gibt es Sänger und Singenköner, — letztere sind selten Deutsche. Jeder angehende oder fertige Sänger sollte die Tonbildung, das Portamento, die Scalen, den Vortrag der Patti studiren bis in den kleinsten Nardent. Vollkommneres wird ihm Niemand zeigen. Auch wie man durch Schonung eine Stimme lang erhalten kann, zeigt uns die Patti. Freilich kommt ihr eine seltene Gunst der Natur zu Hülfe; diese ewige Jugend grenzt an's Wunderbare. Der krystallhelle Klang der Stimme, die jugendliche Erscheinung, die Leichtigkeit wie die Ausdauer sind ihr unverfehrt geblieben von der Zeit. Höher als dies Alles steht jedoch ihr unvergleichlicher musikalischer Schönheitsfinn. Nicht immer und überall, wo wir Virtuosität antreffen, erblickt diese aus einer eminent musikalischen Natur, und der Virtuose, der länger als ein Decennium von Triumph zu Triumph eilt, küßt in der Regel die Einfalt der musikalischen und dramatischen Empfindung ein. Er wird raffinirt, gekünstelt und trachtet durch gesuchte Effecte, überscharften Accent und gehäuften Schmuck die verlorene Unschuld des Schönen zu ersetzen. Wie oft haben wir diese Verzerrung an den glänzendsten Bühnentalenten erlebt, deren „Reisen um die Welt in 80 Tagen“ sie um den stillen künstlerischen Erwerb von Jahren brachten! Bei Adelina Patti keine Spur eines solchen Einflusses. Wer hat sie je auf einem unmotivirten Effect betreten? Wer hat sie, auch im höchsten Affect, die weiße Linie des Musikalisch-Schönen überschreiten sehen? Sie singt immer rein, immer im Takt, sie respectirt die Note des Componisten, sie tremolirt weder, noch vermischt oder outrirt sie auch nur einen Ton. Das fast verloren gegangene Geheimniß guter italienischer Sänger: den Ton weit und stark auszuschießen, ohne zu schreien, sie besitzt es vollständig. Ebenso hat sie ihrem Spiele die volle Einfachheit einer liebenswürdigen Natur bewahrt; die Uebersättigung an hundert Mal gesungenen Rollen vermochte niemals sie dem falschen Geist des Geistreichen und Neuen um jeden Preis in die Arme zu treiben.

Sollte Adelina Patti ihrem Vorsatz getreu und künftig den europäischen Bühnen ferne bleiben, so hätten Freunde ächter Gesangskunst allen Grund zu trauern. Bei der Armuth des italienischen Opernrepertoires ist es sehr fraglich, ob dann überhaupt für die nächste Zeit eine italienische Saison in Wien möglich sei. In vieljähriger musikalisch-kritischer Thätigkeit habe ich in Wien durch welsche Opernmusik eine Welt von Langeweile ausgestanden und sie zu Zeiten, wo die Pflege und das Interesse an deutscher Musik darunter litten, oft in ihr Citronenland zurückgewünscht. Heute stehen die Dinge etwas anders. Auf allen deutschen Bühnen bereitet sich die Herrschaft der reitenden Walfüren, der singenden Lindwürmer, des „Wagalaweia“ und „Hoiotohoh“ vor. Unsere Sänger haben für ein paar

Jahre zu thun mit dem Studium der vier Nibelungen=Opern, und — mögen sie alles mögliche Neue dabei profitiren — Eines werden sie sicherlich verlernen: was Singen heißt. Unter solchen Verhältnissen müßte man bedauern, wenn nicht wenigstens in Einer deutschen Großstadt (Wien) zeitweilig eine vorzügliche italienische Sängergesellschaft an die verloren gehende Kunst schönen Gesanges erinnern würde. Wohlgermerkt, eine vorzügliche Gesellschaft, mit einer Gesangskünstlerin wie die Patti an der Spitze. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal Italien das Conservatorium des lieben Gottes genannt. In diesem Conservatorium hat Adolina Patti ohne Frage den ersten Preis davongetragen.





Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Von

Georg Gerland.

— Straßburg. —

Das Gesetz der Vererbung ist eines der wichtigsten Naturgesetze, welches uns die moderne Wissenschaft als solches erkennen ließ: es herrscht völlig ausnahmslos durch die gesammte organische Natur. Nichts erscheint vergänglicher und flüchtiger als die Welt der Organismen in ihrem beständigen, unerbittlichen Wechsel der Individuen; dennoch aber ist sie durch die stetige Wiederholung gleich geformter Generationen viel unwaandelbarer als das anorganische Gebiet mit seiner niemals unterbrochenen chemischen und mechanischen Arbeit, welche das Alte nur zerstört, niemals erneut. Diese „Dauer im Wechsel“ verdankt die lebende Welt eben dem Gesetz, von welchem wir reden wollen, der Vererbung, welche nichts anderes ist, als das Gesetz der Erhaltung der Kraft, angewendet auf das Grundprincip der organischen Natur und ihrer Specificirungen, der einzelnen Individuen. Ja auch die allmähliche Umänderung dieser Natur beruht auf demselben Gesetz. Denn indem die Vererbung alle Eigenschaften einer organischen Reihe zu erhalten strebt, mögen dieselben nun ihr ursprünglich angehören oder erst „spontan“, d. h. durch spätere unbekanntere Einflüsse entstanden sein: so kann sie diejenigen zwar nicht bewahren, welche einer stärkeren Gegengewirkung veränderter äußerer Einflüsse erliegen, wohl aber läßt sie, gerade in Folge dieser Verluste, bisher Unbeachtetes, Unentwickeltes stärker hervortreten und sich entsalten und hält zugleich das, was die neuen Einflüsse Neues bringen, für die Zukunft fest. Da sie nun ferner durch den fortwährenden Wechsel der Individuen nicht ununterbrochen wie ein gleichmäßiger Druck, sondern in stets erneuten Ausfällen wie ein rhythmisch wiederfallender Hammer wirkt, wobei zu beachten, daß jedes Individuum möglichst viel Kraft aus der

umgebenden Welt in sich summirt: so ist zugleich mit ihr, neben jenen Verlusten, auch eine Verstärkung gegeben, durch welche bisher Unbedeutendes allmählich höchst bedeutend werden und mächtig in den Vordergrund treten kann. Zugleich zeigt sich hier, *welch'* ungeheure Bedeutung die individuelle Vergänglichkeit des organischen Lebens hat: nur durch diese war und ist eine Weiterentwicklung zu Höherem möglich.

Aus dem Gesagten folgt aber schon, daß das Gesetz der Vererbung nicht nur auf leiblichem Gebiete, daß es ebenso im Reiche des Geistes gilt; denn beides ist untrennbar. Da indeß die Erscheinungen, welche wir psychische nennen, so viel complicirter sind als die rein physischen, so ist es natürlich, daß die psychische Vererbung minder starr ist oder wenigstens minder starr erscheint, als die, welche die physische Welt beherrscht. Je entwickelter sich daher das geistige Leben zeigt, desto minder greifbar tritt die Erblichkeit hervor, desto leichter beschränkt sie sich auf diesen oder jenen hervorstechenden Zug. Und so tritt gerade auf psychischem Gebiete folgendes Gesetz an's Licht, welches zwar aller und jeder Vererbung eigenthümlich, hier aber besonders klar nachweislich ist: die Stärke der Erblichkeit steht im umgekehrten Verhältniß zur Entwicklung der betreffenden Organismen. Die einfachsten zeigen, beim heutigen Stand der Dinge, in den verschiedenen Generationen gar keine Abweichung von einander; die individuellen Verschiedenheiten mehren sich mit der größeren Complicirtheit der Wesen, wie sich dies namentlich durch das gesammte Thierreich zeigt; beim cultivirten Menschen verlegt die Vererbung ihre Hauptwirksamkeit vom physischen auf das psychische Gebiet. Dabei wiederholt die Menschheit in sich denselben Entwicklungsgang, wie er durch die gesammte organische Welt gilt: je reicher, je vielseitiger die Cultur entfaltet ist, desto mehr ist die Kraft der Erblichkeit abgeschwächt oder doch specialisirt, d. h. beschränkt; sie steht im umgekehrten Verhältniß zu der geschichtlichen Bedeutung eines Volkes. Daher finden wir bei allen einfachen, unentwickelten Menschen die Erblichkeit viel mehr das Ganze beherrschend, daher sind Bauern einerseits und die Individuen eines Naturvolkes andererseits unter einander und ihren Vor- und Nachfahren sehr viel gleicher, als die Menschen und Völker der cultivirten Welt.

In dieser letzteren das Gesetz der Vererbung als geltend nachzuweisen, hat die Wissenschaft lange Zeiten gebraucht: erst im letzten Jahrzehnt hat man auch hier wenigstens die Erscheinung dieses Gesetzes (weiter ist man noch nicht, man sage was man wolle) ausgiebig ausgedeckt. Allein praktisch kannte und benutzte man dasselbe schon lange und der Volksmund, der wie der Kindermund „unbewußter Weisheit froh“ ist, hat schon in den frühesten Zeiten und bei sehr vielen, wenn nicht allen Völkern Sätze ausgesprochen, wie den deutschen, daß der Apfel nicht weit vom Stamm falle, oder den griechischen, daß der Rabe stets wieder ein Rabenei lege, oder den neuseeländischen, daß man den Geist der Väter nicht verlieren könne.

Aber nicht nur als einzelnes Aperçü, in kurzen Sprüchen, man hat die wunderbare Erscheinung auch viel tiefer, viel bedeutamer gefaßt. Sinnlich lebhaft Menschen, auch wenn sie noch so hoch cultivirt sind, kleiden gern ihre Gedanken bildlich ein, stützen gern das schwierige Combiniren von möglichst unsinnlichen Vorstellungen, das abstracte Denken, durch den festen Halt einer sicheren Anschauung. Die Menschen der ältesten Culturepochen waren alle noch ganz von ihren Sinnesthätigkeiten abhängig, völlig abstractes Denken war ihnen noch völlig unmöglich, sie dachten also in Bildern und die von ihnen geschaffenen und bewahrten Bilder enthüllen uns ihre Gedanken. Diese Bilder-Gedanken sind sehr verschiedenartig, oft ganz phantastisch, oft nur rohe Erklärungen rein natürlicher Dinge, oft aber auch schlagende Darstellungen einer tiefempfundenen, sei es intellectuellen, sei es ethischen Wahrheit. Wir besitzen solche älteste Gedankenreihen der Völker in ihren Mythen und Sagen, an welchen lange Generationen umarbeitend gestaltet haben, bis dann endlich in den Culturländern die bewußt und zweckvoll handelnden Dichter sie überkommen, auswählen, zusammensetzen, vertiefen, ergänzen und so das vielfach nur Ange deutete, nur ungenügend Durchgeführte vollständig herausarbeiten und zu großem ethischem Zusammenhang nach seiner wahren innersten Bedeutung entfalten. So kommen die großen Sagenkreise des Alterthums, aber auch anderer Zeiten, zu Stande, so kommen sie erst zu ihrer vollen, bis dahin noch latenten Kraft.

Viele der griechischen Mythen- und Sagenkreise nun stellen auch das Gesetz der Vererbung, seine Art und seine Folgen in symbolischer Weise dar: es sind das die Erzählungen, in welchen eine Schuld und in Folge der letzteren ein Fluch durch ein ganzes Geschlecht hindurcherbt, ein ganzes Geschlecht also einem unerbittlichen, grausamen Schicksal zu erliegen scheint. Oft hat man von dem blinden Fatum der Alten gesprochen, welches wol auch Unschuldige strafe, da es denn ganz ungerecht wäre; ein solches Schicksal aber, das, wie Jeder zugeben wird, ebenso irreligiös wie unsittlich und so unpoetisch wie möglich ist, findet sich bei keinem Volke und am allerwenigsten bei den Griechen. Ueberall waltet in den Mythen der verschiedensten Völker die Idee der völligsten Gerechtigkeit, die Götter quälen nur, wo sie rächend strafen müssen und kein Mensch leidet durch Zufall oder gar aus Willkür, aus Bosheit der himmlischen Mächte. Nur ist freilich das, was strafwürdig am Menschen ist, was also die zürnende Gerechtigkeit der Götter heraufordert, bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei den Kamtschadalen galt es, nach Steller, für Sünde, Schnee auf der Straße vom Schuh zu tragen oder die Kohle, an welcher man den Tabak anzünden will, mit einem Messer zu spießen, anstatt sie in die Hand zu nehmen, während die nichtswürdigsten Ausschweifungen nichts zu befahren hatten; im alten Tahiti war es ein schwerer Frevel gegen die Götter, wenn ein Fürst mit eigenen Händen aß, anstatt sich füttern zu lassen, oder wenn man irgend etwas von Speise auf den Kopf

legte; aber ganz erlaubt, in manchen Fällen sogar heilige Pflicht war es, seine Kinder zu tödten. Diese letzteren direct abzuthun, war schwere Sünde; sie dagegen lebendig zu begraben, oder ihnen von unten her die Glieder zu brechen, war ganz in der Ordnung. So abgesehen, so abscheulich uns dies erscheint, jenen Völkern galt es als Recht, als Gerechtigkeit also Jorn und Strafe über Frevel gegen diese Satzungen: deckt man aber, wie man vielfach kann, die Ursachen dieser letzteren auf, so findet man auch den scheinbar verrücktesten stets einen ethischen Zug zu Grunde liegend, und umgekehrt werden Leiden, welche den Menschen scheinbar zufällig treffen, Krankheit, Unglücksfälle, bei allen mir bekannten Völkern als Strafe für irgend einen unbekanntem Frevel gegen die Götter aufgefaßt. Ist es doch auch ebenso begreiflich wie natürlich, daß man nirgends an ein blindes Fatum glaubt: denn je roher ein Volk ist, um so mehr schätzt und liebt es sich selber und das Bedürfniß, Sinn und Zusammenhang in die zufälligen Ereignisse des Lebens zu bringen, beherrscht die unentwickeltesten Völker eben so sehr, als die höchst entwickelten. Auch bei den Griechen gibt es ein solches Fatum nicht und was so aussieht, ist nur das Symbol für die unerbittlichen Wirkungen jener allmächtigen Naturgewalt der Vererbung, die Erblichkeit des Fluches nur die Darstellung des forterbenden gleichen Temperaments, aus welchem die Schuld erwächst: wie ja auch Jehova die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied heimsuchen will. Das ist freilich fatal und fatalistisch genug und nirgends sieht man deutlicher die Wahrheit des berühmten Wortes, daß Kinder nicht vorsichtig genug in der Wahl ihrer Eltern sein können. Aber dennoch ist der cultivirte, der sittliche Mensch, wie die griechische Sage in Uebereinstimmung mit der Natur überall deutlich hervortreten läßt, nicht machtlos jenem Gesetz unterworfen; es bleibt ihm stets so viel Kraftüberschuß, daß er sich loswinden kann; und stets wird er gewarnt, sei es durch ein Götterwort, sei es durch einen Fluch. Diese Flüche, diese Orakel, welche wie böse Dämonen den Betroffenen zur Seite stehen, stellen nur die vorweggenommenen Folgen bestimmter Handlungsweisen und Charakterzüge warnend dar, sie binden und zwingen nur, wenn der Mensch trotz der Warnung seinen Willen seiner Leidenschaft unterordnet; weit entfernt, daß sie den Menschen unfrei machen, zeigen sie vielmehr, daß die Götter liebevoll auch den Freveler noch warnen, sind sie vielmehr ein Ausfluß der reinsten Religiosität, der schönsten Sittlichkeit.

So in der Oedipusfrage. Beim ersten Ahnherrn wie beim spätesten Enkel des Labdakidengeschlechtes zeigt sich ein Charakterzug, den wir am besten mit dem Worte Ruchlosigkeit bezeichnen, wenn wir dies Wort im altdeutschen Sinne nehmen dürfen: es ist eine Gesinnung gemeint, welche in leidenschaftlicher Selbstüberhebung nichts Höheres über sich, nichts Einschränkungendes oder auch nur Gleichberechtigtes neben sich erkennen mag. Labdakos lehnte sich nach Apollodor wie Pentheus gegen die Götter auf

und starb gewaltsam wie jener; Laios verging sich im Uebermuth der Leidenschaft so schwer gegen den schönen Sohn des Pelops, daß ihn Apollo oder vielmehr Zeus selber mit dem Fluche belegte, er werde, wenn er einen Sohn erzeuge, durch des eigenen Sohnes Hände sterben, wie er selber dem Pelops durch den Sohn das schwerste Leid zugefügt hatte. Laios beachtet eine Zeit lang den furchtbaren Spruch, den er völlig nur als Warnung auffaßt; dann aber, im wüsten Rausche, zeugt er einen Sohn, und um den Schaden wieder gut zu machen, setzt er ihn, mit durchbohrten Knöcheln, auf dem Berge aus. Daß er so durch menschliche Macht den unabänderlichen Willen der Götter kreuzen wollte, war ein neuer Frevel, nicht die grausame Behandlung des Kindes, die ihm nirgends zur Schuld gerechnet wird. Denn nach dieser Seite hin war die Ethik der Griechen so pervers wie die aller rohen Völker der Erde: Kinder zu tödten galt überall für erlaubt, aber, weil man die Seelen der Kinder ganz besonders fürchtete, denn sie waren bei den Göttern besonders beliebt und hatten besondere Macht, wie auch alle neugeborenen Kinder für heilig galten, so tödtete man die Neugeborenen nie direct, man gab sie nur den Göttern zurück, indem man sie lebendig begrub, aussetzte, den Götterbildern auf die Arme legte, wie beim Molochdienst, oder die Seele durch Zerhacken der Füße und Beine indirect zwang, ihren irdischen Wohnsitz zu verlassen. Gerade hierin zeigt die griechische Sage eine merkwürdige Uebereinstimmung mit jener tahitischen Schœuflichkeit: die Knöchel wurden dem Kinde gewiß nicht durchbohrt, um es geh-unfähig zu machen; war es doch eben erst geboren! — Gott aber und die Götter lassen sich nicht spotten; der Knabe bleibt am Leben, und nun ruht auf ihm der Fluch, er werde den Vater tödten, die Mutter freien. Der allsehende Gott gibt dem Herangewachsenen auf sein eigenes Anfragen die furchtbare Warnung, — und was thut nun Oedipus, des Laios Sohn, des Labdakos Enkel? Den ersten Menschen, der ihm begegnet, schlägt er todt, wegen ganz geringfügiger Ursache, mit allen seinen Begleitern, das erste Weib, das er antrifft, heirathet er, er, der doch, wenn er des Gottes Wort wirklich scheute, vor jedem Mord und jeder Heirath sich auf's Aengstlichste hüten mußte. Und er glaubt dem Orakel, er fürchtet der Götter Wort: aber leidenschaftlich erregt, verfällt er stets der angeerbten Ruchlosigkeit, und durch sie zieht er sich bei Sophokles vor unseren Augen das furchtbare Netz über dem Kopf zusammen, dem er erliegt. Auch in seiner Selbstbestrafung zeigt er die gleiche Maßlosigkeit und zeigt sie weiter bis an sein Lebensende: unverföhnlich schleudert er gegen beide Söhne die schwersten Flüche, nach einigen Darstellungen wegen ganz zufälliger Dinge, nach Sophokles, weil sie seiner Verbannung sich nicht widersetzten; unverföhnlich bleibt er, aus gleichem Grunde, selbst gegen sein Vaterland. Gewaltig, erhaben ist dieser Mann; aber stets ist er bei seinen Handlungen in Schuld befangen, in der gleichen Schuld wie sein Vater. Ebenso wiederum seine Söhne:

sie gehen durch dieselbe Ruchlosigkeit zu Grunde, beide durch des Vaters Fluch gewarnt, beide demnach, auch bei Aeschylos, schwer frevelnd, und nicht minder ist Antigone in ihrer rücksichtslosen Thatkraft, in ihrem leidenschaftlichen Aufbäumen gegen die Staatsgewalt, in Gutem und Bösem die ächte Tochter des Oedipus. Nicht durch den Fluch, nicht durch das Fatum geht das Geschlecht zu Grunde: es erliegt dem Erbfehler der Ruchlosigkeit, wie er stets von Neuem aus dem gleichen ungebändigtem Temperament hervorbricht.

Ebenso das Geschlecht des Götterverächters Tantalus, dessen Frevel seine Tochter Niobe und sein Sohn Pelops fortsetzen, letzterer durch schändlichen Verrath an seinem Schwäher Demomaos und durch noch schändlicheren Undank an Myrtilos, dem Stifter seines Glückes, den er ermordet, um ihm den verheißenen Lohn nicht zu geben. Atreus und Thyestes, des Pelops Söhne, wiederholen die Ruchlosigkeit ihrer Ahnherren: Thyestes will den Atreus der Herrschaft berauben, dieser schlachtet den Sohn des Thyestes und setzt dem Bruder die grauenvolle Speise vor: der Streit zwischen beiden ist erregt durch Hermes, zur Sühne des gemordeten Myrtilos, seines Sohnes. Thyestes flucht dem Bruder und seinem Geschlecht: sein Sohn Aegisthos entehrt und tödtet den Agamemnon, der seinerseits gleichfalls nicht schuldlos ist: wie Niobe überhebt er sich in Aulis gegen die Götter, wie Tantalus opfert er sein eigen Kind. Den Aegisth und die leibliche Mutter mordet Orest, welcher endlich vom Fluche dieser neuen Unthat durch lange Reue und mit der Götter Hülfe befreit wird. Ein Weib bildet wieder den Schluß der Kette: die herbe, leidenschaftliche Elektra ist bei Sophokles und noch mehr bei Goethe in seiner Iphigenie in Delphi die würdige Enkelin solcher Ahnen, bis dann endlich alle diese Verwirrungen durch die hohe Reinheit Iphigeniens gelöst werden, welche von ihren Vätern nur die Erhabenheit und Größe, nicht die Ruchlosigkeit geerbt hat. Bei diesem Geschlecht aber geht mit der geistigen Vererbung zugleich auch eine leibliche, merkwürdigerweise und für uns bezeichnend genug, Hand in Hand: Pelops hatte eine Schulter von Elfenbein und in Folge davon „alle Pelopiden als erbliches Abzeichen ihres Geschlechtes ein weißes Mal auf der Schulter“.

Sind wir durch Iphigeniens Doppelstellung in die neue Literatur versetzt, so haben wir in einem der größten Meisterwerke der deutschen Bühne jene poetische Verklärung der Vererbung ebensfalls, in der Braut von Messina. Auch hier ist, was dem leidenschaftlich verblendeten Sinn der Handelnden als Fluch, als unabwendbares Geschick vorkommt, nichts als die Folge der gleichen Ruchlosigkeit dreier Generationen. Den Ahnherrn sehen wir nur düster im Hintergrund; daß er aber, der Greis, die jugendliche Isabella sich vermählen will; daß er dann nach Vereitelung dieses Planes durch den Sohn auf den letzteren sowol wie auf die Geliebte „graunvoller Flüche schrecklichen Samen“ ausschüttet, das malt ihn zur

Genüge. Sein Sohn entreißt ihm die Braut; er zwingt den Haß der eigenen Söhne gewaltsam nieder, ohne sich weiter um dieselben zu kümmern; er will seine Tochter tödten lassen. Nicht anders Isabella, deren ruchlose Selbstüberhebung und maßlose Leidenschaftlichkeit, wie sie die tragische Grundlage des ganzen Stückes sind, auch die einzelnen Steigerungen ihres Unglückes hervorrufen. Und ebenso die Söhne: zunächst bei beiden das blind leidenschaftliche Einsetzen der Liebe, bei Don Manuel des „Klosterraubs verwegene That“, der Leichtsinns, mit welchem er den Haß gegen den Bruder aufgibt; bei Don Cesar, dem tieferen und liebenswürdigeren Charakter, die Festigkeit seiner Liebe zur Mutter, die Ermordung des Bruders, die Verfluchung der Mutter, der Selbstmord. Auch hier endet die Reihe wieder mit der Tochter, aber auch hier der ächten Tochter des Geschlechtes, die keiner Leidenschaft widerstehen kann und ruchlos genug die Schuld auf die Götter schiebt. Diese Leidenschaftlichkeit, diese Ruchlosigkeit, das ist das Schicksal, welches das Geschlecht verfolgt und verdirbt; auch sie lassen den Fluch als Warnung auf, denn sie bemühen sich, durch allerhand Mittel das Unheil zu vermeiden, nur freilich nicht durch das Mittel, welches allein zum Ziele führen konnte. Daß Schiller selbst an Vererbung gedacht hat, das spricht er an mehreren Stellen ausdrücklich aus. Don Manuel gleicht auch in anderen Eigenschaften dem Vater; Don Cesar mehr der Mutter, deren Züge Don Manuel trägt; die Geschwister gleichen sich unter einander. Es zeigt sich hier, wie völlig haltlos es ist, wenn man die Braut von Messina eine Schicksalstragödie genannt hat; und ferner, wie gänzlich fern die dilettantischen Fragen der Müllnerischen, Wernerischen, zum Theil auch Grillparzerischen Sache stehen.

Interessant ist es, zu sehen, wie die Poesie verfährt, um die Verwickelungen zu lösen, welche durch das Gesetz der Vererbung herbeigeführt werden: denn auch hier ahmt sie ganz die Natur nach. In der Natur werden Eigenthümlichkeiten, die sich vererben, entweder allmählich ausgemerzt, sie hören auf, wie die sonderbaren Hautauswüchse der sogenannten Stachelschweinmenschen, welche in der vierten Generation von selbst fortblieben; oder sie bleiben, indem sie sich entweder mit dem Gesamtwohl des Organismus vertragen, oder aber den Organismus vernichten, wofür so manche Krankheiten traurige Beispiele abgeben. Auch die Poesie schlägt einen doppelten Weg ein: entweder sie tilgt die vererbte Eigenschaft, den Anlaß und somit auch den Fluch, oder aber seine Träger. Im ersteren Fall erheben sich die Individuen durch eigene geistige Kraft über die Fesseln der Naturanlage; im anderen Fall siegt die gesunde Natur über die fehlerhaften Abweichungen, die Lösung aber ist im tiefsten Grunde dieselbe: der Anstoß gegen die normale Weltordnung, in unserem Falle gegen die höchste Sittlichkeit — welche ja auch natürlich gegeben ist, da sie sich überall aus und auf natürlichen Grundlagen entwickelt — der Anstoß

sag' ich gegen die sittliche Weltordnung wird beseitigt und diese triumphirt. Auch dieser Zug zeigt sich wieder bei allen Völkern der Erde: bei keinem, auch nicht dem rohesten, geht derjenige, der ruchlos gegen das höchste Ideal der Sittlichkeit gesündigt hat, straflos aus, mag dies Ideal auch so absurd wie möglich sein. Die Gottheit zürnt, Unglück ereilt ihn und eine Reihe Beispiele gibt es aus den verschiedenen Welttheilen, daß solche Frevler geradezu an den Folgen des Schuldbewußtseins verkommen sind: sie versielen in tiefe Schwermuth, zehrten ab und starben. Die sittliche Weltordnung, wie sie die cultivirten Völker entwickelt haben, triumphirt am gewaltigsten und herrlichsten, wenn ihre Gegner an ihr zu Grunde gehen, wenn die Abweichungen, welche sie sich erlaubt haben, sie selber vernichten; sie triumphirt um so herrlicher, wenn sich diese Abweichungen, getragen von höchst bedeutenden und mächtigen Menschen, lange Zeit im Kampf mit ihr gehalten haben und sie erst nach einer Reihe von Nebenverwickelungen endlich ihren Hauptzieg gewinnt. Diese Lösung liebt die erhabene, die tragische Poesie am meisten: die Oedipussage, viele Tragödien des Pelopidencyclus, die Braut von Messina gewinnen durch sie ihre hinreißende pathetische Kraft. Minder erhaben, aber schöner ist es, wenn die Menschen siegen, indem sie sich selber zwingen; wenn es sich zeigt, der Mensch könne durch seine höheren ethischen Ziele mehr und mehr Herr seiner Naturanlage, Herr seines Geschicks und insoweit frei werden. Gewiß ist der Sieg über eine so allgewaltige Macht, wie die Erblichkeit ist, ein sehr schwerer und also auch ein sehr hoher: er ist der Verklärung würdig, welche die höchste Poesie verleiht.

Aber eben deshalb muß er auch sehr genau und gründlich motivirt sein. Eine wissenschaftliche Beobachtung der Vererbung lehrt, daß diejenigen Eigenthümlichkeiten, welche dem betreffenden Organismus besonders bequem oder besonders lieb sind, stärker vererben als andere; wie man ja auch in der Züchtung von Pflanzen und Thieren einzelne Züge durch besondere Begünstigung verstärken, dauerhafter machen kann. Charaktereigenschaften also, welche dem Menschen besonders genehm sind, gegen die er nicht ankämpft, werden daher sich ganz besonders leicht vererben; dahingegen diejenigen, welche ihm selbst mißfallen, welche er selber zu bekämpfen sucht, immer mehr und mehr gleichsam atrophiren und also auch die Fähigkeit, weiter zu vererben, mehr und mehr verlieren. Tritt nun bei den Kindern noch eine Erziehung hinzu, welche derselben Naturanlage vorzüglich hemmend sich in den Weg stellt, so wird jene Atrophie immer stärker werden und die ganze Anlage nach und nach aufhören. Iphigenie ist durch ihre schweren Schicksale, durch den Verkehr mit der Göttin höher gerückt; Orest ist ausgewachsen, als Agamemnon schon fern war, im feindlichen Gegensatz zu Aegisth und Clytämnestra, von anderen einfacheren Menschen im Unglück, in der Verbannung erzogen: so wird auch er frei.

Wir sagten vorhin, daß die Stärke der Vererbung im umgekehrten Verhältniß zur Entwicklung des betreffenden Organismus stehe. Daraus folgt auch für unsere jetzigen Betrachtungen viel. Zunächst, daß lange Reihen psychischer Vererbung in alten, einfachen Zeiten, in welchen Denken und Sein, geistiges und leibliches Leben der Menschen sich fast noch deckten, weit leichter auftreten konnten und mußten, als heutzutage. Waren doch auch die Kasteneinrichtungen für jene ältesten Zeiten nicht etwa eine zufällige Institution, vielmehr zum großen Theil wenigstens eine von der Natur selbst gegebene, aus dem Wesen der damaligen Menschen entspringende Nothwendigkeit. Will also die Poesie den gewaltigen Naturgedanken der Vererbung in ihr Gewand kleiden, so kann sie diese Einkleidung, ihre Fabel nicht in moderne, sie muß sie in dunkle, frühe, naturabhängige Zeiten legen. Heutzutage pflegt schon der Charakter beider Eltern ein viel zu verschiedener zu sein — während Laios, Oedipus und Jokaste, Agamemnon und Klytämnestra, der alte Fürst von Messina und Isabella einander im Charakter sehr nahe stehen: in jenen alten Zeiten konnten sich fast nur gleiche Charaktere zusammen finden und die Macht der Vererbung, des Verhängnisses wuchs.

Zweitens. Je älter der Culturzustand, desto unfreier, desto enger mit den leiblichen Zuständen verknüpft ist das geistige Leben, d. h. desto weniger und kürzere Leitungsbahnen sind im Centralorgan entwickelt und die schon entwickelten, desto ungeläufiger sind sie noch. Ein solch enger Zustand wird um so leichter vererben, als er fest an das leibliche Leben gebunden ist. Es werden also weit minder sich einzelne Züge, als vielmehr die Grundlage des ganzen Wesens, der Gesamtcharakter, das Temperament vererben; und von einzelnen Zügen am ersten solche, welche mit dem physischen Leben in unmittelbarstem Zusammenhang stehen, wie z. B. künstlerische Anlagen. Auf dieser leichteren Vererbung des Gesamtcharakters beruht der Gesamtcharakter der Völker, welcher trotz zahlloser individueller Ausnahmen eine unzweifelhafte Thatsache ist, selbst in modernen Zeiten, wo die Ausnahmen sich natürlich mehren. Auch die zeitweiligen Schwankungen des Volksgeistes in verschiedenen Perioden, die allmähliche Umbildung desselben im Lauf der Jahrtausende (wo sie statthat) erklären sich von hier aus. Das nun, was die Poesie als eigentlichen Inhalt der Vererbung verwerthet, ist stets ebenfalls nur die Erblichkeit des Gesamtcharakters, des Temperaments — kleine, zufällige Nebenzüge, welche nur als Verstärkungszeichen der Hauptvererbung dienen, wie Don Manuels erwähnte Aehnlichkeit mit seinem Vater beweisen nicht dagegen — und ferner hat sie nur dasjenige Temperament benützt, welches, wie es poetisch am brauchbarsten ist, auch für die Vererbung die günstigsten Chancen hat, das choleriche. Denn es ist der größten Erhebungen fähig, zum Handeln das geeignetste und geneigteste; zugleich das eigenmächtigste, selbstbewußteste und selbstzufriedenste aller Temperamente. Es waltet im Hause

der Labbakiden wie der Tantaliden und ebenso im Fürstenschlosse zu Messina.

Das sittliche Ideal eines jeden Individuums wird, wie wir vorhin an grellen Beispielen sahen, vom sittlichen Ideal der Zeit, des Volkes gegeben, in welchem der Einzelne sein Leben führt. Daher hat jede Zeit, jede Volksgemeinschaft ihre eigenthümlichen sittlichen Schwanungen, und wir sahen bisher, wie die Poesie an den letzteren einsetzt, um ihre Macht zu entfalten: sie mißt diese Irrungen an ihren reinen Formen und zeigt durch den Gegensatz die denkbar höchste und schönste Gestaltung des inneren und äußeren Lebens. Nur ganz selten gelingt ihr dies ohne den Gegensatz, an einer Folge gleich reiner Verhältnisse, wo sie dann aber keineswegs durch das Pathos des Glücks, vielmehr durch den ruhigen Glanz jener gleichmäßigen Zustände zu fesseln weiß — eine natürlich sehr viel schwierigere Aufgabe. Doch haben wir auch ein solches Beispiel in der Poesie der alten Welt, was um so merkwürdiger ist, zugleich aber auch um so wirksamer sein mußte, als jenen früheren Zeiten gewaltthätiges Handeln, leidenschaftliches Sichgehenlassen so sehr viel mehr entsprach, als die feste Selbstlosigkeit sittlicher Reinheit. Wie wir die Ruchlosigkeit im Hause der Labbakiden, der Tantaliden erblich sahen, so sehen wir die sittliche Reinheit erblich im Aakidengeschlecht. Aakus ist der Sohn des Zeus, der gerechteste, der friedliebendste Mann, sein Sohn ist Peleus, der Liebling der Götter, der von allen Sterblichen allein werth war, der Gemahl der Thetis zu sein; dann Achilles, Neoptolemos — eine ganze Reihe von Männern, in welchen die höchste Tugend fortwährend weiter erbt. Wie herrlich die epische Poesie diese schöne Erfindung des Mythos verwendet und ausgebildet hat, ist allbekannt; und nicht minder schön und ergreifend hat die dramatische Kunst diesen Stoff auszunutzen gewußt. Uns sind freilich nur wenige Reste ihrer Schätze übrig geblieben, aber diese wenigen beweisen, was wir sagen, auf das Glänzendste. So ist im sophokleischen Philoktet die dramatische Aze des Stückes die angestammte Reinheit des Neoptolemos, die vor den gewaltigsten Erschütterungen, der leidenschaftlichen Liebe zum Vaterlande, zum Ruhme, zum Erfolge wol in's Wanken gerathen, aber nicht zum Sturze gebracht werden kann. Die Tugend der Väter ist mächtiger in dem Enkel, als alles Andringen der Außenwelt: ihr verbleibt der Sieg.

So feiert hier die Vererbung ihren schönsten Triumph. Sie, die mächtige, welche das Menschengeschlecht in die strengsten Gesetze bannet und so oft in tiefstes Elend hinabzwingt, sie zeigt hier, ebenfalls im reinen Wahrheitspiegel höchster Poesie und längst vor allem wissenschaftlichen Nachweis, wie ihn jetzt erst die Naturbeobachtung anstrebt, was sie Gewaltiges und Herrliches leisten kann auch zur Emporhebung des Menschengeschlechtes.



Victor Hugo.

In und nach der Verbannung (1851—1877).

Von

Paul Lindau.

I.

Victor Hugo war eines der ersten Opfer des Staatsstreichs. Er zog sich großmüthig auf die Canalinsel Jersey zurück, und der tiefe Zugrimm, der sich über die gewaltsamen Vorgänge in Frankreich seiner bemächtigte, fand in zwei polemischen Schriften seinen stärksten Ausdruck: in der satirischen Prosaschrift „Napoléon le petit“ und in den Gedichten „Les chatiments“.

Bei der excentrischen Natur Victor Hugos, die Alles auf die äußerste Potenz treibt, war es ganz erklärlich, daß er nun aus Rand und Band gerieth, daß sich nun seine Wuth bis zur Raserei steigerte. Denn es war ihm übel mitgespielt worden. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie der Meineid triumphirte; er war durch einen Menschen, den er verabscheute, aus der Heimat vertrieben worden. Der Sieg des ungeheuren Verbrechens, das ihn niedergeworfen hatte, reizte ihn zunächst zum Hohn, erfüllte dann aber seine Seele mit namenloser Entrüstung. Weise und diplomatisch war sein Vorgehen zwar nicht, — denn seine beiden Schriften gegen Napoleon und das Kaiserreich haben der von ihm in tiefster Seele gehaßten Regierung weniger Unannehmlichkeiten bereitet als ein paar böshafte Zeilen von Rochefort — aber sein Haß war grundehrlich, und mit bewundernswerther Würde hat er die Consequenzen desselben gezogen. Für ihn war die Napoleonische Regierung nichts als der Sieg der Ruchlosigkeit. Dieser Auffassung ist er treu geblieben, und mit dem Verbrechen hat er niemals pactirt.

„Seit dem 2. December,“ sagt er in dem Pamphlet „Napoléon le petit“, „herrscht in Frankreich das nichtswürdige unerhörte Verbrechen. Es erhebt sich als Theorie, es macht sich in der Sonne breit, gibt Gesetze, erläßt Decrete, nimmt die Gesellschaft, die Familie und Religion unter seinen Schuß, reicht den Fürsten Europas die Hand zum Gruß und nennt sie «mein Herr Bruder», «mein Herr Vetter». Niemand leugnet das Verbrechen; nicht einmal diejenigen leugnen es, welche davon leben, welche es begangen haben; diese sagen bloß: es war nöthig, es ist gesühnt worden. Dies Verbrechen faßt alle Verbrechen in sich: Verrath in der Conception, Meineid in der Ausführung, Mord und Todtschlag im Kampf, Betrug und Diebstahl im Siege.“ — Dieses kleine Beispiel zeigt die Gesinnung der Hugo'schen Schrift. Der Stil ist derselben ganz entsprechend; er nennt z. B. Napoleon: „ein schmutzbedecktes Schwein, das sich auf der Löwenhaut wälzt“. „Ah! Français! regardez le pourceau couvert de fange qui se vautre sur cette peau de lion.“

In den „Chatiments“ hat Victor Hugo den schwierigen Versuch gemacht, „Napoléon le petit“ noch zu überbieten, das Aeußerste zu steigern, das Extreme zum Extremsten hinaufzuschrauben. Daß er sich dabei bisweilen überschlägt, kann nicht Wunder nehmen. Seine Wuth wirkt manchmal fast kindisch, so z. B. in dem kleinen Gedichte, das er Napoleon widmete, als dieser sich einen Wiß über Victor Hugo erlaubt hatte. Man erzählt sich, daß der damalige Prinz-Präsident, als ihm das erste Exemplar des Pamphlets „Napoléon le petit“ überreicht wurde, sich lächelnd an seine Umgebung gewandt und ausgerufen habe: „Hier, meine Herren, haben wir Napoleon den Kleinen von Victor Hugo dem Großen.“ Darüber geräth Victor Hugo ganz außer sich und er fängt sein Gedicht „L'homme a ri“ folgendermaßen an: „Warte nur, Du wirst schließlich schon noch heulen, Du Schurke! Ich habe Dich mitten aus Deinem niederträchtigen Siege herausgezerrt, als Du von dem verabscheuungswürdigen Verbrechen noch röcheltest. Ich habe Dir das Schandmal auf die Stirn gedrückt, und während die Sühne Dich am Pranger festnagelt und das Prangereisen Dich zwingt, das Kinn hochzuhalten, und während Dir die Geschichte das Kleid aufknöpft und Dir Deine Schulter entblößt, da sagst Du: ich fühle gar nichts! Und Du Halunke spöttelst noch? Dein Lächeln besudelt meinen Namen? Aber ich halte das brennend-heiße Eisen in der Hand und höre, wie Dein Fleisch zischt.“

Unerhörpftlich und oft großartig in seinem Zorn ist Victor Hugo, wenn er auf den Staatsstreich zu sprechen kommt. „Großer Gott!“ ruft er aus, „die Baschkiren sind in Paris eingezogen mit geschwungenen Lanzen, unter dem Gesange ihrer wilden Volksweisen; — aber wir hatten Moskau niedergebrannt. Die Preußen sind in Paris eingerückt; — wir hatten Berlin genommen. Die Oesterreicher sind in Paris eingezogen; — wir hatten Venedig bombardirt. Die Engländer sind in Paris eingezogen; —

unser Lager von Boulogne hatte London bedroht. Sie alle sind gekommen, Menschen aus aller Herren Ländern unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, mit fliegenden Fahnen, den Säbel in der Faust, als Feinde, als Sieger, als Rächer, vor den Kuppeln von Paris in wilder Wuth die Namen ihrer Hauptstädte ausstoßend. Nun, sobald sie den Fuß auf Pariser Boden gesetzt, sobald die Hufe ihrer Pferde unser Pflaster gestampft, haben sie alle, die Oesterreicher, die Preußen, die Engländer und Russen in diesem Volke, in diesen Denkmälern etwas Ehrfurchtgebietendes, Erhabenes erblickt, und sie alle haben den erhobenen Säbel gesenkt. Die Pariser niedermeßeln, Paris wie eine eroberte feindliche Stadt behandeln, die Cultur in ihrem Heiligthum ertödtet, Greise, Kinder und Weiber hinhinmorden — das, was Wellington seinen halbnackten Hochländern verboten, was Blücher seiner Landwehr nicht gestattet, was Schwarzenberg seinen Kroaten unterjagt, was Platon seinen Kosaken nicht bewilligt hatte, — Du hast es mit Deinen französischen Landeskindern gethan; Du Schuft! . . .

Doch Ihr versteht ja nichts von Politik,
Der Herr Napoleon — dies ist nunmehr sein Name —
Ist arm und dabei Prinz; er liebt Paläste, liebt
Auch schöne Pferde, Diener, Golt zum Spiel,
Zum wohlbesetzten Tisch, zum Schlafgemach,
Zur Jagd, rettet bei der Gelegenheit
Familie, Gesellschaft, Kirche, Staat;
Saint-Cloud gefällt ihm mit den duft'gen Rosen —
Und deshalb, deshalb mußt du, arme Mutter,
Mit starren Fingern, die vom Alter beben,
Bahrtücher näh'n für Kinder von sechs Jahren!“

Dem Inhalte nach ist das stärkste Gedicht wol das „Am Meeresstrande“ überschriebene, das, man mag seinen Inhalt drehen und wenden wie man wolle, nichts anderes ist als die unmittelbare Aufforderung zum Attentate, zum Meuchelmord. Victor Hugo hat dies Gedicht in Dialogform abgefaßt. Der Mensch, Harmodius, ist unschlüssig. Da spricht das Schwert zu ihm: „Die Stunde naht, erwarte den Tyrannen!“ Das Grab sagt: „Strecke ihn nieder oder gehe selbst unter!“

Harmodius: Mich friert, ist das ein Wind!

Der Wind: Ich ziehe vorüber, mein Geräusch ist eine Stimme, ich zerstreue in den Raum den Aufschrei der Verbannten, die im Elend zu Grunde gehen, die ohne Brod, ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Verwandte, den Blick auf das Vaterland gerichtet, sterben.

Eine Stimme in der Luft: Nemesis! Nemesis! Erhebe Dich, Du Rächerin!

Das Schwert: Die Stunde ist da; benutzen wir den Schatten, der sich niederstreckt.

Die Erde: Ich bin mit Leichen bedeckt.

Das Meer: Ich bin roth von Blut; die Flüsse haben mir zahllose Leichen zugeführt.

Ein Zuchthäusler: Ich komme aus dem Zuchthause und schleife die Ketten, weil ich nicht von meiner Schwelle einen Verbannten verjagt habe, der auf der Flucht begriffen war, einen edeln und reinen Bürger.

Das Schwert: Stoß nur nicht nach dem Herzen, Du würdest dort nichts finden.

Das Gesetz: Ich war das Gesetz, ich bin ein Gespenst, er hat mich umgebracht.

Die Gerechtigkeit: Aus mir, die ich eine Priesterin war, hat er eine Lustbirne gemacht.

Ein Spitzhube: Wir lieben den Tyrannen, denn dieser Herr, den der Richter respectirt und der Priester bewundert, den man überall mit freudigem Zurufe begrüßt, — er sieht uns ähnlicher als Euch, Ehrenmännern.

Das Vaterland: Mein Sohn, ich liege in Banden; mein Sohn, ich bin Deine Mutter; aus meinem Kerker heraus strecke ich die Hand zu Dir.

Harmodius: Was, in der Nacht, während er heimkehrt, soll ich ihn niederstoßen, angehts des schwarzen Himmels und des unendlichen Meeres? Und angehts dieses finsternen und dunklen Abgrundes, angehts der Schatten?

Das Gewissen: Du kannst in aller Ruhe den Mann da tödten!

Dieses allerdings recht bedenkliche und jedenfalls sehr unkluge Gedicht wurde unter dem Kaiserreiche nach jedem Attentate auf das Leben Napoleons mit unverkennbarem Wohlgefühl citirt, und die kaiserliche Justiz wie die kaiserliche Presse führten jedesmal aus, daß Victor Hugo der intellectuelle Urheber dieser Mordversuche sei. Nach dem Attentate von Pianori am 28. April 1853 sagte Rouland, der für seinen Eifer als Generalprocurator später mit dem Portefeuille der Justiz belohnt wurde: „Ein Mann, den ich aus Achtung vor seiner ruhmvollen Vergangenheit nicht nennen mag, hat eine Reihe von gehässigen Pamphlets veröffentlicht. Sein Talent hat ihn zu einem großen Dichter gemacht; eines Tages hat er aber auch ein großer Politiker sein wollen. Um sich über das glänzende Fiasco, das ihn hier ereilt hat, zu trösten, stürzt er sich nun wie Satan in die Abgründe seiner verletzten Eitelkeit, und das Genie entehrt sich durch Wuthgeheul und Verfluchung des eigenen Vaterlandes.“

Am 18. Januar 1858, drei Tage nach dem Orsini'schen Attentat, schrieb ein ultramontanes Blatt: „Mit Recht wünscht man sich Glück dazu, und das französische Gewissen fühlt einige Erleichterung, daß unter den Ruchlosen dieser letzten Verschwörung kein Franzose sich befindet. Aber vor den Thoren Frankreichs schreibt man, druckt man, verkauft man die schändlichsten Bücher, — französische Bücher, in welchen denjenigen, die solche Streiche vollführen, der Kranz des Ruhmes auf die Stirn gedrückt wird. Ja, ein Franzose ist es, ein früherer pair de France, ein Mitglied der französischen Akademie, der von seinem Asyl aus, das ihm England gewährt hat, den Mord als Heroismus verherrlicht. Er wendet sich im Namen des Gewissens an einen jener Banditen, für die der Dolch noch eine viel zu edle Waffe ist, und sagt ihm, indem er auf den Kaiser zeigt: «Du kannst in aller Ruhe den Mann da tödten!» O gewiß, dieser Mensch, dieser Galeerenthätäus, wird nicht selbst die Hand an's Werk legen;

ihn wird man nicht in den Straßen von Paris erblicken, mit einem Dolche bewaffnet; weder ihn, noch Andere, die dieselbe Feder führen und mit derselben Tinte schreiben! Aber er hat Leser; und der Vers, den dieser Glende niederzuschreiben sich nicht geschämt hat, wird bei den Gelagen seiner Leser wiederholt; um Alles in ein Wort zusammenzufassen: er hat diesen Vers schreiben können, ohne in Frankreich einen einzigen seiner Bewunderer zu verlieren, ohne deswegen weniger emphatisch von Blättern beweihräuchert zu werden, die da sagen, daß Streiche, wie der vom 15. Januar, einen «schmerzlichen Gegensatz zu unsern sanften Sitten» bilden.“

Die anständigen Blätter nahmen Victor Hugo gegen diese Beschimpfung natürlich in Schutz. Sie hätten sich einfach auf den Dichter selbst berufen können, dessen vertwegener Ausruf: „Tu peux tuer cet homme avec tranquillité“ durchaus nicht als sein definitives Programm aufzufassen ist; es ist nur ein verzweifelter Ausruf, der sich gewalttham seiner Brust entringt, als der Dichter, als der Verbannte all die Schändlichkeiten, die sich inzwischen befestigen und consolidiren, anzusehen gezwungen ist. Er will aber nicht, daß der Mann getödtet werde; und gleich in dem folgenden Gedichte widerruft er: „Nein,“ sagt er, „lassen wir das Schwert Rom und den Dolch Sparta! Ueberstürzen wir uns nicht in der Bestrafung der Räuber, Napoleon darf nicht von dem Gespenste Brutus erfaßt werden! Der Glende muß sein dunkles Verhängniß hienieden erleiden. Ihr alle, Ihr Verbannten, Ihr Gefangenen, Ihr Märtyrer, Ihr sollt noch Eure Genugthuung erleben! Das Verbrechen vergibt dem Verbrecher niemals. Bewahrt Eure Rache in der Scheide. Wartet! Vertraut den Befehlen Gottes, der ein allmächtiger Richter ist und das Urtheil des Scharrichters nur säumig vollstreckt. Wir wollen den Verbrecher leben lassen, sein Blut würde das gemeinste Messer entweihen. Lassen wir die Zeit ihre Arbeit verrichten: das Unbekannte, das da kommt, und das unter den Falten seines Mantels die Strafe verbirgt. Bringt diesen Menschen nicht um! Mit der Hülfe von oben haben wir allezeit den Sieg ersochten; ein mit kalter Ueberlegung gegebenes Beispiel ist besser als ein Ausbruch von Wuth. Nein, tödtet ihn nicht! Die schmählischen Pranger bedürfen zuweilen zu ihrem Schmucke eines Kaisers!“

In dem Gedichte. „Er bleibe unangetastet“, „sacer esto“, welches das vierte Buch der „Châtiments“ eröffnet, führt Hugo aus, daß das Leben Napoleons dessen größte Strafe sein solle.

„Nein, Freiheit, nein, mein Volk, er soll nicht sterben!
 Es wär' fürwahr zu einfach: die Gesetze
 Verbrechen und die Stunde läuten, da
 Die heil'ge Schaar der Erde schnell entflieht,
 Die blut'ge Wette wagen und gewinnen,
 Mit Schwert und Feuer, Mord und Meineid siegen —
 Meineid, dem Nackenstreich auf Gottes Antlitz —

Frankreich tödtlich getroffen, an den Weinen
 Gefesselt hinter seinem Wagen schleifen —
 Zu einfach wär's fürwahr, wenn alles das
 Ein Schuß mit seinem Leben sühnen könnte!
 Er ist der Mörder, der im Dunkeln schleicht,
 Er hat getödtet sonder Reu' und Scheu;
 Er macht die Häuser leer, er füllt die Grüste,
 Wohin er geht, folgt ihm der Blick der Todten!
 Um dieses Menschen, dieses Kaisers willen
 Zammert die Wittwe, und die arme Mutter
 Ist nur noch ein Gespenst in schwarzem Schleier!
 An seinem Kaiserplunder sind die Fäden
 In Blut getränkt, sein Herrscherpurpur ist
 Gefärbt vom Blut des Boulevard Montmartre.
 Naht der Verrath sich ihm, sein Schuldgenoss, —
 Ihm wird die Thür geöffnet angelweit.
 Ja Brudermörder, Vaternörder ist er!
 Und deshalb, Bürger, darf er auch nicht sterben!
 Bewahren wir dies Menschenkind lebendig!
 Er wandle, wandle nackt, gebeugt und schlotternd,
 Verflucht vom ganzen menschlichen Geschlecht,
 Allein, allein, um sich nur Haß und Schweigen,
 Dem sich Gespenster überall und Menschen nirgend's zeigen!"

In den „Chatiments“ legte der Dichter*) das feierliche Gelöbniß ab:
 in der Verbannung zu bleiben, so lange Napoleon auf dem Thron bleiben
 würde. „Ich füge mich in die harte Verbannung, und sollte sie auch kein
 Ende und keine Frist haben, ohne zu prüfen und ohne zu erwägen, ob
 der Eine oder der Andere sich gebeugt hat, den man für widerstands-
 fähiger hätte halten, und ob einige von daunen gegangen sind, die füglich
 hätten bleiben sollen. Bleiben nur tausend, so werde ich zu diesen zählen,
 bleiben selbst nur hundert, ich werde dem Sulla trotz'n, bleiben nur
 zehn, ich werde der Zehnte sein, und bleibt nur ein einziger, so werde ich
 dieser sein!“

J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme;
 Sans chercher à savoir et sans considérer,
 Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme
 Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer. —
 Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
 Ils ne sont plus que cent, je brave encore Sylla;
 S'il en demeure dix, je serai le dixième;
 Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

*) Ultima verba. Châtiments VII, 17.

Der Dichter hat das Gelübde gehalten. Als Napoleon nach dem italienischen Kriege die allgemeine Amnestie verkündete, gehörte Victor Hugo zu der sehr kleinen Anzahl von Verbannten, welche dieses Gnadengeschenk zurückwiesen. „Ich habe den Kaiser noch nicht begnadigt!“ rief es aus, und er veröffentlichte von seinem neuen Wohnsitze Guernesey aus folgenden Brief:

„Niemand wird von mir erwarten, daß ich für meine Person auch nur einen Augenblick der sogenannten Amnestie meine Aufmerksamkeit zuwende. In der Lage, in welcher Frankreich sich befindet, ist und bleibt absoluter, unbeugsamer, ewiger Protest meine Pflicht. Treu dem Gelübde, das ich meinem Gewissen gegenüber geleistet habe, werde ich mit der Freiheit die Verbannung bis zu Ende theilen. Kehrt die Freiheit zurück, so werde auch ich zurückkehren.“

II.

Die ersten Dichtungen Victor Hugos in der Verbannung, die natürlich in Frankreich verboten worden waren, aber gleichwol die stärkste Verbreitung gefunden hatten, waren nicht danach angethan, seinen dichterischen Ruf zu vermehren. Sie hatten, buchhändlerisch gesprochen, einen unbestreitbaren Erfolg; aber der doppelte Erfolg, den sich Victor Hugo wünschen mußte: der literarische und der politische, blieb ihnen versagt. Der Dichter ließ wieder einige Jahre verstreichen, bevor er mit neuen dichterischen Erzeugnissen hervortrat. Diese, die sich in schneller Folge wie in der besten und productivsten Zeit Victor Hugos aneinanderreihen, sind auch an sich als eine Rückkehr zu der guten alten Zeit zu betrachten. Es sind die Gedichtsammlungen: „Les contemplations“ (1858), „La Légende des Siècles“ (1859), „Les Chansons des rues et des bois“ (1865) und die Romane „Les Misérables“ (10 Bände 1862), „Les travailleurs de la mer“ (1866), „L'homme qui rit“ (1868).

Von den Gedichten ist die erste Serie der „Légende des Siècles“, auf welche nenerdings 1877 eine neue Serie in 2 Bänden gefolgt ist, das bedeutendste. In den „Contemplations“ befinden sich einige schöne Gedichte, namentlich über den Tod seiner Tochter Leopoldine; aber im Allgemeinen läßt dieses Werk eine stärkere Ermattung erkennen als die anderen. Die „Chansons des rues et des bois“ sind eigentlich nur virtuosenhafte Verspielerereien, die allerdings als solche wegen der Formvollendung Bewunderung erregen können. Es ist ein ewiges Jongliren mit Worten und Klängen und Lauten, ein renommiistisches Großthun in der Form, das für das schlichte, einfache Liedchen so ungeeignet wie möglich ist.

Den weitaus größten und den verdienten Erfolg hatte die „Légende des Siècles“, die den Gedichten aus der besten Zeit Hugos nicht nach-

steht, die dieselben glänzenden Eigenschaften aufweist und auch dieselben Mängel und Gebrechen. Mit der wehmüthigen Widmung:*)

„Es trag' ein Wind Dich über's Meer,
In's Land, das mich geboren hat.
Der Baum hat keine Wurzeln mehr —
Da sendet er sein todt's Blatt“

ließ der Dichter von der Verbannung aus die wunderbaren Blätter in sein Vaterland hinüberflattern. „Nein,“ entgegnete einstimmig die Kritik, „der Baum ist nicht ent wurzelt, und die Blätter sind nicht todt!“

Victor Hugo war dem Geschlechte, das inzwischen herangewachsen war, fremder geworden, und der alte Dichter erlebte den großen Triumph, seinen Ruhm noch einmal, eine zweite dichterische Jugend erblühen zu sehen. Eine neue Generation jubelte ihm zu, er fand dieselben heftigen Widersacher, die er ehemals gefunden hatte; man studirte ihn, suchte das Geheimniß seiner Wirkungen zu erforschen, analysirte sein Talent, als ob es das eines Neulings wäre. Es war eigentlich der Liebe und des Hasses Müß' umsonst, denn der Dichter der „Weltlegende“ ist ganz derselbe wie der Dichter der „Lieder aus dem Orient“, der „Herbstblätter“: „*toujours la même tige avec une autre fleur*“, nur daß bei dem gealterten Dichter alle Eigenthümlichkeiten und namentlich alle Schwächen noch auffälliger geworden waren, und daß es eines geringeren Grades von Scharfsinn bedurfte, um die Eigenart Victor Hugos nach der „Légende des Siècles“ zu charakterisiren als nach den früheren Dichtungen.

Was hat sich uns in den Victor Hugo'schen Dichtungen als besonders hervorstechend immer wieder bemerkbar gemacht?

Im guten Sinne: die reiche Phantasie, sie offenbart sich uns in allen hervorragenden Dichtungen der neuen Sammlung; die ungewöhnliche Beherrschung der Form, sie erreicht hier dieselbe Vollkommenheit wie in den besten Dichtungen der früheren Periode; die edle anständige Gesinnung, das Mitgefühl mit unverschuldeten Leiden. Man lese „*Les pauvres gens*.“

Und welche Absonderlichkeiten sind uns aufgefallen? Die Vorliebe für das Graufige, — man lese „*Kanut*“; für das Häßliche und Ungestaltete, — man lese „*Le crapaud*“; für das Niesige, — man lese „*Le Satyre*“ und „*La trompette du jugement*“; das wilde Durchgehen der Phantasie mit der trunkenen Phrase, — man lese die Zukunftsichtung, für deren Zeitpunkt Victor Hugo das 20. Jahrhundert bestiumt; endlich die beständige Anwendung der Antithese, — man schlage das Buch auf,

*) *Livre, qu'un vent t'emporte
En France, où je suis né.
L'arbre déraciné
Donne sa feuille morte.*

wo immer man es wolle! Vom Inhaltsverzeichnis bis zur letzten Seite, überall wird man die Bestätigung dafür finden, daß sich auch diese Leidenschaft mit dem Alter nur noch verstärkt hat.

Die Prätension des Dichters: in diesem Buche und in den folgenden den gesammten Sagenstoff der Jahrhunderte zu erschöpfen, alle geschichtlich wichtigen Epochen durch einen poetischen Markstein zu bezeichnen, soll hier nicht der Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung werden; denn diese Prätension ist nichts anderes als eine seiner üblichen Bestrebungen in der Richtung auf das Riesige und Unmögliche hin.

Victor Hugo, dem bei seinen beständigen und glücklichen Versuchen, der Sprache neue Wirkungen abzulauschen, kein Geheimniß verborgen bleiben konnte, der schon mit der Alliteration im Französischen glückliche Experimente gemacht:

„Son front de coups de foudre fume,“

der die Kakophonie erfolgreich verwertbet:

„Toi les poux dans tes trous, toi les rois dans tes antres,“

und alle Klangmalereien mit Meisterschaft angewandt hatte, z. B. das Schlachtgeheul:

Flots d'assaillants toujours repoussés, blessés, morts!

Cris de rage! ô carnage! ô terreur! corps à corps . . .

begegnet sich, wie in manchen andern Punkten, wie namentlich in der Werthschätzung der eigenen Persönlichkeit, mit Richard Wagner auch darin, daß er in der „Légende des Sיעles“ das sogenannte Leitmotiv in die französische Literatur einführt.

Diese Neuerung befindet sich in dem Gedichte „Le parricide“ und übt, wie ich gleich hinzufügen will, eine ganz außerordentlich schaurige und großartige Wirkung aus. Der Stoff des Gedichtes ist der:

Kanut, oder wie wir sagen: Knut der Große bringt seinen Vater um, erbt die Krone und wird ein großer und mächtiger Fürst. Er stirbt, und das Volk preist in ihm den edelsten Herrscher. In der Nacht muß Knut aus dem Sarge aufstehen und wandeln. Seine Blöße macht ihn schauern, und er bittet den Berg Savo, ihm zu gestatten, daß er sich aus dem Schnee ein Leichentuch schneide. So umhüllt macht er sich auf, um Gott und die Ewigkeit aufzusuchen. Er wandelt im Finstern, in der tiefsten Nacht, und nur die Weiße seines schneeigen Bahrtuches wirft einen matten Schimmer aus. Da bemerkt er plötzlich, wie auf der weißen Decke ein schwarzer Stern sich abzeichnet; er greift danach und merkt, daß ein Tropfen Blutes auf ihn herabgefallen ist. Er geht weiter, da fällt ein zweiter Tropfen herab, er setzt seinen Weg fort, und immer wieder fällt ein Tropfen Blut nach dem andern. Die Tropfen werden größer und stärker, je mehr er sich dem Lichte zu nähern sucht, und

Kanut, der mit dem blutbefleckten Tuche nicht vor dem Ewigen zu erscheinen wagt, spuckt deshalb in alle Ewigkeit in der Finsterniß.

Für diesen schwertropfigen Blutregen hat also Victor Hugo das sogenannte „Leitmotiv“ benutzt; und es ist wunderbar, wie der große Dichter mit diesem äußerlichen Mittel den Eindruck des Entsetzlichen hervorbringt. Man sieht und hört förmlich die gewichtigen rothen Tropfen langsam, unerbittlich und unaufhaltsam herabfallen:

... L'étoile s'élargit lentement, et Kanut,
 La tâtant de sa main de spectre, reconnut
 Qu'une goutte de sang était sur lui tombée. ...
 Une seconde tache auprès de la première
 Tomba, puis s'élargit; et le chef cimbrien
 Regarda l'ombre épaisse et vague, et ne vit rien.
 Comme un limier à suivre une piste s'attache,
 Morne, il reprit sa route; une troisième tache
 Tomba sur le linceul. Il n'avait jamais fui;
 Kanut pourtant cessa de marcher devant lui,
 Et tourna du côté du bras qui tient le glaive;
 Une goutte de sang, comme à travers un rêve,
 Tomba sur le suaire et lui rongit la main;
 Pour la seconde fois il changea de chemin. ...
 Une goutte de sang tomba sur le linceul;
 Et Kanut recula, frémissant d'être seul,
 Et voulut regagner sa couche mortuaire;
 Une goutte de sang tomba sur le suaire;
 Alors il s'arrêta livide, et ce guerrier,
 Blême, baissa la tête et tâcha de prier;
 Une goutte de sang tomba sur lui. Farouche,
 La prière effrayée expirant dans sa bouche,
 Il se remit en marche; et, lugubre, hésitant,
 Hideux, ce spectre blanc passait; et, par instant
 Une goutte de sang se détachait de l'ombre,
 Implacable, et tombait sur cette blancheur sombre.
 Il voyait, plus tremblant qu'au vent le peuplier,
 Ces taches s'élargir et se multiplier;
 Une autre, une autre, une autre, une autre, ô cieux funèbres!

Das ist mehr als ein Kunststück, das ist ein wirkliches Kunstwerk.

Das charakteristischste Gedicht der „Légende“ ist „Le satyre“. In diesem Gedicht hat Victor Hugo seine ganze Aesthetik, die er schon in der Vorrede zum „Cromwell“ aufgestellt hatte, noch einmal in eine große dichterische Form kleiden wollen. Man merkt die Absicht freilich erst ganz am Schlusse, aber dann wird dem Leser alles, was ihm bisher unverständlich geblieben ist, auf einmal verständlich.

Im Prolog wird uns erzählt, wie ein abscheulich häßlicher und

sinnlicher Satyr auf dem heiligen Berge Olymp lebte, jagte, träumte und Unfug trieb. Niemand kannte ihn. Victor Hugo braucht 19 Verse, um alle Flüsse, Winde und Bäume aufzuzählen, die den Satyr nicht kannten, und er braucht ungefähr 60 Verse, um alle Flüsse, Winde und Bäume aufzuzählen, mit denen dieser lüsterne, bocksbeinige Gesell schäkert. Schließlich wird den Göttern die Geschichte zu arg, und Hercules packt das haarige Ungethüm bei den langen Ohren und schleppt es vor Jovis Richterstuhl. Als der Satyr die „weichen Nacktheiten, die wir Wolken nennen“, in endlosen Reihen an sich vorüberziehen sieht, und endlich gar zu den Göttern selbst aufblickt, und die wunderbare Venus ihm erscheint, — da erfaßt ihn eine seltsame Erregung, er stürzt verliebt zu den Füßen der schönen Göttin, und die übrigen Götter brechen darauf in das bekannte Gelächter aus, das Homer schon geschildert hat. Victor Hugo braucht zu dieser Schilderung wiederum zwei große Seiten. Der gutgelaunte Jupiter vergibt schließlich dem garstigen und schmutzigen Kerl alle dummen Streiche, die dieser verübt hat; aber als Strafe verhängt er über ihn, daß der Satyr den Himmlischen ein Lied vorsingen solle. Der Faun nimmt die Flöte des Merkur und beginnt. „Der Adler, der allein nicht gelacht hatte, hob den Kopf auf.“ Er singt zunächst ruhige und traurige Weisen. Die Thiere in dem Walde stecken ihre Köpfe lauschend aus dem Gebüsch hervor. Er besingt die ungeheure Erde; in furchtbarer Begeisterung erklingt sein wildes Lied von der Liebe und dem Haß, vom Chaos, von der Ordnung, von der Seele und vom Geist. Die Götter hören zu, werden begeistert, hingerissen. Venus ruft bestürzt aus: „Er ist schön!“ Der Satyr besingt den Menschen. Und nun vollzieht sich ein großes Wunder. Die widerliche Ungehalt und Winzigkeit wächst zur erstaunlichsten Großartigkeit; der Satyr wird unermesslich, er wird das All, und zum Schluß ruft er gebietend aus: „Platz dem All! Ich bin Pan! Jupiter auf die Knie!“

Wir sehen hier also, wie das Groteske und Häßliche, das Widerwärtige und Winzige in der Verbindung mit dem Edeln, dem Begeisterten und Erhabenen zum All wird, die Erde beherrscht und die Götter zwingt. „Alles, was in der Natur ist,“ hatte Victor Hugo schon in der Vorrede zum „Cromwell“ gesagt, „soll auch in der Kunst sein; die Poesie unserer Zeit sei daher die Verschmelzung des Erhabenen mit dem Grotesken!“ Und hier haben wir also in der poetischen Veranschaulichung die Wirkung dieser Verschmelzung: die Allmacht.

Ich hatte schon früher auf dieses Gedicht hingewiesen als auf dasjenige, in welchem die Bergvergrößerungssucht Victor Hugo's am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Hier war es ihm durch den Stoff erleichtert, einmal zu zeigen, wie er die größten Verhältnisse behandeln könne, und daraus entsteht denn das Ungeheuerliche. Das Wachsen des Satyrs wird so geschildert:

„Während der Sathr also sang, wurde er übermäßig; zunächst größer als Polyphem, dann größer als Typhon, dann größer als Titan, und dann größer als Athos. Der unermeßliche Raum ging in diese Gestalt hinein. Auf seiner Stirn erblickt ein seltsamer Ost. Sein Haarwuchs ward zum Walde. Wellen, Flüsse, Seen rieselten aus seinen tiefen Hüften hervor. Seine beiden Hörner hatten Aehnlichkeit mit dem Kaukasus und dem Atlas. Flüsse umzuckten dieselben mit dumpfem Schall. Auf seinen Weichen erzitterten Felder und Wiesen; und seine Unförmlichkeiten wurden zu Gebirgen. Die Thiere, welche der Klang seiner Leher angezogen hatte, Damhirsche und Tiger, kletterten ihm am ganzen Körper entlang. Der Frühling in Blüthen sproß auf seinen Gliedern, und unter den Achseln verbarg sich der Winter. Herumirrende Völker fragten nach ihrem Wege, da sie sich in dem Raum zwischen seinen fünf Fingern verirrt hatten; seinen halbgedöffneten Mund umkreisten Adler, seine fürchterliche Brust war mit Sternen besät.“

Viel größer geht es nicht, sollte man meinen. Und doch! Auch dieses Unding kann in den Dimensionen von Victor Hugo noch übertroffen werden. Die „Posaune des jüngsten Gerichts“ ist noch länger und noch größer.

„Ihr unbestimmter Umfang,“ heißt es in dem letzten Gedichte, „der in dem Ewigen seinen Anfang nahm, reichte bis zum Absoluten. Um den Tubus zu messen, mußte man den Maßstab aus dem Traume oder aus dem Begriffe nehmen. Das eine Ende berührte das Gute, das andere das Böse, und die Länge reichte vom Menschen zum Thiere. Hätte man ihn auf die Erde gelegt, so würde er Eden und Sodom miteinander verbunden haben. Das Mundstück sah aus wie das schwarze Gähnen der Ewigkeit.“

Von dem Umfange der Posaune habe ich zwar noch immer keine klare Vorstellung, wol aber von dem Material; es ist sicherlich Blech.

Nun hat Victor Hugo wol ungefähr das Größte des Großen erreicht; er hat aber den Versuch, auch dies noch zu überbieten, in der Fortsetzung der „Légende des Siècles“ in der 2. Serie gemacht; das ist ihm jedoch nicht recht gelungen. Indessen ist dieses Gedicht doch sehr charakteristisch für die Steigerung, für das allmähliche Anwachsen, wie es Hugo liebt, und deswegen mag, da die neue Serie der „Légende“ zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung mehr gibt, gleich an dieser Stelle auf dieses letztere Gedicht hingewiesen werden.*) Da tritt zunächst der Mensch auf und spricht ruhmredig von seiner Größe: „Ich heiße Bacchus, Noah, Deukalion, ich heiße Shakespeare, Hannibal, Cäsar, Dante“ etc.; so geht es einige fünfzig Verse weiter und endigt: „Erde, ich bin Dein Herr!“ Darauf spricht die Erde: „Du bist nur mein Gewürm“ und fängt ihrerseits zu renomniren an. Darauf sagt Saturn: „Was ist das für ein dünnes, jämmerliches Stimmchen, das da quiekt? Ich bin

*) „Légende des Siècles“ 4. Band, 2. Band der neuen Serie XXVIII. „Abîme.“

Saturn!“ Und nun renoumiert Saturn mit seinen Ringen und seinen sieben Monden. Darauf kommt die Sonne und sagt: „Ihr Planeten, meine Vasallen, schweig! Ich bin der Hirt, Ihr seid die Heerde!“ und nun prahlt die Sonne. Nun kommt Sirius und sagt: „Was für eine Winzigkeit macht sich denn da unten breit? Schweig, Sonne, Du Staub, Du Dämmerlicht! Du Zwerg kannst mich Riesen wol gar nicht sehen?“ Darauf kommt Aldebaran und verweist wiederum den Sirius zur Ruhe; darauf kommt Arcturus mit seinen vier Sonnen und beschämt den Aldebaran; dann der Komet: „Bittert Ihr Sonnen, Ihr Welten, Ihr seid für mich nur ein Senfkorn!“ Dann kommt das Bäreugestirn, dann der Thierkreis, dann die Milchstraße, dann die Nebelflecken, dann die Unendlichkeit und schließlich Gott, der alle Großsprechereien durch das Wort überbietet: „Ein Hauch von mir, und Ihr seid Schatten!“

III.

Das weitaus bedeutendste und mächtigste Erzeugniß der Verbannung ist der Roman „Les Misérables“. In der Verbannung hat der Dichter wenigstens diesen Roman vollendet; ein erheblicher Theil des Manuscriptes muß allerdings schon unter der Julimonarchie vollendet gewesen sein, denn August Vacquerie constatirt in einem Feuilleton aus dem Jahre 1847, daß er die ersten Bücher dieses breit angelegten und breit durchgeführten Werkes, das 10 Bände stark ist, bereits gelesen habe. In einem Brief aus dem Jahre 1856 spricht Vacquerie von den „Misérables“ als von einem schon fertigen Werke. Gleichwol ist der Roman erst im Jahre 1862 erschienen und zwar an demselben Tage, am 3. April, in neun Sprachen. Hugo soll für diesen Roman, wie damals in den Zeitungen zu lesen war, von den französisch-belgischen Verlegern Lacroix-Verboeckhoven ein Honorar von 300,000 Francs bezogen haben. Troßdem haben die Verleger mit diesem Werke ein außerordentliches Geschäft gemacht. Von der ersten theuren Ausgabe (20 Thaler = 75 Francs) sollen in kurzer Zeit über 20,000 Exemplare verkauft worden sein, und von der illustrierten, billigen, sogenannten Volks-Ausgabe 150,000 Exemplare.

Wie viel der Millionen von Lesern, die nach diesen Zahlen zu schließen, in allen Herren Ländern nach den „Misérables“ gegriffen haben, als dieser Roman erschien, mögen denselben nun wirklich durchgelesen haben? Und wie viel oder wie wenig mögen, nachdem sie die erste rohe Neugier befriedigt und sich mit dem Verlaufe der Handlung ungefähr vertraut gemacht hatten, den Roman noch einmal zum andächtigen Genusse, zu künstlerischer Befriedigung gelesen haben? Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Zum Theil erklärt sich der außerordentliche Erfolg durch rein äußerliche Umstände. Von den „Misérables“ war seit 20 Jahren als von einem Hauptwerke Victor Hugo's beständig gesprochen worden. Die Schüler des Meisters hatten bei jeder Gelegenheit verkündet, daß Victor Hugo die Leidensgeschichte unseres ganzen Geschlechts hier in einer künstlerisch großartigen Weise geschildert habe. Seit mehr als 30 Jahren hatte Victor Hugo keinen Roman veröffentlicht — „Notre-Dame de Paris“, sein letzter Roman, datirt aus dem Jahre 1831. Victor Hugo war durch die Verbannung eine interessante und durch die Würde, mit welcher er in den letzten Jahren den freiwilligen Verzicht auf die Heimat und deren Freuden ertrug, eine sympathische Persönlichkeit. Das Werk erschien nicht auf einmal, sondern in fünf verschiedenen Abtheilungen, und die erste Abtheilung war die bedeutendste, die sorgfältigste und vor Allem die spannendste. Das Alles hätte natürlich nichts genützt, wenn das ganze Werk nicht wirklich hervorragende Eigenschaften ersten Ranges besessen hätte; aber diese dem in seiner Anlage und in seiner Ausführung ganz ungewöhnlichen Werke abzusprechen, wäre auch eben so ungerecht, wie es blind sein würde, die tödtende Weitschweifigkeit und ermattende Spielerei mit dem Ueberflüssigen und Entbehrlichen zu verkennen.

Ich will den Versuch machen, von der Handlung dieses großen Romans einen möglichst gedrängten Bericht zu geben, der diejenigen, welche den Roman nicht kennen, mit den Thatfachen und Persönlichkeiten, die Hugo uns vorführt, ungefähr bekannt zu machen, und denen, welche den Roman kennen, die wichtigen Einzelheiten, die ihnen gewiß zum Theil entfallen sein werden, wieder in's Gedächtniß zurückzurufen bestimmt ist. Ich scheidet von dem Berichte alles irgendwie Entbehrliche aus und beschränkt mich lediglich auf die Geschichte des eigentlichen Helden, des Zuchthäuslers Jean Valjean.

Die erste Abtheilung (Band 1 und 2) heißt: „Fantine“.

Jean Valjean zieht eines Abends in D., eine Stadt in Süd-Frankreich, ein. Er kommt von den Galeeren. Er hat 19 Jahre im Zuchthause gefessen. Zu einer Zeit, da noch kein Geschworenengericht die Strenge der unbeugbaren Gesetze zu mildern vermochte, ist Jean Valjean wegen des geringsten Vergehens zur höchsten Strafe verurtheilt worden. Er hat für die hungernden Kinder seiner Schwester bei einem Bäcker ein Brod gestohlen, er hat die Scheiben zer schlagen, um das Brod zu nehmen; das ist Diebstahl mit Einbruch, und er wird dafür zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Dreimal macht er den Versuch zu entkommen, dreimal wird er erwischt, und dreimal erhält er dafür eine Additionalstrafe von zusammen 14 Jahren. Im October 1815 wird er endlich auf freien Fuß gesetzt; die Paar Frances, die er sich während der langen Jahre von dem Uberschuß seiner Arbeit hat bei Seite legen können, sind bald aufgezehrt. Der gelbe Verbrecherpaß, den er überall zeigen

muß, verschließt ihm jede Thür; selbst aus der Hundehütte wird er durch eine wüthende Dogge verjagt. Der Unglückliche ist in Verzweiflung. Da öffnet sich ihm doch eine Thür: die des Bischofs Myriel. Der Bischof, ein Geistlicher in des Wortes edelster Bedeutung, nimmt den Sträfling mit Freuden auf, setzt ihm ein Festmahl vor und weist ihm das schönste Zimmer des Palastes als Wohnung an. In der Nacht erwacht Jean Valjean. Die Güte seines Wohlthäters hat ihn mehr befremdet als gerührt; das Böse und Gemeine ist noch zu stark in ihm, als daß er ihm widerstehen könnte. In einer merkwürdigen Stimmung, — es ist eine Art von instinctiver Gemeinheit ohne Zurechnungsfähigkeit, — steht er leise auf, stiehlt das Silberzeug, mit dem er gegessen, und läuft davon. Er wird von Gensdarmen aufgesangen; man fragt ihn, wie er zu den Werthobjecten komme, er sagt die Wahrheit und wird zum Bischof zurückgebracht. Dieser erklärt den Gensdarmen gegenüber, daß er Jean Valjean die Sachen geschenkt habe, und fügt hinzu, sein Gast habe sogar vergessen, die silbernen Leuchter mitzunehmen, die er ihm ebenfalls geschenkt habe. Jean Valjean geht in äußerster Verwirrung von dannen. Die Ereignisse der letzten Stunden haben ihm die Besinnung ganz genommen. Er schleppt sich in einer Art von Taumel weiter und immer weiter, bis er sich ermattet endlich niederläßt; in seiner nächsten Nähe befindet sich ein kleiner bettelnder Savoyardenjunge, der mit seinem Reichthum spielt: einem Zweifrancstück. Das Geldstück rollt hart an den Fuß von Jean Valjean; der Verbrecher stellt den Fuß darauf. Der kleine Junge beschwört ihn, ihm sein Geld wiederzugeben. Jean Valjean ist stumpf, theilnahmslos und zieht den Fuß nicht zurück. Laut schluchzend und jammernd verläßt ihn der kleine Junge, und Valjean, der also noch einmal gestohlen und diesmal einen ganz erbärmlichen Diebstahl begangen hat, bleibt allein. Aber nun weicht die Nacht von seinen Sinnen. Als er das Zweifrancstück zu seinen Füßen erblickt, vergegenwärtigt er sich die ganze Verabscheuungswürdigkeit seines Handelns. Vergeblich sucht er den kleinen Jungen wieder einzuholen, er findet ihn nicht mehr. Die tiefste Trauer kommt über ihn, die wahrste Reue. Er erlangt das klare Schuldbewußtsein, und mit dem Ausruf: „Je suis un misérable!“ bricht er in Thränen und schluchzend zusammen. Mit der Erkenntniß seiner Schlechtigkeit geht auch schon die Läuterung in ihm vor sich; er ist bekehrt, er ist gerettet.

Die zweite Figur, die uns Victor Hugo vorführt, ist Fantine. Fantine ist im Alter von 15 Jahren nach Paris gekommen, eine hübsche Blondine mit schönen Zähnen. Sie hat gearbeitet und mit einem Studenten eine Liebshast angefangen. Dieser hat sie und ihr Kind, Cosette, nach einer Landpartie verlassen. Fantine kehrt nach ihrer Vaterstadt M. am M. zurück, nachdem sie ihr Kind bei dem Ehepaar Thénardier untergebracht hat. Diese sind entsetzliche blutsaugerische Menschen, die auf die

Liebe und Schande der Mutter ihre Berechnung machen und aus Fantine möglichst viel Geld herauszuziehen suchen.

Die Stadt M. am M. hat sich inzwischen unter der Verwaltung ihres neuen Maires in erstaunlicher Weise gehoben. Dieser, der Herr Madeleine genannt wird, hat durch sein Talent, durch seinen Fleiß und seine große Organisationsgabe die heimische Industrie in Aufschwung gebracht; er leitet selbst eine große Musterfabrik, die ihm, dem Besitzer, ein bedeutendes Vermögen und der gesammten arbeitenden Bevölkerung Segen bringt. Der Maire Madeleine ist eines Abends in M. am M. angekommen, in dem Augenblicke, als ein großer Brand die ganze Bevölkerung in Aufregung gebracht hatte. Mit Todesverachtung hat er sich in die Flammen gestürzt und zwei Kinder gerettet. Die ganze Bevölkerung hat ihm zugejubelt. Er ist da geblieben, man hat ihn nicht weiter nach seinem Passe gefragt, und allmählich ist er durch seine Thatkraft und seine sittliche Tüchtigkeit zum Fabrikherrn und schließlich zum Maire geworden.

In der Fabrik des Herrn Madeleine — es ist natürlich Jean Valjean — arbeitet Fantine. Die Aufseherin, welche über die Tugend der Arbeiterinnen zu wachen hat — Herr Madeleine hat für die anständigen und fleißigen Mädchen besondere Preise ausgesetzt — bekommt heraus, daß Fantine ein Kind hat. In Folge dessen wird sie von der Aufseherin entlassen. Sie will sich als Magd verdingen; aber jedes anständige Haus verschließt sich ihr. Sie näht grobe Arbeiten und verdient damit täglich 12 Sous; ihr Kind kostet 10. Fantine ist im äußersten Elend. Ihre Tochter braucht einen Rock; da läßt sie sich die Haare abschneiden und verkauft ihre schönen blonden Flechten. Ihr Kind wird krank, Doctor und Apotheker wollen bezahlt sein; da läßt sie sich ihre beiden schönsten Zähne ausziehen und verkauft diese. Aber das reicht noch nicht, und mit dem verzweifeltsten Ruf: „Verkaufen mir das Uebrige“ wirft sie sich der Prostitution in die Arme. Sie geräth, unschuldig natürlich, mit der Polizei in Conflict. Der Polizeiinspector Savert verurtheilt sie zu sechs Monaten Gefängniß. Herr Madeleine, der inzwischen von all' den Leiden Kenntniß erhalten hat, setzt es durch, daß das unglückliche Mädchen nach dem Spital überführt wird, und zwar gegen den Willen des unerbittlichen Savert. Dieser wird des Herrn Madeleine unverföhnlicher Feind, und der Zufall macht denselben überstark; denn Savert, der früher in Toulon Beamter am Zuchthause war, bekommt heraus, daß Herr Madeleine identisch ist mit dem Verbrecher Jean Valjean.

Herr Madeleine hat nämlich einem Kärner, Namens Fauchelevent, der in Gefahr stand, überfahren und von dem schweren Wagen zermalmt zu werden, durch eine übermenschliche Anstrengung das Leben gerettet. Er hat den Wagen mit den Schultern aufgehoben. Savert hat dies gesehen und sich gesagt: solche Kräfte kann nur ein Galeerensträfling besitzen, und sein Verdacht hat sich als begründet herausgestellt. Er denunciert

also den Maire Madeleine als den gefährlichen Ausbrecher Jean Baljean. Man antwortet ihm, er habe den Verstand verloren, denn der wahre Jean Baljean befinde sich hinter Schloß und Riegel. Man habe diesen Menschen, der unter dem falschen Namen Champmathieu verschiedene schwere Diebstähle verübt, endlich erwischt; er sei von drei bekannten Verbrechern, die mit ihm in Toulon zusammen gewesen sind, recognoscirt worden und werde also jetzt vor das Gericht gestellt und ohne Zweifel in Anbetracht seiner Vorbestrafungen zu lebenslänglichem Buzthause verurtheilt werden.

Als Herr Madeleine Kenntniß von diesen Thatfachen erlangt, hat er einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Champmathieu ist ein ganz gemeiner uninteressanter Verbrecher, der dazu bestimmt ist, den größten Theil seines Lebens im Buzthause zuzubringen. Er hat die Verbrechen, die den Gegenstand der Anklage bilden, begangen; aber diese Verbrechen werden nicht so hart bestraft werden, wenn es sich herausstellt, daß er nicht im Recidiv ist. Dadurch, daß er für Jean Baljean gehalten wird, wird seine Strafe verschärft, erleidet er also Unrecht. Jean Baljean, der wirkliche, hat also die Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Aber hat er nicht auch die Pflicht, sich selbst, seinen Arbeitern und seiner Gemeinde gegenüber, sich zu erhalten? Er ist der hochangesehene Herr Madeleine, und er wird es nun unangefochten bleiben, wenn ein Jean Baljean in irgend einem Buzthause langsam zu Grunde geht. Er hat die Gelegenheit, seine furchtbare Vergangenheit loszuwerden. Dieses tragische Für und Wider wälzt sich in seiner Seele hin und her, und schließlich siegte die Erkenntniß: es muß die Wahrheit gesagt werden.

Baljean-Madeleine erfährt, daß die Verhandlungen in Arras beginnen. Er macht sich auf den Weg. Das Schicksal wirft ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg, um es ihm gleichsam unmöglich zu machen, das Ziel zu erreichen. Aber Jean Baljean überwindet alle wie Mörös, zwar nicht um den Freund zu retten, sondern nur, um sich zu Grunde zu richten. Gerade vor Thoreschluß kommt er an; er denuncirt sich, er wird verhaftet in dem Augenblicke, da Fantine im Hospitale ihr Leben aushaucht. Er hat dem armen Mädchen noch versprochen, sich des Kindes anzunehmen. Er entwischt und kommt in der Verkleidung eines Arbeiters nach Paris.

In der zweiten Abtheilung, „Cosette“ (Band 3 und 4), müssen wir uns zunächst mit Geduld wappnen, ehe wir den Bekannten wieder begegnen und den Faden der Handlung wiederfinden. Victor Hugo füllt 19 Capitel mit der Schilderung der Schlacht von Waterloo. Unter den Hünen des Schlachtfeldes, den Leichenräubern, finden wir die Thénardiens wieder. Bei dem Beginnen, die Leichen zu bestehlen, retten sie, ohne es zu wollen, einem Oberst Pontmercy das Leben, der in diesen Scheusalen seine Wohlthäter erblickt und ihnen ewige Dankbarkeit zu schulden vermeint.

Jean Valjean wird inzwischen wieder gefaßt, zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Buchtthaus begnadigt. Er entkommt noch einmal, wirft sich in's Meer und wird officiell als todt erklärt. Die Leiche hat nicht aufgefißt werden können; mit gutem Grunde: denn Jean Valjean lebt. Er begibt sich zu den Thenardiers, um das Fautine auf dem Sterbebette gegebene Versprechen einzulösen und die kleine Cosette zu holen. Thenardiers pressen ihm eine bedeutende Summe Geldes ab, und Jean Valjean kehrt mit dem Kinde nach Paris zurück, wo er sich als Bettler in einem entlegenen Schlupfwinkel versteckt. Aber auch in dieser Stellung kann er der üblen Gewohnheit der Barmherzigkeit nicht entgehen, und durch die Geldspenden, die er, der Bettler, den Armen macht, erregt er den Verdacht der hohen Polizei, und Favert, der inzwischen nach Paris veretzt worden ist, wird aufmerksam. Als Valjean diese Gefahr wittert, packt er das Kind auf und streift mitten in der Nacht durch Paris, beständig von den Agenten verfolgt. Die Hezjagd ist von außerordentlicher dramatischer Spannung. Valjean klettert schließlich, immer mit dem Kinde belastet, über eine Mauer und kommt in den Klostergarten Picpus. Die Polizisten verlieren seine Spur. Aber damit ist ihm wenig geholfen, denn sie haben das ganze Viertel besetzt, und in dem Nonnenkloster ist füglich kein Obdach für den Mann. Hier erweist sich endlich einmal der Zufall dem Unglücklichen als Freund. Das erste menschliche Wesen, das Jean Valjean im Kloster trifft, ist der Gärtner Fauchelevant, derselbe, dem er einst das Leben gerettet hat. Dieser gute Mann hat den Dienst, den Herr Madeleine ihm erwiesen, nicht vergessen und erbietet sich, ihn zu retten. Er will ihn der Priorin als seinen Bruder vorstellen und von dieser erbitten, daß Herr Madeleine als zweiter Gärtner mit angestellt werde; dagegen will er der Priorin einen großen Dienst leisten. Aber alles das kann nur geschehen, wenn Jean Valjean auf natürliche Weise in das Kloster hereinkommt, und zu dem Zwecke muß er erst wieder hinauskommen; er kann aber nicht hinauskommen, weil, wie gesagt, alle Ausgänge des Klosters von Polizisten bewacht werden. Aber auch da findet sich ein Ausweg, der allerdings sehr romanhaft ist. In dem Kloster ist nämlich eine Nonne gestorben, die als Heilige von den Schwestern verehrt wird und als ihren letzten Willen den Wunsch geäußert hat: in der Kapelle des Klosters beigesezt zu werden. Das bürgerliche Gesetz steht aber der Erfüllung dieses Wunsches entgegen; die Schwester muß auf dem Kirchhof begraben werden. Um nun sowohl den letzten Willen der Verbliebenen zu erfüllen, wie auch um den sicher wunderkräftigen Leichnam der Heiligen im Kloster zu bewahren, sünnt die Priorin darauf, die weltlichen Behörden zu täuschen; und das ist gerade der Dienst, den sie von dem Gärtner verlangt. Dieser soll den Sarg mit Erde füllen, und der unnatürlich belastete Sarg soll auf dem weltlichen Kirchhofe bestattet werden, während die heilige Schwester heimlich in der Klosterkapelle

beigesetzt werden würde. Der Gärtner täuscht nicht nur die Behörden, sondern er täuscht auch die Priorin. Er füllt den Sarg nicht mit Erde, sondern Jean Baljean legt sich hinein; so wird dieser hinausgeföhren und beerdigt. Die ganze Geschichte erinnert lebhaft an das bestattete Plättbrett von Tomafche. Daß die Ausförgung Jean Baljeans wiederum nicht ganz glatt abläuft, bedarf kaum der Erwöhnung; aber schließlich kommt der Held unbehelligt in das Kloster Picpus, wird als Gärtner angestellt, Cosette wird dort erzogen, und in glücklicher Ruhe scheinen dem Elenden endlich freundliche Tage zu lächeln. Das Kind wächst heran.

Die dritte Abtheilung (Band 5 und 6) heißt „Marius“. Wir lernen da eine neue Figur kennen, den legitimistischen Bourgeois Guillenormand. Die zweite Tochter dieses Mannes, der nichts auf der Welt so haßt wie Napoleon und Alles, was mit Napoleon zusammenhängt, hat gegen seinen Willen einen Napoleonischen Offizier geheirathet, und zwar den Commandanten Pontmercy, — denselben, dem die Thénardiers bei dem Versuche, ihn zu berauben, auf dem Schlachtfelde von Waterloo das Leben gerettet hatten. Diese Tochter ist gestorben. Guillenormand hat seinen Enkel Marius zu sich genommen. Pontmercy ist krank, sein Offiziersrang ist von der neuen legitimistischen Regierung nicht anerkannt worden, er hat sich grollend in die Provinz zurückgezogen und ist dort gestorben, nachdem er seinem Sohne Marius noch anempfohlen hat, nie den Namen seiner vermeintlichen Wohlthäter und Lebensretter, der Thénardiers zu vergeffen.

Marius wächst inzwischen heran, und in dem jungen Mann entwidelt sich eine leidenschaftliche Verehrung für Napoleon. Er überwirft sich in Folge dessen mit dem Großvater, verläßt dessen Haus und fristet unter harten Entbehrungen ein Leben voll Arbeit und heldenhafter Entföpfung. Im Garten des Luxembourg begegnet er häufig einem jungen Mädchen, das mit einem alten Herren spazieren geht. Er folgt ihnen, erkundigt sich und erföhrt, daß der alte Herr ein gewisser „Vater Leblanc“, und das Mädchen dessen Enkelin sei und Cosette heiße; aber sobald er dies ausgekundschaftet hat, verschwindet das Paar seinen Blicken.

Neben dem Dachstübchen, in dem Marius arbeitet, haben die Thénardiers einen Schlupfwinkel gefunden. Marius hört, wie zu seinen Nachbarn ein alter Mann kommt, um Wohlthätigkeit zu üben, und in dem Wohlthäter erkennt er den Vater Leblanc, dessen Spuren er verloren hatte. Er hört, wie Vater Leblanc verspricht wiederzukommen, um den Leuten noch mehr Geld zu bringen. Inzwischen organisiren die Nachbarn von Marius mit einer Bande von Spizbuben und Verbrechern gemeinster Art einen Hinterhalt. Marius, der Alles belauscht, stürzt auf die Polizei, um diese von dem Anschläge zu benachrichtigen. Favert wartet mit seinen Leuten nur auf das Signal, das Marius ihm geben soll, um in das Zimmer zu dringen und die Gesellschaft aufzuheben. Vater Leblanc kommt auch

richtig wieder, wie er es versprochen hatte. In athemloser Angst lauscht Marius; da hört er in demselben Augenblicke, als er das Signal geben will, daß die Verbrecher, die er der Polizei zu überliefern im Begriff steht, dieselben Thénardiers sind, die ihm sein Vater auf dem Todtenbette als seine Wohlthäter bezeichnet und anempfohlen hatte. Marius ist starr. Zum Glück dauert Favert die Geschichte zu lange, er stürzt mit seinen Leuten in's Zimmer, die Banditen werden gefnebelt, und nun stehen sich gegenüber: Jean Valjean und Favert. Valjean entspringt, und zwar dient ihm zum Entkommen die Strickleiter Faverts.

Die vierte Abtheilung (Band 7 und 8) „L'Idylle de la rue Plumet et l'Épopée de la rue St. Denis“, ist fast ausschließlich mit Episoden ausgefüllt. In der rue Plumet hat Jean Valjean, der jetzt wiederum den Namen des Gärtners Fauchelebant angenommen hat, ein verborgenes Asyl gefunden. Da lebt er mit Cosette, und zwischen dieser und Marius entspinnt sich ein reizendes Liebesverhältniß. Die Thénardiers sind inzwischen aus dem Gefängniß entsprungen und wollen in der rue Plumet bei Valjean einbrechen. Durch die Tochter der Thénardiers, Eponine, die den Studenten Marius vergeblich liebt, wird Cosette gerettet. Valjean wechselt wiederum die Wohnung und findet in einem Gäßchen im Quartier St. Denis ein Unterkommen. Mit dem Juniaufstande im Jahre 1832, an welchem sich alle Helden der Geschichte betheiligen, schließt diese Abtheilung.

Die letzte (Band 9 und 10) „Jean Valjean“, schildert den weiteren Verlauf des Kampfes. Eponine stirbt, während sie Marius retten will. Der Einzige, der entkommt, ist Jean Valjean, der den halbtodten Marius durch die Kloaken von Paris rettet. In den Kloaken hat Jean Valjean die entsehllichsten Schicksale zu bestehen; er trifft mit seinen Peinigern, den Thénardiers zusammen, und als er endlich wieder an's Licht kommt, steht vor ihm Favert. Marius wird zu seinem Großvater gebracht, Valjean stellt sich Favert, dem er ebenfalls das Leben gerettet hat. Favert ist nun nicht mehr im Stande, seine Pflicht zu erfüllen; die Größe des Mannes, den er als Verbrecher zu verfolgen für seine Pflicht gehalten hatte, entwaffnet ihn, bringt ihn aus dem Geleise und an der Pflichtwidrigkeit geht er zu Grunde: Favert stürzt sich in's Wasser. Somit ist der einzige Mensch, der Valjeans Vergangenheit kennt, beseitigt. Marius gefunden und der alte Guillenormand gibt seine Einwilligung zu der Ehe mit Cosette, der Enkelin des Kloostergärtners Fauchelebant, der seine Enkelin mit einer Mitgift von 600,000 Francs ausstattet — es sind die Ersparnisse aus der Zeit, da Valjean Fabrikherr in M. am M. war und die er im Walde verborgen hatte.

So soll denn endlich Valjean die wohlverdiente Ruhe finden, endlich sein müdes Haupt im Schoße der Seimigen ausruhen lassen dürfen. Aber nein. — Valjean fühlt sich veranlaßt, am Hochzeitstage Marius umfassende Geständnisse zu machen, und er sieht ein — er allein und seine undankbare

Umgebung, sonst kein Mensch — er sieht ein, daß der frühere Sträfling mit dem Ehrenmanne nicht unter einem Dache haufen kann. Als einzige Gnade erbittet er sich die Erlaubniß, seine geliebte Cosette Abends in den Dämmerstunden zu sehen, und auch diese Freude wird ihm nicht lange gegönnt. Marius schöpft Verdacht, daß das Geld, das Baljean Cosette mitgegeben hat, unlauteren Ursprungs sei. Jean Baljean merkt, daß seine Besuche lästig werden; er kommt seltener und bleibt schließlich ganz weg. Er erkrankt und sein Restchen Leben verzehrt sich in der Einsamkeit, in der Verkanntheit und im Schmerze. Im letzten Augenblick wird Marius durch Thénardières, die Jean Baljean beschuldigen wollen, gerade über den Punkt aufgeklärt, der ihn am meisten beunruhigt hatte. Er erfährt, daß das Vermögen der Cosette, seiner Frau, ehrlicher Gewinn ist. Die Neue kommt über ihn. Marius und Cosette eilen zu Jean Baljean, — zu spät! sie können ihn nicht mehr retten; aber sie erklären wenigstens die letzten Augenblicke des großartigen und heldenhaften Elenden.

Bapereau, dessen ausführliche Analyse*) diejenigen nachlesen mögen, denen einerseits die vorstehende Inhaltsangabe nicht genügt, und die andererseits vor der Bewältigung der zehn starken Bände zurückschrecken, fällt über den Hugo'schen Roman das folgende, mir sehr richtig scheinende Urtheil: „Ein bedeutendes und starkes, aber auch ein ungesundes Werk, in welchem die guten und schlechten Eigenschaften in parteiischem Sinne auf's Aeußerste getrieben sind.“

Der außerordentliche Umfang, welchen Victor Hugo seinem Werke gegeben, hat ihm gestattet, uns in demselben das vollständigste Bild seines dichterischen Wesens zu geben; aber das größere Format und die fertigerе Ausmalung des Bildes lehrt trotzdem wenig Neues über den Dichter. Das merkwürdige Talent des Dichters der „Misérables“ erscheint uns nicht größer als das des Dichters von „Notre-Dame de Paris“. Der Roman „Les Misérables“ ist nur eine grandiose Bestätigung alles dessen, was wir von Victor Hugo schon wissen, weil er es uns schon oft in der eindringlichsten Weise anvertraut hat.

Schon in dem Grundgedanken, der wohlthwend durch das ganze trübe Werk hindurchgeht, — in dem tiefen und aufrichtigen Mitgefühl mit Allem, was unverschuldet oder auch verschuldet leidet, mit Allem, was unterdrückt und mißhandelt wird, mit den Stiefkindern unserer Gesellschaft — tritt uns der alte Victor Hugo wieder entgegen. Die Antithese findet in dem Charakter des Helden einen großartigen Ausdruck. Der Zuchthäusler ist ein ganzer Ehrenmann, rechtschaffen, fleißig, aufopfernd, muthig, treu, mildthätig. Die Composition befundet in ihrer Gesamtheit eine ganz seltene Kraft, die Schilderung zeigt überall den Meister.

*) *Appréciation générale des „Misérables“ de M. Victor Hugo.*

Neben den leuchtenden Eigenschaften aber auch die dunklen Flecken: die Unwahrscheinlichkeit der Voraussetzung und all' die tödtlichen Unarten, die sich hauptsächlich auf die Grundübel des Dichters Victor Hugo, auf seine Maßlosigkeit und Uebertreibung zurückführen lassen.

Ein fester Unterbau wäre nothwendig gewesen, um das schwere, vielstöckige Gebäude dieses Romans zu tragen. Unwahrscheinlich ist aber schon die ganze Vorgeschichte Jean Valjeans: die Thatsache, daß derselbe 19 Jahre im Buchtthause zubringen muß, weil er für seine hungernben Angehörigen ein Brod gestohlen hat. Ein solcher unerhörter Fall würde eben nur beweisen, daß einmal einem Unglücklichen auf das Grausamste mitgespielt worden ist; aber er beweist keineswegs Das, was Victor Hugo beweisen will: daß unsere Gesetze zu streng, unsere Gesellschaft zu lieblos, unser Staat zu sorglos ist.

Ebenso unwahrscheinlich und unbegreiflich sind die Schicksale, die Victor Hugo seinen traurigen Helden während des ganzen Verlaufs des Romans bestehen läßt. Diese Schicksale lassen sich kurz also bezeichnen: der einmal bestrafte und einmal als Verbrecher betrachtete Mensch findet keine Aufnahme wieder in der Gesellschaft, der Staat heftet sich an seine Fersen, verbietet ihm die Ruhe der Ehrlichkeit und heßt ihn wie ein wildes Thier zu Tode.

Die Verfolgung Jean Valjeans durch Javert, der das unverföhnliche Gesetz verkörpert, geht durch den ganzen Roman. Ich gestehe, daß ich niemals diese Verfolgung habe begreifen können. Jean Valjean hat seine Strafe rechtmäßig abgebußt; er ist frei, er begründet sich eine neue Stellung, er macht sich allerdings des leichten Vergehens schuldig, einen falschen Namen zu führen, aber mit einer solchen Geringsüchtigkeit kann er doch sein Leben nicht zertrümmern. Um den fälschlich für Jean Valjean gehaltenen Verbrecher nicht härter bestrafen zu lassen, als dieser es verdiente, denuncirt er sich. Er könnte es meines Erachtens ruhig auf die Gerichtsverhandlungen ankommen lassen; man würde constatiren, daß dieser Mann seine verbrecherische Vergangenheit durch das musterhafte Leben, das er jetzt führt, reichlich gesühnt hat, daß er ein nützlichcs Mitglied der Gesellschaft geworden ist und nur Gutes thut. Wenn ihm durch die Blötheit und Härte seiner Umgebung das Leben nun verleidet werden sollte, so könnte er mit seinem auf ehrliche Weise erworbenen Vermögen einfach auswandern und in einem andern Lande jene segensreiche Thätigkeit entfalten, welche ihm in dem eigenen von seinen Landsleuten erschwert oder unmöglich gemacht wird. Aber der Victor Hugo'sche Jean Valjean hat ebenso viel Furcht davor, daß seine Anständigkeit, wie daß seine verbrecherische Vergangenheit an's Licht komme. Er flieht also, und durch diese Flucht nimmt er der Gesellschaft die Möglichkeit, Gerechtigkeit zu üben. Eine solche individuelle Thorheit beweist aber durchaus nicht, was Victor Hugo beweisen will: daß unsere Institutionen schlecht seien. Die ganze, schwere, massive Geschichte steht auf thönernen Füßen.

Dieselbe Uebertreibung zeigt sich in der Schilderung des Looses, das der armen Fantine beschieden ist, der Mutter von Cosette. Ein unehe-liches Kind ist zu allen Zeiten für ein Mädchen aus dem Volke in erster Linie nur eine große Last und Beschwerde gewesen. Wenn eine Fabrik-arbeiterin wie Fantine eine tüchtige und fleißige Arbeiterin ist, so fragt kein Arbeitgeber danach, ob sie das Geld für sich allein, oder für sich und ihre Mutter, oder für sich und ihr Kind verbraucht; und stellt sich heraus, daß sie einen großen Theil ihres Gewinnes für den Unterhalt ihres Kindes dahingibt, so wird ihr sogar die verdiente Anerkennung für ihre Uneigennützigkeit und für die Erkenntniß ihrer schweren Mutterpflich-ten nicht versagt bleiben. Der Fall, daß eine gute, ehrliche und fleißige Arbeiterin bloß deshalb weggeschickt werde, weil sie den ehrlichen Gewinn mit ihrer Kleinen theilt und dieser die größere Hälfte zuwendet, ist geradezu ein unerhörter; und sollte er sich doch einmal ereignen, so würde er jedenfalls nicht als Norm für das Schicksal einer unverheiratheten Mutter aus dem Arbeiterstande hingestellt werden dürfen.

Die Lecture dieses großen Wertes wird am meisten dadurch erschwert, daß Victor Hugo, dessen verhängnißvolles Auskramen von allem Mög-lichen, was er gesammelt und erlernt hat, schon seine früheren Werke in störender Weise belastet, hier, wo er mit dem Raum gar nicht zu geizen braucht, von der Freiheit des Auspacens und Ablagerns den unbefcheidensten Gebrauch macht.

Die Handlung steht bei jeder Gelegenheit still, weil Victor Hugo irgend einen Anlaß findet, um über irgend einen Gegenstand, der mit der Geschichte entweder sehr wenig oder auch gar nichts zu schaffen hat, einen längeren Vortrag zu halten.

Man kann sich dem Verdachte nicht verschließen, daß Victor Hugo den Roman für geeignet gehalten habe, alle literarischen Auffpeicherungen, für welche er sonst keine passende Verwendung finden konnte, hier loszu-schlagen. Ueber 1000 Seiten, — sage und schreibe: tausend Seiten — sind mit Schilderungen von solchen Dingen gefüllt, die für die Geschichte der „Misérables“ durchaus entbehrlich erscheinen.

Am Anfang des dritten Bandes gibt uns Victor Hugo, der nicht vergessen hat, daß sein Vater General war, und daß er selbst dereinst zur Militärschule bestimmt war, einen phantastischen Generalstabsbericht über die Schlacht bei Waterloo. Das geht natürlich nicht an, ohne daß Victor Hugo in diesem Schlachtberichte, dessen historischer Werth sehr an-gezweifelt wird, die Gelegenheit findet, eine andere seiner Merkwürdigkeiten: die Freude am Häßlichen, die Verherrlichung des Widerwärtigen in den Vordergrund zu rücken.

Mit einem wunderbar sichern Griff hat er das Häßlichste wieder er-faßt und schwelgt nun in der Vergöttlichung der unsaubersten Materie. Victor Hugo hat das bekannte, höchst energische Wort des Generals

Cambron, das dieser auf die Anfrage, ob die Garde sich ergeben wolle, dem Feinde zugeschrien haben soll, — dies rohe, gemeine Wort, das die Hitze des Gefechts und die Todesgefahr allenfalls rechtfertigen mögen, hat Victor Hugo nicht nur in seinem Roman ausgesprochen, nicht nur verteidigt, er hat diese Antwort und dieses Wort sogar zum Gegenstande einer begeisterten Hymne gemacht und ein ganzes Kapitel über die großartige Poesie desselben geschrieben! „Cambron hat in diesen zwei Silben die europäische Coalition erkauft; aus dem niedrigsten der Worte hat er das Erhabenste gemacht; ein Hauch von oben her hat ihn begeistert, und für die Seele hat er einen Ausdruck gefunden: den Auswurf!“ Weiter läßt sich die Geschmacklosigkeit nicht treiben.

Im siebenten Bande finden wir eine große Schilderung der Revolution von 1830 und im achten Bande eine Schilderung des Barrikadenkampfes vom Juni 1832, die noch im neunten Bande fortgesetzt wird; Hugo fühlt hier das Bedürfnis, sich als großen Strategen zu zeigen. Dann folgt die endlose Schilderung der Kloaken von Paris, die ebenfalls einige hundert Seiten füllt. Ich habe bei der Aufzählung noch die Schilderung des Klosters Picpus vergessen und vieles, vieles andere!

Der von mir bereits angeführte Fall Cambron veranschaulicht uns schon die unangenehme Verschwisterung der Maßlosigkeit mit der Geschmacklosigkeit. Es kommen in den „Misérables“ Bilder vor, die geradezu haarsträubend sind. Da heißt es einmal: „Er schlug den Katastrophen auf den Bauch“ (V, 211), „das Ideale und das Absolute stößten niemals das Taschentuch“ (VII, 417). Ähnlichem Ungeheuerlichen begegnen wir auch in den späteren Romanen, wie z. B. in den „Travailleurs de la mer“ der Bliz verglichen wird mit „der rothen Zunge, die der Himmel herausstreckt“. Die Bildlichkeit wird namentlich unausföhrlich in den philosophischen Abhandlungen, die überhaupt an krausem und wirrem Zeug überreich sind. Wenn ich darauf verzichte, hierfür eine ganze Reihe von den seltsamsten Beispielen anzuföhren, so geschieht dies nicht in Folge des Mangels an Material, sondern weil ich nicht in denselben Fehler verfallen will, dessen ich Victor Hugo zeihe, — nicht in den Fehler, nicht aufhören zu können.

Eine Eigenthümlichkeit ist in diesen „Misérables“ besonders auffällig: ich meine die pomphafte mise-en-scène. Jedes Buch ist in so und so viel kleine Kapitel getheilt, von denen einige nur ein Paar Seiten zählen und jedes dieser Kapitel trägt eine eigenthümliche, schwer verständliche Ueberschrift. „Ein Sturm im Schädel,“ „Die Verbindung zweier Sterne,“ „Der Judas der Vorsehung,“ „Gut geschnitten, schlecht genäht,“ „Die Rose bemerkt, daß sie eine Kriegsmaschine ist“ zc. Ich finde, diese Art, die Aufmerksamkeit anzustacheln, hat etwas Unseines, das zu sehr an die Ankündigung von herumreisenden Kunstreitern: „Große Extra-Gala-Parforce-Vorstellung“ erinnert. Diese Absonderlichkeit ist allerdings nur eine

neue Form der Brunktsucht und Großthueri, die uns schon früher aufgefallen ist.

Diese zeigt sich auch wieder in der Vorrede zu dem folgenden Roman: „Les travailleurs de la mer“ (1866). Ich habe schon flüchtig darauf hingewiesen, daß Victor Hugos Vorreden nichts anderes sind als der versuchte Nachweis: die folgende Dichtung als eine von jeder Kleinlichkeit, von jeder Zufälligkeit befreite, nothwendige Manifestation der Entwicklung in der Natur des Dichters und im Menschengeschlechte darzustellen. Victor Hugo hält sich für viel zu erhaben, um sich durch irgend etwas Aeußerliches zu einer Dichtung anregen zu lassen. Jede seiner Dichtungen gilt in seinen Augen als eine unabweiskliche Nothwendigkeit, als der organische Ausdruck irgend eines großen Naturgesetzes. Gewissermaßen hat der Dichter auch Recht, wenn auch nicht ganz so, wie er meint. Wichtig ist, daß die äußere Anregung bei ihm niemals auf seine dichterische Wirksamkeit einen tiefen Eindruck macht, daß er weniger in sich aufnimmt als aus sich herausgibt, daß Alles, was ihm von der Außenwelt durch die Beobachtung dargeboten wird, in dem mächtigen Räderwerke seiner Phantasie in kleinste Stücke zerrieben wird, um sich bequem in die alte Form hineinpressen zu lassen, und daß, wenn das Empfangene durch das Medium des Geistes des Dichters wieder an uns zurückgegeben wird, es von seinem ursprünglichen Wesen so gut wie nichts sich bewahrt hat und immer in der eigenthümlichen, eigenartigen Victor Hugo'schen Umgestaltung an uns zurückgelangt.

Daraus möge es sich denn erklären, daß Victor Hugo die äußeren Anregungen als unter seiner Würde stehend überhaupt negirt, obgleich dieselben doch häufig offenbar sind.

Die beiden Romane, die ganz im Exil geschrieben sind, „Les travailleurs de la mer“ und „L'homme qui rit“, spielen zum größten Theil am Ufer, auf den Wellen, im Wasser. Ein gewöhnlicher Erklärer findet das ganz natürlich. Er sagt sich: der Dichter lebt auf einer einsamen Insel im Canal, er hat täglich das majestätische Schauspiel des Meeres vor Augen, da ist es ganz unvermeidlich, daß die gewaltigen Elemente auch das Gemüth des Dichters bewegen müssen. Victor Hugo aber behauptet: Das ist es nicht! Wir erfahren vielmehr, daß „der Dichter der irdischen Kämpfe“, als solchen bezeichnet sich Victor Hugo, nunmehr nothgedrungen die „Travailleurs de la mer“ zur Vollendung seiner dichterischen Sendung schreiben mußte. Und zwar deshalb: Der Mensch hat, nach Victor Hugo, drei Kämpfe zu bestehen: den Kampf gegen die Religion, den gegen die Gesellschaft und den gegen die Natur, „weil ein dreifaches Verhängniß auf uns lastet, das Verhängniß der Dogmen, das Verhängniß der Gesetze, das Verhängniß der Dinge“. Er ist erkoren, jedes dieser Verhängnisse durch einen Roman zu bekämpfen. Deswegen hat er also zunächst „Notre-Dame de Paris“ geschrieben, Kampf gegen die Religion, gegen das Ver-

hängniß der Dogmen; dann die „Misérables“, Kampf gegen die Gesellschaft, gegen das Verhängniß der Geseze; deswegen muß er jetzt die „Travailleurs de la mer“ schreiben, welches den Kampf gegen die Natur, gegen das Verhängniß der Dinge darstellen soll.

Diese falsche Großartigkeit imponirt nur denen, die sich durch bezaubernde Phrasen den nüchternen Sinn leichtlich umnebeln lassen. Lassen wir uns dadurch nicht irremachen! Die „Travailleurs“ sind eben so wenig eine Fortsetzung der „Misérables“, wie die „Misérables“ eine Fortsetzung von „Notre-Dame de Paris“ sind. Diese drei Dichtungen haben nie einen inneren Zusammenhang gehabt, und der Dichter betrügt sich selbst, wenn er einen solchen in dieselben hineinkünstelt; er täuscht sich ferner, wenn er glaubt, daß die „Travailleurs de la mer“ neben den beiden größten Romanen eine gleichberechtigte Stellung einnehmen sollen.

Die Geschichte der „Meerarbeiter“ ist außerordentlich einfach, und es gehört die ganze Begabung Victor Hugos für Ornamentik und Decorationsmalerei dazu, um daraus einen großen Roman zu machen. Man kann den Inhalt ziemlich vollständig in einem Satze wiedergeben: Ein braver Schiffer rettet mit unendlichen Gefahren aus den Fluthen die Maschine eines gestrandeten Schiffes, weil er hofft, daß er als Lohn dafür die Hand der Tochter des Rheders, dem das Schiff gehört, erhalten werde; er entsagt aber dem Glück seines Lebens, nachdem er sich überzeugt, daß das junge Mädchen einen Andern liebt; er sieht das glückliche Paar nach England segeln, die Fluth steigt, er bleibt unbeweglich sitzen, den Blick beständig auf das Schiff geheftet, das sein Liebsteß davonträgt und in demselben Augenblicke am Horizonte untertaucht, als die Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen.

Die Geschichte erinnert im Großen und Kleinen an den „Taucher“; und in dem Hauptstücke, in dem Kampf mit dem Meerungeheuer „le pieuvre“ ist sie eine Combination des „Tauchers“ mit dem „Kampf mit dem Drachen“. Man kann sich denken, wie Victor Hugo darin schwelgt, all das Furchterliche zu schildern, was unsere Phantasie bei den Ungeheuern der Tiefe vermuthet. Victor Hugo braucht aber natürlich mehr Seiten als Schiller Worte, um das grause Gemisch, die widerwärtigen Klumpen, des Hammers gräuliche Ungehalt und dergleichen mit seinem unendlichen Wohlgefallen am Scheußlichen zu malen.

In diesem Romane wie auch in dem folgenden, „L'homme qui rit“, macht sich die schon mehrfach gerügte Weisheitskrämerei in einer wo möglich noch gesteigerten Schwachhaftigkeit breit. Man hat beim Lesen dieser Romane oft das Gefühl, als befände man sich im Laden eines Trödlers, in dem neben mancher werthvollen Antiquität auch allerhand nichtiger Plunder zusammengetragen ist, ohne Auswahl, ohne künstlerische Anordnung, ohne Sinn und Verstand, wie es der Zufall und die Gelegenheit jußt gesüßt haben. Unter all dem mit Staub bedeckten Geröll

entdeckt unser Auge bisweilen aber auch ein wahres Meisterwerk; aber man muß scharf hinsehen, sonst sieht man eben nur den Staub.

Es ist geradezu unglaublich, was Victor Hugo in diesem Werke von Specialkenntnissen zum Besten gibt. Botanik, Mineralogie, Zoologie, Meteorologie und alle sonstigen Gebiete der Naturwissenschaften, Geographie, Localgeschichte, Verwaltungsgeschichte, alles das und vieles Andere wird uns aufgetischt. Alles, was Hugo irgendwo in einem alten Folianten, in einem Schmöker — für derartige Bücher scheint er wie viele geistreiche Leute eine ganz besondere Vorliebe zu haben — aufgestöbert hat, muß er uns mittheilen. Es wird uns nichts geschenkt! Keine Notiz aus seinen dicken Collectaneen geht uns verloren! Alles, was er irgendwo gelesen hat, über Winde und Wetter, Sandbänke und Felsenriffe, Fische und Meerungeheuer, Vögel, die über das Wasser ziehen, Fahrzeuge, die auf den Wogen geschaukelt werden, Alles, was er von dem Schiff im Einzelnen erkundet hat, von den Masten, Segeln, Kabinen, Kompassen, Sanduhren, Rettungsbooten, Ankern, Balken in den verschiedenartigsten Constructionen und zu den verschiedenartigsten Zwecken, — Alles, was in der Tiefe ruht, Alles, was auf der Fläche schwimmt, Alles, was in den Lüften schwebt, Alles, was mit dem Meere irgendwie in Verbindung gebracht werden kann, wird von diesem erbarmungslosen Mann in wildem Durcheinander vor den Augen des ermatteten Lesers vorbeigehehrt! Bisweilen vergißt man ganz und gar, daß man einen Roman liest; man meint, ein Handbuch für Seefahrer, Lootsen, Schiffbauer und solche, die es werden wollen, in den Händen zu halten; ohne ein nautisches Wörterbuch sind diese Dinge gar nicht zu verstehen.

Und wozu das Alles? Das Interesse wird nicht dadurch erhöht, ganz im Gegentheil, der Werth als Dichtung nicht gesteigert. Liegt all dieser nutzlosen Mühe wirklich nichts anderes zu Grunde als das kindliche Verlangen, den Leser davon zu überzeugen, daß Victor Hugo mancherlei kennt und beim rechten Namen zu nennen weiß, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt? Wie dem auch sei, ebenso wenig, wie ein gutes Bild dadurch zu Stande kommt, daß der Schlachtenmaler mit größter Sorgfalt und botanischer Genauigkeit die Staubfäden auf einer gleichgültigen Blume im Hintergrunde auspinselt; ebenso wenig entsteht aus wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Kleinigkeitskrämereien eine gute Dichtung. Die Perspective geht ganz verloren. Und es kommt noch ein Bedenken hinzu! Die Wissenschaftlichkeit nämlich, die uns Victor Hugo professorenhaft vorträgt, erscheint oft nicht ganz lauter.

So lange er von Dingen spricht, die wir nicht controliren können, setzt er uns immer in Erstaunen. Wenn er uns das seltsame Patois der Kelten, Basken und Iren vorträgt, — es kommen lange Dialoge in diesem Jargon vor — so fragen wir halb überrascht, halb verwundert:

wo in aller Welt hat der Dichter diese wunderbare Philologie aufgetrieben? Aber Victor Hugo ist auch unvorsichtig genug, bisweilen aus bekannteren Sprachen zu citiren, z. B. aus der deutschen Sprache, die wir vielleicht besser kennen als er; und aus der englischen, die wir vielleicht ebenso gut kennen wie er. Und da kommen denn so seltsame Dinge vor, daß wir auch mit einem nicht ungerechtfertigten Mißtrauen gegen seine Kenntnisse der schwerer zugänglichen Sprachen erfüllt werden.

Im „L'homme qui rit“ ist z. B. ein deutsches Citat. Es zählt nur vier Worte: „Bist du bei mir?“ und das „mir“ schreibt Victor Hugo „mirh“. Wenn er etwas deutsch verstünde, würde man glauben können, daß er zwischen „mir“ und „mich“ geschwankt habe; aber die ganz undeutsche Buchstabenzusammenstellung „rh“ zeigt eben, daß er von unserer Sprache gar nichts versteht. Ebenso ergeht es ihm mit dem Englischen. In dem Romane tritt zu wiederholten Malen ein unheimlicher Justizbeamter auf, dessen Functionen ganz genau beschrieben werden. Der Dichter schildert uns die Kleidung dieses Beamten, dessen Perrücke, den fürchterlichen Stab mit der eisernen Spitze u. Dieser gewaltige Verhaftungsvollstrecker heißt bei Victor Hugo immer der „wapentake“. Nun ist unglücklicher Weise „wapentake“ keine Person, sondern ein Ding; der „wapentake“ ist in der altenglischen Verwaltung ein Bezirk von hundert Mann, ein Cent. Was soll man nach diesen Proben von den Dialogen in fremderen Zungen halten?

Im „L'homme qui rit“ hat die Liebe des Dichters für das Entsetzliche, Abstoßende, Schauerliche den höchsten Grad erreicht. Die Mißgestalt des Triboulet, der Höcker der rothhaarigen Quasimodo mußten noch überboten werden; und deswegen ist der Held, „der Mann, der lacht“, diesmal nicht ein von der Natur Mißhandelter, sondern ein Verstümmelter, ein teuflisches Artefact, eine zurecht geschnittene Frage, die gleichzeitig Lachen und Schauern, Mitgefühl und Ekel einflößt. Der Unglückliche wird im Roman Gwynplaine genannt. Er stammt aus einer hohen aristokratischen Familie, ist auf einer einsamen Insel ausgesetzt, bei einem furchtbaren Schneegestöber, zuvor aber für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß er doch am Leben bleiben sollte, so verstümmelt worden, daß die Identität dieses Entstellten mit dem ausgesetzten Kinde fast unmöglich festgestellt werden könne. Der kleine Junge wird von einem gutmüthigen Gaukler, der sich Urfuß nennt, aufgenommen.

„Was hast Du zu lachen?“ fragte ihn der Gaukler. „Ich lache nicht,“ antwortete der Knabe. Urfuß schauderte und sprach nach kurzer Pause: „Dann bist Du fürchterlich.“ Er legte seine beiden Hände auf die Schultern des Kindes, sah es mit herzzerreißendem Ausdruck an und wiederholte: „Lache nicht mehr.“

„Ich lache ja nicht,“ sagte das Kind wiederum.

Urfuß schüttelte den Knaben halb wüthend, halb mitleidig und schrie: „Wer hat Dir das angethan?“

„Ich weiß nicht, was Ihr jagen wollt.“

„Seit wann hast Du dieses Lachen?“

„Ich bin immer so gewesen.“

„Hm,“ brummte Ursus, „ich glaubte, daß diese Arbeit jetzt nicht mehr gemacht würde;“ und er nahm kopfschüttelnd einen alten Folianten, blätterte in demselben und sprach: „Hier steht's: *De denasatis. Bucca fissa usque ad aures, genzivas denudatis, nasoque murdridato, masca eris et ridebis semper!*“

Was in der Uebersetzung aus dem sehr fragwürdigen mittelalterlichen Latein etwa so heißen würde: „Ueber die Entnasten (Nasenlosen). Wird Dir die Wange bis zu den Ohren aufgeschlizt, das Zahnfleisch bloßgelegt und die Nase gestutzt, so wirst Du eine Maske sein und immer lachen.“

Der Kleine ist also das Opfer der „Comprachicos“ (Kinderkäufer), jener fürchterlichen Verbrecher, die sich damit befaßt haben sollen, Kinder, die als Erben und sonstwie ihren Angehörigen unbequem werden konnten, unkenntlich zu machen, die in Menschenfleisch arbeiteten, für Zigeuner Budel und Zwerge, für die Höfe Narren fabricirten.

Sobald Victor Hugo diesen entsetzlichen Menschen gefunden hat, stattet er ihn natürlich mit allen Vorzügen der Seele und des Geistes aus. Es macht dem Dichter das größte Vergnügen, die unmögliche Aufgabe zu lösen: daß dieser graufige Mensch sympathisch wirke, und daß dessen große Seele die Fürchterlichkeit der Erscheinung unterjochte. Er erfüllt das Herz seines Helden auch mit der reinsten Liebe, und der Entsetzliche wird eben so rein und tief geliebt. Hier hat der Dichter noch einiges Mitleid mit unsern Nerven: die Geliebte ist blind.

Man muß es dem Dichter lassen, daß er vor den äußersten Consequenzen seines Systems nicht zurückbebt ist. Aber sind diese äußersten Consequenzen nicht schon an sich die unmässigsten Verurtheilungen seines Systems? Kann man sich etwas Widernatürlicheres, Gräßlicheres, Abscheulicheres denken als diese grinsende Maske? Mit einer wahren Befriedigung schlägt man das schreckliche Buch zu. Man empfindet etwas wie eine Erlösung, wenn man sich durch alle die Gräucl hindurchgearbeitet hat. Hier hat die Geschmacklosigkeit den Gipfelpunkt erreicht, und in dieser Beziehung hat sich Victor Hugo bis jetzt noch nicht überboten. Aber das Unmögliche erscheint bei ihm möglich, und da er das letzte Wort noch nicht gesprochen hat, so können wir vielleicht noch Schlimmeres erleben. Was nützt es uns, was nützt es ihm, daß auch in diesem Werke wunderbare Schönheiten und sogar reichlicher als in den „Meerarbeitern“ enthalten sind?

IV.

Mit dem 4. September 1870 erreichte Victor Hugos Verbannung ihr Ende. Seinem Gelübde getreu, hat er den Boden Frankreichs nicht betreten, so lange Napoleon auf dem Throne war. Wir können uns über

diese letzte Periode im Leben Victor Hugos kurz fassen. Als Politiker hat er keinen Einfluß wieder gewonnen, und der Dichter hat seinen Lorbeeren keine neuen hinzugefügt. Er hat Werke veröffentlicht, welche beweisen, daß sich sein außerordentliches Talent noch immer nicht erschöpft hat; aber seine Production aus jüngster Zeit unterscheidet sich in keiner besonderen Weise von der Production aus früheren Tagen. Wir würden in denselben nur neue und zahlreiche Beläge finden für das, was wir als eigenthümlich und charakteristisch für den Dichter schon ausgeführt haben.

In den ersten Tagen des Septembers betrat Victor Hugo nach neunzehnjähriger Abwesenheit Paris, das er über Alles liebt. Er wurde mit Begeisterung empfangen und hielt verschiedene Reden. Kurz darauf richtete er ein Manifest an die Deutschen, in welchem er dieselben aufforderte, die Republik zu erklären und der französischen Republik die brüderliche Rechte entgegenzustrecken. Napoleon sei nun beseitigt, der Krieg habe also nun keinen Zweck mehr; die Armeen könnten umkehren, es wäre Alles in schönster Ordnung. Wider sein Erwarten ließ sich Moltke dadurch in seinen Berechnungen nicht stören, und Bismarck setzte seine Politik fort, ohne die Victor Hugo'schen Rathschläge besonders zu berücksichtigen; ja, auch das deutsche Volk bekümmerte sich nicht weiter um all die Volkstönigkeiten. Darauf verfaßte Victor Hugo ein zweites Manifest, in welchem er alles Lebende und Todte zum Kampf gegen die deutschen Barbaren anfeuern wollte; er hat sogar die Dächer, auf die blonden Fjorden herabzustürzen. Er selbst bedeckte sich zum Zeichen seiner kriegerischen Gesinnung mit dem Käppi eines Nationalgardisten, das er während des ganzen Krieges und sogar noch in Bordeaux beständig trug.

Mit einer ungeheueren Stimmenzahl wurde er zum Vertreter von Paris für die Nationalversammlung ernannt, wo er für die Fortsetzung des Krieges und gegen die Friedenspräliminarien seine Stimme erhob. Am 8. März 1871 gab er seine Entlassung, weil er auf der Tribüne von der Rechten mehrfach stürmisch unterbrochen worden war und nicht zu Worte kommen konnte.

Einige Tage darauf wurde er von einem neuen schweren Unglück in seiner Familie betroffen. Seine Frau hatte er bereits im Jahre 1868 verloren; am 13. März 1871 starb sein ältester Sohn Charles im Alter von 45 Jahren an einem Schlaganfall. Charles war mit seinem Vater nach Bordeaux gereist; am 13. Morgens frühstückte er noch ganz gemüthlich mit seinem Vater und Louis Blanc; Abends 8 Uhr nahm er einen Wagen, um zu dem Abschiedsdiner, das Victor Hugo seinen Freunden geben wollte, zu fahren; als der Kutscher den Schlag öffnete, war der Insasse todt.

Während der Commune blieb Victor Hugo in Paris, theilhaftig sich aber nicht an den Acten der Regierung und bewahrte eine weise Zurückhaltung. Nach dem Siege der Versailler begab er sich nach Brüssel. Von da aus richtete er am 26. Mai einen sehr energischen Brief an seine

Freunde, in welchem er Protest erhob gegen den Beschluß der belgischen Regierung: den Anhängern der Commune den Aufenthalt in Belgien nicht zu gestatten. Er erklärte, daß er sein Haus jedem Flüchtling als Asyl darbot. Die belgische Regierung, die besürchten mochte, daß aus diesem Auftreten eines Einzelnen ihr allerhand diplomatische Schwierigkeiten erwachsen könnten, sah sich veranlaßt, Victor Hugo aus Belgien auszuweisen. Der Brüsseler Pöbel trieb vor dem Hause des Dichters den blödesten Unfug, warf die Scheiben ein u. Victor Hugo war während dieser Notheiten in Lebensgefahr. Er begab sich darauf nach London, und von da kehrte er nach Paris zurück. Bei den Wahlen zur Versailler Nationalversammlung unterlag er gegen Bautrain.

Im Februar 1872 veröffentlichte er eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „L'année terrible“, die ein Seitenstück zu den „Chatiments“ bildet. Es ist dieselbe maßlose Heftigkeit, derselbe besinnungslose Haß, bisweilen dieselbe Großartigkeit und immer dieselbe Narretei. Diesmal ist der Gegner, den er mit den stärksten Waffen seiner poetischen Künstkammer angreift, nicht mehr der inzwischen stillgewordene Napoleon; das siegreiche Deutschland ist es.

Ungleich bedeutender ist das nächste Werk, der Roman „Quatrevingt-treize“ (1874). Dieser Roman würde, wenn er nicht an der unendlichen Redseligkeit des Alters litte, vielleicht unter Victor Hugos Prosaschriften eine der ersten Stellen einnehmen. Wäre nur nicht das unendliche Geräusch, Geklapper und Gestampf mit Worten, wären nur nicht die schrecklichen Uebervucherungen des Ungehörigen! Die Episode der Kinder, die in dem belagerten Schlosse als Geißeln festgehalten werden und sich damit heulstigen, aus den schönsten Büchern der Bibliothek die Seiten heranzureißen, ist nach meinem Dafürhalten das Lieblichste, was Victor Hugo überhaupt geschaffen hat. Es ist eigentlich auch natürlich, daß der alte Mann, der seine Enkel beständig um sich hat und liebevoll beobachtet, den kleinen George und die kleine Jeanne, gerade diese Bilder aus dem Kinderleben mit dem poetischsten Reize auszustatten vermag. Hier schreibt er eigentlich zum ersten Mal der Natur nach. Man sieht diesen Seiten an, wie Victor Hugo die Kleinen liebt; und diese Liebe zu seinen Enkeln hat in seinem letzten Werke, „L'art d'être grand-père“ (1877) noch einen besonders wichtigen und weihewollen Ausdruck gefunden.

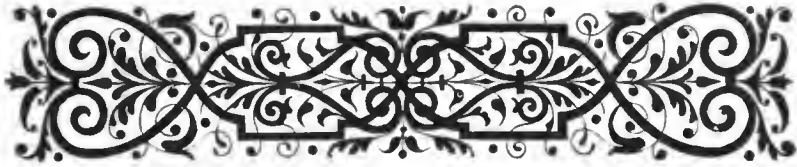
Diese heißgeliebten Enkel sind die Kinder seines in Bordeaux verstorbenen Sohnes Charles, der im Jahre 1868 oder 1869 sich in Brüssel mit Anna Lehane verheirathet hatte; die Wittwe Charles' hat sich am 3. April 1877 mit Eduard Votroy, einem sehr tüchtigen Manne, der ganz der politischen Richtung Victor Hugos angehört, wieder vermählt. Dem alten Manne sind nur seine beiden Enkel geblieben; denn auch sein zweiter Sohn, François Victor, ist ihm am 26. December 1873 nach einer langen, schmerzlichen Krankheit durch den Tod entrisen worden.

Victor Hugo bekleidet seit dem 20. Februar 1876 die Würde eines Senators der Republik. Als solcher hat er in jüngster Zeit noch einmal das Wort ergriffen, um mit der ihm eigenthümlichen Feierlichkeit gegen den ultramontanen Staatsstreich vom 16. Mai 1877 Einspruch zu erheben. Seine vorgelesene Rede, die manchen schönen Gedanken in ächt Hugo'scher Fassung enthielt, hat in unsrer sachlichen Zeit zwar nicht den erwarteten Erfolg gehabt; aber die Stimme des greisen Dichters, die gleichsam aus dem Grabe der Vergangenheit zu uns herübertönte, hat doch die Hörer mächtig ergriffen und durch ihre Würde die Spötter entwaffnet.

Wir sind mit unserer Charakterisirung des Dichters und mit der Bezeichnung der hervorragenden Data aus seinem Leben am Ende angelangt. Ich halte es nicht für nöthig, wie es sonst wol üblich ist, zum Schlusse noch einmal das Facit des Gesagten zu ziehen; denn ich bin durch die Gleichartigkeit der Victor Hugo'schen Arbeiten schon häufiger, als mir lieb war, zu einer Wiederholung, zu einer Bestätigung des bereits Gesagten, zu einem Hinweise auf schon Bekanntes genöthigt gewesen.

Keiner der französischen Dichter besitzt eine solche imponirende Großartigkeit, aber auch keiner so offenbare Schwächen wie er. Die erstaunlichste Seite an ihm ist die virtuose Behandlung der Sprache. Man hat ihn deswegen den Paganini der Literatur genannt. Der Vergleich stimmt nicht ganz, denn Paganini spielte doch nicht alle seine Bravourstückchen auf derselben Saite, wie Victor Hugo alles auf der Antithese spielt. Sein größter Fehler ist der Mangel an Geschmack und die daraus folgende Weitschweifigkeit. Bei keinem steht das Schema so fest wie bei ihm. Aus diesen wunderbaren Widersprüchen, die wie alles in der Natur dieses Dichters kolossale sind, erklärt sich auch, daß keiner der französischen Dichter so begeisterte Verehrer und keiner so erbitterte Gegner zählt wie er. Alle seine Dichtungen sind einer reinen, edlen und großen Seele entsprungen.





Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.

Von

Josef Rant.

— Wien. —

I.

Etwas vom Erfolg.



In Tagen großer Kriegereignisse pflegt die Aufmerksamkeit der Welt geraume Zeit in eigenartiger Weise auf die Probe gestellt zu werden. Der Phantasie wird gerade genug geboten, um sie zu reizen, zu wenig, um sie zu befriedigen. Die Armeen bewegen sich nur in dunklen Massen, man liest von Armee-corps, die sich in gewissen Richtungen bewegen, es werden Flüsse überschritten, Höhenzüge besetzt, Umgehungen eingeleitet; die feindlichen Schaaren sind sich endlich nahe genug gekommen, eine Schlacht wird erwartet. Die Schlacht wird geschlagen, ein glänzender Sieg erfochten, und auf einmal ist es, als ob der hellste Tag die bisher in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Armee des Sieges beschiene. Tausend Gestalten treten im Sonnenscheine hervor, Tausende von Namen werden bewundernd genannt; vom Commandirenden bis zur Schaar der Offiziere, die sich ausgezeichnet haben, und von diesen bis zur langen Liste der Verwundeten und Todten leuchtet ein breiter Ruhmesglanz des Sieges, in welchem auch die Nummern ganzer Regimenter erscheinen. Was dieser Ruhmesglanz im Einzelnen noch nicht deutlich genug hervorgehoben, das besorgt nunmehr die Tageschronik; den allgemeinen Schlachtberichten folgen Berichte über einzelne Bravouren, Erstürmung von Höhen, Bayonetangriffen, Flankenmärschen und Vertheidigung exponirter Punkte, bis der erwähnte Entschluß ankam. Weh, wenn es gerade der Commandirende verstanden hat, die Welt durch außerordentliche List, Gewandtheit, Kraft in Erstaunen zu setzen. Nun ist er unbeschützt vor der Mittagklarheit über seinem Dasein; Vorleben, Herkunft, Jugend,

Eltern, Frau und Kinder, Onkel und Tanten müssen aus den Coulissen, wie im Theater oft ein gerufener Künstler ein ganzes Gehänge von Collegen hinter sich her über die Bühne zieht. Daß der Kriegsgeneral als Knabe einmal über einen Bach gesprungen und glücklich hineingefallen — selbst das ist nun würdig, der Welt nicht länger vorenthalten zu werden.

Geht es aber in andern Dingen anders?

Spricht man nicht auch vom Kampf des Lebens, aus dessen dunkler Massenbewegung von Zeit zu Zeit in Gruppen oder einzeln die Helden des Erfolgs aufstauen, wie vom Lichtstrom einer höheren Welt urplötzlich beleuchtet?

Staatsmänner, Gelehrte, Erfinder, Reformer haben das erlebt; Künstler und Poeten nicht minder.

Heute noch dunkle Gestalten im Gewoge des Lebens, von den Angehörigen und Freunden selbst nicht erkannt und richtig gewürdigt, fällt morgen jener bekannte Strahlenkegel aus den Wolken, der auf Saulus fiel, als er sich in Paulus verwandelte; der Glanz des Erfolgs trifft sie und sie sind hervorgehoben aus der Menge und preisgegeben dem Erstaunen der Welt, die nicht ruht, bis sie über Person und Schicksal des Ausgezeichneten Alles erfahren, Gutes und Schlimmes, Bedeutsames und ganz Alltägliches . . .

So will es die Chronik der Zeiten, die Kinderneugierde der Welt; — so wollen es — o, diese Blätter!

II.

„Euer Name, Herr?“

Eines Spätherbsttages im Jahre 1870 ging in Wien auch noch eine Gestalt herum, dunkel wie tausend andere, die an einander vorüberreifen, ohne besondere Merkmale für ein auffallendes Signalement des Lebens, ihren Halt und Lebensunterhalt suchend auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege — in einem Bureau. Die guten Tage der Theater hatten begonnen, erste Vorstellungen sollten den Impuls der Schaulust beleben, auf einem Theaterzettel las man: „Der Pfarrer von Kirchfeld“, Volksstück mit Gesang in vier Akten, von L. Gruber. „Gruber, Herr?“ Gruber. Gut denn, wenn es nicht anders ist. Ein Pfarrer auf dem Bettel, ein Pfarrer auf der Bühne, ein Pfarrer vielleicht im Conflict mit sich, mit der Welt, mit dem Oberstcomandirenden in Rom? . . . „Das muß man seh'n! . . .“ So mochten Manche sagen, Viele denken. Das Theater an der Wien machte am Abend der Darstellung eine gar freundliche Miene; vielleicht brannten die Gaslaternen etwas heller als sonst, ganz gewiß behagten ihm die hellen Haufen Neugieriger, die durch seinen Eingang zogen . . . Um sieben Uhr war das Haus bis an die Decke gefüllt;

Bewegung der Neugierde lief durch das Haus; Stichproben vom Inhalt des Stückes waren in Umlauf gekommen; die „Civil-Ehe“ soll gepredigt werden, flüsternten die Einen; „der Papst hat g'heirat“, frivolisirten die Andern. „Ich freu' mich nur auf den Swoboda, der spielt den Wurzelsepp, der Wurzelsepp muß klassisch werden!“ — Aber, Gruber! Wer ist Gruber? Was kann von Gruber Gutes kommen? Den Berg, den Langer, den Costa laß' ich mir gefallen; aber Gruber! Diesem Schmerzensruf eines jungen Pharmaceuten im Parterre secundirte ein Eingeweiheter von der Feder:

„Ja, wenn er noch Gruber hieße, der Autor; aber er heißt nicht einmal Gruber!“

„Nicht einmal Gruber? Wie dann?“

„Anzengruber!“

„Anzengruber?“

„Anzengruber.“

„Und der will Stücke schreiben? — Was ist er sonst?“

„Beamter in einem Bureau der Polizei!“

„Ich nehme mein Geld zurück! Will uns die Polizei auch noch Stücke vorschreiben? Was kann das für ein Pfarrer sein — —“

„Still . . . der Vorhang geht auf . . . warten wir's ab! . . .“

III.

Anzengruber und ein lateinisches Sprüchwort.

Und sie brauchten nicht lange abzuwarten.

Wie oft beim Aufziehen des Vorhangs ein frischer Luftzug von der Bühne her nach dem Zuschauerraum strömt, so wirkte, von Scene zu Scene vollkräftiger, ein morgenfrischer schneidiger Geist aus dem Stücke auf die Zuschauer, die Tendenz ergriff die Gemüther, die naturwüchsige Steigerung des scenischen Lebens erhöhte die Spannung, die Charakteristik al fresco bei einzelnen Figuren, wie beim „Wurzelsepp“ frappirte; — kurz, nach den ersten Hauptscenen schon konnte man sagen: der Abend sei gewonnen. In der That gestaltete sich der Erfolg zu einem glänzenden. Der bewußte Strahlenkegel fiel aus den Wolken und suchte das Haupt des glücklichen Autors. Saulus-Gruber war andern Morgens zum Paulus-Anzengruber geworden und bald im Munde Aller, die sich um Theater, Theater-Erfolg und Sieges-Ehren glücklicher Autoren kümmern. . . . Der schönste Glanz des Erfolges leuchtete über dem neuauftauchten Namen und dessen glücklichem Träger! . . .

Das hatte der „Pfarrer von Kirchfeld“ gethan in seiner erbaulich-frischen Gestaltung, mit seiner schneidig-freireligiösen Tendenz, mit seiner Offenbarung einer neuen, originellen, scharfkantigen Autornatur! . . .

Diese Auktoratur näher kennen zu lernen, über Person, Gesinnung, Schicksale, frühere Versuche des Autors Aufschluß zu erhalten, war nun das Bestreben vieler. — Eines Abends saß ein Kreis von Freunden im gewohnten trauten Gasthaus-Extraktübchen und variierte eben auch das Thema „Anzengruber“ in seiner Weise; eine treffliche Besprechung des „Pfarrers von Kirchfeld“ in der „Neuen Freien Presse“ — sie stammte aus der Feder Heinrich Laube's — hatte dem Thema neuen Reiz verliehen. Besondere Neugierde wurde laut bezüglich des Charakters und der Gesinnung des vielgenannten Autors. Da erbat sich ein Stammgenosse des Kreises, ein origineller Sprüchwörter-Fer, das Wort und bemerkte, daß er über den Autor Anzengruber keiner Aufklärung mehr bedürfe, seitdem er dessen Stück gesehen habe; „deun“ — fuhr er fort — „übersetzen wir das Lateinische:

„In vino veritas“

mit etwas desperater Verwerthung für unseren Gegenstand in unser geliebtes Deutsch und sagen:

„Im Pfarrer von Kirchfeld ist Anzengruber,“ so haben wir den Autor, wie er leidet und lebt. Er kommt mir vor, wie Einer, der in kirchlichen und politischen Dingen noch in voller „sacrischer“ Gährung ist. Da, wo er manchmal recht grabaus losfahren will, stellen sich Born, Ueberhaft und werthvollste Gedanken gegenseitig Weine; der Wein ist noch nicht ganz aus dem Most. In Tendenz-Disputationen ist er ein faustberber schneidiger Käufer und er thäte manchmal gut, wie Othello, da er Demonen recht schön sagen will, wie sehr er sie liebe, die Hand auf die Brust zu legen und nur zu sagen: „Hier stockt's!“ Aber wo die Scenen sich ruhiger abwickeln, wo das Volk auftritt, die Abstractionen außerhalb der Scene bleiben und der geliebte Dialekt sein Recht behauptet, da gibt er uns Alles klar, sicher, faßbar; da nimmt Geist, Leib, Tendenz Eine festumschriebene Gestalt an, und jenes Element stellt sich bei dem Volke ein, das immer hart hinter dem Ernste steht: der Humor! — Ja, sein Volk kennt er, der Anzengruber; ein gebildeter Mensch ist er auch, der Anzengruber; gegen kirchliches Treiben hat er Haar' auf den Bühnen und als politischem Gegner traue ich ihm zu, daß er bitter unangenehm werden könnte... Aber er hat auch viel Gemüth und einen edlen Sinn: siehe die Hauptfigur des Stückes, den Pfarrer; er hat auch zarten Sinn für Wiedergabe der Liebe: siehe das Verhältniß zwischen dem jungen Pfarrer und Anna. Er ist ein geborener Dramatiker und Psychologe: siehe die Liebeserklärung des Bauernburschen, die den Pfarrer, die gute Anna und uns, die Zuschauer, aus schwerer Verlegenheit rettet. Eine Linie weiter in dem Verhältniß zwischen Pfarrer und Anna — und jener ist aus dem Gleichgewichte gebracht, die Anna muß den Bauernburschen zurückweisen und muß wie ein Nachtfalter in's brennende Licht fallen; — so aber kann der liebeude Pfarrer sich noch rechtzeitig, wie schwer auch,

aus den Armen der Leidenschaft reißen und einen hochherzigen Entschluß fassen; — Anna aber wie eine Nachtwandlerin sich einem milde anklopfenden Gesichte ergeben. — Und er hat ein ganzes Herz, der Anzengruber, für das Volk, für die Leiden des Volkes; er weiß auch in dem Verlorenen noch einen Winkel des Herzens zu entdecken, wo — Herz vorhanden ist — siehe Wurzelfepp! Diese treffliche Volks- und Bühnenfigur führt einen Effect herbei, der nahezu einzig in seiner Art ist. Er und seine alte, endlich blödsinnig gewordene Mutter leben längst außer Verkehr mit Menschen, Kirche und Allem, was Lebenden lieb und theuer ist. Da stürzt sich die Mutter in's Wasser, wird herausgezogen — und soll als Selbstmörderin kein ehrlich Begräbniß erhalten. Nun erwacht in dem verlorenen Sohne ein Stück Herz, das kein Mensch mehr vermuthet hätte; es heißt Kindesliebe, dieses Stück Herz, heißt Mutterliebe — und wie ein Rasender ringt und fleht er für ein ehrlich Begräbniß der Mutter! „Sie hat von ihrem armsel'gen Spinverdienst noch was auf die Seit' gelegt für's Letzte (ein Begräbniß) — und nun soll sie — als Selbstmörderin — außer'm Friedhof wie ein Hund verscharrt werden!“ — Aber er hat sich in dem edelfühlenden jungen Priester geirrt; — dieser sagt ihm ein ehrlich Begräbniß zu und benützt die Gelegenheit, den Wildläufer wieder für das Menschliche zu gewinnen. „Theilnahme, Mitleid, Erbarmen, es ist Eins: es ist die Liebe,“ sagt er, „die Menschenliebe! O, laß' Dich halten an diesem einzigen Faden, den ich habe, Dich zu binden, laß' Dich herausführen aus Deinen Wildnissen, in denen Du selbst verwildest, heraus wieder zu uns, aus der Vereinsamung in die Gemeine — sei wieder unser!.. Willst Du, Sepp?

Sepp (mit voller Leidenschaft seine Knie umfassend). Mach' Du mit mir, was Du willst, Du — Du bist doch der Rechte!“ Und mit dieser Seelenrettung endet auch das Stück.“

Das ist gescheit, wacker, Anzengruber; so fängt man Verirrte, so fängt man die Herzen des Publikums; — aber dazu muß man selber ein Herz — und dies auch auf dem rechten Fleck haben!

Dies und Aehnliches hatte der Sprüchwörter-Fex gesprochen und der Kreis von Freunden stimmte zu. „Im Pfarrer von Kirchfeld ist Anzengruber!“ wiederholte Einer lachend; wer das Stück kennt, kennt auch den Autor! —

Sehen wir uns denn auch das Stück ein wenig an!..

IV.

Der Pfarrer von Kirchfeld.

Wahrhaftig — ein Kühnes Wagniß, die Frage der Civilehe in einem erkatholischen, von ultramontanen Wählern aufgeregten Lande in ihrer

Wirkung auf das Volk zu veranschaulichen! Um so kühner, wenn es glaubhaft, wahr, überzeugend veranschaulicht werden soll. Was muß vorhergehen, bis ein Baum leibhaftige Früchte trägt! Die Wurzeln müssen gesund sein, reichliche Nahrung müssen sie fassen und stammaufwärts durch alle Zweige und Aeste vermitteln; die Zweige müssen Blätter treiben, blühen und aus den Blüthen erst wird sich das Letzte, Beste entwickeln: die Frucht! Was muß in einem erkatholischen, ringsum abgeschlossenen und von Väterzeiten her in einer engumgrenzten Glaubensrichtung befangenen Volke vorhergehen, bis die schwerbeweglichen Gemüther, die erzumschnürten Geister so weit gebracht sind, die freisinnige Frucht einer Civilehe zu treiben! . . . Jeder, der das Volk in dieser Hinsicht kennt und den Schwierigkeiten einigermaßen zagend in's Auge gesehen hätte, wäre vor dem Versuche, ein solches Stück Leben auf die Bühne zu bringen, zurückgeschreckt; — der Autor des „Pfarrers von Kirchfeld“ hat sich solche „angetränkelte Gedanken“ aus dem Sinne geschlagen; er hat frisch gewagt — und hatte schon halb gewonnen! . . . Er setzt in eine katholische Gemeinde einen freisinnigen jungen Priester, der durch Lehre und Beispiel gleich erleuchtend wirkt; — und was kann ein solcher Priester, innerhalb der Schranken kluger Vorsicht, nicht erreichen! — Nehme man an: — und dies wird durch die Figuren des Grafen v. Finsterberg und des Schulmeisters von Altötting sehr wahrscheinlich gemacht — vor dem Wirken des liebenswürdig-freisinnigen Priesters habe der düstere, rohe, geist- und herzverwüstende Ultramontanismus lange Zeit rückhaltslos gewirkt, habe den einen Theil des Volkes ganz in Sclavenfesseln geschlagen, den andern Theil — was ja gewöhnlich die Folge ist — in einen Zustand dumpfer Widerhaarigkeit, gläubiger Indolenz, ja unklarer Renitenz getrieben; — und denke man sich hinzu — was wir unbeschadet des katholischen Landes ganz wohl annehmen dürfen — daß über der Grenze drüben protestantische Gemeinden wohnen, die stets in friedlichem Verkehre mit den katholischen Gemeinden standen; — nun kommt ein junger katholischer Priester, waltet seines Amtes in ächt christlichem, erleuchtendem Geiste und vermittelt, indem er selbst ein Vorbild musterhaften Lebens ist, die Ideen humaner Gesetze und Bestrebungen der vorwärts treibenden Zeit! — Die verstockten Gläubigen werden natürlich durch die tüchtigen Verheerungen ihrer alten Führer noch verstockter; aber aus der Zahl der Indifferenten, Widerhaarigen und Justament-Renitenten geht ein großer empfänglicher Anhang für den jungen geistlichen Lichtträger hervor. . . . So ungefähr vorbereitet müssen wir uns den Boden der katholischen Bevölkerung denken, auf welchem ein Stück, wie „der Pfarrer von Kirchfeld“ denkbar und glaubhaft gemacht werden kann. . . . Und gewiß hat sich der Autor den Boden seines Stückes in solcher Weise zubereitet gedacht; allein mit langen Einleitungen, Erklärungen, Winken, um verstanden zu werden, macht er wenig Feder-

lesens; „wer's sieht, wird's verstehen,“ denkt er, und läßt den Vorhang aufziehen. . . . Da sind wir nun mitten in den Bergen und zwei Figuren, festausgeprägt in ihrer Art, lassen uns nach wenigen Worten die Gährung der Geister in der Gegend ahnen: Es ist Luz, der Revierförster, und Graf Peter v. Finsterberg, dessen Brodherr. Vor zehn Jahren hätten Beide gewiß kein solches Gespräch geführt; jetzt geräth Stahl und Stein gegen einander; im alten biedern Forstmanu blüht der neue Geist schon auf, der in der Gegend festhaft geworden; der in der Wolle pechschwarz gefärbte Reactionär und Ultramontane, Graf v. Finsterberg, reflectirt nichts von dem neuen Geist der Gegend. Die schwarze Farbe wirft bekanntlich die Sonnenstrahlen nicht zurück, sie verschlingt sie nur; — und so fahren denn die Strahlen des neuen Geistes dem schwarzen Reactionär nur in den Leib und erhitzen ihm höchstens die Galle! — Eine kurze Strecke in diesem Gespräche — und wir wissen, wo wir sind — und was wir zu gewärtigen haben! . . .

Finsterberg (vorkommend). In dem Pfarrsprengel wirthschaftet ja der Hell?

Luz (folgt in respectvoller Entfernung). Hm, halten zu Gnaden, aber (betonend) unser hochwürdiger Herr heißt Hell!

Finsterberg (hustet). Ja, ja, ganz gut! Ist er Ihm auch in's Herz gewachsen, Luz?

Luz. Mir? Halten zu Gnaden, ich bin Waidmann, Forstmann, ich geb' eigentlich auf Keinen was, der da in einem gemauerten Häuschen was reden will von Dem, der die weite Welt erschaffen hat.

Finsterberg (rasch sich gegen Luz wendend). Luz, was soll das gottlose Reden?

Luz. Ist nicht gottlos, halten zu Gnaden, mag wol bloß so aussehen; in so einem Gemäuer wird mir angst und bange, wenn da Einer Gott und die Welt 'neinsperren will und hat kaum eine Gemeinde drin Platz, da 'raus sollten sie kommen, in grünen Wald, ho, da würden sie anders reden und der hochwürdige Herr Hell, das wär' so ein Waldprediger nach meinem Herzen — halten zu Gnaden!

Finsterberg warnt den Alten, solche Reden unter die Leute zu tragen und gibt ihm zu bedenken, daß der Satan, wenn's ihm um die Seele zu thun sei, auch einen grünen Rod anziehe; Luz möge sich immerhin alle Sonntag sein Stück Christenthum in dem gemauerten Haus da drüben holen!

„Thu's ohnedem, Excellenzherr,“ sagt Luz: „von wegen dem hochwürdigen Herrn Pfarrer dort, dem Hell, der sagt: Sei Du brav und geh' Du ehrlich Deiner Wege, das sind Gottes Wege!“

Finsterberg verbittet sich solche neumodische Reden, sagt: „Weg und Weg ist ein Unterschied, auf Gottes Wege glaubt Jeder hinzutraben . . .

Bleib' Er hübsch auf dem, den man Ihm von Jugend angewiesen hat und dank' Er Gott dafür, daß Ihm dies Glück geworden ist!"

Luz. Thu's ohnedem — halten zu Gnaden — nur mein' ich . . .

Finsterberg (streng). Solche Leute, wie Er, haben nichts zu meinen . . . Wir meinen auch nichts, wir nehmen die göttliche Weltordnung, wie sie da ist, mit allen ihren Vortheilen und all' der schweren Verantwortung.

Luz (hingeworfen). Ungeschaut!

Der Graf entwickelt nun seine Ansicht von der richtigen Weltordnung (wobei sein Standesvortheil nicht vergessen ist); von dem Ständeunterschied, von den großen Waldbäumen (dem Adel) und dem Unterholz (dem Volk) und fragt plötzlich launig: „Sag' Er mal, Luz, wenn so ein Unterholz über die Andern hinauschießt, daß Er befürchten muß, es fährt Seinen alten Kernstämmen mit den Nestern in die Quere, was thut Er da?“

„Versezen, Excellenzherr, natürlich versezen, den Waldverderber!“ sagt Luz im Eifer des Forstmannes.

„Ja, ja,“ nickt Finsterberg vergnügt lächelnd: „daß ihm der „Hoch hinaus“ die Unterhölzer nicht verdirbt — versezen!“

Jetzt wird der alte Waidmann stutzig und möchte das Gleichniß der Rede enträthselt haben; allein Seine Excellenz heißt ihn, Geduld zu haben, es werde ihm Alles klar werden; — und fragt plötzlich:

„Wer kommt denn da den Weg her?“

„Mein' Seel,“ erwidert Luz, „das ist der hochwürdige Herr!“

„Der Hell?“

„Er selber, Excellenzherr!“

„Luz — laß' Er mich allein . . .“

„Excellenzherr!“

Finsterberg (unwillig). Marschir' Er! . . .

Luz geht und der Pfarrer von Kirchfeld tritt auf . . . Wir haben sie nun beisammen: den starren, finstern Versezter des Alten im schlimmsten Sinne; den jungen Lichtträger der Neuzeit, der dem Guten im Bestehenden nicht entgegen ist, aber es durchdringen und stärken will mit den besten Ideen, die der nie ruhende hohe Geist der Humanität, dieser Blüthe der Bildung, zu Tage fördert!

Die Unterredung, die nun beginnt, beleuchtet Alles, erklärt Alles — und bereitet auf Alles vor, was folgt. Das Wort „Excommunication“ ist bald aus dem Munde des Grafen — und der warm gewordene Priester geht mit den Worten ab: „Ich erwarte, was Ihr beginnt!“ — Daß er der geheimen Verfolgung, der Macht seiner Gegner erliegen müsse, unterliegt keinem Zweifel, und der Zuschauer ist voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden.

Da wird es vor dem Bergwirthshause auf der Bühne und von allen

Seiten lebendig. Ein Wallfahrers- und ein Hochzeitszug begegnen sich; im Hochzeitszug befindet sich ein katholischer Bräutigam und eine „lutherische“ Braut; — haben wir soeben die geistigen Gegenätze in den Führern an einander gerathen sehen, so setzt sich eben der geistige Kampf in den Massen fort, grotesk, wahr, bunt und voll Humor. Die Vertheidiger der Civilehe behaupten den Platz und ziehen ruhig ihres Weges zum Civilact der neuen Ehe . . . Da erscheint der Wurzelsepp — der „Dorfsteher“, — verwahrlost, verwildert, mit Gott und der Welt zerfahren, haßglühend gegen Kirche und Priester. Kurze, scharfe und herbe Worte, die er mit Wirth und Wirthin wechselt, enthüllen uns die groteske Wildheit und Verbissenheit des urkräftig angelegten Menschen, der mit seiner ganzen Herzens- und Gemüthsanlage eigentlich ein Opfer der früheren Gesetzgebung ist, die vor Jahren die Civilehe noch nicht gestattete. Gerade eine „Anderzgläubige“ hatte sein Herz damals gefesselt, die wurde ihm aber von der Kirche verweigert; darüber ging sein innerer Halt in Trümmer, und sein Sinnen und Sehnen geht nun dahin, der Kirche, den Priestern, — auch dem neuen Pfarrer Hell, den er für einen Heuchler hält — eine brennende Wunde zu verfehen; — und die Gelegenheit dazu findet er uerwartet . . . Eine Unglückliche anderer Art tritt auf: Anna, eine junge, frische Bauerndirne, die, von Heimweh gedrückt, in die Fremde wandert, um sich einen Dienst zu suchen. Im Gespräche erfährt der Wurzelsepp, daß das schöne Mädchen dem jungen Pfarrer Hell empfohlen ist und nun zu ihm will, um vielleicht den Dienst zu erhalten . . . Wie ein Blitz fährt's dem Wurzelsepp durch den Sinn: eine so schöne Maid und der junge hübsche Priester unter einem Dache; da müßt' es mit andern Dingen zugehen, wenn nicht eine Liebchaft zwischen Weiden entstände! Da scheint ihm der Punkt zu liegen, wo er den Pfarrer, dessen Ehre und Ansehen fassen und vor den Augen der Gemeinde vernichten kann! Er selbst bietet sich an, die schöne Dirne zum Pfarrhof zu geleiten, und als er sich bereits zum Gehen anschickt, wendet er sich noch einual zum Wirth zurück und sagt schadenfroh-vertraulich: „Frag' doch über fünf Wochen, ob die Kirchselder ihr'n Pfarrer noch für ein' Heiligen halten?!“ — So sehen wir eine neue Gefahr aufsteigen über dem Haupte des edlen jungen Menschenfreundes und Priesters, dessen Fall im Rathe der ultramontanen Gegner bereits beschlossen ist! — Der Wurzelsepp hat nur zu richtig vorausgesehen! Annerls schöne Erscheinung und bescheiden-holdes Wesen machen Eindruck auf den jungen Pfarrer. Zwar hält sich seine Neigung innerhalb der löblichsten Grenzen, es wird keine Erklärung gewechselt, die Wärme des Herzens, die in den Unterrednungen sich verrieth, gibt allein Zeugniß von der Neigung, die entstanden ist. Eines Tages macht der Pfarrer dem Mädchen ein goldenes Kreuzlein zum Geschenk, das von seiner verstorbenen Mutter stammt, und gestattet, das Kreuzlein auch offen vor den Leuten zu tragen. Der Wurzelsepp ist heimlicher Zeuge dieser

Scene gewesen und tritt nun mit dem ganzen Hohn seiner Anklage auf Heuchelei vor den Priester und kündigt mit schadenfroher Wildheit an, daß die Gemeinde von dem Geheule und dem, wie er voraussetzt, ganz sträflichen Verhältniß erfahren solle. — Der nächste Akt überzeugt uns, daß das Uebel, welches der Wurzelsepp angekündigt, in vollen Palmen steht. Das Ansehen und Vertrauen des Pfarrers bei der Gemeinde ist erschüttert; alle unedeln Leidenschaften der Anklage und Verdächtigung sind erwacht. Anna erkennt zu spät, daß die Eitelkeit, das Kreuzlein offen zu tragen, Anlaß zu dem ganzen Unheil gegeben habe; — sie ist von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, für die Ehrenrettung des makellosen Pfarrers etwas zu thun; — aber was? — Mit dem Verlassen des Dienstes im Pfarrhof, mit dem Verlassen der Gegend ist so gut als nichts gut gemacht... Da erscheint ein Bauernbursch der Heimat, der schon längt für Anna die tiefste Neigung gefühlt, aber sie nicht gestanden hatte. Diese Neigung treibt ihn jetzt zu einem Besuch im Pfarrhof und zu einem Geständniß seines Herzens. In unübertrefflicher Einfachheit und Wahrheit wird dieses Gespräch geführt und zeigt uns in Anzengruber einen Meister des Volksdialogs, psychologischer Feinheit und dramatischer Klugheit. Anna hat bisher nur errathen lassen, daß sie den Pfarrer verehrt, aber nirgends, daß sie ihn eigentlich liebt. Diese fein eingehaltene Mäßigung in ihrem Thun und Lassen bildet den Ausweg aus allen Gefahren und Wirren des Augenblicks. Der Bursche aus der Heimat wirbt um Annas Hand und Anna, die ihn stets auch gern gesehen, willigt in die Werbung. Dem Zuschauer selbst wird leicht und wohl bei dieser Lösung und die ganze Situation ist mit einem Schlage verändert; auch zu Gunsten des Pfarrers nach außen — ob auch zu Gunsten seines Herzens? . . . Das zu entscheiden, bleibt jetzt ausschließlich seinem Herzen überlassen. Welchen Kampf ihn diese Entscheidung kostet, können wir mehr ahnen als sehen, da ihm der Bursche und Anna ihre Gelobung anzeigen und ihn bitten, sie selbst zu copuliren. . . Wir sehen, daß sein Herz in diesem Augenblicke bricht; — aber er findet die Fassung und Kraft, die Erfüllung der Bitte zuzusagen. . . Der nächste Akt bringt die schon erwähnte Wendung im Herzen Wurzelsepps. Er, der den jungen Priester haßte, verhöhnte, sein Ansehen vor der Gemeinde vorübergehend tödtlich verletzete, bricht jetzt als Flehender vor dem ehrwürdigen Priester zusammen, um für seine arme todtte Mutter ein ehrlich Begräbniß zu erwirken! — Ein Meisterstück von Erfindung und dramatischem Effect! — Der letzte Akt bringt die Trauung Annas mit ihrem Verlobten; veranschaulicht die inneren Kämpfe des edlen priesterlichen Märtyrers, erfreut uns durch dessen hohe Selbstüberwindung; — aber in der Stunde seines Sieges über alle seine Herzenswünsche und Versuchungen dringt der Pfeil der schwarzen unversöhnlichen Gegner aus dem Hinterhalt; — Pfarrer Hell ist abgesetzt und vom Consistorium zur Verantwortung citirt. Was diese Vorladung bedeutet, ist Allen

klar. Es ist das letzte Lebenswohl des nun wieder in ganzer Verehrung hochgehaltenen Pfarrers, da die Gemeinde jetzt vor ihm auf den Knien liegt und er ihr den Segen erteilt . . .

Lassen wir hier, nachdem wir den Inhalt des Stückes skizzirt und unsere Ansicht über den Verfasser ausgesprochen, einem Meister dieses Faches: Heinrich Laube das Wort über Bau und Durchführung des Stückes. „Die Form dieses merkwürdigen Stückes ist nicht eine volle Form, welche vollen Eindruck verspricht. Es ist ein Baum, welcher sich nicht ausbreitet in seinen Aesten. Die Entwicklung bleibt für ein Theaterstück in sehr engen Grenzen, ja in etwas steifen Grenzen. Das „Volksstück“, wie es sich nennt, verlangt eigentlich eine größere Behaglichkeit in der Ausbreitung seiner Theile, sowie das Volk selbst ein breiter mannigfaltiger Begriff ist. Daß es dennoch ein Volksstück geworden, und zwar das gediegenste seit einer Reihe von Jahren, das verdankt es seinem Thema, welches offenbar die Seele des Volkes berührt; das verdankt es ferner dem edlen moralischen Ernste, welcher die Seele des Verfassers vollständig ausfüllt, und das verdankt es endlich dem gesunden Talente des Dichters für Ausführung der entscheidenden Scenen. Da, wo der abstracte Gedanke zurückweichen und die humoristische Aeußerung frischer natürlicher Menschen das ganze Fest in die Hand nehmen kann, da wirkt der Dichter allerliebste. Er hat also, wenn seine Fähigkeit voll entfaltet werden soll, sein Augenmerk darauf zu richten, daß die Composition all ihre einzelnen Bestandtheile in wärmere Berührung mit einander bringe. Dieser Graf Finsterberg zum Beispiel erscheint jetzt bloß in der ersten Scene; wir sehen ihn nicht wieder. Er erscheint wie ein bloßer Wegweiser. Wenn wir sein gequeres Treiben und das des Schulmeisters von Altötting in die Handlung des Stückes verflochten sähen, dann entstünde jene wärmere Berührung, welche wir vermiffen. So aber wird der Hauptschlag gegen den Pfarrer hinter den Coulfiffen fertig gemacht . . .“

V.

Seit dem ersten Tage des Glücks.

Was unser Bühnen-Meister hier als Mängel im Aufbau des „Pfarrers von Kirchfeld“ bezeichnet, finden wir in der ansehnlichen Reihe von Stücken, die Anzengruber seitdem geschrieben, sorgfältig vermieden. In allen diesen Stücken finden wir den Autor als denselben gesinnungstüchtigen, aus dem Vollen schaffenden, mit logischer Schärfe ein Ziel fassenden und es mit wohlthuerender Liebe und Schneidigkeit ausführenden Mann wieder, der aber in Beziehung auf Bühnentechnik wacker vorgehritten ist; er hat offenbar Laubes wohlgemeinte Weisung richtig auf-

gefaßt und eifervoll beherzigt. In der Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber“ hat er, was den Begriff eines Volks- und zugleich Bühnenstücks anbelangt, sein Meisterstück geliefert; womit nicht gesagt sein soll, daß seine übrigen Stücke aus dem Volksleben einen Rückschritt oder ein theilweises Versagen des Talentes bedeuten sollen. Wenn ein und das andere Werk des Autors weniger Bühnenerfolg gehabt hat, so liegt es zum Theil in dem Stoffe, der den Zeitstimmungen nicht immer zurecht liegt oder zurecht gelegt werden kann, überhaupt an jenen unsahbaren Einflüssen und Umständen, welche bei der Entscheidung über den Erfolg eines Stückes mitzuwirken pflegen. —

Seit dem „Pfarrer von Kirchfeld“ (1870) hat Anzengruber der Bühne nachstehende Stücke geliefert:

1871. „Der Meineidbauer“, Volksstück in 3 Akten. Wurde wegen seiner düsteren Färbung weniger günstig aufgenommen als „Der Pfarrer von Kirchfeld“, aber literarisch von Vielen über diesen gesetzt.

1872. „Die Kreuzelschreiber“, Bauernkomödie in 3 Akten. Vom Publikum sehr gut aufgenommen; ebenso von einem großen Theile der Kritik. In Bezug auf die scharfauftretende, jedoch allgemein humane Tendenz eines der besten Stücke Anzengruber's.

1873. „Esfriede“, Schauspiel in drei Aufzügen; gegeben im Hofburgtheater; freundlich aufgenommen, aber bald wieder vom Repertoire abgesetzt.

„Die Tochter des Wucherers“, Charaktergemälde in 4 Akten. An der Wien aufgeführt, wie alle Volksstücke vorher; Aufnahme und Beurtheilung schwankend.

Der Autor bezeichnet das Jahr, in welches beide Stücke fallen, als ein Jahr der Abspannung, und die Stücke selbst mit voller Aufrichtigkeit als die schwächsten seiner Feder.

1874. „Der G'wissenswurm“, Volksstück. Außerordentlich günstig aufgenommen. Man spürt es aus der frischen Mache, daß der Autor wieder viribus unitis bei der Arbeit war. Daß die Tendenz des Stückes eine etwas abgedämpftere Form erhielt, erklärt sich aus dem Umstande, daß gerade zur Zeit, wo das Stück gearbeitet und auf die Bühne gebracht werden sollte, die Bühnen-Censur einmal wieder straffer gehandhabt wurde, dem Autor also nichts anderes übrig blieb, als, um durch einfaches Verbot oder durch verstümmelnde Striche nicht um den Lohn aller seiner Mühe gebracht zu werden, die thunlichste Vorsicht und Form-Milde anzuwenden. Der Autor selbst äußerte sich hierüber in seiner Weise. „Nicht ich war zahmer, aber die Censur war wilder geworden!“

1875. „Hand und Herz“, Trauerspiel in 4 Akten. Aufgeführt im Wiener Stadttheater. Das Stück ist gut; selbst strenge Kritiker haben es beifällig beurtheilt. Der Erfolg war günstig und ist es heute noch in Deutschland.

1876. „Der Doppelselbstmord“, Bauernposse in 3 Akten. Wurde freundlich aufgenommen, aber nicht lange auf dem Repertoire gehalten. Beurtheilung anerkennend.

In derselben Zeit schrieb Anzengruber seinen ersten großen Roman: „Der Schandfled“, welcher zuerst in der „Heimath“ und seitdem auch in Buchform erschienen ist. Das günstige Urtheil über den Dramatiker ist auch auf den Romanschriftsteller Anzengruber übertragen worden.

1877. „Der ledige Hof“, Volksstück, ist wieder aus der alten dramatischen Kraft geschaffen, vom Publikum und der Kritik günstig aufgenommen worden und macht eben unter Beifall die Runde über die deutschen Bühnen. — —

VI.

„Wo daheim? Und wer sind Ihre Eltern?“

Ludwig Anzengruber ist geboren zu Wien am 27. November 1839. Er ist der Sohn des in Wurzbachs „Biographischem Lexicon“ erwähnten Dramatikers und Beamten Johann Anzengruber, welcher als Bauernsohn aus Oberösterreich nach Wien eingewandert war. — Unser Anzengruber verlor, kaum 4 bis 5 Jahre alt, seinen Vater und blieb fortan unter der Leitung seiner Mutter, einer Wienerin von Geburt, die als gebildete treffliche Frau für Erziehung that, was in ihren Kräften stand; — allein die Nothlage der Familie versagte dem strebsamen Sohne endlich die Fortsetzung seiner Studien. Er trat als Praktikant in eine Buchhandlung, wurde mit zwanzig Jahren Schauspieler und sechs Jahre später (1869) Beamter in einer Bureauabtheilung der Polizei in Wien. Als der Erfolg seines „Pfarrers von Kirchfeld“ ihn aus der Menge unbekannter Sterblicher emporhob und im schönen Glanze hervorragenden Talentes zeigte, verließ er bald darauf (1871) den Staatsdienst wieder und lebt seither ausschließlich als Schriftsteller. Verheirathet ist er seit 1873.

VII.

Und sein Bild?

Ist bald gezeichnet. Ludwig Anzengruber ist etwas über mittelgroß, kräftig gebaut und von beinahe behäbiger Körperfülle. Das männliche, wohlgeformte Gesicht ist eingerahmt von einem Vollbart, der gegen den äußeren Rand hin röthlich angeleuchtet erscheint. Die Farbe des Gesichtes ist frisch und gesund und die Augen, welche mittelst einer Brille mit der Welt verkehren, sind lebendig und verrathen, besonders in Gesprächen, die sein Interesse erregen, die ganze Schneidigkeit seines Geistes. In

solchen Augenblicken werden auch seine Geberden rebellisch gegen den Ernst, welcher ihn sonst beinahe verschlossen, wenig zugänglich erscheinen läßt. Diese Art Verschlossenheit, die der inneren Sammlung so nothwendig und förderlich ist, veranlaßt ihn auch, des Sommers in einem schönen, grünen Winkel Niederösterreichs sein trauliches Versteck zu suchen, um Winters mit einer literarischen That nach Wien zurückkehren zu können. . . . Heuer adressirt man an Ludwig Anzengruber nach „Preßbaum“, einer wald- und gebüschreichen Station der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn . . .





Der Seher.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

I.

Der Schnellzug, der von London über Folkstone und Boulogne nach Paris geht, hat in Berton einen Aufenthalt von wenigen Minuten. Berton ist ein kleiner Ort. Reisende, die dort ein- oder aussteigen, gehören zu den Seltenheiten. Die Locomotive macht an dieser vereinsamten Station nur Halt, um Wasser einnehmen zu können.

Wir saßen an einem drückend heißen Julitage zu sieben in demselben Coupé und hatten während der Fahrt von Boulogne nach Berton bereits bitter über den Geiz der Nordbahngesellschaft geklagt, welche, um den Transport eines Wagens zu sparen, uns den Raum so karglich zugemessen hatte, als an der genannten kleinen Station, in dem Augenblicke, wo der Zug sich wieder in Bewegung setzen wollte, die Thür unseres Coupés schnell aufgerissen wurde, und ein achter, höchst unwillkommener Reisender in den Wagen trat.

Ich saß in der einen Ecke, nächst der geöffneten Thüre. Neben mir, zur Rechten, ruhte, in tiefem Schlafe versunken, ein wohlbeleibter Engländer; ihm gegenüber befand sich der letzte unbefetzte Platz im Wagen, der vorläufig noch mit allerlei Handgepäck und mit Decken, Schirmen und Stöcken angefüllt war. Neben diesem freien Platze, also mir gegenüber, saß ein junger Mann von vielleicht fünfundschwanzig Jahren, dessen Aeußeres meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und über dessen Nationalität ich im Unklaren geblieben war, bis er ein schweres silbernes Cigarren-

etui aus der Tasche gezogen und einen stark dustenden russischen Papyros angezündet hatte, dessen Rauch er zuerst immer verschluckte, um ihn dann langsam und mit sichtlichem Wohlbehagen durch die weitgeöffneten, äußerst beweglichen Nasenlöcher wieder auszublasen.

Der junge Russe trug einen eleganten dunkelgrauen Reiseanzug und hatte das Aussehen eines kränklichen, den Anstand eines vornehmen Mannes. Er war groß und hager; seine Hautfarbe war dunkel wie die eines sehr brünetten Spaniers; die Hände schmal; die langen, knochigen Finger mit spitzgeschnittenen, sorgfältig gepflegten Nägeln erschienen von eigenthümlicher, fast unangenehmer Beweglichkeit. Sie zerrten und drehten in Einem fort an dem dünnen, röthlichbraunen, langen Warte, der die Oberlippe bedeckte. — Der Reisende hatte dichtes, kurzgeschorenes Haar, das tief in die Stirn und den Nacken hineinwuchs und den schmalen, langen Kopf wie mit einer Pelzkappe überzog. Der jugendliche Mund, mit blutrothen Lippen, zwischen denen zwei Reihen weißer, kleiner, regelmäßiger Zähne hervorglänzten, gab der Physiognomie einen angenehmen Ausdruck. Es war der bewegliche Mund eines nervösen, gutmüthigen, unentschlossenen Menschen. Das Auffallendste in dem Gesichte waren die weit auseinander stehenden und weit geöffneten, runden, dunkeln Augen, die unermülich von einem Gegenstande zum andern wanderten und sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlicher Starrheit auf irgend ein Gesicht hesteten. Ich war diesem Blicke bereits einmal begegnet und war dadurch unangenehm berührt worden. Es lag in demselben etwas Argwöhnisches, Forschendes. Man fühlte sich unwillkürlich veranlaßt darauf zu antworten: „Bin ich Ihnen bekannt? Habe ich Ihnen ein Unrecht zugesügt? Was suchen Sie in meinem Gesichte?“ Der Blick war um so auffallender, als er mit den höflichen, zuvorkommenden Manieren des jungen Russen gar nicht in Einklang zu bringen war. Es war der rücksichtslose, der „sachliche“ Blick, möchte ich sagen, eines geheimen Polizisten, der auf die Entdeckung eines Verbrechers ausgeschildet ist und in jedem neuen Menschen, den er antrifft, zunächst den Uebelthäter vermuthet.

In der zweiten Hälfte des Wagens saßen vier, von der kurzen Seereise angegriffene Franzosen, die mit einander bekannt zu sein schienen und sich eifrig, lebhaft gesticulirend unterhielten.

Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme meines Nachbarn zur Rechten, des ruhig schlafenden Engländers, richtete vorwurfsvolle, unfreundliche Blicke auf den lektangekommenen Eindringling. Dieser schien sich aber wenig um unsere gute oder üble Laune zu kümmern.

„*S'il vous plaît*“, sagte er kurz und herrisch auf den Haufen Koffer und Reisetaschen deutend, mit denen der einzig unbefleckte Platz im Wagen bedeckt war. — Von den Eigenthümern der Sachen nahm ein jeder das Seinige. Nur eine schwere Reisebede blieb liegen, die dem schlafenden Engländer gehörte. Der Neuangekommene wartete noch einen Augenblick;

dann hündelte er die Decke zusammen, schob sie mit den Füßen unter den Sitz und ließ sich nieder. Ich wunderte mich im Stillen über die rohe Ungenirtheit, mit der der Mann fremdes Eigenthum behandelte. Gleich darauf pffif die Locomotive, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Und nun betrachtete ich meinen neuen Reisegefährten.

Ein sehr unangenehmes Außere: ein gemeiner Mann in seinen besten Kleidern; mit von Schweiß genäßter, zerknitterter grober Wäsche; die schweren Stiefel, der ganze unbehagliche Anzug dick bestäubt. Der Mann mochte einige dreißig Jahre alt sein und war von untersehter Statur. Der Bullennaden, die runden Schultern, die breiten, rothen, von der Hitze angeschwollenen Hände, die sehnigen Handgelenke, die kurzen, stämmigen Beine ließen auf große Körperkraft schließen. Er hatte sandgelbes, kurzes Haar und die Gesichtsfarbe eines Mannes, der viel in freier Luft lebt. Die Stirn war niedrig; die Nase dick und stumpf; der Mund groß, gerade, festgeschlossen; das Kinn breit. Die hellen kleinen Augen blickten bald scheu, bald verwegen herausfordernd. Das Gesicht war glatt rasirt.

Sobald der Mann sich gesetzt hatte, warf er auf einen Jeden von uns einen schnellen, unruhigen Blick; dann zog er, mit dieser flüchtigen Prüfung, wie es schien, befriedigt, ein großes, buntes Sacktuch aus der Tasche und trocknete sich damit, laut athmend, die mit Schweiß bedeckte Stirn. Ich bemerkte, daß er um den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand ein feines, weißes Battisttuch, dem Anschein nach ein Damentaschentuch, gebunden hatte. Dies Tuch war an einer Stelle von halbgetrocknetem Blute geröthet. Die beiden eingewickelten Finger waren augenscheinlich verletzt. — Nach einer kurzen Weile lüftete er die Halsbinde und athmete tief und schwer auf wie Jemand, der eine harte Arbeit verrichtet hat und sich zur Ruhe nach derselben vorbereitet. Darauf warf er mit einer leichten Handbewegung den runden, niedrigen Hut, den er auf dem Kopfe trug, in den Nacken zurück, spreizte die kurzen Beine auseinander, stemmte die Hände auf den Schenkel und blieb, den Kopf gesenkt, die Augen starr auf den Boden gerichtet, lange Zeit unbeweglich, wie in tiefes Nachdenken versunken, sitzen.

Der junge Russe hatte den Neuankommenen mit demselben eigenthümlichen, forschenden Blick gemustert, den er vorher auf mich geworfen hatte. Aber sein Nachbar zur Linken schien ihn ganz besonders zu interessieren. Denn während er mich und die anderen Reisenden kaum eines zweiten Blickes gewürdigt hatte, wandte er sich jetzt halb nach jenem um und blickte ihn so fest und lange an, als wolle er sich die rohen, häßlichen Züge für immer in das Gedächtniß prägen. Der Mann bemerkte dies eine Zeit lang nicht. Er war mit seinen eignen Gedanken beschäftigt und schien sich keine Rechenschaft von dem abzulegen, was in seiner unmittelbaren Nähe vorging. Plötzlich jedoch, als der Zug in der Nähe der Station Abbeville seinen schnellen Lauf allmählich zu hemmen begann, und

der Mann den Kopf in die Höhe richtete, um aus dem Fenster zu sehen, begegneten seine Augen unerwartet denen des Russen. Das Gesicht dieses letzteren nahm den Ausdruck verlegener Ueberraschung an; die Stirn des achten Reisenden runzelte sich und mit zornigen Augen fragte er barsch: „Was blicken Sie mich an? Kennen Sie mich? Was wollen Sie?“

Ich konnte es dem Manne kaum verdenken, so zu sprechen, denn ich selbst hatte kurze Zeit vorher Lust verspürt, von dem Russen Rechenschaft für sein Anstarren zu verlangen; die Art und Weise, wie dieser antwortete, stimmte mich jedoch wieder wohlwollend für ihn.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte er, sich höflich verbeugend und mit unsicherer Stimme. „Ich versichere, daß ich nicht die Absicht hatte, indiscret zu sein.“

Der achte Reisende brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen; dann stand er auf, und mit einem kurzen „pardon“ zwischen mich und den Russen tretend, bog er sich zum Fenster hinaus und blickte aufmerksam nach der Station, der wir uns jetzt bis auf wenige hundert Schritte genähert hatten. Nach einigen Secunden setzte er sich darauf wieder nieder; aber sobald der Zug anhielt, sprang er aus dem Wagen und blieb, die rechte Hand in der Seitentasche seines Rock's, ungeduldig nach rechts und links blickend, vor der Thür stehen. —

Der Perron war vereinsamt. Außer einigen Eisenbahnbeamten erblickte ich dort nur einen Gendarmen, der, gleichgültige Blicke in die Wagen werfend, langsam auf- und abging. Vor unserm Coupé blieb er einen Augenblick, ganz zufällig meine ich, stehen. Ich bemerkte, daß sich die Hand des Reisenden von Verton in der Tasche zur Faust schloß. — Kurz vor Abgang des Zuges stieg der Mann darauf wieder ein; aber er blieb an der Thür, zwischen dem Russen und mir, stehen, und erst als der Zug den Bahnhof verlassen hatte, nahm er seinen Platz mir schräg gegenüber wieder ein.

Der Russe hatte inzwischen ein Buch aufgeschlagen und versuchte sich den Anschein zu geben, als ob er darin lese; aber stets von Neuem und in kurzen Zwischenräumen sah ich seine Augen auf die Gestalt zu seiner Linken schweifen. Sein Gesicht trug dabei einen ganz eigenen Ausdruck. Er sah aus wie Jemand, der vergeblich damit beschäftigt ist, die Lösung eines für ihn wichtigen Räthfels zu finden. Einmal begegneten sich unsere Augen. Es kam mir vor, als wolle er mich um Rath oder Hülfe bitten. Ich selbst war durch das Gebaren meiner Reisegefährten aufmerksam und neugierig geworden, und als ich im Buffet von Amiens neben dem jungen Russen stand, konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, ob er den Mann aus Verton vielleicht zu kennen glaube, daß er ihn so aufmerksam beobachte.

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete er höflich und sichtlich geneigt, das Gespräch mit mir fortzusetzen, „aber der Mann hat etwas in seinem Gesichte, was mich anzieht.“

„Nun,“ entgegnete ich lächelnd, „es ist gerade kein anziehendes Gesicht,

sollte ich sagen. Ich habe selten ein gemeineres, unangenehmeres Aeußeres gesehen. Der Mann sieht aus, als ob er reif für den Galgen wäre."

"Ein häßliches, widerliches Gesicht in der That. — Ein eigenthümliches Gesicht," — der Russe machte eine kurze nervöse Bewegung.

"Wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen Rath zu geben?" fuhr ich fort. „Bekümmern Sie sich nicht weiter um den Mann. Sehen Sie ihn nicht mehr an. Es ist ein roher Patron. Haben Sie bemerkt, wie er sich rücksichtslos zwischen uns schiebt, um aus dem Fenster zu sehen? Er hat es vor Amiens wie vor Abbeville gethan. Ich habe mich darüber geärgert; aber wozu würde es nützen, einen solchen Menschen zur Rede stellen zu wollen? Leider sind alle Wagen voll, sonst würde ich mir einen andern Platz ausgesucht haben." —

Auf der Fahrt bis Creil setzte ich die in Amiens begonnene Unterredung fort. Ich fand, daß ich mit einem gebildeten und liebenswürdigen Menschen zu thun hatte. Nach kurzer Zeit stellte sich auch heraus, daß wir in Paris sowol wie in Petersburg einige gemeinschaftliche Bekannte hatten. Mein Reisegefährte überreichte mir darauf seine Karte, und ich gab ihm meinen Namen. Er hieß Graf Boris Stachowitsch und wohnte in Paris in der Avenue Friedland.

„Wie klein doch die Welt ist!" — meinte der Russe. „Haben Sie bemerkt, daß ein Mensch in einem gewissen Alter, vorausgesetzt, daß er sich etwas in der Welt umgesehen habe, nur noch selten eine ganz neue Bekanntschaft machen kann? Vor einer Viertelstunde erschienen Sie mir als ein wildfremder Mensch. Nun stellt es sich heraus, daß ein Vetter von mir ein alter Freund von Ihnen ist, und daß ich mit einem Verwandten von Ihnen studirt habe. Und so geht es mir bei jeder Gelegenheit. Ich möchte wetten, daß, wenn ich Ihren schlafenden Nachbar weckte und mich mit ihm unterhielte, ich bald herausfinden würde, daß er und ich ebenfalls gemeinschaftliche Bekannte haben. Die kleine Welt! Ich habe mich manchmal gefragt, wie die Leute es anfangen, die sich in derselben verbergen wollen. Ich sprach darüber kürzlich einmal mit einem Polizeibeamten, den ich in London kennen lernte. Der Mann sagte mir: Viele Verbrecher werden nie entdeckt, und der Uebelthäter entgeht dem Gesetze; aber in tausend Fällen kommt es kaum einmal vor, daß ein Verbrecher, der als ein solcher erkannt ist, sich durch die Flucht der Strafe auf lange Zeit entziehen kann. Früher oder später, gewöhnlich in wenigen Tagen, finden wir ihn. Die Welt . . ."

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Stachowitsch hatte, wenn auch nicht laut, so doch ungenirt gesprochen; der Mann aus Berton, sein Nachbar, konnte seine Worte ebenso gut hören wie ich. Jener erhob sich jetzt schnell und trat zwischen uns, um aus dem Fenster zu blicken, wie er dies in Abbeville und Amiens gethan hatte. Und ehe wir es uns versehen, hatte er die Thür geöffnet und stand auf dem schmalen Brette,

außerhalb des Wagens, auf dem die Schaffner entlang zu gehen pflegen, um die Billete zu revidiren.

Wir blickten uns erstaunt, sprachlos an. In demselben Augenblicke sprang der Mann vom Wagen ab. Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und sah ihn ein paar wilde Sätze machen und dann mit ausgestreckten Armen auf das Gesicht zu Boden fallen. Gleich darauf wurde er durch eine Mauer, an der wir vorbeifuhren, meinen Blicken entzogen.

Der Kuffe war blaß geworden; die vier Franzosen hatten zu sprechen aufgehört und sahen mich fragend an; der schlafende Engländer war erwacht und suchte nach seiner Decke, die der Mann aus Verton unter den Sitz geschoben hatte.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Stachowitsch.

Ich konnte nur mit der Achsel zucken, denn die Sache war mir selbst unverständlich. Aber nach wenigen Minuten sollte sie aufgeklärt werden.

Wir befanden uns nun in der Nähe von Paris und der Zug fuhr ziemlich langsam. Einige hundert Schritte vor dem Bahnhof hielt er plötzlich an. Zwei Eisenbahnbeamte, die neben dem Gleis gestanden hatten, sprangen auf das Brett außerhalb der Wagen, und währenddem die Locomotive sich ganz langsam wieder in Bewegung setzte und uns in die Station zog, gingen sie von einem Wagen zum andern und riefen in jedes Coupé hinein: „Bitte nicht auszusteigen!“ Eine halbe Minute später hielten wir im Nordbahnhof von Paris an. Derselbe war vollständig leer. Plötzlich traten aus der Thür des Bahnhofsinspectors zwei Herren, die von einem Eisenbahnbeamten gefolgt waren. Der Eine von ihnen trug das Band der Ehrenlegion im Knopfloche; Beide hatten ein militärisches Aussehen. Sie näherten sich den Wagen, hielten vor jedem Coupé eine halbe Minute, und gingen sodann weiter. — Jetzt waren sie bei uns angelangt; der Herr mit dem Ordensband steckte den Kopf durch das Fenster in den Wagen und musterte einen Jeden von uns scharfen Blickes.

„Ist hier irgend Jemand unterwegs ausgestiegen?“ fragte er.

Er wandte sich dabei an mich als den Nächststehenden; der Eine der Franzosen kam mir mit der Antwort zuvor. Er erzählte, was er von dem achten, fehlenden Reisenden wußte: daß derselbe in Verton eingestiegen, vor Paris aus dem Wagen gesprungen sei, und daß der Herr in der Ecke — er bezeichnete mich — wol am besten in der Lage sein würde, den Platz zu zeigen, wo er entflohen sei.

Der Herr, ein höherer Polizeibeamter, wie wir bereits errathen hatten, bat mich darauf, ihm das Signalement des Reisenden aus Verton zu geben. Ich konnte darauf genau antworten, denn ich hatte den Mann scharf angesehen. — Der Polizeibeamte nickte, währenddem ich sprach, beistimmend mit dem Kopfe. Dann sagte er:

„Es ist kaum ein Zweifel darüber. Der Entflohene ist der Mann, auf den wir sahen. — Darf ich Sie ersuchen, mich zu begleiten?“

Ich trat aus dem Wagen. Stachowitsch folgte mir auf den Ferfen. Die Eisenbahnbeamten riefen: „Aussteigen!“ und währenddem sich der Perron nun schnell mit Gepäcträgern und den neuangekommenen Reisenden füllte, begab ich mich in Gesellschaft des Russen und des Beamten in das Zimmer des Bahnhofsvorstehers. Von dort aus wurden sofort Befehle gegeben, um eine Maschine zu unserer Verfügung zu stellen; und wenige Minuten später befand ich mich in einem Gepäcswagen, in Gesellschaft des Polizeibeamten, seines Begleiters, eines handfesten Mannes in den Dreißigern, zweier Gendarmen und des Russen endlich, dem die Erlaubniß bewilligt worden war, sich uns anzuschließen. Ich hatte bereits erzählt, daß der Mann aus Verton nicht weit von St. Denis aus dem Wagen gesprungen sei und daß ich mich anheischig mache, den Ort wiederzufinden. Während der kurzen Fahrt dorthin sagte mir der Polizeibeamte, daß eine verwittwete Dame, die Baronin von Maffieux, auf ihrem Landgute in der Nähe von Boulogne während der vorhergehenden Nacht ermordet worden sei, und daß der Kutscher der Ermordeten, ein gewissen Béchouard, in dem Verdacht stehe, die Uebelthat begangen zu haben.

„Wir haben vor einer Stunde eine Depesche mit dem Signalement von Béchouard empfangen,“ schloß der Polizeibeamte seinen Bericht, „und wären gerade noch zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe gewesen, um den Mann dort sofort zu verhaften, wenn er nicht vorgezogen hätte, den Zug vor Ankunft in Paris zu verlassen. Die Sache wird nun etwas schwieriger, aber weit kann Béchouard noch nicht sein, und früher oder später werden wir ihn schon finden.“

Stachowitsch nickte mir zu, als wollte er sagen: „Das ist auch meine Meinung, wie Sie wissen. Die Welt ist zu klein, um sich in derselben verbergen zu können.“ Ich konnte mich aber nicht in ein Gespräch mit ihm einlassen, denn wir hatten nun St. Denis passirt, und die Locomotive fuhr ganz langsam, um mir Zeit zu geben, mich wohl zu orientiren.

„Ich erkenne dies Haus“ — sagte ich — „hier ist die Gartenmauer . . . und dies ist die Stelle . . . Dort! . . . Da liegt der Mann . . . Er hat sich nicht gerührt . . . Er ist todt . . .“

Eine halbe Minute später stiegen wir alle aus dem Wagen. Fünf Schritte rechts von der Bahn lag, was wir suchten. Der linke Arm war unter der Brust zusammen gebogen; der rechte nach vorn gestreckt; das Tuch, welches die beiden Finger verband, hatte sich gelöst, und die Wunde, die dasselbe verdeckte, hatte sich geöffnet und leicht geblutet. Die Beine waren weit ausgepreizt. Der Körper lag vollständig regungslos. — Der Begleiter des Polizeibeamten, der wie ein Jagdhund, den man auf ein angeschossenes Wild losläßt, zuerst aus dem Wagen gesprungen war, bückte sich jetzt und drehte den schweren Körper bedächtig um. In der Art und Weise wie er dies that, lag etwas eigenthümlich Sicheres, was den Professionisten bekundete. Das Gesicht des todtten Mannes war unverlezt. An den Mundwinkeln

zeigte sich ein leichter röthlicher Schaum; aus den Nasenlöchern siderten einige dunkle Blutstropfen. Die weitgeöffneten weißen Augen stierten uns entseßlich an. Stachowitsch, der sich über meine Schulter gebogen hatte, um das todtte Gesicht zu betrachten, stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

II.

Die Ermordung der Baronin von Massieux war vom großen Publikum schnell vergessen worden. Die Untersuchung hatte festgestellt, daß das Verbrechen von Béchouard allein verübt worden war. Dieser war bestraft, war seinem Opfer nur wenige Stunden später in die Ewigkeit gefolgt. Die Menschen hatten nichts mehr mit der Sache zu thun. Sie war erledigt. Aber die verwaisste achtzehnjährige Marie von Massieux war noch in tiefer Trauer um den Tod ihrer unglücklichen Mutter; und für das Leben von Boris Stachowitsch war der tragische Tod derselben von großer Bedeutung gewesen.

Es war nun im Monat December, ein halbes Jahr ungefähr, nachdem ich in der Eisenbahn die Bekanntschaft des jungen Russen gemacht hatte. Unser Verkehr war ein lebhafter geworden. Wir wohnten in demselben Viertel, hatten gemeinschaftliche Bekannte, aßen nicht selten in demselben Restaurant zusammen und sahen uns beinahe täglich. Mich interessirte das vollständig ungekünstelte und eigenthümlich geheimnißvolle Sonderbare in dem Wesen und den Anschauungen meines neuen Bekannten; auch entdeckte ich mit der Zeit vorzügliche Eigenschaften des Charakters und des Geistes an ihm, die mich zu ihm hinzogen. Er war aufrichtig, wahr, von seltener Weichheit des Gemüthes, freigebig, lernbegierig und für sein Alter außerordentlich belesen. Er war im wahren Sinne des Wortes ein liebenswürdiger Mensch. Dazu kam, daß ich Mitleid mit ihm fühlte. Stachowitsch war unglücklich. Darüber war kein Zweifel; aber es war mir unmöglich zu entdecken, woran er litt. Er klagte nie; meine wiederholten Anfragen, was ihm fehle, hatte er immer ausweichend und mit so sichtlicher Verlegenheit beantwortet, daß ich, um nicht indiscret zu erscheinen, nun aufgehört hatte, nach der Ursache seiner tiefen Verstimmung zu forschen.

Er bewohnte eine prächtige Wohnung, hielt sich Pferd und Wagen, warf, so zu sagen, mit dem Gelde um sich und schien sehr reich zu sein. Geldsorgen waren es sicherlich nicht, die ihn drückten. Auch seine Gesundheit schien ihn nicht zu kümmern. Zwar sah er angegriffen aus; aber er aß und trank mit gutem Appetite; und auf einer kleinen Excursion, die ich mit ihm gemacht, hatte ich bemerkt, daß er ein unermüdlicher Fußgänger, ein verwegener Reiter sei, und daß er starke Strapazen ohne große Ermüdung ertragen konnte; auch war er als einer der besten Schläger in den Pariser Fechtsälen und Clubs berühmt. Man kannte dort einige seiner Sonderheiten und spottete, ohne Böswilligkeit jedoch, darüber. Es

gab z. B. einige Leute unter seinen Bekannten, mit denen Stachowitsch sich nie schlagen wollte, ohne je einen vernünftigen Grund für seine Weigerung anzugeben. Furcht eine Niederlage zu erleiden, oder seine Reputation als Schläger zu schädigen, konnte ihn dabei nicht leiten; dazu war sein Ruf bereits zu wohl begründet; auch hatte man bemerkt, daß sich unter den Personen, mit denen er sich nicht messen wollte, Leute befanden, die als Schläger ungleich schwächer als er waren. Er schien in der Wahl seiner Gegner einer eigenthümlichen Laune zu folgen, die er, um nicht beleidigend zu werden, in höflichster Weise zu entschuldigen versuchte, ohne sie jedoch zu erklären. Ich selbst wohnte einmal im Fechtsaal seines Clubs einer Unterhaltung bei, die seine Sonderbarkeit deutlich zeigte.

„Kommen Sie, Stachowitsch,“ rebete ihn der junge Freiherr von Mofferat an, „lassen Sie uns einen Gang machen. Ich möchte mich endlich einmal mit Ihnen messen.“

„Entschuldigen Sie mich,“ antwortete Stachowitsch, „Sie wissen, ich würde mich nicht gern mit Ihnen schlagen.“

„Aber warum? Seien Sie doch vernünftig. Haben Sie Furcht, daß ich Sie todtschle?“

„Nein, mein lieber Baron. Ich habe nicht die geringste Furcht vor Ihnen; aber ich ziehe vor, Ihnen nicht gegenüber zu stehen.“

Der Baron Mofferat, ein eleganter und hübscher junger Mann, stellte sich Stachowitsch gegenüber und sagte scherzend:

„Stachowitsch, Sie haben Furcht vor meiner Klinge! Ich habe mich aber darauf erpicht, mich mit Ihnen zu messen, und wenn Sie mir das Vergnügen versagen dies hier im Fechtsaal zu thun, so fühle ich mich dadurch beleidigt und dringe darauf, daß Sie mir die Ehre erweisen, mir auf dem Terrain entgegenzutreten.“

„Das verhüte Gott!“ antwortete Stachowitsch. „Bitte, scherzen Sie nicht in dieser Weise. Sie machen sich keine Idee, wie weh Sie mir thun.“

Mofferat und ich sahen uns erstaunt an. Stachowitsch war bleich geworden.

„Nichts für ungut,“ sagte Mofferat und nahm die Hand des Russen, die er herzlich drückte. „Sie sind mir ein werther Freund, und ich beabsichtige durchaus nicht, eines Mißverständnisses, eines Scherzes oder einer Laune wegen mir von Ihnen das Leben nehmen zu lassen oder Sie zu Boden zu strecken. — Aber thun Sie mir einen Gefallen: Sagen Sie mir, weshalb Sie sich gerade mit mir nicht schlagen wollen?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich kann es nicht. Ich habe eine Ahnung, daß ein Unglück geschehen muß, wenn ich Ihnen jemals auf der Mensur gegenüber stehen sollte. — Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Seien Sie mir nicht böse.“

„Hier ist meine Hand; aber Sie sind das größte Original, das mir frei umherwandelnd in den Weg gelaufen ist.“

Stachowitsch, der eine große Zuneigung zu mir gefaßt zu haben schien,

und mir Vieles anvertraute, vermied sorgfältig, als wir nach dieser Unterredung zusammen nach Hause gingen, auf den Auftritt zurückzukommen. Ich bemerkte seine Bemühungen und kam ihm gern zur Hülfe, indem ich jede Anspielung auf die Scene, deren Zeuge ich gewesen war, vermied. Wir hatten übrigens seit einiger Zeit von weit wichtigeren Sachen zu sprechen. — Ich wußte wol, weshalb Stachowitsch sich zu mir hingezogen fühlte, weshalb ich in kurzer Zeit der vertrauteste seiner Pariser Freunde geworden war. — Ich war der einzige, mit dem er von Marie von Massieux sprechen konnte.

Die Stachowitsch'sche Theorie von der „kleinen Welt“ hatte sich wieder einmal glänzend bewährt. Es hatte sich nämlich, unmittelbar nach dem Tode der Frau von Massieux, herausgestellt, daß die Gräfin Billiers, eine in Frankreich verheirathete ältere Schwester meines neuen russischen Freundes, die Baronin von Massieux sehr gut gekannt hatte; und ferner, daß der Freiherr von Mofferat, den Stachowitsch, wenn er in Paris war, fast täglich sah, mit der Familie Massieux in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Verbindung stand. Marie von Massieux lebte jetzt bei ihrer Tante, einer Frau von Mauny, und diese wohnte im Faubourg St. Honoré mit der Gräfin Billiers in demselben Hause. Stachowitsch triumphirte als er diese Entdeckungen machte, und wiederholte mir wol zwanzig Male: „Sehen Sie wie Recht ich hatte. O, die wunderbar kleine, kleine Welt!“

Stachowitsch, der seine Schwester häufig besuchte, hatte eines Tages Fräulein von Massieux bei ihr angetroffen. Er war dem jungen Mädchen vorgestellt worden und hatte ihr zunächst ein gewissermaßen unheimliches Interesse eingeflößt, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, daß Stachowitsch der Mann gewesen sei, an den der Mörder ihrer Mutter die letzten Worte vor seinem Tode gerichtet hatte. Stachowitsch hatte ihr mehrere Male erzählen müssen, was in dem Eisenbahnwagen zwischen Verton und St. Denis vorgegangen sei.

„Weshalb sahen Sie den Mann an?“ fragte sie. „Whten Sie, daß er ein Mörder sei?“

„Nein. Aber sein Gesicht war eigenthümlich, furchtbar. Neugierde und Schrecken machten es mich anstarren. . . . Er hatte weiße, todte Augen. . . . weiße Augen.“ Stachowitsch schauderte zusammen.

„Weiße Augen?“ wiederholte Marie verwundert. „Ich verstehe Sie nicht. Ich habe Bichouard lebend gekannt. Er hatte hellgraue, heimtückische Augen. Ich sehe sie in diesem Augenblick vor mir.“

Stachowitsch antwortete darauf nicht und bemühte sich, das Gespräch abzubrechen. Marie, die sich bereits an seine Wunderlichkeiten gewöhnt hatte, und der er von der Gräfin Billiers sowie auch von ihrer Tante, Frau von Mauny, als ein Sonderling, aber gleichzeitig als ein vorzüglicher, liebenswürdiger Mensch geschildert war, bestand nicht darauf, die Unterhaltung über den Gegenstand fortzusetzen; und diese nahm eine andere Wendung.

Bald darauf trat der Freiherr von Mofferat in das Zimmer. Er warf einen nicht gerade freundlichen Blick auf Stachowitsch, begrüßte Marie und setzte sich darauf zu seiner Tante, Frau von Mauny, in deren Salon Stachowitsch und Mofferat sich seit einigen Wochen täglich begegneten. Stachowitsch, dem die Stunden schnell dahinslogen, wenn er ungestört in Mariens Gesellschaft war, sah nun nach der Uhr und bemerkte, daß er seinen Besuch bereits über Gebühr verlängert habe. Er nahm seinen Hut und empfahl sich. Von Frau von Mauny begab er sich dann zu mir, und ich mußte nun zum hundertsten Male die noch unvollendete Geschichte seiner Liebe zu Marie von Massieux hören. Ich war ihm ein wohlwollender und ermunternder, wenn auch nicht immer ein aufmerksamer Zuhörer; — und deshalb war ich sein vertrauter Freund geworden, und deshalb wurde er nie müde, sich bei mir Rath und Aufklärung zu holen.

„Werden Sie nicht ungeduldig,“ sagte ich ihm, „oder wenn Ihre Geduld bereits zu Ende ist, nun, so lassen Sie Muth und wagen Sie einen entscheidenden Schritt! Sie können doch nicht erwarten, daß Fräulein von Massieux Ihnen ihre Liebe erklärt; Sie müssen dem jungen Mädchen zuerst sagen, daß Sie sie lieben, und dann um Bescheid bitten. Sie werden eine günstige Antwort bekommen. Verlassen Sie sich darauf. Nach Allem, was Ihre Frau Schwester Ihnen mitgetheilt hat, können Sie sicher sein, daß Frau von Mauny Ihnen ihre Einwilligung nicht versagen wird; sie wird Ihnen im Gegentheile bei Ihrer Werbung um die Hand ihrer Nichte gern behülflich sein. Ich selbst habe darüber keinen Zweifel. Die kluge, alte Dame würde sicherlich nicht ruhig mit ansehen, daß Sie sich stundenlang mit ihrer Nichte unterhalten, wenn Sie nicht überzeugt wäre, daß diese Unterhaltungen schließlich zu einem Heirathsantrage führen werden. Die Tante ist Ihre Verbündete. Das ist eine hohe Trumpfkarte in Ihrem Spiel. — Ihren Rivalen, den Baron von Mofferat, brauchen Sie, nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung, nicht zu fürchten. Er ist ein eleganter Cavalier, in den ein junges Mädchen, das sich allein überlassen wäre, sich wol verlieben könnte; aber wenn ich mich nicht ganz und gar irre, so ist er nicht ein Mann nach dem poetischen Herzen Ihrer jungen Geliebten. Ich habe bemerkt, daß seine Erzählungen sie nur wenig interessiren; daß sie wol mit ihm scherzt und lacht, aber sich niemals in philosophische Unterhaltungen mit ihm vertieft, die, komischer Weise, die Basis des Gesprächs zwischen jungen Leuten bilden, die sich in einander verlieben wollen, oder die bereits in einander verliebt sind. — Mofferat erzählt seiner hübschen Waise allerhand amüsante Geschichtchen, die ihr die Zeit ganz angenehm vertreiben. Sie erfährt von ihm, was in den Theatern gespielt wird, welche Damen die schönsten Toiletten tragen; welche Pferde bei den bevorstehenden Rennen gewinnen werden. Alles dies ist gut zu wissen, und Fräulein Marie hört gern zu; aber sie würde es ebenso gern, vielleicht noch lieber im „Figaro“

lesen, wenn die strenge Tante ihrer Nichte die Lectüre eines so unmoralischen Blattes gestatten wollte. Während Mofferat spricht, lacht Fräulein Marie oft, und sie lacht herzlich und aufrichtig, ohne den Mund zu verzerren: ein reizendes Lachen, das Lachen eines Kindes. Ein Mann aber, der ein junges Mädchen oft lachen macht, der es amüßirt, ist kein gefährlicher Mann, wenigstens nicht für das junge Mädchen; bei Wittwen und Frauen mag er mehr Glück haben. — Bei jungen Leuten zeigt sich die Liebe nicht lächelnd. Dort ist sie eine sehr sentimentale Komödie, die mit vollem Ernste durchgespielt sein will, und die für den älteren, wohlwollenden Zuschauer etwas ungemein rührend Komisches hat. — Sie und Fräulein von Massieux sind ganz in ihrer Rolle. Fräulein von Massieux spricht mit Ihnen von ihrer Vorliebe für Blumen, Lamartine'sche Poesie, Chopin'sche Musik und Promenaden bei herrlichem Mondschein unter den alten Bäumen im großen Park von Massieux. Sie empfehlen ihr gute Bücher an, lesen ihr daraus vor, zeigen ihr den Orion, die Wage, die Plejaden, die Cassiopeja und andere Sternbilder, die ihr, der Mindergebildeten, noch nicht bekannt sind, und deren Dasein sie nun mit Achtung vor Ihrer unbegrenzten Gelehrsamkeit kennen lernt; Sie geben ihr Unterricht in den Grundzügen der Geologie, die sie auf das Lebhafteste interessieren, obgleich sie ihr vollständig unverständlich bleiben; Sie erklären ihr den Faust, die IX. Symphonie und Schopenhauer'sche Philosophie. — Das ist normal, das muß so sein! Ich habe es auch gethan als ich vierundzwanzig Jahre alt war und bedaure, jetzt nicht mehr genügend bei der Sache zu sein, um es mit dem aufrichtigen Ernste, der nicht fehlen darf, wenn man nicht häufig aus der Rolle fallen will, thun zu können. Sie sind in Fräulein von Massieux in der guten, alten, schwärmenden Weise verliebt, in der ein junger Mann sich verlieben muß, und die die Geliebte Ihres Herzens tödtlich langweilen würde, wenn sie nicht ebenfalls bereits in Ihnen, unbewußt vielleicht, den würdigen Gegenstand ihrer jungfräulichen Liebe erblickte. Also Muth, junger Freund! Alles geht nach Wunsch. Halten Sie morgen Nachmittag um Fräulein Mariens Hand an, und ich bin überzeugt, daß ich Sie morgen Abend als verlobten Bräutigam begrüßen werde.“

Stachowitsch hörte diesen und ähnlichen längeren Vorlesungen mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit und vollständiger Unterordnung seines Urtheils unter dem meinigen zu; aber meinen Rath, um Mariens Hand anzuhalten, befolgte er dessenungeachtet nicht. — Er hatte irgend etwas auf dem Herzen, was er mir nicht anvertrauen wollte und was ihn verhinderte, der Ungewißheit, die ihn peinigte, ein Ende zu machen.

Eines Abends, als er wieder in meinem Zimmer saß, fragte er mich nach einer längeren Pause plötzlich: „Glauben Sie, daß ein Mann, der weiß, daß er nicht alt werden kann, das Recht hat, sich zu verheirathen?“

Ich bog mich in dem Sessel, auf dem ich saß, zurück und mußerte

meinen jungen Freund aufmerksamen Blickes. Ich fand ihn abgezehrt, elend aussehend; seine Augen wanderten unstät von einem Gegenstand zum andern.

„Stachowitzsch, schämen Sie sich nicht?“ sagte ich mit väterlichem Ernste. „Sehen Sie mich einmal gerade an.“

Er that es.

„Sie kann ich gern ansehen,“ sagte er. Sein Blick war in der That ruhig und freundlich geworden. „Sie sehe ich an wie einen alten, guten, ehrwürdigen Großpapa. Es macht mir Freude, Sie anzusehen.“

„Nun,“ antwortete ich lächelnd, „da erweisen Sie mir mehr Ehre, als ich von Ihnen beanspruche. Glücklicherweise bin ich nicht in dem Alter, um Ihr Vater sein zu können, geschweige denn Ihr Großpapa. Aber von mir ist jetzt nicht die Rede, sondern von Ihnen. — Was? Sie ein junger kräftiger Mensch, der es den meisten Ihrer Altersgenossen in allen körperlichen Uebungen zuvorthut, Sie machen sich Todesgedanken? Das heißt die Sentimentalität etwas zu weit treiben! Das entschuldigt Ihre Liebe nicht einmal. Woran wollen Sie denn eines interessanten frühen Todes sterben? Thut Ihnen das Herz weh? Haben Sie Brustschmerzen? Denn ich vermuthete, etwas Prosaischeres als Herzleiden oder Schwindsucht würde Ihnen verächtlich erscheinen. Worüber klagen Sie? Was fehlt Ihnen?“

„Mir fehlt nichts.“

„Weshalb richten Sie denn die sonderbare Frage an mich, ob ein zu frühem Tode verurtheilter Mann sich verheirathen dürfte?“

„Ich bin ein elender Mensch. — Niemand ahnt, wie furchtbar unglücklich ich bin.“ Er sprach dies mit tonloser Stimme und starrte dabei unbeweglich in das hellflackernde Kaminfeuer. Ich sah stille große Thränen die hohlen Wangen hinuntergleiten.

Ich stand auf und legte freundlich beschwichtigend meine Hände auf seine Schultern.

„Ich will Ihnen einen Rath geben,“ sagte ich, „Sie bilden sich ein, krank zu sein. Der Fall ist nicht neu in der Geschichte der Medicin und ist nicht unheilbar. Consultiren Sie einen tüchtigen Arzt.“

Er schüttelte den Kopf.

„Thun Sie es mir zu Gefallen,“ fuhr ich fort.

„Es würde zu nichts nützen.“

„Doch, es würde nützen, und ich verlange von Ihnen, daß Sie mir gehorchen. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt und ich bin Ihr Freund. Dies legt mir Verpflichtungen auf, die ich gern erfülle; es gibt mir aber auch gewisse Rechte, denen ich nicht entsage. Ich hole Sie morgen um zwei Uhr ab und führe Sie zu einem mir befreundeten Arzte. Ich bestehe darauf, daß Sie mir folgen, oder daß Sie mir einen vernünftigen Grund für Ihre Weigerung angeben.“

Er wandte sich zu mir und sagte sanft: „Ich will Ihnen gern

folgen, lieber Freund, aber glauben Sie mir: es nützt zu nichts. Seien Sie mir nicht böse. Ich verdiene es nicht. Ich bin ein unglücklicher Mensch."

Der Besuch bei dem mir befreundeten Arzte endete mit einem vollständig befriedigenden Verdict über Stachowitsch' Gesundheitszustand. Der Arzt constatirte, daß der junge Mann eine ganz vorzüglich starke Constitution habe, und daß die nervöse Aufregung, auf die ich aufmerksam gemacht hatte, ein wahrscheinlich leicht zu beseitigendes Uebel sei. Er empfahl eine gewisse Diät, für später, im Sommer, eine Wassercur an, und verabschiedete Stachowitsch mit den Worten: „Machen Sie sich keine Sorgen, Sie können hundert Jahre alt werden.“

Als wir wieder in der Straße waren, sah ich Stachowitsch mit den Achseln zucken und traurig den Kopf schütteln.

„Nun," sagte ich, „sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie etwa hundert und fünfzig Jahre alt werden?“

„Ich wußte," antwortete er, „daß der Besuch beim Doctor nichts nützen würde.“

In der That, seine Unruhe, seine Schwermuth wichen nicht nur nicht, sondern wurden im Gegentheil täglich auffallender; und ich nahm mir vor, den Doctor noch einmal allein zu besuchen und mit ihm zu berathen, was zur Heilung meines kranken Freundes geschehen könne. Ein unerwarteter Zwischenfall vereitelte diese meine Absicht.

III.

Der Winter nahte seinem Ende. Es war im Monat März. Ich war durch verschiedene Einladungen sehr in Anspruch genommen worden und hatte, zum ersten Male seit meinem Bekanntwerden mit Stachowitsch, diesen mehrere Tage lang nicht gesehen. Eines Abends gegen elf Uhr, als ich nach Hause gehen wollte, führte mich mein Weg an seiner Wohnung vorüber. Ich blickte auf und sah die Fenster seines Zimmers erleuchtet. Ich klingelte, trat in das Haus und erfuhr von dem Portier, daß Herr Stachowitsch nicht ausgegangen sei.

Ich fand ihn schreibend.

„Sie kommen wie gerufen," sagte er, sich schnell erhebend und mir entgegengehend. „Ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten.“ Darauf nöthigte er mich zum Sitzen und nahm mir gegenüber Platz. Ich bemerkte auf den ersten Blick, daß er sich in außerordentlicher und peinlicher Aufregung befinde.

„Was ist vorgefallen?" fragte ich.

Stachowitsch erhob sich und ging einige Male schnell im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor mir stehen und fragte mich:

„Halten Sie mich für einen Feigling?"

„Nein, sicher nicht!“ antwortete ich. „Aber was soll diese Frage bedeuten?“

„Ich bin beleidigt worden . . . und kann mich nicht schlagen.“

„Um,“ antwortete ich etwas gekehnt, „es gibt Leute, die sich grundsätzlich nicht duelliren. Das ist eine Gewissensfrage, vielleicht auch nur eine Geschmackssache; darüber läßt sich nicht streiten . . .“

„Sie verstehen mich falsch,“ unterbrach mich Stachowitsch. „Ich habe bereits mehrere Duelle in meinem Leben gehabt . . . aber ich bin von Mofferat beleidigt worden . . .“

Er stockte. „Nun,“ fragte ich, „was hat das zu bedeuten? ob von Mofferat oder von einem Andern?“

„Ich kann mich mit Mofferat nicht schlagen.“

„Weshalb nicht?“

„Ich kann es nicht . . . ich darf es nicht!“

Er sprach laut, mit großer Festigkeit.

„Lieber Stachowitsch,“ sagte ich ruhig, „ich stehe gern zu Ihren Diensten; unter der Bedingung jedoch, daß es Ihnen gefallen möge, mir klar zu machen, wie ich Ihnen nützlich sein kann. Ich verstehe Sie nicht. Sie sprechen in Rätselfeln. Was ist vorgefallen?“

„Ich bin von Mofferat beleidigt worden.“

„So sagten Sie mir bereits zwei Male.“

„Ich habe ein Recht, Genugthuung zu verlangen.“

„Darüber werden wir uns verständigen, sobald Sie mich etwas mehr in die Sache eingeweiht haben. Mofferat gilt für einen Ehrenmann, der Ihnen keine Genugthuung verweigern wird.“

„Aber ich kann mich nicht mit ihm schlagen.“

Ich war nahe daran, die Geduld zu verlieren und erhob mich. „Ich werde morgen früh um neun Uhr zu Ihnen kommen,“ sagte ich, „bis dahin werden Sie sich hoffentlich genügend beruhigt haben, um wie ein vernünftiger Mensch mit mir zu sprechen. Gute Nacht!“

„Nein, bleiben Sie! Verlassen Sie mich nicht! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, wenn Sie mir nicht beistehen.“

„Sehr wohl. Ich bleibe. Seien Sie ruhig. Geben Sie mir Feuer. Stecken Sie sich eine Cigarette an. — So. — Nun sagen Sie mir, weshalb Sie sich nicht mit Mofferat schlagen können.“

Er sah mich lange starr an. Seine weitgeöffneten Augen nahmen einen Ausdruck des Entsetzens an.

„Weil ich nicht sein Mörder werden will,“ antwortete er endlich langsam, jedes Wort fest betonend.

„Sie werden immer unverständlicher.“

„Weil ich sicher bin, Mofferat zu tödten, wenn ich mich mit ihm schlage.“

Ich zuckte die Achseln und gab deutliche Zeichen von Ungeduld.

„Lassen wir das für den Augenblick,“ sagte ich ziemlich übler Laune.

„Wir können davon später sprechen. Aber zunächst erklären Sie mir, was vorgefallen ist. Ehe ich das nicht weiß, ist es mir schlechterdings unmöglich, irgend etwas für Sie zu thun.“

Die Geschichte, die mir Stachowitsch nun endlich erzählte, war kurz und durchaus nicht verwickelt. Seit längerer Zeit bereits war das alte, freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und Mofferat abgebrochen worden. Die beiden jungen Leute waren gegenseitig auf einander eiferfüchtig und beobachteten sich, wenn sie bei Frau von Maunty mit einander zusammentrafen, mit schwer zu verbergendem Uebelwollen. — Vor einigen Wochen hatte Mofferat um die Hand von Fräulein von Massieux angehalten; sein Antrag war von dem jungen Mädchen wie etwas gänzlich Unerwartetes mit Erstaunen und auf das Entschiedenste abgewiesen worden. Seitdem hatte Mofferat das Haus seiner Tante gemieden, aber er hatte Stachowitsch deswegen doch nicht ganz aus den Augen verloren. Er traf mit ihm noch immer ziemlich häufig im Club zusammen. Die Beiden begrüßten sich zwar noch, aber seit geraumer Zeit wechselten sie kein Wort mehr mit einander. Vor einigen Stunden, im Festsaal des Clubs, hatte Mofferat seinen ehemaligen Freund plötzlich angeredet und ihn gefragt, ob er einen Gang mit ihm machen wollte. Stachowitsch hatte das, wie früher, abgelehnt.

„Ich bin mir bewußt, mit ausgesuchter Höflichkeit gesprochen zu haben.“ — erzählte er weiter — „denn die Absicht, Streit mit Mofferat zu suchen, lag mir fern; aber dieser hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, mit mir anzubinden. Er antwortete mir gereizt, beinahe unhöflich; und als verschiedene andere Mitglieder des Clubs, die dem Auftritt beizwohnten, ihn beschwichtigen wollten, ihm geradezu sagten, daß er im Unrecht sei, da Jedermann im Club meine Sonderbarkeit in der Wahl meiner Gegner seit Jahren als etwas vollständig Harmloses dulde, wurde er nur noch heftiger und zuletzt so beleidigend, daß ich mich gezwungen sah, ihn zu ersuchen, seine Worte zurückzunehmen. Er lachte und sagte, er denke gar nicht daran etwas Aehnliches zu thun, und überlasse es mir, seine Worte einzustecken oder dafür Rechenschaft von ihm zu fordern. — Alle Anwesenden gaben ihm einstimmig Unrecht. Einige waren über sein Betragen entrüstet und erklärten unumwunden, daß man ein solches im Club nicht dulden dürfe, daß Mofferat mich um Verzeihung bitten oder seiner Ausstoßung gewärtig sein müsse; — aber das Alles ändert an meiner Lage nichts. Ich darf die Beleidigung, die mir zugefügt ist, nicht auf mir sitzen lassen und muß dafür Rechenschaft verlangen. Rathen Sie mir, stehen Sie mir bei.“ —

Ich antwortete zunächst, daß ich den Versuch machen würde, die Sache beizulegen. „Mofferat wird morgen früh wol wieder zur Vernunft gekommen sein,“ meinte ich. „Ich werde ihm klar machen, daß er seinen Ruf, seine ganze Stellung compromittirt, wenn er das Ihnen

muthwillig zugefügte Unrecht nicht wieder gut macht. Machen Sie sich nicht vor der Zeit Sorgen; die Sache wird sich wahrscheinlich auf friedlichem Wege arrangiren; jedenfalls übernehme ich es, Ihnen volle Satisfaction zu verschaffen."

Ich begab mich am nächsten Morgen in aller Frühe zu Mofferat. Er erwartete meinen Besuch und gab mir, sobald ich den Zweck meiner Visite angedeutet hatte, die Adresse zweier seiner Freunde, die er, wie er sagte, beauftragt habe, die Angelegenheit in seinem Namen zu reguliren. Ich versuchte, Mofferat zu bedeuten, daß die Sache wol am leichtesten zwischen ihm und mir geordnet werden könne; ich bat ihn, dieselbe mit mir zu besprechen; er entgegnete mir ziemlich kurz angebunden, daß ihn die ganze Geschichte vorläufig nichts mehr angehe, und daß er vorzöge, dieselbe ihren regelmäßigen Gang nehmen zu lassen. Ich zog mich übler Laune von ihm zurück und ging schnurstracks zu seinen Secundanten.

Mofferat hatte Sorge getragen, mich mit zwei blutjungen Leuten in Verbindung zu setzen, die die ganze Sache wie einen guten Spaß betrachteten und keineswegs geneigt waren, sich denselben entgehen zu lassen. Meine Vorstellungen fanden kein Gehör bei ihnen. — „Aber, verehrtester Herr,“ wurde mir geantwortet, „so lassen Sie doch die beiden Herren sich schlagen, wenn es ihnen Vergnügen macht. Wozu Versöhnungsversuche machen? Mofferat ist fest entschlossen, sich nicht zu entschuldigen. Er hat uns dies auf das Bestimmteste erklärt. Er muß am besten wissen, was er zu thun hat. Er hat uns gebeten, seine Zeugen zu sein; wir haben uns dazu bereit erklärt. Wenn Ihr Freund, Graf Stachowitsch, also darauf besteht, Genugthuung von Mofferat zu verlangen, so bleibt nichts mehr zu thun übrig, als die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, festzustellen. Wir stehen zu Ihrer Verfügung.“

Ich nahm darauf ein neues Rendezvous mit den beiden jungen Leuten und ging von ihrer Wohnung zu Stachowitsch, um diesem Rechenschaft von dem, was ich gethan hatte, abzulegen.

„Ich wußte im voraus, daß Sie nichts erreichen würden,“ — sagte er mir, als ich ihm Bericht erstattet hatte — „die Art und Weise, wie Mofferat sich mir gegenüber benommen hat, zeigte mir deutlich, daß er Streit mit mir suchte. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um das Duell zu vermeiden. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sein Blut komme über ihn!“

Stachowitsch sprach ruhig und gesezt, aber mit einem Ernste, den man bei solchen Gelegenheiten, wenn man ihn auch fühlen mag, doch nur selten zur Schau trägt.

„Es scheint mir, daß Sie die Sache zu tragisch nehmen,“ sagte ich. „Es handelt sich am Ende doch nur um eine ganz alltägliche Geschichte. Sie sind von einem ungezogenen Menschen beleidigt worden und haben

von ihm Satisfaction verlangt, die er Ihnen gewährt. Ein bißchen Blut wird bei der Gelegenheit natürlich vergossen werden. Sie scheinen sicher zu sein, daß es das Ihres Gegners sein wird. Ich wünsche es von ganzem Herzen. Jedenfalls haben Sie das gute Recht auf Ihrer Seite. Also kaltes Blut!"

Das Duell fand schon am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, im Bois de Vincennes statt. Ich hatte am Abend vorher einige Befürchtung gehabt, daß Stachowitsch sich auf dem Terrain nicht so gut benehmen würde, wie ich dies gewünscht hätte, da er sich in meiner Gegenwart nicht einmal Mühe gab, die große Unruhe, die ihn quälte, zu verbergen. Auf der Fahrt von der Avenue Friedland nach dem Bois de Vincennes überzeugte er mich jedoch, daß meine Befürchtung unbegründet war.

„Sie scheinen anzunehmen,“ — sagte er — „daß es mir an persönlichem Muthes fehle. Machen Sie sich darüber keine Sorgen, lieber Freund. Ich fürchte nichts für mich. Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt, und werde Ihrer Freundschaft keine Schande machen.“

Stachowitsch' Haltung während des Duells war in der That tabellos: ernst, besonnen, würdig. Als er den Rock und die Weste abgeworfen, das Halbtuch gelöst und das Hemd oben am Kragen ausgeknöpft hatte und nun mit dem Degen in der Hand seinem Gegner in edler, männlicher Haltung gegenüberstand, bemerkte ich, daß er niemals so elegant, ja so schön, möchte ich sagen, ausgesehen habe wie in diesem Augenblicke. Mofferat attackirte ihn mit großer Heftigkeit. Stachowitsch begnügte sich lange Zeit damit zu pariren. Nach und nach erwärmte er sich bei der Arbeit und ging zum Angriff über. Mehrere Male schien es mir, als sähe ich die Spitze seines Degens auf Mofferats Brust; aber der Kampf dauerte lange Zeit ohne Resultat fort. Plötzlich ließ Stachowitsch den Degen sinken und trat einen Schritt zurück. Wir eilten auf ihn zu. Er hatte einen tiefen Stöck in den Vorderarm erhalten, der die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Mofferat sah unzufrieden aus. Er wandte sich mürrisch ab und bereitete sich langsam zum Fortgehen vor. Seine Zeugen fragten mit großer Höflichkeit, ob sie von irgend welchem Nutzen sein könnten, und auf meine verneinende Antwort zogen sie sich, wie sie gekommen waren, tief grüßend mit Mofferat zurück.

Der Ausdruck im Gesichte Stachowitschs ist mir unvergeßlich geblieben. Dasselbe war durch Freude gewissermaßen verklärt.

„Gott sei Dank!“ sagte er mit tiefer Inbrunst, „daß die Sache so geendet hat. Sie wissen nicht, nein, Sie können nicht wissen, welch' ungeheure Last mir vom Herzen genommen ist.“

„Es wäre mir viel lieber, und es wäre mehr in Ordnung gewesen,“ antwortete ich, „wenn Sie dem unliebenswürdigen Freiherrn Eins versetzt hätten. — Aber das ist Ihre Sache; und wenn Sie zufrieden sind, so will ich nicht klagen.“

Die Wunde war inzwischen von dem Doctor, der uns begleitet hatte, verbunden worden, und wenige Minuten darauf saßen wir wieder im Wagen und rollten der Avenue Friedland zu.

Während der Fahrt war Stachowitsch von ausgelassener Lustigkeit. Von Zeit zu Zeit versank er in tiefes Nachdenken. Die Gedanken, die ihn beschäftigten, schienen angenehmster Natur zu sein, denn ein zufriedenes, ruhiges Lächeln, wie ich es noch gar nicht bei ihm gesehen hatte, lagerte sich dabei über seine Züge.

„Es ist mir, als sei ich aus einem bösen Traume erwacht,“ sagte er. — „Also Alles war nur eitles Gebilde meiner Phantasie! Und nun bin ich bei Sinnen, bin ein Mensch wie andere; darf wie diese hoffen glücklich zu werden . . . Heute noch halte ich um Mariens Hand an. Sie wird mir nicht verweigert werden. Jetzt bin ich nicht mehr mißtrauisch; jetzt hoffe ich alles Gute. — Auf heute Abend, lieber Freund! Gratuliren Sie mir. Ich bin ein glücklicher Mensch!“

„Ein sonderbarer Kauz bist du,“ dachte ich; aber ich hatte nicht die Absicht, seine Freude zu trüben und sagte ihm: „Auf Wiedersehen!“ nachdem ich ihn wohlbehalten bis vor seine Thüre geleitet hatte. —

IV.

Stachowitsch war der verlobte Bräutigam von Marie von Massieux und schien übergücklich. Er war wie umgewandelt. Seine alte Schwermuth, deren Grund mir ein Geheimniß geblieben war, hatte einer lauten, ausgelassenen Freude Platz gemacht. Ich konnte nicht umhin, mich darüber etwas zu wundern. Stachowitsch hatte, meiner Meinung nach, kein außerordentlich hoch gestecktes Ziel erreicht, und sein Jubel über den von ihm errungenen Erfolg erschien mir übertrieben. Marie von Massieux war in der That ein hübsches, gutes Mädchen; und da sich Stachowitsch einmal in sie verliebt hatte, so vergönnte ich ihm gern, des Glückes, sich von der Geliebten wiedergeliebt zu wissen, froh zu sein; aber mir sowol wie Allen, die Stachowitsch und seine Braut kannten, war es seit Monaten klar gewesen, daß das junge Mädchen nur gefragt zu sein verlangte, um zu dem Antrage, ob sie Gräfin Stachowitsch werden wolle, „ja“ zu sagen; es wunderte mich, daß mein Freund, dem es sonst an Scharfblick und Menschenkenntniß durchaus nicht fehlte, sich so hatte täuschen können, um nun durch die erlangte Zustimmung vollständig überrascht zu erscheinen.

„Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt,“ sagte er mir wol zwanzig Mal, und ich konnte darauf nur antworten: „Das freut mich; aber ich glaube, es hätte nur von Ihnen abgehangen, vor mehreren Monaten bereits ein so beneidenswerther Sterblicher zu werden.“

Stachowitsch sah mich, als ich dies sagte, an, als ob er mir etwas anvertrauen wolle; er befaß sich jedoch eines andern und schwieg; und

ich verließ ihn, ohne über sein neues Glück ausgeklärter zu sein als über sein altes Unglück.

Mofferat war seit dem Duell von Paris verschwunden. Ich erfuhr zufälligerweise, daß er eine Reise nach Griechenland unternommen habe.

„Ich wünsche ihm alles nur denkbar Gute,“ sagte Stachowitsch, als ich ihm von seinem abwesenden Gegner und besieigten Rivalen sprach, „denn ich verdanke ihm all' mein Glück.“

„Es gefällt Ihnen wieder einmal, in Rättseln zu sprechen,“ entgegnete ich. „Was hat Mofferat mit Ihrem Glücke zu thun gehabt?“

Stachowitsch nickte darauf geheimnißvoll lächelnd, als wolle er sagen: „Das weiß ich allein; aber verlassen Sie sich darauf, daß ich Recht habe,“ — und! die Unterredung endete, wie viele ähnliche Unterredungen mit Stachowitsch geendet hatten, d. h. ich fragte mich, als ich ihn verlassen hatte, ob es mit seinem Verstande auch wol ganz richtig sei.

Ich mußte mir dieselbe Frage wenige Tage später von Neuem stellen. — Ich begab mich nämlich eines Abends gegen 10 Uhr zu Stachowitsch, um ihn abzuholen. Wir hatten uns vorgenommen, zusammen zu seiner Schwester, der Gräfin Billiers, zu gehen. Stachowitsch' Diener öffnete mir die Thür und ließ mich sodann, da ich ein häufiger Gast war, unangemeldet in den Salon treten. Derselbe war leer. Ich durchschritt das mit einem dicken Teppich belegte Gemach geräuschlos und wollte soeben durch die offene Thüre schreiten, die in Stachowitsch' Schlafzimmer führte, als ich auf der Schwelle wie gebannt stehen blieb.

Auf dem Kamin, über dem sich ein großer Spiegel erhob, brannten zwei Lampen, die helles Licht verbreiteten; und vor dem Spiegel stand, ganz wunderliche Grimassen schneidend, mein armer Freund Boris Stachowitsch. Er blickte sich starr, ängstlich forschend, an. Es war derselbe Blick, den er im Eisenbahnwagen auf den Mörder Béchouard geworfen hatte. Dann trat er einige Schritte zurück, so daß sein Spiegelbild etwas undeutlicher wurde. Er blinzelte dabei mit den Augen und zog die Mundwinkel nach unten, wie Jemand, der seinem Gesichte einen alten grämlichen Ausdruck geben will. Aber der frische Mund mit den rothen Lippen blieb der eines jungen Mannes. Darauf näherte er sich dem Spiegel wieder und ich sah zu meinem größten Erstaunen, daß er sich mit einer kleinen Stange Kohlenstift Falten auf die Stirn und um die Mundwinkel zeichnete. Dann betrachtete er sich wieder aufmerksam, ängstlich. Mir wurde ganz unheimlich zu Muth. Ich zog mich auf den Fußspitzen wieder bis zur Eingangsthüre des Salons zurück und, nachdem ich mich dort einen Augenblick gesammelt hatte, rüttelte ich laut an der Klinke, öffnete die Thür, schlug sie dann wieder zu und rief von dem Platze aus, auf dem ich stand, Stachowitsch bei seinem Namen.

„Eine Secunde, lieber Freund,“ antwortete er mit ruhiger Stimme. „Ich stehe sofort zu Ihren Diensten. Nehmen Sie ein Buch.“

9/427/47
26
67

Er schloß die Thüre des Schlafzimmers, ließ mich einige Minuten allein und gefellte sich sodann mit demselben zufriedenen Gesichte, das er seit seiner Verlobung zeigte, zu mir.

Mir brannte es auf der Zunge, ihn um Aufklärung über sein sonderbares Gebaren zu bitten; aber eine gewisse Scheu, mich in ein Geheimniß zu drängen, das er mir verbergen wollte, legte mir Schweigen auf.

An der Ecke der Avenue Friedland und des Faubourg St. Honoré nahmen wir eine Droschke.

„Das ist eine gute Nummer,“ sagte ich, den kleinen Zettel lesend, den mir der Kutscher beim Einsteigen übergeben hatte, „Nr. 1881.“

„Weshalb?“ fragte Stachowitsch.

„Weil sie durch 9 theilbar ist.“

Stachowitsch sah mich fragend an.

„Es ist eine Manie von mir,“ fuhr ich fort, „mir die Nummern der Droschken, in denen ich fahre oder die Nummern der Häuser, in die ich trete, genau anzusehen. Geht die Zahl 9 in diesen Nummern auf, so bin ich zufrieden. Ergibt die Totalsumme der einzelnen Zahlen dagegen 13, wie z. B. die Zahl 9112, so bin ich verdrießlich. Ich besuche Freunde, die sich einer guten Hausnummer erfreuen, lieber als solche, die eine schlechte haben. Es ist mir eine Beruhigung, durch Ihre Straße, die Avenue Friedland, zu gehen, weil es dort keine Nummer 13 gibt. Die Häuser folgen sich: 11, 11^{bis}, 15. — Ein weiser Mann, der Mann in 11^{bis}! Ich kenne ihn nicht; aber er gefällt mir.“

Stachowitsch hörte mir mit dem allgerößten Ernste zu.

„Glauben Sie wirklich an solche Sachen?“ fragte er.

Ich wußte nicht, ob er scherzte, und antwortete ebenso ernsthaft, wie er gesprochen: „Natürlich glaube ich daran.“

„Dann gehören Sie wahrscheinlich auch zu den Leuten, die vor dem Freitag Furcht haben, und z. B. an diesem Tage keine Reise antreten oder kein neues Geschäft beginnen wollen?“

„Nein,“ antwortete ich, als ob es sich um eine ernste Frage handelte, „das wäre Aberglauben. Aber eine kleine harmlose Gewohnheit, die man fortwährend leicht befriedigen kann, trägt viel zum täglichen Vergnügen bei. Ich habe mir deshalb die Zahlenmanie angeschafft und cultivire dieselbe seit Jahren mit großer Beharrlichkeit.“

„Geben Sie das auf,“ unterbrach mich Stachowitsch mit einem Eifer, der mich laut lachen machte. — „Sie spielen da ein gefährliches Spiel. Glauben Sie mir! Ich spreche aus trauriger Erfahrung.“

„Im Ernste?“

„Im vollsten Ernste.“

„Nun da kann ich Ihnen nur ebenso ernsthaft erwidern, daß Sie mir wieder einmal unverstündlich sind. Welche Gefahr kann mir oder

einem Mitmenschen daraus erwachsen, daß ich Droschke 999 der Droschke 13 vorziehe, und lieber in einem Hause Nr. 18 als Nr. 49 wohne?"

„Jede Manie dieser Art ist gefährlich; — mania — maniacus! Traurige Worte! Sobald Sie den Weg der Vernunft verlassen, sind Sie auf dem Wege zum Wahnsinne.“

Ich wollte das Gespräch nicht weiter fortsetzen. Die Wendung, die dasselbe genommen hatte, kam mir lächerlich vor. Ich sagte: „Ja, ja, da haben Sie in der That ganz Recht,“ — die beste Antwort nach meiner Erfahrung, um einer unersprißlichen Unterhaltung ein Ende zu machen — und wir sprachen darauf von etwas Anderem. Ich war übrigens nicht mehr zum Scherzen aufgelegt. Ich konnte mich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, wenn ich meinen Freund von Wahnsinn sprechen hörte und an den Auftritt vor dem Spiegel dachte, dessen Zeuge ich soeben gewesen war.

Der peinliche Eindruck, den dieser Abend auf mich hervorgebracht, hatte sich übrigens bald wieder verwischt. Stachowitsch hatte seitdem nichts Absonderliches gethan, und ich war geneigt zu glauben, daß ich einer Spielerei beigewohnt hatte. Es gibt Menschen, auf die das eigene Spiegelbild einen ganz eigenthümlichen Einfluß ausübt, und die Angesichts desselben allerlei Thorheiten zu begehen im Stande sind. Ich erinnerte mich, Leute gesehen zu haben, die sich im Spiegel zulächelten oder zunickten; die vor demselben schmachttende, zornige, traurige, entrüstete Mienen annahmen. Stachowitsch war der größte Narr auf diesem Gebiete, der mir begegnet war. Das war Alles, so meinte ich. Ich wollte der Sache keine Wichtigkeit beilegen und vergaß sie.

Die Verheirathung meines Freundes sollte am 3. Juni stattfinden. Wir waren nun in den letzten Tagen des Monats Mai. Die Abende waren lau und schön. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, Stachowitsch, der häufig bei der Tante seiner Braut aß und von dort nach dem Essen nach Hause ging, zwischen zehn und elf Uhr abzuholen, um vor dem Schlafengehen einen Spaziergang in den Champs Elysées mit ihm zu machen. — Eines Abends, als ich zur gewöhnlichen Stunde bei ihm erschien, theilte mir der Diener mit, sein Herr sei ausgegangen, lasse mich aber inständigst bitten, auf ihn zu warten, da er mich jedenfalls noch heute sprechen müsse. — Ich meinte, es handele sich um die Ausführung irgend eines auf seine nahe bevorstehende Hochzeit bezüglichen Auftrages, und da ich nichts Besonderes zu thun hatte, so nahm ich ein Buch vom Tische, warf mich in einen Sessel und begann zu lesen. Das Zimmer war hell erleuchtet; die Fenster standen offen; man konnte aus denselben die Bäume und Laternen der Avenue Friedland sehen und sogar das laute Sprechen einiger Vorübergehenden vernehmen. Alles um mich her war so wenig unheimlich wie möglich, und ich befand mich durchaus nicht in der Stimmung, um mich durch irgend etwas Phantastisches erschrecken oder beeinflussen zu lassen. Aber plötzlich stieß ich einen Schrei des Ent-

setzens aus. Vor mir stand, bleich wie der Tod, zitternd, die Augen fieberhaft leuchtend, mein Freund Boris Stachowitsch.

„Lesen Sie! Lesen Sie!“ sagte er mit heiserer Stimme, ohne mir Zeit zu geben, eine Frage an ihn zu richten. Und er hielt mir eine zerknitterte Abendzeitung vor die Augen.

Ich sah ihn anstatt des Blattes an.

„Was fehlt Ihnen, Stachowitsch?“ rief ich.

„Lesen Sie!“ wiederholte er, „hatte ich Recht? O! meine furchtbare Ahnung!“

Ich nahm die Zeitung und las die Zeilen, auf die er mit zitternden Fingern wies. Es war eine kurze Depesche der Agence Havas. Sie lautete wie folgt:

„Man meldet uns aus Athen, daß der Freiherr Gaston von Mofferat während eines kleinen Ausfluges in der Umgegend von Athen von Banditen überfallen, ausgeplündert und ermordet worden ist. Die Identität der Leiche ist vom französischen Consul constatirt worden. Der Freiherr von Mofferat ist durch einen Stich in die Brust getödtet worden. Die Polizei wendet alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel an, um die Thäter dieses abscheulichen Verbrechens zu ermitteln.“

„Das thut mir wirklich sehr leid,“ sagte ich, „der arme junge Mann!“

„Ich wußte, ich wußte, daß Mofferat durch einen Stich in die Brust sterben würde,“ unterbrach mich Stachowitsch.

Ich sah ihn erstaunt an. Ich mußte daran denken, daß Stachowitsch einen so entschiedenen Widerwillen gezeigt hatte, sich mit Mofferat zu schlagen, daß er mir damals gesagt hatte, er wolle Mofferat nicht gegenüber stehen, weil er sicher sei, ihn zu tödten. Die ganze Geschichte wurde mir etwas unheimlich. Aber ich sagte mir doch auch sofort wieder, daß es sich nur um eine absonderliche Coincidenz handeln könne, und daß es Stachowitsch gegenüber meine Pflicht als älterer und besonnener Freund sei, ihn zu beruhigen und den Versuch zu machen, ihm Aufklärung zu verschaffen. Ich drang deshalb in ihn, sich mir anzuvertrauen und nach einiger Zeit gelang es mir, ihn zum Sprechen zu bringen. Er zeigte dabei große Aufregung: bald setzte er sich; dann sprang er wieder auf und lief unruhig im Zimmer auf und ab; er gesticulirte lebhaft; er sprach so laut, daß ich die Fenster schloß, da ich meinte, man müsse ihn von der Straße aus hören können. Auch sprach er nicht etwa in zusammenhängender, logischer Weise. Er sprang im Gegentheil von einem Gegenstand zum andern. Anfänglich war er mir unverständlich; nach und nach erst gelang es mir, den Faden seiner verwirrten Erzählung zu finden und ihm an diesem bis zu Ende zu folgen. Viele seiner Worte sind mir im Gedächtniß geblieben; aber um seine Erzählung verständlich zu machen, muß ich dieselbe hier so wiedergeben, wie sie sich mit der Zeit in meinem Geiste als ein Ganzes gestaltet hat.

V.

Dies ist die Geschichte meines Freundes Boris Stachowitsch:

„Ich saß eines Tages, während eines großen Diners, neben einem schönen jungen Mädchen. Ihre Glieder waren von edelster Symmetrie. Ich erinnere mich nicht, jemals schönere Schultern, Arme, Hände, Füße gesehen zu haben. Sie hatte klare, kluge, große Augen, einen rosigen Mund. Die Augenbrauen waren so fein, so regelmäßig in ihren Linien, so vollendet schön, als hätte ein großer Künstler sie gezeichnet; die langen, dunkeln Wimpern verliehen den Augen, wenn sie den Blick niederschlug, einen wunderbaren Reiz. — Ich war von ihr wie bezaubert und unterhielt mich eifrig mit ihr. Sie lauschte mit sichtlichem Vergnügen und verstand es, immer zur rechten Zeit ein Wort zu sagen, welches der Unterhaltung neues Leben, neuen Reiz verlieh. Manchmal sah sie mich schelmisch lächelnd, aufmunternd, dann wieder mit beinahe feierlicher Aufmerksamkeit an, als präge sie sich jedes Wort, das ich ihr sagte, für immer in das Gedächtniß. Einigemal schlug sie den Blick träumerisch auf und saß regungslos, stumm da, als ob ihr Geist sie in himmlische Sphären hinübergetragen habe; dann senkten sich die Augen ganz langsam wieder zur Erde und verbargen sich hinter dem dichten Schleier ihrer dunkeln Wimpern. — Nach Tische wurde sie von unsrer Wirthin aufgefordert, sich an das Clavier zu setzen. Sie ließ sich nicht nöthigen und spielte mit der Unbefangenenheit und sichern Fertigkeit einer Künstlerin. Dann sang sie. Sie hatte eine prachtvolle, vorzüglich ausgebildete Stimme. — Die Anwesenden umringten sie, gratulirten ihr, bedankten sich für den Genuß, den sie ihnen bereitet. Sie hörte bescheiden lächelnd zu und hatte ein Wort des Dankes für Jedermann, der sie anredete. Ich verlor sie nicht eine Secunde aus den Augen. — Da sah ich, wie sie sich plötzlich aus dem Kreise ihrer Bewunderer entfernte und sich zögernden Schrittes einer ältern Dame näherte, die dem Clavier gegenüber an der Wand des großen Salon Platz genommen hatte, und um die sich Niemand sonderlich zu kümmern schien.

Das Gesicht dieser Frau, die ganze Erscheinung hatte etwas mir Bekanntes; aber ich konnte mir nicht klar machen, was dies sei. — „Wo habe ich diese Gestalt doch schon einmal gesehen?“ fragte ich mich. Ich sah sie aufmerksam an. Die Frau hatte ein mir unangenehmes, fast widerliches Aeußere. Sie war nicht etwa häßlich. Sie sah böse, kalt, grau-sam aus. Sie war groß und mager. Sie trug ein dunkles, einfaches Kleid. Ihre Hände, die in schwarzen, glänzenden Handschuhen staken, waren winzig klein. Das spärliche, aber noch nicht ergraute Haar, war in schlichtester Weise geordnet. Ihre Haut war von wächserner Farbe und spröde, vertrocknet wie die einer Mumie. Die auffallend hellen blauen Augen blickten aufmerksam, Alles sehend, unheimlich klug aus tiefen

Höhlen hervor. Die Lippen waren schmal, blutlos, fest zusammengepreßt. „Hui!“ sagte ich mir; „welch' ein abstoßendes Weibsbild! Die Frau hat gewiß ein steinernes Herz.“ — Jetzt hob sie die Augen auf und blickte sinnend nach der Decke. — „Ich kenne doch dies Gesicht! Wo habe ich es gesehen?“ — Nun senkte sich der Blick wieder; die Augen wurden unsichtbar, schlossen sich wie zum Schlafe.

„Wer ist die Dame, mit der Fräulein Olga M. . . in diesem Augenblicke spricht?“ Ich richtete diese Frage an einen ältern Herrn, einen Freund meiner Familie und des Hauses, in dem ich Gast war.

„Das ist die Mutter Ihrer Tischnachbarin, die Gräfin M. . .“

Ich war wie versteinert. „Ist es möglich!“ rief ich aus, „daß ein so reizendes Mädchen eine so abscheuliche Creatur zur Mutter haben kann?“

Mein Freund lächelte. „Ich habe die Gräfin als junges Mädchen gekannt,“ sagte er, „da nannten wir sie «die schöne Natalie». Sie war unvergleichlich schöner als Olga, ihre Tochter. Und so klug! so amüsant! Jeder junge Mann, der sich ihr näherte, wurde in ihre Netze verstrickt. Ich selbst bin sterblich in sie verliebt gewesen. — Ja, Natalie verstand es zu sprechen, zu singen, zu spielen und zu liebäugeln. Ihr Vater, mein lieber Boris, war nahe daran, sich das Leben zu nehmen — vor seiner Verheirathung selbstverständlich —, weil sie nichts von ihm wissen wollte. Ihre Frau Mutter kennt die Geschichte und hat meinen alten Freund oftmals darüber ausgelacht. Er, ebensowenig wie ich, waren jedoch gut genug für das hochfahrende Mädchen. Sie hatte es auf den reichen M. . . abgesehen; und dieser mußte sie auch schließlich heirathen. Sie hat ihm in fünf Jahren drei Kinder geboren und ihn in sechs Jahren zu Tode geärgert. Von ihren Töchtern sind zwei gut unter die Haube gebracht. Die jüngste, Olga, ist noch zu haben. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, Boris, so bekümmern Sie sich nicht um sie. Olga gleicht ihrer Mutter, als diese achtzehn Jahre alt war. Sie hat dasselbe Lächeln; sie weiß die Augen zu verdrehen, wie die Alte es verstand; sie ist ebenfalls sehr klug. Passen Sie auf! Sehen Sie doch! Dieselben hellen Augen bei Mutter und Tochter; derselbe Blick nach Oben und nach Unten; dieselben kleinen Hände und Füße, dieselbe Stirn, dieselbe lange Oberlippe. Bei der Mutter ist jetzt Alles scharf und eckig, was bei der Tochter noch abgerundet schön ist. Aber lassen Sie die Zeit nur arbeiten. Sie wird an Ihrer Olga nagen, wie sie an meiner Natalie genagt hat; und in dreißig Jahren kann jene grade so aussehen wie diese heute. *Experto crede Roberto!* Gute Nacht, Boris! Träumen Sie nicht von der schönen, bezaubernden Olga; träumen Sie lieber von dem jungen Mädchen dort in Rosa, das ganz still und eingeschüchtert neben ihrem freundlich lächelnden, behäbigen Mütterchen sitzt. Sie hält sich mit ihren rothen Händchen an dem Kleide der Mutter fest, als fürchte sie, hier im Salon verloren zu gehen. — Olga kennt keine Furcht.“

Ich zog mich in eine entlegene Ecke zurück, um über das Gehörte nachzudenken. Ich habe scharfe Augen, und ich konnte Olga's Züge aus der Entfernung grade ebenso genau mustern, als ob sie noch neben mir gegessen hätte. Ja, in der That, ich erkannte es jetzt deutlich: sie sah ihrer Mutter sehr ähnlich; nicht etwa auf den ersten Blick, aber sobald man ihre Züge im Geiste der Schönheit der Jugend beraubte. Wie scharf beängstigt konnten die klugen Augen blicken! Wie streng erschien der Mund mit den schmalen Lippen, sobald ich das Lächeln, das jetzt auf demselben schwebte, davon verscheuchte. — „So wird also die schöne Olga in dreißig Jahren aussehen,“ dachte ich bei mir, indem ich auf die Mutter blickte. Mir schauerte plötzlich vor dem Mädchen, das noch vor einer Stunde meine Sinne berückt hatte. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Gedanke an meines Vaters Mutter und deren uralte Schwester, die damals noch lebte, plötzlich in mir aufstieg. Die beiden greisen Frauen sahen sich zum Verwechseln ähnlich; und doch hatte ich meinen Vater oftmals sagen hören, daß seine Mutter in der Jugend schön, seine Tante dagegen häßlich gewesen sei. Allerhand curiose Gedanken gingen mir durch den Kopf: von der unveränderlichen Beständigkeit der ursprünglichen Form eines jeden Menschen, die durch Aeußerlichkeiten, durch die Jugend, durch Kummer oder Freude, durch Wohlleben oder Elend verdeckt, eine Zeit lang verborgen werden kann, aber nach und nach aller Gewänder, alles falschen Schmucks entledigt wird und einem entblätterten Baume gleich, im Alter, in ihrer häßlichen oder schönen nackten Wahrhaftigkeit wieder hervortritt. — Ich verließ meine Ecke und begab mich in das gesellschaftliche Gemüth. Ganz anders erschienen mir jetzt die Gestalten, die mich umgaben! Plötzlich stand ich neben Olga. Ihre Augen winkten mir freundliches Willkommen zu.

„Was macht Sie so träumerisch blicken, Herr Philosoph?“ redete sie mich an. „Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich in ein kühles Gemach. Ich ersticke hier.“

Sie stellte sich, ohne meinen Arm zu verlassen, an ein offenes Fenster; sie wandte die klaren großen Augen dem besternten Nachthimmel zu und blieb, das junge Antlitz durch süße Schwermuth verklärt, lange unbeweglich stehen. Ich fühlte ihr Herz pochen; ein tiefer Athemzug, ein Seufzer hob die wundervolle Brust. Und ich wußte mit absoluter Gewißheit, daß dies alles Lüge sei: Lüge das träumerische Auge, der lächelnde Mund, das zutrauliche Wort! Lüge jeder Schlag des falschen Herzens! Ich sah sie, während sie neben mir stand, nicht mehr wie sie damals erschien, sondern wie sie in dreißig Jahren in Wahrheit sein würde. Ich malte mir einen jeden ihrer Züge aus. Es waren genau die ihrer Mutter, der Frau mit den bösen, kalten Augen, mit dem grausamen Munde. — Abscheu ergriff mich. Mich schauderte. Ich ließ den Arm des jungen Mädchens fallen und trat einen Schritt zurück.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie verwundert. „Sie sind bleich geworden.“ Ich konnte in dem Augenblicke nicht heucheln und falsche Worte der Entschuldigung suchen. „Mir graut vor Ihnen,“ flüsterte ich. Erst nachdem das Wort gesprochen war, und ich es gehört, legte ich mir Rechenhaft ab von dem, was ich gesagt hatte. Sie lachte laut auf; sie mußte glauben, ich scherze. — Ich aber ließ sie stehen und eilte aus dem Hause fort, meiner Wohnung zu.

Von jenem Tage begann ein anderes Leben für mich. Meine Unbefangenheit war dahin. Ich konnte mich nicht entwehren, Jedermann, den ich kannte, ja jedes neue Gesicht, das an mir vorüberging, mit einer mir bis dahin fremden Aufmerksamkeit zu mustern. Junge Leute im Besonderen interessirten mich. Traf ich sie in Gesellschaft ihrer Eltern, so konnte ich die Augen nicht mehr von ihnen abwenden, bis es mir gelungen war, das junge, frische, lebenslustige Antlitz in das müde, scharfe, abgelebte, strenge oder traurige Gesicht des Vaters oder der Mutter zu metamorphosiren. Die junge, rosige Haut vertrocknete so zu sagen unter meinem Blicke und schrumpfte zusammen; oder spannte sich in glänzender Feistheit; der lächelnde, frische Mund erschlaffte, die Augen wurden trübe. — Die Sucht, das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erforschen, wurde zur krankhaften Manie bei mir. Oftmals bereitete mir dieselbe große Unannehmlichkeiten: fremde Leute stellten mich darüber zur Rede, wollten wissen, weshalb ich sie oder Verwandte von ihnen anstarre. Ich wurde in manchen Streit verwickelt, mußte Entschuldigungen vorbringen, ja, mußte mich mehr als einmal schlagen. Ich nahm mir hundert Mal vor, mich von meiner ungeselligen Eigenthümlichkeit zu heilen; aber sie war bereits stärker geworden als mein Wille und beherrschte mich mehr und mehr. — Ich stellte mir Aufgaben: ich suchte im Theater oder im Concerte nach einem jungen, unbekanntem Gesichte; dann verwandelte ich dasselbe in meinem Geiste in das alte, in das „typische“ Gesicht. Darauf wandte ich Künste und Mühe an, als gelte es, ein werthvolles Gut zu erwerben, um die Eltern des jungen Mannes oder Mädchens kennen zu lernen. Zu Anfang stellte sich oft heraus, daß ich das zukünftige Gesicht falsch gezeichnet hatte; daß der Vater oder die Mutter des von mir beobachteten Individuums dem Bilde meiner Phantasie gar nicht ähnlich sahen. Dann suchte ich nach dem Grunde meines Irrthums, und in den meisten Fällen fand ich ihn. Ich bildete mir Regeln; ich entdeckte feste Gesetze, nach denen sich das junge Gesicht in das entsprechende alte verwandeln mußte. Mit der Zeit brachte ich es zu einer beinahe vollkommenen Fertigkeit in der peinigen, unnützen Arbeit, der ich mich, sobald ich neue Gesichter sah, unterzog. Ein einziger scharfer Blick genügte mir, um das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erkennen. Daher meine unüberwindliche Antipathie gegen gewisse Leute; meine schnell wachsende aufrichtige Freundschaft für andere.

Ich lebte nur kurze Zeit in diesem Stadium, das meiner Lehrzeit, wenn ich so sagen kann, unmittelbar folgte. Nachdem ich in meiner traurigen Kunst Meister geworden, nachdem ich ganz sicher war, aus einem jeden Gesichte das zukünftige „typische“ Gesicht construiren zu können, mußte es mir auffallen, daß einige Gesichter sich ganz unerklärlicher Weise als gewissermaßen „refractär“ erwiesen. Ich konnte mir die größte Mühe geben, es war mir unmöglich, dieselben zu altern.

Eines dieser widerspänstigen Gesichter war das meines nur wenige Jahre älteren Bruders; ein anderes das eines jungen Mädchens, einer Freundin meiner Schwester, die ich täglich im Hause meiner Eltern sah, und die ich im Geheimen anbetete.

„Wie kommt es,“ fragte ich mich, „daß ich diese beiden Menschen nicht alt machen kann?“ — Ich bedeckte mir die Augen mit der Hand und grübelte und sann. Dann erblickte ich die Beiden bleich, mit geschlossenen Augen — aber die jugendlichen Züge unverändert.

Bald darauf sah ich sie als Leichen, gerade wie ich sie mit meines Geistes Augen erkannt hatte, leidhastig vor mir liegen. Sie waren bei einer Wasserfahrt verunglückt, ertrunken.

Mein tiefer Schmerz über den Verlust des geliebten Bruders und der Geliebten meines Herzens wurde durch die Entdeckung meiner unheimlichen Sehergabe beinahe bis zum Wahnsinn gesteigert. Ich erkrankte. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Sterben. Ich genas von dem Fieber, das mich dem Tode nahe gebracht hatte; aber die alte, furchtbare Krankheit, an der ich bereits seit zwei Jahren litt, war nicht geheilt.

Ich zog mich ein ganzes Jahr lang aus ein von der Hauptstadt entferntes Landgut zurück. Ich lebte dort in beinahe vollständiger Einsamkeit. Meine Diener waren alte Leute mit guten Gesichtern, oder deren Kinder. Ich hatte dieselben unter den Leibeigenen meines Vaters mit größter Sorgfalt ausgesucht. Außer ihnen durfte mir Niemand nahen; ich wollte Niemand sehen.

Eines Tages brachte mich tödtliche Langeweile auf den unglücklichen Gedanken, mein eigenes Gesicht demselben Examen zu unterwerfen wie alle andern Gesichter, denen ich im Leben begegnete. Ich konnte mein Gesicht nicht alt machen. Ich sah es mit glänzenden Augen, mit hohlen Wangen und bleicher Stirn — aber ich sah es jung, unzweifelhaft jung. — „Ich werde wie Alexis und Sophie eines frühen Todes sterben,“ sagte ich mir, und ich war darüber nicht einmal traurig. Das Leben war mir zur Last, und ich zählte kaum zwei und zwanzig Jahre.

Als der zweite Winter wiederkam, wurde ich der erdrückenden Einsamkeit müde. Ich begab mich auf wenige Tage nach Moskau und von dort nach Paris. Ich wollte versuchen, des kurzen Lebens, das ich vor mir sah, noch einmal froh zu werden; ich wollte auch meine Schwester, die Gräfin Williers, vor meinem Tode wiedersehen.

Nach wie vor beobachtete ich alle neuen Gesichter, die während der langen Reise an meinen Augen vorüberzogen. Es war mir nun gradezu unmöglich geworden, ein Gesicht anders, als in seiner normalen, zukünftigen Form zu sehen. Ich gewöhnte mich daran. Ich lebte so zu sagen in Gesellschaft alter Leute, die jugendliche, für mich aber vollständig durchsichtige Masken trugen. Ich erkannte dahinter mit Leichtigkeit ihre wahren Gesichter. Einige waren gefällig, gut. An die Eigenthümer solcher Gesichter schloß ich mich gern an. Andere waren abscheulich. Diese vermied ich einfach, wie ich unangenehme Menschen in der Gesellschaft zu meiden pflegte. Man hielt mich für launenhaft; man nannte mich einen Sonderling. Ich mußte es mir gefallen lassen.

Aber meine Krankheit, denn als solche erkannte ich meinen Zustand wol, sollte noch neue, erschreckliche Fortschritte machen. Ich constatirte dies zum ersten Male auf der Reise nach Paris.

Als der Zug, in dem ich mich befand, Bervièrs verlassen hatte, trat ein Schaffner in das Coupé, um die Billete der Reisenden in Augenschein zu nehmen. Er hatte ein „refractäres“ Gesicht. Ich sah den in meinem Geiste zu frühem Tode Verurtheilten mit Interesse und Bedauern an, als ich ganz plötzlich, ganz deutlich einen breiten, rothen Strich, einer furchtbaren Wunde ähnlich, auf seiner Stirn erblickte. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden so lange er in unserm Coupé war, und beobachtete ihn auf allen Stationen, wo wir anhielten. Es war ein hübscher, gewandter junger Mann, der überall unter den Eisenbahnbeamten Freunde zu haben schien, mit denen er sich während des Aufenthaltes bis zum letzten Augenblicke zu unterhalten pflegte. Er ließ den Zug gewöhnlich ruhig abfahren, lief daneben her, bis er seinen Wagen erreicht hatte und sprang dann mit Sicherheit und Leichtigkeit auf das Brett, das außerhalb der Wagen zum Ein- und Aussteigen angebracht ist.

In St. Quentin hatte der Mann sich etwas verspätet. Ich beobachtete ihn vom Fenster meines Coupés aus. Nur mit Anstrengung aller Kräfte, in wüthendem Laufe erreichte er noch den letzten, schnell davon eilenden Wagen. Ich sah ihn springen und das Brett mit den Füßen berühren. Seine Hand griff nach einem Halt, ohne ihn zu finden. Er taumelte — fiel. Ich hörte einen kurzen Schrei. Gleich darauf piff die Locomotive und hielt an. Mehrere Schaffner sprangen aus den Wagen und liefen einige hundert Schritte zurück — und nach wenigen Minuten brachten sie ihren todten Kameraden herangeschleppt. — Er war mit dem Gesichte auf die Schienen gefallen und hatte sich den Schädel zerschlagen. Auf seiner Stirn sah ich eine klaffende, blutige Wunde.

Sollte ich dies Alles für leere Hirngespinnste halten? — Ich konnte es nicht mehr, obgleich meine Vernunft noch nicht ganz unterlegen war, obgleich sie sich noch immer sträubte, das Uebernatürliche, das Unvernünftige

als positive Wahrheit anzunehmen. — War es Zufall, daß mir meine Einbildungskraft, mein geistiger Blick drei Personen, während sie noch lebend waren, grade so ausgemalt hatte, wie ich sie bald darauf als Leichen vor mir sehen sollte? — Ein Anderer mochte dies behaupten, mochte über meine Anschauungen die Achsel zucken und sie als pathologische Symptome bezeichnen; ein Anderer durfte der Meinung sein, daß meine durch fortwährende Aufregung überreizte Phantasie Bilder erzeuge, von deren eigenthümlichen Formen sich mein Verstand nicht mehr klare Rechenschaft ablegte, so daß ich das, was ich sah, bereits früher gesehen zu haben glaubte — ich selbst konnte mir nicht so beruhigenden Bescheid geben. Nein, ich mußte constatiren, daß es Menschen gab, denen ich unbegreiflicher, unerklärlicher, schrecklicher Weise den nahe bevorstehenden Tod ansah; ja, denen ich ansah, wie sie als Leichen aussehn würden. — Ich sah den Mörder Bechouard, in der Eisenbahn, lebend, mit todtten, weißen Augen neben mir sitzen; ich sah Kofferat, so oft ich ihn mit meinen inneren Augen beobachtete, mit einer tödtlichen Wunde in der Brust.

Nach dem Duell mit meinem unglücklichen Freunde glaubte ich zu neuem Leben zu erwachen. Es war bei mir zur fixen Idee geworden, daß ich ihn tödten würde, wenn ich ihm jemals mit einem Degen in der Hand feindlich gegenüber stände. — Das Duell hatte stattgefunden. Er hatte mich verwundet; ich segnete ihn in meinem Herzen dafür. Wenn ich mich einmal getäuscht hatte, sagte ich mir, wenn meine geistigen Augen nicht unfehlbar waren, nun, so konnten sie sich hundert Male täuschen, so verlor Alles, was ich mit ihnen zu sehen glaubte, seine Realität. Traumgebilde waren es, dunkle Erzeugnisse einer kranken Phantasie, die der helle Tag verschweichte, die die klare Vernunft zu Nichte machte. So dachte ich — und ich war glücklich. Ich gab mir Mühe so, und nicht anders zu denken. Ich wollte nun so gern glücklich sein. Das Leben erschien mir wieder so schön! Ich hoffte, dasselbe noch lange Jahre in Freuden und Frieden genießen zu können . . . So war es gestern; so war es noch vor wenigen Stunden . . . Jetzt ist all' mein Glück dahin! — Ich weiß, daß Gaston ermordet worden ist; daß ich mich nicht getäuscht hatte . . . und ich weiß, ich weiß mit tödtlicher Gewißheit, daß ich selbst bald sterben werde. — Ich darf nichts mehr vom Leben erwarten, nichts mehr verlangen. Alles ist verloren, hoffnungslos verloren.

* * *

Stachowitsch sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er weinte laut. Ich versuchte vergeblich ihn zu beruhigen. Endlich entschloß ich mich, seinen alten Diener zu rufen, der ihm in seiner Muttersprache, die ich nicht verstand, einige sanfte Worte sagte und ihn bewog, zu Bett zu gehen. — Ich verließ Stachowitsch darauf und fuhr

zum Arzte. Glücklicherweise fand ich diesen zu Hause, und da er ein alter Bekannter von mir war, so folgte er mir, trotz der späten Stunde, bereitwillig an das Lager meines kranken Freundes. — Wir fanden ihn schlafend. Er wälzte sich unruhig im Bette hin und her und murmelte träumend unverständliche Worte. Der Arzt fühlte ihm den Puls. „Ein starkes Fieber,“ sagte er. Er verschrieb darauf eine Medicin und sagte, er werde am nächsten Morgen wiederkommen.

Ich wachte noch einen Theil der Nacht bei Stachowitsch; gegen Morgen überfiel mich unüberwindliche Müdigkeit; und da der Patient ruhiger geworden war und dem Anscheine nach fest schlief, so begab ich mich nach meiner Wohnung, nachdem ich dem alten russischen Diener anempfohlen hatte, das Zimmer seines Herrn nicht zu verlassen.

Am nächsten Morgen erwachte ich spät. Ich zog mich schnell an und ging zu Stachowitsch. Der Portier hielt mich unten an der Treppe an. „Sie finden Niemand zu Hause,“ sagte er, „der Herr Graf und der Diener sind heute früh, um sieben Uhr bereits, fortgefahren.“

„Wohin?“ fragte ich verwundert.

„Das weiß ich nicht. — Der Herr Graf lief an mir vorüber und setzte sich in den Wagen, ohne mich angesehen zu haben. Der Diener, der einen kleinen Koffer trug, sagte mir nur: «Wir werden einige Tage abwesend sein.» Mehr weiß ich nicht. Es ist nicht viel; aber Sie verstehen . . .“

Ich hörte das Ende seiner Erzählung nicht und eilte zur Gräfin Billiers. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ hieß es.

Nun blieb mir noch Frau von Mauny übrig. — Von dieser wurde ich sofort empfangen. Sie wartete nicht ab, daß ich Sie anredete.

„Können Sie mir erklären, was dies bedeutet?“ fragte Sie in großer Aufregung. Sie überreichte mir einige kaum leserliche Zeilen. Ich las:

„Ich muß auf das ganze Glück meines Lebens verzichten. Zürnen Sie mir nicht; ich bin unschuldig. Beklagen Sie mich; ich bin ein unglücklicher Mensch. Trösten Sie Marie!“

Voris Stachowitsch.“

Wozu wäre es gut gewesen, in diesem Augenblick weitläufige Erklärungen abzugeben? Ich hätte zur Entschuldigung meines Freundes nur sagen können, daß ich ihn für verrückt hielt. Das hätte ihm ebenso wenig genügt wie der Frau von Mauny und ihrer Nichte Marie. — Ich wollte nicht alle Schiffe verbrennen; vielleicht konnte sich doch noch Alles ordnen. Ich sagte deshalb, Boris habe gestern Abend einen plötzlichen Fieberanfall bekommen und sei heute früh abgereist; der Brief sei augenscheinlich in großer Aufregung, von einem Kranken geschrieben; Frau von Mauny möge dem Schriftstück nicht zu große Wichtigkeit beilegen und den Verfasser desselben nicht verurtheilen, ohne ihn, nachdem er wieder her-

gestellt sei, gehört zu haben. Darauf zog ich mich zurück, um den Lamentationen der Frau zu entgehen.

Dann hörte ich während langer Zeit nichts mehr von Boris Stachowitsch. Die Gräfin Willkiers, bei der ich mich noch mehrere Male vorstellte, ließ sich mit solcher Beharrlichkeit verleugnen, daß ich endlich den Versuch, sie zu sehen, aufgeben mußte. Ich vermuthete, es sei ihr peinlich, mit mir von dem Gemüthszustande ihres Bruders zu sprechen. Ich wollte ihr meinen Besuch nicht aufdrängen; aber ich schrieb ihr und bat sie um Nachricht von Boris. Sie antwortete mir sofort sehr höflich und sehr kurz.

„Mein Bruder ist unwohl, und hat sich auf Befehl der Aerzte nach einem ihm gehörigen Landsitze in Süd-Rußland begeben. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen sobald wie möglich neue, hoffentlich bessere Nachrichten von Boris zu geben.“

Jahre sind dahingegangen. Die Frau Gräfin hat sich das versprochene Vergnügen, mir zu schreiben, nicht wieder bereitet. Sie hatte mir vermuthlich keine erfreulichen Mittheilungen zu machen; sie hat es nicht für nöthig befunden, mir traurige zu geben. Ich weiß nicht, was aus dem armen Stachowitsch geworden ist. Wenn er geheilt wäre, so würde ich wol von ihm gehört haben; wenn er noch lebt, begegnen wir uns vielleicht noch einmal in der „kleinen Welt“.

Marie von Massieux hat sich über das Verschwinden ihres Bräutigams nicht zu Tode gegrämt und hat, so meine ich, sehr wohl daran gethan, sich schnell zu trösten. Sie hat einen hausbackenen, reichen Gutsbefitzer aus der Normandie geheirathet, und ich vermuthete, daß ihre Ehe eine glückliche ist. Ich sah sie ganz kürzlich in den Champs Elysées, wo sie zwei reizende kleine Kinder spazieren führte. Sie lächelte freundlich, stolz, zufrieden. Sie sah aus, als ob nichts ihr Glück trüben könne, als ob sie als Greisin noch ebenso hübsch und gut aussehen müsse wie jetzt als junge Mutter. — Eine weise Frau, die sich um die Zukunft nicht zu viel kümmert und in der Gegenwart lebt! Sie blickte mich groß an; aber sie erkannte mich nicht; sie hatte die traurige Vergangenheit offenbar vergessen. Ich wollte dieselbe nicht in ihr Gedächtniß zurückrufen und ging, ohne zu grüßen, an ihr vorüber.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

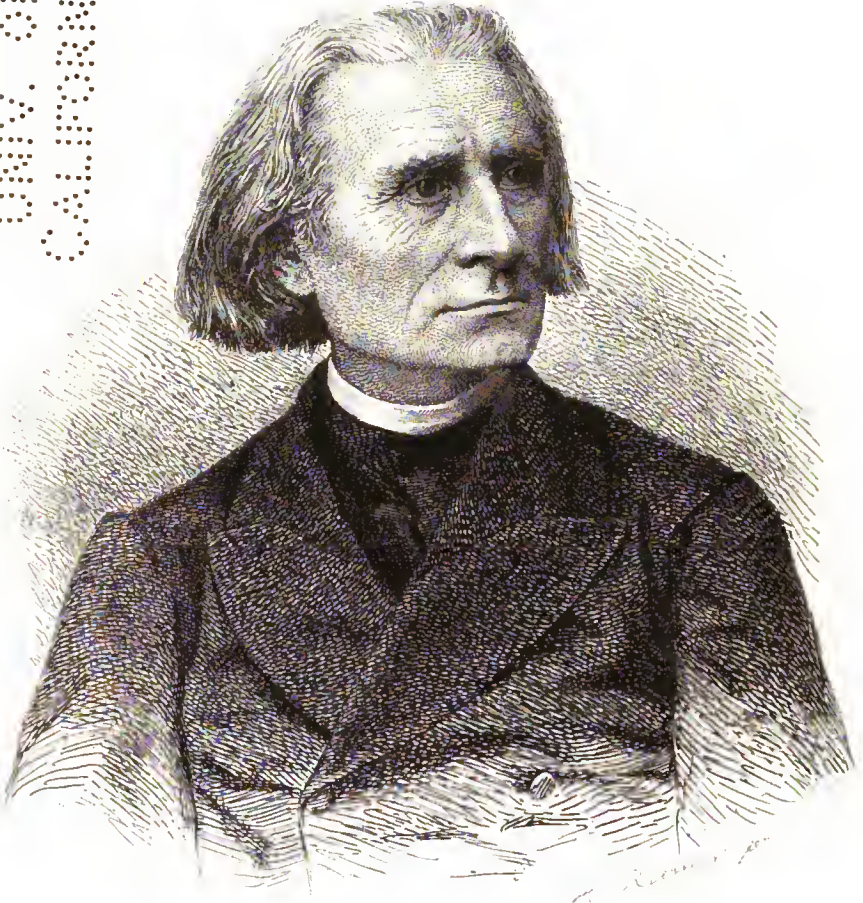
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

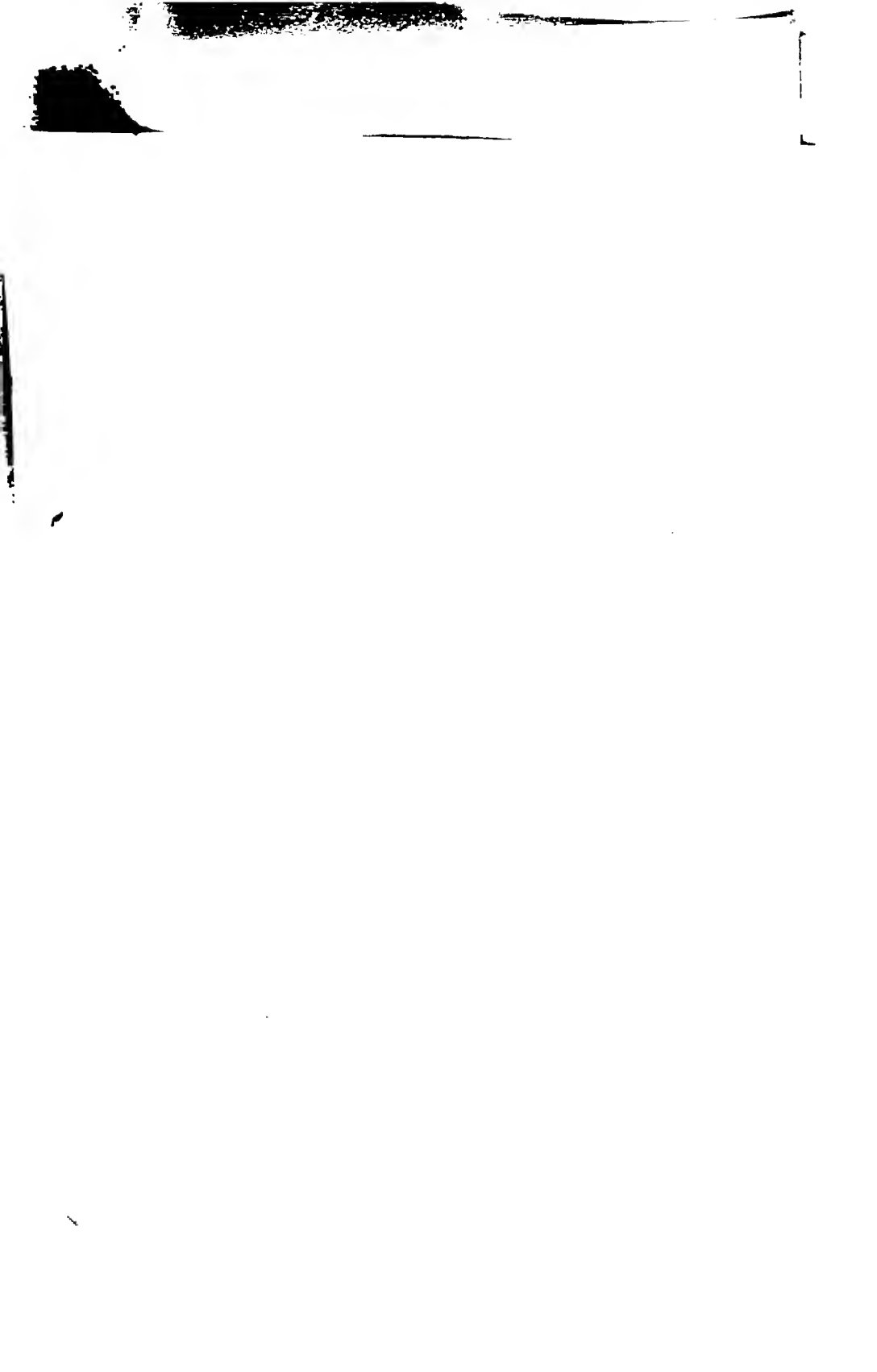


W. W. W.



J. W. W.







Zwischen zwei Herzen.

Novelle

von

Bernhard Wagener.

I.

Wie jeder ordnungsliebende Mann habe ich meine Stammkneipe; nicht ein Resultat des Zufalls oder der Laune, vielmehr widme ich der Wahl dieses Bedürfnisses alle jene Sorgfalt, welche man vernünftigerweise auf wichtige Dinge verwenden soll. Ich bin darin ein wenig Pedant, vielleicht überhaupt, da mich der Wechsel in allen gewohnheitsmäßigen Sachen wenig ergötzt und meine conservative Natur froh ist, Erworbenes behaupten zu dürfen.

Als ich nach meinem heutigen Wohnorte verschlagen wurde, an eine nordische Küste des Vaterlandes, verursachte mir die Stammkneipe einige Beschwerden. Ich hatte mit dem geographischen Breitengrade auch die Landsmannschaft gewechselt, und abweichend von der gewöhnlichen Lebenserfahrung, neue Gesichter eine ganze Weile interessant zu finden, waren die Resultate meiner ersten Versuche, mich nach Menschen umzusehen, niederschlagend. Zugeknöpft, wie ich bin und ein wenig argwöhnisch, blieb ich lange genug einsam und unternahm meine Entdeckungsreisen nach der mehrerwähnten Stammkneipe mit der Gründlichkeit eines Naturforschers. Eigentlich sind es höchst triviale Anforderungen, die ich stelle: gutes Bier, höfliche Bedienung, anständige Gesellschaft und die constante Aussicht auf eine unbefetzte Sophaecke, diese Ecke wenn möglich mit Leder bezogen; aber drei gute Dinge auf einer Stelle findet man schon selten genug im Leben, und nun gar noch diese vierte Sophaecke. Alles in Allem hatte ich Glück, als ich den Börsenkeller entdeckte und; wer hierher kommt, wird es nicht bereuen, wenn er auf meine Empfehlung hin dort

sein Abendbier oder Sonntags den Frühsoppen trinkt. Wenn ich mich nicht gelegentlich auf dem Meere umhertreibe, bin ich allabendlich auf eine reichliche Stunde im Börsenkeller zu treffen, und es müssen schon ahnungslose Fremde sein, welche ab und zu einmal meine Sophaecke besetzt haben; von den Stammgästen wird mein Anspruch auf den Platz respectirt.

Das bewußte Sopha hat naturgemäß eine zweite Ecke und an diese knüpft sich eine wehmüthige Erinnerung meines Lebens; diese Ecke ist eine ewige Mahnerin an eine Reihe sonderbarer und nicht heiterer Erlebnisse, die nicht fern genug hinter mir liegen, als daß sie auch nur um eine leise Schattirung in meiner Erinnerung hätten verblichen können; Ereignisse, deren Schauplätze um Tausende von Meilen auseinander liegen und welche keine andere Moral predigen, als die alte Wahrheit von der Unergründlichkeit des Menschenherzens, welches kein anderes Gesetz kennt als sich selbst.

Es liegen heute vier Jahre hinter der Zeit, da ich mit den Personen meiner Erzählung in Berührung kam.

Wir hatten April; nicht den launenvollen Vorläufer des Frühlings, sondern, wie ihn unser Norden häufig sieht, sonnig und kalt; der Himmel ist wolkenlos und blau; die Luft dünn, aber der schneidende Ostwind läßt die Temperatur kaum über den Gefrierpunkt steigen und wirbelt in den trocknen Straßen Staubwolken auf. Ein paar wärmere Märzstage haben die Knospen um ein Weniges hervorgebrängt, und die Nachfröste des April tödten unerbittlich das junge Leben. In solchen Frühjahrren, und ich wiederhole, unser deutscher Norden sieht sie häufig, bringt manchmal der Mai die märchenhafte Kunde, daß ein Dampfer oder ein Segelschiff, das dem Bortnischen Busen der Ostsee Getreide entführen will, seit Monaten im Treibeise gefangen umherschwimmt, eine Mahnung, wie an arctische Polarwunder und Leiden. — Nun, je älter der Mensch wird, mit desto größerer Sehnsucht lauscht er auf das Frühjahrserwachen der Natur, und man wird begreifen, daß der Anblick der braungefrorenen Triebspitzen mich melancholisch stimmte.

So saß ich denn Abends in meiner Ecke. Der Zufall wollte, daß ich einsam blieb und unter den Gruppen, die um andere Tische des saalartigen Raumes saßen, nach interessanten Gesichtern suchte. Ich kann bei solchen Gelegenheiten, wenn meine Aufmerksamkeit nicht gefesselt wird, inmitten vieler Menschen in Nachdenken versinken, so daß äußerliche Vorgänge spurlos an mir vorübergehen. Mir ging es heute so, bis eine Erschütterung des Polsters mich aus meinen Träumen aufstörte; es hatte sich Jemand in die andere Ecke gesetzt und mir die Tageszeit geboten. Ich erwiderte den Gruß mit einem zerstreuten Blick, der Nichts sah von dem Fremden, aber ich sollte nicht mehr dazu kommen, mich wieder in meine Gedanken zu vertiefen.

„Unfreundliches Wetter!“ sagte mein Nachbar.

Bei meiner Abneigung gegen Aneipenbekanntschaften bejahte ich kühl und sah vor mich hin.

„Aber was thut man nicht als Vater, wenn man seinen einzigen Jungen wiedersehen will. Drei Jahre lang ist er weg gewesen, da hinten in China und Ostindien, unter den schlimmsten Winden, die wir Seeleute kennen; bedenken Sie, lieber Herr, was das für einen Vater heißt.“

Ich hatte schon lange aufgesehen; es klang wie das Ueberquellen eines glückgefüllten Herzens, was der Fremde zu mir theilnahmlosem Nachbar sagte. Es war ein alter Mann, der neben mir saß, mit kahlem Scheitel, den ein Paar eisgraue Haarbüschel säumten, das Gesicht wettergebräunt und saltig; unter dem Kinn verlief ein Streifen ungepflegten Bartes und verlor sich in dem locker geknüpften Halstuche; aus den Augen, die sonst müde genug blicken mochten, glänzte jetzt das ganze Glück des Vaters, der seinen Sohn wiedersehen soll, und auf dem Ozeisengesichte lag ein Lächeln, wie Jugend. Sonst war die Gestalt markig, groß und breitschultrig und der Nacken nur leicht gebeugt; die blaue Jacke, unter der eine Weste mit Metallknöpfen bis zum Halse hinaufreichte, ließ keinen Zweifel darüber, daß es ein alter Seemann sei, der zu mir sprach.

Der Alte sah in meinem theilnahmevollen Gesichte genug Ermunterung, um fortzufahren.

„Der Junge ist Capitain und fährt seit den letzten Jahren für einen hiesigen Rheder. Nun habe ich ihm aber zu Hause einen schmucken Schooner bauen lassen, ein Fahrzeug, Herr, daß einem Seemann das Herz im Leibe lachen muß, und künftig wird er sein Eigenthum unter den Füßen haben. Von Norwegen aus hat er eine Depesche geschickt, daß er in vierzehn Tagen hier einlaufen wird und da habe ich mich mit der Anne auf den Weg gemacht, ihn zu erwarten.“

„Ihre Tochter?“ warf ich dazwischen.

Der Alte kniff das eine Auge zusammen und blinzelte schlau zu mir herüber.

„Meine Tochter!“ lachte er vergnügt. „Noch ist sie's nicht, aber ich denke, in vier Wochen wird sie's sein. Sie müssen wissen, Herr, die Kinder sind zusammen versprochen, und wenn mir der Junge damals nicht zu jung gewesen wäre, hätten sie sich am liebsten schon vor drei Jahren geheiratet. 'sist kein Seemannsfind, aber ich denke, sie wird eine gute Seemannsfrau werden.“

„Sie sind von unserer Küste?“ fragte ich.

„Ei, von Nordstrand, lieber Herr. Ein wunderlicher Ort, wenn ich die Jahre zurückdenke, die ich nun drinnen stecke. Als ich noch jung war, trieben wir es wie die Alten und fingen Dorjch, Schollen und

Häring, aber seit dreißig Jahren kam das Baden auf. Erst waren im Sommer wenige Kranke da, und sie konnten froh sein, wenn sie in unseren Fischerhütten eine Dachstube leer fanden; aber dann wurde es eine wahre Fluth von Fremden und da sie gut bezahlten, ließen wir Fischen und Fahren sein und kamen weiter dabei. Wir ließen einer nach dem anderen unsere Lehmhäuser niederreißen und bauten uns neue, so schön sie die Baumeister nur fertig bringen konnten. Das brachte Geld in den Ort, und mein Junge hat keinen Theilhaber an seinem Schooner, aber er weiß noch Nichts davon. Das soll meine Ausstattung sein, die ich ihm mitgebe."

„Sie hängen an Ihrem Sohne," sagte ich.

„Es ist mein einziges Kind und wer den Jungen sieht, muß ihn lieb haben!" ereiferte sich der Alte. „Er hätte es zu Hause bequem haben können, aber das wilde Blut trieb ihn auf's Wasser hinaus. Nun, die Hörner hat er sich draußen wol abgelassen und Schaden kann es Niemandem, wenn er sich anderswo Wind um die Nase wehen läßt. So lange, wie es ihm gefällt, mag er sein Schiff selber fahren, zu Hause wird ihm die Anne schon ein warmes Nest halten."

Der Mann war zu glücklich, von seinem Jungen plaudern zu können, als daß ich sein Zutrauen mir persönlich hätte zu gute rechnen können. — Dem arglosen Gemüthe kam auch nicht der Gedanke, daß ein Fremder kaum Theilnahme fühlen konnte für Personen, die ihm fremd waren, und für ein Ereigniß, das zu den alltäglichen gehört. Es hätte keiner Zwischenfrage von mir bedurft, um ihn noch Stunden lang fortplaudern zu machen, und es lag wie eine nüchterne Enttäuschung auf seinem Gesichte, als ich zur gewohnten Stunde — ich bin im Kommen wie im Gehen leidlich pünktlich — meine Beche bezahlte. Aber wir schüttelten uns zum Abschiede herzlich die Hände, und es war von meiner Seite mehr als Höflichkeit, als ich ihm und seiner Anne glückliches Wiedersehen mit dem jungen Capitain wünschte. Er drückte in schmutzigen Worten seine Freude aus über die Bekanntschaft, und als er ein gelegentliches Wiederzusammenfinden andeutete, verrieth ich ihm das Geheimniß meiner Sophaede.

Noch eine Frage hatte er auf dem Herzen, als er mich, meine Hand festhaltend, bis an die Thür begleitete: ob man ein junges Mädchen mitbringen könnte in das Local. Nun, an der Tagesordnung ist es gerade nicht bei uns, aber es kommt vor. Ich deutete also an, daß ich, abgesehen von der Rauchansammlung in dem niedrigen Raume und von den zwanglosen Expectorationen studentischer und militairischer Gesellschaft, keine Bedenken hätte, und er versprach freudig, seine Anne mitzubringen. „Das Mädchel langweilt sich so allein im Hotel, und mein Abendbier kann ich nun einmal nicht anderswo als im Wirthshause trinken," motivirte er die Sachlage.

Mir war noch eine Ueberraschung aufbewahrt. Ich machte am nächsten Vormittage einen Spaziergang am Strande, jene herrliche Almenallee entlang, welche rings am Ostseebecken nicht ihres Gleichen hat; freilich lag kaum ein leiser Schimmer von Grün über den Wipfeln und der kalte Seewind mahnte an warme Kleidung. Aber auf dem Wasser lag unendlicher Sonnenglanz und die zitternde Fluth schien sich zu baden in der anderen Fluth des Lichtes.

Der Weg war einsam zu der frühen Tagesstunde; ein Schlächtergefell mit der gefüllten Mulde auf der Schulter, Frauen mit Grünzeug, Eiern und Fischen, — das war Alles, was die Straße belebte. An einer Biegung hatte ich in der Ferne ein Paar Gestalten vor mir gehen sehen, eine Weile später kamen sie an einer neuen Wendung des Weges mir entgegen. Da nichts Anderes meine Aufmerksamkeit fesselte, war es nicht schwer, schon von Weitem meinen neuen Bekannten von gestern zu erkennen, den Anzug nur durch eine Mütze vervollständigt und beide Fäuste in die Taschen eines kurzen blauen Seemannsüberziehers versenkt. Aber wenn es Anne war, die an seiner Seite ging, so hatte mich der hausbadene Verstand auf einen Irrweg geleitet. Statt einer Fischerbinne im kurzen Rock und schwarzen Sammetmieder sah ich eine junge Dame vor mir, entschieden modern, vielleicht elegant gekleidet, ein auffallendes Pendant zu dem Alten in der Tracht seines Jugendgewerbes.

Ich war gleichfalls schon von Weitem erkannt und wurde von dem Greise, der eifrig gegen seine Begleiterin gesticulirte, mit freudigem Zurufe begrüßt. Wir schüttelten uns wie alte Freunde die Hände, während ich den Hut lüftete und die Dame mit einem Blick betrachtete, der jedenfalls nicht frei von Ueberraschung war.

„Siehst Du, Anne,“ plauderte der Alte vergnügt, „das ist der freundliche Herr von gestern, und Sie können sich denken, lieber Herr, daß ich hier keine Damenbekanntschaften weiter habe als unsere Anne!“

Ich verbeugte mich und nannte meinen Namen.

„Papa hat mir von Ihnen erzählt!“ sagte das Mädchen, indem sie mir die Hand reichte und unsere Blicke sich begegneten.

Sie hatte vor mir entschieden Etwas voraus: die Unbefangenheit. In ihrem Blicke lag der Versuch, von meinem Gesichte nichts als den Menschen zu lesen; allmählich zog ein offenes Lächeln der Befriedigung über ihre Züge. Ich meinerseits fand mich nicht so schnell zurecht dieser „Dorfschönen“ gegenüber. Ich erwähnte schon, daß die Toilette der Mode entsprach, geschmackvoll, einfach und zwanglos getragen; in den Bewegungen des Mädchens lag dasselbe, was der tiefe und klare Blick der Augen bestätigte: besonnene Ruhe und Natürlichkeit. Ich sah nicht einen Schimmer von Erröthen, als sie mir die Hand reichte, keine Spur von Befangenheit, wie ihr Blick von mir zu dem Greise hinübergliitt und an dem edigen Gesichte mit kindlichem Lächeln haften blieb. Ich beeilte mich, die Situation

zu begreifen. Offenbar gab es in dem Weltbade Nordstrand überhaupt keine Dorfschönen mehr; die Cultur leckte an diesem früher so einsamen Erdenwinkel schon seit Jahren so energisch herum, daß eine Großstadt und großstädtische Bevölkerung daraus geworden war; ein Anachronismus war der Greis, der dem Zuge der Zeit widerstanden hatte, nicht die Dame, ein Product unseres Jahrzehntes. Aber ganz hatte die verfeinerte Cultur dies blühende Kind nicht zu eigen bekommen; auf den Wangen lag der Pflirschlauch strotzender Gesundheit; die volle, aber bei alledem schlanke Gestalt legte Zeugniß dafür ab, wie unser Seestrand die Menschen gedeihen läßt, und in dem Blicke des Mädchens leuchtete neben dem ruhigen Denken des Nordländers Etwas wie der feuchte Schimmer eines mühsam verhaltenen Gefühles. Eine Braut, die den Liebsten erwartet!

Ich machte im Nu eine ganz gewöhnliche menschliche Erfahrung. Es war ein flüchtiges Interesse gewesen, das der Greis mit seinem herzlichen Vertrauen gestern in mir erweckt hatte; heute, da ein schönes und anziehendes Mädchen mir mit ihrem Lächeln danken zu wollen schien für meine Theilnahme, begann die Sache mich plötzlich zu beschäftigen. Gestern hatte ich kaltblütig überlegt, ob eine weibliche Gesellschaft mit meiner Bierstunde in Harmonie zu bringen wäre: heute beschlich es mich wie Besorgniß, daß der Bräutigam für meine Neugierde zu früh kommen möchte. Es war durchaus kein Opfer meinerseits, als ich die Promenade unterbrach und das Paar nach der Stadt zurückbegleitete; und die Einladung des Alten, zu einer Flasche Wein mit hinaufzukommen, wäre auf keine Schwierigkeit bei mir gestoßen, selbst wenn die junge Dame mit ihrem bittenden Lächeln ökonomischer gewesen wäre.

Wir saßen denn bald genug im behaglichen Hotelzimmer, ließen das Feuer im Ofen prasseln und plauderten. Damit soll gesagt sein, daß der Greis und das Mädchen plauderten, natürlich von dem Heimkehrenden und von dem, was dann werden sollte, und daß ich zuhörte. Aber obgleich die Geschichten nichts Anderes waren als ein ganz gewöhnliches Menschen-schicksal, konnte ich doch nicht müde werden, in die glänzenden Augen Annens zu sehen, die sich in dem Gefühle künftigen Glückes wunderbar belebten. Ich hütete mich natürlich, mich in das Mädchen zu verlieben, aber als die Hotelglocke zum Diner rief, war es mir doch, als ob ein Zauber verslog. Eine Einladung, mitzuessen, lehnte ich ab, denn der Gedanke an meine pedantische Tageseintheilung und an meine heutige Veründigung dagegen überfiel mich plötzlich; dagegen erinnerte ich diesmal eindringlich an die abendliche Bierstunde und versicherte mich einer ausdrücklichen Zusage beiderseits.

Als ich schied, wurden die Hände mit Wärme gedrückt: wir waren vortreffliche Freunde.

Obgleich ich mich am Abend in der Pünktlichkeit noch übertraf, fand ich das Sopha doch schon von meinen neuen Bekannten besetzt, und daß

ich den Abend über auf einem Stuhle, nicht in der gewohnten Ecke gesessen hatte, kam mir erst zum Bewußtsein, als ich zwei Stunden später als sonst nach Hause ging. Es hatten sich einige Freunde zu uns gefunden, an deren Ueberraschung ich mich den ganzen Abend über weidete. Wir bildeten eine fröhliche Gesellschaft und noch heute überkommt mich ein Gefühl wie ein krampfhaftes Zusammenziehen des Herzens, wenn ich die beiden glückstrahlenden Gesichter vor meinem inneren Auge sehe.

Wir sahen uns von nun ab täglich; das Wetter wurde mild und der Frühling beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. Wir machten gemeinsame Spaziergänge, aber stets mit dem Vorbedacht, daß ein Blick auf den Hasen vergönnt sein mußte. Wenn ein Segel hereinkam, untersuchten wir das Fahrzeug mit kritischer Schärfe von der Wasserlinie bis zu den Toppen, indeß war mein Antheil an der Arbeit sehr nebensächlich, denn ich hatte durchaus keine Eile. Ich konnte mir zwar einen gewissen Grad von Neugier nicht verhehlen, wie der junge Mann aussehen mußte, welcher diese schönen Augen freudiger funkeln machte, aber es lag eine starke Beimischung von Neid in dieser Neugier, und ich war ziemlich im Reinen mit mir darüber, daß ich den Mann nicht sehr anziehend finden würde.

Das dauerte eine Woche, da nahm die Freude, nämlich die meinige, ein jähes Ende. Ich fand eines Abends den Alten allein auf mich wartend, ich sah ihm schon von weitem an, daß ich künftig meine Ecke wieder für mich haben würde. Der Sohn war glücklich angekommen; er habe die Kinder nur auf einen Augenblick verlassen, um mir die freudige Mittheilung zu machen; morgen schon ginge es heimwärts mit dem Frühsteu; man ließ mich grüßen und zu einem Besuche daheim einladen.

Wir schüttelten uns ein letztes Mal die Hände, dann verschwand der Greis mit derselben Hast, mit welcher er der Höflichkeit genügte. Ich glaube, daß ich mich noch immer nicht verliebt hatte, aber ich merkte, daß ich bereits in das Meer der Vergessenheit versenkt war. An diesem Abende schmeckte das Bier abscheulich und die gewohnten Gesichter waren sehr langweilig.

II.

Drei Monate waren in das Land gegangen; wir hatten heißen Sommer, und da es mit meiner Gesundheit nicht besonders gut stand, nahm ich einen Urlaub, um Karlsbader zu trinken. Vernünftigerweise hätte man mich vierzehn Tage später in den böhmischen Bergen suchen müssen, aber das wäre ein bedauerlicher Irrthum gewesen. Es war rein menschliche Theilnahme, weiter nichts, was mich nach Nordstrand hinzog; ich bezweifelte nicht, daß ich den Karlsbader, auf Flaschen gezogen,

dort mit demselben Erfolge würde trinken können, ohne auf die Seebäder verzichten zu müssen; außerdem dachte ich meine Freunde in ihrem Glücke wiederzusehen.

Nordstrand liegt inmitten der lang gestreckten Ostseeküste auf einer gerundet in die See hineintretenden Landzunge; der Strand ist flach und verläuft auf Hunderte von Schritten langsam in die Tiefe; nur auswärts, wo die Küste in kurzem Bogen südlich sich wendet, hat der Wellenschlag einen kleinen, natürlichen Hafen gebildet, den das Land gegen West- und Südwinde schützt. Nicht hundert Schritte breit ist der Ufersand, dann erhebt er sich in sanfter Wellenlinie vielleicht um zwanzig Fuß zur Düne, die sich landeinwärts allmählich höher dehnt und mit herrlichem Buchwald bestanden ist. Der Ort ist auf den vorderen Scheitel der Düne gebaut und hat keine Aehnlichkeit mit einem Fischerdorfe. Eine breite Hauptstraße folgt der Krümmung der Küste, aber nur die eine Seite dieser Straße ist mit großen Hôtels und stattlichen Wohnhäusern besetzt, welche alle seewärts schauen; die andere Seite ist durch eine schattige Doppelreihe von Linden gebildet, zwischen denen ein festgewalzter Kiesweg dem Orte eine herrliche Promenade bietet. Landeinwärts vertiefen sich einige kürzere Querstraßen, aber soviel äußerer Schmuck auf die Gebäude gewendet ist, so vergeblich würde man nach einer Kirche suchen. Der Ort ist von Alters her zu einem größeren Kirchdorfe eingepfarrt, und das religiöse Bedürfniß seiner Bewohner scheint nicht in gleichem Maße gewachsen zu sein wie die Länge der Straßen. Die letzten Reste der ehemaligen Fischerbevölkerung haben sich nach dem kleinen Hafen hin gerettet, der von einigen rohgedeckten Häusern gesäumt ist und eine kleine Flottille von Booten beherbergt. Der Badestrand wird von der rastlosen Fluth bespült, und selbst bei dem ruhigsten Wetter zeichnet sich diese vorgeschobene Spitze durch einen wohlthätigen Seegang aus. Badekarren stehen in langer, nur in der Mitte unterbrochener Reihe hundert Schritt weit im Wasser; auf gerammten Pfählen führen leichte Laufbrücken hinüber, und von Karren zu Karren vermitteln Bretter die Verbindung. Da der Waldschatten kaum ferner liegt als die Kühle des Wassers, so ist Nordstrand zur Zeit der Sommerhitze ein geeigneter Ort, und ich bereute Nichts, als ich, mit dem Nachmittagszuge angelangt, die Marquisen meines Zimmers im Hôtel Nordstrand in die Höhe zog und den Blick von dem blendenden Weiß eines ostwärts verschwindenden Segels über die belebten Karren weg zur untertauchenden Sonne schweifen ließ.

Gewissenhaft, wie ich in allen Dingen bin, machte ich meinen ersten Gang nach der Apotheke, um mich nach dem Karlsbader zu erkundigen; leider erfuhr ich, daß für Mineralwasser am Orte überhaupt kein Absatz sei, daß man aber eine größere Bestellung bereitwillig übernehmen würde. Nun, ich war über das Quantum, das ich trinken mußte, selbst noch nicht im Reinen und überlegte mir, daß es mit der Cur immer noch bis später

Zeit hätte. Aber ich kaufte für alle Fälle eine Wenigkeit Karlsbader Salz und fühlte mich, das Papier in der Tasche, in meinem Gewissen völlig beruhigt. Die Hauptsache, dachte ich, muß doch die gesunde Lust machen, und um den Gedanken mit der That zu verbinden, setzte ich mich auf die Veranda des Hôtels in die Abendsonne und ließ bei einem köstlichen Glase Pilsener Bieres die Bevölkerung des Ortes Revue passiren. Ich befand mich damals genau in der Lage des geneigten Lesers: ich kannte den Namen meiner Freunde nicht und war also, wenn mir überhaupt an einem Wiedersehen unter so veränderten Verhältnissen liegen konnte, auf den Zufall angewiesen.

Dieser Zufall kam mir insoweit zur Hülfe, als ich eine halbe Stunde später mitten in dem Menschengewühle die große, breitschultrige Gestalt des alten Seemaanes in der blauen Jacke erkannte, wie er ruhigen Schrittes seines Weges vorüberging, natürlich ohne einen Blick nach mir herüberzuwerfen. Und ich beeilte mich, dem Schicksal nachzuhelfen, ließ den Rest meines Pilseners im Stiche, machte hundert lange Schritte quer über die Straße und traf so genau im spitzen Winkel mit ihm zusammen, daß er erstaunt aufblickte und mich, der ich nicht weniger überrascht war, erkannte.

Unsere Freude war gegenseitig, ungekünstelt; der Alte schüttelte meine Hand, bis mir die Schultergelenke schmerzten; es enttäuschte ihn sichtlich, als ich erklärte, nur auf der Durchreise nach Karlsbad einige Tage hier verweilen zu wollen, wobei ihm die geographische Ungeheuerlichkeit ganz entging; daß ich schon zwei Tage am Orte sei, ohne ihn aufgesucht zu haben, konnte er mir nicht verzeihen; jedenfalls hätte ich für das Erste keine Aussicht, ihn wieder los zu werden.

Man kann sich denken, mit welchem Widerstreben ich mich die Straße entlang ziehen ließ, bis wir in ein Haus an der Promenade eintraten, eine mit Decken belegte Vortreppe hinaufstiegen und etwas gewaltsam in ein Parterrezimmer hineinplakten, an dessen Thür mein Führer anzuklopfen vergaß. Glücklicherweise hatte ich die Geistesgegenwart, im Fluge den Namen „Karl Roth“ zu erhaschen, den eine Porzellanplatte an dieser Thür mir verrieth.

Drinnen erhoben sich etwas überrascht durch unser Ungestüm zwei Personen: eine Dame von ihrem Plaze am Fenster, ein Herr von einem Schreibtische in der anderen Fensternische. Was die Dame anbelangt, so war das Erkennen gegenseitig; und die Herzlichkeit ihres Willkommen-grußes, wie sie mir die Hand reichte, wie mir ein freudig lächelnder Blick in die Augen schaute, jagte mir eine ungewohnte Röthe in das Gesicht. Es schien dieselbe Anne von damals zu sein, leider mit dem einzigen Unterschiede, daß sie seit einigen Monaten Frau war.

Ich hatte dem Herrn meine Verbeugung gemacht, als ich in das Zimmer trat, aber obgleich der alte Papa in Einem fort vergnügt

plauderte, mußte die junge Frau doch etwas Verjäumtes nachholen und mich vorstellen.

Jetzt sah ich mir den Mann genauer an, während wir uns etwas reservirt die Hände reichten. Er hatte das dreißigste Jahr noch nicht lange hinter sich gelassen, und in diesem Alter ist ein gerade gewachsener Seemann in der Regel ein Urbild männlicher Kraft. An diesem war der Kopf nicht uninteressant, der auf den mächtigen Schultern stand, ein ernstes, regelmäßiges Gesicht mit bräunlichem Vollbarte, aus dem unter dunklen Brauen, die zu einer leichten Falte zusammengezogen waren, ein Paar nicht minder dunkler Augen schaute. Der Blick war forschend, mir schien er beinahe einen Schatten von Mißtrauen zu enthalten, und da ich in diesem kleinen Kreise von Menschen auch ihm bekannt geworden sein mußte, kam mir der etwas schadensfrohe Gedanke, daß mir ein hinlänglich gutes Andenken bewahrt sein müsse, um den Verdacht dieses jungen Ehemannes rege zu machen. Ich gestand mir im Stillen ein, daß er, was mich betraf, nicht durchaus im Unrechte war.

Wir setzten uns, eine Magd brachte Wein, und ich fand bei dem harmlosen Geplauder, das folgte, Gelegenheit, den gediegenen Comfort der Einrichtung zu bewundern. Ich war offenbar bei reichen Leuten, und, was den Alten und die junge Frau betraf, auch bei glücklichen. Man überbot sich eine Weile in Erinnerungen an die in meinem Wohnorte verlebten Tage, dann wurde mir die Fortsetzung erzählt, wie der junge Capitain heimgekehrt sei, wie es vier Wochen später mit der Hochzeit ging, wie zahllose Ueberraschungen der alte Papa für seine Kinder bereit gehalten hatte, und während sich dabei der Alte lachend mit beiden Händen die Kniee rieb, tauschten die jungen Leute mehr als einen zärtlichen Blick aus, die mir über das Eheglück keinen Zweifel ließen. Aber doch, wenn der junge Mann die Augen wieder auf mich richtete, erschien die Falte von Neuem auf der Stirn, und in seinem Blicke schien eine ewige Frage an mich zu liegen. Damals zweifelte ich keinen Augenblick, daß es die ersten Regungen der Eifersucht waren, welche die Stirn des Mannes furchten.

Ich machte den Versuch, mich nach einiger Zeit zu verabschieden, aber das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Hausfrau verschwand auf eine Weile, um die Sorge für das Nachteffen zu übernehmen, und ich wußte nichts Besseres zu thun, als das Gespräch auf die Reisen des jungen Mannes zu bringen. Er hatte ein hübsches Stück Erde gesehen und wußte lebhaft zu erzählen; die letzten drei Jahre hatten ihn von den Inseln Westindiens zur Ostküste Asiens geführt und da mir die Inselwelt von Süd-Asien reichlich bekannt war, entschlüpfte mir gelegentlich eine Aeußerung, die meine Ortskenntniß verrieth. Es war mehr als das gewöhnliche Erstaunen, das ihn seine Erzählung jäh unterbrechen ließ.

„Sind Sie Seemann?“ fragte er, und auf der glatten Stirn erschien plötzlich die Falte wieder.

Ich bejahte so harmlos wie möglich.

„Waren Sie öfter in den Ostindischen Gewässern?“ fuhr er fort.

Es kam eine sonderbare Empfindung über mich bei diesen Fragen. Die Falte zwischen den Brauen war so plötzlich wieder erschienen, wie das Wort Ostindien gefallen war; sollte diese Frage der Augen Nichts gemeinsam haben mit der Sorge um sein junges Weib?

Ich kam einstweilen nicht dazu, über die Sache nachzudenken, denn der Vater ergriff mit freudiger Ueberraschung die Gelegenheit, mich zu weiteren Erklärungen über meine Berufsthätigkeit zu nöthigen. Dann kam die junge Frau zurück, und als wir zu Tisch gingen, war aus dem Gesichte des jungen Mannes die Spannung verschwunden. Der Abend verlief in heiterster Stimmung. Der junge Capitain kam aus seiner Reserve heraus, und die Aufmerksamkeit, die ich der Dame des Hauses widmete, schienen ihm nicht über das Maß des Gebotenen hinauszugehen. Beim Abschiede waren wir gute Freunde. Er nöthigte selbst zum Wiederkommen und meine leise Andeutung, daß ich nächstens weiter zu reisen beabsichtige, rief einen Sturm der Entrüstung wach. Die Augen der jungen Frau waren es schließlich, die mir das Versprechen zu verweilen abnöthigten, obgleich ich mir in der kühlen Nachtlust, als ich die Strandpromenade entlang nach Hause zurückkehrte, meine klägliche Lage ehrlich genug vor die Seele führte.

Ich war denn doch wol verliebt, und, wie es schien, heute mehr als je. Die Hoffnungslosigkeit meiner Neigung war mir keinen Augenblick zweifelhaft, aber da ich das Bewußtsein hatte, daß ich mir auf die Frage: wozu noch verweilen? die Antwort würde schuldig bleiben, zog ich es vor, die Frage nicht zu thun. Ich hatte in dieser Nacht wenig Schlaf und war am nächsten Morgen verdrießlich.

Im Laufe des Vormittags machte mir Capitain Roth im Hotel seinen Besuch. Er benahm sich wie Jemand, dem die Formen der guten Gesellschaft geläufig sind, und zerstreute durch seine liebenswürdigen Plaudereien den letzten Rest meines Verdachtes von gestern, daß an dem Manne Etwas im Dunkel liege. Nachdem wir den Vorschriften der Etikette zum Troß eine Flasche Wein mit einander getrunken hatten, begleitete ich ihn die Strandpromenade entlang, wobei es der Zufall wollte, daß der fällige Wochendampfer soeben an die Landebrücke legte. Mit der Neugier, welche Badegästen im Allgemeinen und mir ganz im Besonderen eigen ist, traten wir näher hinzu und musterten den Strom von Menschen, der sich an das Ufer ergoß. Die Saison war auf ihrer Höhe und der Zufluß reichlich; wir machten also nach der Weise müßiger Tagesdiebe unsere Glößen über die Ankommenden und standen aller Welt im Wege.

„Guten Morgen, Capitain!“ sagte plötzlich eine Stimme vor mir.

Ich wandte den Kopf und merkte, daß der Gruß meinem Begleiter gegolten hatte. Es war ein einfacher Matrose, der vor uns stand. Ich bedauerte erst später, daß ich den Capitain nicht angesehen hatte bei dem Gruße; ich kann mir denken, daß die Stirnrunzeln mit erschreckender Geschwindigkeit erschienen war. Wortlos faßte er den Mann beim Arme und zog ihn rechts den Strand entlang, anscheinend ohne eine Erinnerung daran, daß ich an seiner Seite gestanden hatte. Ich verfolgte das Paar mit den Augen. Der Capitain sprach eindringlich auf den Mann ein, der den Kopf gesenkt nebenhin ging; ein paar Male nickte dieser, dann griff Roth in die Tasche, wie Jemand, der Geld hervorzuziehen will; aber der Versuch kam nur halb zur Ausführung, die Hand kam leer wieder heraus. Dann von Neuem eine lebhafteste Gesticulation des Capitains, und er ging eiligen Schrittes davon in der Richtung seiner Wohnung, während der Matrose langsam den Strand entlang schlenderte.

Mit meiner lebhaften Phantasie hatte ich sofort die Anfänge eines verdächtigen Abenteurers erfaßt und folgte dem Manne langsam unter dem Schutze der Linden. Ich behielt das Haus meiner Freunde ebenso im Auge, wie den Matrosen und sollte nicht lange auf eine Fortsetzung warten. Eine Viertelstunde später sah ich Roth aus dem Hause treten und den Weg einschlagen, welcher rechts am Strande entlang nach dem Bootshafen führte. Der Matrose folgte eiligeren Schrittes, und nach einander verschwanden Beide hinter der Reihe von Fischerhütten, welche, wie ich schon erwähnt, diesen Theil der Landzunge einnehmen. Ungewiß, was ich weiter thun könnte, verfolgte ich langsam den Weg, soweit mich die Linden verbergen konnten; allein bevor ich noch in die Nothwendigkeit versetzt war, umzukehren, sah ich bereits den Matrosen allein des Weges zurückkommen. Der Mann strich an mir vorüber, vergnügten Gesichtes ein Lied pfeisend; von Roth sah ich nichts weiter.

Die Sache war vorüber, und ich ging etwas ärgerlich über den geringen Erfolg meines Argwohn's den Weg zurück. Unter den mancherlei Gedanken, welche ich an den Vorgang knüpfte, konnte schließlich auch der nicht ausbleiben, daß ich in meiner unmotivirten Eifersucht auf Capitain Roth einen Vorgang der einfachsten Art, ein Geschäft, eine Geldschuld, was weiß ich, dazu benutzt hatte, mir ein Abenteuer zusammenzureimen, dessen Kosten natürlich mein sehr viel glücklicherer Nebenbuhler tragen mußte: mit einem Worte, ich wurde vorübergehend wieder vernünftig und sah ein, daß ich mich vor mir selber lächerlich gemacht hatte.

Mit dieser nicht eben tröstlichen Resolution ging ich in das Hotel zurück und faßte den Entschluß, morgen abzureisen. Bei meinem Couvert an der Mittagstafel fand ich eine gedruckte Ankündigung vor, daß im Garten des sogenannten Curhauses Nachmittagsconcert sei, und diese Gelegenheit schien mir günstig, die letzten Stunden in der Gesellschaft

meiner Freunde zuzubringen und mich gleichzeitig zu verabschieden. Ich hätte vielleicht besser daran gethan, ohne Abschied zu reisen, aber es war so wohlthuend, sich zum Bleiben nöthigen zu lassen, zumal von den sanften Augen der jungen Frau, und dabei standhaft zu bleiben.

Der Nachmittag kam, und ich machte einen Besuch in dem gastlichen Hause. Man hatte soeben einen Boten nach meinem Hôtel geschickt, der mich zu dem Concerte einladen sollte, wir mußten uns unterwegs gekreuzt haben. Die junge Frau war in voller Toilette, und ich machte die nicht neue Erfahrung, daß besondere Sorgfalt und Geschmack in diesen Dingen eine Frau nöthiger hat als eine Braut. Der alte Papa trug die unvermeidliche Seemannsjacke mit blauer Tuchmütze, vielleicht nur Sonntags-exemplare davon, der junge Mann erinnerte mit seiner modernen Kleidung in Nichts an den Seemann.

Das Curhaus in Nordstrand ist ein Hôtel wie jedes andere, vielleicht etwas größer, vielleicht etwas eleganter eingerichtet; aber es ist das einzige Gasthaus, das einen hinlänglich großen Garten hinter dem Hause besitzt, um dem Badepublikum Sommerconcerte bieten zu können. Dieser Garten ist vortrefflich eingerichtet, mit ziemlich altem Laubholze bestanden, das gleichzeitig Licht durchläßt und doch Schatten gibt; die drei freien Seiten des Gartens sind von einer undurchdringlichen Kratägußhecke umgeben, in welche zahlreiche Lauben eingeschnitten sind, jede groß genug, um an einem Tische eine Gesellschaft zu beherbergen.

Wir fanden den Garten gefüllt und waren erfreut, als ein einzelner Herr, der Zeitungen lesend in einer dieser Nischen gesessen hatte, uns den Platz überließ; das Unglück wollte, daß wir mit dem Platze auch das Bündel Zeitungen übernahmen, für welche jedoch einstweilen keine Verwendung weiter war, als daß sie achtlos auf dem Tische liegen blieben. Der Kellner brachte Kaffee und wurde aufgefordert, die Blätter mitzunehmen; indeß brachte er sie im nächsten Augenblick zurück. Es sei die Ostseezeitung, bemerkte er, die nirgends im Orte gehalten würde; wer sie habe liegen lassen, würde sie vermuthlich an diesem Platze suchen. Es war in der That die Ostseezeitung, etwa ein halbes Duzend Nummern aus der letzten Woche. Capitain Roth legte die Blätter auf einen leeren Stuhl neben sich, und wir benutzten die Zwischenpausen der einzelnen Concertstücke, um in heiterster Weise zu plaudern. Ich sah der jungen Frau soviel ich konnte in die Augen, aber glücklicherweise bezaubern Frauenaugen mich nicht soweit, daß ich albern werde. Mein Voratz, Abschied zu nehmen, war freilich einstweilen völlig verschwunden, denn ich bildete mir mit der lebhaftesten Phantasie aller Verliebten steif und fest ein, daß der Blick der jungen Frau dem meinigen öfter als nöthig gewesen wäre, begegnete.

In einer größeren Pause näherte sich das Verhängniß unserem Tische in der lebenswürdigen Gestalt einer jungen Dame, welche nach Vorstellung

meiner Person neben Frau Anne Platz nahm und diese mit einer Fluth gemeinschaftlicher Kindheitserinnerungen überschüttete. Der alte Herr hatte sich soeben daran gemacht, mir eine längere Geschichte zu erzählen, von der ich aus Gründen, die man gleich erfahren wird, kein Wort hörte, und der Capitain, einen Augenblick auf sich angewiesen, griff gedankenlos nach einem der Zeitungsblätter und überflog die Seiten. Es war ein ahnungsloser Zufall, daß ich, dem Alten zuhörend, meinen Blick auf dem Gesichte des jungen Mannes haften ließ. Dies Gesicht, leicht auf das Zeitungsblatt geneigt, gebräunt von der Sonne der Tropen, wird plötzlich von einer erschreckenden Blässe überflogen, der eben so jäh eine dunkle Röthe folgt; auf die Stirn legt sich eine tiefe Falte zwischen die Brauen, die rechte Hand ballt sich krampfhaft zusammen und zerknittert das Papier, der Blick bleibt starr auf die Zeilen gehaftet.

Ich fuhr zusammen unter der Erscheinung, aber ich regte mich nicht. Auch jener nicht; der Kopf blieb gesenkt, aber ich glaubte zu sehen, wie das Blut in den Schläfen pochte. Fast eine Minute saß er regungslos; dann lösten sich allmählich die Finger, langsam, gleichsam von einem eisernen Willen gezwungen, dann hob sich der Kopf, und ich hatte Zeit, den Blick an ihm vorüber auf die Menschengruppen im Garten gleiten zu lassen. Als ich einige Secunden später den Kopf langsam wandte und mit künstlicher Gleichgültigkeit mein Gegenüber ansah, fand ich sein Gesicht so ruhig wie immer; keine Spur deutete auf einen Kampf, der eben in dem Gehirn des Mannes getobt hatte, aber das Zeitungsblatt vor ihm war verschwunden.

Mich durchschauerte es unheimlich. Welche Kraft lag in dem Manne, dem vor einer Minute etwas Entsetzliches aus dem Blatte entgegengestarrt haben mußte, und der jetzt ruhigen Blickes vor mir saß und eine Frage des Alten mit freundlichem Lächeln beantwortete; welche Macht zwang ihn, zu scheinen, was er nicht war? Diesmal täuschte ich mich nicht, diesmal war ich einem Geheimnisse auf der Spur.

Der Abend verlief im Uebrigen harmlos, ohne einen weiteren Zwischenfall. Wir saßen noch eine Stunde in der Abenddämmerung bis die Luft kühlter wurde; dann geleitete ich meine Freunde nach Hause, lehnte eine Einladung ab und stürmte nach meinem Hotel. Es ist selbstverständlich, daß ich von meiner Abreise kein Wort gesprochen hatte, denn jetzt, an der Schwelle eines Geheimnisses, blieb ich.

Meine erste Frage im Hotel war nach der Ostseezeitung. Bedauerlicherweise war sie nicht vorhanden; der Kellner bestätigte, was ich schon im Concertgarten gehört, daß die Zeitung im Orte nicht gehalten werde. Ein Gang zur Postanstalt war eben so vergeblich, der Beamte hatte keinen Abonnenten für das Blatt. Erregt, wie ich war, machte ich einen Spaziergang am Strande und sann über den Vorfall nach. Aber meine Phantasie verlor sich so sehr in's Ungeheuerliche, daß ich ärgerlich über mich

selbst das Lager suchte, um eine schlaflose Nacht hindurch das Geschäft vergeblichen Sinnens fortzusetzen.

Am nächsten Vormittage suchte ich zur passenden Stunde meine Freunde auf und ich war kaum sehr überrascht, ein Haus der Trauer zu finden. Der Alte wanderte ärgerlich durch die Stube, die junge Frau weinte. Der Capitain hatte mit der Frühpost einen Brief bekommen, der ihm eine gewinnbringende Fracht nach Ostindien anbot; er hatte acceptirt, bereits geantwortet, und in acht Tagen sollte der Schooner in See gehen. Bitten und Thränen hatten Nichts gesruchtet, er hatte mit baldiger Rückkehr getröstet, aber als Seemann wollte er sein Geschäft nicht vernachlässigen; jetzt war er mit der Ausrüstung des Fahrzeuges beschäftigt.

Ich hatte ein dunkles Gefühl, als ob der gestrige Vorfall, vielleicht auch die Begegnung mit dem Matrosen, in mehr als zufälliger Beziehung zu der schleunigen Abreise stände, aber mir fehlte der Schlüssel zu alledem. Da ich indeß das Geschick habe, eine Situation zu begreifen, so wurde mir klar, daß meines Bleibens an dieser Stelle nicht mehr sei. Ich nahm also herzlichen Abschied von den guten Menschen, hinterließ meine Grüße für den Capitain und saß schon am Mittage desselben Tages auf der Bahn, unterwegs nach dem Süden.

In Berlin machte ich einen Tag Rast und widmete meine Zeit der Suche nach der Ostseezeitung. Die Redaction eines Handelsblattes gestattete mir die Durchsicht und man kann sich denken, mit welcher Spannung ich das kostbare Heft auf mein Zimmer trug. Ich vergaß die sonst unentbehrliche Cigarre anzuzünden, ich machte mich an's Blättern. Zweimal hatte ich die Nummern des letzten Monats hastig durchwühlt, ohne Etwas zu finden; natürlich: anstatt zu lesen, verschlang ich die Seiten mit einem Blicke. Mit erzwungener Ruhe begann ich die Arbeit von Neuem, diesmal mit mehr Erfolg. Unter den Annoncen einer Nummer las ich mit großen Buchstaben schwarz umrahmt die Worte:

„Capitain Roth wird aufgefordert, nach Batavia zurückzukehren!“

III.

In Karlsbad ging ich mit Energie an das Brunnentrinken, aber ich war kaum vierzehn Tage da, als mich ein Telegramm nach meiner Garnison zurückrief. Ich wurde für eine unvermuthete Indienststellung an Bord commandirt und schwamm einen Monat später auf offener See. Unsere Bestimmung war der Indische Ocean, in dessen äquatorialer Zone wir Tiefseelothungen, Messungen der Meerestemperatur, der Stromgeschwindigkeiten und andere Dinge der Art vorzunehmen hatten. Unsere Kriegsmarine nimmt, wie der Fall beweist, keinen Anstand, ihre Friedensmüße mit nützlichen Dingen anzufüllen.

Herbst und Winter vergingen uns bei dieser keineswegs angenehmen Beschäftigung, meistens dauerte es Wochen, bis wir einen Hafen sahen; der Dienst war anstrengend, das Unglück wollte sogar, daß wir am Weihnachtsabende eine noch nicht bekannte Stelle des Meeresbodens abzulothern hatten und bis in die sinkende Nacht an unseren Registern schrieben. Gegen Ende Februar liefen wir ein letztes Mal Point de Galle an, um uns zur Heimreise um das Cap zu verproviantiren.

Acht Tage einer köstlichen Ruhe gönnten wir uns an der Küste dieser Königin der Inseln; auf zwei Tage fuhrn wir in kleiner Gesellschaft nach Colombo, und die Freuden von Gallesface haben sich in meinem Gedächtnisse einen Vorzugsplatz bewahrt.

Dann ging's mit Südwestcours unter Segel, gerade auf die Seychellen los; wir kreuzten die Linie und drangen in jene gefährliche Orkanregion ein, welche als ein Gürtel von fast fünfundzwanzig Breitengraden von der Küste Afrikas bis nahe an die Sundainseln hinanstreift und den Seemann mahnt, dem Barometer eine besondere Beachtung zu widmen.

Wir waren den siebenten Tag unterwegs; das Wetter ergab, daß wir bei fünf Grad südlicher Breite und etwa einundsechszig Grad östlicher Länge, nach dem Pariser Meridian gerechnet, den breiten Raum passirten, welcher die Inselgruppen der Seychellen und der Chagos trennt. Der Wind blies backstags und frisch genug, um uns mit zehn und einem halben Knoten Fahrt vorwärts zu bringen. Trotz der wolkenfreien Sonne war die Wärme erträglich und wir promenirten nach dem Frühstück plaudernd hinter dem Mast.

Da nicht die geringste Aussicht war, Land in Sicht zu bekommen, fiel es uns auf, daß der wachthabende Offizier mit seinem Glase einen Punkt aufmerksam observirte, der, nach der Richtung des Fernrohrs zu urtheilen, leewärts voraus wenige Striche von unserem Course liegen mußte.

„Was haben Sie?“ fragte der Capitain, der eben an Deck kam.

„Nicht mehr zu erkennen, Herr Capitain, als ein schwarzer Körper!“ meldete der Wachhabende.

Der Capitain ließ sich sein Glas holen, und da jede Unterbrechung der langweiligen Fahrt willkommen schien, bewaffneten wir unsere Augen gleichfalls. Ich sah nicht mehr, als der Wachoffizier gesehen hatte, auf Backbord voraus einen schwarzen, schwimmenden Punkt, vielmehr einen länglichen Körper. Da unser Course den Gegenstand auf eine oder zwei Seemeilen Abstand passiren mußte, hieß es Geduld haben.

Nach einer Viertelstunde meinte der Capitain, er würde den Gegenstand für ein Schiff halten, wenn er Masten und Segel sähe; wieder eine Viertelstunde weiter sahen wir Alle, daß es ein Schiff sei, aber ohne Masten. Allmählich traten die Details hervor. Vom Fockmast war in der That keine Spur mehr vorhanden, aber ein Stumpf des Kreuzmastes

ragte über das Deck; das Wrack trieb steuerlos, von Menschen war nichts zu sehen.

Der Capitain ließ das Ruder zwei Striche weiter in den Wind legen und wir näherten uns dem Schiffe.

„Ich glaube, ich sehe Menschen an Deck!“ sagte der Offizier der Wache, dem sein erhabener Standpunkt auf der Commandobrücke zu gute kam.

„Wo?“ fragte Jemand.

„Am Kreuzmast.“

Die Gläser folgten der Weisung, aber die Sache blieb einstweilen noch ungewiß; wenn diese dunkleren Schatten am Fuße des Maststumpfes Menschen waren, so stand das Eine fest, daß sie keine Bewegung machten.

Wieder verstrichen einige Minuten neugieriger Spannung, während der Rumpf des Wracks sich höher über das Wasser hob; die Railing war streckenweise zertrümmert, aber gerade in der Gegend des Kreuzmastes unversehrt geblieben und begann den Einblick zu hindern.

„Es sind menschliche Körper, aber sie scheinen todt zu sein,“ entschied der Capitain, der gleichfalls die Commandobrücke bestiegen hatte. „Wir wollen doch ein Boot hinüberschicken und während der Zeit beidrehen!“

Die Mannschaft wurde an Deck gepiffen und die Maaten kreischten am Großmaste, als die Brassen geholt wurden; der Wind versang sich in der Winkelstellung der Segel und der Fortgang des Schiffes verminderte sich zusehends; dann wurde der Kutter bemannt und unter dem Anirschen der Blockschleiben ging das Boot zu Wasser. Wenige Minuten später saß ich in dem Kutter, der nach dem Fahrzeuge hinüberhielt. Die Riemen hatten eine Viertelstunde Arbeit, dann ergriff ich die unterste Sprosse einer Jacobsleiter, welche an dem Rumpfe herabhing und kletterte an Deck.

Der Anblick, der sich mir bot, war entsetzlich; noch heute läuft mir bei der Erinnerung ein Schauer über die Haut.

Inmitten des Decks lag ein männlicher Körper ausgestreckt auf dem Gesicht; drei Menschen hockten um den Maststumpf, ein Mann, ein Weib, ein Knabe, alle drei mit Tauwerk gegen den Mast gebunden, alle drei mit gläsernen Augen aufwärtsstarrend, den Hals lang gereckt, denn ein Strick duldete nicht, daß der Kopf niedersank; Körper, welche die Sonne ausgetrocknet zu haben schien, so leblos, mumienartig kauerten sie vor mir in der blendenden Sonne.

Meinen Leuten ging es wie mir; wir mußten den Schrecken gewaltsam von uns schütteln, dann gingen wir daran, die Stricke zu zerschneiden und die Leichen aus ihren Banden zu lösen. Jedes Glied, das frei wurde, folgte wie eine todtte Masse dem Gesetze der Schwere; die drei Körper glitten auf das Deck nieder.

„Der ist noch warm!“ sagte ein Matrose, welcher den Widerwillen überwunden und die Hand des Knaben berührt hatte.

„Der auch!“ sagte ein anderer, auf den Mann zeigend, dessen Augenlider sich vor unseren Blicken schlossen und Leben verriethen.

Mit dem Weibe waren wir weniger glücklich; als ich die braune Hand berührte, fuhr ich zurück vor der Kälte des Todes; die Augen standen starr, die Wimpern zuckten nicht mehr; über dem dunklen Bronzeschimmer der Haut lag eine sahle Blässe.

Es blieb uns noch ein vierter Körper; aber der Mann, welcher den Versuch machte, den Kopf des Ausgestreckten in die Höhe zu heben, ließ ihn entsezt wieder fallen: der Körper bedeckte eine Lache geronnenen Blutes.

Wir hatten mehr als ein Verbrechen vor uns; das war nicht mehr zweifelhaft; aber die erste Sorge mußte denen gelten, in welchen der göttliche Funke dem Erlöschen nahe war. Ich ließ also den Mann und den Knaben, weiße, aber sonnengebräunte Gesichter, in den Kutter schaffen und die halbe Bootsmannschaft an Bord zurückrudern; ich bat um die Anwesenheit eines der Aerzte und eines älteren Offiziers. Mit den übrigen Leuten nahm ich eine vorläufige Besichtigung des Schiffes vor. Es war nur zu deutlich, daß der Schooner in einem Orkan die Masten verloren hatte und zum Wrack geworden war; Wasser war nicht mehr in dem Schiffe, als von überschlagenden Seen hinuntergepößt sein konnte; die Ladung, Stüdgüter der verschiedensten Art, schien im Allgemeinen unverfehrt. Auffallend war, daß ich in der Wasserlast die Fässer umgestürzt und ihres Inhalts entleert fand; aber wenn ich an die Scene an Deck dachte, war mir der Zusammenhang zwischen dieser rohen Gewaltthat und dem Verbrechen oben erklärlich.

Inzwischen kam das Boot zurück und brachte den ersten Offizier und den Stabsarzt mit. An der männlichen Leiche fand der Doctor eine Schußwunde in der Brust, die er für tödtlich erklärte; das Weib war, als ich ihm die Sachlage nochmals genau referirte, seiner Meinung nach verdurftet. Die beiden Leichen wurden also nach Seemannsbrauch auf zwei Bretter gebunden und stumm in die feuchte Tiefe versenkt. Dann stiegen wir von Neuem in den Raum hinunter, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes zeigte. Die Kajüte des Capitains stand zwar offen, aber die Möbel waren verschlossen und Schlüssel nicht vorhanden; Papiere fanden sich nicht vor und wir nahmen Anstand, Gewalt zu gebrauchen, da die beiden Ueberlebenden, die wir an Bord hatten, vermuthlich dahin zu bringen waren, das Räthsel dieses Trauerspieles aufzuklären.

Wir fuhren also an Bord zurück, und der erste Offizier machte seine Meldung. Da das Schiff auf dem Wasser schwamm und eine volle Ladung hatte, schien es dem Capitain gerathen, es in's Schlepptau zu nehmen und wenn möglich nach unserem nächsten Hasen, der Capstadt,

zu schleppen. Es wurden also zwei Kessel geheizt, da wir keine Aussicht hatten, mit der schweren Last unsere frühere Fahrt wieder zu erlangen, und zwei Stunden später waren wir so weit, eine Trosse auszubringen und den Schooner fest zu machen. Dann wurden die Raan wieder herumgeholt und wir gingen unter Segel und mit halbem Dampf vorwärts. Das Brack schwamm auf eine Kabellänge hinter uns, menschenleer und unheimlich; es war an den Fall gedacht worden, daß wir, vom Sturm überrascht, uns der gefährlichen Nähe dieser Last hätten entledigen müssen und deshalb Niemand darauf gelassen.

Alle Conjecturen, die wir vom Achterdeck aus an das geheimnißvolle Schiff knüpften, brachten uns nicht weiter, als daß wir mit Sicherheit einen Schooner von deutscher Bauart erkannt hatten; das Weib war eine Malayin des Ostindischen Archipels gewesen, die Männer sämtlich Weiße. Wenn an sich schon die Anwesenheit eines weiblichen Wesens an Bord zu den Seltenheiten gehört, so gab diese Verschiedenheit der Racen, und auf einem deutschen Schiffe zumal, neue, unzuliche Räthsel auf. Natürlich widmete alle Welt sein Interesse den beiden Geretteten, der einzigen Quelle, aus der wir Wahrheit zu schöpfen Aussicht hatten. Die Schiffsärzte gaben uns Hoffnung, vorausgesetzt, daß man sich in Geduld fügte. Da wir durchaus nichts anderes zu thun hatten, war das das Schwierigste an der Sache, und wir entschädigten uns gegenseitig durch Phantasieblüthen, wie sie ein tropischer Boden nicht üppiger treiben kann. So lange das Tageslicht vorherrschte, verließen wir das Hinterdeck nicht, um den Gegenstand unseres Kopfzerbrechens nicht aus den Augen zu verlieren; später in der Messe wurde der Stoff so gründlich erschöpft, daß selbst der jüngste Unterlieutenant schließlich ein persönliches Erlebnis erzählen konnte, welches mit dem heutigen Vorfalle frappante Aehnlichkeit hatte und zu analogen Schlüssen verleiten mußte.

An den folgenden Tagen machte die Wiederherstellung der Kranken langsame Fortschritte; sie waren zur Besinnung gekommen und nahmen Nahrung zu sich; vom Sprechen war indeß noch nicht die Rede, und unsere Neugier wurde auch nicht mit dem dürftigsten Brocken befriedigt.

Am Morgen des dritten Tages verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß der Junge sich soweit erholt habe, um über das schreckliche Ereigniß Auskunft zu geben; er war eine Stunde lang in der Kajüte des Capitains und wurde beim Verlassen von uns sofort mit Beschlag belegt und auf das Achterdeck geschleppt, während die Mannschaft, ohne die entfernteste Hoffnung, ein Wort zu verstehen, am Großmast sich in einen dichten Knäuel zusammen drängte. Der Junge mußte sich auf eine aufgeschossene Trosse setzen, wir bildeten einen Kreis, und alle zehn fragten wir gleichzeitig.

Natürlich wurde es ein Chaos von Fragen und der einzige Gescheute war der Junge, welcher es vorzog, uns erstaunt anzusehen und zu

schweigen. Endlich machte unser Navigationsoffizier, ein älterer Capitain-Lieutenant, seine Autorität geltend und übernahm das Examen so erfolgreich, daß wir eine halbe Stunde später den Kern der ganzen Geschichte wußten.

Wir erfuhren zunächst, daß der Erzähler als Schiffsjunge an Bord gefahren war, daß wir außer ihm noch den Capitain des Schiffes beherbergten, daß die Todte die Frau des Capitains gewesen sei, der Erschossene aber ein deutscher Matrose. Der Schooner kam von Singapore, mit Stückgütern für die Capstadt und hatte gleich uns Point de Galle angelausen, von da Südostcours genommen und war in der Höhe der Seychellen in einen Orkan gerathen, der im ersten Anprall beide Masten mitnahm.

Von den fünf Matrosen waren vier Engländer und der fünfte ein Deutscher, der auf Malacca an Bord gekommen war. Die Leute hielten zwölf Stunden lang in dem schrecklichen Wetter so gut aus, wie es von ihrer Lage zu verlangen war; aber als der Sturm sich legte, verloren sie Angesichts des trostlosen Zustandes des Schiffes den Muth und bemächtigten sich der Branntweinvorräthe. Betrunknen hatten sie den Beschluß gefaßt, mit dem einzigen vorhandenen Boote das Wrack zu verlassen und der Widerspruch des Capitains brachte sie zur offenen Empörung. Der Capitain hatte sich mit einem Revolver bewaffnet an die Bootskläufer gestellt und erklärt, den Ersten, der Gewalt versuchen wollte, über den Haufen zu schießen. Der Deutsche fiel dieser Drohung zum Opfer, als er Hand an den Capitain legte; die übrigen warfen sich auf ihren Führer und nahmen jene schenßliche Rache, indem sie ihn mit seiner Frau an den Stumpf des Kreuzmastes banden. Der Junge, der sich weigerte, den Leuten zu folgen, mußte das grausame Schicksal seines Capitains theilen; dann wurde das Boot mit einigen Provisionen versehen, die Trunkenen öffneten die Wasserfässer und verließen das Schiff. Es dauerte viele Stunden, bevor die unglücklichen Schiffbrüchigen sie aus den Augen verloren; dann begann sie der Durst zu plagen, und mit dem Dunkel der Nacht nach einem schrecklichen Tage zog die Verzweiflung in ihre Herzen ein. Der folgende Tag brachte Nichts, als eine glühende Sonne, neue Qualen und schließlich einen Zustand der Bewußtlosigkeit, in welchem dem Erzähler jede Erinnerung an das Vergangene, jeder Maßstab für die verrinnende Zeit verloren gegangen war. Als wir sie fanden, schlummerte das Leben in ihnen völlig.

Man wird begreifen, daß der Zustand des Knaben noch immer nicht gestattete, uns eine zusammenhängende Erzählung zu liefern: unser Wortführer inquirirte mit dem Gesichte eines Untersuchungsrichters und stellte zu einem Bilde zusammen, was der Junge in dürftigen Fragmenten hören ließ.

„Noch ein paar Fragen, mein Junge, die eigentlich an den Anfang

gehört hätten, dann sollst Du erlöst sein," schloß der Offizier sein Verhör.
„Wie heißt der Schooner?"

„Anne," antwortete der Knabe.

„Aus welchem Hasen?"

„Aus Nordstrand in der Ostsee."

„Wie heißt Dein Capitain?"

„Roth!"

Mich hätte ein Blick, der vor mir niedergeschmettert wäre, nicht vollständig consterniren können, als es diese Schlusßworte thaten. Welches Verhängniß, daß mir hier inmitten der unendlichen Wassermüste, fern von der Heimat, der erste Lichtstrahl in ein Dunkel fallen sollte, das meine einsamen Stunden seit Langem beschäftigte. Und welch' ein Lichtstrahl! Was mir bisher als ein zusammenhangloses Geheimniß seine unlösllichen Räthsel gestellt hatte, schwebte jetzt wie das Richtschwert über den Häuptern Derer, die mir werth waren. Mich graute, wie ich den schleichen- den Schritt des Unglückes zu hören wähnte; den Gedanken, was nun kommen sollte, wagte ich nicht auszudenken. Gewißheit, das war's, was mir vor Allem noththat. Aber als ich nach vorn zum Lazareth ging, um nach dem Zustande unseres Kranken zu fragen, verträstete mich der Heil- gehülfe auf morgen; der Mann sei zwar wieder zu Sinnen gekommen, aber langsamer als der Knabe, für heute mache ihn die körperliche Erschöpfung noch unfähig, viel zu sprechen. Ich glaubte nicht zu irren, wenn ich mir die Seelenqualen vorstellte, welche dem Elenden Angesichts eines entsetzlichen Todes das Gewissen bereitet haben mußte.

Zum Glück hatte meine Selbstbeherrschung ausgereicht, um den übrigen Zuhörern meine Erschütterung zu verbergen; ich deutete eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Capitain Roth an, um im Voraus dafür eine Erklärung zu geben, daß ich allein mit ihm zu verhandeln hatte.

Den Tag über kam ich aus dem Grübeln nicht heraus; wer zu mir sprach, mußte in der Regel zweimal reden, und was ich that, geschah maschinenmäßig, ohne mir recht zum Bewußtsein zu kommen.

Am nächsten Morgen erzählte der Stabsarzt in der Messe, daß der Junge völlig hergestellt sei und der Capitain sich soweit erholt habe, um die Gefahr eines typhösen Fiebers als beseitigt betrachten zu können. Der Kranke sei aufgestanden und werde nächstens in der Messe Besuch machen. Ich erbat mir also auf Grund meiner älteren Bekanntschaft vom Doctor die Erlaubniß, zu ihm zu gehen und konnte meine peinigende Erwartung so wenig mäßigen, daß ich den Thee stehen ließ und eine Minute später in den Lazarethraum trat. Der Heilgehülfe ließ mich auf einen Wink allein. Roth saß, den Kopf zur Erde gesenkt, auf einem Feldstuhle; als ich eintrat, erhob er den Blick zu mir; einen Augenblick schien er im Gedächtnisse zu suchen nach einem Gesichte, das

in bürgerlicher Kleidung dem meinigen ähnlich, dann ging es wie ein Blitz der Erinnerung durch seine Züge.

„Sie hier?“ fragte er.

„Sie sehen, Herr Roth!“ antwortete ich. „Man trifft sich überall auf der Welt und nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen.“

Ich hatte den Mann erst erkannt, als ich das erste Wort aus seinem Munde hörte, sonst war das Gesicht, in dem nur der Blick dunkel und tief wie sonst geblieben, traurig verändert. Abgezehrt, wie ausgetrocknet, und trotz der gebräunten Farbe von einer krankhaften Blässe, häufig von einem uerbösen Lächeln verzerrt, bartlos, aber da viele Tage elender Hülflosigkeit vergangen waren, lag der dunkle Nachwuchs wie ein schmutziger Schatten um Kinn und Wangen.

In mir stritten feindliche Gedanken; beim Anblicke des Elenden war eine leidenschaftliche Erregung über mich gekommen; wenn ich an zwei unvergeßliche Augen in Nordstrand dachte, kochte die Wuth heiß in mir auf: ich wäre einer schnellen That fähig gewesen, deren ich mich zeitlebens geschämt hätte; dann kam es wieder wie erbarmendes Mitleid über mich: mir war als ob eine verzweifelnde Seele zu mir nach Rettung schrie.

Es war eine minutenlange Stille; ich machte keinen Schritt näher, ich bot keine Hand zum Gruß. Und über den Kranken schien es bei meinem Anblicke wie eine neue Schwäche gekommen zu sein, so hülflos, zusammengesunken saß er vor mir. Aber während ich klar sah in diesen Abgrund von Verworfenheit, schien er zu grübeln darüber, ob ich wußte, was der Makel seines Lebens war.

Endlich sah er von Neuem auf.

„Sie wissen Alles?“ fragte er.

Ich vermochte nur lautlos zu nicken; mit dem Gedanken, daß die That eines Augenblickes unerbittlich über das Elend eines Weibes entschieden hatte, das mir werth war, drang es mir heiß und feucht in die Augen; ich war in diesem Momente so unglücklich, wie es jener nur sein konnte.

„Ich denke, Herr Roth,“ sagte ich nach einer Weile, „wir verständigen uns beide. Mir scheint es nöthig, daß für Sie Jemand anderes das Denken übernimmt. Ich bin nicht Richter über Sie, aber wenn ich Sie verstehe, so haben Sie keinen Richter mehr nöthig. Ich nehme Interesse an den Ihrigen daheim, und was Sie nicht verdienen, würde ich Jener wegen mit Freuden thun. Aber dazu gehört, daß Sie mich wissen lassen, wie Ihre Lage jetzt ist und was Sie dahin gebracht hat.“

Damit schien ein Rest von Energie in den Mann zurückzukehren; er erhob sich kräftiger, als ich der verfallenen Gestalt zugetraut hätte und sagte:

„Sie sollen die Geschichte hören. Heute, da eine scheußliche Todesqual mich frei gemacht hat von Dem, was der Fluch dieser Jahre war,

heute kann ich reden. Ich habe mich so tief gebeugt unter meiner Last, daß ich glaube, ich wäre lebend niemals heimgekehrt. Jetzt sehe ich Rettung, für mich und für sie."

„Kommen Sie!" unterbrach ich ihn. „Wir sind in meiner Kammer sicherer vor Störungen als hier."

Der Lazarethgehülfe, der im Vorraume saß, beruhigte sich, als ich ihm sagte, daß der Kranke sich kräftig genug fühlte, um mir einen Besuch zu machen. Die Leute, die im Zwischendeck die Kleiderjücke verstauteu, sahen dem Fremden mit der mitleidigen Theilnahme nach, die das Unglück bei dem Seemann findet. Als wir in meiner Kammer waren, schloß ich die Thür, überließ dem Kranken meinen einzigen Sessel und setzte mich auf die Koje.

„Haben Sie Vertrauen, Herr Roth, ich will Ihnen helfen!" sagte ich.

„Ich hab's nöthig!" nickte er. „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist eine kurze und wahre Geschichte, von der Sie das Ende wissen. Ihren Richterpruch brauche ich nicht, ich bin längst gerichtet, aber Ihre Hülfe für uns Alle.

Ich fuhr vor fünf Jahren als erster Steuermann auf einem Bremer Vollschiffe. Wir waren zwei Jahre lang draußen gewesen in den Ostindischen Gewässern und hatten nur noch die Ueberreste unserer ursprünglichen Mannschaft an Bord; der Abgang war durch Malaien und Neger ergänzt worden. Eines Tages nahmen wir in Singapore Fracht nach Timor. Unter unseren Leuten war ein Neger, den seine außerordentlichen Körperkräfte bei der Mannschaft gefürchtet machten, ein ewiger Händelsucher, dem Jeder aus dem Wege ging, aber ein tüchtiger Matrose; ein Mann, der mich um einen Kopf überragte. Auf dieser Reise wurde der Mensch gefährlich; ein paarmal war es nahe daran zum Handgemenge und eines Tages verweigerte er dem Capitain den Gehorsam. Es blieb Nichts übrig, er mußte mit Ketten geschlossen werden, und um den Uebrigen ein gutes Beispiel zu geben, legte ich zuerst Hand an ihn. Damit fing das Elend meines Lebens an. Der Mann stürzte sich auf mich und begann mich zu würgen, und als die übrige Mannschaft ihn so weit bewältigte, daß er mich fahren lassen mußte, biß er mir in den rechten Unterarm und hielt mich mit den Zähnen fest. Alle Gewalt mich frei zu machen war vergebens; man schlug ihn endlich mit Handspaken so lange auf den Schädel, bis er die Besinnung verlor; dann konnte das Gebiß der Bestie auseinander gebrochen werden, und ich war seiner ledig. Das kam mir einstweilen kaum zu Gute, denn Sie können sich denken, daß ich längst ohnmächtig geworden war. Als ich wieder zu mir kam, war auch der Neger wieder erwacht, und da sie ihn in Ketten sicher hatten, war es nicht schwer zu merken, daß wir einen Wahnsinnigen unter uns hatten, bei dem die Tobsucht ausgebrochen war. In der nächsten Nacht hatte

sich der Unglückliche in seinen Ketten selbst erdroffelt; am Nachmittag wurde er nach unserem Brauche begraben.

Mit meiner Wunde ging es von Tag zu Tag schlimmer; unsere Schiffsapotheke reichte nicht mehr aus, ich bekam Wundfieber, das kein Ende nehmen wollte und der Arm schwellte; die Ränder der zahlreichen Löcher, welche eingebissen waren, wurden brandig. Wenn Sie sich eine Vorstellung davon machen wollen, was ich gelitten habe, so können Ihnen diese Spuren einen schwachen Begriff geben.“

Damit hatte der Erzähler das Hemd zurückgeschoben. Ich vermag nicht zu schildern, mit welchem Gefühle ich den Arm sah, von der Hand bis zum Gelenke nur die eine Seite fleischiger, muskulöser Körper, die andere Hälfte ein nackter glänzender Knochen, von blutig vernarbten Fleischrändern umgeben.

„Wir kamen am Abende des vierten Tages auf die Höhe von Batavia, und da ich mein Ende vor mir sah, wenn nicht schleunige Hülfe eintrat, so drang ich in den Capitain, mich an's Land zu setzen. Aber der weigerte sich, und aus guten Gründen. Für seine Fracht hatte er eine kurze Lieferzeit angenommen, die ihm eine ansehnliche Prämie versprach; jede Stunde der Verzögerung kostete bares Geld und konnte, wenn ein Zufall dazwischen kam, das ganze Geschäft mit Verlust endigen lassen. Wir wurden endlich dahin einig, daß wir so nahe wie möglich unter Land gehen und daß unser Schiff so lange beidrehen sollte, bis ein Boot mich auf den nächsten Punkt abgesetzt hatte. Dabei sah ich keine Gefahr; ich konnte nicht weit von Batavia an Land kommen und die Küste ist außerdem dicht besetzt mit Malayendörfern.

Es war beinahe Nacht, als ich den Fuß auf den Strand setzte; die Mannschaft des Bootes setzte meinen Koffer ab, dann drückten mir die Leute die Hände und das Boot verschwand in der rasch zunehmenden Dunkelheit.

Von Fieberfrost geschüttelt, warf ich einen letzten Blick auf das rothe Licht unseres Schiffes, das wie ein Stern auf dem Wasser schwamm, dann befiel mich die Angst, allein zu sein auf unbekanntem Boden, am Rande des psadlosen Waldes. Und hastig begann ich, den Strand entlang zu laufen, immer der Richtung zu, wo, ich wußte nicht wie viele Meilen voraus, Batavia liegen mußte. Ich glaube wol, daß mir der Capitain beim Abschiede Bescheid gesagt hatte, aber die Erinnerung an Vergangenes war fast erloschen in mir unter der Hitze des Fiebers und den brennenden Schmerzen meiner Wunde.

Ich strauchelte; der Fuß hatte in's Leere getreten, ich rollte einige Schritte abwärts und lag inmitten rieselnder Wellen. Wie Behagen kam es über mich in der kühlen Fluth; der Instinct sagte mir, daß es ein Bach sei, in den ich gefallen, und mit gierigen Zügen trank ich Kühlung. Dann raffte ich mich auf und setzte mit neuen Kräften den ziellosen Weg

fort. Aber ich war betrogen wie jeder Fieberkranke, der in der Kühlung Linderung sucht; die Hitze kehrte wieder, brennender als je zuvor; mir war, als müßte das kochende Blut die Schläfe sprengen, und vor den Augen sah ich inmitten des Nachtdunkels Ströme blutrothen Lichtes.

Wieder spülte es mir kalt an die Füße; aber diesmal war es die steigende Fluth, unter welcher der Ufersand verschwand, und die mich höher hinauf in das tiefere Dunkel des Waldes hineinscheuchte.

Die Sinne hörten auf ihren Dienst zu verrichten; wie ein aufgezogener Uhrwerk muß ich vorwärts gestolpert sein durch Dickicht und über niedergebrochenes Holz; wie oft ich gefallen bin, dafür fehlt mir die Erinnerung, aber jedesmal, wenn ich aus der Betäubung des Sturzes erwachte, rührte sich die Maschine in mir von Neuem und schob mich vorwärts. Bis zu einem letzten Male. Ob ich fiel, ob das Uhrwerk abgelaufen war, ob mir der Instinct sagte, daß der Mensch überall Play zum Sterben findet: ich weiß es nicht. Aber als die Morgensonne durch die Palmenwipfel drang, erwachte ich und fand mich in einem kurzen Augenblick klarer Besinnung mitten im Walde, quer über einen gestürzten Baumriesen gelagert, den Kopf niederhängend und das Gesicht in die weiche Humusmasse des Bodens gedrückt.

Ich erhob mich mühsam und taumelnd und als das Blut Zeit gefunden hatte, die strotzenden Gefäße des Kopfes wieder zu verlassen, kam es wie Erleichterung über mich, und ich wankte vorwärts. Indessen die Gedanken vergingen mir eben so schnell wieder wie die Fähigkeit zu sehen oder zu hören, und ich habe noch heute keinen Maßstab für die Zeit oder den Raum, den ich in diesem Zustande durchwanderte. Nur die Erinnerung steht mir vor der Seele, daß mein Blick irgendwann und irgendwo auf ein Haus fiel, und daß eine weibliche Gestalt in der Thür dieses Hauses stand.

Das Nächste, was ich aus jener Zeit meines Daseins weiß, war ein Kuß, der mich weckte. Als ich die Augen aufschlug, diesmal fieberfrei und mit tragem Bewußtsein, sah ich eine Mädchengestalt erschreckt zurückfahren. Aber da die Empfindung wohlthuend war, und mich das neue Gefühl durchströmte, ohne Schmerzen zu sein, lächelte ich, und sie lächelte. Von da ab waren es stets Küsse, die mich weckten und lächeln machten, aber nicht die keuschen Küsse einer Mutter, sondern Küsse von verzehrender Gluth, Küsse die ich duldete und mit schwacher Kraft erwiderte. Und wenn ich meiner Pflegerin in das verlangende Auge sah, war es ein inbrünstiges Gefühl des Dankes für meine Rettung, und die Regung der zurückkehrenden Lebenskräfte zugleich, die meine Hand leiteten, sie zu neuen Küssen herabzuziehen.

Sie war es gewesen, auf die der verlöschende Blick gefallen war, als ich vom Leben schied; sie war es, die den Funken vor dem Schicksale bewahrt hatte, mit einem letzten Aufflackern zu erlöschen; sie sah mein Blick

zuerst, als ich zum Leben erwachte. Was ich zu denken vermochte, war sie, was ich sah und war, wiederum sie und nichts als sie!

Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt; und an die Heimat band mich nur die freundliche Erinnerung an eine Jugendgespielin; ich hatte das leichte Blut des Seemanns, und von Weibern wußte ich nichts, als was sich der Außenseite absehen läßt. Je weiter meine Genesung fortschritt, je mehr verloren wir uns, und da der Rausch nicht vermochte, die Kraft zu erschöpfen, so wurden wir nach vier Wochen Mann und Weib.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie Malajin war, aber Sie wissen nicht, wie schön sie war!

Ich kam in jener Zeit nicht eher wieder zur Vernunft, als bis mich ein Anderer dazu brachte.

Einige Wochen später ging unser Schiff, das von Timor nach Batavia Fracht genommen hatte, auf der Rhyde zu Anker, und da unser Malayendorf vorstadtartig an die Stadt sich angeschlossen, war es nicht schwer für mich, mit unseren Leuten, die nach mir forschten, zusammen zu treffen. Der Capitain schüttelte den Kopf, als er von meiner Heirath hörte, und bestand darauf, daß ich an unserem Contracte festhielt. Es war mein Glück, daß mich die Liebe zu meinem alten, zärtlichen Vater nicht minder stark heimwärts zog als die Pflicht gegen das Schiff, und nach Scenen, denen ich ein unbehagliches Gedächtniß bewahrt habe, ließ sie mich gegen den feierlichen Schwur, in Jahresfrist wiederzukehren, ziehen.

Sobald ich den Fuß an Deck setzte, war der Rausch verflogen. Es überkam mich Scham und Ekel vor mir selbst, und ich faßte den Vorfaß, das Geschehene auszulöschen, indem ich den Zwischenraum Meile um Meile vergrößerte. Ich habe an dem Vorfaße nichts zu beschönigen; ich war, da ich die Thorheit beging, um vier Wochen jünger, als da ich sie bereute; aber er kam, wie Sie gesehen haben, nicht zur Ausführung.

Wir nahmen von Batavia aus nur Frachten, die uns der Heimat näher brachten, aber es verstrichen noch fünf Monate, bis ich nach Nordstrand zurückkam. Damals fand ich Aune zum schönen Mädchen herangewachsen, und da sie mir mit der Erinnerung an unsere Jugend zutraulich entgegenkam, machte ich die neue Erfahrung, daß man unter Deutschlands Sonne anders liebt als unter javanischer.

Damals begann mein Leben der Dual, zwischen zwei Herzen; dort durch die Pflicht gefesselt, hier durch eine keusche Liebe. An ein neues Band für die irdische Ewigkeit wagte ich nicht zu denken, und doch füllte dies Glück der Zukunft alle meine Träume. Von da ab gab es Nichts in meinem Leben, was nicht einen Kampf widerstreitender Empfindungen in mir wachgerufen hätte. Als endlich der Vater darauf drang, daß ich noch ein paar Jahre auf das Wasser hinaus sollte, kam es wie Erlösung über mich von dem Zwange, meiner Aune mit einer ewigen Lüge in die Augen zu sehen, und zugleich befahl mich das Weh der Trennung.

Ich riß mich los und begann meine Fahrten als Capitain des Schiffes, mit dem ich nach dreijähriger Abwesenheit damals in Ihren Heimatsort zurückkehrte.

Ein Jahr der Freiheit hatte ich genossen, als mich mein Unstern nach Batavia führte. Ich weiß nicht, ob sie Tag für Tag seit zwei Jahren im Schiffsbureau nachgefragt hatte, aber als ich am zweiten Tage auf der Rhebe lag, kam mein Weib an Bord, um mich nicht wieder zu verlassen.

Lassen Sie mich schweigen über das, was ich in jener Zeit erlebte. Erst ergriff mich ein Ueberrest des Rausches wieder, dann kam die Reue, mit ihr das Elend. Dies Weib hat mich wahnsinnig geliebt, ich glaube, bis zu ihrem letzten Augenblicke, und ich? Ich habe mich selbst bodenlos verachtet! Ein Jahr begleitete sie mich auf meinen Reisen, dann kamen wir nach Batavia heim und blieben vier Wochen zu einer Reparatur im Hafen. Ich mußte sie krank zurücklassen, aber nur der erneute Schwur, wiederzukehren, machte mich frei zur dringenden Reise. Ich vergaß meinen Schwur und kam nach Verlauf des dritten Jahres in die Heimat. Sie wissen, wie ich erwartet wurde, Sie wissen, daß Anne mein Weib wurde.

Welches Glück hätte mir lächeln müssen in den Armen dieses Weibes, und welche Qualen bereitete mir dies Glück! Wie lange ich das Leben ertragen hätte, vermag ich nicht zu sagen, aber das Schicksal pochte zweimal an einem Tage an mein Haus. Sie erinnern sich vielleicht aus der Zeit, als Sie in Nordstrand waren, eines Vormittags, als wir beide an der Dampferbrücke die ankommenden Badegäste musterten. Dort erkannte ich unter den Ankommenden einen Matrosen, den ich an Bord gehabt hatte, als meine Frau mit mir fuhr; ich gab dem Manne Geld, daß er den Ort verließ und nicht durch einen Zufall mein Geheimniß verrieth.

Und die zweite Mahnung traf mich wie ein Blitz am Nachmittage desselben Tages. Wir saßen im Garten des Curhauses und ich durchslog einige Zeitungsblätter, die ein Fremder dort zurückgelassen hatte, als mein Auge auf eine Anzeige fiel, die mich zur Rückkehr nach Batavia mahnte. In jener Stunde war's mir, als versänke die Zukunft vor mir, ich mußte meiner Anne die entsetzliche Wahrheit verbergen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Wenn Sie den Abschied gesehen hätten, Herr, den wir damals von einander nahmen, so würden Sie glauben gelernt haben, daß Herzen wirklich brechen können.

Seit jener Zeit bin ich für die Heimat verschollen; niemals habe ich mit einem Zeichen verrathen, daß ich noch am Leben bin."

Der Erzähler schwieg, ich natürlich auch. Hätte ich ein Wort gesprochen, so hätte Etwas wie ein Richterspruch hervorgeklungen, und der Mann hatte wahr gesprochen: hier war gerichtet!

Endlich fand ich, was mir das Richtige schien.

„Capitain Roth," sagte ich, „ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen.

Was hier zu thun wäre, scheint mir Folgendes: Wir lassen Sie in Capstadt zurück, Sie werden Ihre Fracht löschen und Ihr Fahrzeug repariren. Dadurch gewinne ich einige Wochen Vorsprung. Ich werde diese Zeit benutzen, um Urlaub zu nehmen und die Ihrigen vorzubereiten; ich mache Gebrauch von der vollen Wahrheit und habe Ihre Vollmacht, nach Belieben zu handeln. Sie kommen heim, wann Sie können, und melden mir einige Zeit vorher Ihre Ankunft, wenn möglich Tag und Stunde. Von welchem Munde Sie Ihr Schicksal daheim hören werden, weiß ich nicht, aber Sie versprechen mir, sich in dies Schicksal zu fügen."

Der Mann war aufgestanden und reichte mir die Hand, die ich diesmal anstandslos drückte.

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte er, „so wahr mir Gott helfe.“

IV.

Ich wollte, ich wäre mit meiner Geschichte zu Ende. Ich hatte damals eine Pflicht auf mich genommen, der ich, wie ich bald erfahren sollte, meine Kräfte nicht gewachsen fand; und selbst heute noch sehe ich mich in dem Glauben getäuscht, daß die Alles heilende Zeit mir das Bekenntniß dessen, was nun folgte, nur mit dem Gefühle wehmüthiger Erinnerung gestatten würde.

Wir erreichten ohne Unfall die Tafelbai und lieferten in Cape Town das Wrack und die beiden Geretteten mit unserm Berichte an die englischen Behörden ab. Drei Tage später gingen wir unter Segel, nahmen unterwegs nur kurzen Aufenthalt in Funchal, dann in Lissabon und Plymouth und trafen eines Tages mit lang auswehendem Heimatswimpel in unserm Stationsorte ein.

Mit jedem Tage, um den wir uns der Ostseeküste näherten, sah ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe wachsen, mit jeder zurückgelegten Meile sank mir der Muth tiefer. Ich begriff nicht mehr, wie ich es über mich gewinnen würde, dieselben theuren Augen, welche ich nur in der Hoffnung und im Glücke hatte strahlen sehen, sich trüben zu machen von den Thränen erbarmungswürdigen, hoffnungsleeren Schmerzes.

Den Urlaub suchte ich sofort nach der Außerdienststellung nach, und da er sich länger, als ich gehofft hatte, verzögerte, schien es mir angebracht, die Angehörigen Noths der Ungewißheit zu entreißen, in der sie seit langen Monaten schwebten; und ich schrieb an den Alten folgenden Brief:

Geehrter Herr!

Es wird Sie überraschen, zu hören, daß ich vor sechs Wochen mit Ihrem Sohne unter Umständen zusammengetroffen bin, welche, einer Lebensgefahr sehr ähnlich, durch das Dazwischenkommen unseres Schiffes glücklich beseitigt wurden. Ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen seine Rückkehr nach dort für die nächsten Wochen fest versprechen zu können und

folge seiner dringlichen Einladung, wenn ich noch vor ihm in kürzester Zeit bei Ihnen eintreffe. Zu meinem Bedauern hörte ich erst bei unserer Scheiden, daß er während seiner Abwesenheit verhindert gewesen sei, seinen Angehörigen ein Lebenszeichen zu geben, aus welchen Gründen, wird Ihnen bei seiner Rückkehr bekannt werden. Jedenfalls befindet er sich wohl und hat mir seine herzlichsten, erwartungsvollen Grüße für Sie und Ihre Frau Tochter aufgetragen, denen ich die meinigen anschließe. Näheres mündlich.

Bernhard.

Es war wenigstens ein Schritt gethan mit dem Briefe, wenngleich er nicht zu den schwersten gehörte, und ich betrog mich selbst eine Weile mit der Tröstung, daß sich alles Andere leichter daran knüpfen lassen würde. Aber zwei Tage später mahute mich ein Telegramm daran, daß ich mich auf geneigter Ebene befand, und daß es kein Halten mehr gab. Die Worte lauteten:

„Kommen Sie schnell, wenn Sie nicht wollen, daß ich vor Ungeduld sterbe, nachdem mich die Sorge nicht getödtet hat. Anue Roth.“

Ich antwortete auf demselben Wege, daß ich kommen würde, sobald ich frei wäre. Dann bemühte ich mich, da der Urlaub noch immer nicht kommen wollte, um einen vorläufigen Dispens vom Dienste, packte meine Koffer, vertauschte die Uniform mit einer weniger anspruchsvollen Kleidung und benutzte einen Nachtzug, um nach Nordstrand zu fahren. Es fehlte, wie man sich erinnern wird, nicht an einer Dampferverbindung, welche ihren Anfang nahm, sobald die Ostseehäfen eisfrei wurden; aber ich hatte mich am Unterwegssein gesättigt und folgte einem unwiderstehlichen Drange nach Nordstrand, obgleich es mir wie Bleigewichte am Herzen hing.

Meine Ankunft hatte ich nicht besonders angekündigt und wurde also nicht erwartet; an die Badesaison dachte zur frühen Jahreszeit noch Niemand, und einen Drehorgelspieler und zwei Handlungsreisende eingerechnet, waren wir unser vier Personen, welche der Zug auf dem Perron absetzte. Ein Hausknecht war nicht da, im Hôtel Nordstrand war selbst vom Portier keine Spur zu finden und der einzige Kellner, den ich herbeirufen konnte, gerieth in Verlegenheit, als ich ein Zimmer verlangte und meine Absicht ausdrückte, einige Tage zu verweilen. Nicht daß das Hôtel bis unter das Dach belegt gewesen wäre, vielmehr galt das Zögern dem Nachdenken, welches Zimmer sich in der Eile am leichtesten in einen bewohnbaren Zustand setzen ließ. Ich ging so lange in das allgemeine Gastzimmer, das zur frühen Morgenstunde kalt und unfreundlich genug war; indeß wurde ich in Kürze so gut untergebracht, wie es sich mit den Umständen vertrug und fand in der Einsamkeit meines Zimmers Zeit genug, mir einen Plan zurechtzulegen.

Ich hatte gut überlegen. Die glänzenden Augen der jungen Frau waren Alles, um was sich mein Denken drehte. Ich war nach zwei Stunden ruhelosen Umherwanderns im Zimmer genau so weit wie zu Anfang,

ich hatte nicht das Schicksal in meiner Hand, ich war sein willenloser Spielball.

Gegen Mittag sah ich ein, daß ein Anfang gemacht werden mußte; ich kleidete mich an und schlich mich wie das böse Gewissen die Promenade entlang nach dem Hause meiner Freunde. Diesmal fand ich die Hausthür geschlossen; ein Messingknopf im Mauerwerke mit der Umschrift „Karl Roth“ bewies mir, daß ich nur die Glocke zu ziehen hatte, um sicherlich willkommen Einlaß zu finden. Aber die kaum erhobene Hand sank träge wieder nieder, mein Muth hatte nicht weiter gereicht als bis an die Thür.

Das Herz zog sich mir krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, daß ich die frohe Hoffnung, welche ich in den Herzen dieser Theuren geweckt hatte, im Begriff stand zu tödten, wie der Nachtfrost das junge Frühlingaleben zerstört, und daß derselbe Moment, in dem ich meine Bekanntschaft begann, ein glückliches Leben schied von einem Leben des Elends.

Ich ließ den Arm also sinken und zog nicht an der Glocke; ich kehrte um, tief traurig, aber mit dem leichteren Gefühl, Zeit gewonnen zu haben bis zum nächsten Male.

Erst als ich wieder in meinem Zimmer saß, kam mir der Gedanke, daß ich mehr als einmal sprechen mußte, um langsam auf Das vorzubereiten, was am Ende stand, und die Verantwortlichkeit fiel mir schwer auf die Seele, ob es mir gelingen werde, da noch eine Saat des Segens zu säen, wo die Wirklichkeit wie Lawinsturz alles Leben vernichten mußte, zur einen Hälfte fast vernichtet hatte. Es war mehr als ein Geschäft, was ich vorhatte; es war ein Stück von meinem Herzen selbst, um das ich spielte ohne Aussicht auf Gewinn.

Nach Tische machte ich in fast verzweifelter Stimmung den Weg zum zweiten Male; als ich die Glocke gezogen hatte, war ich nahe daran, von Neuem die Flucht zu ergreifen; aber das Mädchen, das mir öffnete, schnitt meine letzte Hoffnung ab, als sie meine Frage nach der Anwesenheit der Herrschaft bejahte. Dann hatte der Himmel ein Erbarmen mit meiner Schwäche und trieb mich willenlos vorwärts.

Die wohlbekannte Thür öffnete sich, der alte Roth stürzte heraus; er hatte mich an der Sprache erkannt. Ich wurde fast erdrückt von der stürmischen Umarmung des Alten und in das Zimmer hineingezogen. Da stand sie, die Hände mir entgegengestreckt, Thränen in den Augen und welch ein Lächeln auf dem Gesichte!

„Ah, mein Freund,“ sagte sie, als ich mich wie ein Trunkener niederbeugte und ihre Hände küßte, „die Hoffnung sandten Sie uns von fern her, das Glück bringen Sie selber!“

Jawohl, ich brachte das Glück! Ich hätte schluchzen mögen wie ein Kind, und ich mußte freudig lächeln, wie sie mit Thränen in den Augen, und ich mußte sagen:

„Ja, Frau Anne, ich denke, ich werde Ihnen das Glück bringen.“

Dann begann das schwierigste Stück meiner Aufgabe, zu erzählen und — zu verbergen. Konnte ich diesen freudetrunknen Herzen schon die Wahrheit geben? Ich erzählte die Geschichte des Schiffbruches und wie wir den Capitain fanden; es ist selbstverständlich, daß ich das Weib aus meinen Erinnerungen strich. Mit hundert Fragen unterbrachen mich die Zuhörer und zu einem Ende kam ich überhaupt nicht; ich sah wohl, daß meine Geschichte an Werth gewann, je öfter ich sie erzählen wollte. An diesem Abende, denn die Sonne ging in's Meer, ohne daß wir es merkten, dachten wir nicht an Speise und Trank; als ich dem Schläge einer Uhr lauschend die erste Stunde zählte, machte ich mich gewaltsam los und versprach wiederzukehren.

Die Seelenqual dieser Tage vermag ich nicht zu schildern. Die Nacht verbrachte ich in meinem Hôtel, den Tag bei den Freunden. Und jeden Morgen, wenn ich mit dem festen Vorsatze, meine Aufgabe zu beginnen, über die Schwelle trat, lächelten mich die erblühenden Rosen auf den Wangen der jungen Frau freudiger an, und in den Augen, um welche die Sorge eines Jahres dunklere Schatten gezogen hatte, lag für mich eine rührende, unwiderstehliche Bitte: „Bis morgen!“

Und dieses Morgen kam niemals.

Am Abende des vierten Tages fand ich in meinem Hôtel folgendes Telegramm vor:

„Stagen passirt, verlasse heute Nyborg, in drei Tagen dort, wenn Gott will.“

Einen Namen trug die Botschaft nicht, aber sie war mir eine letzte Mahnung. Wir hatten Dienstag, also war es der Freitag, für den das Schicksal seine Loose zu mischen hatte; bis dahin mußte meine Aufgabe gelöst sein.

Und als ich am nächsten Morgen meine Kunde zu den Freunden brachte, brach ein Jubel aus, vor dem meine Vorsätze schmolzen wie Eis in der Frühlingssonne; mir wurde so elend, daß selbst die Glücklichen, und das Glück macht blind, um mich besorgt wurden; wie ein Schwerkranker schlich ich davon, und es sollte mich erleichtern von schrecklicher Qual, daß ich zwei Tage lang wirklich das Bett hütete. Ich war ganz im Ernste krank, und der Arzt, der herbeigerufen wurde, wollte aus meiner nervösen Erregung die ersten Symptome eines Nervenfiebers herauslesen.

Ich wußte besser, was mir fehlte, ich wußte auch, daß mir nicht zu helfen war. Die Besuche des alten Mannes lehnte ich mit dem Befehle des Arztes ab, mich ruhig zu verhalten, aber was ich fand, war Nichts weniger als Ruhe.

Ich glich dem verfolgten Thiere, das den Kopf versteckt, um nicht gesehen zu werden, und mit demselben Erfolge: denn die Qual des

Gewissens, die Angst, wie das Ende werden sollte, verließen mich nicht einen Augenblick.

Endlich brach der Morgen des Freitag herein, trübe und dunstig. Mich litt es nicht im Bette, obgleich ich wirklich im Fieber war. Als ich an das Fenster trat, lag die See grau vor mir, verschwimmend gegen einen grauen Horizont. Die Sonne mochte kaum aufgegangen sein, denn noch lag ein zweifelhaftes Licht über den arbeitenden Wassern. Von Nordwest her segte ein scharfer Wind in einzelnen Stößen gegen den Strand und wühlte in der anschwellenden Fluth; die Linden vor meinem Fenster schüttelten ihre breitästigen Kronen wild durch einander und ahmten das Rauschen der Brandung nach. Auf der Straße stand ein alter Seemann und schaute, die Augen beschattet, auf die See hinaus. Dann ging er kopfschüttelnd weiter.

Ich kleidete mich an und schwor mir ein letztes Mal, heute zu sprechen. Von Neuem zermartete ich mir das Hirn nach Worten der schonungsvollen Wahrheit, aber vergebens! Ich trug eine Wahrheit bei mir, die keine Schonung kannte. Der Alte kam früh am Morgen, und da er mich zum Ausgehen fertig fand, verließen wir das Haus, um uns für den einen Tag nicht mehr zu trennen.

Draußen packte uns der Sturm, der einen feuchten, salzigen Staub bis auf die Straße wehte.

„Eine steife Brise,“ sagte der Alte. „Wenn der Wind nicht böser wird, ist es ein bequemer Weg hierher für ein tüchtiges Fahrzeug.“

Wir fanden die junge Frau am Fenster, den Blick auf die See gerichtet. Auf dem gerötheten Gesichte lag ein ganzes Meer von Empfindungen: freudige Erregung, Ungeduld, zärtliche Sehnsucht, Besorgniß. Mir war die Kehle so völlig zugeschnürt, daß ich nicht einmal einen Gruß hervorbringen konnte, dazu schüttelte mich das Fieber, daß die Zähne auf einander schlügen.

Die Stunden dieses Tages schlichen dahin, als stände die Zeit still; wir verließen die Fenster nicht, ich weiß nicht, ob wir ein Wort sprachen. Wir sahen unverwandt hinaus in das wachsende Wogengebraus, der Alte und ich mit Gläsern bewaffnet, die junge Frau mit dem Blicke, dem die Liebe doppelte Schärfe verlieh. Als es Mittagszeit war, meldete die Magd, daß servirt sei; aber wir sahen uns gegenseitig mit einem Lächeln an, das keinen Zweifel ließ, wie wenig wir auf die Sorgen des Leibes zu achten vermochten.

Der Nachmittag kam, und das schwache Licht des Tages wurde um einen Schatten dunkler; der Horizont, von zerrissenen Wogenkämmen gebildet, war noch erkennbar und wir hatten eben die Gläser von den Augen genommen, als die junge Frau an ihrem Fenster nach Nordwesten hinausdeutete und sagte:

„Ein Segel!“

Wir musterten von Neuem den Wasserrand.

So weit die Gläser den Blick zu leiten vermochten, sah ich Nichts als das wechselnde Spiel der Wellen, ein Farbgemisch vom dunkelsten Blau zu lichterem Grau, dazwischen blendend weiße Lichtreflexe vom zerfließenden Wasser. Aber jetzt tauchten einen Augenblick zwei scharfbegrenzte helle Flecken auf, schienen sich empor zu heben aus den tanzennden Gewässern: im nächsten Augenblicke war die Erscheinung wieder verschwunden.

Es duldete keinen Zweifel; was wir sahen, waren die Segel eines Schiffes. Als ich mich nach einem Geräusche im Zimmer umwandte, hatte uns die junge Frau verlassen, und mit neuer Spannung suchten wir den Horizont ab. Die Erscheinung wiederholte sich, mit derselben blickartigen Schnelligkeit leuchteten die beiden Segel auf, mit der sie die See wieder verschlang.

Einige Minuten mochten verflossen sein, als die Frau wieder eintrat. Ein enger Mantel verhüllte sie bis zum Halse, ein verschlungenes Tuch bedeckte Kopf und Schultern, so daß nur die Augen freibleiben.

„Kommt, kommt!“ drängte sie, „ich muß hinaus!“

Der Alte versuchte es mit schwachen Gegenvorstellungen; es sei Nichts weniger als sicher, daß es der erwartete Schooner sei; es könne überdies eine Stunde und mehr dauern, bis er dem Ufer nahe käme. Aber die Mühe war vergebens; die junge Frau schüttelte stumm den Kopf und ging zur Thür. Uns blieb nur übrig, in Eile zu folgen.

Als wir vor die Thür traten, verging mir vor dem Anprall des Sturmes der Athem; aus der steifen Brise vom Morgen war ein Orkan geworden. Das Wasser mochte bis an den Fuß der Dünenreihe reichen, aber die Wellen brandeten hoch hinauf und der Wind schleuderte unaufhörlich Wasserströme zischend und klatschend bis auf die Mitte der Straße. Das Gebrause des Wassers und die knatternden Töne des Sturmes verschlangen jeden anderen Laut.

Wir folgten willenlos der Frau. Die Straße war nicht so menschenleer, wie man hätte denken sollen. Aus einzelnen der Häuser sahen wir Männer heraustraten, im Detrod und Südwestler, seegewohnte Leute, denen das herannahende Schiff nicht entgangen war. Vor dem Turhause, wo eine Lücke in dem Baumgange den Ausblick weit umher gestattete, sammelte sich eine Gruppe, in der aber das Getöse keinen Gedankenaustausch duldete.

Das Fahrzeug war näher gekommen, wie auf den Flügeln des Sturmes. Der schwarze Rumpf erschien noch immer uur auf Augenblicke, aber die beiden Masten mit den Sturmsegeln verschlang nicht mehr jede Welle. Ich erkannte nicht mehr als ein schoonerartiges Fahrzeug, der Blick des Alten war schärfer.

„Anne!“ schrie er mir in das Ohr, in die See hinausdeutend.

Ich hatte schon lange nicht mehr gezweifelt. Indes schien mir das Schiff noch nicht unrettbar, wenn es dem Steuer gehorchte und an unserer

Landspitze vorüber kam; ostwärts trat die Küste weit zurück und unter dem Schutze des Landes konnte Noth seines Schiffes Herr werden.

Einen Augenblick war es mir, als ob das Fahrzeug nach rechts hinaus Fortgang machte, aber nur einen Augenblick: dann blieb es wieder für das Auge ein ruhender Punkt, der sich langsam vergrößerte. Langsam und unerbittlich rückte das Verhängniß zu uns heran; wie ein Gespensterschiff wuchs der Schooner vor unseren Augen heraus aus dem Wasser, schwarz und scheinbar bewegungslos; das Gitterwerk der Wanten zeichnete sich schon gegen den Himmel ab, wenn die Woge das Schiff hob und der schnelle Blick glaubte Gestalten zu erschauen an Deck; endlich war es wie ein Sprung, den das Fahrzeug machte, höher aus dem Wasser heraus als zuvor, dann war an derselben Stelle ein unermeßlicher Berg zerstiebender Wogen.

Als die Welle zerfloß, waren Segel und Masten verschwunden, aber schon ergoß sich eine neue Fluth über den dunklen Körper, um ihn nicht wieder frei zu geben. Die schwarze Linie des Rumpfes sahen wir zerbröckeln vor unseren Augen erst in zwei Linien, dann in einer Reihe von Punkten; dann sah es aus wie ein Gewimmel von dunklen Körpern an der Stelle im Wasser: dann sahen wir Nichts als überstürzende Wellenkämme.

Neben mir brach die Frau ohnmächtig zusammen. Der Alte nahm die Last in seine Arme, und wir kehrten zur Wohnung zurück. Die Magd übernahm die Sorge um die Unglückliche, uns Beide duldete es nicht in der Stube.

In den Wellen, welche über den Dünenrand spülten, tanzten bereits die Schiffstrümmer; eine Kiste wurde mir vor die Füße geschleudert, ein Rundholz schob sich mit jeder Woge weiter auf die Straße. Es war gefährlich, den Weg zu passiren, aber wir arbeiteten uns durch den Sturm und herübergeschleuderte Wassermassen vorwärts. Plötzlich sah ich den Alten hineindringen in den Gisch, eine Wolke von Wasser verhüllte ihn einen Augenblick, dann warf ihn gewaltsam eine höhere Woge zurück, ihn und einen zweiten Körper.

Als der Mann sich von dem Sturze erhob, nahm er die Leiche seines Sohnes in seine Arme.

Ich habe keinen der drei Menschen im Leben wiedergesehen. Wenn es möglich gewesen wäre, aus den Trümmern solcher Menschenschicksale ein neues Glück aufzubauen, so fehlte mir der Muth, ein Geheimniß auf ewig in mir zu vergraben.

Die Frau ist ein Jahr später am gebrochenen Herzen gestorben, der Vater bald darauf; ihnen war der Todte ein Seliger, der zu folgen winkte.



An Franz Liszt.

„Te souviens tu?“
(Béranger.)



Es kommt wol vor, lieber Liszt, daß man uns auffordert, unter unser Bildniß einige Zeilen zu schreiben — aber unter das Bildniß Anderer? Dazu gehört schon eigentliches Schriftstellertum, wissenschaftliche Forschung, historische Objectivität — lauter Dinge, die uns ferne liegen. Schwerlich würdest Du Dich auf ein solches Geschäft einlassen. Aber der allmächtige Beherrscher der Gegenwart, des Nordens und des Südens erheischt es — ich soll mich illustriren, indem ich Deinem Conterfei belehrende Erläuterungen beifüge. Als ob nicht jeder gebildete Europäer (den Nordamerikaner mit eingerechnet) Deinen Kopf auswendig wüßte — als ob nicht, schlimmsten Falles, Dein darunter stehender Name jede weitere Bemerkung überflüssig machte! Nein, zu einem hochgeehrten Publikum über Dich zu sprechen, dazu kann ich mich, trotz alledem und alledem, nicht verstehen. Jedoch die Gelegenheit, Dich anzuplaudern, die will ich mir nicht entgehen lassen. Wie fände ich auch leicht eine andere, wo Du mir so lange geduldig zuhören würdest und bei welcher ich Dich nicht lieber hörte als mich. Das Bildniß kenne ich freilich nicht, durch welches Du zum 365. Male der unbefangenen Betrachtung der Welt ausgesetzt wirst! — möglicherweise würde es mir kaum behagen. Hier aber, zur Rechten meines Schreibepultes, hängst Du in der vortrefflichen photographischen Abschrift, die ich mir von dem talentvollen und gefälligen Herrn Weigelt in Breslau vor etwa acht Jahren ausgebeten. Sehr ernst, sehr strenge siehst Du, weniger noch auf mich herab, als von mir ab — dennoch ist mir unter allen Deinen Abdrücken, Ausdrücken, Eindrücken dieser der liebste. Und so abweisend siehst Du doch auch nicht drein, daß es mich von meinem Vorhaben abbringen könnte — von dem nämlich: Dir mancherlei von Dir selbst zu erzählen, was Du längst vergessen — dessen Du Dich vielleicht nicht einmal erinnerst, wenn Du davon hörst. Wahr aber ist Alles, was ich vorbringe, das darffst Du mir auf's Wort glauben.

Weiläufig gefragt — hast Du denn, wie die Rede geht, Deine Memoiren geschrieben? Wenn nicht, dann säume doch nicht, es zu thun — Du bist ja der Einzige, der Deine Biographie zu schreiben vermag. Und wenn es auch nur zum Besten der Nachwelt geschähe (einer Nachwelt, welcher ich, obchon zwei volle Tage jünger als Du, weder wünsche noch erwarte anzugehören), Du müßtest es thun der guten Sache wegen. Die Dichtung hat sich Deiner, während Du lebst und wirkst, so oft und oft so störend bemächtigt, daß doch wenigstens in Zukunft die Wahrheit zu Ehren kommen müßte.

Zwei Tage nur sollte ich weniger haben als Du! — so mag es sich wol in unsern städtischen Archiven eingeschrieben finden — aber wahr sein kann es nicht. Denn als ich Dich zum ersten Mal sah und hörte, war ich zwar erst siebzehn Jahre alt — Du aber warst seit langen Jahren eine berühmte Persönlichkeit. In Paris im Herbst 1828 angelandet, frug ich nach Dir und mußte hören, Du lebstest, ruhmestatt, sehr zurückgezogen, und es sei nicht leicht, an Dich zu gelangen. Der alte Piris (wir nannten ihn stets den alten, obzwar er noch auf Freierr's Füßen ging) versprach mir seine Hülfe und er hielt mir Wort. Einen November- oder Decemberabend lud er mich zu sich ein, und ich fand dort den schlanken, blassen, wenig rebseligen Jüngling, den die Pariser gewohnt waren „le petit Litz“ zu nennen, obchon er weder klein war, noch Litz hieß. — In unserer Kunst kommt es oft genug vor, daß man uns durch pathetische Einleitungen zu erbärmlichen Nichtigkeiten führt — an jenem Abende war es anders. Nach einem paphbureauartigen Einleitungsgeplänkel setztest Du Dich an's Piano und spieltest die große Schubert'sche C-dur-Fantasie. Du spieltest sie eigentlich nicht, Du improvisirtest sie, Du schufst sie zum zweiten Male. Nie habe ich den Eindruck vergessen! Einer prachttollen nächstlichen Feuersbrünst gleich, ist er mir in der innern Anschauung geblieben. Auch die Nehullichkeit hat er mit einer solchen, daß die nächstfolgende Zeit mir in Beziehung auf Dich wieder in Dunkel gehüllt ist.

Allzulang kann es aber doch nicht gedauert haben, bis wir, unbeschadet Deines Ruhmes und Deines Talentes, gute Kameraden geworden. Ein Capriccio in Cis-moll, welches sich unter den frühesten der von mir veröffentlichten Compositionen findet, hatte Dir zugesagt, und die große Freude, die mir Dein überschwängliches Lob machte, ist mir noch sehr gegenwärtig. Auch jene Ruhmesübersättigung kann Dich nicht übermäßig lange Zeit belästigt haben — einem Löwen gleich, hattest Du eben nur die vollständigste Verdauung abgewartet, um Alles, was Ohren hatte, als gute Beute zu betrachten, und wenn Du die andern Pianisten auch nicht ohne Weiteres erwürgtest — sie erlebten doch solche coups de patte, daß es ihnen sauer wurde, aus der Betäubung wieder zu sich zu kommen. In einer Matinée, ich erinnere mich nicht, wo sie Statt hatte, weiß nur, daß mehr Pianisten anwesend waren, als man Köpfe zählen mochte, nahmst Du Hummels Septett

vor und gabst eine neue Ausgabe desselben zum Besten — keine vermehrte, wie es Dir wol zuweilen später in den Sinn gekommen — aber eine unerhört prachtvolle, mit neuen kräftigen Typen, auf blendend weißen Papiere und im luxuriösesten Einband. Es war eben so hinreißend wie staunenswerth. Henri Herz, der neben mir stand, meinte mit etwas kritischer Miene, der Componist würde sein Werk so wol kaum wieder erkennen — ich war überzeugt, mein verehrter Meister würde entzückt gewesen sein, es so zu hören. Eine fast revolutionäre Aufregung entstand — ich denke mir, als Mirabeau sprach, mag es ähnlich zugegangen sein.

Eine andere pianistische Hauptschlacht, die Du geliefert, war die Vorführung des Weber'schen Concertstücks — und eine Episode darin der Zweikampf mit dem Orchester, welchen Du so siegreich bestandest. Als das Fortissimo des Marsches mit Trompeten und Pauken erklang, zogst Du Dich nach dem bekannten Detavengang nicht bescheidenlich zurück — Du betrachtetest das Tutti als eine Provoocation und behieltest mit Deinen zehn Fingern und den daran befindlichen Armen die Oberhand über den kolossalen, streichenden, blasenden, tutenenden und schlagenden Gegner. Was würde der große Couperin gesagt haben, hätte er so Etwas erlebt?!

Und nun erschien Chopin — und es erschienen seine Etüden (vielleicht die einzigen Stücke, die Du nicht auswendig vom Blatt gespielt) — und zum zweiten Male muß ich mich heute fragend an Dich wenden, wenn Du auch, wie ich voraussetze, meine Frage kaum beantworten magst. Du verschwandest auf längere Zeit vom Schauplatz — die Einen sagten, Du seiest in Genf — Andere aber behaupteten, Du sähest in einem stillen verborgenen Stübchen des großen Erard'schen Hauses, und man habe Dich als Nachtwandler nach eingetretener Dunkelheit zuweilen promeniren gesehen. Vielleicht hatten beide Parteien recht — denn warum solltest Du nicht in Genf gewesen sein können und vorher oder nachher Dich in ein pianistisches Tagesgefängniß zurückgezogen haben? — Jedenfalls geht aus diesen verschiedenen Traditionen hervor, wie frühe Du schon, ein männlicher Loreley, zur Sagenbildung Veranlassung gegeben — und die Schriftgelehrten könnten viel lernen aus Deinem Leben — mögen sie sich mit der Edda beschäftigen oder mit der französischen Revolution.

Es waren doch schöne Stunden, als wir damals mit Chopin bei dem geistreichen musikalischen Dr. Hermann Franck zusammentrafen — mit Sainte Beuve bei der Gräfin d'Agoult dinirten — bei der liebenswürdigen Gräfin Plater der polnischen Emigration zum Tanze aufspielten und den zu Fleisch und Blut gewordenen Mazurek gleichsam in seinem Vaterland kennen lernten. Weißt Du, was eine alte übermüthige Dame aus diesem Kreise einst zu Chopin sagte? (ich gebe es in der französischen Originalausgabe, auf deutsch würde es zu unmoralisch klingen) „Si j'étais jeune et jolie, mon petit Chopin,“ sagte sie „je te prendrais pour mari, Hiller pour ami et Liszt pour amant.“ In Verwunderung wird Dich diese

Aeußerung schwerlich setzen. Aber vielleicht folgende Chopins. Du hattest eines Abends die Aristokratie der französischen Schriftstellerwelt bei Dir versammelt — Georges Sand durfte hier nicht fehlen. Beim Nachhausegehen sagte Chopin zu mir: „Welch eine antipathische Frau, diese Sand! Ist's denn wirklich eine Frau? ich möchte es bezweifeln.“ Auch Ludwig der Vierzehnte hatte Frau Scarron sehr insupportable gefunden, und doch wurde sie zur Frau von Maintenon. Dunkel sind die Verwicklungen des Schicksals — vollends, wenn es sich in weibliche Gestalt birgt.

In jene Zeit fällt auch ein großes Concert, welches Du im Saal des Hôtel de ville veranstaltet hattest, und in welchem Du, wie ich glaube zum ersten Mal, mit größeren Compositionen vor das Publikum tratest. Der Abend nahm ein sehr schreckhaftes Ende. Offenbar hattest Du Dich allzu sehr aufgereggt, und während eines großen Concertstückes mit Orchester brachst Du am Clavier zusammen und wurdest fortgetragen. Das Publikum war in tausend Aengsten. Wir stürzten hinter die Scene — nach kurzer Zeit fühltest Du Dich wieder besser, und ich wurde hinausgepedirt, um die Versammlung zu beruhigen und — nach Hause zu schicken. Es wurde den Leuten offenbar schwer, den Schauplatz zu verlassen, ohne Dich nach der Katastrophe wieder gesehen zu haben!

Freundlich war es von Dir und Chopin, in einem meiner Concerte ein Triple-Concert von Bach mit mir zu spielen — es war keine dankbare Aufgabe. Bach war damals noch nicht populär in Paris — noch hatte Gounod seine Meditation über das erste Präludium des wohltemperirten Claviers nicht geschrieben. — Zu einem noch liebenswürdigeren Zusammenwirken, mir gegenüber, hattet Ihr Beiden Euch aber vereinigt, als ich einige Zeit in meiner Vaterstadt zubrachte — Ihr schreibt mir ein paar Wechselbriefe — indem zeilenweise bald der Eine, bald der Andere seiner Feder und seinem Humor freien Lauf ließ. Wenn man sich diese Briefe ansieht, glaubt man aus Deinen Zügen Deine Octaven — aus denen Chopins seine Florituren herauspringend zu erblicken.

Wir hatten Beide Paris verlassen — im Winter 37 zu 38 trafen wir in Mailand wieder zusammen. Es war eine bewegte Stagione. Rossini gab große musikalische Abende — Mercadante machte mit seinem „Giuramento“ Furore — der arme Nourrit hatte für seine neue Laufbahn in Italien die größten Erwartungen erregt, als von Neapel die Kunde kam von seinem traurigen selbstmörderischen Ende. Ein kleiner schwächtiger Abbate (er wurde später als Revolutionär erschossen) brachte uns in der Sprache Dantes mehr oder weniger vorwärts und schwärmte für Dein ingegno — mit einem gutmüthigen Clavierverleiher, der, wenn ich nicht irre, Abbate hieß, spieltest Du, halbe Nächte durch, die unschuldigsten Partien auf dem Dambrett — Morgens kamst Du zumeilen den Kaffee mit mir zu theilen auf mein Zimmer und versetztet nebenbei die ganze Mailänder Gesellschaft in die unendlichsie Aufregung. In Deinen Concerten

begannst Du damals Dir Motive zur Improvisation geben zu lassen — man legte sie, geschrieben und gefaltet, in eine große Vase. Was wurde da Alles herausgezogen! Dante, Tasso, der Dom von Mailand, eine letzte Liebe, das Tollste und das Dummste. Und wie es Dich amüßigte, wenn so Alles um Dich herum rumorte! Auf einer großen Soirée bei der russischen Gräfin Samojloff hattest Du, wie immer, Fanatismo erregt. Plötzlich erscheinen einige Damen und stürzen nach den verschiedensten Seiten zu den verschiedenen Thüren hinaus. „Was gibt's, was bedeutet's?“ riefen die bestürzten cavalieri serventi. „Er will seiner Mutter schreiben, Lijst will seiner Mutter schreiben,“ ist die Antwort. Man sucht die nöthigen Utensilien zusammen — ein Salon wird zur stillen Kapelle umgewandelt. „Scrive, scrivo, — er schreibt seiner Mutter.“ Man ist beruhigt und schlürft Sorbetti.

Im Frühjahr sollte es gar noch tragisch werden. Einige musikalische Briefe in einer Pariser Musikzeitung enthielten, wie man behauptete (gelesen habe ich sie nicht), einige Anzüglichkeiten, Mailändische Madonnen betreffend — man beschuldigte ungerechterweise Dich, sie geschrieben zu haben und ein paar junge Nobili wollten sich mit Dir duelliren. Es gab ein gräulich verwirrendes Gerede. Der liebenswürdige und musikalische Graf Neipperg, Stiefsohn der Marie Louise, fand es denn doch gar zu unsinnig, daß Du um solcher Kleinstädtere willen auch nur der Verwundung einer Nagelspiße Dich aussetzen solltest und beruhigte die hochgehenden Wogen — ohne Dreizack. Ueberdies rief Dich das Schicksal der Ueberschwemmten nach Wien — Du spieltest dort zum ersten Mal wieder seit Deiner Wunderknabenzeit — aber das hast Du sicherlich nicht vergessen. Zu Anfang des Jahres 1840 kamst Du auf Deinem Dionysoszuge nach Leipzig, wo ich Dich denn auch wieder begrüßen konnte, da ich die erste Ausführung meiner „Zerstörung“ vorzubereiten beschäftigt war. Ganz ohne ein wenig Kampfsgetümmel ging es dort auch nicht ab — man war ungehalten, daß der sonst stets so einheitliche Gewandhausaal eine theuere Hälfte aufzeigte. Aber Du bliebst unangefochten — es war einer Deiner aide-de-camps, auf welchen die Blitzstrahlen der chiffonnirten Damen und die Donnerkeile des Papa Wied, als journalistischen Berichterstatters, sich entluden. Du leitetest bei einem angesehenen Advocaten einen Ehrenrettungsprozeß zu Gunsten Deines Schützlings ein, der brillant ausgefallen sein muß. Denn nicht lange nachher glänzte der in Leipzig Verworfene als ehrwürdiger Bruder Ermann in Frankreich durch die Geläufigkeit, die in seinen Fastenpredigten, und die Klarheit, die in seinen Orgelvorträgen sich den Gläubigen offenbarten.

...begrifflich kurze Zeit, für die Anschauung anderer ruhmestbedürftiger Menschenkinder, gefielst Du Dir auf Deinen Eroberungszügen — den ruhigen Genuß künstlerischer Herrschaft im genius-begnadenen Cim-Atthen allen jenen glorreichen Aufregungen vorziehend. Auch ich hatte

meine Wanderjahre längst beendigt; als wir uns bei der ersten Aufführung von Schumanns „Genoveva“ in Leipzig begegneten, schienst Du sehr beglückt von den Aufgaben, die Du in Weimar zu lösen begonnen, und sogar an den Bau des dortigen Musentempels dachtest Du mit stolzen Gefühlen, während Du den damaligen in Leipzig betrachtetest (die Leipziger haben sich seitdem freilich gehörig herausgebaut und zgebissen). Eine längere Reihe lebendiger interessanter Tage verlebten wir zunächst wieder in Holland, bei Gelegenheit der glänzenden musikalischen und unmusikalischen Feste, welche in Rotterdam im Juli 1854 Statt hatten zur 25jährigen Feier der trefflichen Gesellschaft „zur Beförderung der Tonkunst“. Welch eine Reihe rühmlicher bekannter, componirender, executirender, dirigirender und kritisirender Leute war da vereinigt! Sterndal Bennett und Carl Reinecke, Theodor Gouvy und F. Lübeck, Verhulst und Vermeulen, Roger und Formes, Fr. Rey und Miß Dolby, Gathy und Bischoff u. s. w. Von Berühmtheiten warst nur Du da — der Dich begleitende Anton Rubinstein sollte eine werden. Damals wußten wir sammt und sonderz noch nicht viel von ihm, und das unvermeidlich unbehagliche Gefühl, das ihn beherrschen mußte, unter so vielen Leuten sich zu befinden, die keine Ahnung von seinem Werthe hatten, veranlaßte ihn bei vielen Gelegenheiten, wo sich Alles zusammenfand, die angenehme Häuslichkeit, die ihm zugefallen war, nicht zu verlassen. Was Du mir aber damals zu seinem Lobe sagtest, hat sich vollkommen bestätigt.

Auch unmittelbar nach jenen Festen, deren Verlauf zur Genüge beschrieben worden, gedenke ich mancher guten Stunden. In Scheveningen machten wir Aty Scheffer einen Besuch und erfreuten uns, am Meeresstrand wandelnd, an seiner innigen idealen Musikschwärmerei, der er so schönen tiefen Ausdruck zu verleihen wußte. Und auf dem Rückwege, den Du über Antwerpen gemacht, erfreutest Du uns mit einem Besuche in Bonn, wo ich mit den Meinen villeggiaturte. Es war ein höllenheißer Tag, und der arme Rubinstein verbrauchte, zu unmöglicher Erfrischung, alles eau de Cologne, dessen er habhaft werden konnte. Du aber hieltest Siesta, indem Du meine eben erschienene zweite Folge rhythmischer Studien (die erste war Dir zugeeignet) mir so vorspieltest, daß ich mir eine Weile das Titelblatt ansah, um wieder die Ueberzeugung zu gewinnen, der Componist derselben zu sein. Wol hatte Deine gute Mutter recht, wenn sie mir einst in ihrer etwas zwiespältig gewordenen Redeweise sagte: „Mon fils, er hat Nerven — qui sont de fer.“

Im Januar 1855 fand ich bei Dir auf der Ettersburg eine geist- und gastfreundliche Aufnahme. und fünf Tage verschwanden in einer Fülle stets wechselnder Lichtbilder. Eine Masse Musik wurde durchgesehen und durchgespielt, besprochen, belobt, verurtheilt, wobei Singer und Cosmann, Bruchner und Raff getreulich mitwirkten. Die Metamorphose des Letzteren machtest Du mir durch den Vortrag seiner „Metamorphosen“ klar. Und

zwar geschah dies im Hause des trefflichen Sängers Genast, dessen Tochter Emilie im jugendlichsten Alter schon durch ihre gemüth- und phantasievollen Liedervorträge alle Welt entzückte. Du führtest mich in Deinen „Neu-Weimar-Club“ ein, wo mich Hoffmann von Fallersleben auf's Heiterste ansang und Du Deiner Whistliebhaberei fröhntest. Eigen berührte es mich, als wir, in einer Soirée bei der huldvollen Großfürstin Maria Paulowna, die ihr zugeeignete 4händige Sonate von Hummel spielten, welche ich ungefähr 25 Jahre früher, mit dem Meister selbst, in denselben Räumen, der Fürstin vorgetragen hatte. Das Beste waren aber doch unsere Zusammenkünfte unter vier — Ohren; denn diese waren dabei jedenfalls viel mehr in Anspruch genommen, als die gemeinhin genannten Sahrwerkzeuge — und an Offenherzigkeiten ließen wir's wahrlich nicht fehlen. Als Du mir Deinen Mazeppa vorspieltest, flimmerte es mir vor den Augen, bei dem kühnen Ritt (einer „Ahnung“ desjenigen der Walküren, wie der — die — das, — des — der — des) — aber bei Deiner Mephisto-Symphonie wurde mir angst und bange, und — da muß ich Dir ein Geschichtchen erzählen aus dem Leben eines alten, frommen, Kölnischen Geigers, den ich noch kennen lernte, als er schon ein halbes Jahrhundert mitgestrichen hatte. Paganini war nach der heiligen Colonia gekommen und gab ein Concert im Theater. Dem Nektar seines Ruhmes war bekanntlich im Volksglauben etwas Bsch und Schwefel beigemischt. Als er nun im Zwischenakt auf der Bühne jenem Collegen begegnete, bot er ihm freundlicher Weise eine Priße Tabak an. In tiefer Devotion bemächtigte sich der fromme Musiker des Ehrengeschentes, zog sich aber mit demselben hinter die Scene zurück und nachdem er es seinen Fingern entgleiten lassen, machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach die inhaltsreichen Worte: „mer kann doch nicht wisse!“ Eine ähnliche Apprehension mag sich damals meiner bemächtigt haben.

Trotz dieser gretchenhaften Anwandlung war mir's eine ungetrübte Freude, Dich im folgenden Frühjahr auf jenem Musikfest in Düsseldorf begrüßen zu dürfen, welches die Lind Allen, die zugegen, unvergeßlich gemacht hat. Inmitten alles Leitens und Leidens sah ich Dich freilich weniger oft, als ich gewünscht hätte — eine Aufführung meiner E-moll-Symphonie unter Deiner Direction in Weimar war aber die erfreuliche Folge derjenigen, der Du in der Malerstadt beigewohnt, und den Brief, den Du mir darüber geschrieben, laß ich noch vor wenigen Tagen in erneuter Spannung durch.

Warum kann ich des Nachener Musikfestes im Jahre 1857, welches Du dirigirtest, nicht mit gleicher Heiterkeit gedenken? Weil ich mich durch Zufälligkeiten und Anregungen der verschiedensten, aber doch eigentlich der unverfänglichsten Art, verleiten ließ, an Stelle des abwesenden Referenten der „Kölnischen Zeitung“, den Bericht über dasselbe zu übernehmen, und so meinen Offenherzigkeiten die Aurore der Druckerschwärze

zu verleihen. Habe ich damals gesündigt, so war es wenigstens nicht aus Feigheit — andernseits wurde mir die Wahrheit der Worte: „denn jede Schuld rächt sich auf Erden“, auf's Brillanteste klar gemacht. Anonyme und pseudonyme, gedruckte und geschriebene Schmähungen ergossen sich über mein majestätsverbrecherisches Haupt, und gar manche Deiner Anhänger zweifeln nicht daran, daß meine Unthat die ewige Verdammniß für mich zur Folge haben werde. Noch kann ich nicht wissen, wie es damit steht — einstweilen weiß ich nur soviel: Du thatest nicht wohl daran, die Leitung des Messias zu übernehmen — denn Tonkünstler von so ausgeprägter Individualität wie Du können nur leiten, was ihnen sympathisch — ich aber hätte besser und klüger gehandelt, es einem Andern zu überlassen, dies auszusprechen.

Lange Jahre gingen vorüber, ohne daß wir uns begegneten — aber auch ohne daß ich je vergessen hätte, welch bedeutsame und tiefe künstlerische Eindrücke und Anregungen ich Dir verdanke, — bis mir denn im vorigen Jahre in Düsseldorf wieder vergönnt war, den ganzen Zauber Deiner Genialität auf's Neue zu empfinden, die Größe Deines Talents zu bewundern. „Nach dreißig Jahren“ — so hat Freund Auerbach seine neuesten Erzählungen betitelt und zeigt uns darin, welche Wandlungen ein solcher Zeitraum, ein bedeutender für uns Menschenkinder, mit sich bringt. Dir aber konnte ich aus voller Seele zurufen: „Du bist's ja, Du, ganz und gar wie vor dreißig Jahren.“ Derselbe Schwung, dieselbe Kraft, dieselbe Leidenschaft und Anmuth. Solch eine stolze künstlerische Jugendlichkeit sich durch ein halbes Jahrhundert zu bewahren — es ist sicherlich ein geistiges Heldenthum der allerfeinsten Art.

Im Hause des bewährten Freundes, der mich vor dreißig Jahren zuerst in den Rheinlanden empfangen, verlebten wir, wie früher in so manchen Ländern, Städten und Kreisen, gute, mir unvergeßliche Stunden, und ich schließe diese Zeilen mit dem Wunsche, es möchte mir nach manchem kommenden Jahre nochmals vergönnt sein, so lange von Dir zu Dir zu sprechen wie heute — und mit dem herzlichen Zurufe: auf baldiges Wiedersehen!

Köln, im August 1877.

Dein altergebener

Ferdinand Hiller.





Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Von

A. E. Brehm.

— Berlin. —

Wer nicht selbst die Steppe durchzogen hat, ist schwerlich im Stande, ein richtiges Bild von ihr zu gewinnen; wer sie zum ersten Male betritt, sieht sich enttäuscht nach allen Richtungen hin; wer versucht, sie zu beschreiben, merkt bald, daß die Aufgabe schwieriger ist, als es zuerst scheinen wollte. Sie ist mehr und ist weniger, als man erwartet hat, je nach Dertlichkeit und Zeit, Lage und Beschaffenheit. Wer endlose Ebenen zu finden meinte, sieht zu seiner Ueberraschung ein Gebirge mit vielleicht sogar schneebedeckten Gipfeln aus der Tiefe sich erheben; wer ein solches Gebirge erklimmt, gewahrt zu nicht geringerem Erstaunen, daß es das Gepräge der Steppe auch in der Höhe beibehält; wer sich von der Einöde um ihn her niederdrücken läßt, fühlt sich bald darauf gehoben durch den Eindruck einer lachenden Landschaft, welche ein unbedeutender Hügel bis dahin verdeckte; wer diese Landschaft zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen durchstreift, erkennt wiederum, wie einförmig sie in Wirklichkeit ist. Die Steppe bedrückt und erhebt, langweilt und fesselt, tritt ewig wechselvoll vor das Auge und bleibt immer dieselbe. „Beschreibe sie, wer sie vermag,“ möchte ich sagen, indem ich mich anschicke, sie zu schildern.

Beschreiben, schildern, so gut ich es vermag, muß ich sie aber doch, wenn ich meiner Aufgabe, so wie ich mir sie gestellt habe, gerecht werden will. Es handelt sich für mich allerdings nur um ein einziges ihrer Kinder, nur um eines der Thiere, welche in ihr leben und ihr Gepräge theilen; dieses Thier aber wird, so meine ich, erst verständlich, wenn man seine Heimat kennen gelernt hat in ihrer Eigenart, ihrem bunten Wechsel und ihrer Eintönigkeit, ihrem Hochzeitsgewande und Trauerkleide, in der

Höhe wie in der Tiefe, im Frühlinge wie im Herbst, im Sommer wie im Winter, in der Zeit ihrer Blüthe und ihres Erlebens und in der Zeit ihres Welkens und Ersterbens. Verliert doch selbst der Mensch, entrückt seinem Wirkungskreise, losgelöst aus seinen Verbindungen, Halt und Bedeutung: um wie viel mehr ein Thier, welches seiner Heimat entrissen, kaum mehr sein kann, als ein Gegenstand für's Museum oder für den Käfig. Das Wildpferd, welches ich beschreiben will, in der Steppe ein selbstbewußtes, im Vollgeföhle unbegrenzter Freiheit der Feinde spottendes, dem Wetter trotzendes Wesen, ist außer ihr, und wenn es in seiner Vollkraft und unter Obhut des sorgsamsten Pflegers stehen sollte, nichts anderes als eine Art seiner Familie. Auch bevor ich die Steppe betrat, habe ich es gesehen, mit Theilnahme betrachtet, sein Bild in mich aufgenommen und von seinem Leben ein solches mir gestaltet; kennen und bewundern gelernt aber habe ich es erst in der Steppe, so flüchtig meine Begegnung mit ihm auch war.

Der Russe bezeichnet mit dem Worte „Stjép“, welches wir seiner Sprache entlehnt und uns mundgerecht gemacht haben, alle unter mittleren Breiten gelegenen waldblosen Landschaften mit mehr oder weniger nutzbarer Pflanzendecke, gleichviel, ob es sich um vollständige oder sanftwellige Ebenen, um Hügelgelände oder Gebirge handelt, ob fetter Schwarzerde stellenweise ertragsfähigen Landbau ermöglicht, oder ob magerer Boden einzig und allein dem Wanderhirten Ausnutzung der ohne Zuthun des Menschen auf ihm gewachsenen Pflanzen gestattet. Diese Auffassung muß zutreffend erscheinen; denn hier wie dort entsprossen dem Boden dieselben Pflanzen, leben dieselben Thiere, macht sich der Wechsel der Jahreszeiten in annähernd derselben Weise geltend.

Als unabsehbare, nur hier und da sanft wellige Ebene kann die Steppe vor dem Auge liegen, als mannichfach bewegtes und daher wechselvolles Gelände an anderen Orten erscheinen, zum Gebirge an einzelnen Stellen sich aufthürmen. In der Regel schließen Hügelketten von verschiedener Höhe allseitig den Gesichtskreis ab, und meist umgrenzen die Hügel eine Thalmulde, in welcher das Wasser um den Ausweg verlegen zu sein scheint, falls es solchen überhaupt findet. Aus längeren Querschnitten der oft sehr verzweigten Hügelketten fließt ein schwaches Bächlein der tiefsten Stelle des Kesseltalles zu und endet in einem See, dessen Uferaum von ausgeblühetem, in mehr oder minder erheblichen Schichten gelagertem Salze umgeben wird und auf weithin leuchtet und schimmert, als ob Winterschnee hier liegen geblieben wäre. Die Hügel erscheinen, aus weiterer Ferne betrachtet, als Gebirge; denn das Auge verliert in diesen ausgedehnten Strecken den Maßstab für richtige Schätzung, und die Hügel täuschen, wenn anstehendes Gestein zu Tage tritt und Ruppen und Kegel, Spitzen und Zacken auf ihren Gipfeln bildet, selbst den geübten Blick. Uebrigens erheben sich in der Steppe wirkliche Gebirge,

Hochgebirge mit Alpengepräge sogar, welche selbstverständlich auch in der Nähe wenig einbüßen von dem Einbruche, den sie, Dank der Zerrissenheit ihrer Gipfel und Gehänge, beim ersten Anblicke hervorriefen. Man würde also Unwahres sagen, wenn man behaupten wollte, daß die Steppe anmuthiger und selbst großartiger Landschaften gänzlich entbehre. Die norddeutsche Haide ist weit trostloser, selbst unsere Mark viel eintöniger als sie. Schon in der sanftwelligen Ebene haftet der Blick gern an den Seen, welche alle tieferen Mulden füllen; im Hügelgelände oder zwischen höheren Bergen bilden die Wasserbeden stets einen Schmuck der Landschaft. Dem See mangelt, wenn auch nicht unter allen Umständen, so doch in den meisten Fällen, begründender Baumschlag, selbst lebendiges Buschwerk; nicht selten liegt er sogar vollständig nackt und kahl vor dem Auge: und dennoch schmückt er auch in diesem Falle die Steppe. Denn der vom Himmel mit tiefem Blau übergossene Spiegel des oft trüben Gewässers lacht freundlich entgegen, und die belebende Macht des Wassers äußert sich auch hier. Und wenn ein See durch eine Bergkette am jenseitigen Ufer begrenzt wird; wenn vielleicht hohe Gebirge das Bild einrahmen, und die Steppe ringsum scharf sich abhebt von dem glitzernden Spiegel, den tiefdunklen Berggehängen und den schneeigen Gipfeln; wenn sich der zarte Duft der Ferne auf Ebene und Gebirge legt und selbst da besondere Schönheiten vermuthen läßt, wo solche nicht zu finden sind: bekennt man gern und freudig, daß auch die Steppe zaubervolle Landschaften in sich schließt.

Selbst wenn man meilenweite Thäler durchzieht oder über jene kaum unterbrochenen Ebenen schweift, welche nur durch sanfte Wellenlinien am fernern Gesichtskreise begrenzt werden; wenn man immer nur das eine, kaum in unwesentlichen Einzelheiten veränderte Bild, dieselbe Aussicht nach Süden und Norden, Osten und Westen vor sich hat; wenn inmitten der endlos scheinenden Weite das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit sich regt: auch dann bietet die Steppe landschaftlich immer noch mehr als unsere Haide, weil die Pflanzenwelt in ihr eine ungleich reichere, buntere und wechselvollere ist als hier. Einzig und allein da, wo rings um einen See die Salzsteppe sich breitet, erscheint die Landschaft trostlos öde und arm. Hier verkümmern alle Pflanzenarten des umliegenden Gebietes, und kleines, dürftiges Salzkraut, verkrüppelter Haide vergleichbar, tritt an ihre Stelle. Zwischen den vereinzelt stehenden Büschchen desselben aber liegt Salz auf dem Boden, überzieht das ganze Land, läßt die durch das zusammengelassene Wasser gebrunnenen, pflanzenlosen Stellen wie kleine mit Eis bedeckte Lachen oder Teiche erscheinen, und flimmert und schimmert im Sonnenlichte, daß man gezwungen wird, die geblendeten Augen zu schließen. Es haftet zähe an dem Boden und läßt sich kaum von ihm lösen: der Huf des Pferdes, welches über die salzige Decke schreitet, schleudert große Ballen Salz und Letten zur Seite, als

ob wässeriger Schnee fettes Land bedeckt; die Spur des Wagens drückt sich in tiefem Geleise ein in die zähe Masse, und das rollende Rad mahlt im Salze wie bei strenger Kälte im Schnee.

Mit Ausnahme dieser Salzstrecken und einzelner wüstenhaften Stellen, in denen Wasser fast gänzlich fehlt, deckt eine mehr oder minder reichhaltige Pflanzenwelt den Boden der Steppe. Da, wo fetter Schwarzerde der arbeitsamen Hand des festhaften Menschen zu harren scheint, verdrängen Tschiz- und Thyrsagras im Vereine mit der Spierstaude fast alle übrigen Pflanzen und bilden stellenweise so dichte Horste, daß man mit Getreide oder sonstiger Nahrungspflanze bestellte Felder vor sich zu sehen glaubt. Dazwischen, in den Lücken, welche inmitten solcher Horste bestehen bleiben, entsproßt allerlei Blumenschmuck dem Boden. Senkt dieser muldig sich ein, sammelt er in der Tiefe, wenn auch zeitweilig nur, Wasser, und ist dieses noch nicht so mit Salz geschwängert, daß letzteres zerstörend wirkt, so geht die Pflanzenwelt der Ebene allmählich in die des Sumpfes über; Ried und Rohr, welche dann vorzuherrschen pflegen, geben aber, ebenso wie die erwähnten Horste, mannichfaltigem Blumenschmuck Raum zur Entwicklung. Steigt das Gelände an, erheben sich Hügel und Berge über die Ebene, so bleiben zwar nach und nach viele Pflanzen der Tiefe zurück, andere aber treten an ihre Stelle, und die Anzahl neuer Erscheinungen wächst mit der Höhe, bis endlich auf Matten der Hochgebirge eine Alpenflora entzückender Art die volle Reichhaltigkeit der Pflanzenwelt des Gebietes zur Anschauung bringt. Nicht einmal auf hochgelegenen Strecken, auf deren kieseligem Boden die erzeugenden Niederschläge ihre Bedeutung fast verlieren, zeigt sich wirkliche Armuth an Gewächsen: auch hier entringt sich der dürftigen Erde noch ein und das andere Pflänzlein; auch hier erquickt sich das Auge an Blüthen und Blumen. Aber die Zeit der Blüthe ist nicht allein hier, sondern überall in der Steppe, kurz, die Zeit des Wellens lang und traurig.

Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß der Unterschied aller vier Jahreszeiten nirgends greller hervortreten könne, als in der Steppe, in welcher bunte Blumenpracht und eintönige Schmutzlosigkeit, lenzlicher Reichthum und herbstliche Armuth, sommerliche Fülle und winterliche Dede mit einander abwechseln, in welcher die zerstörende Nacht ebenso gewaltig auftritt wie die erzeugende, die Sonnengluth nicht minder vernichtend wirkt als die Kälte, in welcher das durch die Hitze ertödtete, durch rasende Stürme weg- oder zusammengesetzte, unter eisiger Schneedecke monatelang begrabene Pflanzenleben dennoch und gleichsam auffauchend wieder erwacht unter dem ersten Sonnenkusse des Frühling's. Gewaltiger mag dieser auftreten in den Ländern unter dem Gleicher: zauberhafter kann er nirgends wirken als in der Steppe, wo er, er allein, dem Sommer, Herbst und Winter widersteht.

Noch grünt die Steppe, wenn der Sommer in sie einzieht; ihre volle

Pracht aber ist bereits entschwunden. Wenige Pflanzen erlangen jetzt erst ihre Entwicklung; auch sie verwelken in den ersten Tagen dörrender Gluth, und das bunte Frühlingskleid geht über in Grau und Gelb. Noch widersteht das saftig grüne Thyrsagras der Dürre; aber seine feinen, langen, dicht behaarten Grannen haben ihr volles Wachsthum bereits erreicht, wogen im leisesten Luftzuge und überwerfen wie mit silbernem Schleier das Grün unter ihnen. Wenige Tage fernerer Gluth, und Gras und Grannen sind ebenso verdorrt wie das bereits vergilbte Tschigras, welches im Frühjahr wie schossendes, jetzt bereits wie der Sichel entgegenharrendes Getreide erscheint. Die breiten Blätter des Rhabarbers liegen verwelkt am Boden; die Spierstaube hat düster-graue Färbung angenommen; der Erbsenstrauch ist blätterlos; Geißblatt und Zwergmandel sind herbstlich dürr geworden; die Distel steht im Samenschmucke; nur die Wermuth- und Weisfuharten haben die Färbung ihrer Blätter noch nicht verändert. Rein und glänzend strahlt die Sonne hernieder auf das dürstende Land; selten nur sichten sich die Schäfchenwolken, welche das Gewölbe des Himmels allseitig decken, dichter zusammen, und wenn sie sich wirklich einmal gewitterhaft entladen, ist der Niederschlag kaum hinreichend, den jetzt bei jedem Windstoße aufwirbelnden Staub zu löschen. Noch halten sich die Thiere auf ihren Sommerständen; noch steigt die eine oder die andere der in der Steppe zahlreich haufenden Lerchen singend vom Boden auf: aber der Gesang der übrigen Vögel ist verstummt. Nur das kriechende Gewürm, Eidechsen und Schlangen, befinden sich wohl, und die Heuschrecken schwärmen in unendlichen Zügen, graulich dunkle Wolken bildend, von einer Stelle zur anderen, um mit gefräßigem Zahne zu verderben, was der Gluth bisher noch widerstand.

Bevor der Sommer zu Ende gegangen, hat die Steppe ihr Herbstkleid angelegt: ein verschieden schattirtes Graugelb ohne Wechsel, ohne Reiz. Alle leicht brüchigen Pflanzen liegen geknickt am Boden; der erste Sturmwind wird sie entwurzeln und in wirbelndem Tanze dahin fegen. Mit ihren Zweigen und Schossen, Trieben und Samenkapseln an einander hafend, ballen sie sich, vom Sturm bewegt, zu großen rundlichen Klumpen zusammen und hüpfen und kugeln spukhaft vor der rasenden Windsbraut einher, halb verhüllt von dem mit ihnen über den Boden treibenden Staube. Oben am Himmel aber jagen dunkle, schneeschwangere Wolken mit ihnen um die Wette. Legt sich der Wind, blickt die Sonne einmal rein und hell durch das düstere Gewölk, so bestrahlt sie nicht allein die Salzkruste um die Seen, sondern auch schon die schneeige Winterdecke der Gipfel des Gebirges. Die Säugethiere der Steppe rüsten sich zur Wanderung, die Vögel zur Reise in südliche Länder, die Winterschläfer zum Einzuge in ihre Höhlungen.

Eine einzige Frostnacht deckt stehende Gewässer mit dünnem Eise; einige kalte Tage mehr legen die Fesseln des Winters über Seen und

Lachen, und nur die dem Froste länger widerstehenden Flüsse und Bäche gewähren den Zugvögeln, welche bisher noch mit ihrer Abreise geögert, nothdürftige Herberge für die nächsten Tage. Schwache Nordwestwinde treiben dunkles Gewölk über das Land, und leichter, kleinstodiger Schnee fällt rieselnd hernieder. Tagelang nach einander, ununterbrochen währt der Schneefall, bis auch die Tiefe das Winterkleid, in welches die Gebirge bereits vor Wochen sich eingehüllt, angelegt hat. Bleigrau wölbt sich der Himmel über Berg und Thal; kein Sonnenblick erleuchtet den Tag, kein Stern blickt durch die düstere Nacht. Unwetter schlimmerer Art voraussehend, verläßt der Wolf Rohrbüschel und Spierstaudenhorste, welche ihm bis dahin Herberge gaben, und umschleicht lungernd Furten und Herden der Wanderhirten wie die Häuser des Steppendorfes, dringt selbst bis in das Innere der Steppenstadt ein, weigert sich den gegen ihn anstürmenden Hunden das Feld zu räumen und fordert Hirten und Bauern zur Abwehr heraus. Noch schneit es gleichmäßig fort; endlich legt sich der Wind, welcher die Wolken herbeiführte: aber dunkel wie zuvor bleibt der Himmel. Der Wind springt um und beginnt stärker zu wehen. Ueber der weißen Decke kräuselt eine lichte Wolke, gebildet aus aufgewirbeltem Schnee. Der Wind verstärkt sich mehr und immer mehr; die Wolke steigt bis zum Himmel empor: und sinnbethörend, den wettergestähten Mann wie das dem Winter trotzende Thier beängstigend und verwirrend, jedes Leben auf das Aeußerste gefährdend, rast der Buran oder Schneesturm durch die weite Steppe, — eine Windsbraut, gefürchtet wie der Taifun oder Samum. Zwei, drei Tage nach einander, ununterbrochen und in gleicher Stärke wüthet solcher Sturm, und Mensch und Thiere bannt er an dieselbe Stelle. Der Mensch, welcher fern von der ihn schützenden Wohnung von dem Buran überfallen wird, ist verloren, wenn nicht ein besonders glücklicher Zufall ihn rettet; wer sich, wenn der Schneesturm wüthet, aus dem Hause wagt, kann ihm mitten im Dorfe, wenige Schritte von der Furte zum Opfer fallen. Erst nach Ablauf des Februar sind Mensch und Thiere ziemlich vor Buranen gesichert und athmen auf, so schwer auch jetzt noch der Winter über der Steppe lastet.

Die Sonne hebt sich; ihre Strahlen fallen wärmer auf die südlichen Gehänge der Berge und Hügel, und dunkle Flecken, welche tagtäglich sich vergrößern, ob auch frisch gefallener Schnee zeitweilig sie deckt, treten überall hervor: das erste Wehen des Frühlings regt sich. Aber langsam nur hält er seinen Einzug. Erst wenn den wackenden Strahlen auch die lauen Südwinde sich gesellen, frühestens am Anfange, weist nicht vor Mitte des April, schwindet der Schnee von den unteren Gehängen der Berge wie aus den mit fetter Schwarzerde überlagerten Thälern; in Schluchten und steilwandigen Einsenkungen, hinter jäh abfallenden Hügeln und in dichtem Gestrüpp bleiben jedoch noch einen vollen Monat und länger Schneewehen sichtbar. Gewaltig regt sich das neu erweckte Leben.

Begierig saugt die Erde die Feuchtigkeit ein, welche der schmelzende Schnee ihr spendete, und unwiderstehlich üben Wärme und Wasser ihre vereinte Macht. Noch bevor jene Schneewehen, bevor die rasch vermorschenden Eisschollen auf den Seen geschmolzen, treiben alle Zwiebelgewächse, alle den Winter überdauernden Pflanzen überhaupt, Blätter und Blüthenstengel der Sonne entgegen. Zwischen den vergilbten Halmen der Gräser, den dörrend ergraueten Stauden aller nicht vom Sturme geknickten Kräuter schimmert das erste Grün. Der anscheinend pflanzenlosen Erde entkeimt und entsproßt unendliche Fülle. Blätter erheben, Knospen entwickeln, Blumen entfalten sich binnen wenigen Tagen; mit unbeschreiblicher Pracht schmückt sich die Steppe. Auf endlos weiten Strecken erblühen, leuchtend und das Auge fesselnd, gelbe, dunkelrothe, weiße und weiß- und rothgestreifte Tulpen. Zwar nur vereinzelt, zu zweien, dreien, höchstens kleineren Gruppen vereinigt, entstiegen sie dem Boden; aber sie verbreiten sich über die ganze Steppe und öffnen sich gleichzeitig in so großer Anzahl, daß der Blick auf sie treffen muß, wohin er sich auch wende. Unmittelbar nach ihnen entwickeln sich auch die Lilien, und neue, noch bestirkendere Farben erleben überall, wo diese lieblichen Kinder der Steppe die Bedingungen fanden für ihr Gedeihen: an den Gehängen wie in den tieferen Thälern, längs der Ufer aller Flüßchen und Bächlein wie im Sumpfe. Geselliger und vielartiger als die Tulpen treten sie in wirksamere Menge hervor; denn sie beherrschen weite Strecken vollständig und können ebenso an ein mit Kornblumen überfülltes Roggenfeld wie an blühenden Raps erinnern. In der Regel steht jede Art und Spielart dicht gedrängt; hier und da aber entwachsen auch blaue und gelbe Lilien in buntem Gemisch dem Boden, und die beiden Ergänzungsfarben gelangen zu bestirkender Geltung.

Bieren jetzt, unmittelbar nach dem Winter, diese ersten Kinder des Frühlings die Steppe, so schmückt sie der Himmel nicht minder. Gänzlich rein von Gewölk erscheint er im Frühjahr wol nie, vielmehr stets bedeckt mit Wolken aller Arten, selbst beim schönsten Wetter mindestens mit Schicht- und Schäfchenwolken, welche, mehr oder weniger dicht gedrängt, über das ganze Gewölbe des Himmels sich verbreiten und ringsum, an den Grenzen des Gesichtskreises, auf dem Boden zu lagern scheinen. Verdichten sich aber diese Wolken, dunkelt der Himmel, und sendet die Sonne nur hier und da ein Streiflicht auf die vom ersten Frühlingshauche erwärmte Landschaft, so erleben in ihr Farben, welche mau für unmöglich erachtet haben würde, wären sie nicht zu entzückender Wahrheit geworden.

Jeder Tag fügt neue Farben zu den alten. Mehr und mehr schwindet der gelbliche Schein, welchen vorjährige Halmen auch im Frühlinge über das Gelände legen, und frischer tritt das Hochzeitkleid der Steppe hervor. Nach wenigen Wochen breitet sie sich wie ein bunter

Teppich, in welchem alle Schattirungen vom dunklen Grün bis zum leuchtenden Gelb zur Geltung gelangen, vor dem Auge. Die Zwergmandel, welche hier und da allein oder in Gemeinschaft mit dem Erbsestrauche, dem Geißblatte weite Strecken der Niederung wie der Berglehnen überzieht, steht jetzt, wie die letztgenannten Gestrüpppflanzen auch, in voller Blüthe. Pfirsichroth, Hellgelb, Blafroth und Weiß, wolkig verschwommen und schattirt, hervorgerufen durch die Blüthen aller drei Gesträuche, stechen lebhaft ab von dem verschiedenen Grün daneben, dazwischen, und stücken jenem Teppiche Farbenselder ein, wie solche in gleicher Zartheit und Schöne kein Weber hervorzurufen vermöchte. Aus weiter Ferne betrachtet, erscheint die ganze, reiche, bunte Blumen- und Blüthenpracht freilich, als ob sie in eine einzige Farbe, dunkles Graugrün, aufgelöst wäre; in der Nähe aber wirkt jede einzelne, tausend- und abertausendmal entfaltete Blüthe, wirken selbst die Blumen zwischen den in Blüthe stehenden Hagen, und Zauber, greifbarer und doch unsäfliger Zauber fesselt die Sinne, so daß man zuletzt, sich selber täuschend, in einem unendlichen, un gepflegten und dennoch wie durch künstlerisches Walten hervorgerufenen Blumengarten zu wandeln träumt. Und damit auch Klang und Sang nicht fehle, erheben sich fort und fort aus diesem Blüthen- und Blumenmeere des Frühlings Herolde und Sänger, die Vögel, welche mehr als andere gefiederte Kinder der Steppe an Vielartigkeit und Anzahl hervortreten und jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abende ihre reichen Weisen herniederströmen lassen auf das blühende Gelände. —

Dies ist, mit raschen, flüchtigen Strichen gezeichnet, der Boden, welchem das Thier entwuchs, von dessen Sein und Wesen, Leben und Treiben ich ein Bild zu gestalten versuchen will, so getreu und umfassend dies mir möglich ist. Zuvörderst aber muß ich wol erzählen, wo und wie wir, die Mitglieder der „deutschen Forschungsreise nach Westsibirien“*), dem Wildpferde begegneten.

Wochenlang schon hatten wir die Steppen des südlichen Sibirien und nördlichen Turkestan durchzogen, über Land und Leute, Thiere und Pflanzen desselben uns unterrichtet, geschaut und geforscht, gesagt und gesammelt. Die aus dem Süden heimkehrenden Wandervögel waren uns entgegengekommen; an anderen Thieren der Steppe waren wir vorübergezogen; einzelne hatten wir aufgesucht. Von dem Wildpferde war uns mancherlei erzählt worden; gesehen hatten wir bisher nur deren zwei, nicht aber in der freien Steppe, sondern im Stalle eines Obersten der Kosaken, Herrn Rusinow, welcher beide, als junge Füllen eingefangenen und von Hausstuten bemutterten Wildpferde von den Kirgisen geschenkt

*) Die Reise wurde geplant und ausgerüstet von der „Gesellschaft für Nordpolarforschung“, heutigen „Geographischen Gesellschaft“ zu Bremen.

erhalten hatte. Man verträufelte uns, wie man schon in St. Petersburg gethan, auf die Steppen rings um den Saisansee, insbesondere die jenseits der russischen Grenze, im „Reiche der Mitte“ gelegenen dürrn und armen, daher nur selten von Wanderhirten besuchten und beunruhigten Gelände. An anderen Sommerständen der flüchtigen Thiere, den zwischen Ural und Irtsisch sich ausbreitenden Steppen von Almolinsk waren wir vorübergezogen. In Saisan, einem erst vor fünf Jahren errichteten Wachtposten hart an der chinesischen Grenze, jezt schon einem freundlichen und blühenden, wenn auch nur von Soldaten und deren Angehörigen bevölkerten Städtchen, erhielten wir, zum Beweise des Vorhandenseins der gesuchten Thiere, die Häute zweier, erst vor Kurzem von einem Kirgisen erlegten Wildpferde und schöpften neue Hoffnung, diesen doch noch zu begegnen.

Am dritten Juni hatten wir den Theil der Steppe, in welchem der eben erwähnte Kirgise seine Beute gewonnen, glücklich erreicht. Wir zogen vom Ufer des Saisansees aus dem vor uns sich erhebenden Altai-gebirge zu, wie immer und überall im Geleite eines russischen Beamten und einer namhaften Anzahl von Kirgisen, welche uns als Führer dienten oder aus freien Stücken sich angeschlossen, in der Erwartung oder doch Hoffnung, das gleichmäßig sich abspinnende Hirtenleben durch irgendwelches Abenteuer unterbrochen zu sehen. Unser russischer Begleiter war Major Tichanow, erster Verwaltungsbeamter des neugebildeten Kreises Saisan; unter den mit uns reisenden Kirgisen befanden sich ein „Sultan“ und andere hohe Würdenträger. Russische der kirgisischen Sprache, kirgisische der russischen und chinesischen Sprache mächtige Dolmetscher, Rojaken, Jäger und Kamelführer vervollständigten das Gefolge.

Die Steppe, welche wir durchritten, war ärmer, öder, die Landschaft großartiger als je zuvor. Vor uns thürmten sich die Vorberge des Altai über einander, und über sie hinweg leuchteten an mehreren Stellen schneeige Hochgipfel zu uns hernieder; Licht und Schatten, Helle und Dunkel, jach abstürzende Felskegel und sanft ansteigende, frühlingssgrüne Matten wechselten regellos mit einander ab; Sonnenlicht verklärte, Fernbläue verschleierte Gipfel, Spizen, Zacken, Kegel, Gehänge und Thäler: es war ein Gebirgsbild von solcher Pracht, daß die Seele auffauchzte im Schauen. Drüben aber, auf der anderen Seite des vom Irtsisch durchflossenen, vom Saisansee halb erfüllten breiten Thales, einer der drei großen und uralten Völkerstraßen Innerasiens, jezt fast hinter uns, erhob der gewaltige Säur seine ebenfalls noch mit Schnee bedeckten Gipfel fast ebenso hoch, wie der Altai die seinigen, und konnte das Auge von ihnen aus den von hier ausstrahlenden Gebirgszügen folgen: dem Säur bis tief nach China hinein, dem wilden Manrak bis weit nach Westen hinüber.

Wir waren vom Ufer des Sees aus etwa eine Stunde lang landein-

wärts geritten, als am fernen Gesichtskreise ein Thier erschien, in welchem die Falkenaugen unserer Kirgisen ein Wildpferd erkannten. Augenblicklich setzten zwei von ihnen ihre Rosse in Galopp, um es zu verfolgen; in demselben Augenblicke entfloh aber auch das scheue Wild; nach wenigen Augenblicken mehr war es unseren Augen entrückt. Mißmuthig lehrten die kirgisischen Reiter wieder, und langsam zogen wir weiter durch das wellige Hügelgelände, gemächlich aufwärts steigend und von Zeit zu Zeit wiederum abwärts reitend, um eine querliegende Thalmulde zu kreuzen. Beim Erklimmen eines dieser Hügel sahen wir plötzlich in geringer Entfernung drei alte Wildpferde und ein offenbar erst vor wenigen Tagen geborenes Füllen vor uns. Unser russischer Begleiter konnte sich nicht enthalten, eine Kugel auf sie abzufeuern. Dahin stürmten die Thiere, mit den feinen Hufen den Boden kaum berührend, ihre unvergleichliche Behendigkeit wie im Spiele bethätigend, auch in erschütterlicher Weise zu Gunsten des Füllens ihren Lauf hemmend; dahin stürmten gleichzeitig auch alle Kirgisen und Kosaken unseres Gefolges; dahin jagten; vom allgemeinen Taumel fortgerissen, unsere Diener, dahin endlich auch wir. Es war eine wilde Jagd. Immer noch ihre Kräfte schonend, übermüthig gleichsam mit ihren Verfolgern spielend, liefen die Wildpferde den fernen Bergen zu, während die verfolgenden Rosse mit den Bäuchen fast den Boden streiften. Jauchzendes Geschrei der Kirgisen, Stampfen ihrer im vollen Laufe dahinsprengenden Rosse, Wiehern unserer langsamer laufenden, unter dem Jügel knirschenden Reitpferde, flatternde Mäntel und Kastane, aufwirbelnder Staub belebten die Lede. Weiter und weiter raste die Jagd dahin. Da trennte sich das offenbar übermüdete Füllen von seinen älteren Genossen und blieb um etwas zurück; der Abstand zwischen ihm und den Reitern verringerte sich mehr und mehr: noch einen Augenblick, und es war in unserer Gewalt, gefangen, gefesselt, gehalftet.

Umsonst versuchten wir, mit seiner Hülfe die Mutterstute zu berücken; vergeblich stellten wir es aus und legten uns daneben auf den Anstand. Die durch unsere wilde Verfolgung ihr eingeflößte Angst war stärker als ihre Mutterliebe. Zwar stand sie noch längere Zeit in sichernder Ferne still, drehte wiederholt ihr Haupt zurück nach dem Füllen, lehrte aber nicht wieder.

Mehrmals noch im Laufe des Tages stießen wir auf Wildpferde, und als wir das Lager erreichten, hatten wir ihrer sechszehn in größerer oder geringerer Ferne vor uns gesehen und ihnen flugs abgelauscht, was wir ablauschen konnten.

Viel freilich war das nicht; allein unsere Theilnahme für dieses edle Geschöpf war lebendiger geworden als je zuvor, und eifriger als bisher sorgten wir nach seinem Thun und Treiben. Zu dem Bekannten fügte sich Neues; ein Zug des Wesens reihete sich an den anderen; auf bestimmte Fragen wurden mir durch Vermittlung hülfsbereiter Russen bestimmte

Antworten, und so ist es mir möglich geworden, ein Lebensbild des Thieres zu gewinnen, welches fast als erschöpfend bezeichnet werden darf. Indem ich Neues zu Altem, Selbsterfahrenes zu früher Erforschtem füge, verschiedene Beobachtungen vergleiche, mangelhafte vervollständige und irrthümliche berichtige, versuche ich jetzt, dieses Lebensbild nachzuzeichnen.

Das Wildpferd, welches wir sahen, ist der Kulan der Kirgisen, Dschiggetai der Mongolen, Dschan der Tanguten, Kiang der Tibetaner (*Equus hemionus*, Pallas), ein in Sagen und Gedichten aller Völkerschaften seiner Heimat vielfach verherrlichtes und in That und Wahrheit schönes, ebenmäßig gebautes, vorzüglich veranlagtes Thier. Den Maßstab, welchen wir mit dem Begriffe Pferd zu verbinden gewohnt sind, dürfen wir allerdings nicht an ihn legen; denn andernfalls würde der Kulan uns als ein Zwischen- wenn auch nicht gerade Mittelglied zwischen Pferd und Esel erscheinen. An letzteren erinnert die verhältnißmäßige, übrigens erheblich schwankende Länge seiner Ohren, die beziehentliche Größe seines Kopfes und der dünn behaarte, im Ganzen quastenartig besetzte Schweif, ebenso endlich die Mähne; unserem Hauspferde dagegen ähnelt seine Gestalt und die ungemein seine Gliederung. Am besten vielleicht mag man ihn mit einem jener wohlgestalteten Maulthierschläge des südlichen Europa vergleichen, ohne daß man ihm jedoch alle Verhältnisse der letzteren zusprechen könnte. Jedenfalls steht er dem Pferde näher als dem Esel. An Größe bleibt er hinter jenem zurück, übertrifft aber diesen. Seine Höhe, vom Boden bis zu seinem Scheitel gemessen, beträgt ungefähr 1,75, bis zur Kruppe 1,5, seine Länge, von der Nasenspitze an längs der Mittellinie des Halses und des Rückens bis zur Schwanzwurzel gerechnet, 1,3 Meter, sein Gewicht 200 bis 240 Kilogramm. Das sind annähernd die Verhältnisse des skandinavischen oder norwegischen Bergpferdes, nicht aber die irgend eines Esels, den in jeder Beziehung ausgezeichneten Schlag Syriens und Nordpersiens nicht ausgeschlossen. Durch seinen wohlgestalteten Leib, die schlanken Glieder und die ansprechende Färbung seines Haarkleides zeichnet sich der Kulan vortheilhaft vor den meisten seiner Verwandten, vielleicht allen wildlebenden Gliedern der Pferdefamilie aus. Der Leib ist gestreckt und wohl gerundet, auf dem First des Rückens jedoch etwas gesenkt, der Kopf im Verhältniß etwas zu groß und schwer, jedoch keineswegs plump und ungefüge, die Stirne gewölbt, der Schnauzenthail etwas ramsnasig, das braune Auge groß, lebhaft oder feurig, das Ohr mittellang, also merklich kürzer als das unseres Esels oder Maulthieres, aber länger als das unseres Hauspferdes, die Rüstler etwas schräge gestellt, jedoch weit geöffnet, der Hals mäßig lang und dick, das Bein schlank und hoch, der Fuß klein, der Schwanz lang, die Mähne senkrecht gestellt, kurz und kraus wie bei den meisten Ponyschlägen, wenn auch wol nicht ganz so reich behaart. Ein schönes Rötlichgelb, mit mehr oder minder deutlich hervortretendem grauen Anfluge, ist die vorherrschende

Färbung; die Schnauzenspitze, der Raum zwischen den Unterkieferästen, die Unter- und die Innenseite der Schenkel lichten sich bis zu Weißgelb. Von der aus Braun und Grau gemischten Mähne an verläuft ein gleichgefärbter, anfänglich schmaler, in der Mitte des Leibes noch mehr sich verschmälernder, im hinteren Drittel rasch an Breite zunehmender und gegen die Schwanzwurzel hin wiederum sich verengender Längsriemen über das Rückgrat, überall scharf von der allgemeinen Färbung sich absetzend. Ein Fleck an der äußersten oder hintern Seite des Ohres sowie der Raum zwischen den Ohren sind schön rostroth, die Augenbrauenbogen rostrothlich, die Ohren rostbraun, ihre Spitzen schwarzbraun, die das Innere der Muskeln bekleidenden Haare weiß. Die seitlichen Leibestheile nehmen nach den Weichen hin hellere Färbung an als die übrigen Außentheile; die Beine lichten sich allmählich von oben nach unten; die Hufwurzel aber wird durch ein schmales Band verlängerter brauner Haare geschmückt und der obere Theil des Hufes von diesen überdeckt. Das Haar ist immer verhältnißmäßig lang, im Sommer glatt, im Winter gekräuselt.

Ein sehr weites, zur Zeit noch ungemessenes und unbegrenztes Gebiet ist es, welches der Kulan bewohnt. Pallas, der wissenschaftliche Entdecker desselben, glaubte, seine Heimat auf den östlichen Theil Innerasiens beschränken zu müssen, weil er Dschiggetai und Kulan für verschiedene Arten ansah; Gray trennte ebenso den Kiang Tibets von beiden und trug dadurch, wie auch sonst so oft, wesentlich dazu bei, die Kunde des Thieres zu verwirren. Pallas irrte, weil er ihm gewordenen und verläßlich erscheinenden Mittheilungen mehr Gewicht beilegte, als sie verdienten, Gray, weil er seinem Gange, bedeutungslose Abänderungen innerhalb der Artgrenzen als feststehende Merkmale anzusehen, auch in diesem Falle nicht widerstehen konnte; ersterer glaubte, nach den ihm gegebenen Beschreibungen in dem Kulan ein zweites Wildpferd Asiens erkennen zu müssen; letzterer würde sich, da ihm ein ganz anderer Stoff zu Gebote stand, als Pallas seiner Zeit benutzen konnte, von dem Grunde der Aufstellung einer bisher noch unbekanntem Wildpferdart haben überzeugen können, wenn er nur gewollt hätte. Der Irrthum des erstgenannten Forschers ist verzeihlich, der Irrthum Grays ist es nicht. Pallas selbst sah den Kulan nie, konnte sich einzig und allein auf die Aussagen eines der kirgisischen Gefangenschaft entwichenen Kosaken und andere Mittheilungen ähnlicher Art stützen und wurde hierdurch verleitet, das Wildpferd der Kirgisenstepe als eine vom Dschiggetai verschiedene Art zu erklären; Gray besaß die von Pallas herrührende, vollständig ausreichende Beschreibung des Dschiggetai und stellte trotzdem seinen Kiang als andere Art auf. Allerdings lebt noch ein zweites Wildpferd, der schon den Alten wohlbekannte Onager, in Asien; sein Verbreitungsgebiet beschränkt sich jedoch auf den Westrand des Festlandes, reicht von Syrien und Palästina durch Persien und Arabien bis zum Westen der ostindischen

Halbinsel und stößt wol nirgends mit dem des Schiggetai zusammen. Dieser bevölkert die Steppen ganz Mittelasien, vom Ostabhange des südlichen Ural an bis zu den südlichen Randgebirgen der Mongolei und dem Himalaya und vom südlichen Sibirien an bis zu den arali-kaspischen Steppen. Innerhalb dieses ungeheuren Gebietes aber lebt er keineswegs aller Orten, vielmehr nur an einzelnen, ihm besonders zusagenden, weil seinen Bedürfnissen und Ansprüchen in jeder Beziehung entsprechenden Stellen. Solche findet er, wie es scheint, vornehmlich in der Umgebung größerer Seen. Wir begegneten ihm ausschließlich am Saisansee, Pallas und Radde am Tarai-Nor und Dalai-Nor, Przewalski traf ihn am häufigsten am Kuku-Nor; auch in der Nähe des Aralsees soll er vorkommen. In dem westlichen Theile seines Verbreitungsgebietes, in den Steppen von Aktmolinsk nämlich, sind es die Flußthäler des Tschu und Utsch-Kol, welche er regelmäßig besucht oder während des Sommers bewohnt. Doch beschränkt er seinen Aufenthalt weder auf die Nachbarschaft stehender oder fließender Gewässer, noch auf Niederungen überhaupt, meidet im Gegentheile auch hohe Gebirge nicht, vorausgesetzt, daß hier Weiden und Wässer nicht fehlen. In den Steppen gesellt er sich der einen oder anderen Antilopenart, im Hochgebirge dem Wildschafe und Grunzochsen; dort läuft er mit jener, hier klettert er mit diesen um die Wette.

Das Leben, welches der Kulan führt, ist so ungebunden, wie die Steppe weit, so verschiedenartig, wie sie wechselvoll ist. Er genießt die Freuden, welche ihm seine Heimat bringt, mit voller Lust und erträgt die Leiden, zu denen sie ihn verurtheilt, mit der Zähigkeit, welche die Steppenpflanze zum Ausdauern befähigt. Sobald der kurze Frühling vorüber, beginnt für ihn die Zeit der Entbehrungen, Kämpfe, Leiden und Sorgen; sobald der Winter verronnen, scheint er ihn vergessen zu haben und sorgenlos der beglückenden Gegenwart und ungefürchteten Zukunft entgegen zu gehen. So reißt sich für ihn ein Jahr an das andere, und jedes neu sich rundende stählt seine Kraft, seinen Widerstand.

Wie alle wilden oder verwilderten Pferde lebt auch der Kulan in kleinen Herden, welche nur zu Zeiten anderen gleichstarken sich anschließen, vielleicht mehr und mehr anwachsen und zu Tausenden anschwellen können. Jede einzelne Herde ist im gewissen Sinne auch eine Familie. Ein in der Vollkraft stehender Hengst steht ihr vor, leitet, führt, bewacht und beschützt sie. Ihm ordnen sich willig oder gezwungen alle Familienglieder unter. Drei bis zwanzig Stuten, welche er sich unter langwierigen, alljährlich wiederkehrenden Kämpfen mit gleichstarken und gleichgemutheten Nebenbuhlern erstritten, bilden den Kern der Herde, ihre Füllen vom ersten, zweiten und dritten Jahre seinen sonstigen Hofstaat. Erreichen die Jungpferde ein höheres Alter, widerstreben die Junghengste, drängen die mannbar werdenden Jungstuten verlangend an ihn sich heran, so ver-

treibt er diese wie jene. Dafür sucht er andere, nicht seinem Blute entsprossene Stuten zu gewinnen, wann, wo und wie immer er vermag. Erkämpfte Stuten folgen willig dem Sieger.

Bis gegen den Herbst hin hat er wol viele Kämpfe zu bestehen, nicht aber Sorgen und Leiden zu erdulden. Der Kämpfe achtet er wenig; dazu ist er zu muthig, zu selbstbewußt. Im Kampfe mit anderen seines Geschlechtes erhöht sich seine Thatkraft, sein ganzes Wesen. Kampfmüde und herrschaftsfatt, sind für ihn gleichbedeutend; nur so lange er streitet und siegt, bleibt er, was zu sein er strebt. Einen Monat nach der Geburt der Füllen beginnt der alljährlich wiederkehrende Streit. Frisch aufsteimende, die verdorrte und verschneiete Steppe neu begründende Pflanzen, wie er vor allen sie liebt; saftige Gräser, Steppentwermeth und „Bajalysh“, ein strauchartiges, stachelreiches Kraut, dessen wissenschaftlicher Name mir unbekannt geblieben, sowie die Schößlinge verschiedener anderer Pflanzen bieten ihm seit Wochen üppige und gedeihliche Weide und lassen bald alle Spuren der karglichen Winternahrung wie der aufreibenden Winterstürme verschwinden. Mit der reichlichen Nkung regt sich in ihm das Gefühl der Vollkraft, mit diesem der Paarungstrieb. Urgwöhnlich überwacht er die jüngeren Genossen, und mit müthenden Bissen vertreibt er alle, welche zu Nebenbuhlern erwachsen könnten, mit den jungen Hengsten auch die ihm unbequem werdenden Jungstuten. Einsam und neidvoll wandern die Junghengste durch die Steppe, von Herde zu Herde schweifend, bis dem Neide die Eiferjucht, der erstarkenden Kraft der Muth sich paart, und jedem Herdensführer ein kampflustiger Nebenbuhler erwächst. Stundenlang steht der junge unbeweibte Hengst auf dem Gipfel eines Bergrückens und blickt weit hin über die niedrige Landschaft. Sein Auge durchirrt die Dede; seine weit geöffneten Nüstern saugen den ihnen entgegenströmenden Wind förmlich ein. Kampfgierig wartet er eines Gegners. In weiter Ferne erspäht er eine Herde. Junge, vom führenden Hengste vertriebene Stuten folgen ihr in gewissem Abstände. Der kampflustige Gesell hat ein Ziel gefunden. Eiligen Lauses, mit dem Schweife die Flanken peitschend, nähert er sich. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, als wolle er Kundschaft einholen; dann stürmt er weiter. Sein Angriff richtet sich auf die Jungstuten, welche sich zu gesellen er hofft. Doch wachsamem Auges verfolgt ihn der gewichtigte Führer. Mißtraut er seinen in schweren Kämpfen erstrittenen Stuten, oder ist es nur Mißgunst, welche die eigenen Töchter dem Werber wehrt? — wer vermöchte es zu sagen! Auf halbem Wege kommt er dem Störenfriede entgegen. Wehe diesem, wenn er zurückweicht: einsames, noch lange Zeit freudloses Leben steht ihm bevor. Doch der Junghengst ist in guter Zucht groß geworden, hat seinen Erzeuger oft genug kämpfen sehen, die eigene Kraft auch schon oftmals erprobt an gleichalterigen Hengsten der Herde: er weiß was sich ziemt. Ohne sich zu besinnen, greift er den Gegner an. Wie im wirbelnden

Tanze drehen sich beide. Kraftvoll schnellen sie die Hinterhufe nach dem Feinde, oft das Ziel treffend, öfter fehlend. Enger wird der Kreis, rascher folgen sich die Schläge. Da gelingt es dem alten erfahrenen Recken, den jungen Stümper mit dem Gebisse am Halse zu packen und zu händigen. In Strömen rieselt das Blut aus der gebissenen Wunde; der Kampf ist entschieden. Fast ebenso eilig, wie er gekommen, entrinnt der junge Hengst dem Grimme des alten, und stolz wendet sich der alte der inzwischen verwaisten Herde zu. Doch auch jener kehrt nach geraumer Zeit wieder und nähert sich von Neuem der Herde. Vor dem wiederum auf ihn anstürmenden Führer, dessen Ueberkraft er empfunden, weicht er zurück, doch nur, um in weitem Bogen immer und immer wieder zu nahen. Da verläßt plötzlich eine der Jungstuten die Herde, eine zweite, vielleicht dritte folgt: dahin, in die weite Steppe hinaus eilt der Junghengst, ihm nach jagen die Stuten. Der jugendliche Kämpfer hat erreicht, was er erstrebte; fortan gilt es, den errungenen Frauenstaat zu bewahren, zu vermehren; einzig und allein von ihm hängt es ab, das Eine wie das Andere zu erreichen; einzig und allein seine Eigenschaften, Stärke und Muth, Wachsamkeit und Ausdauer, Streifertigkeit und Behendigkeit und List sichern ihm das Errungene, vermehren seinen Besitz. Wie er erwarb, erlistete, errang, so werben, erlisten, erringen auch andere: der Streit kann wol zeitweilig ruhen, wird aber niemals enden. Auch die Führer und Beherrscher verschiedener Herden kämpfen mit einander, und es mag wol ein prachtvolles Schauspiel sein, wenn zwei gleichstarke, gleich erfahrene, in zahllosen Kämpfen erprobte Hengste gegen einander um den Siegespreis werben. Gehobenen Schweißes jagen sie aneinander vorüber, stets bedacht, den Gegner zu treffen, ohne sich selbst eine Wunde zu geben; im vollsten Laufe schlagen sie aus. Mehr und mehr hebt sich die struppige Mähne, stolzer die ganze Gestalt; kühner wird der Angriff, sorglicher und nachhaltiger die Abwehr. Urplötzlich halten beide ein, werfen sich seitwärts und traben in weitem Bogen begehrlieh um die gegnerische Herde, stoßen von Neuem an einander und kämpfen wie zuvor. Bleibt der Streit unentschieden, so zieht schließlich jeder mit seiner Herde wieder ab; besiegt einer den anderen, so darf dieser glücklich sein, wenn er einen Theil seiner Stuten rettet.

Wochen-, selbst monatelang währen die nebenbuhlerischen Zweikämpfe, bis endlich alte wie junge Hengste ermatten. Narbenbedeckt, mit verstümmelten Ohren und Schwänzen, verwundeten Gliedern und zerzausten Mähnen, überfättigt auch durch der Kämpfe Lohn, sehnen sie sich nach Ruhe, kämpfen fortan mindestens nur gegen bedrohlich sich nahende Raubthiere. Der Sommer ist inzwischen weit vorgeschritten; aber noch bietet die Steppe Weide genug, um neue Kräfte zu sammeln für Kämpfe, in denen Genügsamkeit, Ausdauer und Zähigkeit die einzigen Waffen sind. Da, wo die glühende Sonne die Pflanzenwelt der Tiefe allzufüh hörte,

sucht der führende Hengst reichere Weide auf der Höhe der unbewaldeten Gebirge. Mit derselben Leichtigkeit und Behendigkeit, welche die Herde bei jeder Bewegung in der Ebene bewundern läßt, erklimmt sie Gebirge und erklettert sie Schroffen, in denen Wildschafe und Steinböcke sich heimisch fühlen. „Es ist,“ ruft ein Beobachter aus, „das wundervollste Schauspiel, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit die unvergleichlichen Thiere im Gebirge klettern, aufwärts oder abwärts steigend, ohne jemals zu straucheln.“ Sie wetteifern im Laufen mit den leichtfüßigsten Antilopen, im Klettern mit Wildschafen und Steinböcken. Tagelange Wanderungen mindern ihre Eile nicht im geringsten; meilenweite Wege legen sie spielend zurück; im Gefelse klettern sie mit übermüthiger Sorglosigkeit umher. Ihre Glieder scheinen niemals zu ermatten, Selbstbewußtsein und Lebensmuth sie niemals zu verlassen. Sie ertragen Anstrengungen jeder Art ohne ersichtliche Beschwerde, Entbehrungen und Leiden ohne Bedrückung.

Der Herbst bringt Armuth und Unwirthlichkeit über das Gebiet, in welchem die Herde den Sommer verlebte, der eintretende Mangel, die nahende Noth zwingt zum Wandern. Mit Beginn der Stürme, welche die schwarzen Wolken am Himmel, die zu Klumpen geballten Pflanzenbündel über den Boden dahin segeln, verlassen die Kulans ihre Sommerstände und ziehen, meist mehrere Hunderte von Kilometern weit entlegenen, altgewohnten Winterstellen zu. Unterwegs gesellen sich ihnen andere ihrer Art, und allmählich wachsen die wandernden Schaaren zu einem Heere an, welches weite Strecken der Steppe überzieht, aber doch nur in losem Verbande steht. Mit der Wanderung beginnt die Zeit der Sorge und des Mangels. Die ohnehin kärgliche Weide wird um so schneller verbraucht, je mehr der Thiere an einer Stelle sich sammeln. Wahlos äßen sie jetzt von fast allen Pflanzenstoffen, welche sie finden. Monatelang müssen sie mit entblätterten Schößlingen ihr Leben fristen. Feist und Rundung des Leibes schwinden; zuletzt gleichen sie wandelnden Gerippen. Selbst darhend, ist die Mutterstute nicht mehr im Stande, das Füllen zu ernähren; denn das milchspendende Euter versiegt in dieser Zeit der Noth. Obwol hinlänglich erstarckt, um die weite Wanderung zu ertragen, mag das junge Thier das Euter nicht missen, noch in so zarter Jugend schon an die harte, dürre Kost sich gewöhnen. Manch eines erliegt dem Mangel. Aber auch die alten Wildpferde leiden unter der Armuth und Lücke des Winters. Tagelang anhaltende Schneestürme verwehren den Thieren auf die Weide zu gehen, lähmen ihren freudigen Muth und ziehen ihnen noch außerdem Feinde zu.

Mit dem Aufhören des Sturmes verläßt der Wolf den schützenden Hag, das Gestrüpp, die Spierstaudenhorste, zu denen er sich, vor dem Unwetter flüchtend, zurückzog und umschweift bedrohlich die Herde. Auch ihn drückt der Winter. Sein Lieblingswild, das Steppenmurmeltier,

ruht mit anderen Nagern, denen er nachstellt, winterschlafend im tiefen, sicheren, nach außen verschlossenen Bau; nur der Schneehase bietet ihm dann und wann schmale Beute, falls es ihm nicht gelingt, in die wilden und zahmen Herden einzubrechen. Von letzteren scheucht ihn der Mensch, bricht nach wildem Ritte über Berg und Thal in dem hemmenden Schnee seine Kraft und schmettert, wenn das Roß unter dem Reiter länger aushält als er, unerbittlich die gewichtige Keule auf seinen Schädel hernieder; die wilden Herden dagegen müssen sich selber schützen. Auch dem Wolfe gegenüber hat der führende Hengst seine Tüchtigkeit zu erweisen. Während die Stuten, welche das Raubthier noch vor ihm erkunden, sich zusammendrängen, um ihre Füllen zu sichern, eilt der Hengst dem feigen Räuber entgegen, bedroht ihn mit den Hufen und schlägt ihn sicherlich in die Flucht, wenn er nicht durch andere seiner Art unterstützt wird. Mancher Hengst aber mag in solch rühmlichem Kampfe sein Leben lassen, so bestimmt auch die Kirgisen versichern, daß der Wolf gesunde Kulane niemals angreife, sondern nur kranke, ermattete oder verendende überfalle. Wird dem Raubthiere doch noch manches Pferd zur Beute, obgleich es, genau in derselben Weise wie der Kulan, gegen den Wolf sich vertheidigt und in der Regel ihm gegenüber Sieger bleibt.

Eben so wenig wie der Wolf rastet auch der Mensch, trotz Winter und Kälte, Sturm und Schneetreiben. Alle Wanderhirten der Steppe jagen den Kulan mit Leidenschaft. Sein Wildpret steht nach ihrem Geschmade dem Pferdefleische gleich; seine Haut wird mehr noch als die des Pferdes geschätzt, zu verhältnißmäßig hohem Preise an die Bucharen verkauft und zu Saffian verarbeitet; seinem Schwanze wohnt, nach Ansicht der abergläubischen Leute, geheimnißvolle Kraft bei. Einen Kulan zu erlegen, gilt als die Krone alles Waidwerks. Den Wolf fällt man nach längerem Ritte; den Fuchs erlangt man mit Hilfe des jung dem Neste entnommenen Steinadlers; die Antilope durch die Behendigkeit des Windhundes; das Murmelthier gräbt man aus seinem Baue: dem Kulan gegenüber versagen Roß, Windhund und Adler ihre Dienste. Bei seiner Jagd führt nur geduldiges Lauern an den Tränkplätzen, listiges Verschleichen oder ein mit Vorbedacht gewählter Hinterhalt zum Ziele. Wol mag es dann und wann geschehen, daß auch ein unberittener Jäger, geradenwegs auf eine Kulanherde losgehend, diesen bis auf fünfhundert Schritte und noch weniger sich nähern kann, ohne daß sie die Flucht ergreift; solche Entfernung ist aber selbst für die trefflichste Büchse noch immer viel zu groß. Denn der Kulan bethätigt, auch verwundet, eine Lebensthätigkeit ohne Gleichen, entrinnt noch mit einer wohlgezielten Kugel im Leibe, mit einem zerschmetterten Beine, verschwindet in der weiten Ebene selbst dem Falkenauge des eingeborenen Jägers, birgt sich endlich in einer Bodenlenkung, verendet hier und wird dann wol dem Wolfe, nicht aber dem Schützen zur Beute. Vielleicht geschieht es auch,

daß der Führer einer Herde, den Feind unterschätzend, seinen eigenen Muth in unnützer Weise bethätigend, geradenwegs auf den herannahenden Menschen zuläuft, von Zeit zu Zeit stehen bleibt, stutzt und sichert, dennoch aber weiterschreitet, endlich in Schußnähe gelangt und seine Kühnheit mit dem Tode büßt: die Regel aber ist, daß er mit der Herde die Flucht ergreift, sobald er einen Menschen gewahrt, und dies um so sicherer thut, wenn er bemerkt, daß der von fern erspähete Jäger irgend eine Deckung zu benutzen und ihn zu beschleichen trachtet.

Aus diesem Grunde erachtet der Steppenbewohner während der Sommermonate den Anstand als die einzige Jagdweise, welche Erfolg verspricht. Während der Tage der Gluth und Dürre erwartet er das vorsichtige Wild an einer der wenigen Tränkstellen, zu denen es kommen muß; im Frühjahr und Herbst lockt er es mit tückischer List in seine Nähe. Auf einem hellgelben Pferde reitet er am frühen Morgen in die Steppe hinaus. Ueber Berg und Thal führt ihn sein Weg; über saftigen Weidgrund und durch spärlich bestrauchte Einöden, in denen die Murmelthiere auf den Hügeln vor ihren Bauen sich sonnen und die Adler in den Lüften kreisen, zieht er fürbaß. Von der Höhe eines Gebirgszuges aus läßt er seine Blicke über die Niederungen schweifen, um zu erkunden, ob nicht ein dunkler Flecken das ersehnte Wild ihm verrathe. Wenn er es erspäht, reitet er rascher vorwärts. Noch hat er einen weiten Weg zurückzulegen; denn nur in Thälern und gegen den Wind darf er reiten. Der letzten Höhe, hinter welcher der erkundete Kulan weidet, nähert er sich mit größter Vorsicht, nicht mehr reitend, sondern kriechend, das Pferd am Zügel nach sich ziehend. Zum Gipfel des Berges klimmt er allein einpor, um zu erkunden, ob der Kulan noch auf dem Platze steht. Befriedigt kehrt er zu seinem Reittiere zurück, entsattelt und entzäumt es, bindet ihm die Schweifhaare zusammen, damit sie nicht im Winde hin und her flattern, treibt es sodann auf die Höhe des Bergrückens, läßt es dort grasen und legt sich, etwa hundert Schritte von ihm entfernt, in einem passenden Verstecke, hinter bedeckenden Felsblöcken oder in einer Vertiefung des Bodens nieder. Hier zündet er die Lunte seiner langen Büchse an und bereitet sich, indem er das vordere Ende auf die keinem Gewehre der Steppenleute fehlende Gabel stützt, zum sicheren Schusse vor. Der wachsame Kulan bemerkt das Pferd, sobald es den Gipfel des Bergzuges erklimmen hat, hält es vielleicht für seines gleichen oder erkennt es auch als das, was es ist, verlangt aber mit ihm zu verkehren und stürmt im Galopp der Höhe zu. In der Nähe des Pferdes angelangt, wird er stutzig, hält im Laufe an, bleibt längere Zeit stehen und überlegt. Jetzt ist die rechte Zeit für den Schützen gekommen. Sorgsam und sicher zielt dieser auf die Brust, und nicht selten erlegt er das Wild im Feuer.

Solche Vorbereitungen sind im Winter kaum nöthig. Die ausgehungerten und entkräfteten Kulane bewahren zwar auch jetzt noch die ihnen

angeborene Vorsicht, fallen aber leicht in Schlingen, welche man auf den im Schnee deutlich sichtbaren Wechfeln stellte. Obgleich um diese Zeit der Gewinn der Jagd geringer ist als im Sommer, obgleich das Feist verbraucht und die Muskeln zusammengebortt sind: auch der Kirgise und Mongole, unter dessen zahmen Herden der Winter ebenfalls Opfer forderte, ist genügsamer als zur Zeit der Fülle, und Rückenleder, Säur genannt, und Schweiß haben denselben Werth wie zuvor. Jeder Lederauskäufer zahlt für ersteren zwei Rubel haar oder an Geldeswerth, und jeder Mongole weiß, daß der Schweiß eigentlich unbezahlbar ist, dieweil er, langsam auf Kohlen verbrannt, jedes kranke Thier, welches den aufsteigenden Rauch und Dampf einathmen kann, unfehlbar heilt.

Mit dem Winter endet alle Noth, mit dem Frühlinge beginnt die schönste Zeit des Lebens unserer Pferde. In der zweiten Hälfte des Mai oder der ersten des Juni, elf Monate nach der Paarung, sohlen die Stuten. Die Steppe steht zu derselben Zeit in voller Pracht, bietet Futter in Fülle, zerstreut die Herden der wildlebenden wie dem Menschen unterworfenen Thiere, vereinzelt auch deren Feinde: alles Lebende ersreut sich behaglichen Wohlgenusses der Zeit und ihrer Annehmlichkeiten. Nur wenige Wochen, und unser Kulan befindet sich wieder im Vollbesitze seiner Kraft, ist wieder ebenso stolz, selbstbewußt, übermüthig wie je zuvor; noch einige Wochen mehr, und seine Vollkraft äußert sich von Neuem in Kampfesmuth und Streitlust.

Das neugeborene Füllen, welches wir in der Saisansteppe fingen, war ein reizendes Geschöpf. In Gestalt, Bewegung und Wesen hatte es mit einem Pferdefüllen viel Aehnlichkeit: denselben kurzen Leib und großen Kopf, dieselben unverhältnißmäßig hohen Beine und dicken Gelenke, dieselbe Haltung, denselben hochigen Gang, aber auch dieselbe Zuthunlichkeit und Gutmüthigkeit. Widerstandslos ergab es sich seinen Verfolgern; harmlos schauete es uns an mit seinen großen lebhaften Augen; anscheinend mit Wohlbehagen ließ es sich das zarte Fell streicheln, ohne Widerstreben an der ihm angelegten Fessel leiten; kindisch sorglos legte es sich neben uns nieder, um nach der Hezjagd, welche ihm geglücken, die ihm offenbar sehr nothwendige Ruhe zu finden.

So sind sie alle; allein nur zu bald ändert sich das ansprechende Wesen. So wie das Füllen sich fühlen lernt, zunehmender Kraft sich bewußt wird, kommt der Kulan zum Vorscheine, die Wildheit, der kaum zu bändigende Eigensinn, der niemals gänzlich zu bezwingende Trotz, der nicht allzu selten in Tücke ausartende Muthwillen, kurz, das volle, alle Fesseln brechende Kraftbewußtsein des alten Wildpferdes zur Geltung. Die Kirgisen vergleichen einen Menschen, welcher niemals die Meinung Anderer theilt, niemals deren Ansichten und Anschauungen beitrifft, stets seinen Willen für den alleinig richtigen hält, keiner Sitte, keiner durch ihr Alter geheiligten Gewohnheit sich fügt, dem Kulan, und glauben, dem Thiere

damit nicht Unrecht zu thun. In der That läßt sich stolze Eigenwilligkeit des letzteren nicht in Abrede stellen, und oft genug mag solche in unseren Augen als trotziger Eigensinn sich äußern. Kirgisen und Russen betrachten den Kulan als ein unzähmbares Thier. Sie haben oft versucht, ihn in den Hausstand überzuführen, ihn jedoch niemals gewinnen können. Seine Aehnlichkeit mit dem Pferde, dem geachtetsten ihrer Hausthiere, dem Werthmesser ihrer Habe, dem Maßstabe für Schätzung ihres Reichthums oder ihrer Armuth, dem Vorbilde menschlicher Schönheit, Eigenschaften und Tugenden, verlockt sie immer und immer wieder, ihn in den ersten Tagen seines Lebens einzufangen und ihren Herden einzuverleiben. Eine fromme Stute wird erwählt und genöthigt, dem Wildlinge Anmenddienste zu leisten. Gutmüthig, wie Kirgisienpferde sind, widmet sie sich den ihr aufgedrungenen Pflichten bald mit aller Hingebung einer Mutter. Auch der Wildling gewöhnt sich ohne sonderliche Umstände und in kürzester Zeit an die Pflegerin und hängt bald so treulich an ihr, daß er die goldene Freiheit, welcher sein Geschlecht sich erfreut, gern mit dem Leben unter der gezähmten Herde vertauscht. Willig folgt er seiner Amme, freundlich erwiedert er deren Härlichkeit; ebenso gern, als ihm das Futter geboten wird, nimmt er es an. Gleich einem Hausfüllen gedeiht er; nach wenigen Tagen schon beginnt er, zunächst spielend, ein und das andere Halmchen zu rupfen, bald auch regelrecht zu weiden, und ebenso bequemt er sich später, die gewöhnliche Hausfost eines Stallpferdes zu theilen, Hafer und Brot zu fressen. Seinen Ursprung aber vergißt, verleugnet er wenigstens nicht. Er beugt sich wol unter die milde Herrschaft seiner Amme, jedoch nicht unter die Notmäßigkeit des Menschen. Ohne an Flucht zu denken, weidet er mit der Herde in der freien Steppe; ohne Widerstreben läßt er sich mit dieser von einem Orte zum anderen treiben, auch wol einpferchen: allein niemals gestattet er, daß man ihn wie ein Pferdefüllen behandle. Versucht man dies, so stellt er sich trotzig zur Wehre, schlägt in böswilliger Absicht nach dem ihm sich nahenden Menschen und bedient sich ebenso nachdrücklich seines Gebisses. Jeder Zwang ist ihm zuwider. Schon unter dem Drucke des ihm aufgelegten Sattels geberdet er sich wild; den Reiter, welcher seinen Rücken bestieg, wirft er zu Boden; mit dem Wagen, vor welchen man ihn schirrte, rennt er im grimmigen Borne davon, als ob er trachte, das Gefährt zu zerbrechen. Unhold jedem Annäherungsversuche seitens des Menschen, ungeberdig und unlenksam unter der bloßen Halfter, verleidet er seinem Pfleger schließlich alle Lust, weiter mit ihm sich zu beschäftigen.

Abgesehen von seiner Amme, welcher er Jahre lang Buneigung bewahrt, bekümmert er sich auch um seine Weidegenossen eben nur insofern, als ihm dies für sein eigenes Wohl und Behagen erspriechlich scheint. Der Füllen „Schäferspiele“, von denen die Kirgisen reden und dichten, theilt er wol; mit der Spielzeit endet seine Umgänglichkeit aber auch

für die Glieder seiner Herde. Nach Aussage der Kirgisen hat man in der Steppe mehrfach Versuche angestellt, in der beschriebenen Weise erzeugene Kulane mit Pferden zu kreuzen, niemals aber Erfolge erzielt. Männliche wie weibliche Kulane sollen sich solcher Vereinigung nicht abgeneigt zeigen, die Pferde aber die Kulane scheuen oder fürchten. Eine der Fragen über das Leben des Kulan, welche ich den Kirgisen durch Vermittlung des Obersten Kusinow vorlegte, wurde von den Männern der Steppe dahin beantwortet, daß Pferde die Kulane meiden und sich ihrer Gesellschaft entziehen sollen, wie die Kirgisen meinen, wegen des eigenthümlichen Geruches, welchen die Wildlinge verbreiten. Kreuzung beider Thiere halten die Kirgisen für unmöglich.

Weides ist nur beziehungsweise richtig. Eine Pferdeherde mag es unterlassen, Kulanen sich zu gesellen, ein einzelnes Pferd meidet oder fürchtet den Kulan nicht. Die geschlossene, von einem Hengst geführte und überwachte Pferdeherde ist sich selbst genug oder steht viel zu sehr unter der Botmäßigkeit ihres Führers, als daß solche Vereinigung stattfinden sollte; ein einzelnes, in der Steppe verirrtes, von seinen Genossen verlassenes Pferd aber denkt und handelt anders, als der führende Hengst, welcher jede Veränderung seiner Herde oder, was dasselbe, seines Bestandes, abzuwehren strebt.

Als wir an dem wiederholt angegebenen Tage das Gebiet der Kulane durchzogen, sahen wir zwei Einhufer auf dem Gipfel eines langgestreckten Hügels stehen. Augenblicklich lenkten mehrere von den uns begleitenden Kirgisen ihre Pferde seitwärts, schweiften in mehr und mehr sich weitenden Bogen aus und versuchten, beide Thiere in einem Halbkreise zu umreiten, um sie sodann uns zuzutreiben. Eines von beiden entfloß rechtzeitig und wandte sich dem Gebirge zu; das andere blieb zu unserer Verwunderung stehen und starrte auf unseren Reisezug hernieder. Unsere Ueberraschung wuchs, als es, noch bevor die Reiter es umritten, geradenwegs auf uns zulief. Im Jagdfeuer erglühend, hoben wir die Büchsen und machten uns zum Schusse fertig. Näher und näher kam uns das Thier. Von Zeit zu Zeit blieb es stehen, hob den Kopf und schwang den Schweif seitlich hin und her, wie alle Einhufer zu thun pflegen, wenn ihre Aufmerksamkeit gefesselt wird und sie überlegen. Dann schritt es weiter, in unveränderter Richtung uns entgegen. Da glitt ein Lächeln über das Gesicht des neben mir reitenden Kirgisen: er hatte nicht allein den Beweggrund des auffallenden Handelns, sondern auch dies Thier selbst erkannt. Es war kein Kulan, welcher auf uns zukam, sondern ein Pferd, ein Gelbschekden, den wir aus der Ferne für ein Wildpferd angesehen hatten. Wenige Minuten später lag ihm ein Halfter auf Kopf und Nacken, und gleichmüthig, als habe es niemals unbeschränkte Freiheit genossen, trabte es fortan neben seinen Artgenossen einher.

Sicherlich bedauerte es besonderen Scharfsinnes nicht, um die Geschichte der letztvergangenen Tage dieses Pferdes zu enträthseln. Vor mehr als Monatsfrist hatten Kirgisen mit ihren Herden den vor uns liegenden Theil der Steppe durchzogen. Das Pferd, ein Walach, nur geduldetes Mitglied einer Herde, hatte sich von dieser getrennt, verlaufen und endlich vereinsamt gefühlt, deshalb seinen wilden Verwandten angeschlossen und fortan in deren Gesellschaft gelebt. Da sah es den Reiterzug, erkannte seinesgleichen, wurde von dem scheuen Wildling verlassen und fühlte nunmehr stärker als je das Bedürfniß, in den ihm besser zuzugenden Kreis zurückzukehren.

Unsere Kirgisen machten so wenig Aufhebens von dem uns lebhaft beschäftigenden Vorfalle, daß man schon hieraus schließen durfte, Aehnliches könne sich nicht allzu selten ereignen. In dem Bezirke von Almolinsk, dessen Kirgisen ich durch Rusinow befragen ließ, sind die Verhältnisse vielleicht andere.

Auch von gelungenen Kreuzungen des Kulan und Pferdes sowie anderer Einhufer ist zu berichten. Was in der Steppe nicht erreicht werden konnte, erzielte man in europäischen Thiergärten. Die gegen früher so unendlich vervollkommneten Verkehrsmittel der Neuzeit führten uns auch den Kulan zu. Jung eingefangene und von Pferdestuten großgefaugte Füllen gelangten von Tibet über Indien, aus der Mongolei über China nach England und Frankreich, pflanzten sich, glücklich erwachsen, hier fort und verbreiteten sich in ihrer Nachkommenschaft, so daß gegenwärtig jeder größere und geschickt geleitete Thiergarten eines oder mehrere der stolzen Thiere aufzuweisen hat. Versuchshalber hat man die Gefangenen mit Eseln, Zebras, Quaggas und anderen Wildpferden, endlich auch, obwohl erst nach mancherlei Schwierigkeiten, mit dem Pferde gekreuzt. Ob sich die erzeugten Blendlinge unter sich oder mit Verwandten fruchtbar vermischen oder, wie die Mehrzahl der Maulthiere, als unfruchtbar sich erweisen, ist mir unbekannt.

Vorstehendes gibt, in großen und groben Zügen gezeichnet, ein Lebensbild des verbreitetsten Wildpferdes der asiatischen Steppen, so gut sich bei dem heutigen Stande unserer Kenntniß ein solches entwerfen und ausführen läßt. Manches Geheimniß mag das Leben des Thieres noch verhüllen, manches durch spätere Beobachtung und Forschung gelöst werden — vielleicht auch ein sehr großes und wichtiges.

Wenn der Kulan die Stammart unseres Pferdes wäre?

Ich muß gestehen, daß ich geneigt bin, eine bejahende Antwort auf diese Frage für befriedigender zu halten als jede andere Annahme über den Ursprung des wichtigsten unserer Hausthiere. Wol ist mir bewußt, daß ich, indem ich dies ausspreche, mit laudläufig gewordenen Anschauungen breche; ich glaube aber, daß ich gewichtige Gründe für mich habe.

Nachdem man vergeblich gesucht nach einem Wildpferde, welches alle Durchschnittsmerkmale des zahmen in sich vereinigt, hat man sich mit der Annahme getröstet, daß die Urart ausgestorben sein müsse. Man durchwühlte die Erde, um nach Resten der Urart zu suchen, fand solche in verhältnißmäßiger Menge in verschiedenen Schichten der Ost- wie der Westhälfte unseres Wandelsternes und glaubte, der Mühe ferneren Suchens auf der Oberfläche des Erdballs überhoben zu sein. Fort und fort aber wandte sich einer oder der andere dieser Oberfläche wieder zu. Geschichte und Sage wiesen nach Mittelasien hin. Hier suchte man und fand allerdings, wenn auch nicht in Asien selbst, so doch auf dem Wege dahin, in den Steppen am unteren Dnjepr und Don, ein in vollster Unabhängigkeit von dem Menschen lebendes Pferd, mit allen Eigenschaften und Eigenarten eines Wildpferdes, welches unserem Hausthiere in höherem Maße ähnelt als irgend ein anderes thatsächlich wildes Glied seiner Verwandtschaft. Gedachtes Steppenpferd, von den Tataren „Tarpan“ genannt, hat in den Augen nicht weniger Naturforscher als Stammart unseres Pferdes gegolten, wird auch von Tataren und Kosaken als wildes Thier angesehen. Verweilen wir einige Augenblicke bei ihm.

Unter den Forschern und Reisenden, deren Werke mir bekannt sind, berichtet Samuel Georg Gmelin am ausführlichsten über den Tarpan und zwar nach eigener Anschauung. Im zweiten Bande seines Werkes: „Reise durch Rußland, zur Untersuchung der drei Naturreiche, ausgeführt in den Jahren 1768 und 1769“ erzählt er Folgendes:

„Vor einigen zwanzig Jahren gab es hier in der Nachbarschaft von Woroneß wilde Pferde genug; sie wurden aber, weil sie so vielen Schaden (von dem ich unten reden werde) anrichteten, immer weiter in die Steppen gejagt und gar oft zerstreut. Man hatte aber doch Nachricht, daß sie sich in der Nähe der Stadt Bobrowsk aufhielten, und noch vor einigen Jahren wurden dem hiesigen Herrn Statthalter zwei zugesandt. Die Begierde, diese Thiere kennen zu lernen, an deren Dasein die heutigen Naturforscher zu zweifeln scheinen, und die Art zu erfahren, nach welcher man sich ihrer bemächtigt, forderten mich auf, eine Reise nach Bobrowsk zu thun. Wie ich daselbst ankam und mich bei den Bewohnern nach dem Aufenthalte dieser wilden Pferde erkundigte, bekam ich zur Antwort, daß man weder bei dem letzten Heuschlage noch diesen Winter eine Spur derselben habe entdecken können; es wäre aber zu vermuthen, daß sie nach den Steppen weiterhin gewandert seien; in vorigen Zeiten und noch den vergangenen Winter seien sie häufig dagewesen. Ich setzte also meine Reise fort, und wie ich in Solo Tschichonka, fünfundvierzig Werst von Bobrowsk ankam, so hörte ich mit Vergnügen, daß ich nur noch wenige Werst zu reisen hätte, um auf dieselbigen zu stoßen. Als ich mich zuvor mit einer hinlänglichen Anzahl in dieser Jagd geübten Bauern versehen hatte, so reiste ich weiter, und ich fand die Nachricht der Einwohner mit

der Wahrheit übereinstimmend. Wir sahen, da wir kaum sechs Werst zurückgelegt hatten, in einer Entfernung von zwei Werst sechs Pferde zusammenlaufen; sobald sie uns aber erblickten, so ergriffen sie mit äußerster Geschwindigkeit die Flucht. Es würde hier unnöthig sein, die vergebliche Mühe zu beschreiben, die wir denselben Tag verwandten, um eine Beute zu erhaschen, genug: wir bekamen nichts. Den anderen Tag setzte ich mit einer größeren Anzahl Bauern die Jagd fort. Der Vormittag ging vergebens vorbei; des Nachmittags sahen wir viele beisammen, angeführt von einem Hengste, dem die übrigen folgten. Die Bauern sagten, sobald der Hengst erlegt sein würde, so solle es eine leichte Sache sein, noch mehrerer habhaft zu werden. Sie gaben sich daher alle Mühe, ihn in der Schlinge zu bekommen, und endlich fiel er auch Abends um fünf Uhr dem bei dem Walde befindlichen Posten in die Hände, welcher ihn mit einem Spieße tödtete. Den dritten Tag wurde eine jährige Fülle mit Riemen lebendig gefangen, zwei wilde Stuten wieder erlegt, zusamt einem russischen Pferde, und eines Bastards bemächtigte man sich wieder mit Stricken.“

„Dieses ist die Art, diese Pferde zu bekommen; ich will sie nun nach ihren natürlichen Kennzeichen kürzlich beschreiben, und bei der Erzählung ihrer Eigenschaften wird jenes noch deutlicher werden.“

„Die größten wilden Pferde sind kaum so groß wie die kleinsten russischen. Ihr Kopf ist in Betracht der übrigen Theile ungemein dick. Ihre Ohren sind sehr spitzig, entweder in der Größe der zahmen Pferde oder lang, beinahe wie Felsöhren und herabhängend, ihre Augen sind feurig. Ihre Mähne ist sehr kurz und kraus, ihr Schweif mehr oder weniger haarig, doch immer etwas kürzer als bei den zahmen Pferden. Sie sehen mausfarben aus, und das ist ein Kennzeichen, welches an allen wilden Pferden dieser Orten bemerkt worden ist, da die Schriftsteller sonst nur von weißen und aschgrauen gesprochen haben. Jedoch fällt der Bauch bei den meinigen in diese letztere Farbe, und die Füße sind unterhalb ihrer Mitte bis an die Klauen schwarz. Ihre Haare sind sehr lang und so dicht, daß man mehr einen Pelz als ein Pferdefell anzufühlen glaubt. Sie laufen mit der äußersten Behendigkeit und wenigstens zweimal mehr als ein gutes zahmes Pferd. Sie fürchten sich vor dem geringsten Geräusche und rennen davon. Die Nachricht ist ganz richtig, daß sich eine Truppe einen Hengst als Heerführer wählt, der immer vorausgeht und dem die übrigen folgen. Daher kommt es, daß sobald dieser erlegt ist, so zerstreuen sich die übrigen, wissen nicht, wohin sie sollen, und werden auf diese Weise die Beute der Jäger, ohnerachtet auch manche entinnen können.“

„Sie halten sich gern bei den Heumagazinen der Bauern in den Steppen auf, ohne sich das geringste Lager auf der Erde zu machen. Sie lassen sich es auch bei denselben so belieben, daß zwei im Stande

sind, eins in einer Nacht leer zu machen, woraus ihre Fettigkeit begreiflich ist, von welcher sie eine kugelrunde Gestalt bekommen. Das ist aber nicht der einzige Schaden, den sie anrichten. Der Hengst ist auf die russischen Stuten sehr erpicht, und wosfern er einer habhaft werden kann, so wird er diese von ihm so erwünschte Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sondern sie gewiß mit sich fortschleppen: daher erwähnte ich auch eines russischen Pferdes, welches unter denen wilden befindlich war. Es erhellt aber noch mehr aus Folgendem. Der wilde Hengst erblickte einmal einen zahmen Hengst mit zahmen Stuten. Nur um die letzteren war es ihm zu thun; weil aber der erste nicht damit zufrieden sein wollte, so geriethen sie in einen heftigen Streit. Der zahme Hengst wehrte sich mit den Füßen, der wilde aber biß seinen Feind mit den Zähnen und brachte es auch, aller Gegenvertheidigung ohngeachtet, so weit, daß er ihn todt biß und sodann seine verlangten Stuten mit sich nehmen konnte. Es ist daher kein Wunder, wenn die Bauern alle Mittel zu ihrer Vertheidigung und jener Verjagung anwenden.“

„Wenn ein wilder Hengst eine zahme Stute bespringt, so kommt eine Zwischenart heraus, die etwas von wilden und etwas von zahmen Pferden hat. Die russische Stute, welche wir mit der wilden erlegt hatten, scheint die Mutter des Bastards, den wir lebendig bekommen haben, gewesen zu sein; denn erstlich war sie schon ziemlich alt und noch überdies schwarz; der Bastard aber hatte eine mausbraune, mit der schwarzen gemischte Farbe. Sein Schweis war schon weit mehr haarigt, doch noch nicht ganz. Der Kopf war dick, die Mähne kurz und kraus, der Leib der Gestalt nach mehr länglich, die Haare befanden sich wie bei den zahmen Pferden sowol der Länge wie der Dichtigkeit nach. Es war eine Stute, deren man aber ohne Gefahr nicht nahe beikommen konnte.“

„Lebendig gefangene wilde Pferde, welches allezeit mit Striden geschieht, sind sehr schwer zahm zu machen und zur Arbeit zu gewöhnen. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Unart oder die mangelnde Kenntniß gehöriger Mittel bei den Bauern daran schuld sind. Ich rede auch nur von den wilden Pferden in dieser Gegend. Alle Nachrichten kommen darin überein, daß sie zum Reiten schlechterdings nicht zu gebrauchen seien, neben einem anderen Pferde sehr schwer lausen, und daß sie meistens das andere Jahr nach ihrer verlorenen Freiheit sterben.“

„Dies ist es, was ich von diesen Thieren selbst mit angesehen habe. Es ist doch wirklich artig zu wissen, es befinden sich noch in Europa wilde Pferde. Und könnte man nicht, weil die wilden Pferde beinahe halb Pferde und halb Esel sind, aus den Gedanken kommen: sind nicht die letzteren ausgeartete Pferde, durch die Zucht zu Eseln geworden? Machen also zahme, wilde Pferde und Esel nicht eine einzige allgemeine Rasse aus? Von den beiden ersten ist gar kein Zweifel; denn sie begatten sich, und die Bastarde sind auch fruchtbar.“

Nach Gmelins Zeit nahm man an, daß der Tarpan auch in den asiatischen Steppen gefunden werde; die neueren Forschungen haben diese Meinung jedoch nicht bestätigt. Für ganz Ostsibirien stellt Radde sein Vorkommen in Abrede; am Nordrande der Hohen Gobi fehlt er entschieden; in Turkestan hat man ebenso wenig etwas von ihm vernommen; auch in der südlichen Mongolei scheint er nicht vorzukommen. Przewalski hörte zwar von wilden Pferden reden; dieselben wurden ihm jedoch als braun mit schwarzer Mähne und sehr langem Schweife beschrieben, scheinen also nicht mit dem Tarpan übereinzustimmen. Besagte Pferde, von den Mongolen „Djerlik-abu“ genannt, leben nach Angabe der letzteren sehr einzeln in West-Zaidam, dafür aber in großen Herden am Lob-Nor, sind ungemein vorsichtig und sollen, wenn sie einmal von Menschen aufgeschreckt werden, ohne Unterlaß und ohne sich umzusehen, einige Tage lang laufen, auch erst nach Verlauf eines Jahres an die vorige Stelle zurückkehren. Gesehen hat Przewalski die fraglichen Thiere nicht, und was die mongolische Schilderung anlangt, so trägt sie den Stempel der Unwahrscheinlichkeit so deutlich zur Schau, daß es zur Zeit unmöglich ist, ein Urtheil über sie zu fällen. In einer Beziehung mögen sie mit dem Tarpan übereinstimmen: sie mögen denselben Ursprung haben wie er.

Schon Pallas, welcher vier Jahre nach Gmelin seine großen Reisen unternahm und ähnliche Gegenden wie diese bereifte, gelangte über den Tarpan zu anderer Ansicht als sein Vorgänger. „Ich fange immer mehr an zu muthmaßen,“ sagte er, „daß die in der Saitischen und Donischen Steppe sowie auch in der Baraba herumsehrenden wilden Pferde größtentheils nichts anderes als Nachkömmlinge verwilderter kirgisischer und kalmückischer Pferde oder vordem hier herumziehenden Hirtenvölkern gehöriger Hengste sind, welche theils einzelne Stuten, theils ganze Herden entführt und mit selbigen ihre wilde Art sortgepflanzt haben. Daher kommt die Verschiedenheit der Farben, welche man bei diesen wilden Pferden wahrnimmt. Doch sind die meisten sahlbraun, gelblich oder isabellfarbig von Haar.“

Pallas' Auffassung ist maßgebend geblieben. Daß Pferde rasch verwildern, ist eine bekannte Thatsache; daß noch heutigen Tages in den asiatischen Steppen freilebende Herden sich bilden, erfahren wir unter anderem durch Przewalski. Seit zehn Jahren wüthet in China ein Aufstand, welchen der Himmelssohn noch nicht unterdrücken konnte. Dem Islam ergebene Mongolen, die Dunganen, haben sich gegen die Chinesen erhoben und durchziehen von Zeit zu Zeit raubend und plündernd, sengend und brennend diesen oder jenen Theil des himmlischen Reiches. Von ermordeten oder entflohenen Bewohnern der Provinz Kansib herrührende Pferde fand Przewalski bereits so scheu, daß sie keinen Menschen nahen ließen und jeden Versuch, sie zu fangen, vereitelten. Sie waren binnen wenigen Jahren verwildert. Eine ähnliche Entstehungsgeschichte mögen

die am Lob-Nor weidenden Wildlinge, mögen auch die Tarpane haben. Verwildert werden wol auch diejenigen Pferde gewesen sein, welche noch im sechszehnten Jahrhundert in Preußen, Pommern und Polen lebten und von Geschichtsschreibern damaliger Zeit mehrfach erwähnt werden.

Eins ist aber bei Betrachtung des Tarpan's beachtenswerth: der Rückschlag, welchen er erlitten hat. Die von Pallas vorgenommene Vergleichung eines Tarpan- und eines Pferdesüllens vervollständigt die Gmelin'sche Beschreibung des Wildlings in mehrfacher Beziehung. Das Tarpanfüllen war „höher und stärker von Gliedern, der Kopf größer und um das Maul mit vielen Haaren bestreut, deren ein zahmes Füllen nur wenige und viel geringere hat. Die Ohren waren um ein Beträchtliches länger und die Spitzen derselben stark nach vorwärts zurückgebogen, da sie beim Pferde ganz gerade sind; es trug auch die Ohren mehrentheils zurückgelegt wie ein bissiges Pferd. Die Stirn war sehr gewölbt. Die Mähne schien dicker und ging weiter über den Rücken hinab, der Schweif war schwärzlich und nicht unterschieden. Der Rücken war weniger ausgebogen, der Huf kleiner und spiziger; und alles Haar kraus gewellt, besonders am Hintertheile. Die Farbe war isabell ohne Rückenstreif, aber mit schwärzlicher Mähne; um das Maul hatte es eine Felsfarbe. Es war ein weiblich Füllen, und die Mutter hatte mit noch sieben Stuten, welche das Gefolge des Hengstes bildeten, eben diese Farbe.“ Aus dieser Beschreibung, für welche der Name Pallas Gewähr bietet, geht hervor, daß der Tarpan durch hohe und starke Gliederung, großen Kopf, lange Ohren, verlängerte Mähne und krauses Haar an den Pulan erinnert, aus Gmelin's Schilderung, daß einzelne Glieder der von ihm gebildeten Herden auch in der Behaarung der Schwanzrübe letzteren ähnlich werden. Solcher Rückschlag erscheint aber aus dem Grunde bedeutend, als er im angenommenen Heimatgebiete der Urart erfolgte.

Nun läßt sich freilich einwenden, daß wir über das ursprüngliche Verbreitungsgebiet der Urart des Pferdes nichts wissen, was thierkundlich so viel bedeutet, als daß wir unzweifelhafter Weise entbehren. Demungeachtet werden wir die Urheimat des Thieres nirgend anderswo als in Mittelasien suchen dürfen. Das annähernd gleichzeitige Austreten des Pferdes in denjenigen Ländern, deren Denkmäler oder Geschichtsurkunden in verhältnißmäßig weite Zeitfernen zurückreichen, spricht zu deutlich für den einen Erdtheil, als daß wir den Hinweis mißverstehen könnten. Auf den Stätten uralter Bildung und Gesittung tritt das Pferd nachweislich erst in verhältnißmäßig späten Zeiten auf. Auf den altegyptischen Denkmälern begegnen wir seinem Bilde nicht vor den Zeiten des neuen Reiches, also nicht vor dem achtzehnten oder siebzehnten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Daraus folgt nun allerdings noch nicht mit zwingender Nothwendigkeit, daß das Pferd den Egyptern früherer Jahrhunderte gänzlich unbekannt gewesen sein müsse: denn die Benutzung des Thieres, wie sie

auf jenen Denkmälern uns bildlich vorgeführt wird, setzt eine lange Vorzeit der Uebung im Gebrauche voraus; wol aber spricht das Fehlen seiner Bilder auf den ältesten Denkmälern dafür, daß es ursprünglich in Egypten nicht heimisch gewesen sein kann: denn anderen Falles würden die alten Egypter, welche allen Erzeugnissen ihres eigenen und der angrenzenden Länder tiefsinnige Beachtung schenkten, es unter den übrigen, mit unübertroffener Treue wiedergegebenen Thierbildern wol mit aufgenommen haben. Ungefähr gleichzeitig mit den altegyptischen bringen auch assyrische Denkmäler Abbildungen des Pferdes; ungefähr in derselben Zeit thun seiner altchinesische Schriften Erwähnung. Die Sage reicht wol in noch frühere Zeiten zurück; aber auch sie hat wenigstens das Eine mit den Zeugnissen der Denkmäler gemein, daß sie auf dem Boden zwar verschiedener, jedoch Mittelasien begrenzender, mindestens Asien benachbarter Länder wurzelt. Nehmen wir also eine Urheimat des Thieres an, so können wir nur auf Asien unsere Blicke richten.

Welche Gründe liegen nun aber vor, zu wähnen, daß die Urart des Pferdes ausgestorben sein müsse? Keine, mindestens keine solchen, denen man bestimmende Gewichtigkeit beilegen könnte. Sind denn die Ahnen unseres Hundes, unserer Rabe, unseres Esels, Kindes, Schafes, Kameles, unserer Ziege, unseres Huhnes, unserer Taube, Ente und Gans etwa ebenfalls sammt und sonders ausgestorben? Geglaubt haben wir dies wol, zu beweisen hat es bis jetzt Niemand vermocht. Nur verkannt oder nicht erkannt haben wir jene Ahnen so lange, bis Darwin uns die Leuchte zündete, deren Schimmer Viele zwar geblendet und auf Irrwege verlockt, nicht minder Vielen aber auch den Weg erhellt hat, welchen der Forscher, maßvoll weitererschreitend, wandeln wird, bis in anderer Zeit ein anderer Mann uns vielleicht noch helleres Licht zu bieten vermag. Nach der überwältigenden Menge beweiskräftiger Thatfachen, welche die neuere Forschung zusammengestellt hat, um Darwin zu stützen oder zu fällen, wird Niemand, falls er besserer Einsicht sich nicht verschließen will, zweifeln können, daß der Mensch durch Züchtung und Bichtung Hausthiere gewann, welche ihren Ahnen nicht entfernt mehr gleichen, sondern höchstens noch ähneln, und daß er heutigen Tages, so zu sagen vor unseren Augen, Rassen erschafft und vertilgt. Somit wird uns auch die Berechtigung schwerlich bestritten werden können, bis zu dem Beweise des Gegentheils anzunehmen, daß der Mensch aus dem Wolfe und seiner Sippschaft unseren Hund, aus der afrikaniſchen Falbfaze unsere Miez, aus dem Steppenesel und Onager unseren Hausesel, aus dem Paseng unsere Ziege und alle die unzähligen Rassen dieser Hausthiere gestaltete. Und ebenso wenig wird man uns wehren wollen, ferner zu glauben, daß wir auch die Ahnen unseres Pferdes, Kindes und Kameles noch auffinden werden, trotzdem wir zur Zeit über sie, beziehentlich über die Anwartschaft gewisser Wildlinge auf den Ruhm, uns ein Hausthier geliefert zu

haben, noch im Unklaren sind. Unserer Auffassung wird man doch immer und immer nur die andere Annahme, daß die Ahnen unserer Hausthiere ausgestorben seien, entgegenstellen können, so wenig man sich auch verhehlen mag, daß vernunftgemäße Gründe für letztere Annahme gänzlich fehlen. Oder wäre es nicht mehr als auffällig, wäre es nicht völlig unbegreiflich, wenn gerade diejenigen Thiere als Wildlinge untergegangen sein sollten, welche als gezähmte Genossen des Menschen die denkbar größte Fähigkeit, das ausgiebigste Vermögen, den verschiedensten Verhältnissen sich anzupassen, bekunden und bethätigen? Auffinden und erkennen werden wir die Ahnen aller unserer Hausthiere, so gewiß wir in der neuesten Zeit Kunde erhalten haben von einem in der Mongolei wildlebenden Kamele, so wahrscheinlich es uns erscheinen muß, daß die Voreltern unseres Hundes Wölfe, beziehentlich Schakale waren.

Aus diesen Gründen befriedigt mich die Annahme, daß auch die Stammeltern unseres Pferdes als Kulane noch gegenwärtig die Steppen Mittelasiens durchschweifen.

Welcher Wildpferdeart sonst auch könnten wir unser Hausthier danken? Gegen den Tarpan spricht, auch abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß er nur ein verwildertes Pferd ist, die geringe Ausdehnung seines Wohngebietes, für den Kulan das gerade Gegentheil; denn ungezwungen läßt sich das annähernd gleichzeitige Auftreten des Hauspferdes in China, Indien, Assyrien, Egypten und vielleicht Europa nur durch Annahme eines sehr ausgedehnten Wohngebietes der Stammart erklären. Gegen das Aussterben dieser Stammart spricht die Steppe, welche, trotz aller von ihr verhängten Leiden, das Gedeihen des Pferdes in hohem Grade begünstigt, für den Kulan Wesen und Sein, Auftreten und Gebahren, Sitte und Gewohnheit, kurz, die ganze Eigenart des Thieres selbst. Jeder Zug seines Wesens stimmt mit dem des Pferdes überein. Nicht absichtslos habe ich Gmelin das Gebahren des Tarpan schildern lassen: ich wollte beweisen, wie genau das Betragen des verwilderten Pferdes mit dem des Wildpferdes übereinstimmt. Glaubte ich eines ferneren Beweises für letztere Behauptung zu bedürfen: ich brauchte nur ein getreues Lebensbild des zahmen Kirgisenpferdes zu geben; denn auch in dessen Auftreten finden wir, der Beeinflussung durch den Menschen ungeachtet, alle Züge wieder, welche den Kulan in so hohem Grade auszeichnen.

Ein hochgestellter, geistreicher und vielerfahrener Mann, dem ich meine Ansicht über den Kulan mittheilte, wehrte mit Hand und Mund fernerer Rede. Ihm war der Gedanke, daß das edle Roß nichts anderes sein könne als ein Erzeugniß des Menschen, im innersten Herzen verhaßt. So mögen Viele denken. Und doch drängt sich die Ueberzeugung, daß auch das Pferd aus niederem Stamme entsprossen und allmählich erst zu dem geworden, was es heute ist, Jedwem auf, welcher nach seinem Ursprunge forscht. Jahrtausende mögen, nein müssen vergangen sein, bevor

den Vorgängern der heutigen Wanderhirten gelang, was diesem ver sagt bleibt: aus einem Kulan ein Hausthier, aus diesem ein Pferd zu gewinnen, zu gestalten; fernere Jahrtausende werden dahin gerollt sein, bevor dieses Pferd aus den Händen der inzwischen zu Kriegern gewordenen Hirten in den Besitz säßiger, gebildeter und gesitteter Völker überging. Und wiederum Jahrtausende währte es, bevor das Thier seine gegenwärtige Gestalt und mit ihr sein heutiges Wesen und Sein, die den wechselnden Bedürfnissen angepasste Leistungsfähigkeit erhielt. Die Pferde, welche uns die Abbildungen auf alten Denkmälern vorführen, waren klein und unschön; die, deren Gebein wir dann und wann noch finden, wenn wir alter Kecken Gräber auswählen, waren es nicht minder. Das Pferd, dessen Wiehern Darius einen Königsthron schuf, die Kasse, welche Griechenlands Helden trugen, Grani, auf welchem Jordan in seiner Nibelunge Sigfried durch die feurige Lohe sprengen läßt: sie alle waren Klepper, mit den hochedlen Pferden unserer Tage verglichen. Verschiedenheit der Rassen schon vor zwei Jahrtausenden und länger bezeugen uns die Bildwerke aus jenen Zeiten, und „je mehr Völker eintreten in den Reigen der Weltgeschichte, je mehr Pferdetypen werden bekannt“. Es ist der Mensch, welcher modelt und gestaltet und diese Thätigkeit fortsetzt, bis aus unbewußten, vielleicht auch unerstrebt, bewußte und erstrebte Zuchtziele werden.

Vielleicht war es unrecht, bevor die Forschung den zur Entscheidung der Abstammungsfrage unseres Pferdes erforderlichen Stoff gehäuft und gesichtet, bevor genaueste Vergleichung vieler hunderte von Schädeln des Kulan und des Hauspferdes stattgehabt, bevor die Kreuzungs- und Zuchtungsversuche hinreichende Ergebnisse geliefert, eine Meinung auszusprechen. Um Allen gerecht zu werden, hätte ich warten müssen, bis das Warten mir nicht mehr möglich. Ich wollte das nicht, sondern einer Annahme mit einer anderen entgegentreten. Mehr Berechtigung nicht, aber genau ebenso viel wie diese andere, genügend erörterte, beansprucht die meinige: das Wildpferd der asiatischen Steppen ist der Stammvater des Pferdes und seiner zahllosen Rassen.





Aus der ersten
französischen Nationalversammlung.

— 1871. —

Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitgliedes
derselben.

Don

* * *

Ueber die welthistorischen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 sind seit Beendigung des Krieges in Deutschland sowol als auch in Frankreich viele Bücher geschrieben worden, militärische und speciell politische Erörterungen, die, sei es vom deutsch-patriotischen, oder vom französischen, vom gambettistischen oder vom klerikalen Standpunkte, die damaligen Verhältnisse zu beleuchten und in das, für jeden Verfasser als das einzig richtig geltende Licht zu stellen versuchten. Inwiefern diese, natürlicher Weise sehr einseitig gefärbten Berichte der späteren Geschichtschreibung zu einer vollständig klaren und unparteiischen Auffassung jener Ereignisse und Verhältnisse helfen werden, mag dahingestellt bleiben; vielleicht wird unsere Enkel am Tage, da sie diese Geschichte in Arbeit nehmen werden, eine gewisse Vangigkeit überfallen, wenn sie sich in diesen, von so außerordentlichen Gegensätzen und Widersprüchen strotzenden Annalen zurechtzufinden suchen werden. Ein Winkel aber in diesem Labyrinth scheint von der Memoirenschreiberei noch verschont geblieben zu sein, und zwar gerade derjenige, der des Interessanten nicht am Wenigsten bietet: nämlich die Zeit, in welcher die französische Nationalversammlung in Bordeaux tagte, die Friedenspräliminarien annahm und die Ablösung des Elsasses und Deutsch-Lothringens aus dem französischen

Staatsverbände beschloß. Daß Deutschland über jene Zustände nicht unterrichtet sein konnte, liegt auf der Hand, da es ja damals für einen deutschen Referenten ein überaus gewagtes Unternehmen gewesen wäre, sich, um die Dinge, wenn auch noch so objectiv und harmlos zu beobachten, in den von nationalen Leidenschaften aufgewühlten Süden Frankreichs zu begeben.

Andererseits kann man es der französischen Geschichtschreibung nicht verdenken, wenn sie gerade jene, ihr doppelt peinliche Periode mit einem Schleier verhüllt, oder wenigstens an ihr vorbeizieht, ohne sich zu befehlen. Und doch bietet jene Zeit, von Anfang Februar bis in die Mitte des Monats März 1871, einen Stoff, der für die spätere Geschichte, namentlich was die Art und Weise, wie die Losreißung von Elsaß und Lothringen vor sich gieng, anbetrifft, von unendlichem Werthe sein könnte. Vorausichtlich werden auch, obwol für fernere Tage, die Einen oder die Andern, die in jenem für Frankreich so verhängnißvollen Monate eine untergeordnete oder hervorragende Rolle spielten, Memoiren hinterlassen, in welchen die Forscher Material zu ausführlicheren Darstellungen des Lebens und Treibens der Nationalversammlung und auch der um sie herum sich bewegenden Elemente finden werden. Es sei uns gestattet, jetzt schon, und zwar in Benutzung von Briefen, Tagebüchern und aus zuverlässiger Quelle fließenden Erinnerungen von verschiedenen, mit den dortigen Verhältnissen betrauten Persönlichkeiten, dem Leser eine Skizze jener Periode vorzulegen, die, wenn auch unvollkommen und eben skizzenartig, nichtsdestoweniger auf eine gewisse Originalität und ein ihr entsprechendes Interesse Anspruch machen darf. Gab es doch damals in Bourdeaux, inmitten der von der *guerre à outrance* hingerissenen Menge, Männer, die, obwol von ächtem und tiefem französischen Patriotismus beseelt, deunoch ein klares, offenes Auge und einen für die objective Wahrheit empfänglichen Blick sich erhalten hatten und die sich nicht scheuten, nach beendigtem Kriege die Verhältnisse nicht der sofort sich breitmachenden Legende, sondern lediglich ihren eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen gemäß, in Briefen und Gesprächen darzulegen. Durchblättern wir, wenn auch noch so flüchtig, diese aus verschiedenen Quellen uns überlieferten Briefe und Berichte, so stellt sich unserem Auge ein Bild dar, das der im gambettistischen Lager üblichen Legende auch nicht im mindesten entspricht, obwol, das sei gleich vorausgeschickt, unsere Gewährsmänner zu den zwar gemäßigten, aber mit der legitimistischen, orleanistischen oder gar bonapartistischen Reaction in gar keiner Berührung stehenden Republikanern gehören.

Wer damals, bez. noch vor Einberufung der Nationalversammlung, das mittägliche Frankreich zu bereisen die Gelegenheit oder die Möglichkeit hatte, der mußte zuvörderst vor dem auffallenden Widerspruch, der

zwischen den Proclamationen, Zeitungsberichten und Reden der provisorischen Regierung einerseits und andererseits den Thatfachen, der wirklichen Stimmung des Landes bestand, in das größte Staunen gerathen. Hätte Deutschland in jener Zeit die wahren Verhältnisse gekannt, hätte es nur ahnen können, wie wenig Begeisterung, außer in gewissen, auch im alltäglichen Leben in gehobener Stimmung sich bewegenden Kreisen und sodann in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von jugendlichen Gemüthern, für die *guerre à outrance* zu finden war, — es hätte wahrlich über die „allgemeine Erhebung Frankreichs“ anders gedacht. Von einer Massenerhebung war nämlich sehr wenig zu sehen; und während die Leute im Süden eine erstaunliche Energie an den Tag gelegt hatten, wo es galt, nach dem 4. September die Wappenschilder, Adler und Bilder des zweiten Kaiserreichs zu zerstören, so sah es eben ganz anders aus, als die neue Regierung sie aufforderte, unter die Waffen zu treten und gegen den Feind zu ziehen. Legionen wurden zwar gebildet, Lager errichtet, Kanonen, Flinten und Säbel in aller Eile angeschafft; aber welches war der Geist, der diese Soldaten beseele? Davon können Diejenigen Wunderbares erzählen, die in der Nähe eines solchen Lagers wohnten. Den Weg, den eine Colonne oder auch nur ein Bataillon zurückgelegt hatte, konnte man leicht verfolgen; man brauchte nur den weggeworfenen Flinten, Rappis und Patronentaschen, die allerseits umherlagen, nachzugehen. Die Inhaber aller dieser Mordinstrumente hatten sich, einer nach dem andern, aus dem Staube gemacht und waren nach Hause zurückgekehrt, und nach jedem Marsche kamen die Bataillone schwächer in's Lager zurück. Ging man damals in eine Dorfstube, so konnte man die jungen Leute in Menge hinter dem Glase Wein sitzen sehen und lachend mit einander sprechen hören von den Leuten, die sich „dort oben“ die Köpfe zerschlagen ließen. Die Frauen, die doch gewöhnlich den Männern in patriotischem Gefühl voraus sind, fanden es ganz in der Ordnung, daß ihre Söhne und Brüder nicht mitmachten; hatten sie doch gar keinen Begriff, daß man nach Sedan den Krieg weiterführen konnte! Friede! Friede! das war der allgemeine Ruf. Und wenn Gambettas Partei bei den Wahlen zur Nationalversammlung eine so ungeheure und von den Meisten so ungeahnte Niederlage erlitt, so kam es eben zumeist daher, daß diese Partei dem Lande während Monaten eine Handlungsweise aufgezwungen hatte, gegen welche sich das innerste Gefühl des Volkes anlehnte. Es legt dies Zeugniß ab für den gesunden Sinn des französischen Volkes, das von vornherein sich nicht mit dem Gedanken zu befreunden vermochte, daß nach Gefangennahme des ganzen regulären Heeres es noch irgendwie möglich gewesen wäre, den Krieg fortzuführen, und das viel zu praktisch angelegt ist, um anzunehmen, daß ein großes, reiches, industrielles Land sich der Verwüstung preisgeben sollte, um am Ende doch zu unterliegen. Diese gesunden und praktischen Ansichten galten freilich damals

in den Regierungskreisen für alles Andere als für Patriotismus, wie man denn überhaupt im gambettistischen Lager die Idee des Patriotismus auf eine Weise verschoben hatte, die an das Unglaubliche streift. Unpatriotisch war es unter anderem, den Generalen zuzumuthen, sie sollten Maßregeln treffen, um den Rückzug zu decken, — schon der Gedanke, daß die Armee genöthigt sein könnte, sich zurückzuziehen, war ja Verrath am Vaterlande!

Wenn übrigens die Leute im Süden von der Weiterführung des Krieges nichts wissen wollten und ihren wehrpflichtigen Söhnen die schleunigste Rückkehr nach Hause auf's Beste erleichterten, so hatten sie noch einen anderen Grund dazu. Man kann sich nämlich keinen Begriff machen von der Art und Weise, wie die provisorische Regierung die höheren Verwaltungsstellen der Armeen besetzt hatte, und an das Romanhafte grenzen die Erzählungen, die, aus glaubwürdigster Quelle fließend, diese Verhältnisse beleuchten.

Es hatten sich in Vorbeaug, schon vor der Zusammenberufung der Nationalversammlung, unter der sogenannten „Dictatur“ Gambettas eine Menge Leute aller Art eingefunden, wie es in solchen Zeiten und Verhältnissen vorzukommen pflegt: ehrliche Patrioten, die zu Hause Alles im Stich gelassen hatten und, überzeugungstreu und muthig, bereit waren, Hab und Gut und Leben für das Vaterland zu opfern; dann weiter aber auch einfache Abenteuerer, die im Unglück des Landes ihren Vortheil zu erobern suchten, und, da sie unter einer geregelten und ordentlichen Regierung nichts zu erlangen hoffen konnten, ihr Glück eben in der Unordnung und auch Unordentlichkeit suchten; endlich auch noch diejenige Sorte von Menschen, die man in allen Revolutionen auftauchen sieht, die im gewöhnlichen Leben vielleicht recht geschickte Leute sein mögen und höchstens als Originale von ihren Freunden belächelt werden, denen aber größere, über ihre Köpfe hinauswogende Ereignisse den Verstand in ein gewisses Währen versetzen, das sich dann durch das Ausbrüten der abenteuerlichsten Gedanken und der seltsamsten Pläne auszeichnet. Gefährlich waren diese letzteren in dem Maße, als ja das französische Volk sich damals sammt und sonders, wie es auch nicht anders sein konnte, in einem fieberhaften Zustande befand und für die Erzeugnisse solcher Hirnverdrehtheiten sehr empfänglich war. Alle diese Elemente konnte man in der letzten Zeit der gambettistischen Regierung in den Cafés, in den Estaminets, auf den Promenaden, um die Ministerien herumschwirren sehen; sie drängten sich um den Dictator, der Mühe und Noth genug hatte, sich ihrer zu erwehren und in all' dem Getriebe seine fünf Sinne beisammen zu halten. Als die Nationalversammlung zusammenberufen wurde, schlugen diese Wellen aber noch viel höher, und eine ganze Fluth von zum Theil höchst ehrbaren, zum anderen Theil aber recht fragwürdigen Persönlichkeiten stürzte sich auf die Ufer der Giroude. Was irgend jemals in Politik gemacht hatte, fühlte sich nach

Bordeaux berufen; bekannte und höchst unbekannte Größen stürmten durcheinander: Deputirte oder die es einmal gewesen, oder die es werden wollten, oder die es nicht geworden waren; Präfecten in partibus oder in spe oder einfach Präfecten „außer Dienst“; gewesene und künftige Minister; Journalisten, die Diplomaten werden wollten, und Diplomaten, die zur Zeit Journalistik trieben; Künstler, die den Pinsel für den Säbel umgetauscht und, nachdem sie redlich ihre Pflicht als Mobilgardisten erfüllt hatten, nun wie verirrte Schafe in der Politik herumrannten und selbst nicht mehr wußten, ob sie Soldaten seien oder Maler; Generale mit goldverbrämten Käppis und makellosen Degen, die aber kaum eine Compagnie geführt hatten und ängstlich auf ihre so schnell gewonnenen und vielleicht ebenso schnell verlorenen Epauletten schauten; köstliche Burtschen von Franc-tireurs, wie man sie in etlichen 50 Jahren in einer komischen Oper ausziehen sehen wird, mit ausgekrümpfem Filzhut, tricoloren Federn darauf, Sammetweste und Schnürstiefelchen — Alles funkelneln, die in den Cafés paradierten und, ohne je einen Feind gesehen zu haben, sich doch in dem allgemeinen Kriegsglänze zu sonnen berechtigt fühlten! So wogte das Leben, wie man es seltsamer und bunter wol kaum irgendwo anders in dem Maße und in diesem pittoresken Gemisch von höchst tragischem Drama und tollster Komödie zu finden vermag: dazwischen hindurchwuchernd Damen der höchsten und niedrigsten, der feinsten und unfeinsten Welt, aus Paris geflüchtete Gräfinnen und Baroninnen, die neben ihrem Gemahl in den Restaurants zu Mittag essen, als wären sie aus dem gewöhnlichsten Bürgerschlage, und daneben auch in diese entlegene Weltgegend verschlagene höhere Coeotten, die eben die Dinge nehmen mußten, wie sie lagen und sich das Sprüchwort vom Teufel, der, wenn er hungrig ist, sich mit Fliegen füttert, zu Herzen genommen hatten.

Dies Alles bewegte sich um die Nationalversammlung und um die so eigenthümlich zusammengesetzte Regierung herum, von der Niemand recht wußte, wer und wo sie war und zwischen deren Mitgliedern beinahe, nach Ankunft des Herrn Jules Simon in Bordeaux, eine offene Fehde ausgebrochen wäre: es war dies, als Jules Simon im Namen der Pariser Centralregierung dem Herrn Gambetta die Zügel aus der Hand riß und dem „Gouvernement de Bordeaux“ in ziemlich barscher, obwohl den Umständen angemessener Weise ein jähes Ende machte.

Hätten sich diese Elemente nur neben den officiellen Gewalten in jener fiebergetränkten Atmosphäre zur Schau getragen, so wäre nichts Außerordentliches bei der Sache: es ist dies ja der Schaum, der bei allen großen Bewegungen an die Oberfläche tritt. Sie waren aber mit in die Regierung und in die Verwaltung eingedrungen, waren ein Bestandtheil der Administration geworden. Zu Unter- und Oberintendanten, zu Directoren der verschiedensten militärischen Versorgungsbranchen waren alle möglichen — und unmöglichen — Leute geworden. Ob Einer sich

durch seine Vergaungenheit dazu eignete, darum hatte man sich nicht gekümmert, aber ob er starkgefärbte republikanische Gesinnungen in Wort und That — und besonders in Wort — bekundete. Freilich hatte die Regierung keine große Wahl; aber nichtsdestoweniger mußten die Leute, die unter die Fahnen gerufen wurden, oder deren Kinder zur Armee gehen sollten, sich nicht sehr ermutigt fühlen, wenn sie das Treiben eines solchen, in das militärische Leben heruntergeschneiten Intendanten betrachteten und sich sagen mußten, daß diesem phantastischen Beamten das Loos eines Armeecorps oder eines Lagers anheimgegeben war. Zum Lachen konnte man gereizt werden, — wenn überhaupt die Lage des Landes das Lachen erlaubt hätte, — sah man diese Intendanten oder andere höhere Militärbeamte, die vor wenigen Wochen noch Handlungsreisende, Journalisten, Versicherungsagenten, Photographen waren, und die jetzt sorgfältig als Militärs verkleidet, mit goldverbräunten Käppis und klapperndem Säbel vor den präfentirenden Wachposten herumstolzirten und mit militärischer Würde salutirten.

Daß bei solchen Verhältnissen die Masse der Bevölkerung der guerre à outrance keinen Geschmack abgewinnen konnte, mag wol Niemanden wundern; mußte doch ein Jeder das Gefühl haben, daß dies Alles eine unnütze und frevelhafte Blutvergeudung war. So kam es auch, daß in den Lagern selbst, noch lange vor Friedensschluß, der Wunsch nach dem Frieden sich überall Luft machte, auf alle mögliche Art, in kleineren und größeren Demonstrationen. Als in Lyon die freiwilligen Bataillone der Elsäßer an der Wahl für die Nationalversammlung Theil nahmen, stimmte die große Mehrzahl mit Zetteln, auf denen die Namen der Candidaten ausgestrichen und durch das Wort: Friede ersetzt waren; und als die Nationalversammlung die Friedenspräliminarien angenommen hatte und die Nachricht von diesem Beschluß in einem der im Rhonethal errichteten Lager ankam, so zerstreute sich sofort unter Jubel die sämmtliche dort versammelte Mannschaft und kehrte, nachdem sie zuvor die hölzernen Baraquements als Freudefeuer angezündet hatte, nach Hause zurück.

Dies war der Geist, der das sogenannte Volkshcer bejeelte! Daß nun die vor dem Feinde sich befindenden Truppen sich größtentheils mit Muth schlugen, soll andererseits nicht bezweifelt werden. Es ist ja etwas ganz anderes, in einem Lager oder in dem Feuer zu stehen; fangen die Kartätschen zu fliegen an, so wird auch Derjenige muthig der Gefahr in's Antlitz blicken, der Tags vorher noch den Krieg verwünschte. Will man sich aber Rechenschaft ablegen von dem Geist einer Armee, so muß man sie eben nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in ihren Cantonnements beobachten.

Wie in dem Volkshcere, so sah es aber auch in der oberen Verwaltung und in der Regierung von Bourdeaux aus. Welche Vorstellungen man sich im übrigen Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien

* * *

von der damals so gefürchteten Dictatur Gambettas machte, das braucht wol hier nicht wieder in Erinnerung gebracht zu werden: weiß doch noch Jedermann, unter welchen grellen Farben man sich den französischen Tribun an der Spitze der republikanischen Regierung vorstellte. Wie ganz anders, wie viel einfacher, ja bürgerlicher, wie zersahrener aber auch, und wir möchten fast sagen: wie unreell war jene Dictatur! Von einer Regierung im eigentlichen Sinne des Worts, von Beamten, von Bureauz ic. war auch keine Spur. Lange hätte man in den Straßen Bordeaux' herumlaufen können, um die Regierung Frankreichs zu suchen: die Ministerien, wenn man sich so ausdrücken darf, hatten sich das eine hier, das andere dort, in Privathäusern, so gut als es eben ging, untergebracht. Das auswärtige Amt, in welchem der römische Graf von Chaudordy seine Circularschreiben verfaßte, hatte sich beispielsweise in einem dritten Stock in der Nähe des Theaters angestellt und herrschte da in einer winkligen, niedrigen, unansehnlichen Bourgeoiswohnung. Gambetta selbst, vor dem Frankreich zitterte, hatte ein kleines, engeß, zweistöckiges Häuschen in der Nähe der Allée de Tournay bezogen; im Untergeschoß hauste sein Secretär, der jetzige Chefredacteur der République française, Spuller, der es verstand, die Besucher in schneidiger Jacobinerform abzuspeisen, und der beauftragt war, den Dictator vor lästigen Freunden zu schützen. Eine Treppe höher öffneten sich zwei kleine Salons, hübsch, aber bescheiden möblirt, wie es einem Republikaner ziemte; das war der Sitz der Regierung Frankreichs. Wie bescheiden in ihren Ansprüchen diese Regierung war, das mag aus diesem einzigen Detail hervorgehen, daß es nicht selten vorkam, daß der Dictator, in Ermangelung alles Bedientenpersonals, seine Briefe oder Depeschen an Generale oder Präfecten mit eigener Hand in den nächsten Briefkasten tragen mußte. An dieser ächt republikanischen Bescheidenheit wäre nun freilich an und für sich nichts auszusetzen, hätte diese Regierung nicht andererseits eine, bis jetzt nur in den legitimistischen Blättern betonte und daher grundsätzlich von den Liberalen Frankreichs als Verleumdung betitelte, factisch aber in vollem Maße bestehende, an's Grenzenlose streifende Unkenntniß aller militärischen und administrativen Principien entfaltet. *) Die gambettistische Partei, die sich seither mehr oder weniger zu einer Regierungspartei umgewandelt hat, war nämlich von dem Kriege und dem Sturze des Kaiserreichs überrascht worden, ehe sie fähig war, durch ihre eigenen Elemente den vorherigen Verwaltungsmechanismus zu ersetzen. Sie bewegte sich noch in jener Periode, wo die Phrase alles Andere überwucherte und Ersatz bilden sollte für die nicht vorhandenen Verwaltungs-

*) Der Herr Verfasser mag uns die Bemerkung gestatten, daß diese Ansicht von hervorragenden preußischen Militärs nicht getheilt wird. Man vergl. die bekannte Schrift des Freiherrn Colmar v. d. Goltz, welche den militärischen Verdiensten Gambettas die wärmste Anerkennung zollt.

kenntnisse und Fähigkeiten. Wie mangelhaft diese Regierung, besonders in militärischer Hinsicht, ausgestattet war, mag aus einem einzelnen Incidenzfalle hervorgehen, der bezeichnend genug ist: die Bureaux des Herrn Freycinet, in welchem die Militärverwaltung gipfelte, hatten gleich beim Beginn des Anmarsches des Manteuffel'schen Armee-corps gegen Dijon von dieser für die Bourbaki'sche Armee so höchst wichtigen Bewegung telegraphische Nachricht erhalten; die Depeschen aber wurden, da sie sehr unliebsame Nachrichten brachten, einfach bei Seite gelegt, und wurde erklärt, diese Telegramme seien falsch und bezweckten verrätherischerweise die Angelegenheiten in ein schiefes Licht zu stellen und Entmuthigung zu säen. Man nahm daher keine Notiz davon, und als man einsah, daß diese Nachrichten denn doch richtig waren, da war es zu spät, und konnte man nur noch die Vernichtung der Bourbaki'schen Armee zu Protokoll bringen.

Was aber, in all diesem Regierungswirrwarr, für einen objectiven Beobachter am auffallendsten erscheinen mußte, das war der Umstand, daß die Bevölkerung selbst, mit Ausnahme gewisser in fortwährender Wallung sich befindender Kreise, sehr wenig oder gar nicht von den für Frankreich doch so verhängnißvollen Ereignissen berührt wurde.

Man glaube ja nicht, daß Bordeaux damals ein der Lage entsprechendes trauriges oder nur trübes Ansehen hatte! Nicht im Geringsten war dies der Fall. Der leichtlebige, lebensfrohe Südländer kümmerte sich im Grunde blutwenig um die „weit hinten in der Türkei!“ fallenden Schläge und Schlachten. Er lebte fort wie vorher. Die öffentlichen Locale wimmelten von Besuchern; sie flaggten Sonntags, gerade als ob Frankreichs Boden nicht vom Feinde besetzt wäre; lustige Musik erscholl allüberall; Mädchen und Burschen gingen zum Tanze, ohne daran zu denken, daß Frankreichs bestes Blut auf den Feldern der Loire floß und daß das Vaterland in Gefahr war. Die Kriegsnachrichten waren für diese leichte Menge etwas Interessantes, worüber man sprechen, discutiren und disputiren konnte, und das dazu diente, die lange Zeit zu verkürzen. Daß die Gefahr bis vor die Thore Bordeaux' rücken könnte, daran dachte kein Mensch, und wie oft flüsternten sich besonnene Patrioten in's Ohr, es wäre für dieses Volk ein Glück, wenn es durch härtere, bis an die Pyrenäen dröhnende Schläge aus seinem Schlummer und lustigen Träumen erweckt würde.

Aus verschiedenen Aeußerungen und Briefen der damals vom Elsaß nach Bordeaux zur Nationalversammlung erwählten Abgeordneten erhellt, wie schwer und tiefverletzend diese Deputirten der geopfertem Departements diese Verhältnisse empfanden.

Die Zusammensetzung und das Auftreten der Nationalversammlung selbst waren andererseits nicht darnach angethan, diesen Abgeordneten vom Elsaß eine bessere Meinung von dem damaligen Frankreich einzuflößen. Hervorgegangen aus der, seit Januar 1871 bei weitem mächtigsten,

reactionären Strömung, vermischt mit radicalen, in theatralischem Jacobinismus sich brüstenden Elementen, bot diese Versammlung nur eine verschwindend kleine Anzahl von ruhigen, besonnenen und tüchtigen liberalen Kräften. Daß diese, nach dem Sturze des Kaiserreichs und mitten in der Republik erwählte Kammer so wenig Republikanismus in sich barg, kann jedoch nur Denjenigen bekremden, der nicht erwägt, wie niederschmetternd die von Gambetta angeregten Decrete über die Auflösung der Generalräthe, über die Aushebung der mobilen Nationalgardisten, über die nutzlose Fortführung des Krieges auf die Bevölkerung eingewirkt hatten. Die Wahlen waren auf das einzige Lösungswort: „Frieden über Alles!“ vorgenommen worden, und friedfertig vor Allem war diese Nationalversammlung, — unrepublikanisch, antigambettistisch, monarchisch gesinnt zum Zweiten. Mit einer Hast, die zwar im Wesentlichen von den Ereignissen aufgezwungen war, die sich aber, den Elsäffern gegenüber, auf eine verletzende Weise kundgab, stürzten sich die Abgeordneten in den Frieden. Der unklugen republikanischen Parole: *la guerre à outrance* wurde gleich am ersten Tage das andere, ebenso schwer treffende Lösungswort: *La paix à tout prix* entgegengestellt.

Wie wenig Verständniß für die Lage, die für Elsaß und Lothringen aus dem Friedensvotum entspringen mußte, in den Reihen der Volksvertreter Frankreichs lebte, das geht schon aus gewissen Aeußerungen, die in den Berichten des *Journal officiel* über die Sitzungen der Nationalversammlung stehen, hervor: als nämlich, nach diesem Votum, die annectirten Elsäffer und Lothringer sich erhoben und den Sitzungssaal verließen, da rief eine Stimme aus der Mitte des Hauses: „Warum verlassen uns diese Herren?“ — seltsamer Ruf, worauf einer der Elsäffer antwortete: „Weil Sie aus uns Deutsche gemacht haben!“

Nur flüchtig übrigens und als ob sie sich des lästigen Gedankens an die Abreißung dieser Gebietstheile so schnell als möglich entledigen wollte, beschäftigte sich die Nationalversammlung mit den Geschicken von Elsaß und Lothringen. Das Augenmerk der Deputirten aller Farben richtete sich anderswohin, und damals schon konnte es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie tief der Parteihader sich in das Fleisch dieses Volkes eingefressen hatte, und in welchem hohem Grade der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes vor dem anderen an die Machtgewinnung der Partei, der ein Jeder angehörte, zurücktrat.

Die Nationalversammlung war noch nicht vollzählig in dem in einen parlamentarischen Sitzungssaal umgewandelten Theater von Bordeaux erschienen, als auch schon die verbündeten Royalisten der älteren und der jüngeren Branche mit einem Vorschlag auf Einsetzung der Monarchie hervortraten. Es geschah dies zwar nicht in öffentlicher Sitzung, und ein einziger Vorfall, nämlich eine Interpellation Rocheforts über Truppenanhäufungen um die Nationalversammlung, in welchen der ironische Redner

eine Verteidigung der Republik gegen „nicht vorhandene royalistische Conspirationen“ zu sehen vorgab, legt von den in den Coullissen geschmiedeten Hänken Zeugniß ab. Es hatten sich nämlich die Führer der Legitimisten und der Orleanisten dahin verstanden, die legitime Monarchie sofort wiederherzustellen, und zwar in folgender Weise: die Nationalversammlung sollte in einer ihrer ersten Sitzungen ein Decret erlassen, wodurch der Herzog von Nemours als Connétable von Frankreich und Lieutenant général du Royaume eingesetzt und mit der Regierung interimistisch, bis zur Ankunft des Königs, Heinrich des Fünften, betraut würde; dasselbe Decret hätte den Herzog von Paris, Enkel von Ludwig Philipp, als Dauphin ausdrücklich anerkannt und der König solchen Entschluß zum Voraus mit seinem königlichen Worte bestätigt. Verschiedene Zusammenkünfte fanden statt, und daß diese monarchische „Conspiration“, wie man sie damals nannte, nicht mit Erfolg gekrönt wurde, das hat Frankreich einzig und allein der staatsmännischen Umsicht des Herrn Thiers zu verdanken, der erklärte, all diese Parteicombinationen seien verfrüht, es handle sich nicht darum, einen König oder eine Republik zu proclamiren, sondern das Land zu retten; wenn die deutschen Truppen Frankreich verlassen haben würden, wäre es erst an der Zeit, die inneren Händel zu schlichten. Auf diese Weise erstand, was man die Trêve de Bordeaux, den zwischen den Parteien abgeschlossenen Waffenstillstand, hieß. Die Royalisten fügten sich, obgleich schmollend, dem Mahnruf des patriotischen Greises.

Was die Republikaner anbetrifft, so hatten diese die Gefahr kaum geahnt. Sie fuhrn also fort in der herkömmlichen Weise, gerade als ob sie noch dem Kaiserreiche Opposition zu machen hätten, der Regierung des Herrn Thiers Schwierigkeiten zu bereiten. Es ist dies ganz besonders von der Pariser Deputation wahr, die erst mehrere Tage nach Eröffnung der Sitzungen in Bordeaux eintraf und sich auf das Auffallendste und Wunderbarste geberdete. Die Pariser überhaupt konnten sich nicht in den Gedanken finden, daß die Hauptstadt Frankreichs vor dem Feinde capitulirt hatte. Eine Capitulation erschien ihnen als eine Schmach, und es war auch nicht Einer, der zugegeben hätte, daß eben die militärische, wie die politische Führung in Paris durch die Verhältnisse gezwungen worden war, so und nicht anders zu handeln. Es reimte sich nicht mit den üblichen Redensarten, daß Paris sich ergeben mußte, gerade wie irgend eine andere ausgehungerte Festung. Man hatte geträumt von dem Siege, den der Widerstand der Hauptstadt Frankreich bereiten sollte, und, kam der Sieg nicht, wenigstens von einem glorreichen, in Flammen und Trümmern begrabenen Untergang. Da an die Stelle dieses Heldendramas eine ganz gewöhnliche Capitulation getreten war, so fühlte sich die Bevölkerung gekränkt, gedemüthigt; dies war das Gefühl, das die Pariser Deputirten mit nach Bordeaux brachten und das sie sofort in eine den

— * * * —

Abgeordneten der Majorität, die für den Frieden agitirten, gegenüber feindselige und von Grund aus verbitterte Haltung trieb. Bis in die kleinsten Details bekundete sich diese Stimmung, die mit derjenigen der anderen Deputirten in dem grellsten Widerspruche stand: so konnte man während der ganzen Session der Nationalversammlung den alten Victor Hugo mit seinem Nationalgardistenkappe und Ueberzieher, die er auf den Wällen von Paris getragen, in den Straßen Bordeaux' herumwandeln sehen, als eine lebendige Protestation gegen den Waffenstillstand und den Frieden.

Maßlos war die Sprache, welche diese Abgeordneten führten, voll von einem ganz eigenthümlichen Pathos, angehaucht von jenem Fieberschauer, der sich, wie man behauptet, in den Köpfen einer belagerten Bevölkerung entfaltet, und der allen Gedanken, allen Gefühlen einen ganz absonderlichen Stempel aufdrückt. Verstieg sich doch einer der Pariser Abgeordneten bei einer Commissionsberathung über die Friedenspräliminarien, wie wir aus einem damaligen Berichte entnehmen, zu der abenteuerlichen Behauptung, Frankreich dürfe den Frieden nicht schließen, da die Elsäßer auf eigene Faust den Krieg in ihrem Lande fortführen würden und es eine Feigheit wäre, sie allein im Kampfe stehen zu lassen. In dieselbe Kategorie von fieberhaften Redensarten gehört wol auch die Auslassung, die Victor Hugo auf der Tribüne der Nationalversammlung bei Berathung über Krieg und Frieden machte, als er ausrief, Frankreich sei der Träger der Idee der Verbrüderung der Völker und werde dieses Princip zur Geltung bringen nach einem neuen Kriege, in welchem es Mainz, Coblenz, Köln u. s. w. annectiren würde. Eigenthümliche Logik, die die Annexion von Elsaß-Lothringen dadurch bekämpfte, daß sie eine andere Annexion in Aussicht stellte!

Kurze Zeit nur blieb übrigens diese Pariser Deputation in der Versammlung. Sie schloß sich nämlich nach einigen Tagen dem Beschluß der verabschiedeten Elsäßer und Lothringer an, erklärte, nicht mehr in einer Kammer tagen zu wollen, welche die Abtreibung dieser Bevölkerungen gutgeheißen hatte, und demissionirte.

Daß in diesen Verhältnissen die Debatten dieser Versammlung an gegenseitiger Heftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen konnten, liegt auf der Hand. Das große Theater von Bordeaux, das, wie schon bemerkt, in aller Eile in einen Sitzungsaal verwandelt worden war und in dem die 750 Abgeordneten eng zusammengepfercht saßen, ward Zeuge von Auftritten, von welchen eine deutsche Versammlung auch nicht eine Ahnung haben kann. Man stelle sich ein Theater vor, gefüllt bis an die Speichen von Zuschauern oder besser Zuhörern; unten eine in feindliche Lager gespaltene Vertretung des Volkes; den Feind im Lande; keine Regierung an der Spitze der Geschäfte; die Bevölkerung aufgeheßt; die Armee gefangen; einige Regimenter um das Versammlungslocal aufgestellt, mehr um die Nationalgarde im

Baume zu halten, als um die Abgeordneten zu beschützen; in den Gemüthern die Verwirrung; in den Herzen der Parteihaß; nirgends eine Directive; überall, an den Grenzen und im Innern, Krieg; — und man frage sich, ob es möglich war, in solchen Zuständen eine ruhige und besonnene Debatte über die wichtigsten Gegenstände, die einem Hause vorgelegt werden können, zu führen! Wahrlich in jedem anderen Lande hätte die Volksvertretung stürmische Scenen erlebt; wie viel mehr in Frankreich, wo die Geister im gewöhnlichen parlamentarischen Leben schon auf einander zu plagen pflegen, und dessen hitziges Blut beim geringsten Anlaß in Wallung geräth! Einer der stürmischsten Auftritte, die wol überhaupt jemals in einer repräsentativen Versammlung vorgekommen sein mögen, war derjenige, den das Erscheinen des früheren Secretärs Napoleons des Dritten, des Herrn Conti, auf der Tribüne verursachte. Ein Lothringer Deputirter, Herr Bamberger, hatte in einer gegen die Friedenspräliminarien gerichteten Rede die Schuld des Unglücks, das Frankreich getroffen, auf den gefallenen und gefangenen Kaiser zurückgeworfen, als die fünf Bonapartisten, welche die Kammer in ihrem Schooß barg, aufstanden und Protest einlegten. Neben dem Redner auf der Tribüne erschien ein Mann mit weißen Haaren und zornentbranntem Blicke. Wie von einem elektrischen Schläge gerührt, erhebt sich das Haus; aus den Zuschauerlogen erschallt ein Dröhnen; „es ist Conti!“ ruft es von allen Seiten. Conti reckt drohend den Arm gegen die Majorität und ruft in das Getümmel: „Ich begreife nicht, wie Sie das Recht in Anspruch nehmen können, den Kaiser zu richten, zu dessen Füßen Sie vor wenigen Monaten noch insgesammt lagen!“ Die Worte waren noch nicht gefallen, als ein donnerähnlicher Tumult durch das Haus erbehte. Umsonst ertönt die Glocke des Präsidenten; umsonst erheben die Quisfiers ihre Stimmen; während einer vollen halben Stunde wüthet der Sturm in dem Hause. Die Abgeordneten stürzen in das Proscenium, umringen die Rednerbühne, rufen Drohungen hinauf; Conti weicht nicht. Mit gekreuzten Armen blickt er in das Gemenge, hier und dort, nach rechts und nach links antwortend, — wahrlich ein Mann von Muth und Entschlossenheit, und ein Diener, wie ihn Napoleon nicht treuer wünschen konnte! Aber in welcher verhängnißvoller Stunde und in welcher ungeheuren Zuständen bekundete sich diese Treue und dieser Muth! Ein Brief, den wir vor uns liegen haben und der von einem der Zuschauer dieses Auftritts herrührt, sagt, niemals hätte selbst im Jahre 1848 eine französische Versammlung eine solche Scene erlebt, nur mit den Berichten über den revolutionären Convent könne man diese Sitzung vergleichen. War es doch ein gewagtes Stück und gehörte nicht nur Muth, sondern eine gewisse Dosis von Vermessenheit dazu, vor jener Versammlung, nach den Tagen von Sedan, den Kaiser Napoleon zu vertheidigen! Seither ist Vieles anders geworden in Frankreich, und wäre Conti nicht mehr allein!

So lagen die Dinge in der Nationalversammlung, und diesem Treiben sah aus den vollgepfropften Logen und Tribünen jene merkwürdig zusammengewürfelte Menge zu, von der wir weiter oben gesprochen und die mit Ratschen und Zischen, mit Beifalls- und Hornesrufen in die Verhandlungen eingriff und diesen Sitzungen einen ungeheuerlichen, aber auch gewaltigen Charakter aufdrückte. Draußen aber, in Bourdeaux selbst und weiter im südlichen Lande, gährte es in unheimlicher und nicht minder fürchtbarer Weise.

Die Nationalgarde von Bourdeaux hatte sich zuerst vor dem Theater aufgestellt, um das Gebäude und die Abgeordneten vor dem großen Zudrange der Neugierigen zu schützen; sowie aber die monarchische Majorität die Exekutivgewalt in die Hände des Herrn Thiers verlegt hatte, wurde auch die jenen Herren von vornherein verdächtige Bürgerwehr durch reguläre Truppen ersetzt, und mit nicht geringem Staunen erblickte man eines schönen Morgens einen ganzen Gürtel von allen möglichen Waffengattungen, der um das Theater herumgezogen war: Mancher fragte sich damals, warum all diese Leute nicht an der Loire ständen und was sie eigentlich hier zu thun hätten. So lagen aber die Dinge damals, daß die conservativen Elemente, welchen die Wahlen die Oberhand gegeben hatten, sich viel mehr vor der Revolution als vor den deutschen Armeen fürchteten und gegen jene noch vor Friedensschluß Front zu machen sich genöthigt glaubten. Freilich war diese Furcht, wie es der Ausbruch der Commune bald zeigen sollte und wie es die revolutionäre, und in dem Süden ziemlich centrifugale, Bewegung in der Provinz auch andeutete, nicht so ganz unbegründet. Es hatten sich nämlich in dem fürchtbaren Zerfetzungsproceß, der dem Fall des Kaiserreichs folgte, die früheren demokratischen Tendenzen in eigentlich föderalistische umgewandelt, und in verschiedenen Gegenden konnte man mit Staunen und Schrecken die Entfesselung einer ungeahnten Macht bemerken, welche, hätte sie gesiegt, das französische Reich zur Zerstückelung hätte führen müssen. Auf eine seltsame Weise mischten sich damals in dem südlichen Volke die Erinnerungen an die föderalistischen Bestrebungen der Girondisten mit der strammen und schroffen centralistischen Verwaltungspraxis der Jacobiner. Raum hatte man aber Zeit, in dem Aufruhr aller Leidenschaften diese Sachlage objectiv und philosophisch zu betrachten, und später erst konnten sich die Betheiligten Rechenschaft ablegen von der eigenthümlichen moralischen Zerrüttung, die alle Ideen und Principien durcheinander geworfen hatte. Daß Frankreich sich aus diesem Chaos verhältnißmäßig so schnell herauszuarbeiten vermochte, legt ein berebtes Zeugniß ab für die ungeheure Elasticität, welche dem transvogesischen Volke innewohnt und die man, ob Freund oder Feind, niemals genug bewundern wird.

So gründlich zerrüttet waren in jenen ersten Monaten des Jahres 1871 die Geister, daß, wie früher schon bemerkt, der eigentliche Patriotismus,

die bis zur Selbstaufopferung gebrachte Liebe zu dem Ganzen, in den mittäglichen Ländern fast vollständig verschwunden war, und daß die nationalen Leidenschaften, die weder Napoleon noch Gambetta zu entfesseln vermochten, dem Parteigewühle und sodann dem fast antinationalen Föderalismus Platz gemacht hatten. Zu Parteizwecken wurde Alles benutzt und für solche ausgebeutet, und selbst Elsaß und Lothringen blieben nicht geschützt vor diesem in Alles hineingreifenden Parteileben. Die radicalen Republikaner unter Gambettas Leitung betrachteten die Elsäßer und Lothringer Deputation und das schwere Verhängniß, das diese Abgeordneten zum letzten Male in eine französische Versammlung führte, als einen Hebel, der mit Gewalt und vielleicht nicht ohne Erfolg gegen das neue Regiment angefaßt werden konnte, um es in den Augen der Massen zu schädigen; man spielte gegen die Regierung, die doch unschuldig an dem Allen war, den Trumpf der Annexion aus, wie gegen die Bonapartisten den viel schlagenderen Trumpf der Kriegserklärung und der Niederlage von Sedan. Andererseits versuchten es die Legitimisten und Orleanisten, die unter einem Hute vereinigt waren, die elsäß-lothringischen Deputirten noch zu ihren einseitigen, monarchistischen Zwecken zu benutzen, indem man ihnen vorzureden suchte, Deutschland hätte sich im Geheimen bereit erklärt, auf die Annexion zu verzichten, falls die Nationalversammlung den legitimen König auf den Thron erheben würde. Bei diesen Deputirten aber blieben solche Versuche resultatlos, da man, im Elsaß besonders, die Verhältnisse zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß die Annexion eine beschlossene Sache war und daß der Kaiser von Deutschland ohne das Reichsland nicht in sein junges Reich zurückkehren konnte; andererseits war auch in dieser Deputation der republikanische Geist so vorwiegend, daß diese legitimistischen Anläufe von vornherein von ihr abprallen mußten. Während nun die Parteien sich in diesem, bis auf's Aeußerste getriebenen Kampf gegen einander abmühten, stand ein Mann da, der, in richtiger staatsmännischer Erkenntniß, das Interesse des Ganzen, das Princip des Vaterlandes aufrecht erhielt, es keinen Augenblick vergaß und immerwährend mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer auf die Wiederherstellung des patriotischen Geistes hinausarbeitete: dieser Mann war Herr Thiers, um den sich die moderirten Republikaner, welche man, damals und heute noch, in richtiger Weise als die französischen Nationalliberalen bezeichnen könnte, schaarren. Dieser Tendenz, die Interessen des Ganzen vor denjenigen der Parteien und auch der annectirten Provinzen zu berücksichtigen, gab Herr Thiers selbst einen damals schwer empfundenen, aber dennoch richtigen Ausdruck, indem er den elsäßischen und lothringischen Deputirten, als sie vor ihm erschienen, zurief, er kenne nur Frankreich, und wenn die Elsäß-Lothringer ihre Interessen vertheidigen wollten, so sollten sie sich nach Berlin und nicht nach Bordeaux wenden. Wären diese Deputirten damals dem Beispiele des Herrn Thiers gefolgt, so würde wol ihr Auftreten

ein anderes geworden sein, und sie hätten, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, ihre Bemühungen dahin gerichtet, nach einem principiellen Protest gegen die Annexion, die Wahrung der ihnen anvertrauten Interessen auf dem durch den Friedensvertrag geschaffenen Wege in die Hand zu nehmen.

Inmitten der entfesselten Leidenschaften darf es aber wol nicht Wunder nehmen, daß gerade Diejenigen, die am härtesten getroffen waren, sich wie die Andern fortreißen ließen und statt als politische Staatsmänner, welche die Zukunft bevorsehen und vorbereiten, nur als verwundete Patrioten, die ihrem Schmerze freien Lauf ließen, handelten.

Wer übrigens, sei es auch nur einen oberflächlichen Blick in das damalige öffentliche Leben zu werfen und die Lage Frankreichs durch Lesung oder Durchblättern der Zeitungen, der Correspondenzen, sowie auch durch persönliche Beziehungen mit den in die Politik thätig Eingreifenden zu beurtheilen die Gelegenheit hatte, der mußte wol stauen vor dem ungeheuren Schwall von Leidenschaften aller Art, die sich in Schrift, Wort und That über das unglückliche Land ergossen. Der politische Verstand ward allüberall zurückgedrängt; wenn in den Decreten und Verordnungen der gambettistischen Dictatur nur die Leidenschaft eigentlich zu Worte kam, wie viel mehr mußte dies in den Zeitungsartikeln, in den Reden, in der täglichen Polemik der Fall sein! Vergleicht man die Verwaltungsmaßregeln, welche von Bordeaux und früher von Tours aus getroffen wurden, mit den von den Führern der republikanischen Partei in Corps législatif und in der Presse vor dem Kriege vertretenen Principien, so kann man sich zuvörderst eines leichten Staunens wol nicht erwehren, — dessen Lösung man eben in dem Gedanken finden wird, welchem der letzte französische Ministerpräsident in folgenden Worten einen ebenso prägnanten als psychologisch und politisch wahren Ausdruck gab: „Dans des situations politiques différentes, on peut soutenir des doctrines différentes.“*)

Nichtsdestoweniger aber mußte jenes Regierungs- und Verwaltungspersonal in der Provinz einer sehr intensiven Wirkung der Gefühlspolitik und des Parteikriegs ausgesetzt gewesen sein, um so außerordentlich stramme und mit seinen früher ausgesprochenen Principien in so schroffem Gegensatz stehende Maßregeln zu treffen, wie wir sie in den damaligen officiellen Blättern ausgezeichnet finden: Auflösung der einzigen, damals noch gesetzlich bestehenden frei erwählten Versammlungen der Conseils généraux oder Departementsräthe; directe Einmischung der Präfecten in die Wahlen der Nationalversammlung, und zwar in einer Weise, wie sie das Kaiserreich unter den schärfsten Faustpräfecten kaum kannte; Aufstellung ganz neuer, in keinem Gesetze vorhandenen Wahlbedingungen, Ausschließung

*) Wenn die politische Lage sich verändert, kann der Staatsmann seine Anschauung auch ändern.

aller früheren officiellen Candidaten von dem Rechte, sich wählen zu lassen, und andererseits ganz gesetzwidrige Aufstellung der Präfecten als Candidaten in die Nationalversammlung: — alles dies ausgehend von einer Regierung, die, als sie noch in der Opposition saß, dieses Gebahren an der kaiserlichen Verwaltung als ein höchst verderbliches und verdammungswürdiges geißelte und angriff. Es liegen Actenstücke vor, die auf eine ganz merkwürdige Weise darthun, wie dieselben Männer, bei Veränderung der Verhältnisse und in der Hitze des Parteikampfes, das Gegentheil von dem thun können, das sie vor wenigen Monaten als das einzig Richtige empfohlen und vertheidigt hatten. Wir werden uns auf einige wenige, aber desto drastischere Citate beschränken. Am 30. Januar 1871 schrieb der Präfect des Departements der Indre an Herrn Laurier, alter ego des Herrn Gambetta: „Ne vous semble-t-il pas que, quoiqu'on en dise, il y aurait lieu, en cas de besoin, pour assurer le succès (électoral) d'user des moyens administratifs pour faire voter les paysans? Je suis l'ennemi des candidatures officielles, mais à cette heure il faut voir le but.“*) Ein Generalsecretär in dem Departement der Ardèche klagt telegraphisch seinen Präfecten folgenderweise des Moderantismus an: „Mon préfet répugne à agir avec vigueur dans les élections. Il a des scrupules de conscience. Envoyez lui donc d'urgence des instructions vigoureuses. Si le préfet n'est pas à poigne, les républicains sont enfoncés.“***) Am 1. Februar 1871 telegraphirt der Präfect Duportal an Gambetta: „Affermissez fortement votre dictature; la France est affolée d'asservissement et d'obéissance,“***) — und am demselben Tage telegraphirt dem Dictator der Unterpräfect von Dax: „Il serait urgent de révoquer les juges de paix; ceci en vue des élections,“†) und am folgenden Tage schreibt der Präfect der Orne: „Il est absolument impossible que nous conservions pendant les élections les juges de paix de l'Orne. Voulez-vous les révoquer par dépêche?“††) — George Sand,

*) „Glauben Sie nicht, daß, was man auch sagen möge, es der Fall wäre, im Nothfall, um den Erfolg der Wahlen zu sichern, von den administrativen Mitteln Gebrauch zu machen, um die Bauern zum Stimmen zu bringen? Ich bin ein Feind der officiellen Candidaten, aber in dem jetzigen Augenblicke muß man das Ziel in's Auge fassen.“

**) „Meinem Präfect ist es zuwider, in den Wahlen energisch zu handeln. Er hat Gewissensscrupel. Schicken Sie ihm doch dringlichst energische Verhaltensmaßregeln. Wenn der Präfect nicht ein Faustpräfect ist, so sind die Republikaner verloren.“

***) „Befestigen Sie energisch Ihre Dictatur; Frankreich wirft sich wie toll an den Hals der Unterwürfigkeit und des Gehorsams.“

†) „Es wäre äußerst nothwendig, die Friedensrichter abzusetzen; dies in Hinblick der Wahlen.“

††) „Es ist absolut unmöglich, während der Wahlen die Friedensrichter der Orne beizubehalten. Wollen Sie sie per Telegramm absetzen?“

welche diesem Treiben mit Betrübniß zusah und doch gewiß nicht zu den Bonapartisten oder zu den Ultramontanen gehörte, konnte sich eines Aufwallens von gerechtem Zorne nicht erwehren und schrieb in ihr Journal d'un Voyageur pendant le siège (Seite 287): „On procède partout par listes officielles qu'on appelle listes républicaines. Ainsi le premier appel fait au peuple par cette république aura suivi la forme impériale et admis des incompatibilités inconnues sous l'empire. C'est une honte, mais qu'elle retombe sur ceux qui l'acceptent!“*) — Lanfrey, der berühmte republikanische Verfasser der Geschichte Napoleons I., stand öffentlich gegen diese Wirthschaft auf, die er die Dictatur der Unfähigkeit nannte, und Thiers betitelte sie von der Tribüne herab als die Politik eines Rasenden, Tollhäußlers (un fou furieux). Daß ein besonnener Staatsmann wie Thiers sich zu einem solchen Ausdruck hinreißen ließ, beweist auch wieder, in welchem hohem Grade die Leidenschaft in allen Verhältnissen eingerissen war. Noch mehr aber beweist dies die Sprache, welche die Zeitungen damals sowol gegen den Präsidenten der Exekutivgewalt, als gegen die Nationalversammlung selbst führten. Gambettas Blatt, Siecle, schrieb beispielsweise einen Artikel gegen Herrn Thiers, der in folgenden Sätzen gipfelt: „Après ces insuccès (seiner diplomatischen Reise durch Europa) M. Thiers n'avait qu'une conduite à tenir, se retirer et quitter la scène politique; mais on détournerait plus facilement un fleuve de son cours, qu'on arracherait un intrigant à ses intrigues . . . M. Thiers subit lui aussi cette fatalité de l'âge qui n'épargne pas les plus belles organisations.“**) Und es war dieselbe republikanische Partei, welche das, später von den reactionären Elementen wieder aufgenommene, geflügelte Wort des „sinistre vieillard“ gegen Herrn Thiers erfand. In ganz besonders auffallender Weise aber bekundete sich dieses leidenschaftliche Wesen bei den Verhandlungen der Nationalversammlung über die Friedenspräliminarien und nach Beendigung derselben. Die maßlose Sprache, die die größten Provinzblätter in Ermangelung der Pariser Zeitungen, die so gut wie nicht bestanden, führten, mag einerseits durch die Ereignisse selbst erklärt werden; andererseits aber liegt doch gerade in der damals den Elsaß-Lothringern gegenüber ein-

*) „Ueberall stellt man officielle Listen unter dem Namen republikanische Candidatenlisten auf. Also wird der erste Aufruf, den diese Republik an das Volk macht, die imperialistische Form annehmen und wird Unverträglichkeiten zulassen, welche das Kaiserreich nicht kannte. Es ist eine Schande! Aber sie falle auf diejenigen, welche dies annehmen, zurück!“

**) „Nach diesem Mißerfolge hatte Herr Thiers nur noch eins zu thun, sich zurückzuziehen und die politische Bühne zu verlassen. Aber es wäre leichter, einen Fluß aus seinem Bette zu bringen, als einen Intriganten von seinen Intriguen wegzureißen . . . Herr Thiers, er auch, verfällt dem Verhängniß des Alters, welches selbst die besten Naturen nicht verschont.“

genommenen Stellung ein bedeutender Wink, den die deutsche Regierung in dem Reichslande hätte beherzigen sollen und der ihr den richtigen Weg zur Wiedergewinnung jener Bevölkerungen hätte zeigen sollen; denn nirgends konnte man besser als aus diesen Artikeln herauslesen, mit welchen Gefühlen die Elsäßer und Lothringer von Frankreich schieden, und welche tiefe, von allen Revanche-Träumereien baare Bedeutung das damalige Frankreich der Annexion beilegte. Folgendes schrieb ein elsässischer Correspondent aus Bordeaux an das größte republikanische Blatt in der Provinz, an den Progrès von Lyon:

„Die Nationalversammlung lacht und macht Wiße; am Tage nach der Enthauptung Frankreichs hat sie es nicht verstanden, den Ernst, der Sterbenden geziemt, anzunehmen; sie gleicht den Freudenmädchen, die mitten im Lachen und in den Orgien sterben. Küß aber, der große Gelehrte, ist am Tage der Losreißung des Elsaßes gestorben. Das Elsaß ist empört; daß Frankreich es im Stiche gelassen hat, das hat es tief beleidigt; sein Schmerz ist unermesslich.“

Noch ungleich viel schärfer aber trat anderen Tages die Redaction dieses selben Blattes mit der Unterschrift des Chefredacteurs in die Schranken, und zwar ist dieser Artikel derart, er beleuchtet die damaligen Zustände, besonders was die an die Elsaß-Lothringer gestellten Forderungen anbetrifft, in einem so grellen und schlagenden Lichte, daß wir, zur allgemeinen Orientirung, nicht umhin können, dessen wesentliche Abschnitte wörtlich wiederzugeben. Es mag Manchen beim Lesen dieser Zeilen ein eigenthümliches Gefühl anwandeln, besonders wenn er sie mit dem seit dem Jahre 1873 und dem Auftreten der Elsäßer Liga veröffentlichten Mahnrufe an das „rheinische Polen und Venetien“ vergleicht. Folgendermaßen also schrieb der Progrès, das Organ der Demokratie in der Provinz, am 3. März 1871:

„Angesichts dieser Resolution (die die Ostdepartements an Deutschland preisgab) hatten die Elsäßer und Lothringer Deputirten einen ersten Schritt zu thun, den sie auch gethan haben: nämlich aus einer Versammlung, die nicht mehr werth war, sie in ihrer Mitte zu besitzen, zu scheiden. Sie sind ausgetreten, nicht aus Respect vor dem Votum, das mit vierhundert Stimmen Majorität gefallen war und das sie gegen alles Recht aus der französischen Familie verstößt, sondern um zu verstehen zu geben, daß sie nichts mehr gemein haben wollen mit Leuten, die den Namen Frankreichs unter ein insamirendes Altkenstück zu setzen den Muth hatten.

„Jetzt bleibt ihnen übrig, einen zweiten Schritt zu thun: nämlich zu erklären, daß sie auf die Hoffnung, jemals wieder Franzosen zu werden, verzichten. Da eine französische Versammlung sie fortjagt und sie aufopfert, so ersetzt in ihren Herzen die Verachtung den Patriotismus; von diesem Tage an ist Frankreich eine Fremde für sie, und wenn jemals, durch eine neue Laune, Frankreich sie wiedererobern will, wird es Elsaß

und Lothringen aufrecht und wuthzitternd vor sich stehen sehen, um mit den Waffen in der Hand ein Anerbieten, das diese Länder, ohne sich zu entehren, nicht annehmen könnten, zurückzuweisen. Die Männer von Elsaß und Lothringen wollen nicht mehr einem Volke angehören, das seine Landesleute verkauft. Wir haben die Hand, die sie uns hinstreckten, verschmäht; sie verweigern, fürderhin die unserige anzunehmen.

„Venetien war wenigstens nicht von Italien verkauft worden. Es war Napoleon I., der nach Marengo dieses Land in die Wage, auf welcher die Sieger nach ihrer Willkür die Geschicke der Völker wägen, geworfen hatte. Venetien hat den Willen haben können, sich für Italien aufzubewahren, welches nicht Mithelfer dieses Verrathes war. Aber heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Wir sind es, es ist Frankreich, das an Elsaß und Lothringen Verrath übt. Was wir nur noch das Recht haben, von diesen Bevölkerungen zu fordern, das ist ihre Verwünschungen und ihre Verachtung.“*)

Man dürfte doch begierig sein zu erfahren, was Frankreich jetzt sagen würde, wenn die Elsässer und Lothringer sich auf diesen so scharfen Ausdruck der größten republikanischen Provinzialblätter berufen wollten, nicht um „mit den Waffen in der Hand“ die Revanche abzu-

*) Les députés lorrains et alsaciens, en face de cette résolution, avaient une première chose à faire, et ils l'ont faite, c'était de se retirer de cette assemblée qui n'était plus digne de les garder dans son sein. Ils se sont retirés, non pas par déférence pour le vote qui venait d'être pris avec quatre cents voix de majorité et qui, contre tout droit, les exclut de la grande famille française, mais pour faire comprendre qu'ils ne veulent plus rien avoir de commun avec des hommes qui ont osé mettre le nom de la France au bas d'un acte infamant.

Maintenant il leur reste à faire encore autre chose: c'est de déclarer qu'ils renoncent à l'espoir de devenir jamais Français. Puisqu'une assemblée française les chasse et les immole, le mépris remplace dans leurs coeurs le patriotisme; la France dès ce jour est pour eux une étrangère et si jamais, par un nouveau caprice, elle veut les reconquérir, elle trouvera l'Alsace et la Lorraine debout et frémissantes pour repousser, les armes à la main, des avances qu'elles ne pourraient plus accepter sans déshonneur. Les hommes de Lorraine et d'Alsace ne veulent plus faire partie d'un peuple qui vend ses concitoyens. Nous avons repoussé la main qu'ils nous tendaient; ils refusent désormais de prendre la nôtre.

La Vénétie au moins n'avait pas été livrée par l'Italie. C'est Napoléon I, qui, après Marengo, l'avait jetée dans la balance où les conquérants pèsent à leur gré les destinées des peuples. Elle a pu vouloir se conserver à l'Italie qui n'était pas complice de la trahison. Mais aujourd'hui la situation est tout autre. C'est nous, c'est la France, qui trahit l'Alsace et la Lorraine. Nous n'avons plus le droit de lui demander autre chose que ses malédictions et son mépris.

weisen, sondern nur um ihre eigenen Interessen auf Grund des Friedensvertrags innerhalb des deutschen Reiches zu verteidigen. Ferner aber muß man sich auch fragen, welche groben Fehler die deutsche Verwaltung in dem Reichslande begangen, um jene Stimmung des Jahres 1871 nach drei Jahren dergestalt umzuwandeln, daß die ersten Wahlen den bekannten Protest zur Folge haben konnten. Denn daß die Elsaß-Lothringer „empört“ waren, wie es der elsässische, in naher Berührung mit den Deputirten stehende Berichterstatter der *Progrès* sagte, das wird Niemand in Zweifel stellen können, der damals irgend welche Fühlung mit ihnen hatte, oder der die aus damaliger Zeit herrührenden Briefe gelesen. Nicht nur der in Bourdeaux tragisch verstorbene Maire und Abgeordnete Straßburgs, Dr. Küß, schrieb nach Hause: „Mehrere werden in's Land zurückkehren, und den Staub von ihren Füßen schütteln“; von anderen seiner Kollegen konnte man dasselbe hören; und aus Briefen, die in den französischen Blättern während der ersten Monate nach dem Friedensschluß veröffentlicht wurden, lesen wir, daß die Elsässer, welche sich als Freiwillige in die Lyoner Legionen eingereiht hatten, sich in Genf auf das deutsche Consulat begaben, um als Deutsche und für Deutschland optirend, in das Heimatland zurückzukehren; „die ganze Bevölkerung von Genf kann das ununterbrochene Defilé der Elsässer und Lothringer Legionäre sehen, welche gruppenweise in das deutsche Consulat gehen und eine Vergütungssumme abtroteln, um in ihre Heimat zurückzukehren,“ so schreibt am 11. März 1871 ein Sergeant der 3. Elsaß-Lothringer Legion, Namens Henri Guuß, und sein, von dem *Progrès* am 15. März veröffentlichter Brief endet folgendermaßen: „Ich habe Frankreich verlassen mit gebrochenem Herzen über unsere Schande, aber ich hatte nicht erwartet, daß sich diese Schande auf fremdem Boden in dieser Weise bestätigen würde.“*)

Wie sehr dieses wahrheitsgetreue und durch historische Beläge bestätigte Bild von demjenigen absteht, den die später in Frankreich aufgetauchte Legende als das wahre Conterfei jener Periode ausmalt, das braucht wol nicht näher betont zu werden. Es ging mit diesen Ereignissen wie es so oft in der Weltgeschichte geht: an Stelle der nackten und Vielen unerwünschten Wahrheit drängte sich ein dem instinctiven Drange der Massen nach einer gewissen Selbsttäuschung angemessenes Phantasiegebilde; man suchte die wunden Flecke zu verwischen, die trüben Erinnerungen zu vergessen, und um sich selbst Muth einzulößen für die Zukunft, farbte man die Vergangenheit derart, daß die späteren Geschlechter Nichts

*) *Toute la population de Genève peut voir le défilé continu des légionnaires d'Alsace et de Lorraine, venant par groupes entiers assaillir le consulat allemand et y mendier l'indemnité nécessaire pour pouvoir rentrer dans leur foyer. . . . J'ai quitté la France le coeur brisé par notre déshonneur, mais je ne m'attendais pas à en voir une confirmation aussi honteuse à l'étranger.*

— * * * —

darin zu erblicken hätten, worüber sie errötheten. Bei diesem Spiele vergißt man aber, daß ein Volk aus seinen Verhängnissen, aus seiner Noth und Schande eine ernste Lehre folgern und, soll es sich zu gesünderen Zuständen erziehen, auch der unangenehmsten Vergangenheit und den traurigsten Erlebnissen muthig und unverzagt in's Auge blicken muß. Der Keim einer besseren Zukunft liegt für ein niedergeworfenes Volk in der klaren Erkenntniß seiner vormaligen Schwächen, und die erste Bedingung seiner Erhebung ist der Muth, die Wahrheit seines Verfalles zu erkennen.

Das einzig wirklich tragische Moment, das aus jener bewegten Zeit auf uns herüberragt, war wol, wenn wir den uns zugekommenen Berichten glauben, der in Bordeaux am Tage vor dem Botum der Friedenspräliminarien erfolgte Tod des Maires von Straßburg, des im Elsaß heute noch so hochverehrten Küss. Leidend und von den Schicksalsschlägen schwer niedergedrückt, hatte sich Küss gegen den Rath seiner Freunde entschlossen, das Mandat, das ihm seine Mitbürger fast einstimmig erteilt hatten, anzunehmen und nach Bordeaux zu reisen. „Ich gehe, um meine Pflicht zu erfüllen,“ sagte er im Scheiden; „ich werde aber nicht lebendig wiederkehren.“ Und wie er es gesagt, so geschah es. Die Aufregungen der ersten Sitzungen, die tiefe Wehmuth, die sich seiner beim Anblick der Nationalversammlung und der Leichtfertigkeit, mit der überall von der Losreißung des Elsaß gesprochen wurde, bemächtigte, die Schmach, die er mit seinen Gesinnungsgenossen empfand, auf solche Weise von dem alten Vaterlande im Stiche gelassen und, wie er zu sagen pflegte, abgeschüttelt zu werden, übte auf sein Leiden eine verhängnißvolle Wirkung aus. Er starb, von seinen elsässischen Collegen umgeben, in einem Krankenhause von Bordeaux, und sein letztes Wort war noch für seine Vaterstadt und für das Elsaß. Bei seinem Begräbniß war weder die Regierung noch das Präsidium der Nationalversammlung officiell vertreten; die Anwesenden konnten sich einer Betrübniß nicht erwehren, als sie diesen Leichenzug verglichen mit demjenigen, den sie wol zu erwarten berechtigt gewesen wären. Langsam ging der Zug, voran eine Abtheilung von Nationalgardisten mit gesenkten Gewehren, durch die Stadt dem Bahnhofe zu. Die südliche Sonne lachte auf die grünenden Triften; die blauen Wellen der Gironde plätscherten lustig unter den Quais, — lustig und leichtlebig und leichtvergeßlich wie dieses fröhliche Völkchen selbst, das die Bahre des Maires von Straßburg vorbeiziehen sah und staunend fragte: Wen trägt man da hinaus?

* * *

Sollen wir das Bild, das sich in jenen ersten Monden des Jahres 1871 in Bordeaux vor uns entrollt, zusammensassen, so finden wir ein Etwas, das mit der landläufigen Legende nur sehr Weniges gemein hat: eine moralische Zerfahrenheit, die noch größer war, als die materielle;

ein Verduften des Patriotismus in Parteihader und provinziellem, beinahe antipatriotischem Föderalismus, ein Gewoge, in welchem der eigentliche französische Geist fast zu Grunde gegangen wäre. Der Mann aber, welchem zuvörderst das große Verdienst angehört, dieser Zügellosigkeit eine Schranke gesetzt, die Leidenschaften, unter welchen das Land den Zuckungen des Todeskampfes entgegenging, beschwichtigt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder erweckt zu haben, war der im Februar eingesetzte Präsidant der Executivgewalt, Herr Thiers. Dieses Mannes Namen wird Frankreich nie hoch genug preisen und ehren können; denn wäre Herr Thiers nicht gewesen, mit seiner staatsmännischen Kaltblütigkeit, Klugheit und dem hohen Muth, mit dem er es unternahm, sowol gegen die gambettistische in die Commune verlaufende „Zollhäuslerpolitik“, als auch gegen die monarchistischen, das Land in den Abgrund des Religionskrieges führenden Bestrebungen Front zu machen, wohin wäre Frankreich damals gekommen? So wie die Dinge lagen, wäre Frankreich, ohne diese besonnene Führung des fast achtzigjährigen Greises, einer inneren Katastrophe, die noch schrecklicher gewesen wäre als die Niederlage durch die deutschen Waffen, unfehlbar entgegengegangen, und wer könnte sagen, ob man überhaupt heute noch in dem welthistorischen Kampfe zwischen den Elementen des Fortschritts und des Ultramontanismus auf das Wiedererwachen des freiheitlichen Geistes dieses großen Volkes hoffen könnte, um gemeinsam mit der deutschen Politik den Streit gegen die römische Internationale aufzunehmen? Dies aber muß für das liberale Frankreich wie für Deutschland das Endziel aller politischen Bestrebungen werden, daß beide mitteleuropäischen Culturvölker Hand in Hand diesen wahren und seltenen Befreiungskrieg zum Nutzen und Frommen der ganzen Humanität führen und siegreich vollenden.





Correspondenz mit Anastasius Grün.

Erinnerungen

von

Bauernfeld.

— Wien. —

Bereits gegen Ende der zwanziger Jahre traf ich mit dem jungen Grafen Anton Uersperg zusammen, der in Wien sein Jus absolvirte. In dem sogenannten „silbernen Kaffeehaus“ bei Meurer hospitierten wir in der Folge täglich mit J. G. Seidl, Halirsch, Hermannsthal und anderen jungen Poeten; auch die älteren, wie Grillparzer, Castelli, Deinhardstein, sprachen häufig zu, nicht minder der Redacteur der Modezeitung, Friedrich Witthauer, berühmte Schauspieler, wie Ludwig Löwe und Raimund, desgleichen Musiker und Maler. Es war ein völliger Parnass. Mit Uersperg war ich längst Freund geworden, als er sich mit den „Spaziergängen“ vor der Welt als Anastasius Grün entpuppte. Im Jahre 1832 kam Niembösch von Strahlenau aus Amerika zurück. Er that sich bei Meurer als vorzüglicher Billardspieler hervor, während wir Uebrigen unseren Spieltrieb meistentheils nur durch „Domino“ oder „Picket“ bethätigten. In demselben Jahre 1832 erschienen die Gedichte von Nikolaus Lenau und machten nicht minder Aufsehen als die „Spaziergänge“. Die beiden Dichter wurden gleichfalls traute Freunde, und ich hielt ehrlich zu ihnen. Damals war überhaupt noch literarisches Zusammenhalten; die houneten Schriftsteller standen abseits von Clique und Claque. Da kam es, daß Braun von Braunthal den Grafen Uersperg in der Allgemeinen Zeitung als „Poltron“ bezeichnete, weil dieser nicht den Muth habe, mit seinem wahren Namen für sein Pseudonym einzustehen. — Unsinn! War er denn nicht nothgedrungen, der Polizei und Censur gegenüber eine Larve vor's Gesicht

zu nehmen? — Auerzperg lag damals (im Jahre 1837) krank in Wien und war durch den Schmähartikel gewaltig aufgeregt. Die Freunde hielten Rath. Das Wort „Poltron“ durfte nicht haften bleiben. Es wurde natürlich beschlossen, den (abwesenden) Beleidiger zu fordern. Braunthal nahm erst an, refüsirte dann, verlangte — Reisegeld, da das Duell außerhalb Oesterreich stattfinden mußte. Neuer Rath, welchem auch Zedlitz beiwohnte, dessen Affaire mit Pannasch noch in frischem Andenken stand. — Eine Geldsumme wurde votirt, zwei Zeugen sollten sie überbringen — oder, falls die andere Partei sich nicht stellen wollte, den Widerruf des Artikels verlangen. Diesen Widerruf hat, wenn ich nicht irre, Grillparzer stilisirt. Braunthal kroch zu Kreuze, war bereit, demüthig abzubitten, der Widerruf kam gleichfalls in die Allgemeine Zeitung. — „So frißt der Hund sein eigenes Gespöck auf!“ bemerkte Lenau. Sit venia verbo! Aber es paßte.

Anton Auerzperg hatte bereits im Jahre 1831 die Verwaltung seiner Herrschaft „Thurn am Hart“ übernommen, kam aber alljährlich vier bis fünf Mal nach Wien, bisweilen auch zu längerem Aufenthalt, „um sich unter uns aufzufrischen“, wie er sich wiederholt äußerte.

So blieb ich mit ihm, er mit mir und meinen Freunden im Zusammenhang. Auch an schriftlichem Verkehr fehlte es nicht.

Im Jahre 1836 machte ich mit dem Freunde eine Reise durch Deutschland, welche sich für ihn als ein wahrer Triumphzug gestaltete. Der Verfasser von „Schutt“ war bereits damals in aller Welt Munde. Nach seiner Verheirathung (im Jahre 1839) kam er seltener nach Wien; wir schrieben uns dagegen um so eifriger. Aus seinen Briefen gebe ich hier Auszüge. Wie treu er auch nach der Heirath an seinen Freunden hielt, bezeugen die folgenden Stellen aus einem Briefe vom Jahre 1843:

„Deine Briefe“ — schreibt er — „freilich noch mehr der unmittelbare Verkehr mit Dir selbst — sind ein ganz vortreffliches Correctiv gegen eine Art behaglicher Indolenz, die bisweilen mehr Gewalt über mich übt, als ich ihr zugestehen möchte. Aber sieh, da kommst Du und brennst auf der ruhigen Fläche des stagnirenden Wassers ein lustig-lebhaftes Feuerwerk ab, oder lässest einen Regen von scharfen Kieselsteinen darüber hintanzen und prasseln und das Wasser hat dann auf einige Zeit Wellengang und Bewegung.“ — Der Grund zur Indolenz wird am Ende durch die Frage motivirt: „Wo geschieht jetzt eine große Handlung, für die man ganz begeistert sein, wo ist eine Partei, der man sich ganz und warm anschließen, wo ein Erfolg, den man bejubeln könnte? Als Fragment tritt uns mit jedem Schritte Böbliches und Vernünftiges entgegen. Die verschiedenen Richtungen, in welche sich die Kraft der Gegenwart zersplittert, sind entweder kaum aus dem Embryo getrockene Halbheiten oder bereits zur Carriatur gediehene Uebertreibungen! Möglich, daß es immer so war und das wahrhaft Große und Gute mit der Zeit von selbst sich Bahn bricht und

zur Bedingung einstiger Vollenbung allmähliches und langsames Wachsthum fordert; möglich, jedenfalls aber ist die Uebergangsperiode für den, der mitten drin steht, verstimmend und niederdrückend.“ —

Ich hatte zu jener Zeit einige Romane von Boz-Dickens übersezt und mich über die beschwerliche Arbeit, sowie über den Umstand beklagt, daß ich nun in die Dienstbarkeit eines Verlegers gerathen wäre. — Auerzperg sucht mich zu trösten und aufzurichten. „Die elegischen Ausbrüche des Boz-Uebersetzers kann ich gewiß ganz mitfühlen“ — heißt es — „und Deine Rechtfertigung hätte ich wahrscheinlich mit denselben Worten, wo immer sie nöthig geworden wäre, übernommen. Ich selbst werde aber gewiß nie an Dir irre werden“ u. s. w.

„Bei dieser Gelegenheit kann ich Dir mittheilen, daß ich auch Uebersetzer geworden bin, nämlich von slavischen Volksliedern, die ich in Stunden, die der eigenen Productivität abhold sind, vornehme. In meinem Geburtslande Krain — diesem jezt unpoetischesten aller Länder und Ländchen — ist größtentheils aus der Zeit der Türkenkriege ein Rest von Poesie zurückgeblieben, um den es schade wäre, wenn er außerhalb unbekannt bliebe. Die Geschichte des Krainervolks in jener Zeit ist ein ewiger Vorpostenkrieg, und wie sich die Kerle bei ihren Wachfeuer die Leiber an der Gluth erwärmten, so beseuerten sie ihr Herz mit Liedern. Seit her ist aller Gesang aus dem Volke gewichen, denn wo kein Volksleben, gibt's auch gewiß kein ächtes Volkslied. Drum möcht' ich meinen Landsleuten, um sie poetisch zu stimmen, beinahe wieder einmal die Türken an den Hals wünschen! — Gelegentlich unseres Wiedersehens will ich Dir ein paar Pröbchen jener Volkspoesie mittheilen, die jedenfalls besser ist als der Krainer Wein und die Krainer Würste, die bei Dir in so kläglichem Andenken stehen.

Was Du mir über die „Nibelungen im Frack“ schreibst, namentlich in Betreff des Metrums, das den Leuten nicht recht zu Gehör will, kann mich nach dem, was Du mir schon gelegentlich unserer poetischen Expectorationen mittheiltest, nicht mehr überraschen; zudem mußte ich darauf gefaßt sein, da die Wiederadaptirung des vierten Schleppverses jedenfalls ein Versuch und dessen Erfolg ungewiß war. Wenn nur das Ganze nicht Fiasco macht! Und wenn auch sogar dies, muß man's ein andermal besser machen. — Sage doch gefälligst Braumüllern, er möchte mir doch mein Exemplar davon zukommen lassen, da ich doch neugierig auf das Außere meines Kindleins bin.“ —

In demselben Jahre 1843 hatte ich ein Gedicht an Anastajus Grün in der Modezeitung erscheinen lassen; der Besungene antwortet mir in

demselben Journal mit dem nachfolgenden Gedichte, welches ich hier nach dem Originalmanuscripte mittheile, da es in den Gedichtsammlungen fehlen dürfte.

Zur Verständigung.

An Bauernfeld.

Ich fuhr aus Wiens Gemäueru, der Stadt mir lieb vor allen,
Die meine Jugend pflegte, mein erstes Dichterlassen,
Die treu bewahrt dem Manne manch' Freundesherz, erkoren,
Und die ich Mutter nenne, da sie mir Brüder ja geboren.

Nacht war es rings und Schweigen. Mein Träumen war umklungen
Noch von dem Wort der Liebe, daß Du mir jüngst gesungen;
Stumm schliefen an meiner Seite im Wagen die Genossen,
Auswand'rer zu fernem Grunde: ein Bündel junger Rosenproffen.

Zwei Liebende in der Laube, die haben sich viel zu sagen,
Doch sollten wir draußen lauschen, es wäre schwer zu vertragen;
Der Rose Freund — Du weißt es — in Poesie und Leben,
Vergaß ich oft, ihr huld'gend, daß liebe Lauscher mich umgeben.

So war ihr Duft unmerkbar in meinem Lied zur Fehle,
Doch bangt nicht, daß ihr Blüten Euch allzuoft noch quäle,
Eind erst erkannt die Fehler, bald sind gebessert sie,
Leicht ist entbehrt ein Közlein im unermessnen Reich Poesie!

Doch halt, da hätt' ich die neuste Grenzmarkung bald vergessen,
Die Politik, das Steinland, allein ihr zugemessen;
Das wären schmale Grenzen! — Vor Jahren scholl die Klage,
Daß Politik den Durchmarsch poet'schem Truppenvolf verjage.

Ein Zug von ledern Reitern gewann dem großen Staat
Das kleine Nachbarländchen; — o schöne Waffenthat!
Begeisterung führte das Häuflein, bin auch gewesen dabei,
Am Helm die Lieblingsblume, und eben nicht in letzter Reih'.

Nun soll das Reich nur die eine, erkämpfte Provinz umfassen,
Die schönen Stamm-Erblände verödet steh'n, verlassen!
Empor all' ihr getreuen Vasallen der Poesie,
Lass't nicht die Heimath schmälern und ruht im Horne: Rein und nie!

Der Bajonette Flimmern in einer Vollmondnacht,
Der Werbaruf um's Lager, Wachfeuer, Vorpostenwacht,
Das Flüstern der Parole, das Rasseln der Batterie,
Es ist ein Stück Poesis, doch nicht die ganze Poesie.

Die ist kein Bergschacht Erzes, für Euch zur Waffenstätte,
Doch auch nicht Blumenweide, die And're zu Schummer bette,
Und nicht der fette Acker, der Jene mit Brot versetze;
Sie ist die ganze Erde, mit allem Jubel, allem Wehe.

Sie ist kein träger Weiher, der Spiegel der Libelle,
 Kein Strom, der Euren Münzen flößt die goldreiche Welle,
 Kein Bächlein, Eschen tränkend zum Schaft für Eure Lanze,
 Sie ist das ganze Weltmeer, mit allen Schrecken, allem Glanze.

Sie ist kein einzeln Sternlein, das liebekrank sich härt,
 Sie ist auch nicht die Sonne, die Weltbeherrschung schwärt,
 Auch kein Komete, Herold von Krieg, Pest und Gericht;
 Sie ist der ganze Himmel, mit aller Nacht und allem Licht.

Sie liegt nicht bloß im Worte, das durch die Welt sich schwang
 Auf Blättern, Mimenlippen und zum Guitarrenklang;
 Wie Pracht der Alpenblumen, die ungesehn geblieben,
 So sind's vielleicht die größten der Dichter, die kein Wort geschrieben.

Denn viel Metalls klingt über die Erde ausgegossen,
 Doch mehr noch halten die Berge in stummer Kluft verschlossen;
 In Fülle bei Menschenfesten Demanten, Perlen glänzen,
 Mehr birgt noch Schacht und Welle, sich selbst zu schmücken und zu kränzen.

Es ist all irdisch Dichten ein niebeendet Lernen,
 Ein Lesen der Meisterwerke aus Blumen, Wellen, Sternen,
 Jetzt Mondennacht-Idylle, jetzt Hochgewitters Ode;
 Wer laß das Buch zu Ende? Der große Geist bleibt uns Rhapjode.

Doch er, ein milder Meister, will Alle unterrichten,
 Nach aufgegebenen Reimen in seiner Art zu dichten;
 Er läßt sie niederflattern auf weißen Blütenblättern,
 Schreibt auf die schwarze Tafel des Himmels sie mit goldnen Lettern.

Nun, Schüler, versucht die Übung! Doch sei's kein klappend Klingen,
 Der Reim muß Herzen versöhnen und muß die Geister beschwingen!
 Horch, Trennung braut das Weltmeer hin zwischen Land und Land,
 Da knüpft das Schiff der Menschen des Reims und Wiederfindens Band.

Sieh dort, — wo erst noch Wüste, kein Blühen, Singen, Reimen, —
 Des Bauers Pflug und drüber die Lerche köstlich reimen!
 Sieh, an des Hfers Hütten die Brandung schleudert der Sturm,
 Der Mensch erlernt vom Felsen den Reim und baut sich Wall und Thurn.

Nun Anmuth naht und Schönheit, — wer da verschont noch bliebe
 Vom Dichterruf! — doch findet sich d'raus ein Reim nur: Liebe!
 Der Mensch, der schwer zu reimen vermag sein irdisch Leid,
 Erfann am Grab der Liebe den kühnen Reim: Unsterblichkeit.

Der Regenbogen in Farben, nach Wettern aufgezo-gen,
 Ist mir ein etwas größrer Mailänder Friedensbogen;
 Dünkt eine Niesen-Polarbe er Euch, möcht' ich nicht schelten,
 Der Meister läßt uns Alle, o lassen wir auch Au' uns gelten!

Auf Frühlingsjonn' ist Rose der Reim, — mir wuchs er zum Hain: —
 Was glommt sie auch so helle! — Seht, wieder verlockt ihr Schein!
 Ich will in Edelzweigen ihr pflanzen im Gartenriede
 Die alten Rosen-Reime, — doch neue suchen meinem Liebe.

Thurn am Hart, 13. März 1843.

Anastasius Grün.

Im September 1846 sollte der längst gehegte Voratz, den Freund in seinem Thurn am Hart zu besuchen, endlich zur Ausführung gelangen. Nachdem ich die zweite Hälfte August bei Castell in Lillienfeld zugebracht, wurde die Reise mit Hindernissen angetreten. Bei den vielen Regengüssen waren die Flüsse ausgetreten, mehrere Brücken beschädigt, die Eisenbahnen theilweise überschwemmt. So ging's ziemlich langsam nach Graz und eben so weiter nach Marburg und Gilly in's Krainerland. — Der Dichter und Rosenliebhaber bewohnte dort mit seiner Gemahlin sein alterthümliches Schloß mit vier Thürmen. Wir strichen in den hochgelegenen Wäldern herum. Die sechshundert Joch Waldung mit einer Steuerlast von fl. 1400 ließen sich kaum vertwerthen, als etwa (und mit sehr geringem Vortheil) durch Pottaschebrennen; der Holztransport von solcher Höhe bis zur Save herunter wäre zu kostbar. Auerspergs größtes Einkommen war der Wein. Jährlich vier- bis fünftausend Eimer mit einem Ertrage von fünfzehn bis zwanzig Tausend Gulden. Der poetische Gutsherr verstand sich aber trefflich auf die Landwirthschaft und hat in der Folgezeit seine Renten bedeutend zu erhöhen gewußt.

Ich verweilte mehrere Tage in Thurn am Hart, meist nur in Gesellschaft der beiden Gatten, doch kamen wol auch Gutsnachbarn auf Besuch oder wurden zu Tische geladen. Auch Jagdlustige fanden sich ein. Es gab genügend Ausbeute von Wachteln und Rebhühnern, fehlte auch nicht an Hasen, Rehen, Füchsen.

Auersperg war aber nichts weniger als Nimrod, lebte nur seinen ländlichen Geschäften, der Muse und vor Allem seiner Frau, die er auf den Händen trug.

Gräfin Marie, ohne auffallend schön zu sein, war anmuthig und liebenswürdig, nahm den Gast in freundlichster Weise auf. Das Ehepaar, bisher kinderlos, lebte idyllisch; sie malte Blumen, er pflanzte Rosen, las ihr an den Spätherbstabenden die Romane von Walter Scott vor, die damals noch en vogue waren. Einen Theil des Winters brachten sie in Graz bei Angehörigen und Freunden zu. — Ich nahm einen angenehmen Eindruck von meinem Aufenthalte mit mir und strich noch eine Weile im Gebirge umher. Im December erhielt ich nachfolgenden Brief des Freundes:

„Lieber, theurer Freund!

Du beschämst mich auf Deine liebenswürdige Art, wenn Du die Verspätung einer sogenannten *visite de digestion* entschuldigst;

Deine Selbstanklage trifft mich noch viel schwerer, der ich auf einen mit so großen Opfern und Mühseligkeiten unternommenen Besuch noch immer die Gegenvisite oder, da ich doch in diesem Augenblick nicht selbst kommen kann, die briefliche Karte schuldig geblieben bin. Doch lasse auch für mich Deine eigenen Entschuldigungsgründe gelten und erschah in ihnen jene Uebereinstimmung, die uns in so Manchem an einander knüpft. Möchtest Du jenen Besuch nur recht bald wiederholen und dabei durch Reise- und Witterungsverhältnisse mehr begünstigt sein, als dieses Mal.

Auf Deine freundliche Befürchtung, daß ich durch den Ankauf eines Hauses in Graz dem dortigen Spießbürgerthum anheimfallen möchte, darf ich die Versicherung aussprechen, daß ein solcher Ankauf mich nie dem Leben und meinen Freunden in Wien entfremden wird. Jenes Vorhaben entsprang nur aus dem Wunsche, die Zeit des Jahres, die ich aus verwandtschaftlichen Rücksichten in Graz zubringen muß, wenigstens à ma façon durchleben zu können, was man denn doch nur am eigenen Heerde kann. Ueber das Leben in Provinzialstädten denke ich so ziemlich wie Du, ob schon mir Graz als eine der besten, und selbst Wien, den beiden Weltstädten gegenüber, die wir kennen, eben auch nur als eine Art Provinzialstadt erscheint. Doch wir sind heimisch in ihr, was wir dort nie werden können, und wie wir's auch in keiner andern deutschen Stadt sind. Als Deutsche finden wir doch nur in Wien das pulsirende Herz deutschen Lebens, und das Herz bleibt immer reich und anziehend. Mir besonders ist Wien lieb, theuer, unentbehrlich; es ist der Boden, aus dem ich aufgewachsen bin, und die Atmosphäre, aus der ich meine Lebenslust schöpfe, Liebe sowol als Joru, deren heilsame Mischung die Lungen athmen und das Herz schlagen macht. Drum kann ich nie daran denken, mich Wien, mit dem ich immer in inniger Verbindung geblieben bin, zu entfremden und darum mag es Dir auch erklärbar werden, daß ich, fern von Wien, Alles aufbiete, um mir die Entbehrung möglichst erträglich zu machen.

Von Lenau habe ich Nachrichten, leider nur traurige. Dr. Zeller hat endlich geschrieben, acht Seiten einer feinen Nadelchrift, deren Entzifferung mir, der ich mir auf Enträthselung der undeutlichsten Schriftzüge sonst etwas zu Gute that, wirklich physisches Unbehagen, ja wahre Qual verursachte. Der Jubegriff des ganzen Schreibens ist ungefähr folgender: Zeller hatte, um auf meine Anfrage antworten zu können, noch den angekündigten Besuch Carl Mayer's abwarten wollen. Dieser erstente den Kranken zwar momentan, aber nach wenigen Sekunden war die ganze Wirkung dieses Besuches wieder verwischt und Niemb'sch sank wieder in seine tiefe Melancholie, die jetzt sein vorherrschender Zustand, und auf welchen Zeller jetzt eben solche Hoffnungen zu bauen scheint, als im vorigen Jahre auf eine ganz entgegengesetzte Stimmung. Unter diesen Umständen rieth er mir nicht zum Besuche, fügte jedoch bei, daß er glaube, die Zeit werde bald kommen, in welcher ein solcher Besuch unter veränderter

Gemüthsstimmung von den besten Folgen sein könnte und in diesem Falle rechne er auf meine Freundschaft für den Kranken und werde mich dann schleunigst beschleunigen. — Ich gestehe, daß ich leider keine Hoffnung mehr habe, auch keine mehr hatte, seit ich ihn gesehen.

Ich freue mich sehr, mit Dir Deine neuen Schöpfungen besprechen zu können, insbesondere den „Raubritter“, dessen Idee mir sehr zusagt, das heißt nicht die Idee des Helden so sehr, wie die des Verfassers. Meinerseits hoffe ich Dir den ganzen 1. Theil des „Pfaffen“, nämlich die Abtheilung „Nithart“, fertig mitzubringen. Leider halte ich schon nach dem Stoffe dieses Theil für den schwächsten, sonst könnte er, da er fertig wird, als selbständiges Ganzes erscheinen und die beiden andern Theile nachfolgen.“

Uerzperg war gewohnt, mir alle seine Arbeiten vor der Drucklegung mitzutheilen; wie er strenge war gegen sich selbst, war es ihm auch nicht darum zu thun, mein Urtheil zu bestechen. So schreibt er mir im Januar 1847:

„Im Anschluß erhältst Du Nithart, den ersten Theil des Pfaffen von Kahlenberg. Urtheile streng darüber; ich würde ihn lieber ganz vertilgen, als mich damit blamiren wollen.“ —

Dieses Gedicht, wie auch die „Nibelungen im Frack“, machte allerdings nicht den großen Eindruck wie „Schutt“ oder die Sammlung der Gedichte, doch nehmen jene beiden Werke immerhin eine bezeichnende wie auch ehrenvolle Stelle in dem Entwicklungsgange des Dichters ein.

Von dem Buchhändler Pfautsch wurde ich ersucht, Uerzpergs Biographie zu schreiben, wozu dieser mir in dem folgenden Briefe einige Daten gab.

„Lieber Freund!

Es ist mir sehr erwünscht und erfreulich, daß Du den von Pfautsch gewünschten Artikel zu meinem Bilde im nächsten Jahrgange seines Taschenbuches übernehmen willst, hauptsächlich darum, weil er dann nicht Gefahr läuft, unter minder geschickte Hände zu gerathen. Ich verkenne nicht, daß Du damit ein Opfer bringst, da Du der Wiener Censur gegenüber eben nicht mehr thun kannst, als Dich durch ein gewandtes Manöver geschickt aus der Affaire zu ziehen, jedenfalls eine unangenehme Aufgabe, die ich nur Deiner Freundschaft zu mir zumuthen und nur mit dem wärmsten Danke erwidern kann. Ich lasse die von Dir gewünschten nothwendigsten Daten über mein äußeres, wenig interessantes Leben folgen, Deinem Ermessen anheimstellend, wie viel oder wie wenig Du davon zu dem Umriss, der doch zunächst mein literarisches Dasein schildern soll, benutzen willst.

Ich bin am 11. April 1806 zu Laibach geboren und erhielt in der Taufe die Namen: Anton Alexander Maria. Mein Vater hieß Alexander,

meine Mutter Cäcilia, eine geborne Freiin von Billichgraz-Baumkirchen-
thurm. Aus dieser Ehe entsproßten außer mir, dem Ältesten, noch mein
jüngerer, früh verstorbener Bruder und meine drei noch lebenden ver-
heiratheten Schwestern. Mein Vater starb 1818, meine Mutter 1836.
Die erste Erziehung erhielt ich im elterlichen Hause, größtentheils auf dem
Schlosse Thurn am Hart; ein Exfranziskaner war mein Hofmeister. Die
patriotische Besorgniß meines Vaters, der Antrag des damaligen franzö-
sischen General-Gouverneurs von Syrien, Marmont, mich in eine Er-
ziehungs-Anstalt nach Paris bei seiner bevorstehenden Abreise mitzunehmen,
damals zwar abgelehnt, könne sich später doch noch verwirklichen, bestimmte
plötzlich den raschen Entschluß, mich zur weiteren Fortbildung dem k. k.
Theresianum in Wien anzuvertrauen (im Sommer 1813). Die geist-
lichen Pädagogen dieser Anstalt erklärten schon nach zwei Jahren mich,
damals neunjährigen Buben für unverbesserlich; warum? weiß ich noch
nicht. So bin ich denn aus ihrer Anstalt ausgetreten — worden, und
trat in die k. k. Ingenieurakademie, aus welcher mich der Tod meines
Vaters abrief, da die Obervormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer
Erziehung für mich als einzigen Sohn nicht passend fand. Die Privat-
Erziehungsanstalt eines ehemaligen Kunstjägers, nun eifrigen Convertiten,
Friedrich von Klinkowström, Schwagers Pilatz, nahm mich jetzt auf, bis
mich der Uebertritt in die philosophischen Studien daraus wieder befreite.
Eleiß und Erfolg in meinen Lehrgegenständen zeichneten mich in der Anstalt
vor meinen Mitschülern aus; aber die finstere klösterliche Zucht, der über-
spannte Eifer für Andachts- und Bußübungen und der düster-zelotische
Geist des Hausherrn und seiner ab und zu schwärmenden geistlichen Gäste,
vorzüglich Viguorianer, widerten mich erklecklich an und geben zu manchen
meiner späteren Richtungen die Aufklärung. Die philosophischen und
Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Graz, hörte ich an
der Universität zu Wien. In diese Zeit fallen meine ersten poetischen
Versuche, welche Gräffers „Philomela“ und Bäuerles Theaterzeitung mit-
theilten. 1830 machte ich meinen ersten größeren Reiseausflug nach
München, Stuttgart (zu Uhländ) und nach Straßburg, wo ich noch das
Feuer der Juliusrevolution begeistert lodern sah (August) und durch die
nördliche Schweiz, Tirol zurück. 1831 verließ ich meinen beständigen
Aufenthalt in Wien, um die mir erblich zugefallene Herrschaft Thurn am
Hart zu übernehmen. Seither ist diese mein gewöhnlicher Aufenthalt, den
ich außer den oftmaligen Besuchen Wiens und dem Bezuge meines Winter-
quartiers in Graz nur verlassen habe, um einige Reisen zu unternehmen.
(1835 durch ganz Italien, 1836 an den Rhein, durch Nord- und Süd-
deutschland mit meinem lieben Gefährten Bauernfeld, 1837 und 1838
nach Frankreich, Belgien, England, 1842 nach Gastein und München,
1845 nach München, Stuttgart und Winnenden zum armen Lenau.) In
den Spätherbst 1837 fällt mein Streit mit Braunthal, veranlaßt durch

die Fälschung meines Dichternamens, welchen jener unter mir ganz fremde Gedichte seines „Destr. Musenalmanaches“ gefest hatte, worüber sich mein gerechter Unwille in einer öffentlichen Erklärung, die ich selbst nicht von übereilter Festigkeit freisprechen will, Luft machte. Ein früher wiederholter Angriff Draunthals auf die „Spaziergänge“ und „Schutt“, deren Tendenz er mit polizeidienerischer Geschäftigkeit zu denunciren eilte, sowie der Verdacht, in welchem er allgemein rücksichtlich seiner persönlichen Stellung zur damals vielgenannten geheimen Polizei stand, machte es gerade meiner literarischen Stellung und Tendenz um so dringlicher, jede Gemeinschaft mit ihm von mir zu weisen und steigerten bei seinem gewaltsamen Versuche, mich gegen meinen Willen in seine Kreise zu ziehen, meinen Unwillen und Abscheu zum Aeußersten. — Am 11. Juli 1839 beglückte mich Marie Gräfin von Attems, die ich schon seit 1835 kannte und liebte, mit ihrer Hand, welche seither mein Lebensglück begründet und bewahrt hat. Diese Verbindung gab Anlaß zu einer Notiz in der Leipz. Allg. Btg., worin ich als Bewerber um den Kammerherrn Schlüssel geschildert wurde. Diese kurze, durchaus unwahre Angabe ist für mich wichtiger geworden, weil sie mir den Beweis lieferte, daß es in Deutschland zwei erlogene Zeilen vermögen, das Streben eines ganzen Lebens, sich makellos, unabhängig und achtbar zu erhalten, mit einem Schlag zu nichte zu machen. Ich habe einfach dagegen nur zu erwiedern, daß die Kammerherrnwürde bis zur Stunde weder jemals von mir bekleidet, noch auch jemals meinerseits angestrebt wurde.

Ueber meine kurze, aber gottlob nicht ganz erfolglose ständische Wirksamkeit verliere ich hier kein Wort, da sie dem Ziele der Dir zugeordneten Aufgabe zu sehr aus dem Wege liegt.

So weit mein äußeres Leben: mein inuerees poetisches entzifferst Du aus meinen Schriften, deren genaues Verzeichniß ich folgen lasse. Was Du dort nicht heraus zu lesen vermagst, das habe ich vorläufig für die Welt noch nicht gelebt.

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.

Der letzte Ritter, ein Romanzenkranz. München 1830. 5. Auflage, Leipzig 1847.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. 4. Auflage, Leipzig 1846.

Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. 8. Auflage, daselbst 1847.

Gedichte. Leipzig 1837. 6. Auflage, daselbst 1846.

Nibelungen im Frad. Ein Gedicht. Leipzig 1843.

Von den „Blättern der Liebe“ sind die wenigen Stücke, die ich der Aufbewahrung werth hielt, in die Gedichtsammlung aufgenommen worden, in der sie unter dem alten Titel eine eigene Abtheilung bilden. Eine mir vom Verleger angebotene neue Auflage dieses Büchleins habe ich abgelehnt, weil Dinge, die man selbst als Verirrungen und unreife Pro-

ducte ansehen muß, am besten der Vergessenheit anheim fallen. Ohnedies mögen noch manch' andere, von mir für besser gehaltene Stücke, die ich beibehalten habe, derselben Kategorie angehören! Wer kennt sich selbst genug? —

„Annehmen oder ablehnen“ hatte ich beim Eintreffen Deines Briefes bereits gelesen. Das Buch ist treffend, aber auch völlig ruhig, klar und anständig abgefaßt. Um so mehr wunderte es mich, zu lesen, der Verfasser sei in Criminaluntersuchung gezogen! Mit Ausnahme der warnungsvollen Parallelstellen zwischen Ludwig XVI. und Friedrich Wilhelm IV. gegen Ende des Buches, die zwar etwas stark wirken durch die Zusammenstellung, mir aber durchaus nicht hochverrätherisch scheinen, wäre ich doch neugierig, zu erfahren, welches die incriminirten Stellen sind!

Wahrhaft empört bin ich über die Thronrede dieses königlichen Charlatans; ich habe erst gestern den Schluß in die Hände bekommen. Ich habe mir von diesem Manne längst schon nichts mehr erwartet und meine früheren Hoffnungen auf ihn ausgegeben. Aber vom preussischen Thron herab diese engherzig unwürdige Polemik gegen die Presse, kleinlich und lächerlich, wie die Zuckungen eines armen, von ihr zermalnten Winkelreeensenten, diese alberne komödienhafte Kniebeugungs- und Andachts-scene vor dem versammelten Reichstage, der Mühe gehabt haben mag, bei der Grimasse seinen Ernst zu bewahren, die possirlich-ekelhaften Fechterkünste gegen das Andringen der Zeitforderungen, dieses ungeschicktdumme Appelliren an das Volk, wie an einen Richter, dem man soeben die Zunge ausgeschnitten und die Hände abgehauen hat, dieses unsinnige Toben der windigen Providenz gegen die „papierne Vorsehung“, und zum Schluß in bombastischem Wortschwall die nackte, klassisch-unverschämte Erklärung, daß man eigentlich die Sechshundert Männer nur hergesoppt habe, um — eine lange, alberne Rede zu hören! (denn darauf reducirt sich schließlich die ganze Komödie), das hätte Niemand erwartet, das ist gewiß Jedem zu arg! Hoffentlich werden sich unter jenen Männern die rechten Organe finden, den aufgeregten Nebel zu zerblasen und zu Tage zu fördern, was noth thut. Geschähe dies nicht, dann wären Deutschlands Hoffnungen wol auf lange wieder vertagt! —

Von Marien und mir herzlichen Dank für Deine freundliche Erinnerung an unsere Geburtstage. Es ist dabei nicht anmuthig, daß die Wiederkehr dieses Tages — wenigstens mir — alljährlich ein weiteres Stadium des Abwärtschreitens bezeichnet. Sei's! jagt Freund Grillparzer.

Mit den herzlichsten Grüßen wärmster Freundschaft

Dein
H. Auersperg.

Thurn am Hart, 22. April 1847.“

Wie mir Auerzperg in den Märztagen treulich beigestanden, ist bereits anderwärts mitgetheilt worden (in meinen Skizzen: „Aus Alt- und Neu-Wien.“ Bei Braumüller). Beide waren wir in das Frankfurter Vorparlament gewählt worden; eine Gehirnkrankheit, Folge der Aufregung, hatte mich abgehalten, die Sendung anzunehmen, — vielleicht zu meinem Heil! — Bisher waren wir in literarischen wie in politischen Dingen so ziemlich Einer Meinung, Einer Gesinnung; die Wirren des Jahres 1848 schleuderten mich aber weit mehr nach links als den besonnenen Freund. Die Anarchie, die völlige staatliche Auflösung, in welcher wir herum taumelten, war ihm gewiß nicht minder widerlich als mir, doch meine Ungebuld wie meine Empörung hatten eine andere Lösung im Auge als die verständige Mäßigung des Freundes.

Als er im Hochsommer wieder nach Wien kam, mußte ich mich ihm wol wunderlich genug geäußert haben, und was er später aus der Ferne über die Wiener Zustände vernahm, machte ihn um mich besorgt, wie der nachfolgende Brief darthut:

Thurn am Hart, 30. November 1848.

„Lieber Freund! Ich kann Dir nicht genug danken, daß Du mich endlich durch Deinen Brief aus der Todesangst reißest, in der ich um Dich schwebte; freilich habe ich nicht bis jetzt gewartet, um mich nach meinen Freunden und insbesondere nach Dir zu erkundigen, aber meine diesfällige Anfrage an Schlectha — ich ahnte damals nicht den Antheil seines eigenen Sohnes an den Ereignissen — ist bisher noch unbeantwortet geblieben. Offen gestehe ich Dir, daß ich nach der Stimmung und Aufgeregtheit, in der ich Dich bei unserm letzten Zusammensein gefunden hatte, auf untröstliche Nachrichten gefaßt war. Mögest Du in dieser meiner Besorgniß um Dich keinen Vorwurf sehen; denn ich weiß ganz wohl zu beurtheilen, daß es leichter ist, unbetheiligt aus der Ferne über eine Bewegung, deren vernünftigen Zweck man nicht zu fassen vermag und die man mit allen Mitteln der Rohheit und Entfittlichung ausgeführt sieht, den Stab zu brechen, als in der nächsten Nähe der Bewegung stehend, ganz unberührt von ihren wirbelnden Kreisen zu bleiben und in dem allgemeinen Taumel der Trunkenen der einzige Mächterne zu sein. So ist es begreiflich, daß auch edle und achtungswerthe Elemente von dem wilden Strom ergriffen wurden; wer widersteht so leicht moralischem und physischem Zwange, oder einer optischen Täuschung, die durch momentane trügerische Luftspiegelung unsere Hoffnungen und Wünsche dem Auge näher rückt? Hätte ich widerstanden? Ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich nur mit Entsetzen und Widerstreben einer Fahne gefolgt wäre, die sich mit Blut besudelt hat, und daß ich von einer Bewegung, die mit Verbrechen und Greueln beginnt, für die Freiheit, die mir mit dem unantastbaren Rechts- und Sittengesetze zusammenfällt, keinen

dauernden Gewinn erwarten kann. Wie rein, wie schön und groß steht dagegen die Märzbewegung da! Wenn vielleicht auch sie künstlich angelegt war und einige Puppen an fremden Drähten manövrirten, so ward sie doch durch den raschen freiwilligen Anschluß der Besten aus allen Volksklassen zu einer selbstbewußten, imposanten und unwiderstehlichen Gesamtbewegung der Nation geheiligt. Im Principe hat sie Alles errungen, was uns frommt und noth thut; es galt nur die weitere Ausbildung und Organisirung. Wären sich von jenem Zeitpunkt an eine offene, ehrliche und verständige Regierung und ein selbständiges, zweckbewußtes, politisch gereiftes Volk gegenübergestanden, wir wären jetzt in einem hoffnungsreicheren Stadium unserer Entwicklung. Die Maibewegung, deren Zwecke ich begreife und billige, deren Mittel ich aber gleichfalls perhorrescire, hat unsere Verfassungsdebatten aus dem Ständesaal auf die Gasse verlegt und die Gasse ist seither die erste und letzte Instanz jedes Geschäftszuges, jeder Verhandlung; begreiflich, daß am Ende solche Entscheidungen erfließen mußten, wie die letzte. Du siehst, daß ich unter solchen Umständen mit keinem der beiden Lager sympathisiren kann. Der Kampf der physischen Gewalten hat begonnen, die letzten Früchte dieses Kampfes dürften schwerlich neue Errungenschaften der Freiheit, Bildung und Humanität sein. (Oesterreich ist noch zu retten — aber noch nicht gerettet.) Ehrlichkeit und vor Allem Aufrichtigkeit der Regierenden sind die einzigen möglichen Retter. Mit dem Schwerte kann und wird vielleicht die ungarische Sache vorläufig abgethan werden; aber welches Schwert bändigt dann die siegesübermüthigen Slaven? Ich bin wahrlich kein Slavenfeind und gebe ihnen im Kampfe mit den Magyaren vollkommen Recht; aber auf Discretion möchte ich mich ihnen auch nicht ergeben. — Die Frankfurter sind wie die kleinen Kinder bei Tische, die den Teller überladen, weil die Augen größer sind als der Magen; so möchten sie auch Oesterreich schlucken, das sie doch offenbar nicht verdauen könnten. Gagern ist der einzige, der mit staatsmännischem Blicke den rechten Weg gezeigt hat; hoffentlich geht sein Antrag bei der zweiten Lesung durch. Und dann werden die besagten Kindlein auf dem Teller liegen lassen, was des Guten zu viel war.

Marie und ich befinden uns körperlich wohl; wir sitzen hier, wie Marius auf den Ruinen von Karthago, auf den Trümmern meines zertrümmerten Besitztums, welches zeitgemäß neu umzugestalten noch immer jeder Anhaltspunkt, jede gesetzliche Basis fehlt. Das Empfindlichste dabei sind mir nicht so sehr die eigenen Verluste, als die Unmöglichkeit, unter diesen Umständen meinen Verpflichtungen gegen Andere so pünktlich wie bisher nachzukommen. Aus Delicatesse für letztere werde ich auch für heuer hier überwintern, um jede überflüssige Ausgabe zu vermeiden.“ —

Ich hatte Auersperg ersucht, meinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und mir die Umstände und Ereignisse unseres Zusammenwirkens im März 48 zu notiren. Das geschieht in dem nachfolgenden Briefe, welcher von einiger Verstimmung des Freundes (auch Gutsbesizers) Zeugniß ablegt.

~~Ich~~

Thurn am Hart, 3. Februar 49.

„Mein lieber theurer Freund! Wenn ich obiges Datum mit dem Deines letzten Briefes vergleiche, muß ich sehr auf Deine Nachsicht rechnen; leider kann ich nicht, gleich Dir, einen so schönen, triftigen Grund des Verschümmnisses, das Vertieftsein in Studien und Arbeiten, anführen. Meine unfreiwillige Verzögerung lag an körperlicher und geistiger Verstimmung, die nicht in den Brief an einen so lieben Freund übergehen sollte. Auch das geistige Leben bedarf einer positiven Grundlage im Dasein, und sei es auch nur ein solider Bettlerstab, an dem es sich emporranke. Aber die gegenwärtige Unbestimmtheit aller Verhältnisse weht mich lähmend an wie hereinströmende Schuldthurmluft, die meiner nach Liquidität ringenden Natur unerträglich ist. Diesem Hindämmern der Unentschiedenheit würde ich die tiefsteinschneidende, wenn nur rasche Lösung vorziehen. Doch basta davon!

Du bist so freundlich, Dich nach meinem Pflaffen vom Kahlenberg zu erkundigen. Das Gedicht ist soviel als fertig, aber jetzt damit herauszurücken habe ich den Muth, die Selbstgewißheit nicht mehr. Ich fürchte, es ist zu sehr unter dem Einflusse unserer vormärzlichen Zustände geschrieben und trägt deren Gepräge zu erkennbar an sich, als daß es jetzt noch Anklang finden könnte. Wäre ein reiferes Maß jener höheren unwandelbaren Poesie vorhanden, um die vergänglichen Reize der Zeitmuse aufzuwiegen, so würde ich es damit vielleicht noch wagen. Doch mögest auch Du darüber urtheilen, da ich Dir den dritten, Dir noch unbekanntem Theil nächstens sende.

Gegen Ende dieses Monats, beiläufig um den 21. bis 22., komme ich auf ein paar Wochen nach Graz, um dort den Geburtstag meines Schwiegervaters im Familientreise zu feiern. Könntest Du um jene Zeit oder in den ersten Märztagen Dein Project, Graz zu besuchen, in Ausfühung bringen, so wäre mir die große Freude näher gerückt, Dich wiederzusehen; nach Wien zu kommen, spüre ich keine Versuchung, denn der Eindruck, den ich von meinem letzten Besuche von dort mitgenommen, ist ein zu widerlicher und zu tief gehender, um so bald verwischt zu werden. Wien hat mich mit moralischem und ästhetischem Ekel vollgetränkt. Die geistige Unfähigkeit und sittliche Verwilderung der Massen gibt ein schlechtes Material für den neuen Staatsbau und die Freiheit läßt sich nicht erkriechen, man mag nun vor den Soldaten oder vor den souveränen Schuljungen auf dem Bauche liegen. Noch tröstlicher wäre mir die Wildheit der Octoberkämpfer, wenn sie für eine bessere Sache als die Errungen-

schaften des Mordes zu Helden geworden wären. Das Allerscheußlichste aber sind mir Eure „Gatgesinnten“!

Kämeſt Du nach Graß, ſo würdeſt Du wol Deinen Sidingen mitbringen, auf den ich mich ſehr freue. Der Gedanke, Luthern nur mit ſeinen eigenen Worten ſprechen zu laſſen, iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff und erinnert mich an die Hzig'ſchen Biographien, die ihre Wahrheit, Anſchaulichkeit und Lebendigkeit auch vornehmlich dem Umſtande danken, daß ſie, wo es nur ſein konnte, die eigenen Lebensſchilderungen, das Wort und die Schrift der Verſtorbenen zur Grundlage nahmen. Mein Intereſſe auf Deine Behandlung des Stoffes iſt um ſo geſpannter, als auch mich jene Zeitperiode nächſtens beſchäftigen ſoll, wenn ich meinen alten Lieblingsgedanken, Putten zum Helden eines Gedichtes zu machen, ausführen werde.

Auch an mich hat Pfautſch geſchrieben, um mich zur Einſendung von allfälligen Bemerkungen, Zuſätzen u. dgl. zu meiner Biographie aufzufordern. Wenn Du Dich wirklich der Ueberarbeitung Deines Artikels über mich unterziehen willſt, ſo würde ich Dich nur erſuchen, darauf aufmerkſam machen zu wollen, daß Deine Widerlegung der bekannten Kammerherrnſabel in dem Artikel durch die k. k. Cenſur damals geſtrichen wurde, es daher ſchwer zu verkennen iſt, in welchen Kreiſen die Verdächtigung meiner Perſon am willkommenſten geweſen. Meine ſpäteren Erlebniffe kennſt Du. Eine richtige Combination der Zeitbewegungen und deren Eingreiſen in einander ſagte mir im vorigen März, daß ſich am 13. in Wien etwas Wichtiges ereignen werde. Ich ging daher am 12. von Graß nach Wien und fand mich am 13. früh in richtiger Ahnung genau zur Eröffnung des großen Schauſpiels in meiner Loge ein, nämlich in Deiner Wohnung. Als Nicht-Wiener, gewiſſermaßen als Fremder, beobachtete ich mit Aufmerkſamkeit, um mich ganz zu orientiren, die Ereigniſſe des 13., 14. und 15., anfangs ganz paſſiv, bis ich mich am letzten Tage inſofern thätig daran betheiligte, daß ich Dich und Oſen Ottokar Czernin in dem kritiſcheſten Momente des Tages in die Burg begleitete, um die Zuſicherung der Conſtitution zu erwirken. (Die Details dieſes Ganzen ſchreibe ich in Kürze zu unſerer beiderſeitigen Erinnerung um ſo ſicherer auf, als ich erſt kürzlich erfuhr, daß Dr. Hoß in der Donau-Zeitung die Priorität eines gleichen Schrittes für ſich in Anſpruch nahm.) Mit einem Exemplar des Conſtitutionspatentes eilte ich am 16. nach Graß zurück, wo ich den Ausbruch ähnlicher Bewegungen ahnte und durch das rechtzeitige Eintreffen jener Urkunde zu deren Beſchwichtigung beizutragen hoffte, wie es auch gelang. Faſt vier Tage ſpäter erhielt Wickenburg auf officiellen Wege das Patent. Späterhin, kaum zurückgekehrt, vom Vorparlament resp. Fünſchziger-Auſchuß von meiner Geburtsſtadt Laibach nach Frankfurt gewählt, nahm ich dieſes Mandat mit um ſo größerer Freude an, als es mir bei den bereits bemerkbaren Heranrollen der ſlavischen

Bewegung eine doppelt erhebende Genugthuung gewährte, gerade als Vertreter eines slavischen Wahlbezirkes zu unserem Anschluß an das Gesammtdeutschland mitwirken zu dürfen. Der erste Moment des Zusammentrittes deutscher Volksvertreter in Frankfurt war ein so erhebender, imposanter und ergreifender, daß ich dessen Erinnerung und meine persönliche Anwesenheit dabei um keinen Preis aus meinem Leben streichen möchte. Minder tröstlich und erhebend war, was sich als natürliche Folge der langjährigen Getrenntheit deutscher Stämme und der Einseitigkeit unserer vormärzlichen Geistesbildung sofort im Laufe (? sit venia verbo!) der Verhandlungen entwickelte, die oft lächerliche Unkenntniß der gegenseitigen Zustände, das jedes praktische Resultat hemmende Vorherrschende der Doctrin und Theorie, gegenseitige Beargwöhnungen, Gehässigkeiten und Verdächtigungen, Intriguen und Fechterkünste des portefeuilleshafschenden Dünkels u. s. w. und all' diese Erscheinungen der Zwietracht und des Auseinanderstrebens an dem Orte, wo die Einheit begründet werden sollte! Ich bin nicht blind für einzelne wahrhaft großartige Charaktere und mächtige Intelligenzen der Versammlung, ohne deren wohlthunende Erscheinung es mir nicht einmal möglich gewesen wäre, die drei Monate, die ich in Frankfurt ausharrte, zu überstehen. Daß mir aber jene Mißverhältnisse den Entschluß des Austrittes, als dieser durch meine plötzlich zerrütteten Besitzverhältnisse geboten war, wesentlich erleichtern mußten, ist begreiflich. Zudem wurde dieser Entschluß noch durch die während meines Urlaubs gemachte Wahrnehmung, daß die überwiegende Mehrheit des Wahlbezirkes, wie des Landes, dem ich zunächst angehöre, für Frankfurt eben nicht sehr zärtlich gesinnt, meine entschiedene Deutschtum daher nicht mehr der wahre Ausdruck meiner Mandaten sei, ebenfalls gefördert. Ich will nicht chemisch analysiren, wieviel Tropfen slavischen Blutes allensfalls in meinen Adern rollen, aber das weiß ich, daß mein Herz ganz deutsch ist und daß es auch ein Vaterland des Herzens, eine geistige Heimat der Liebe und Dankbarkeit gibt, und eine solche ist für mich Deutschland. So verließ ich denn meinen Parlamentsstiz zu der Zeit, als der „Reichsverweiser“ und die heraldische Bestimmung der „Reichsflagge“ die Ergebnisse dreimonatlicher Berathungen waren. Ich kann es eben nicht bedauern, den Moment nicht abgewartet zu haben, in welchem der preußische Kaiserembryo neugebade dem Dahlmann'schen Tintenfasse entstieg. Sonst ist, die Grundrechte etwa abgerechnet, seither wenig geschehen, daß es einen Poeten vermöchte, seines eigentlichen Berufs zu vergessen und sich an den Prometheusfelsen staatskünstlerischer Geduld und Ausdauer schmieden zu lassen. Diese Andeutungen nur für Dich! Sollten sie Deinen eigenen Anschauungen irgend eine Ergänzung bieten, so benutze sie nach Belieben zur Verdeutlichung des von Dir entworfenen Bildes.“

In einem Briefe vom 16. Februar 1849 lautet es:

„Mein lieber, theurer Freund!

Diesmal sollst Du mich nicht wegen Verspätung meiner Antwort tadeln können; denn Deine Anfrage in Betreff meines Beitrages für unsern armen Lenau darf nicht lange auf Erwiederung warten. Fürwahr, es wäre der bitterste Stachel meiner finanziellen Verluste, wenn ich in die Lage kommen sollte, das Scherlein der Liebe und des Dankes zu besserer Pflege des theuren Kranken nicht mehr aufbringen zu können; ich müßte in der That schon am Hungertuche nagen, um mir jene härteste Entbehrung selbst aufzuerlegen, welche aus dem Bewußtsein unerfüllter Freundespflicht entspringt. Da ich bei meiner letzten Anwesenheit in Wien Bach, der sonst die Beiträge übernahm, trotz wiederholten Versuches nicht finden konnte, so wüßte ich vorläufig nicht, an wen mich dießfalls zu wenden? Ich sende daher jetzt, wo Deine Anfrage meinem eigenen Drange entgegenkommt, an Dich zu weiterer gefälliger Beförderung den beigeschlossenen Betrag von 100 fl. WM. mit der Erklärung, daß ich es mir auch für die Zukunft nicht nehmen lasse, je nach dem Staude meiner Vermögenskräfte beizusteuern.

Wenn Du Deine Absicht, die drei Märztage auf dem Lande und zwar bei Castelli zuzubringen, auszuführen entschlossen bist, so lasse es mich wissen; wenn es nur einigermaßen thunlich ist, möchte ich auch dahin kommen. Vom 21. Februar ab findeu mich Deine Briefe in Graz (Zingendorfergasse Nr. 739).

Da ich mir selbst die „Ostdeutsche Post“ halte, so kenne ich Deine „Studien“ im Feuilleton ganz genau und habe sie mit großem Interesse und vieler Freude gelesen. Ich fand darin nebst der Dir eigenen gewandten Behandlung widerhaariger Gegenstände, nebst Deiner alten Schwärmerei für k. k. Hofräthe und trotz der graziösen Leichtfertigkeit des vorherrschenden Tones doch auch Spuren jenes tieferen, durch die Lehren der Zeit gereiften Ernstes, dessen Du jüngst gelegentlich Deines Sickingen gegen mich erwähntest. Nur gucken wol hie und da aus den tändelnden Sammtpfötchen die spitzigen Krallen kleiner Gehässigkeiten hervor, die ich fast unedel und Deiner unwürdig nennen möchte, wenn ich nicht fürchtete, vielleicht gegen Wissen und Willen selbst Partei zu sein und wenn ich nicht das Jedem von uns zugemessene Maß von Haß und Liebe für ein sehr unwillkürliches halten müßte.

Du willst meine Ansicht über Alex. Bach hören? Ich fürchte sehr, daß sein Mangel an Charakterfestigkeit die großen Dienste, die sein Talent und Wissen leisten könnte, vereiteln wird oder vielleicht schon vereitelt hat. Da ich in meiner Abgeschlossenheit außer einigen Zeitungen keine anderen Quellen über seine neuesten Handlungen habe, so sind meine Daten zu seiner Beurtheilung wol höchst mangelhaft. Aber ich stütze meine Ansicht zunächst auf seine Erklärung vis-à-vis des §. 1 der Grundrechte. Ich war niemals ein Fanatiker für die Mairevolution und habe mir durch

dies Bekenntniß auch schon einmal Deinen freundschaftlichen Unwillen zu gezogen; eben so wenig bezaubert mich dessen im §. 1 verkörperte Frucht, die ich bei uns zu Land so lange für einen rothwangigen Apfel mit saulem Kerne halten werde, bis etwas leidlichere Souveraine auf unsern Gassen herumlaufen. Das Princip selbst ist so alt und wahr als der Grundsatz, daß Jeder das Recht besitzt, Gottes freie Luft einzuathmen; ich wäre aber doch sehr schwach erbaut, wenn jeder Lump seine Portion Lebenslust gerade in meinem Zimmer schöpfen wollte. Meine Bedenken gelten daher nur der Form; hätte ich aber diese, wie Bach gethan, im ersten Ministerium feierlichst proclamirt, so hätte ich sie im zweiten Ministerium gewiß nicht desavouirt; wie er ebenfalls gethan. Dieses Benehmen ist um so bestreblicher, als gerade Bach unter dem ersten Ministerium so manche unleugbare Proben von Muth abgelegt hat. Uebrigens steht es doch unserer unbefangenen Beurtheilung sowol des jetzigen als des früheren Ministeriums sehr im Wege, daß wir die meisten dieser neugeschnitzten „Götter“ noch vor Kurzem als „Birnbäume“ gekannt haben. Nehme mir diese aufrichtigen Aeußerungen nicht übel und zweifle deshalb nicht an meiner Freundschaft für Dich, noch an meiner Freiheitsliebe. Aber ich kenne nur eine Freiheit auf den Grundlagen der Bildung, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit und will in dieser Hinsicht gern den Jopf des Ultraliberalismus tragen. Kannst Du mir beweisen, daß sich jenes Ziel nicht auf einem andern und besseren Wege, als dem eingeschlagenen erreichen läßt, so will ich mich gerne bekehren lassen. Ich wollte, ich wäre frei und jung wie Chateaubriand zur Zeit der ersten Revolution; ich würde mich nicht besinnen, seinem Beispiele zu folgen und auf einige Jahre in die Einsamkeit und Stille der Urwälder jenseits des Oceans ziehen.“

Anbei aus demselben Jahre ein Brief, der mir am Schluß ein wenig die Leviten liest.

„Mein lieber, theurer Freund! Ich schulde Dir noch die Antwort auf Deinen mir in Graz zugetommenen Brief. In der Zerstretheit und Unruhe meiner dortigen Lebensweise fand ich nur Gelegenheit, Dir mit einigen flüchtigen Zeilen das Gedicht an meinen verstorbenen Freund Bressern zu übersenden. Es ist nicht erschienen, also hat es entweder Dir nicht zugefagt, oder es ist von Kuranda verworfen worden? Ich war auf das Eine oder Andere gefagt und begreife Guer Urtheil, das Gedicht war auch zu rasch unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht entstanden. Hast Du es nicht nach meinem Wunsche vertilgt, so sende mir es gelegentlich zurück, da ich kein anderes Exemplar davon, außer meines sehr unleserlichen Conceptes, besitze.

Deine in dem letzten Briefe ausgesprochene Anklage gegen das Ministerium, daß „nichts Rechtes geschieht“, ist seither insofern entkräftet, als

allerdings etwas und sogar sehr viel geschehen ist, freilich frägt sich's dann noch immer, ob dies auch etwas Rechtes sei? Ich gestehe Dir offen, daß ich von Herzen wünsche, man nähme die Verfassung überall — nicht bloß gezwungen — an; es ist — statt des bisherigen Zappeln im Bodenlosen — doch eine feste Grundlage, auf der man fußen und mit ausdauerndem Beharren Alles erringen kann, was bisher, so lange es nur im Straßenkampf und auf der Barrikade vertheidigt wurde, immer nur ein flüchtiges und unsicheres Gut blieb, während durch den Begriff des Gesetzes selbst die dem alten Herkommen gegenüber gewagtesten und einschneidendsten Maßregeln an Herbhheit verlieren und an Stätigkeit und Sicherheit gewinnen. Drum schrecken mich auch alle Mängel des Gemeinde- und Preßgesetzes weniger, weil ich das Heilmittel dafür in der Nähe sehe. Mich beunruhigt am meisten die Lösung der deutschen Frage; über das Princip des Anschlusses sind wir Deutsch-Oesterreicher wol einig; es handelt sich nur um das Wie? Daß die Anschauung des Ministeriums, die sich auf die Einheit und Größe der Gesamtmonarchie gründet, sich niemals mit dem in der Paulskirche gemachten Verfassungs-Entwurfe, der gerade das Gegentheil, nämlich den Zerfall der Monarchie zum Ausgangspunkte nahm, vereinbaren oder verschmelzen lasse, mag glauben wer da will; ich nicht! Beschämt gestehe ich Dir, daß auch ich bis in den Sommer herein an der ferneren Lebenskraft und Lebensfähigkeit Gesamt-Oesterreichs verzweifelte. Ist es vorläufig gerettet worden, so verdankt es seine Rettung nicht nur dem Heere Radetzky, sondern fast entschiedener der Bestialität und Dummheit der Herren Magyaren, gegenüber ihren Staatsangehörigen anderer Nationalität. Freilich werden unsere bisherigen guten Freunde, die Slaven, uns selbst noch viel zu schaffen geben. Daß der Fernblick des Ministeriums nicht auch in dieser Rücksicht nach Frankfurt gewiesen wird und daß es neuerlich durch Vertreibung des Volkshauses eine unübersteigliche Kluft zwischen hüben und drüben entstehen läßt, begreife ich nicht. Die Garantie eines Volkshauses bei der Centralgewalt ist namentlich dem fürstlichen Directorium gegenüber unerläßlich und Frankfurt thut recht, darauf zu bestehen. Freilich möchte ich glauben, die wesentlichen Elemente des Volkshauses könnten im Staatenhause, wenn dessen Zusammensetzung verständig geordnet ist, ihre Stelle finden; denn daß ein Volkshaus in der Zusammensetzung des jetzigen Parlaments mit all seiner Schwermüßigkeit selbst für die Volksinteressen eher ein Hemmschuh als ein Förderungsmittel werden dürfte, scheint mir außer Zweifel. Das Allerverzweifeltste ist aber die vermünchte Dahlmann'sche Kaiseridee; nun ist der alte brave Welker über den papiernen Kaiser auch noch verrückt geworden!

Du fragst mich, was Du „Unedles“ in den Studien geschrieben? Da Du fragst, muß ich antworten, sonst fiel es wie ein Vorwurf auf mich zurück. Ich meinte weniger Deine Ausfälle gegen die u. ö. Stände, als vielmehr die Plänkelleien gegen den Adel überhaupt. Von Dir mißver-

standen zu werden, fürchte ich nicht, drum sage ich es ganz offen. Daß ich den Adelspöbel, der in verkehrter Progression gerade in den obersten Regionen zu Hause ist, nicht vertheidigen werde, daß ich selbst vor der sogenannten Wiener *crème* — *rectius saure Milch* — die sich um Mad. Metternich und andere Koryphäinnen angelehnt hatte, einen entschiedenen Ekel habe, glaubst Du mir wol unausgesprochen; eben so, daß ich dafür halte, der Adelige, der den Verlust seiner Vorrecht bedauere, habe eben keinen Begriff von Recht, und der den Verlust seiner Titel beklage, habe eben keinen anderen Werth, als diesen, je gehabt. Als Corporation besteht der Adel *de facto* ja längst nicht mehr, er hat, wie jede in der Geschichte auftauchende Körperschaft, seine Mission längst erfüllt und fiel als welkes Blatt vom Baume. Den Bestrebungen der Humanität und Freiheit hat der Adel im Einzelnen eben so gut sein Contingent gestellt, wie jeder andere Stand; entgegengetreten als Corporation ist er jenen Bewegungen in neuester Zeit nicht. Er hat daher auch nicht den Haß provocirt. Hätten die Kremsirer statt die verbrauchten Phrasenbolzen auf die Adelswappen loszufeuern, eine Verfassung geschaffen, in der keine Silbe des Adels erwähnt und kein Boden für seine Wurzeln sich findet, so hätten sie ihre Aufgabe besser verstanden und geheilt, statt zu verwunden. Der bessere Theil des Adels erkannte längst seine Vorrechte für Unrecht, der Gesammtheit gegenüber, und er trägt mit Würde und Fassung die schwereren, die materiellen Verluste, die ihn ohne seine eigene Schuld treffen. Deshalb schmerzen sie ihn nicht minder und es wäre eine allzu seltsame Zumuthung, daß, wer sich der Amputation eines Armes u. dgl. zur Rettung des ganzen Körpers unterzieht, deshalb den physischen Schmerz nicht fühlen sollte. Aber in einem solchen Augenblicke den mit Ergebung Leidenden mit Hohn, Spott und Haß überschütten, nenne ich unedel; verzeihe, ich kenne leider keinen milderen Ausdruck dafür. —

Nun aber laß mich wissen, ob, wo und wann ich Dich wiederzusehen hoffen darf? Wäre ich kein so abgesagter Feind des Abschreibens, ich könnte Dir den letzten Theil meines Gedichtes schon jetzt senden; vielleicht bring' ich es zu unserm Wiedersehen. Herzlichste Grüße an Dessaner und Dich von

Deinem

A. Auersperg.

Ehurn am Hart, 25/3 1849."

Hier ein merkwürdiger Brief, den ich seinem vollen Inhalte nach mittheile, obwol mir gelegentlich darin einige Schönheiten gesagt werden.

„Mein lieber, theurer Freund!

Meine hiesige Abgeschiedenheit von der Welt fällt mir heute zum erstenmal einigermaßen zur Last, weil sie mich der Möglichkeit beraubt,

Deinen Freundesrath in einer mich nahe betreffenden Angelegenheit unmittelbar einzuholen. Die Sache ist folgende: Durch unsern alten Freund Castelli wurde ich auf einen Angriff erst vor Kurzem aufmerksam gemacht, den der geistliche Herr Sebastian Brunner in seinem Buche „Blöde Ritter“ gegen mich gemacht hat. Habe die Güte, Dir das Büchlein zur Ansicht zu verschaffen und die betreffenden Stellen pag. 57 und 86 u. ff. selbst nachzulesen. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß diese Attaque meine Gemüthsruhe sehr gestört habe, allein der Sache, der ich immer ein treuer Anhänger war, bin ich es schuldig, den Angriff nicht unbemerkt zu lassen. Andererseits dünkt es mir wieder gar zu kleinlich in einem Momente, wo die dringendsten Lebensfragen die Oeffentlichkeit beschäftigen, deren Aufmerksamkeit für eine persönliche Polemik in Anspruch nehmen zu wollen. Ich glaubte den Zweck erfüllt, wenn das beifolgende Schreiben an Herrn Brunner — den ich seines geistlichen Gewandes wegen doch nicht fordern kann — durch ein paar Freunde als Zeugen übergeben und ihm gegenüber auf der in dem Briefe selbst artikulirten Forderung des Nachweises seiner Beschuldigungen, allensfalls auch ein wenigstens brieslicher Widerruf verlangt würde. — Ich bitte Dich darüber mit Dessauer zu besprechen und falls Ihr Beide mit meiner Ansicht einverstanden seid, unter Kenntnißnahme des Inhalts, die Uebergabe des Schreibens zu besorgen. — Solltet Ihr jedoch für die unmittelbare Veröffentlichung meines Briefes sein, so bitte ich Dich, an dem Briefe selbst die allensfalls wünschenswerthe Censur zu üben und ihn solchergestalt nach Weglassung der letzten Stelle (die Nichtbetretung des Weges der Oeffentlichkeit betreffend) irgendwo einrücken zu lassen. Ich lege diese Angelegenheit in Deine bewährten Freundeshände mit dem vollen Vertrauen, daß Du die sittliche Ehre des Freundes mit den zweckmäßigsten Mitteln vertreten wirst. —

Die Nachrichten aus Deutschland sind, wohin man blickt, tiefbetäubend. Auf der radicalen Seite die tiefste ekelhafteste Entsittlichung, in der Mittelpartei Kopslosigkeit, bei der Centralgewalt klägliche Unbeholfenheit. Du kennst vielleicht die Individuen des neuen Ministeriums nicht, aber es ist ein wahres Karrikaturen-Ministerium von der vollendetsten Lächerlichkeit! Ich bedaure den Erzherzog, den man von allen Seiten im Stiche läßt! In Ungarn hat Deine Abneigung gegen die Aristokraten volle Bestätigung erhalten; wenn nirgends, so haben sie allein doch dort die ganze Geschichte verdorben; ob mit Absicht oder ohne? Diese Frage läßt es nur noch offen, ob die Dummheit oder Schlechtigkeit größer gewesen? Kennst Du unter den streitenden Parteien hüben und drüben auch nur eine, welcher Du Dich aus vollem Herzen in innigster Ueberzeugung anschließen könntest? — Ich nicht! und dies stimmt mich so überaus traurig. —

Wie steht es mit Deinen Projecten für Prag? Kann ich hoffen, Dir dort oder anderswo bald wieder zu begegnen? Wien lockt mich im Be-

lagerungszustande eben so wenig, als in der letzten, dieser vorangegangenen Zeit.

Ich bedaure von Herzen den Verlust Deines Pflegevaters, dessen Tod ich durch Castelli erfuhr. Dein reines, edles Herz wird Dir die Lasten erleichtern, die Dir nach seinem Tode noch zugefallen. Glaube mir, ob schon ich nicht immer und in Allem mit Dir übereinstimme, so ist doch Niemand, der die Goldstufen Deines Seelengrundes besser kennt und höher zu schätzen weiß.

Herzlichsten Gruß alter Freundschaft von
Deinem

trenen
H. Auersperg.

Thurn am Hart, 31,5 1849."

Ich hatte den Fehdebrief an den Adressaten nicht abgehen lassen, das interessante Schriftstück bis jetzt aufbewahrt. Seine Hochwürden schienen mir nicht würdig, in eine so noble Polemik verwickelt zu werden. Als literar-historisches Curiosum mag das Document hier nachträglich seinen Platz finden.

Er. Hochwürden Herrn Sebastian Brunner
zu Wien.

„Euer Hochwürden werden es erklärbar, vielleicht auch verzeihlich finden, daß ich nicht zu den regelmäßigen Consumenten Ihrer Geistesproducte gehöre und daß ich sonach möglicherweise ohne alle Kenntniß des Angriffes, den Sie in Ihrer Schrift „Blöde Ritter“ gegen mich zu richten beliebten, gelieben wäre, wenn nicht erst kürzlich ein brieflicher Wink meines alten Freundes Castelli mich davon benachrichtigt hätte. Diese Andeutung hat keinen anderen Zweck, als Ew. Hochwürden mein bisheriges Stillschweigen gegen Sie zu erklären und dieses in Ihren Augen nicht etwa als stummes Zugeständniß eines Schuldbewußten erscheinen zu lassen.

Jede principielle, weil ohnehin erfolglose Erörterung gegen Ew. Hochwürden vermeidend, will ich mich nur darauf berufen, daß ich niemals ein Enthusiast der Revolution gewesen, wol aber ein entschiedener Anhänger der durchgreifendsten rechtzeitigen Reform, die uns vor jener bewahren sollte und wol auch bewahrt hätte; meine Losung war und blieb jederzeit: das Licht, nicht der Brand! die Bewegung, nicht der Sturm! der Bau, nicht die Zerstörung! Ich war immer überzeugt und bestrebt, der Sache, die ich für die gute halte, durch die Reinheit meines Charakters in höherem Grade zu dienen, als durch mein Talent, dessen Umfang ich nicht überschätze und dessen Erzeugnisse ich eben darum widerprüchlos

Ihrer Kritik, selbst Ihrem Hohne preisgeben kann, während ich einen Angriff auf meine sittliche Ehre niemals dulden darf und werde.

Die Stärke eines vorwurfsfreien Namens fühlend, haben wenig gewissenhafte Gegner schon vor Jahren zweierlei Verdächtigungen gegen mich versucht; einmal hat man mir einen Kammerherrnschlüssel angedichtet, den ich nie getragen, um den ich nie geworben habe; dann hat man meine Eigenschaft als Gutsbesitzer benützt, mich der Bedrückung meiner damaligen Gutsunterthanen zu beschuldigen. Niemals ein Freund persönlicher Polemik, konnte ich bisher zu beiden Anschuldigungen süßlich schweigen; zu der ersten, weil ich an den Besitz jenes Schlüssels überhaupt nicht dieselben Konsequenzen knüpfte, die man daraus gegen mich geltend machen wollte und weil überdies die officiële Kammerherrnliste alljährlich statt meiner die Widerlegung brachte; zu der zweiten, weil meine Güter glücklicherweise nicht im Monde, und somit die Gegenbeweise jener Anklage für jedes offene Auge am Tage lagen. Die Art und Weise Ihres Angriffes jedoch zwingt mich diesmal, jenes Schweigen zu brechen.

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich unter den früheren leidigen Verhältnissen als Gutsbesitzer gethan habe, was jeder ordnungsliebende Mann im geregelten Haushalte thun mußte; daß ich gesetzlich bestehende Verpflichtungen gegen mich, auf die ich zur Zuhaltung meiner Verpflichtungen gegen andere angewiesen war, zugehalten wissen wollte; daß ich ein Eigenthum, das nicht mir allein gehörte, gegen unbefugte Eingriffe zu schützen suchte und daß ich dabei die Wege einschlug, auf welche das bestehende Gesetz uns gewiesen hatte. Trifft mich darum ein Vorwurf, so trifft er mit mir alle Gutsbesitzer des Landes, oder vielmehr er trifft jenes hinter den Zeitersfordernissen zurückgebliebene Gesetz allein, welches Zustände aufrecht erhalten wollte, deren Basis längst gewichen war; Zustände, unter denen der edler fühlende Gutsbesitzer moralisch nicht minder litt, als dessen sogenannter Unterthan, und gegen deren ferneres Fortbestehen sich aus der Mitte der Berechtigten selbst die ersten Stimmen erhoben hatten. Ew. Hochwürden mögen selbst ermeßen, ob sich Ihr Hohn gegen uns Anhänger des Freiheitsprincips, die wir der besitzenden Klasse angehören und somit gegen unsern eignen Vortheil wirkten, in Ihrem Munde nicht unwillkürlich in den höchsten Lobspruch verwandelt? Denn welch' höheres Lob könnten Sie uns noch ertheilen, als das der Selbstaufopferung, der Verleugnung materieller Interessen für eine höhere Idee? — Daß eine der segenvollsten Maßregeln, die Emancipation des Bauernstandes, bei ihrer Verwirklichung in Oestreich dem begünstigten Stande selbst nicht den ganzen, vollen Segen, der Klasse der Gutsbesitzer, die nun mit Hab und Gut die langjährigen Veräumnisse einer verblendeten Regierung büßen muß, dagegen den völligen Ruin ihres Wohlstandes brachte, liegt nur darin, daß man auch auf diesem Felde die Reform hinter der Revolution nachhinken ließ. Bei dem ersten Auslodern der Volksleidenschaft, deren hie

und da ungeläuterte Vorstellungen die Schuld der Verhältnisse von der Schuld des Individuums nicht zu trennen vermochten, mußte jeder Gutsbesitzer gefaßt sein, die gehässige Stellung, die bitteren Anschuldigungen, die persönlichen und materiellen Gefahren mit allen seinen Standesgenossen zu theilen. Diese Solidarität, die mir nicht zur Unehre gereichen kann, werde ich nicht von mir ablehnen, dagegen aber jeden Vorwurf, der nur mich individuell ob meines persönlichen Verhaltens treffen wollte, mit der Entrüstung eines ehrenhaften Selbstgefühls zurückweisen.

Die Anschuldigung gewisser Standesünden κατ' ἐξοχήν ist ein eben so wohlfeiler als probater Kunstgriff der Verleumdung. Wenn ein Gutsbesitzer in's Allgemeine hin der Bedrückung seiner Bauern angeklagt wird, so klingt es nicht minder glaublich, als wenn ein Mitglied des ehrwürdigen Standes, dem Gw. Hochwürden angehören, der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und der Benützung geistlicher Mittel zu sehr weltlichen Zwecken beschuldigt würde. Wer aber derlei Anschuldigungen an bestimmte, unbescholtene Namen hängt, muß ein ganz erbärmlicher Wicht sein, wenn er die Beweise nicht in der Tasche führt. Gw. Hochwürden haben die einst anonym gegen mich vorgebrachte Anschuldigung zu der Ihrigen gemacht, indem Sie selbe ohne Prüfung wiederholt und unter Ihrer Namensfirma zu größerer Glaubwürdigkeit mit eigenen Thaten und erfundenen Einzelheiten anstastirt haben. Sie berechtigen mich dadurch zu der dringenden Aufforderung an Gw. Hochwürden, aus dem ganzen, achtzehnjährigen Zeitraume meines Wirkens als Gutsbesitzer nur eine einzige gegen mein persönliches Benehmen vorgebrachte Beschwerde, nur einen gegen mich anhängigen Unterthansproceß, eine mir zur Last fallende ungesegliche Handlung oder auch nur eine formell gesegliche That, die ich mit Härte oder Schonungslosigkeit durchgeführt hätte, begründet mir nachzuweisen. So lange Sie dies nicht können, klebt an Ihrem ehrwürdigen Gewande die Schmach und Makel eines gemeinen, ehrlosen Verleumders. — Gw. Hochwürden verunglimpfen aber nicht mich allein, Sie verleumden auch den in seiner Gesamtheit hiedern und redlich denkenden Bauernstand meiner Gegend, der sich in dem allgemeinen Taumel vielleicht zu verzeihlichen Begriffsverwirrungen, niemals aber zu Unthaten hinreißen ließ. Ein reines Bewußtsein erlaubte mir in den Tagen der größten Aufregung mitten unter diesen Männern zu leben; ich habe kein leides Wort, geschweige irgend eine Gefährdung meiner Person oder meines Besitzes erfahren. So lange Sie daher die Gefahren, von denen Sie mich bedroht schilderten, nicht thatsächlich erweisen, muß ich glauben, daß Sie einem in seinem Kerne gefunden, ehrenhaften Landvolke nur Ihre eigenen erbärmlichen Banditengelüste angedichtet haben.

Wenn ich diese Zeilen nicht auf dem Wege der Deffentlichkeit an Sie gelangen lasse, so geschieht dies nur darum, weil ich weder Ihre noch meine Persönlichkeit für wichtig genug halte, um die öffentliche Aufmerk-

samkeit von den mächtigen Interessen, welche sie jetzt beschäftigen, auch nur einen Augenblick auf uns ablenken zu wollen. Es bleibt Ihnen natürlich unbenommen, im Falle Sie diese Ansicht nicht theilen, von gegenwärtigen Zeilen jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

M. Mersperg
(Anastasius Grün).

Thurn am Hart in Krain, den 30. Mai 1849.“

Ein Brief vom Jahre 1850 beklagt den Verlust Lenaus und äußert sich über unsere öffentlichen Zustände.

„Lieber Freund!

Bei meiner vor kurzem erfolgten Heimkehr von Helgoland — wo ich einige nervöse Mißstimmungen ziemlich glücklich weggebadet habe, — fand ich Deine freundlichen Zeilen aus Lilienfeld. Ich hatte bei meiner Durchreise durch Wien, wo ich mich nur einen Tag aufhielt, Dich wiederzusehen gehofft, da man mir gesagt hatte, Du seiest vor zwei Tagen von Deinem Ausfluge heimgekehrt; aber leider erfolglos erwartete ich in Terzj's*) Gesellschaft Dich Mittags in der Stadt Frankfurt; Du warst gerade an jenem Tage, wie man uns mittheilte, wieder über Land gegangen. — Den Tod unseres Freundes Lenau habe ich in Helgoland aus den Zeitungen erfahren und muß es noch immer bedauern, daß die große Entfernung es mir unmöglich gemacht hatte, ihm das letzte Geleite zu geben. Sein Tod war für ihn und für uns ein wahrer Befreier, nachdem eine andere günstige Lösung seines Elends nicht mehr denkbar geworden, und so mischte sich unter den tiefen Schmerz über den Verlust doch auch ein kühner Tropfen Genugthuung. Für mich, der ihm durch gleichzeitiges Auftreten und Bekanntwerden, sowie durch mancherlei tiefere Beziehungen näher stand, als die meisten Anderen, und der unsere beiderseitigen Bestrebisse nur als die getrennten Hälften eines einzigen geistigen Daseins zu betrachten gewohnt war, trat schon bei seinem psychischen Absterben das wehmüthige Gefühl ein, als neige sich ein Theil meines eigenen Selbst dem Grabe zu; der nachfolgende körperliche Tod löste nur den letzten schwachen Hoffnungsfaden. So wie sein tieferes Verständniß religiöser Anschauungen und Bewegungen, sein kühneres Eindringen in die Nachtseite der Natur und des Lebens ihm Gebiete erschlossen, die mir zum Theil unzugänglich blieben, so glaube ich ohne Anmaßung, daß auch in mir Elemente lagen, die ihm versagt waren und die gerade geeignet gewesen wären, das Schrofne seiner Richtung zu mildern und harmonischer zu gestalten. Wir hätten eigentlich, um Tüchtigeres und Ganzes zu leisten,

*) Einer unserer jüngeren Genossen, welcher frühzeitig starb.

gemeinschaftlich arbeiten sollen, wie einst Barthélemy und Mery, während wir, jeder vereinzelt für sich, dem höheren Kunstgeze nicht vollkommen genügen und günstigsten Falles nur gelungene Fragmente bringen konnten. Meinerseits hätte es dazu an Hingebung nicht gefehlt, wenn auch — unter uns gesagt — seinerseits vielleicht an Entsaugung. Wie ich höre, soll ich nach des Verstorbenen ausdrücklichem Wunsche seinen Nachlaß, wenigstens den „Don Juan“ herausgeben. Ich werde diesen Auftrage mit Gewissenhaftigkeit, Pietät und Liebe entsprechen, obschon ich das letztgenannte Gedicht für Lenau's schwächste Arbeit halte. Freilich ist es noch nicht als fertig anzusehen, obschon der Schluß vorhanden ist, aber nach Lenau's mosaikartiger Weise zu arbeiten, sollte gewiß noch Manches ergänzt, abgerundet und eingeschaltet werden. Mich wundert nur, daß mir von den Erben oder dem Curator weder das Manuscript eingesendet, noch irgend ein Ansuchen zur Herausgabe gestellt wurde, obschon ich ihnen durch Frankel meine vollste Bereitwilligkeit erklären ließ. Sei so gut, darüber Erkundigungen einzuziehen, damit die Verspätung der Herausgabe wenigstens nicht mir zur Last gelegt werde.

Wären unsere öffentlichen Zustände nicht so tragischer Reime voll, sie müßten durch ihr burleskes äußeres Bild das Zwergschell erschüttern. Sollte man nicht denken, die ganze Aufgabe unserer Revolution — deren blinder Verehrer ich niemals war, deren Bedeutung und Tragweite als unleugbares fait accompli ich nicht verkenne — sei es gewesen, den Herren Bureaukraten die Suppentöpfe zu füllen und den Herren Bach und Compagnie zc. ein Portefeuille und gestickte Uniformen zu verschaffen! — Uneigennützigkeit, Verstand und Mäßigung werden immer in der Minorität bleiben; Heuchelei und Lüge in größerem oder minderm Maße werden die Herrschaft an sich reißen, so lange die Menge zu selbsteigener Erkenntniß der Wahrheit unfähig bleibt. Während früher unter dem erlogenen Feldgeschrei der Freiheit und Humanität größtentheils Zwecke einer Barbarei und Bestialität verfolgt wurden, die uns allmählich in die ersten Stadien der Geschichte oder wenigstens an die Ursänge der Civilisation zurückgeworfen hätten, wird jetzt unter dem heuchlerischen Aushängeschild des Constitutionalismus ungeschert die schmächtigste Despotie, Beutelschneiderei und Ausfaugerei getrieben, die uns über kurz oder lang wieder in die Arme der Revolution zu schleudern droht. So wird das Volk willenlos wie ein Ball zwischen den beiden Parteien der Extreme hin und her geschlagen; Verstand und Uneigennützigkeit aber sind, der ihnen inwohnenden Mäßigung wegen, unfähig, eine siegfähige Partei zu bilden. Aus diesen Mißständen befreit uns nur die Durchbildung und Verfitlichung der Massen oder ein einzelner großer Mann, mag er immerhin ein Despot sein, — die wahre Größe übt ja durch ihre Unwiderstehlichkeit immer ein gewisses Maß despotischer Kraft aus. In Erwartung der letzteren Chance, laß uns einstweilen an der Möglichmachung der ersteren arbeiten,

Jeder nach Thunlichkeit in seinem Kreise und mit den zu Gebote stehenden Kräften; ist auch ein augenfälliges Resultat nicht zu hoffen, wenigstens nicht für den Einzelnen, — so hat man doch sein Tagwerk ehrenhaft und vorwurfsfrei zu Ende geführt.

Mit den herzlichsten Grüßen in alter Freundschaft

Dein

A. Aueršperg.“

Anbei ein Auszug aus einem Schreiben vom Jahre 1851, worin sich der Gutsbesitzer (und nicht mit Unrecht) bitter beklagt.

„Seit 10 Tagen bin ich wieder in Thurn am Hart, das mir leider kein ländliches Sanssouci ist, so lange unsere Verhältnisse nicht liquid gestellt und definitiv geordnet sind. Wäre der Gutsbesitzer nur schon das geworden, was er sein soll, ein größerer unabhängiger Bauer; aber während diesem seine passende Stellung gegeben ist, hängt jener noch durch tausend Fäden an der unerquicklichen alten Zeit. Man läßt ihn unbekümmert daran zappeln und denkt nicht, sie vernünftig zu lösen, weil ja von den Gutsbesitzern das nicht zu befürchten ist, was man allein fürchtet und als Impuls zur Gerechtigkeit gelten läßt, eine gewaltsame massenhafte Auflehnung gegen den gouvernementalen Unsinn! Am drückendsten ist für uns hier zu Lande die forstliche Frage. Der Gutsbesitzer soll die unerhörtesten Steuerlasten, Regiekosten, Culturauslagen u. s. w. bestreiten, während der Bauer allein die Nutzungen zieht! Jedes vernünftige Wirthschaftssystem wird dadurch unmöglich und alles, was man vorläufig thun kann, beschränkt sich auf Temporisiren, Abwehren und kleinliche gehässige Proceßführungen, denen man nicht entgehen kann, wenn man einigermaßen Ordnung im Haushalt liebt, und die alles Obium wieder auf den vormaligen Grundherrn werfen. Ich weiß recht gut, welche Existenzfrage darin für den Bauer liegt und verlange nicht, daß man ihn verkürze; man schone uns bei dieser Frage immerhin eben so wenig, wie früher bei der Aufhebung der bäuerlichen Grundlasten, man schneide immerhin nochmals in unser Fleisch, aber man thue endlich den Schnitt, zerhaue den Knoten und schaffe uns, wenn auch mit unsern Opfern, klare, scharfbegrenzte, liquide Zustände! Dazu hätte man doch schon seit 1848 Zeit finden können, wenn man zur Gestaltung unabweislicher Rechtszustände, zur Verwirklichung der tönenden Schlagworte von gleichem Recht u. s. w. nicht immer und jedesmal nur vor der Faust des Gewaltigen Respekt hätte. Gott besser's!“

Zu der Reactionszeit der fünfziger Jahre wechselten wir eine Menge Briefe, nicht literarischen Inhalts; mein „Buch von den Wienern“ über-

sendete ich dem Freunde im Manuscript und ich benutzte seine ebenso eingehende als liebevolle Kritik nach Möglichkeit. Das Buch erschien in der Folge, ihm gewidmet, wurde aber (unter Bach) für Oesterreich verboten. — In einem Briefe vom 2. December 1859 heißt es:

„Ein mir gewordenener Auftrag des Schiller-Stiftungs-Comités ist mir der sehr willkommene Anlaß zu diesen Zeilen, welche mich in Deine freundliche Erinnerung zurückerufen und sich bei Dir zugleich um Dein Befinden, Thun und Treiben angelegentlichst erkundigen sollen.

Wir haben uns seit den erschütternden Weltereignissen nicht gesprochen; meinem patriotischen Herzen haben sie bittere Stunden gebracht. Wie klein sind wir seither geworden! Welch' furchtbare Nemesis für die Mißachtung alles dessen, was Geist ist und vom Geiste stammt! Und das meinen sie nun theilweise gut zu machen durch die Fadeln, die sie zu Schiller's Ehren anzünden ließen, der wahrlich nicht ihr Heiliger ist! — Wäre er es, es stünde anders um uns! So aber herrscht jetzt das incarnirte Princip der genialen Niederträchtigkeit, der Dämon dictirt das Weltgesetz, eben weil er ein Geist ist. Doch ich breche ab, es ist ein zu peinliches Thema, füglich nur mündlich in traulichem Beisammensein zu erörtern, wozu mir hoffentlich ein Ausflug nach Wien im Laufe dieses Winters Gelegenheit bieten dürfte.“

Im Jahre 1860, bei Gelegenheit des verstärkten Reichsrathes, kam ich mit dem trauten Freunde zum ersten Mal in eine Art Conflict. Ich hatte lebhaft in ihn gedrungen und geradewegs als Pflicht von ihm gefordert, er müsse gegen die Ungarn austreten und gegen die vermuthliche Zweitheilung des Reiches, die schon damals im Reime lag; auch das Wort Constitution für das Gesamtreich auszusprechen, komme ihm als deutschem Führer zu. — Auersperg hatte eine gewisse Scheu, als Redner aufzutreten, die er erst später im Herrenhause überwand; er begnügte sich daher mit einem geschriebenen votum separatam und überließ es einem unbedeutenden Herrn Mager, sich für das lösende Wort einen vorübergehenden Triumph einzuheimen. In meinem Aerger ließ ich ein Gedicht: „An Anastasius Grün“ in der Ostdeutschen Post los, worin ich dem Dichter eine Menge artige Dinge sage, dem Politiker dagegen einige Unarten.

„Die Ritter retten immer,
So lang noch keine Gefahren!“

heißt es in den polemischen Versen, und daß es gleichgültig sei, ob der Paul oder der Peter Minister werde, wenn es im Staat überhaupt faul ist. Und zum Schluß:

„Du hast, mein edler Dichter,
Im Rathe mit gerathen,
Und siehest Dich beschwazen
Von Peters künft'gen Thaten;
Er prahlt, ein zweiter Falstaff,
Wie er mit starker Hand
Ein neues Reich will schaffen —
Ein Ungar-Oesterreicher-Land!

„Wir werden seh'n! — Doch lassen
Wir die politischen Dinge,
Und gib, daß Deine Muse
Ein Lied uns wieder singe,
Ein Lied, wie Du's gewohnt bist,
Wie's Keiner sonst vermag,
Das frei und fröhlich klinge
In unsern trüben Werkeltag.

„Ein Lied aus schönern Zeiten,
Wo Sonnenschein regierte,
Und auf den Nebenhügeln
Der „Wiener Poet“ spazierte;
Wirf weg die Reichsrath'sseder,
Die Leier nimm zur Hand —
Ein Lied von deutscher Freiheit,
Und vom Deutsch-Oesterreicher-Land!“

Man sieht, ein offener Angriff! Und ein halb ungerechter obendrein. Mein Aerger schlug über's Ziel. Auerzperg hatte allerdings einen bedeutenden Moment versäumt, allein seine Gegenwart im Reichsrath war nichts weniger als unnütz, und sie brachte ihn überdies in's Herrenhaus, wo er „im Rathe mit gerathen“ — und mit dem glücklichsten Erfolge. Ich erinnere nur an die Sitzung, welche die Aufhebung des Concordats herbeiführte. —

Mein Angriff hatte den Freund ein wenig verstimmt, doch nur auf kurze Zeit. Wir standen uns zu nah und er kannte mich zu gut. Die feudalen Blätter, die über mich und mein Gedicht herfielen, übernahmen es, ihn zu rächen. Im Uebrigen — amicus Cato, sed magis amica veritas. —

Auerzperg und seiner Gemahlin wurde erst nach langjähriger Ehe das Glück zu Theil, sich eines Söhnleins erfreuen zu dürfen. Auf meine Glückwünsche erwiederte er:

„Empfange meinen wärmsten Dank für die lieben herzlichen Worte, mit denen Du die Geburt meines Söhnleins begrüßest, sowie ganz besonders für die freundlichen Ausichten, welche Dein prophetischer Blick

in die Zukunft ihm und seinen Zeitgenossen eröffnen möchte. Könnte ich Deine Hoffnungen theilen, wie ich Deine Wünsche theile! Aber ich sehe nirgends die edleren und besseren Elemente, aus denen sich eine neue und glücklichere Aera aufbauen soll. Vielleicht stehe ich dem betreffenden Gestaltungsproceß zu ferne, vielleicht ist mein Blick durch historische Spiegelbilder ein zu befangener, um ein richtiges Urtheil abgeben zu können. Wie dem auch sei, ob Kampf oder Friede, Licht oder Dunkel auf der Zukunft ruhe — ob ein neues, ob das alte Leben in variirten Formen komme, ein heller Kopf, ein warmes Herz und ein gesunder Leib werden sich durch alle Wechselfälle durchbringen und ihrem Besitzer einen blanken, ehrenhaften Namen wahren. Du siehst, ich hoffe nichts Ungewöhnliches und wünsche daher auch für das liebe Kind nichts Ungewöhnliches. Möge nur dieser bescheidene Wunsch sich an ihm voll und dauernd erfüllen!

Meine Frau — die sich nebst dem Kleinen recht wohl befindet — trägt mir ihren Gruß und Dank für Deine freundliche Aufmerksamkeit auf. Du weißt es, daß die alte Sehnsucht nach den lieben Freunden mich oft und immer wieder nach Wien führt und so würde ich auch, sobald es sonst mit der Genesung meiner Frau vereinbar, nächstens wieder bei Euch anklopfen, wenn nicht dringende Geschäfte, namentlich einige Herstellungen in unserer Wohnung, mich zuerst nach Thurn am Hart führen müßten. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Dich noch im nächsten Frühjahr in Wien zu sehen. Vielleicht — und das wäre sehr schön — führst Du auch Deine Grazer Projecte aus und so winkt uns dort oder hier ein fröhliches Wiedersehen.“

Im Alter nimmt die Luft, sich mitzutheilen, ab, und das Briefschreiben wird Einem sauer. Freund Anton mußte sich übrigens als Mitglied des Herrenhauses häufiger in Wien einfinden als bisher, und so bedurfte es des geschriebenen Wortes nicht mehr. Ich speiste mit ihm und seinen Collegien in der Stadt Frankfurt, auch besuchten wir uns gegenseitig und so fehlte es nicht an vertraulicher Mittheilung über Alles und Jedes, was im „hohen Hause“ und wol auch „höher hinauf“ vorging. —

Hier folgt noch ein letzter Brief, der mir der Mittheilung werth erscheint.

„Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen vom 7. d. M., die mir zugleich ein so willkommener und längst erwünschter Bote sind von Dir und Deinem Thun und Lassen.

Deinem Wunsche bezüglich des Beitrittes zum Hans-Sachs-Comité möchte ich gerne entsprechen und thue es auch äußersten Falles, wenn es anders nicht ginge; Du kennst ja meine Bereitwilligkeit, Freunden gefällig

zu sein. Andererseits möchte aber auch ich an Dich die Bitte richten: wenn möglich, thut mir den Gefallen und dispensirt mich für diesmal! Ich bin schon Mitglied von so vielen Comités, daß sich mir der Ruf aufdrängt: man muß nicht überall dabei sein! Es sieht nach meinem Gefühl so aufdringlich aus, wenn man gewissen Namen auf allen Listen wiederbegegnet. Das Publikum unterscheidet da nicht, wer sich da selbst aufdrängte, oder nur über Aufforderung beiträt. Zudem scheint es mir nicht passend, besonders in einem so kleinen, nur aus drei Personen bestehenden Comité mit zu signiriren, welches Aufgaben in loco Wien zu lösen hat, während man 50 Meilen davon entfernt sich aufhält. Für ein „literarisches Comité“, auf welches Münch Werth legt, findet Ihr ja achtbare Namen zur Genüge in Wien. Aus allen diesen Gründen und Rücksichten, so gerne ich jeder Zeit an Deiner Seite stehe, muß ich für diesmal doch bitten: wenn thunlich, so erlaßt es mir!

Du bist so freundlich, Dich um meine Sommererlebnisse zu erkundigen. Sie sind sehr einfacher, aber dadurch mir sehr erwünschter Natur gewesen. Nach der Vertagung des Reichsrathes ging ich auf die Besichtigung meiner Frau in der Nähe von Pettau, wo wir einige Wochen zubrachten und von wo wir dann nach Thurn am Hart übersiedelten, wo wir bis Mitte November zu verweilen beabsichtigen. Mich wird der Reichsrath vielleicht etwas früher abrufen, obschon ich, wenn es einigermassen ohne Pflichtverletzung geschehen kann, die Absicht habe, nicht gerade mit den allerersten Reichsrathsschwalben in Wien einzukehren, sondern vorerst einige Sitzungen zu schwänzen. Es ist diese Absicht um so entschuldbarer, als ich die Zeit vom 21. August bis Ende September bei dem Landtage in Graß zubringen mußte und dann erst einen Urlaub nahm, als die Session sich schon zu Ende neigte und die Arbeiten der Ausschüsse, in denen ich beschäftigt war, beendet waren. Ein fatales Intermezzo meines sonst so einfach gemüthlichen Sommerlebens hatte ich in Graß durchzumachen, wo ich plötzlich, ohne mir erklärbaren Anlaß meinerseits, von einem Wechselfieber befallen wurde, das mich ziemlich arg mitnahm und von dessen Nachwehen ich mich erst hier allmählich zu erholen vermochte.

Gleich Dir begreife auch ich nicht die Langmuth unserer Regierung gegenüber den czechischen Brutalitäten. Mögen immerhin durch das freiheitliche Princip, welches man auch den tollgewordenen Nationalitäten gegenüber nicht verleugnen kann, gewisse Rücksichten und Schranken geboten sein, so hat doch ein Ministerium unserer Tage und insbesondere in Oestreich eine höher stehende Aufgabe des modernen Staates, nämlich die Wahrung des Cultur- und Civilisations-Interesses zu lösen und zu diesem Behufe die bestehende Rechtsordnung energisch und nachhaltig zu schirmen. Kraftentwicklung innerhalb des Gesetzes zu rechter Zeit und an dem rechten Orte angewendet, wird der Popularität des liberalen Ministeriums gewiß nicht schaden, sondern sie vielmehr noch erhöhen und

befestigen. Das Zusammengebundensein mit all diesen wilden Völkerschaften ist unser Erbjammer und ein naheliegender Grund, daß selbst das loyalste österreichische Gemüth sich des Gedankens nicht erwehren kann, wie gut und wohlthuend es wäre, dieses unnatürlich gemischten Compagniegeschäfts los und ledig zu werden. Das aber heißt mit andern Worten — —

Doch ich breche dieses traurige Capitel ab, um nochmals Deine Nachsicht in Betreff jener Comitèangelegenheit mir zu erbitten.

Mit den herzlichsten Grüßen in alten treuen Gesinnungen

Dein aufrichtiger Freund

Ant. Auerzperg.

Lhurn am Hart, 9/X. 1868."

Drei Freunde hatte ich befaßt, mit denen ich über vierzig Jahre treu zusammengehalten, wie sie mit mir. Meinen allerliebsten Moriz Schwind verlor ich bereits im Jahre 1871; Dessauer und Auerzperg schieden im Jahre 1876. — Die Rede, welche Auerzperg gelegentlich der Feier meines siebenzigsten Geburtstages hielt, ist durch die Journale bekannt geworden; zu seiner Feier (im Jahre 1876) sendete ich ihm ein Gedicht, welches ich mir hier mitzutheilen erlaube.

An Anastasius Grün

(zum 11. April 1876).

Wie wir zusammen waren
Zu freichen, jungen Jahren
So muthig, hoffnungreich!
Und kamen schlimme Zeiten,
Da gab's ein kühnes Streiten,
Wir führten manchen Streich.

Doch nicht mit Lanzenspitzen,
Mit Verjen nur und Wißen
Verfolgten wir den Feind —
Du immer brav und tüchtig,
Ich manchmal unvorsichtig,
Doch war es gut gemeint.

Du hieltest Dich im Gleise
In Deiner edlen Weise,
Der selbe fort und fort!
Und als Dein Wort erklangen,
Nachjauchzten's alle Zungen,
Das erste Freiheitswort!

Du hast in dunklen Stunden
Das rechte Wort gefunden,
Wie Du der Rechte bist!

Du wecktest uns zum Lichte,
Es nennt Dich die Geschichte:
Freiheits-Protagonist!

Ein Ritter Du, ich Knappe,
Und brachte manche Schlappe
Dem Gegner spottend bei —
Ich war der Unbequeme
Dem Schlendrian-Systeme,
Censur und Polizei!

Und ward es trüb' und trüber,
Die Zeiten sind vorüber,
Wir steh'n auf festem Grund —
Im mächtigen Vereine,
Stark gegen das Gemeine,
Ein tücht'ger Männerbund.

Da find' ich Dich denn wieder,
Die Deier legst Du nieder,
Und wirkst im „hohen Haus“ —
Du hilfst Gesetze schaffen,
Und ärgern sich die Pfaffen,
Wir machen uns nichts d'raus.

Dich preis' ich und Dein Walten,
Der Aeltere den Aelteren,
Dich preist das Vaterland —
Kein Wühlen mehr, kein Wogen,
So nimm den goldnen Bogen
Nur wieder frisch zur Hand!

Das Volk, schwiegst Du auch lange,
Begehrt nach Deinem Sange,
Ich höre, wie es ruft:

„Die Gluth ist nicht geschmolzen,
Er spannt das Rohr, der Volzen
Schwirrt tönend durch die Luft!“ —

Zeit ist's, daß wir dem Schönen
Uns wieder angewöhnen,
Der Arbeit wär's genug;

Fort von des „Hauses“ Schwelle,
Und aus lastal'schem Duelle
Thut herzhast einen Zug!

Der Dichter war ein Streiter,
Doch immer sanftgesaiteter,
Auch humoristisch mild;
Und wie es draußen tose,
Er pflegt dabei die Rose,
Sein duftend Liebingsbild.

So winde sie zum Kranze!
Du kamst im Frühlingsglanze,
Im süßen Lenz zur Welt;
Ein Dichter bist geboren,
Das sei Dir unverloren,
Was ewig Dich erhält!

Er kam im Lenz zur Welt! Im April 1876 ward er gefeiert, im September darauf betrauert. Ein Aufruf ist ergangen, ihm und seinem mitstreubenden Freunde Lenau in Wien Denkmäler zu setzen; eine Gesammtausgabe der Dichtungen von Anastasius Grün erscheint bereits in Lieferungen. Es ist zu wünschen, wie auch zu erwarten, daß sich eine tüchtige literarische Feder bereit finden werde, eine ausführliche Biographie des Dichters und Politikers zu schreiben. Meine Mittheilungen liefern dazu einige Behelfe, besonders die Briefe Auerspergs, welche vollkommen geeignet sein dürften, den Charakter des Mannes, der sich stets gleich geblieben, seine Sinnesart, ja sein ganzes poetisches wie politisches Wesen und Sein, Schaffen und Wirken erkennen und im hell glänzenden Lichte der Wahrheit wie im rothigen Schimmer der Liebenswürdigkeit erscheinen zu lassen.

Wien, im März 1877.





Kunstschreiben und Kunsttreiben.

Von

Theodor Unger.

— Hannover. —

Es ist gerade keine so sehr außergewöhnliche Erscheinung, daß Reim und Conformität der Schriftzeichen in zwei Worten eine Identität derselben nicht bedingen. Ungewöhnlich und näherer Untersuchung werth erscheint es aber wol, wenn zwei Begriffe, welche ideell so Hand in Hand gehen, daß selbst die Sprache gereimte Worte für sie leiht, in Wahrheit so weit von einander sich entfernten, wie das mit dem Schreiben und Treiben in der Kunst der Fall ist. Um die im täglichen Leben allmählich entstandene Divergenz dieser Begriffe zu kennzeichnen, brauchen die für sie geschaffenen Worte keineswegs erst in die Formen umgebildet zu werden, welche die Sprache für ihre Abarten erfand; — die diesem Aufsatze vorangesezten Worte lauten absichtlich nicht „Kunstschreiberei und Treiberei“. Ich will mich vielmehr in meiner Betrachtung thunlichst nur mit dem ehrenwerthen Kunstschreiben und dem ehrenwerthen Kunsttreiben befassen. Daß sie, die zu innigster Freundschaft bestimmten, im Leben und Wirken einander so feindlich wurden, — dieser betrübende Zustand fordert zur Untersuchung heraus, wo die Schuld und wo die Consequenzen liegen.

Unter Kunsttreiben versteht man wol im weiteren Sinne die Aeußerung nicht nur einer Thätigkeit in der Kunst, sondern auch schon eines Interesses für dieselbe. Ich habe hier als Kunsttreiben im Gegensatz zu dem die Kunst nicht ausübenden Schreiben nur die Leistungen hervorbringende Kunstthätigkeit im Auge. Unter „Kunstschreibung“ — die Analogie auf dem Gebiete der Geschichte wird dies ungewöhnliche Wort entschuldigen — verstehe ich dagegen im weiteren Sinne die Thätigkeit ebensowol der Kunstphilosophie als der Kunstkritik in Rede und Schrift.

Ursprünglich ward die Kunst nur „getrieben“, erst später „geschrieben“. Das Bedürfniß, der Erde Stein und Thon zu formen, der Pflanze Faser zu wirken und der Töne Klang zu stimmen, ist eben weit älter als das, über diese Dinge zu reden; und die Aeußerungen solchen Bedürf-

nisses brauchten auch nicht erst zu warten auf allerlei Erfindungen, wie die des Papiers und der Druckerschwärze. Außer dem unbestreitbaren Rechte der Erstgeburt hat das Kunsttreiben ferner den Vorzug, in jüngeren Jahren länger urkräftig und naiv geblieben zu sein denn das Kunstschreiben, welches sehr bald zu einer gewissen raffinierten Ausbildung und zum Bombast gelangte. — Dennoch hat die ungesündere Erziehung auch das letztere nicht von einer recht kräftigen, namentlich voluminösen Entwicklung zurückgehalten, so daß sein Dasein von jenem weder todtzuschweigen, noch todtzuschlagen ist und aller Voransicht nach auch nicht auf natürlichem Wege zu früherem Ableben gelangen wird. Das Kunstschreiben, und zwar das gewerbmäßige, ist unleugbar zu einer machtvollen Existenz gelangt, mit welcher die Kunst und die Künstler wol oder übel im Leben rechnen müssen.

Wenn ein Gebiet so unverwundlich und immer wieder productiv sich zeigt wie das der Kunst, wenn das menschliche Leben in ihr eine Gewalt erkennt, die es bis in's innerste Mark durchbringt, so ist es übrigens auch ganz natürlich, daß des Menschen Verstand Umfang und Inhalt dieses Gebietes festzustellen, das Wesen dieser Macht zu ergründen sucht. — Und wenn andererseits eine übergroße Productivität Mißwachs zu erzeugen, wenn die Macht zu tyrannischer Willkür zu werden droht, so ist es sogar auch rätlich und nothwendig, daß des Menschen Geist warnend und helfend einschreitet.

Diese beobachtende Thätigkeit in beiderlei Richtung kann eben uur durch Reden und Schreiben erfolgen, und sie bildet den Inhalt des Kunstschreibens, welches also in natürlichen Verhältnissen und Bedingungen auch die Legitimation seiner Existenz findet.

Die beiden Zweige seines Daseins sind im Obigen schon angedeutet. Der erste breitet sich über Wesen, Ursprung und Geschichte der Kunst aus und trägt dem entsprechend die Wissenschaften der Aesthetik und der Kunstgeschichte. Der zweite will den Segen dieser Wissenschaften mittels praktischer Anwendung auf die Gegenwart austreuen und erblüht zur Kunstcritik.

I.

Die Aesthetik ist der älteste und breitest ausgebehnte Zweig, der daher auch manchmal die wunderlichsten Blüten treibt und die gefährlichsten Schmaroxerpflanzen nährt.

Die Lehre der Aesthetik behandelt bekanntlich die Lehre vom Schönen resp. unseres Gefühles für das Schöne und allein, um festzustellen, was „schön“ sei, bedarf sie der umfassendsten philosophischen Erörterungen, deren Resultat eigentlich nur ein negatives ist, da leider die Schönheitsbegriffe wandelbarer, von Zeit und Umständen abhängiger sind, als die Aesthetiker wol möchten. Die Lehrwerke über Aesthetik sind daher auch in ihren ersten allgemeineren Untersuchungen oft reichlich verschwommen;

erst die nächsten Capitel, welche auf den Begriff der Kunst, als des einzigen Gebietes, innerhalb dessen das Schöne von uns in bestimmte Form zu bringen ist, und dann weiter auf die Theilung der Kunst in Künste sich beziehen, nehmen festere Gestalt an. Diese Theilung bietet dann endlich das Schema für den lehrwissenschaftlichen Gang. Das, was die Künste können, wollen und sollen, ist auch das eigentliche Material ästhetischer Untersuchungen, die einen directen praktischen Zweck und Nutzen für die Kunst haben können. Die Gebäude philosophischer Theorien über „die Idee des Schönen“, „die Vollendung der Sinnenerkenntniß“, „die Kritik der Urtheilskraft“ u. s. w. sind zwar sehr schöne, aber für die ausübenden Künstler meist nur papierne Gebäude. Dem schaffenden Künstler ist es bei seiner Arbeit meist ganz anders um's Herz, als es Platon, Baumgarten und Kant bei der Aufstellung ihrer Thesen war. Es kommt hinzu, daß fast jeder Aesthetiker in diesen Dingen sich sein eignes System aufbaut und von ihm aus gegen seine Vorgänger zu Felde zieht, eine Thatsache, die den Künstler schon zu einigem Mißtrauen drängt.

Praktische Aesthetik kann dagegen weit größeren Nutzen haben, weil sie die Kunst von Entartung, die Künstler von allzu genialem Fluge zurückzuhalten vermag, indem sie namentlich die Grenzen der Kunstgebiete feststellt, die sich ungestraft nicht überschreiten lassen. Darin liegt ja die große Gefahr der jede Kunstgattung wie Kunstepoche ausgesetzt ist, daß sie früher oder später einmal Aufgaben sich zumuthet und Mittel ergreift, die ihrem Gebiete nicht angehören. Vor dieser Gefahr schützt die ungebundene Kunstpraxis erfahrungsmäßig nicht; im Gegentheil, ihre Productivität treibt in die Gefahr hinein; mit jener wächst diese. Hier rettet nur Zurückgehen auf die Kunstgesetze, die ja eben der Lehrgegenstand praktischer Aesthetik sind.

Gegenüber der rein philosophischen Behandlung der Kunst, welche in der Aesthetik sich entfaltete, ohne daß sie der ausübenden Kunst eigentlichen Nutzen schuf, machte sich eine Agitation zuerst geltend in dem Bestreben, den Kunstursprung nicht auf die Idee des Schönen zurückzuführen, sondern auf das Bedürfniß des Menschen, einen Gedanken an eine feste Stätte zu binden und zu dem Ende ein Denkmal zu schaffen von einer Form, welche der Ausdruck jenes Gedankens sei. Diese zunächst auch nur philosophische Betrachtung lenkte bald den Blick auf die Denkmale selbst, auf die menschlichen Kunstäußerungen an Stelle des früher allein betrachteten, im Menschen liegenden Kunstgefühles. Man studirte die Kunstwerke der Vorzeit und gelangte dann folgerichtig zu einer Kunstgeschichtschreibung. Vasari hatte diese im 16. Jahrhundert vorerst nur biographisch behandelt, Palladio und Andere hatten nur Materialien gesammelt, Winkelmann die Stilperioden und ihren Zusammenhang mit der Weltgeschichte systematisirt. Allgemein, in ihrem vollkommenen Zusammenhang überschauend, behandelte aber erst Franz Kugler die Kunstgeschichte, der daher auch als der eigentliche Begründer der Kunstgeschichtschreibung angesehen wird.

Seitdem hat sich diese Wissenschaft ganz außerordentlich mächtig entwickelt, und da ihr ungeheureres Wachsthum so rasch zum Ziele trieb, haben sich neuerdings wieder Abzweigungen gebildet. Es sind dies einerseits die Specialforschungen auf kunstgeschichtlichen Sondergebieten, und andererseits das Bemühen, die Kunstgeschichte nur als Theil der Culturgeschichte aufzufassen und sie in solchem Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. In beiden Richtungen sind bekanntlich die Leistungen und Fortschritte der Neuzeit ganz gewaltige.

Die eingehenden Forschungen in der Geschichte gewisser Kunstepochen und Kunstzweige werden dabei unterstützt durch die erleichterte Möglichkeit des Reisens und des Transportes von Kunstgegenständen; noch mehr aber die Publicationen des Ergebnisses dieser Forschungen gefördert durch die Erfindungen auf dem Gebiete der Kunstreproductionen, wie Bilddruck und Photographie und voraussichtlich in noch viel höherem Maße deren neueste Verbindung im Lichtdruck. Ihr Zweck ist damit ein eminent praktischer und unanfechtbarer.

Die andere Richtung ergeht sich aber wieder in ungeheurerer philosophischer Breite und nutzt dabei recht oft Vansens bekannte Empfehlung, hinein zu verhören, wo nichts heraus zu verhören ist, indem sie dem Bestreben, den wirklichen Zusammenhang zwischen der Cultur- und Kunstgeschichte zu erkennen, weniger dient, als dem, gewisse vorgefaßte Tendenzen bestätigt zu finden. Der Gedanke an einen solchen Zusammenhang ist ja an und für sich ein schöner, herzenerwärmender, die Thatfache im Allgemeinen auch glücklicherweise eine wahre; — aber die Schönheit des Gedankens, wie der Thatfachen haben auch etwas vom *noli me tangere*, von jungsträulicher Unnahbarkeit, — sie zerfallen sehr rasch bei plumper Behandlung. Und diese ist es, die in dieser Richtung einreißt und das Kunststreben gegen das Kunstschreiben aufstachelt. Die Absichtlichkeit ist in den dicken Bänden dieser Gattung von Kunstgeschichtschreibung oft jeder Seite vorgedruckt. Da soll jede künstlerische Form, auch die zufälligste, ein Ausfluß der Zeit sein, jedes architektonische Profil einen Gedanken, jeder Pinselstrich einen Charakterzug des Jahrhunderts offenbaren, jeder poetische Gedanke ein Thema aus der Weltgeschichte und jede Tonfolge ein Leitmotiv der Nation sein. Das ist meist unwahr und, wenn es wahr ist, so erkennt der feinsühlige Mensch es auch ohne den Schwulst, mit dem manche Kunsthistoriker solche *Facta commentiren* zu müssen meinen. Diese hochgelehrten Untersuchungen, die in so dickleibigen Werken in die Welt gesetzt werden, mögen indirect pädagogischen Nutzen haben, indem sie den Verstand zu selbstthätigem Denken treiben und vielleicht zu Widerspruch reizen — ihr Werth für die Kunst ist mindestens zweifelhaft. Der Künstler kann ihnen Nahrung oder Lehre für seine Leistungen nicht entnehmen; in dem nichtkünstlerischen Publikum erzeugen sie aber leicht Verworrenheit und Ueberklugheit, die ein unbefangenes reines Genießen der Kunstwerke ver-

gangener Zeiten und namentlich ein offenes Herz und klares Verständniß für die Kunst unserer Zeit worden.

II.

In dem anderen Zweige des Kunstschreibens, der Kunstkritik, ist wol die größte Productivität zu verzeichnen und zwar nicht nur in der kritischen Literatur selbst, sondern auch in der Literatur über die Kritik. Es ist so viel geschrieben worden über die richtige und falsche Art des Kritisirens, daß man meinen sollte, die Sache wäre nun endlich abgethan. Und dennoch ist bekanntlich das Verhältniß des Kunsttreibens zum kritischen Kunstschreiben noch immer das wenigst gute. Künstler und Kritiker stehen nach wie vor auf gespanntem Fuße. Die Eitelkeit auf der einen, Ueberhebung auf der anderen Seite spielen in diesem Conflict eine Rolle; aber die eigentlichen Ursachen liegen doch tiefer.

Die Kunstkritik will den Werth eines Kunstwerkes untersuchen. Da aber ein Kunstwert immer in zwei Lebensbedingungen wurzelt, nämlich in seinem ästhetischen und in seinem technischen Werthe, so theilt sich auch die Kunstkritik in die beiden Zweige einer ästhetischen und einer technischen Kritik. Die erstere untersucht den inneren, idealen, die letztere den äußeren, körperlichen Werth.

Der Künstler soll beide Gebiete beherrschen; er glaubt das also auch vom Kritiker verlangen zu dürfen, der sich über sein Werk zu Gericht setzt — und da ist es denn oft auf Seiten der Kritik schwach bestellt, namentlich nach der technischen Seite hin.

Der Grundsatz der Kunstkritik darf ja nicht lauten, daß nur der zu kritisiren besugt sei, der das zu kritisirende Kunstwerk mindestens ebenso gut zu schaffen verstehe als dessen Verfasser. Wol aber ist das Verlangen ein begreifliches und nach meinem Dafürhalten sogar ein berechtigtes, daß der Gemälde-Kritiker auch einmal den Pinsel führte, sei es auch nur, um zu aquarelliren, und daß der Musik-Kritiker mindestens ein Instrument fertig spiele. Die Literatur-Kritik sei ein Muster guten Stiles, ihr Verfasser verstehe auch einmal in guten und geordneten Versen zu improvisiren, und der Kunsttrichter in der Architektur habe etwas klarere Begriffe von Bauconstructionen, als seine Genossenschaft in der Regel zu Tage fördert. Und wenn unsere großen Kunsttrichter kraft ihrer Bücherweisheit auf allen Kunstgebieten ohne Ausnahme Kritik schreiben zu dürfen meinen, so kann man den Künstlern billigerweise nicht die Controle verwehren, die Frage, ob diese Ekklektik auch einer ebenso vielseitigen Kunstgeschicklichkeit entsprossen sei. Diese Frage finden sie meist verneint, und Irrthümer in der technischen Kritik auszubedenken, wird ihrer größeren technischen Kenntniß nicht schwer. Es entsteht berechtigte Opposition, die dann vom technischen Gebiete auch auf das ästhetische überspringt, und der Conflict steht in hellen Flammen.

Die Gereiztheit, mit welcher die beiden Parteien der Künstler und Kunstkritiker sich befenden, hat den Werth und das Ansehen der Kritik

sehr geschädigt. Dieser Werth könnte ein eminent großer sein, da die Kritik sehr einflußreich auf das Publikum ist und in dieser Beziehung den Werth der vorhin besprochenen Zweige des Kunstschreibens noch bedeutend überragt. Die Aesthetik ist eine idealere Wissenschaft, deren Studium die Sinne nicht direct berührt; die Kunstgeschichte betrachtet nur zum Theil direct sinnlich wahrnehmbare, aber unserem täglichen Leben und dessen Interessen fernliegende Kunstwerke mit weniger beurtheilendem als forschendem Blick; der Kunstkritik kommt dagegen die ganze Unmittelbarkeit der Sinnesaffection zu Hülfe, erhöht durch das Interesse an der Gegenwart und den Reiz zum Urtheil, welche am Ende jedem Menschen innewohnen. Das Studium der Aesthetik und der Kunstgeschichte — wenigstens, wie es bislang getrieben wird — kann immerhin ein ernstes sein, ohne daß es das Verständniß und Interesse für unsere künstlerische Umgebung sehr erweitert, während die gebiegene Kritik dieses immer in viel höherem Maße anregen wird. — Andererseits steht die Kunstkritik in innigeren Wechselbeziehungen mit dem lebenden Künstlerthum, mit dessen Leistungen sie Schritt halten muß. Sie ist somit in weit höherem Maße als die Aesthetik und die Kunstgeschichte berufen, das Bindeglied zwischen Künstler und Laien zu bilden.

Mit dem oben versuchten kurzen Resumé über die Kunstschriststellerei, wie sie sich in philosophischer und kritischer Richtung entwickelte, habe ich — unter Ausschluß meiner Untersuchung fernliegender Belehrungsabsichten — eine Bezugnahme auf die Frage verbunden, weshalb das Kunstschreiben und Kunsttreiben, statt Hand in Hand zu gehen, sich so weit von einander entfernte.

Die Konsequenzen der bei der Beantwortung angedeuteten Ursachen sind leider sehr betrübende. Einerseits ist der Einfluß, den das Kunstschreiben auf Entwicklung und Förderung der Kunst haben könnte und sollte, sehr geschädigt. — Andererseits gelangten die Künstler zu starkem und wieder ungerechtfertigtem Mißtrauen gegen all und jedes Kunstschreiben.

Sehen wir uns nach Beispielen um, so finden wir Illustrationen dieser Mißstände auf den meisten Kunstgebieten. Das erstangegebene Uebel tritt am kräftesten auf musikalischem, das andere scharfer auf dem Felde der bildenden Künste hervor. Dort wählten beispielsweise die Kritiker die unhaltbarsten Positionen, um eine neue Kunstrichtung, deren machtvolle Existenz und großartige Entwicklung gar nicht wegzuleugnen ist, einerseits anzugreifen, andererseits zu vertheidigen. Durch den von der Kritik beider Seiten hier zu Tage geförderten blühenden Nonsens sind die Fortschritte, welche gewisse Zweige der Musik aus dieser Richtung ziehen konnten und unzweifelhaft auch werden, sicherlich nicht gefördert. Das Gezänk aber wurde in einer Weise geführt, daß man nicht mehr weiß, ob die Perfidie in der Angriffsart der Feinde oder der Servilität

muß in der Anbetung der Freunde den Preis verdienen, wenn es etwa galt, das Ansehen des Kunstschreibens möglichst tief zu untergraben. — Während aber Componisten und gleichgerichtete Musikkritiker doch noch eine gewisse Verbindung unter einander aufrecht erhalten, geht die Fühlung zwischen Künstlern und Kunstschriststellern in den bildenden Künsten immer mehr verloren. Die sogenannten Kunsthistoriker entfernten sich mit ihren in so unendliche Weiten schweifenden culturhistorischen Rückblicken von dem eigentlich künstlerischen Endzweck des Studiums der Kunstgeschichte mehr und mehr. Als diesen Endzweck sehen die Künstler die Förderung unserer heutigen Kunst und des Verständnisses für dieselbe an. Die Kunstphilosophen möchten aber ihre Wissenschaften treiben ganz ohne die Ein- und Mitwirkung der lebenden Kunst und Künstler. Auf der anderen Seite machen die Architekten, Maler und Bildhauer geltend, daß die Kunst auch ohne das Kunstschreiben ihre Fortschritte mache, und folgern daraus wol die Entbehrlichkeit des ganzen Kunstgelehrtenthums.

Die Lösung dieser Conflictte wird nicht anders als durch eine Regeneration des Kunstschreibens zu erzielen sein. Die Kunst erzeugte das Kunstschreiben, nicht umgekehrt. Es verleugne daher auch nicht die Pietät vor seiner ehrwürdigen Mutter. Auf seiner Seite sei endlich erkannt, daß ihre heutigen Ziele, die dafür offenen Bahnen und die Möglichkeit der Fortschritte zu beleuchten, für die Kunst nutzbringender und für die Kunstwissenschaft ehrenvoller sind, als das endlose Auskramen von ästhetischen Kumpellammern, culturhistorischen Archiven und kritischen Giftschränken. Vollends aber merze es auf seinem Gebiete die Gefühlsbuschlei, die Nachbeterei und das Manco am technischen Verständnisse aus, welchen Künstler in kunstwissenschaftlichen Werken in einer großen — die gängige Annahme weit hinter sich lassenden — Anzahl von Fällen begegnen müssen. —

Auf der anderen Seite ist mit dem souveränen Achselzucken der Künstler auf dem Thron der Verachtung allen Kunstschreibens nichts gethan. Der Standpunkt ist ein bequemer, aber die Zustände nicht bessernder. Aus ihren Kreisen heraus möge sich die Reaction geltend machen, mögen sich Federkundige heranbilden, die vom Boden der Kunst aus dem leidigen Kunstgeschwätz wirksam zu begegnen, dem Schwulst der Kunstphilosophie seinen falschen Nimbus abzureißen vermögen.

In dieser Richtung scheinen mir die Wege zur Steuerung der beregten Uebel zu liegen. Von einem weiteren Betreten derselben muß abgesehen werden, da es sich in diesem Versuch mehr um die Constatirung von Mißständen als um die Mittel zur Abhülfe handelte.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 52. Kouisenstraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Juli — August — September.

Ludwig Anzengruber in Wien.

^ Zur Psychologie der Bauern, Der gottüberlegene Jakob 141

Vauernseld in Wien.

Correspondenz mit Anastasius Grün. Erinnerungen H7>

A. «L. Vrehm in Verlin.

^ Wildperde in den asiatischen Steppen 52z,

^Noiiz Karriere in München.

^ Geschmack und Gewissen 57

Georg Gerland in Straßburg.

Das Gesetz der Vererbung und die Poesie 19z

Eduard Hanslick in Wien. , ^ , Adelina Patti. Erinnerungen 172

Ferdinand Hiller in Köln.

An Franz Liszt H15

Mit dem Polträt von Franz Lütz, Kuversüch von H, Römer tn Berltn.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Vr.

Monika Waldvogel. Novelle ,

Rudolph von Ehering in Göttingen.

Honorar und Gehalt 152

Faul kindau in Verlin.

Victor Hugo, Vor der Verbannung (1802—1851) 77

— In und nach der Verbannung (1851—1877) :oz

A!tl lem Porträt ««n Victor Hugo, Kupserstch von Hans Mener tn Berltn.

Rudolph Lindau in pari-. 2««

Der Seher. Novelle 249

Friedrich Meyer von Waldeck in Heidelberg.

Russische Censur >26

Josef Rank in Wien.

Ein Volksdramatiker aus Oesterreich 2^5

Mit Poltläi. Kupserstch von H, Lachs in Berltn,

Theodor Ungcr in Hannover. >V Kunstschreiben und Kunsttreiben 4l>8

Vernhard IVagener in Kiel.

Zwischen zwei Herzen. Novelle 281

Alfred Voltmami in Prag.

^/ Das Preußenthum in der neueren Kunst ie>9

Aus der ersten Französischen Nationalversammlung. — 1871. —

Nach Briesen und aus dem Nachlaß eines Mitgliedes derselben 55z

content-0148.png

content-0149.png

content-0150.png

content-0151.png

content-0152.jpg

Monika Waldvogel.

Novelle

von

wilhelm Jensen.

content-0154.jpg

n. Zachlage besaß ihre unter den einschlägigen Umständen allemal unvermeidlich ernsthaste Seite, aber keine eigentlich traurige. Wenn es noch in der Fähigkeit des Urhebers der eingetretenen Veränderung gestanden hätte, ein Gutachten darüber abzugeben, so würde dies die Form einer vollgültigen Beipslichtung angenommen haben. Wie er sich srüher täglich im Futurum auszudrücken pslegte: „Ich wünsche, daß es möglichst bald sein wird“, so hätte er sich jetzt unsraglich der vollendeten Form sür die Bestätigung bedient: „Ich bin zufrieden, daß es möglichst rasch geschehen ist.“ Und da dies in voller Uebereinstimmung leglichem nicht als gewagte Hypothese, sondern als lauterste Gewißheit in Herz und Vernunst geschrieben stand, besaß im Grunde Niemand ein Partieularrecht, mit dem unzufrieden zu sein, was Denjenigen, welchen es jedensalls ganz besonders anging, so vollkommen besriedigte, und Monika Waldvogel drückte die erkaltenden und bereits durchaus sarblosen Augendeckel des lang, ruhig und zum ersten Mal seit zwei Iahren völlig schmerzlos aus seinem Bett ausgestreckten Herrn Silvan Aviarins sanst und ohne einem Widerstand zu begegnen, herunter. Sie ordnete daraus uoch etwas an den Leinentüchern des Todtenbettes, betrachtete den so außerordentlich zusrieden Daliegenden noch eine Weile, nicht mit ties erregter Trauer, doch mit jener durch den thatsächlichen Eintritt solches Ereignisses, auch wenn es längst erwartet gewesen, bedingten Ernsthastigkeit und saßte plötzlich die alte, knochige und schon völlig erkaltete Hand und berührte sie eine Seeunde lang mit ihren Lippen. Es war die Hand keines Heiligen, doch auch nicht die eines Gegensüßlers dieser, in ein genaueres Licht gerückt, aus Erden seltenen Autochthonen gewesen, sondern die Hand eines wunderlichen, gutmüthigen, grillenhasten, einsiedlerischen alten Menschenkinds, das, an Kops und Füßen und Mancherlei noch dazwischen geplagt, ab und zu oder vielmehr nicht gerade selten einen Berus seiner achtundsiebzig Iahre darin gesunden hatte, von dieser Plage täglich Einiges sreigebig aus seine Nächsten abzuwälzen. Daran gedachte Monika Waldvogel jedoch in diesem Augenblick durchaus nicht mehr, obwol sie genau genommen die einzige Nächste in jenem Sinn gewesen war und die erwähnte Ausspendung deshalb mit Niemandem zu theilen gehabt hatte, sondern sie behielt die kalte Hand noch in der ihrigen, nickte den Augen, welche nicht mehr sahen, zu und sagte sreundlich, wie sie es allabendlich gethan, nur mit einem leisen Schluchzen in der Stimme: „Gute Nacht, lieber Squire.“ Es war, als ginge bei dieser Anrede, die der Lebende allzeit mit besonderer Vorliebe vernommen, noch ein leichter Ausdruck erhöhterer Besriedigung um die eingesunkenen Mundwinkel des Todten; Monika aber empсанд es jetzt plötzlich mit einem leisen Schauer zum ersten Mal, daß es ihr eigenthümlich kühl durch die schmalen Fingerspitzen hinausstieg und daß die Lust des Zimmers sür lebendige Lungen etwas nicht vorwiegend Ansprechendes habe. Und da ihr Auserthalt in demselben sich sür den Moment mit keinerlei erdenkbar nützlichem Zweck mehr verknüpsen ließ, sie aber trotz ihren achtzehn Lebensjahren einen wohlregulirten, aus das Vernunstgemäße gerichteten Stundenzeiger in ihrem achatbraun überlockten Kopse trug, so trat sie ohne längere Unschlüssigkeit durch die Thür des Sterbezimmers, ging in ihrem spinnwebgrauen Kleide den alten, langen Corridor entlang und immer hurtigeren Schrittes aus den großen Hosraum und in den lichten Tag hinaus.

Der Hosraum verdiente seinen Namen mit besonderem Recht, denn er ward rechteckig von stattlichen Scheuern eingesaßt, die mit dem Herrenhause zusammen den Innenraum eines wirklichen ländlichen Gutshoses bildeten, und in gleicher Weise konnte der Tag allerbegründetsten Anspruch aus das Prädieat „licht“ erheben, da er einen Maientag darstellte, wie er seltener in der Praxis dieses Monats, als in der theoretischen Vorstellung, welche die Menschheit mit ihm verknüpst, vorzukommen pflegt. Mit ihm zeigten sich ihrerseits die Hühner und Enten aus dem Gutshose, die Tauben über den Dachsirsten ebenso zusrieden, wie Herr Silvan Aviarins sich seinerseits im Voraus mit diesem Tage erklärt hatte, ohne jede Rücksichtsnahme daraus, ob derselbe Sonnenschein oder Regengüsse im Gesolge bringen würde. Es girrte, schnatterte und krähte höchst lebendig-vergnügt rundumher, der gelbe Hoshund lag mit allen Vieren ausgestreckt geschlossenen Auges in der Sonne und verrieth seine Lebendigkeit ebensalls durch ein gelegentliches Ausschnappen nach vorübersurrenden Fliegen und durch mechanisches Wedeln mit dem Schwanz, als er Monika Waldvogel nicht an sich vorbei gehen sah, sondern hörte. Er schien damit ein Zeichen bestimmtester Erwartung auszudrücken, daß sich im nächsten Augenblick eine merkwürdig kleine Hand aus ihn herunterstrecken und ihm den dickbezottelten Kops klopsen werde, denn als dies nicht geschah, sand er sich gemäßigt, die Lider halb auszuheben und mit so viel Verwunderung, als die Behaglichkeit seines Zustandes ihm erlaubte, hinterdrein zu blinzeln, ob er sich zum ersten Mal in dem Schritt Monika Waldvogels getäuscht habe. Das war nicht der Fall, nur hatte er sich zum ersten Mal in Monika Waldvogel selbst getäuscht, und mit einem Brummen zwischen Besriedigung über die Schärse seiner Sinne und Erstaunen über die neuerungsvollen Unbegreislichkeiten des Daseins legte er den Kops zurück. Iene aber trat aus die mit sonderlichem Ernst im jungen Gesicht über den Hos wandernde Gärtnerstochter zu und spragte:

„Was thust, Anke?“

„Ich sag's an.“

„Was sagst an?“

„Sie müssen's alle wissen,“ antwortete das hübsche Ding, mit dem runden bis an die Schulter bloßen Arm rundum deutend. „Sonst bleiben sie dem neuen Herrn nicht treu. Wißt Ihr'«, wie er heißen mag?“

Monika schüttelte den Kops. ‚s ist mir ganz gleichgültig, ob er Hans oder Peter heißt, das Testament wird's sagen und einen so närrischen Namen wie der Herr selber wird er vermuthlich nicht haben. — Hast Dich darum so schmuck herausgeputzt, Anke?“

Das Mädchen trug ein knappes Mieder von schwarzem Sammet, unter den ausgespusften Aermeln bauschte sich schneeweiß handbreiter Linnenrand hervor. Der Rock, der aus dunklem eigengewebtem Stoff dichtgesälteI die Hüsten wie mit einem altmodischen Radkragenmantel umgitterte, siel nur bis aus die Kniee und ließ darunter in weißen Strümpsen ein Paar so sichere, doch zierlich gewachsene Beine sehen, daß sie einen besriedigenderen Rückschluß aus die Gestalt darüber zu ziehen erlaubten, als der unsörnlich gewulstete Rock es von vornherein zugab. Das Gesicht Anke's war wie ein aus weißen und rothen Frühlingsblumen durcheinander geslochtener Strauß, um den reise, langsädige Kornähren herumgewunden, und in der Hand trug sie einen Rosmarinstrauch, knipste mit dem Finger ein grünes Räuپchen von ihm ab und sagte ernsthast:

„Ihr habt Recht, wie er heißt, geht sie heut noch nichts an. Wollt Ihr mit und ansagen?“

Monika nickte gedankenvoll mit dem Kops und sie gingen. Zunächst in den Stall, wo Anke eine weißgehörnte Kuh am Stirnbüschel saßte und der dumm vor sich hin Glotzenden heimlich halblaut in's Ohr raunte: „Der Wirth ist todt — sag's weiter!“ Nun aus dem Rinderstall zu den Pserden, den Schasen; auch die Schweine im Koben wurden nicht vergessen und waren die einzigen, welche eine vernehmliche Antwort grunzten. Monika gewährte zum ersten Mal schier erstaunt den Reichthmn des Hoses an prächtigem Vieh, Anke wanderte weiter in den wie von Schneestocken überschütteten köstlichen Obstgarten hinein, an die breiten Reihen übereinander geschichteter Bienenkörbe, vor denen die Insassen lenzsreudig in schwirrenden Säulen die Lust durchtanzten. „Der Wirth ist todt — fliegt nicht sort!“ sagte sie und sie schüttelte leise an jedem Baum, daß ein paar röthliche Blüthen aus sie niederflatterten, und slüsterte: „Der Wirth ist todt — trägt die Frucht, die ihm gehörte!“ Ihre Augen sahen groß und geheimnißvoll dabei drein, nnd Monika solgte ihr unwillkürlich weiter, wie sie in die Scheunen schritt und mit einem Stecken die angeschütteten Getreidekörner umrührte. „Wenn der Wirth todt ist und es geschieht nicht, da verdirbt's,“ und hinunter in den Keller zu den großen Weinsässern ging's, wo Anke das Spundloch össnete und gleichsalls mit einem Stecken in den leise glucksenden Inhalt hineinquirlte. Immer mehr staunte Monika Waldvogel über die angehäusten und wohlgeordneten Schätze oben und unten, von denen sie bis dahin kaum eine Ahnung bessen, weil sie sich sreilich auch nie darum bekümmert gehabt; doch nun kam es ihr zum ersten Mal sast ein wenig unmüthig von den Lippen:

„Bist noch nicht zu End', Anke? Was geht's mich an, ob's verdirbt; ich will in den Wald und mir Alles uoch einmal von droben ansehen. Wohin willst noch?“

„Zum Wirth und ihm die Schuh' und den Kamm hinlegen,“ versetzte Anke, die sorgsam ein Paar neue Schuhe aus einer Truhe herauszog.

„Ich denk', zu gehen braucht er nimmer, sie werden ihn wegtragen, und dann ist Alles aus,“ gab Monika zur Antwort und es klang ein ganz wenig Bitterkeit dabei durch. „Und einen Kamm hat sein bloßer Kops gewiß schon seit zwanzig Iahren nicht mehr nöthig gehabt.“

Aber Anke schüttelte unbeirrt die Kornähren um ihre Schläsen. „Wenn er keine Schuhe mitbekommt, da muß er wieder umkehren; es hat's schon Mancher gethan, denn er hat einen weiten Weg durch Dornen und Disteln zu gehen. Und wer keinen Kamm hat, der muß sich das Haar mit Stacheldorn strählen.“

Monika zuckte die Achsel. „Mir wär's gleich, wenn ich todt wäre. Man kann's mir auch lebendig abschneiden und mich in ein Kloster stecken, 's ist mir auch gleich.“ Sie ging, drehte sich noch einmal nnd wies aus Anke's Rosmarinstrauch. „Wozu hast den da?“

„iin Bräutigam dars nicht ohne Rosmarin kommen,“ erwiederte Auke, „und der Wirth ist auch einer, ein todter, der in den Himmel geht, wie ein lebendiger in die Brautkammer. Wenn er ihn nicht hätt', thät' sich der Himmel ihm nicht aus, denn da wär' er kein Bräutigam. Wußtet Ihr's nicht?“

„Das ist eine Wissenschaft, die mich schon gar nichts angeht, Anke.“

„Das könnt Ihr nicht vorher wissen,“ meinte diese mit der nämlichen seierlichen Ernsthastigkeit in ihren großen, eigentlich zum Lachen prädestinirten Mädchenaugen. „Aus Erden kann's Ieden einmal angehen und im Himmel thut sich's gewiß.“

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ antwortete Monika Waldvogel, nickte zu dieser Beruhigungssentenz, mit der sie den Dingen, die da kommen konnten, entgegenzusehen und abzuwarten pslegte, ob sie kommen würden oder nicht, und ging wieder allein über den slatternd-lebendigen Hos, durch den blühenden Garten, aus Wiesenwegen am Bach entlang, in dem die getüpselten Forellen sonnbeschienen lustig hin und her schossen, und dann langsamer waldiges Gelände hinan.

Die Welt besaß im Grunde nur drei Farben, aus deren gleich intensiver Leuchtkrast sie sich zusammensetzte, Grün, Blau und Weiß. Lichtgrün war der Teppich des Bodens, der Schleier, den Millionen eben ausgerollter Buchenblätter darüber spannten; himmelblau sah es an tausend Lücken hindurch und segelte ab und zu mit schneeweiß blitzender Wolke dran vorbei. Nur der große wollköpsige Spinner, den die Entomologen „Nagelsleck“ getaust, tauchte jeden Augenblick mit anderer Farbe in hastigem Zickzackslug durch das srische Laub, schoß aus den rostbraunen Flügelu zu Hunderten taumelnd daher und wie ein lebendig gewordenes vorjähriges Herbstblatt wieder aus dem Gesicht. Und außer ihm hatte nur noch Monika Waldvogel ebensalls an der leuchtenden Dreisarbigkeit des Maitages keinen Antheil, dafür aber eine gewisse Aehnlichkeit mit dem zickzacktaumelnden Falter. Ihr Auge war nicht blau und ihr Gesicht nicht weiß, sondern das letztere besaß ziemlich viel von dem Flügelteint des Schmetterlings und darin standen zwei Augen gerad' wie seine vier aus den Schwingen, groß, rund und je nachdem das Licht ans sie siel, matt und trüb, oder dunkel ausschillerud. Auch das Haar, das sehr dicht und ziemlich ties in die Stirn hineinwuchs und deshalb nach allen Seiten ganz aus ihr zurückgestrichen war, erinnerte halb an den braunen Wollkops des Spinners und halb an den Ausbau einer voll beladenen Flachshechel. Es hätte, um einen hergebrachten anthropologisch-physiognomischen Typus vorzustellen, schwarz sein müssen, aber es hatte eigenwillig seine Farbe aus dem Grundton des länglich schmalen Gesichtes entnommen, etwa wie brauner Waldandorn die seinige aus dem von eisenhaltigem Quell überonnenen Mutterboden seiner Wurzel. Ein Maler, der irgendwo vermitteltst seiner Phantasie Monika Waldvogels Kops allein in der Lnst schwebend gesehen hätte, würde unsraglich eine kleine, schmächtige Figur darunter gezeichnet haben, doch die Natur hatte es abermals aus ihre Weise gewollt und eine krastvolle, große, durchaus nicht ätherische Gestalt an das Haupt darüber angesügt. Und um ihre widerspruchsvolle Absichtlichkeit ausdrücklich durch ein letztes Separatvotum noch zu be thätigen, hatte sie ihre extraordinäre Bildungslaune in zwei der kleinsten und zierlichsten Hände und Füße ausmünden lassen, die je aus der Aermetkrause und unter dem Rocksäum eines weiblichen Geschöpses hervorgesehen.

Monika stand aus dem grünen Waldwege einen Augenblick still und griff sich mit der Hand an den Kops. Es war ihr etwas dagegen gesahren, etwas Weiches hatte sich in ihrem Haar versangen, zappelte darin und nun in ihrer Hand, die es sesthielt und herunterzog. Einer der taumelnden Herumstürmer war es, er arbeitete mit den langen gesiederten Fühlhörnern ungeduldig zwischen den zu einer schmalen Röhre gebogenen Fingern heraus, aber die Besitzerin hielt ihn sest und betrachtete ihn. Sie sprach auch mit ihm:

„Bist auch ein Waldvogel, nur hast du viele Kameraden. In den Frühling paßt du eigentlich wie eine Eule, denn hübsch kann man dich nicht heißen, aber recht häßlich bist du mit deinem plumpen Leib und deinem kaffeebraunen Ueberrock, Du wartest wol so lange, bis ich dir sage, daß es Zeit ist und daß du fliegen kannst, nicht wahr?“

Das Letzte sagte Monika Waldvogel mit einem leicht schulmeisterlichen Anstrich in der Stimme, der eine gewisse Hinneigung zu königlichem Absolutismus verrathen haben würde, wenn ihr statt des Schmetterlings zusällig ein Reich mit Unterthanen in die Hand geslogen wäre. Ob der Nagelsleck sich nun als gehorsames Kind und loyaler Vasall zeigen wollte, oder ob er die heimliche Nebenabsicht damit verband, der über ihn geübten vernichtenden Kritik eine kleine schweigsame Antikritik in Gestalt wortwörtlichster äluonbtr^tio ouiu ouuli« aä ouuloß entgegen zu setzen, er kroch aus der erweiterten Fingerröhre hervor, benutzte diese Gelegenheit jetzt indeß keineswegs, um sich sosort davon zu machen, sondern schlug seine Flügel weit auseinander, daß die Augen aus dem braunen Grunde derselben plötzlich wie dunkel schillernde Sammetsterne, als blickten sie aus einer geheimnißvollen Tiese heraus, leuchteten und glühten. Nur waren sie umgekehrt wie die Menschaugen darüber, denn sie trugen das schimmernde Weiß im Innern und den sarbigen Irisbogen drum herum, doch Monika sagte aus einmal höchst erstaunt:

„Du, weißt du wol, wenn man dir in die Augen sieht, bist du eigentlich gar nicht so häßlich, bist im Grunde sogar — man muß dich nur erst genauer betrachten — aber dann bist du trotz deinem gelben Kleid eher —“

Allein der Nagelsleck wartete jetzt den Schluß nicht ab. Er dachte vielleicht das Nämliche und hätte Monika Waldvogel das Nämliche erwiedern können, sowol, was sie gesagt, als was sie nicht gesagt. Doch er that's nicht, sondern taumelte, um eine kurze Erstlingsersahrung seines stundenalten Daseins gewitzigter, lenzsreudig wieder waldein, und Monika Waldvogel setzte ihren Weg auswärts sort. Aber von allen Erdengedanken lag ihr jedensalls der am entserntesten, daß ihre Augen, wenn sie sich von dem braunen Gesichtsgrunde ausschlugen, im Stande seien, eine eben solche schweigsame Antikritik und äemou8tratio all ollulo« auszüben, wie der

einzige Vasall, den sie bis heut' ans Erden besessen, um ihn alsbald wieder sreizulassen, es zu seinen Gunsten mit den allereinsachsten Mitteln von der Welt gethan.

Nun saß Monika Waldvogel droben aus der sreien Bergeshöhe über dem Waldgürtel, der ihr wie ein grüngestickter Schemel zu Füßen lag. Ihre Hand stützte sich in dichte Thymianbüschel und sie sah in das hübsche Thal nieder, aus welchem der Gutshos unter weißen Blüthen sast vergraben wie eine von lauter Smaragden eingesaßte Perle herausgrüßte. So weit die Gebäude zur Rechten und Linken das Thal einschlossen, hatten alle Felder, Wiesen und Weinberge dem „todten Wirthe" drunten angehört, wie sie jetzt dem unbekannten neuen Besitzer zugehörig waren

— auch das langgestreckte Dors drüben mit seinen anheimelnd rauchenden Schornsteinen — erst weit nach Westen hinüber sah die Kirchthurmspitze der Nachbarstadt heraus und begrenzte von dorther mit ihrem Weichbild das Gebiet des Gutes. Wie ein kleines Königreich eines idyllischen Erdenwinkels lag es zu Monika Waldvogels Füßen, die eine Hand voll Thymian ausgerupst hatte, gedankenlos daran roch und ebenso gedankenlos aus das hundertsache Durcheinandersummen des sröhlichen Lebens drunten hörte. Und aus der Anschau, dem Duft und dem Klang kam es Monika, wie es gewesen, gekommen, geschehen, als ziehe es da leibhastig, sie selber darunter, an ihren Augen durch die Lust vorbei.

Und so war's gewesen, der Todte da unten nicht der Erste, dem sie in ihrem achtzehnjährigen Leben die Augen zgedrückt. Zuerst ihrer Mutter, als ein volles Kind noch, und sie hatte allein mit ihrem Vater weitergelebt, der sich nicht viel um sie bekümmern konnte und wenn er's gekonnt, nicht viel Neigung dazu besessen haben würde, da er den ganzen Tag und die halbe Nacht in seinen Büchern vergraben saß. Er sorgte nur dafür, daß sie in die Schule ging und lernte; wenn sie hungrig und durstig war, Kleider und Schuhe brauchte, mußte sie selbst dafür Sorge tragen. Sie konnte dies auch in schicklicher Weise, denn ihr Vater Michael Waldvogel gab ihr dann das ersorderliche Geld, doch immer erst, wenn sie eine besondere Ausgabe, die er ihr in jedem einzelnen Falle vorschrieb, zu seiner Zufriedenheit erlernt oder vollbracht hatte. „Gewöhnung ist Alles," sagte er dazu, „Gewöhnung von Iugend aus." Er wiederholte gern ein Wort, aus das er Nachdruck legen wollte. „Hätte ich mich nicht selbst schon als Knabe stets angehalten, angehalten zur Arbeit, so wäre ich auch vermuthlich ein ebenso nichtsnutziger Patron geworden, wie mein

— wie es nichtsnutzige Leute in der Welt gibt, die nicht säen wollen und doch glaube/, daß ihnen eine Ernte in die Tasche sallen wird, aber von ihrer Ernte bekommt Niemand etwas zu sehen. Wenn ich einmal sterbe, Monika, habe ich Dich so erzogen, daß Du Gouvernante werden kannst; Gouvernanten müssen sür jedes Stück Brod, jedes Knops am Kleid eine Leistung machen, Darum habe ich Dich an eine Leistung sür jedes Stück Brod nnd jeden Knops gewöhnt; gewöhnt sällt nicht schwer. Etwas Anderes war's gewesen, hättest Du Aussicht zu heiratheu; heirathen aber, drans rechnen, kann nur ein Mädchen, wenn es Vermögen hat oder hübsch ist. Beides trifft bei Dir nicht zu. Ich bin ein Proessor; ein Proessor hinterläßt nichts, und Du gleichst Deiner Mutter. Deine Mutter war eine gute Fran, aber völlig arm; völlig arm wirst Du nach meinem Tode auch sein. Deshalb habe ich Dich gewöhnt, damit es Dir nicht geht wie Andern; Andern, denen nichts übrig geblieben, als sortzugehen; sortzugehen, Niemand hat ersahren, wohin. Wenn Du wissen willst, wie solche Leute es treiben und ansangen, ansangen, um ein solches Ende zu nehmen, so sieh aus Deinen Vetter Hans Waldvogel. Hans Waldvogel wird auch einmal seinem Namen Ehre machen und über Nacht sortgeslogen sein; sortgeslogen sein, ohne daß seine Gläubiger wissen, wohin. Er ist ein Taugenichts, wie sein Onkel es war; war, und er wird's werden und bleiben. Wir besitzen außer ihm in der Welt keinen Verwandten; keinen Verwandten zu haben, ist besser als solchen, dessen Rus und Beispiel gleich gesährlich sür Dich sein müßten. Darum hast Du ihn nie kennen gelernt, weil ich alle Verwandtschast zwischen uns ausgehoben. Ausgehoben ist ein Mädchen mit Deiner Nöthigung sür die Zukunft nirgendwo besser, als in einem Hause, wo es lernt, sich möglichst selbständig aus sich selbst zu beschränken. Beschränken mußt Du Dich später; thust Du's jetzt aus sreien Stücken, thnt der Zwang Dir nachher nicht weh, Weh thun will ich Dir uicht, nur Dir Vernunstsgrundsätze einprägen. Einprägen kann man nur in einen Gegenstand, der noch weich ist. Was wolltest Du? Wolltest Du ein Paar neue Handschuhe? Lerne erst die Vögel aus der zweiten Ordnung, Klettervögel, 8oan8or68, auswendig. Auswendig hilst inwendig. Man muß jeden Anlaß und Augenblick wahrnehmen, wahrnehmen, um daraus sür sich Gewinn zu erholen. Erholen kann man sich am Besten, wenn man lernt, lernt, auch ohne gerade zu wissen, sür welchen Zweck. Ietzt geh', ich habe zu arbeiten; arbeiten ist der Zweck des Menschen."

So redete der Proessor der Zoologie Michael Waldvogel, und seine Tochter Monika Waldvogel ging in ihre einsame Kammer, schlug in dem ihr mitgegebenen ornithologischen Handbuch die lange Tabelle der zweiten Ordnung — Klettervögel — aus, und die deutschen und lateinischen Namen der Boan8ore8 drehten sich ihr vor den Augen, wie der zu ihnen gehörige Wendehals — Vuux torljuilla — seine beweglichen Nackengelenke. Aber sie sagte: „Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen," nnd saß übergebogenen Kopses wie ein gelbschopsiger Kakadu über dem Buch, kletterte wie eine rastlose Spechtmeise an der langen Liste aus und ab, pickte gleich dieser unablässig aus jeden noch so wunderlichen Namen herunter und trug schließlich wie ein stundenlang thätiger Bienenspecht die ganze Sippe im Schnabel davon. Und in weiterer Folge trug sie danu am andern Tage ihre neuen Handschuhe, obgleich eigentlich ohne erdenkbaren Zweck, denn sie paradirte damit nicht aus den Straßen der Stadt — zu wem nnd weshalb hätte sie ausgehen sollen? —, sondern sie saß mit der kleinsten Nummer von Handschuhen, die auszutreiben gewesen, über ihren Fingern in ihrer Stube wie ein Eisvogel aus moosigem Stein seiner Waldeinsiedelei und wartete ^ aber es kam nichts, und woraus Monika Waldvogel eigentlich wartete, wußte sie noch viel weniger, Dann kam allerdings doch etwas, daß sie sechszehu lahre alt geworden und daß ihr Vater ihr keine Ausgaben sür ihre täglichen Bedürse nisse mehr vorschrieb, weil er auch, der Endbestimmung aller der Zoologie Angehörigen Folge leistend, todt unter seinen Büchern dalag. Doch wie er es richtig vorhergesagt, hatten mit den Ausgaben auch die Mittel sür jene unabweisbaren Dinge ihr Ende genommen; als das nächst Ersordere liche vorübergegangen, stellte die Rechnung mit großer Deutlichkeit heraus, daß von äußerst Wenigem kaum mehr als Nichts übrig geblieben sei, nicht einmal das einsiedlerische Plätzchen, aus welchem der wartende Eisvogel durch die Iahre hin still gesessen, und es war ein sehr häßlicher, trübseliger und windiger Deeembertag, an dem Monika Waldvogel durch die Straßen wanderte, um das einzige Vermächtniß ihres Vaters anzutreten, „sür jedes Stück Brod in den Mund und jeden «nops am illeid eine Leistung zu machen". Doch sie war schon einige Treppen hinaus- und wieder heruntergestiegen, wo die Leute sie sehr eingehend gesragt hatten, was sie zu leisten vermöge und ob sie sich wirklich auch getraue, die begehrten Leistungen durchzuführen. „Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen," hatte Monika erwidert, allein die Leute hatten trotzdem ihrerseits ebensalls allerhand zu entgegnen gehabt, z. B. ob sie auch Tanzunterricht geben könne, zum Flügel begleite, die jungen Damen des Hauses modern zu srisiren verstehe und als Hochzeits- und Geburtstagsgeschenke angesangene, selbstgesertigte Stickereien zu vollenden wisse? Das waren aber Ausgaben, die Michael Waldvogel seiner Tochter unverantwortlicher Weise nie gestellt, obgleich sie unsraglich als die wichtigsten sür einen Gouvernantenberus erschienen, denn die Leute zuckten über die anderen „Leistungen" nur sehr sragwürdig die Achsel, und als Monika die letzte Treppe hinunterstieg, hörte sie noch droben ein niedliches Mädchen ihrer Mutter mit kindlicher Dankbarkeit sagen: „Ich wußt' es gleich aus den ersten Blick, eliore mmmn, daß Du Dein Töchterchen viel zu lieb hast, als daß Du ihr schöues Haar von einer Person ruiniren lassen würdest, die selbst wie eine gestriegelte Meerkatze mit ihrem Flachskops herumläust. ?I elone, was sür Geschöpfe gibt's doch, Mama, und da sagte der Herr Dekan heut' in der Consirmationsstunde, wir seien vor Gott alle gleich. Da müßte der liebe Gott doch recht schlechte Augen haben, ne8t.ee^a8,

In der Herzgegend Monika Waldvogels klopfte es an jenem Nachmittag, als sie weiter ging, zum ersten Mal ein klein wenig, als ob sich im Menschenleben Zeiten und Umstände einstellen könnten, sür die ihr Wahlspruch nicht die mathematisch eongruente und unter allen Ansätzen auslösende Formel bilde. Der Tag nahm nicht an Häßlichkeit, doch an Beleuchtung derselben ab, so daß auch das beste Auge den aus Eiskrusten und halbgeschmolzenem Schnee amalgamirten Emailüberzug des Trottoirs nicht deutlich mehr unterschied. Es regnete vom Himmel und schüttete aus den Dachtrausen, windete um alle Ecken, stürmte von Oben und wehte von Unten, und zum ersten Male im Leben kam Monika der Gedanke, daß dies im Großen und Ganzen sür Kleidungsstücke, die man noch länger zu tragen beabsichtige, nicht als sördersamstes Conservierungsmittel anzusehen sei. Wenn man jene haushälterische Absicht nicht versolgte, konnte man sowol dieser als dem Wetter — ein Wetter, von dem Lichtenberg einst gesagt, daß in ihm alle Schweine rein und alle Menschen dreckig würden — allerdings das einsache Mittel entgegensetzen, daß man sich neue Kleider kauste. Nur gehörte dazu wieder ein anderes einsaches Mittel, das den Kausmann veranlaßte, seine Maare mit verbindlichem Dank herzugeben, und wer das nicht besaß, mußte entweder „Leistungen" dafür machen oder Iemanden haben, der ihn m den Besitz solches Mittels versetzte. Da Monika jedoch seit dem Nachmittag sich mehr oder minder wissentlich in der Gemüthsversassung besand, jene Leistungen nicht mehr als unerschütterliches Fundament sür den Ausbau ihrer momentanen Kleiderbetrachtungen anzusehen, so ließ sie ihre Gedanken nach der anderen durch ihre theoretischen Schlußfolgerungen ausgedeckten Möglichkeit umhergehen. Sie stand dabei still und sah vor sich hinaus. Gab es einen derartigen „Iemand" und kannte sie denselben? Wahrscheinlich sür andere — vielleicht sür geschmackvoller von der Natur und der Kunst Frisirte — manchen, doch so viel Monika Waldvogel umherdachte, vermochte sie sür sich selbst ihre Theorie nicht durch ein praktisches Beispiel zu bewahrheiten. Das Ergebniß blieb sür sie durchaus nur die Vorsetzung des in allen eivilisirten Sprachen gleichlautenden Negationseonsonanten vor den Iemand, und Monika wußte nicht genau, ob ihre Lippen es in das graue Trinnvirat des Zwielichts, Sturms und Regens mit hineingesprochen oder ob der Kops dahinter es nur gedacht: „Niemand aus der Welt." Dabei sah sie noch immer vor sich hinaus, und weil Niemand sür sie aus der Welt existirte, konnte auch solgerichtig Niemand in der Welt sür sie von einem schlüpsrigen Trottoirstein abgleiten und der Länge nach in das Eis- und Schnee-Amalgam hineinstürzen, und Monika Waldvogel sah diesem sür den Betreffenden äußerst realen Vorgange dicht neben ihrer Linken einige Seeunden lang unbeweglich mit vollständig logisch-theoretischen Augen zu. Dann jedoch regte sich, ebensalls an ihrer linken Seite, doch in ihr selber, etwas, das auch ihren Arm zu plötzlicher Regung veranlaßte, denn sie gewahrte, daß der Niedergestürzte ein sehr alter und vermuthlich ziemlich gebrechlicher Herr sei, der sich vergeblich mit eigenen Mitteln auszurichten suchte, und da Monika über die hier im Moment ersorderlichen Mittel als über die einzigen ihrer irdischen Gesammthabe wirklich versügte, so machte sie jetzt, gewissermaßen mit der Freigebigkeit einer Millionärin, schleunig von denselben Gebrauch. Sie hob den Hülslosen empor, stützte ihn, setzte ihm den entsallenen Hut aus, klopfte und ordnete an seinen beschmutzten Kleidern und machte alsdann eine Bewegung, sich wiederum mit der großartigen Gleichgültigkeit eines Nabob, der keinerlei Interesse an einer Danksagung sür seine verschwenderisch ausgestreuten Reichthümer nimmt, zu entsernen. Der alte Herr, der offenbar noch älter war, als er ihr ansänglich erschienen, hatte bis dahin stumm und wie von der Erschütterung des Falles leicht betäubt dagestanden, streckte jetzt indeß die Hand nach der grußlos von ihm weiter Schreitenden, erhaschte sie noch am Aermelzipsel ihres Mantels und sagte in durchaus geläusigem, nur hin und wieder sremdartig betontem Deutsch:

„Wenn Du mir so weit geholsen, sei so sreundlich und sühre mich auch in meinen Gasthos, damit es mir nicht zum anderen Mal passirt, ohne daß Du dabei bist. Wie heißt Du, Kind?"

„Ich heiße Monika Waldvogel und bin kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sucht."

„So," erwiderte der alte Herr, indem er unausgesordert seinen Arm in denjenigen Monika's legte, den sie ihm bei ihrer Antwort nicht gegebenn, „Sie heißen Monika Waldvogel und sind kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sticht. Das ist ja Alles sehr hübsch. Und Sie wollten, ohne meinen Dank abzuwarten, sortgehen, weil Sie ein erwachsenes Mädchen sind, dessen Art es nicht ist, etwas um des Dankes willen zu thun. Das ist ja Alles sehr hübsch und da ist auch mein Gasthos schon. Ich heiße Silvan Aviarins, Esquire, und wenn Sie sich noch die Mühe machen wollen, mich die Treppe hinauszubringen, so werde ich Ihnen auch dafür keinen Dank sagen. Und wer ist denn Ihr Vater?"

Das Letztere sragte Herr Silvan Aviarins schon in seinem Gasthoszimmer und veranlaßte seine Begleiterin dadurch, noch stehen zu bleiben und Antwort zu geben, die er wiederholte: „Michael Waldvogel, der Proessor der Zoologie war und kürzlich gestorben ist? So — das ist ja Alles recht —"

Er setzte sich indeß, ohne den Satz zu beenden, in einen Sessel und suhrort:

„Ich bin auch erst kürzlich — nicht gestorben — aber aus Amerika gekommen, um es hier in der Gegend zu thun. Zu dem Zweck habe ich mir ein Gut gekauft und suche Iemanden, der mir daraus noch ein oder zwei Iahre Gesellschaft leisten, sür mich sorgen, mir vorlesen und meine Launen ertragen will. Allerdings besitze ich noch ein oder zwei Verwandte, an welche Andere in diesem Fall zunächst denken; aber da sie sich niemals srüher im Leben um mich bekümmert haben, so lange ich arm war, sühle ich, nachdem ich reich geworden, keine weitere Verpflichtung gegen sie, als ihnen bei meinem Tode mein Vermögen zu hinterlassen. Außerdem würden sie immer an die Erbschast denken und zu jeder meiner Schrullen ein zufrieden lachendes Gesicht machen, wenn sie mich auch innerlich einen alten Narren, Esel und Gräuel titulirten. Deshalb will ich Iemanden um mich haben, den mein Nachlaß nichts angeht und der sich meiner nicht ihm zu Dank annimmt, weil er keinen Dank von mir zu erwarten hat. Iemand, den ich wegschicken kann, wenn er mir nicht mehr gesallt, und der unbehindert ist, wegzulausen, wenn er es nicht länger bei mir aushält. Lange wird's sreilich nicht dauern, das wünsche ich am meisten, denn ich bin ein altes wurmstichiges Möbelstück, das aus die Rumpelkammer gehört. Hätten Sie mich vorhin liegen lassen, so hätten Sie vielleicht meinen Erben und mir den besten Dienst geleistet. Aber da Sie's nun einmal nicht gethan und mich noch bis hierher begleitet haben, und da Sie kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen sind, das eine Governantenstelle sucht, die selten Dank einträgt — wie wär's da, Fräulein Monika Waldvogel — was das sür ein eigenthümlicher Name ist, Waldvogel — wie wär's da, Fräulein Monika Waldvogel, wenn Sie mich noch ein Stück weiter begleiteten, Sie wissen, bis an die Rumpelkammer sür wurmstichige Möbel? Sie suchen eine Stelle bei Iemandem und ich suche Iemanden sür eine Stelle ^ das ist ja Alles recht hübsch. Und Sie gehen mich gar nichts an und ich gehe Sie ebenso wenig an — das ist ja Alles wie es sein soll. Ich war hierher gekommen, um mich einmal nach meinen unbekannten Perwandten zu erkundigen; das ist nun geschehen, ich weiß ihre Namen, so daß ich sie rechtsgültig in mein Testament setzen kann, habe weiter nichts mit ihnen zu schassen und kann wieder aus mein Landgut hinaussahren, sobald Sie mir aus meine vorherige Frage Antwort gegeben haben, Fräulein Monika Waldvogel."

Das sagte Herr Silvan Aviarins mit jener Svrachbetonung, welche den Ausenthalt etwa eines halben Iahrhundredts in der neuen Welt verrieth, und Monika sah eine kurze Weile an ihrem naßgeregueten Kleide herunter und antwortete:

„Wenn es Ihr Ernst ist — weglausen werde ich nicht, ich wüßte uicht wohin —"

„Sie brauchen nichts zu versprechen, sondern können zu jeder Stunde thun und lassen, was Sie wollen, grad' so wie ich, denn wir sind gottlob nicht verwandt und gehen uns nichts an. Aber bedenken Sie noch einmal vorher, daß ich ein alter, kranker, grillenhaster Mensch bin, der sehr unangenehm sür Diejenigen ist, welche mit ihm zu schassen haben, der deshalb zu sterben wünscht und bald sterben wird. Und wenn das geschieht, besinden Sie sich wieder grad' aus der nämlichen Stelle wie heut', d, h. eine Stelle als Gouvernante zu suchen, vielleicht auch wieder in solchem Wind, Regen und Wettergräuel, wie heut'."

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen," sagte Monika Waldvogel.

„So, das ist ja Alles recht hübsch," antwortete Herr Silvan Aviarins. „Ist das so ein Waldvogelspiss aus Ihrem eigenen Kehlkops? Dann pseisen Sie mich nur drüben jeden Morgen damit aus dem Schlas. Aber, da ich Sie nun in Kost und Wohnung genommen, knüpse ich, bei aller Anerkennung, daß Sie gewiß kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen sind, die Hausbedingung noch an unsern Contraet, daß Sie — lediglich sür mich — ein Kind bleiben, dem ich sage: „Nun komm, Monika Waldvogel, gib mir Deinen Arm; wir haben uns jetzt lang' genug ausgeruht und wollen nach Hause sahren." — — ^

Beinahe drittehalb Iahre lagen zwischen dem Deeembertage, an welchem sich dies zugetragen und dem Maientage, an dem Monika jetzt droben aus der Berghöhe saß, die Bienen summen hörte, am Thymian roch und aus das kleine idyllische Königreich zu ihren Füßen, das augenblicklich herrenlose Gut des seit heut Morgen weiland Herrm Silvan Aviarins hinuntersah. Derselbe hatte nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt, wenn er sich

als einen alten wunderlichen und grillenhasten Gesellen dargestellt und seine unbekanntn Verwandten im Verdacht gehabt, sie würden ab und zu ihre Neigung verhehlen müssen, ihn laut so zu tituliren, wie sich ihnen innerlich Bezeichnungen sür ihn ausdrängten. Tag um Tag indeß hatten sie die drittehalb Jahre miteinander verlebt, die Eine ohne sortzulausen, der Andere ohne sortzuschicken; es war ihnen Beiden allmällig selbstverständlich geworden, daß sie so selbander ihr Tagwerk innehielten, der Eine, um Launen zu haben, die Andere, um sie zu tragen. Es war ein Dasein gewesen, das weiter gegangen, ungesähr wie ein recht trüber Tag, von dem man in jedem Augenblick erwartet, daß er zu regnen anheben wird und der sich in unbegreislicher Weise von Stunde zu Stunde trocken erhält. Manchmal zeigte Silvan Aviarins sich von sischartiger Schweißsamkeit, daß sie wochenlang, abgeschiedenen Schatten ähnllich, stumm um einander herum wanderten; manchmal kam's ihm mit plötzlichler Redseligkeit und Unterhaltungslust, daß Monika ihm zum andern und zehnten Male ihre eigene inhaltslose Lebensgeschichte und hinterdrein die ihres Vaters, Großvaters, ihrer Mntter und Muhmen, so viel oder so wenig sie davon wußte, erzählen mußte. Dann sagte Herr Silvan Aviarins: „Das ist ja Alles recht hübsch, Du stammst da aus einer sehr soliden Familie, Monika Waldvogel, die nach Vernunstgrundsätzen ihr Leben einrichtet, ruhiges Blut vom Vater aus den Sohn und die Tochter sortvererbt und nicht das Unglück hat, Exemplare hervorzubringen, welche nicht sür'ihren achtbaren Wandel taugen und, deshalb mit dem Namen Taugenichts belegt, aus ihrem reputirlichen Kreise ausgeschlossen zu werden brauchen. Oder vielmehr, wenn das Mißgeschick es dennoch gewollt, daß einmal ein solches Kukuksei in Eurem verdienstlichen Hühnernest mit ausgebrüet worden — wie es mir bei Deinem unbekanntn Vetter Hans Waldvogel der Fall zu sein scheint — so habt Ihr ein einsaches Hausmittel dafür in Eurer Apotheke und hebt die Verwandtschast zwischen Euch, dem Nutzgeslügel, und dem unnatürlicher Weise im Naturzustand verbliebenen Waldvogel aus. Das ist ja Alles recht hübsch und gesallt mir außerordentlich.“

Und es gesiel Herrn Silvan Aviarins so außerordentlich, daß er jedesmal trotz seinen immer mehr zunehmenden Leiden immer noch wieder vergnüt darüber lachte; dagegen vergalt er Monika's Erzählung nur äußerst selten durch Mittheilungen aus seinem eigenen Leben und höchstens dann und wann in Gestalt vereinzelter Bruchstücke, aus denen die Zuhörerin sich im Allgemeinen eine Vorstellung zusammen zu setzen vermochte, daß er als junger Mann nach Amerika gegangen und einen gewissen Stolz darin gesunden, dort in den achtbaren Stand der Leute ausgerückt zu sein, deren Namen man aus Briesadressen oder bei sonstiger schristlicher Gelegenheit aus Höslichkeit den Ehrentitel Esquire beisügt. Welcher Art aber die Gesühle seien, welche Monika sür ihren Squire empsand, darüber hatte sie sich in den drittehalb Jahren niemals deutliche Auskunst geben können und konnte dies jetzt ebenso wenig, wo der Squire da drunten ties unter ihren Füßen in dem lange von ihm als wünschenswerth bezeichneten Zustande dalag. Eine Gewöhnung von immerhin ziemlicher Dauer war abgerissen und aus ihr und der unvermeidlichen Ernsthaftigkeit der Sachlage entsprang eine gewisse Wehmuth und Weichheit, welche Monika Waldvogel dahin überzeugte, eigentlich habe sie den wunderlichen alten Herrn mit dem wunderlichen Namen recht gern gehabt, ohne ihm darum im Geringsten zu mißgönnen, daß er gegenwärtig an das Ziel seiner Besriedigung gelangt sei. Doch wie die Natur der Erdendinge es mit sich bringt, vermochte die droben Sitzende es nicht völlig zu hindern, daß sich in jene Gesühlsundeutlichkeit mit bedeutend größerer Klarheit zugleich die Erinnerung an Silvan Aviarins' Worte einmischte, sie werde an diesem vorauszuhenden Tage sich wieder an der nämlichen Stelle besinden, eine Stelle als Gouvernante suchen zu müssen. Der Lomlität nach war die Stelle allerdings eine durchaus andere und die begleitenden Umstände traten ebensalls in möglichsten Gegensatz zu dem Regen, Sturm und Deeemberzvielicht der schmutzigen Stadtstraße. Aber nichtsdestoweniger sah Monika Waldvogel von der grünen Höhe des Berges durch das Maiensonnenlicht und Himmelsblau aus das kleine Königreich zu ihren Füßen mit Augen hinunter, welche kund thaten, daß ihre Ohren weniger von dem heraustönenden Hochzeitsgesang der anderen Waldvögel unter ihr entzückt wurden, sondern daß sie durch dieselben hin die zoologische Stimme Michael Waldvogels vernahm: Ein Mädchen, das kein Vermögen habe und nicht hübsch sei, müsse sür jedes Stück Brod in den Mund und jeden Knops am Kleid eine „Leistung“ machen.

Nun waren die Festlichkeiten vorüber, welche den Menschen aus der Welt begleiten, wie sie ihn bald nach seiner Ankunst in Empsang nehmen und bei aller Unähnlichkeit darin doch entschieden einen Vergleichspunkt bieten, daß die Hauptpersönlichkeit, der zu Ehren sie angestellt werden, durch keinerlei wohlwollende oder mißsällige Kritik ein Verständniß sür sie an den Tag legt. Herr Silvan Aviarins und Monika Waldvogel hatten etwas gethan, das ebensalls wiederum als ein tertwm eomparntioni« zwischen zwei sonst äußerst heterogenen Gegenständen dienen konnte, die letztere nämlich die ihr angehörigen Habseligkeiten in ihren Reisekoffer gepackt, und alles dasjenige, was Silvan Aviarins aus die von ihm angetretene Reise mitzunehmen vermochte, war gleichsalls in einen — seiner Anordnung gemäß äußerst einsachen — kosserartigen Behälter gelegt und aus dem Wagen, hinter dem Niemand als Monika Waldvogel dreinsolgte, aus die Station besördert worden, an welcher nach den verschiedenen Ansichten die Fahrgäste sür immer Halt machen oder sich einer andern, bisher in ihrem Betriebswesen nicht bekannt gewordenen und unsichtbaren postalischen Expedition anvertrauen. Monika hatte vergeblich aus das Eintreffen der unbekanntn Verwandten und Erben zu der Feierlichkeit gewartet, bis sie sich über ihre Einsalt selbst mit einem Nasenstüber bedacht, da jene bis zum Tage der Testamentseröffnung selbst mit ihrer Eigenschast als Erben ebenso unbekannt sein mußten, und als dieser gerichtlich anberaumte Tag gekommen, setzte Monika Waldvogel sich mit ihrem Koffer aus einen Wagen, nahm nicht nur symbolisch, sondern auch thatsächlich den Schlüssel zur Hauptthür des Herrenhauses in die Hand und suhr in das benachbarte Städtchen vor das Gerichtsgebäude, wo die Publieirung des letzten Willens des Herrn Silvan Aviarins stattinden sollte. Der Amtsdiener wies sie bis zum Glockenschlage der Mittagsstunde in ein Vorzimmer und murmelte als in solcherlei Dingen Wohlersahrener etwas von einem Legat, das vermuthlich sür die Wartende absallen werde. Dieser Gedanke war Monika bis dahin noch nicht gekommen, sie hob ihre Augen einen Moment zu dem Urheber des sinnreichen Einsalls aus, schüttelte dann sosort über die Narrheit desselben den Kops, setzte sich schweigsam aus eine Bank und harrte. Doch wiederum ebenso vergeblich wie bei den Begräbnißzurüstungen, denn es schlug plötzlich zwöls Uhr, eine Thür öffnete sich, der Amtsdiener sorderte mit ungemein gleichgültiger Stimme die Anwesenden aus, einzutreten, und es war noch immer abermals durchaus Niemand anwesend, als Monika Waldvogel und der Schlüssel, den sie

Noid und Lud. II, 4, 2

ablieserungsbereit in der Hand hielt. Halb verwundert, halb unwillig sah sie sich um, dann kam's ihr erst, daß auch dies wieder selbstverständlich sei, da ja die Erben sich noch immer in demselben Falle besänden, sich vor der Erössnung des Testamentes selbst nicht zu kennen. In dem grauedielten Gemach, dessen Schwelle sie überschritten, das nach Motten aussah und nach Aetenstößeu roch, saßen an einer grünverschossenen Tischdecke ein paar äußerst gelangweilte Zeugen-Beisitzer, die sich keine Mühe gaben, ihre vorherrschende Neigung zum Gähnen zu unterdrücken, und vor ihnen stand der Gerichtsaetuar, ein kleiner Mann mit einer Brille über einer Geschäftsmiene, sür die jedes Erdending vom Leben bis zum Tode, zwischen Wiege nnd Grab sich nur durch die Rubrik unterschied, in der es aus seinem Terminjournal einregistrit stand. Er eonstatirte aus seiner Uhr, daß die Mittagsstunde begounen, sah einmal slüchtig über den Brillenrand umher, nahm ein versiegeltes Blatt vom Tisch, brach es ans und sagte mit näselnder Stimme:

„In Gegenwart oder Abwesenheit Derer, die es angeht, rechtsgültig vor diesen Zeugen am anberaumten Termin publieirt: Das rechtskräftig abgesaßte Testament des weiland Gutsbesitzers Herrn Silvan Aviarins, wie solgt:

Ich Endesunterschriebener setze mit vollem Verstande in Gegenwart der mit unterzeichneten Zeugen ohne weitere Angabe von Gründen zum Universalerben meiner gesammten unbeweglichen und beweglichen Hinterlassenschast Fräulein Monika Waldvogel, Tochter des weiland Professors der Zoologie Michael Waldvogel ein, 8ud conditioue

1) daß dieselbe sich nicht verheirathet,

2) daß dieselbe als männliche Stütze und Berather ihren Vetter Hans Waldvogel aus ihr Besitzthum zu sich ladet und ihm dort sreien Auenthalt gewährt.

Sollte die Erbin diesen Bedingungen nicht nachkommen, so sällt die gesammte Hinterlassenschast an meine Nichte, deren Name in dem eingeschlossenen, versiegelten Couvert verzeichnet steht, das ich sür einen derartigen eventuellen Fall wieder gerichtlich zu depouiren bitte.

Silvan Aviarins, Esquire."

Eine Motte slog über den Rand des testamentarischen Stempelbogens, die beiden Zeugen-Beisitzer gähnten gleichzeitig, der Amtsdiener trat eine über den grauen Bretterbvden kriechende Kellerassel todt und der Aetuar sragte, über die Brillengläser wegsehend, mit einem Tone, als ob er zu Protokoll dietire: „Sie sind mithin geständig, Inquirent —“:

„Sind Sie etwa Fräulein Monika Waldvogel?“

Ia, es war ihr Name, sie hatte ihn wenigstens immer dafür gehalten. Nnr zum ersten Mal, so lange sie's gethan, war es ihr, als ob ein leichter Schwindel, der ihr an den Angen vorbei und durch ihre Ohren hinzog, auch in ihrem Kops die bisherige Meinung, daß sie Monika Waldvogel sei, etwas zweiselhaft übernebele. Sie sah den Aetuarins an und verband irgend eine Vorstellung undeutlicher Art damit, wie wenn sie erwarte, plötzlich vou ihm am Arm gerüttelt zu werden und etwa zu hören: „Schlasen Sie denn mit offnen Augen? Geben Sie den Schlüssel doch Demjenigeu, den er angeht, oder wir werden Sie hier sosort rechtsgültig um Ihren Kops kürzer machen, an dem die Welt nicht viel verlieren wird.“

Dann gewährte Monika, daß die Beisitzer wirklich schliesen, daß der Amtsdiener eine Prise uahm und wartend gegen das helle Fenster ausblickte, ob er zum Genuß des Niesens kommen werde, und es war ihr aus einmal, als hätte sie schon eine Stunde oder eine Woche oder ein paar Jahre so dagestanden und das Alles sich in den Brillenglasern des Gerichtsaetnars abspiegeln gesehen, empsinde aber jetzt plötzlich erst, wie unsäglich komisch es sei und nnwiderstehlich zu einem lauten Lachen nöthige, und laut lachend antwortete sie:

„Ia gewiß, ich bin Monika Waldvogel —“

Sie wurde unterbrochen, sonst hätte sie — es kam ihr deutlich zum Bewußtsein — sie hatte im Begriff gestanden, hinzuzusügen: „Und ich bin kein Kind, soudern ein erwachsenes Mädchen, das eine Stelle als Gouvernante sucht.“ Aber der Testamentsvollstrecker siel mit trockenem Kehllaut ein:

„So spreche ich Ihnen die Erbschast rechtsgültig zu, unter der Bedingung, daß Sie den ClauseIn des Erblassers nachkommen, widrigensalls die anderweitigen Bestimmungen des Testamentes rechtsgültig in Krast treten würden.“

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“ erwiderte Monika Waldvogel, und ihre Linke hob den großen Schlüssel an ihrem Gesicht vorbei und legte ihn außerordentlich zuversichtlich in ihre Rechte hinein.

Wenn man ein Aukertau, eine Seidenschnur oder einen Zwirnsadeu langsam ausdehnt, so können sie eine überraschend große Belastung vertragen, ohne zu zerreißen, während ein ihueu urplötzlich zu schwer, angehängtes Gewicht die Cohäsion ihrer Bestandtheile an irgend einer Stelle der schwächeren Widerstandskraft aus der Verbindung bringt. Wenn nun die Fäden des menschlichen Nervensystems auch nicht ihrer äußeren Erscheinung nach mit den drei oben genannten Verknüpfungsmitteln in Vergleich zu stellen sind — sigürlich und innerlich dürsten sie sich ebensalls in Ankertane, Seidenschnüre, Zwirnsäden und uoch unzählige sonstige Seilerwerkstatterzeugnisse unterscheiden — so bieten sie doch darin unsragliche Aehnlichkeit, daß auch sie sehr geduldig sind, eine ihnen allmällig angesammelte Beschwerniß manchmal bis zu kaum glaublicher.Summe hinaus so widerspruchslos an sich zerren zu lassen, als gehöre dies zu

ihren selbstverständlichsten Berusspflichten, dagegen unter einem unerwartet aus einmal ihnen angehängten, wenn auch weit geringeren und vielleicht aus purem Golde getriebenen Gewicht gleichsalls mit plötzlichem Ruck an ihrem loeo rainori« re8i8tenti« auseinander zu reißen. Der loeu« Maxime re8i8tent.in.e, im Kopse Monika Waldvogels aber war die Stelle, welche ihr Vater durch den Tropsensall seiner Worte zur Ausnahme des höchsten Vernunstgrundsatzes ausgehöhlt hatte, daß alle Lebensweisheit in der Gewöhnung enthalten sei — der Gewöhnung enthalten sei, als ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Schönheit die Welt so zu betrachten, daß man sür jeden wünschenswerthen Gegenstand darin eine Leistung zu machen habe. An diesem Punkte wären Momka's Gehirnsäden gewöhnt gewesen, ohne Benachtheiligung derselben auch die absonderlichste Ausreckung zu überstehen; dafür bildete aber auch die völlig ungeübte Stelle daneben einen looum nicht nur minori8, sondern nnnimae re8i8tentiae, und wer Monika Waldvogel heut' Nachmittag mit halbwegs psychiatrischen Augen beobachtete, konnte sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß dieser letztere Punkt bei ihr von einer momentanen Ueberlastung betrossen und aus seinem normal-herkömmlichen Zusammenhang gebracht worden sein müsse.

Im Ansang, so lange Monika in der Rücksahrt begrissen aus dem Wagen saß, ging es noch. Ihr war's, als ob das holprichte Pflaster der kleinen Landstadt, über das die Räder hinstolperten, krachten und quiekten, der Parquetboden eines Coneertsaales sei, in welchem alle Streich- und Blasinstrumente der Tonkunst sich zu einer Monstre-Ouverture himmlischsten Wohllauts und höllischerster Ohrzerreißung vereinigt hätten; dann glitt das Fuhrwerk wiegend aus weichen Sandboden über und Monika sah zur Rechten und sah zur Linken aus den Wegwart am Straßenrande, die grüne Saat, die ausblühenden Hagrosenbüsche, Wald, Feld und Wiesen und sagte ab und zu, mit dem Kopse nickend, ohne von der Regung des letzteren wie der ihrer Zunge Selbstkenntniß zu besitzen: „Das ist ja Alles recht hübsch.“ Nun suhr sie aus den Gutshos und vor die beiden alten Linden, welche als Wächter vor dem Haupteingang des schloßartigen Herrenhauses standen, stieg schweigsam ab, steckte den großen Schlüssel in die Thür, öffnete diese, trat ein und schloß hinter sich wieder zu.

Dies war der Punkt, bis zu welchem die Gehirnsäden Monika Waldvogels, wenigstens dem äußeren Anschein nach, noch einen Rest ihrer Continuität ausrecht erhalten hatten, doch jetzt lösten sich offenbar die letzten Fasern aus dem Verbande und ließen, ganz abgesehen von der im Hause Unterwandernden, dies ehrwürdige Gebäude selbst in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen. Es war nämlich keine Wanderung zu nennen, die sie anstellte, sondern sie lies, sprang, tanzte in ihrem spinnwebgrauen Kleide aus einer Thür in die andere, treppaus, treppab, wars sich hier lautlachend aus ein Sopha, slog aus und stöberte dort aus einem Wandschranke Motten und Staub um sich herum, wirbelte sich wie in eine dustende Ambrawolke mitten in das Geslirre und Geslatter hinein, hustete, rang nach Lust, stürmte weiter und stellte von allem Inhalt des Hauses einzig sich selber nicht in wörtlichstem Sinne aus den Kops, so daß die Wände umher immer trübselig-deutlicher sich der Ueberzeugung hingeben mußten, seit heute zu dem wenig neidenswerthen Besus eines Narrenhauses umgewandelt zu sein. Ein Entomologe hätte auch den Vergleich anstellen können, daß Monika Waldvogel etwas von einer rastlos von einer Süßigkeit zur andern taumelnden Hummel besitze, die, nun an ein Weinglas gerathen, mit völlig trunkenen Sinnen schnurgerade ihrem Astnest im Walde zuschieße — denn so schoß sie jetzt aus dem honigentleerten Gebäude in den Garten hinaus, suchte mit den kleinen Fingern jeden Obstbaumstamm zu umklammern, an den Zweigen zu rütteln und sragte zu jedem hinaus: „Weißt Du, wie Dein neuer Herr heißt?“ Die Bäume gaben keine Antwort daraus, aber Monika verlangte und erwartete auch keine, sondern lies weiter, durch die lange, still in der Nachmittagssonne brütende Dorsgasse. Verwundert blickten die barsuß im Sand spielenden Kinder ihr nach, von den Fenstersimsen nickten ihr bunte Pantosselblumen, rothblühender Storchschnabel, pendelnde Fuchsien in's Gesicht, doch sie sah nur einen einzigen Kinderkops und eine einzige Blume rund um sich her und wiederholte einzig stets mit herablassender Stimme: „Wenn ich euch haben wollte, ihr gehört alle mir — ich bin die Königin.“ Sie war wieder dort, wo der Garten parkartig in den ansteigenden Bergwald auslies, hielt eine Weidengerte, die sie gleich einem Seepter vom Boden ausgerafft, in der Hand und stand vor einer am Wegrand aus schaukelndem Stengel in die Höh' geschossenen Klatschrose still. „Ich bin die Königin,“ sagte sie, „und wenn ich meine Unterthanen —“ und klatsch! schlug sie

den rothen Mohnkelch vom Stiel herunter. Doch gleich danach ging es wie ein Schimmer slüchtiger Besinnung durch ihre trunken verschwimmenden Augen, sie bückte sich rasch, hob die geköpste Unterthanin aus und besestigte sie an ihrer Brust. Eilig trug ihr Fuß sie nun auswärts durch den Wald, zu der Höhe hinan, aus der sie gesessen, als sie Herrn Silvan Aviarins drunten die besriedigten Augen zgedrückt. Sie setzte sich wieder in den jetzt röthlich blühenden Thymian und versuchte zu denken, wie sie es damals gethan. Aber die zerrissenen Hirnsäden waren noch nicht wieder aneinandergewachsen und sie konnte nichts, als mit den Augen vor sich hinuntersehen, wie die Sonne schräg und schräger über das weltentlegene, bergumschlossene kleine Königreich zu ihren Füßen hinunterging. „Das ist ja Alles recht hübsch,“ sagte sie endlich noch einmal mit einem Lachen, das ihren geistigen Zustand noch immer nicht in ein wünschenswerthes Licht zu setzen geeignet war und legte den berauschten Kops in den Thymian zurück. Die Sonne zog nach dem Lande hinüber, aus dem Silvan Aviarins gekommen, der Abendwind summte vom Wald heraus durch die Thymianbüschel und durch den braunen Haarschops Monika Waldvogels, den er ihr dicht über die Stirn blies. Und einer nach dem andern kamen die Sterne nnd sahen allmählig durch volles Dunkel aus sie herunter. Und der Thau kam und legte sich ihr mit kühlem Geschmeide aus Hände und Brust, Stirn und Augenlider. Aber Monika Waldvogel schlies im Thymiandust und nichts weckte sie aus.

III

Wer einen Rausch gehörig ausgeschlafen hat, besindet sich am klarsten in jener Art von Besinnung, welche den Verstand als Souverän über alle Gankelkünste der Einbildungskrast aus den Thron setzt, und die Königin Monika Waldvogel vollzog am andern Morgen diese Rangesrestituirung der bisher stets allein gebietenden Hälste ihres Kopses mit großer Bestimmtheit. Im Nachtwind, unter den Sternen nnd dem Thangeschmeide waren die zertrennten Gehirnsäden unvermerkt wieder in den alten Zusammenhang gerathen, und sie begriss nicht, wie es überhaupt möglich gewesen, daß jene sich eine derartige Unbotmäßigkeit erlaubt. Es bildete ihr, wie sie nachdachte, ein psychologisches Räthsel, das sie sast erschreckte, da die vollkommen unverständliche Lösung desselben ihr eigenes Selbst war oder vielmehr in diesem steckte, sogar ohne daß sie sich den Platz anzugeben wußte, wo. Doch diente weiteres Sinnen in ersreulicher Weise allmalig zu ihrer vollkommenen Beruhigung, denn sie sragte sich, ob etwas Denkbares aus Erden aussindig zu machen sei, was zum andern Male einen ähnlichen unbegreislichen Vorgang in ihrem Kopse, einen derartigen revolutionären Umsturz seiner altbesestigt souveränen Vernunstgrundsätze zu wiederholen vermöge? Aber, gottlob, diese Frage konnte Monika nach gründlichster Erwägung durch ein entschiedenstes Kopsschütteln verneinen. Eine Urheberschast solcher zweiten Möglichkeit, sich selbst nachträglich als eine zu drei Viertheileu verrückt Gewesene betrachten zu müssen, war zwischen Himmel und Erde undenkbar, und sie konnte ihre Gedanken, wie gesagt, durchaus beruhigt aus das wundersame Ereigniß richten, das den Anlaß zu der gestern an ihr selbst gemachten merkwürdigen Ersahrung gebildet. Allerdings gelangte sie auch nach dieser Richtung nicht viel weiter als zur Bestätigung der Thatsache, ohne irgend eine Klärung der Gründe dasür bewerkstelligen zu können. Warum Herr Silvan Aviarins nicht seine Verwandten, sondern sie, Monika Waldvogel, zur Universalerbin eingesetzt? Es mochte begreisen, wer's wollte, aber wer ihn gekannt — und wer hatte ihn bester gekannt, als sie? — konnte kein Verständniß dasür haben, da es seiner ganzen Denkart und seinen ostmals mit nnverbrüchlichster Bestimmtheit gemachten Aeüßerungen diametral widersprach. „Es thäte mir leid, wenn Du nach meinem Tode ans Dank zähltest, Monika Waldvogel!“ hatte er stets wiederholt, „denn so wahr ich

bald aus ihn hoffe, Dein Aushalten bei mir wird Dir auch durch keinen Heller an Wert!) vergolten werden!“ Was hatte den grillenhasten Alten trotzdem zu dieser Wortbrüchigkeit an sich selbst veranlaßt? Das Nachdenken hierüber blieb ebenso ergebnißlos, wie die Frage nach einem Grunde sür die beiden dem Testament eingeschalteten Clauseln. Die eine derselben bedurste allerdings keiner Erläuterung, war keines Grübelns werth, sondern einsach vernünftig, naturgemäß, durchaus überslüssig, vollständig gleichgültig, gar nicht vorhanden. Doch weshalb sollte Monika Waldvogel ihren unbekanntn Vetter Hans Waldvogel als Stütze und Berather zu sich aus ihr Gut nehmen? Bedurste sie des Raths und der Beihülse? Freilich pslegten Königinnen sich eines Premierministers zu bedienen und ein großer Gutsbesitz hatte einen Verwalter uöthig. Aber war anzunehmen, daß Hans Waldvogel, der sich irgendwo als irgendwas oder nichts aus der Universität herumtrieb, etwas von der Landwirthschast verstand?

Monika schüttelte wieder verneinend den braunwolligen Kops, Wenn irgend etwas Anderes als willkürlichste Schrulle in der zweiten Clansel zu sucheu war, so konnte es nur darin liegen, daß Silvan Aviarins ge-. wollt hatte, daß die Erbin einen Verwandtschastssinn bethätigen solle, wie er selber ihn stets dnrch die Absicht kundgethan, seinen Besitz den eigenen unbekanntn Verwandten zu hinterlassen. Da indeß im Uebrigen die wohlgeschulte Vernunst Monika Waldvogels ihr hinterdrein sügte, daß alles Nachdenken über Beweggründe, Wünschbarkeit, Zweckmäßigkeit oder Widersinnigkeit der absonderlichen Testamentsbestimmung das thatsächliche Bestehen derselben in Nichts verändere oder wegschaffe, so griff sie zur Feder und machte allen Weiterungen dadurch ein bündiges Ende, daß sie Hans Waldvogel in der lakonischen Kürze des Testaments Mittheilung über Clausel ^ desselben zugehen ließ, der sie nichts hinzusügte, als den Schlußsatz: „ob er kommen wolle oder nicht, sei völlig gleichgültig.

Monika Waldvogel.“

Somit hatte sie die ersten mit den« Antritt ihrer Regierung verknüpsten Geschäfte erledigt und konnte sich aus Weiteres den menschlichen Neigungen und Erwägungen einer Herrscherin hingeben. Diese gipselten zunächst in dem Gesühl, daß es selbst sür die Gewöhnung eines Eisvogels ziemlich einsam, aus die Dauer unbehaglich und langweilig sei, ganz allein in der Erhabenheit, eines königlichen Schlosses zu sitzen, essen, trinken, wachen und schlasen, und daß die Organisation eines Hosstaates deshalb zu den ersten Ersordernissen ihrer Residenz gehöre. Ueber die Bildung eines solchen war sie sich auch mit schneller Regentenumsicht bereits nach wenigen Minuten klar geworden, beschied Anke, die hübsche Gärtnerstochter, zu sich heraus und erössnete derselben, daß sie bereit gehaltene andere, städtische Kleider anzulegen habe, von diesem Momente an aus dem Gute den ossieiel anbesohlenen Titel „Fräulein Anke“ sühere und als verantwortliche Schloßverwalterin dem gesammten Hauswesen vorgesetzt sei. Dies mündliche Ernemmngsdeeret setzte die Betroffene eine Minute lang in wortloses Erstaunen. Doch als die angelegten neuen Kleider sie von dem Ernst ihrer Standeserhöhung überzeugten, sand sie sich in diese mit ebenso bewunderungswürdiger Schnelligkeit und natürlicher Geschicklichkeit, wie sich aus dem dickgesälteilten Rockwulst ihrer unteren Körperhälste die allerliebste Gestalt einer, den Verhältnissen angemessen, äußerst zierlichen jungen Hosdame entwickelt hatte. Schade nur vielleicht war's um das vollige Verschwinden der hübschen Beine in den weißen Strümpsen unter dem Kleide, dessen ungewohnte Länge „Fräulein Anke“ einige Erschwerungen im Gehen bereitete. Iedensalls war der Kops den Füßen im Ersassen der neuen Stellung rasch vorangeschritten, denn sie zeigte sich sür dieselbe von klügster Anstelligkeit, munterster Laune, praktischer Brauchbarkeit und so viel angeborenem Mädchenverstand und Mädchenanmuth, daß sie die gegründetestn Hoffnungen weckte, ihre wichtige Charge am Hose ihrer hohen Souveränin zu beiderseitiger voller Zusriedenheit zu bekleiden.

Monika Waldvogel war an überraschende Ausgaben und unverzagte Lösung derselben gewöhnt nnd sand nicht, daß das Regieren zu den schwersten noch beschwerlichsten der ihr bisher gestellten zu rechnen sei. Im Gegentheil, sie entdeckte, daß sich in dieser als besonders schwierig verrusenen Kunst eigentlich Alles in ähnlicher Weise vollzog, wie draußen aus den Wiesen das Gras wuchs, d. h. man brauchte sich nur die Mühe zu geben, Sonnenschein und Regen ruhig darüber wechseln zu lassen und es in seinem Fortgedeihn nicht zu behindern, bis die Sense kam, um es abzuschneiden und einzuscheuern. Dieser alsbaldigen erleuchteten Aussassung gemäß geruhte die Alleinherrscherin wohlwollend allen Dingen einstweilen ohne höheren Machteingriff ihren Laus, das Korn wachsen, das Obst reisen, das Vieh sich mästen und die Kühe Milch geben zu lassen, und ebensalls weder aus noch gegen ihr Geheiß entwickelte sich aus der dreisarbigen Maienjugend des Jahres allmählig die Zeit, wo der Kukul zu rusen aushört, das in die Flegelperiode ausschießende Unkraut seine kindlich grüne Naivetät verliert und der Staub ansängt, sich sür das Auge und den Geschmack gleich unerquicklich aus die Blätter und die Zunge zu legen. In dieser Zeit verdienen der frühere Morgen und der spätere Nachmittag gemeiniglich den Vorzug vor der von ihnen eingesaßten Mitte des täglichen Rundlauss und in gerechter Würdigung erkannte das unbeeinflußbare Urtheil Monika Waldvogels die hervorragenden Verdienste jener beiden an und belohnte hauptsächlich den anbrechenden Abend durch die Gunst, ihn in Begleitung ihrer ersten Hosdame aus Umherwanderungen zwischen den Grenzen ihres Reiches zu genießen. Und wie sie diese Vergünstigung dem Iuniabend heut' abermals widersahren ließ, erhob sich ihr aus der breiten Landstraße entgegen eine Staubwolke, und sie sagte: „Wir wollen hier abbiegen, Anke, dort kommt eine Schasheerde.“

Das Schloßräulein sah ebensalls hinaus und bewährte gleichzeitig einen Mangel und einen Vorzug. Sie zeigte sich noch ungeübt in der hosmännischen Kunst, welche allerhöchsten Aeüßerungen auch aus Kosten thatsächlich begründeterer Erkenntniß als bedingungsloses Echo zurückklingt, dagegen ihre Augen geübt, den sommerlichen Schleier ihres ländlichen Heimathhodens zu durchdringen, und sie er.wiederte:

„Mir scheint's keine Heerde, sondern höchstens ein Hammel zu sein.“

„Da müßtet Ihr Hammel wie Ochsen hier in der Gegend besitzen,“ meinte Monika Waldvogel, und unmittelbar mit dieser Aeüßerung zusammen lichtete sich die heranwandelnde Staubsäule und ließ weder das zottige Vließ eines Hammels noch einer Heerde, sondern zunächst ein Paar bis über die Kniee hinausreichende Stulpstiesel als Erzeuger des gelben Erdengewölks, dann einen braunen Dornstock, ein Paar sonnverbrannte Hände und einen breiten Schulterbau hervorschimmern. Und dann trat ein etwa sechs Fuß hoher Fußwanderer mit einem Ranzen aus dem Rücken, einer ledernen Feldflasche an der Seite und ganz kurz geschnittenem ockersarbigem Haar durch den rinnenden Schleier, doch von Oben bis Unten mit der Ablagerung desselben überdeckt, heran. Er musterte mit einem schnellen, indeß eher jedes andere Beiwort als blöde verdienenden Ausblick die beiden weiblichen Wesen und lachte unter Vorweisung einer Reihe ossenbar außerordentlich berusstüchtiger Zähne:

„Wie ein Gott aus der Wolke! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; aus eine Weise geht's gewiß. Ihr habt hier einen Staub, der jedem Durst nur zu Statten kommen kann. Guten Abend! Da bin ich!“

Die Grundherrin aller Aecker und Wälder umher, sowie auch der von ihnen eingesaßten Landstraße war vor der ausgestreckten Hand des grad' 'aus sie zu Geschrittenen nm einige Fußlängen zurückgewichen. Es trug sich da ein neuer Fall zu, der in ihrer Regierungspraxis noch kein Präeedens besaß, Verweigerung der Ehrerbietung durch einen sremden Landstreicher innerhalb ihres Hoheitbereiches, und sie wendete sich an ihre Begleiterin mit den, ungnädig der sich ihr zunächst ausdrängenden Ueberzeugung Ausdruck verleihenden Worten:

„Dieser Mensch kann nur betrunken sein.“

Doch ein ungeheures, srohfnmiges Gelächter schloß sich unmittelbar von den Lippen des ihr gegenüber Stehenden an ihre Hypothese an. „Kann es nur sein? Es wäre ihm besser, wenn er es nur sein könnte! Kann leider auch das Gegentheil sein, hoffe es hier aber nicht lange zu bleiben, liebste Base!“

„Base? Der Mensch ist total verrückt,“ murmelte Monika Waldvogel. Allein gleich danach ging es mit sast schreckhaster Besinnung über ihr Gesicht:

„Gütiger Himmel — Sie sind doch nicht etwa —?“

„Gütiger Himmel, ja, ich bin's.“

„Der — Hans Waldvogel —?“

„Dein Vetter Hans Waldvogel, der sehr ersreut ist, die Bekanntschast seiner einzigen Verwandten zu machen. Etwas spät sreilich, doch 's ist nicht meine Schuld und läßt sich einholen. Geht's nicht so, geht's vielleicht anders. Und es war auch just noch srüh genug.“

Dabei hatte Hans Waldvogel die Hand seiner Cousine gefaßt, die sich ihm sehr widerwillig überließ, doch er drückte sie so nachhaltig, als ob er derselben keine wohlthueudere Empsindung bereiten könne, sagte dazu, was eigentlich der Territorialbesitzerin als Gruß zugestanden hätte, von ihr aber keineswegs geäußert ward: „Willkommen! Willkommen hier!“ und Monika wußte in ihrem Erstaunen nichts anderes hervorzubringen, als:

„Sie hatten mich doch nie gesehen — woher wußten Sie denn gleich, daß ich —?“

„Die Base sei? Hahaha! Sieh mich an!“ — er zog den breitkrämpigen Filz vom Kops — „Solche Striegelbürste hat nur ein männlicher und solchen Schops nur ein weiblicher Waldvogel. Bezaubernd ist die Raeenicht, aber wenn sie nicht in einer schönen Haut steckt, thut sie's in 'ner guteu. Leber und Lunge sind gesund nnd trockne Kehle läßt sich ausbessern. Ist der alte Kasten da unser Haus?“

„Unser Haus?“ wiederholte Monika und ihre Augen gingen weiter aus, als die Lider sich entsinnen konnten, bis dahin ihren Zwischenraum noch jemals vergrößert zu haben. „Was heißt das — ? — ich meine — Sie sagten — was heißt das — daß es just noch srüh genug gewesen?“

„Das heißt genau, was es sagt. Daß ich just meine Kossier gepackt, als Dein Bries mit der ersreulichen Familiennachricht ankam. Herzlich, sagte ich mir, als ich ihn gelesen, eine herzliche Einladung, jede Zeile ein Waldvogel. Also es tras sich just, daß meine Hauswirthin über Nacht das Zimmer, in dem ich wohnte, sür jemand anderes brauchte. Eine artige Frau, viel zu lebenswürdig, mir persönlich diese Mittheilung aussprechen zu mögen, ließ sie's mir durch einen Polizeidiener sagen. Wenn man aber zehn Semester ans der Universität gewesen ist, hat man etwas gelernt. Ich bin immer ein Freund der Topographie gewesen und wußte ganz genau, daß ich in dem Nest von einem Ende zum andern kein Nest sinden würde, das sür Hans Waldvogel ossen sei. Es kommt eben vor, daß zeitweilig alle besetzt sind; wunderlich, aber wahr. Geht's nicht so, dachte ich, geht's vielleicht anders, möglicherweise in Amerika, und ich packte meine beweglichen Eigenthümer. Gerade als ich das letzte Stück expedirte, sand mich Dein sreundlicher Bries, der lange umher geirrt war, vermuthlich von einem Colleg zum andern, ohne mich anzutreffen. Bieuen, die Honig einsammeln, sind tagsüber nicht in ihrem Stock auszusinden, und Nachts werden keine Briese ausgetragen. Ich habe ungemein viel Familiensinn — Monika Waldvogel, sagte ich sosort, geht Amerika vor. Sei mir herzlich willkommen! Ist das unser Weinberg?“

„Unser — ? — ich meine, Ihre — Ihre Kossier kommen also noch hinterdrein —?“ und Monika drehte den Kops nnd blickte sprachlos aus die Landstraße zurück; doch Hans Waldvogel lachte und schlug rückwärts mit dem Dornstock aus seinen Ranzen:

„Geisteschätze brauchen nicht viel Raum, und wer seinen Koffer bei sich trägt, dem kann er nicht gestohlen werden. In Amerika wimmelt's von Diebsgesindel; keine unnöthigen Sorgen! sagte ich mir. Dann kam Dein herzlicher Bries. Aus dem Laude braucht man keinen Schlasrock, konnte ich beisügen, nnd ließ ihn meiner Hauswirthin, die ihn mir schon heimlich in der Nacht vor'm Bett weggeholt hatte, vermuthlich um ihn auszubessern. Es war eine so lebenswürdig-vorbedachte Frau. Das Andere ging hinein, meinen Stieselknecht schenkte ich den Stadtarneu. Ich habe immer daraus gehalten, einen eigenen zu besitzen. Wohlthun, wenn man die Mittel hat!“

„Wenn man die Mittel hat?“ wiederholte Monika Waldvogel, ohne selbst zu wissen, was sie sagte, und sie war noch immer so vollständig verwundert, daß sie diesen Zustand ihres Gemüths nur in das artige Wort zu legen vermochte:

IV. Die Reise nach Amerika

„Waren Sie denn nicht — sind Sie denn nicht — denn nicht verwundert —?“

„Ich? Verwundert? Worüber? Daß es den Waldvögeln einmal nach Verdienst zugesallen? Verdienst ist kein Zusall, geht's nicht so, geht's vielleicht anders, ist immer mein Wahlspruch gewesen. Wir wollen sehr gemnthlich zusammen leben; wenn ich das Nöthige dasür sinde, habe ich alles Uebrige dazu. Das ist die Hauptsache. Xil n^mirari, sagt Horaz, ein vorzüglicher Weinkenner. Ich werde Dir seine Gedichte vortragen, denn ich weiß die besten Sorten alle auswendig und habe mich ganz seinem Rathe hingegeben und mich noch nie über etwas gewundert. Dazu ist das Leben zu kurz. Doch, zum ersten Male wundere ich mich heut', über Dich, daß Du mich mit Sie anredest, Deinen einzigen Verwandten, die Base ihren Vetter. Das ist ganz und gar uicht Waldvogel'sch, widerspricht dem außerordentlichen Familiensinn, der stets unter uns geherrscht. Wenn sie sich nur kennen lernen, haben sie sich viel zu lieb dazu. Mit uns stirbt das Geschlecht aus — der Gedanke war mir recht wehmüthig, gleich als ich Dich zuerst sah, und ich hätte gar nicht anders zu Dir sprechen können, als: „Du — Du bist die letzte und ich bin der letzte; gewiß, ich will Dir Stütze und Berather sein/ Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Da geht's vermuthlich in unsern Weinkeller. Erst essen, dann trinken, ist sür die Gesundheit sördlicher. Ich bin in beiderlei Anlässen, um zu lernen, viel mit Medieinern zusammengekommen und werde Alles im Hause nach der Gesundheit regeln. Dars ich bitten, in diese Thür, meine Damen; Damen haben immer den Vortritt. Die Natur hat sie als das schwächere Geschlecht erschassen und es ist deshalb unser natürlicher Berus und unsere Pflicht, sie jederzeit zu stützen und zu berathen.“

Hans Waldvogel össnete zuvorkommend die Hauptthür des Herrenhauses, an das sie während ihres ziemlich einseitigen Dialogs gelangt waren, und Monika Waldvogel sah ihm einen Augenblick groß in's Gesicht und sagte:

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit —“

„Aengstigen, willst Du vermuthlich sagen. Dazu hast Du auch nicht den geringsten Grund, liebe Base. Verlaß Dich ganz aus mich! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; aus eine Weise geht's gewiß.“

Aber Monika sah ihn noch immer nur sprachlos an und trat ohne Antwortslaut in die geöffnete Thür des Palastes ein.

In einem Sessel ihres Wohnzimmers saß Monika Waldvogel und ihr gegenüber saß Fräulein Anke und es war lange Zeit baumstill gewesen, dann sagte die Erstere:

„Anke! Ist es erhört?“

„Was, gnädiges Fräulein?“

„Dieser Mensch ist mein Vetter, Hans Waldvogel.“

„Mit der Aehnlichkeit, an der man's sehen soll, hat er nicht ganz Unrecht.“

„Bin ich ganz bei Vernunst, daß dieser Mensch wirklich mein Vetter ist und Hans Waldvogel heißt?“

„Das Erste können Sie allein wissen, gnädiges Fräulein, und sür's Zweite kommt's mir, daß Sie sagten, es sei Ihnen ganz gleichgültig, ob der künftige Herr hier Hans oder Peter heiße.“

Die alte Kastenuhr in der Ecke unterhielt sich eine geraume Weile aus eigene Hand mit halb verdrossen, halb seuzzend hin und her tickender Stimme, eh' Monika die ihrige wieder einmischte.

„Anke!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Was thut Er?“

„Vermuthlich was er seit seiner Ankunst gethan; er sitzt im Eßzimmer und trinkt.“

Die Conjeetur mochte dem Scharssinn Fräulein Anke's Ehre machen oder ohne besondere Schwierigkeit gewesen sein, jedensalls erwies sie sich als genau zutreffend, denn unmittelbar nach ihr tönnte aus einiger Entsernung ein Rus Hans Waldvogels durch das Haus: „Heda! Kellnerin! Dienender Geist! Eine neue Flasche!“

Monika slog von ihrem Sessel in die Höhe, sah ihre Zimmergenossin einen Moment wortlos an, setzte sich wieder und besahl:

„Geh', Anke, und verbiete den Mägden von mir, mehr Wein zu bringen.“

Anke ging und kam zurück.

„Was thut er jetzt?“

„Er trinkt.“

„Aus der leeren Flasche?“

„Nein, aus einer vollen.“

„Einer vollen? Woher hat er —?“

„Die Magd hat sie ihm gebracht.“

„Gegen meinen Besehl?“ Und Monika sprang wieder aus und der unsichere Ton ihrer Worte klang, als ob sie am ganzen Leibe zitterte.

„Er nahm der Magd die Flasche, die sie schon geholt und wieder zurücktragen wollte, aus der Hand und sagte: Mein Schatz, Eines ist Weibersache und Anderes ist Männersache. Nach Deinen Kleidern bist Du ein Frauenzimmer. Also ist Deine Sache, den Wein zu holen und meine Sache, ihn zu trinken. Das nennt man Logik und ich werde Gelegenheit haben, Dir weitere Vorträge darüber zu halten.“

„Abscheulich! Mein Schatz, sagte er zu der Magd?“ stieß Monika Waldvogel aus. „Und dieser Mensch ist mein Vetter —“

„Hans Waldvogel,“ ergänzte Fräulein Anke,

Die Uhr tickte einige Dutzend Mal allein —

„Anke!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Geh' zu ihm hinüber und sag' ihm, nach der Hausordnung ginge jetzt Alles zu Bett.“

Anke ging und kam zurück.

„Er wünscht Ihnen, aus's Köstlichste zu schlasen und läßt Sie bitten, sich durch ihn in keiner Weise in Ihren Gewohnheiten behindern zu lassen. Nur keine Gene, sagte er. Ordnung müsse in allen Gewohnheiten sein und daran halte er sich auch stets bei der seinigen, nie vor Mitternacht zu Bett zu gehen. Und ich sei allerliebst, sügte er hinzu.“

„Und Du seist allerliebst?“ wiederholte Monika wie geistesabwesend. „Es ist entschieden, der Mensch muß doch verrückt sein.“

Anke zuckte die Achsel. „Nun, zum Trost mit lichten Augenblicken,“ und es lag ein niedlicher Doppelsinn darin, der dem Kornährenkops der jungen Hosdame alle Ehre machte. Ihre Gebieterin murmelte:

„Ich glaube, Du bist auch toll.“ Sie richtete sich würdevoll aus: „Ich bin die Herrin hier.“ Und nach einer Weile: „Du kannst Dich zu Bett legen, Anke. Ich gehe selber zu ihm.“

Hans Waldvogel saß sehr behaglich in einem alten Lehnssessel am Tisch, über den eine Hängelampe mildes Licht ausgoß, trank und versolgte eontemvlativ blaue Rauchkräusel aus einer Cigarre. Er sprang aus, als Monika eintrat, zog galant einen andern Stnhl an den Tisch und ries ersreut:

„Das ist hübsch, liebe Base, daß Du mich noch besuchst. Ich sagte mir gleich, das wird meine Base, die so herzlich schreibt, nicht über's Herz bringen, ihren Vetter am ersten Abend hier allein zu lassen. Dazu haben die Waldvögel sich viel zu lieb, wenn sie sich erst kennen gelernt. Aber wirklich vortreffliche Cigarren, die uns Dein seliger Freund da hinterlassen hat. Gott hab' ihn auch wirklich selig dasür! Willst Du hier sitzen, oder ziehst Du dort vor?“

Doch Monika wählte keinen von beiden ihr sreigebig angebotenen Plätzen, denn sie setzte sich nicht, sondern stützte sich nur mit ziemlich wahrnehmbar zitternder Hand leicht aus die Lehne des einen Stuhles und antwortete:

„Sie scheinen nicht zu begreisen und nicht zu hören —“

„Ich höre allerdings, daß Du mir noch immer das vetterliche Du nicht zutheilst und begreise das sreilich nicht. Bilde ich so sehr Respeetsperson sür Dich? Nur keine Steisheit zwischen Verwandten! Ich hoffe deshalb, Du wirst begreisen, daß ich so lange nicht hören kann, bis Du aus mich hörst, diese Unbegreislichst abzuthun, liebe Base.“

„Base?“ wiederholte Monika, aus dem Coneept ihrer beabsichtigten Rede gebracht, um überhaupt durch ein Wort sich des Wortes wieder zu bemächtigen. „Wer redet denn Iemand Base an?“

„Ein gutes, altes, deutsches Wort. Gesällt Dir nicht? Bist mehr sür's Moderne? Sieht man Dir nicht au. Erinnert Dich vielleicht an Fraubase, Stadtbase, Schwatzbase, Klatschbase, alkalische Base — haben alle einen säuerlichen Geschmack. Cousine, ist Dir lieber. Gute Nacht, Base! Du wirst mich billigen Wünschen gegenüber nie halsstarrig sinden, liebe Cousine, und es deshalb billig sinden, auch die meinigen ebenso zu berücksichtigen, nicht wahr?“

Und Hans Waldvogel trank sein Glas aus, sah seiner Cousine mit verwandtschaftlicher Zuneigung in's Gesicht und streckte die Hand nach der Flasche aus, um sein Glas wieder zu süllen. Doch jetzt streckte auch Monika entschlossen ihre Hand vor, legte sie aus den Arm ihres Veters und äußerte bestimmt:

„Nein — das geht nicht so —“

„Nicht so? Du meinst, anders herum? Ich wäre gern dazu bereit, aber Du verlangst eine Unmöglichkeit, liebe Cousine. Bei einer Flasche muß man aus dem Hals schenken, das ist anch einmal ihre Ordnung und Gewohnheit! Und höchlich erstaunt schüttelte der junge Mann seinen Kops, während in Monika's Augen mehr nnd mehr ein sester Entschluß reiste. Sie hielt seinen Arm nicht mehr andeutungsweise, sondern in physischer Thatsächlichkeit zurück und versetzte nachdrücklich:

„Wenn ich Ihnen — oder damit Sie aus meine Worte hören und begreisen — wenn ich Dir sage, daß es so nicht geht, so geht es nicht so. Und wenn ich, die Herrin hier in meinem Hause und aus meinem Gut dies sage, so heißt das, es kann und wird nicht so weiter gehen, oder es bleibt nichts Anderes übrig, als daß Du wieder gehst.“

„Nie,“ antwortete Hans Waldvogel mit vollster Ueberzeugung und tiesernstem Ausdruck. „Niemals! Es thut mir leid, so von Dir verkannt zu werden, liebe Cousine. Das macht die Kürze unserer Bekanntschaft und wird sich geben. Deine verwandtschaftliche Anrede zeigt mir, daß Dn aus gutem Wege bist; ich danke Dir herzlich dasür und trinke dies Glas aus Deine sortschreitende Besserung. Aber es schmerzt mich, daß Du mich sür leichtsertiger hältst, als ich bin. Lebendigen gegenüber mag ich es einmal gewesen sein, Todten nie. Achtung, sage ich, vor dem letzten Willen eines Verstorbenen! Er ist mir heilig; ich habe die Pslicht, ihn mit peinlicher Buchstabengenauigkeit zu ersüllen. Unbeirrbar schreibt das Testament mir diese Pslicht vor. Wenn ich ginge, würde ich die Clansel 2 desselben verletzen. Was würde daraus solgen? Du müßtest ebensalls gehen. Ich, Dein Vetter, hätte Dich um Deine Erbschaft gebracht. Hältst Du mich im Ernst einer solchen Niederträchtigkeit sähig? Mich, der Dir Stütze und Berather sein soll? Unmöglich! und ich weiß, Dn wirst eine solche Zumuthung, an deren Berechtigung Dn selbst nicht glaubst, nicht wiederholen. Unverbrüchlich werde ich bis an unser seliges Ende der mir auserlegten Pslicht nachkommen, Dich zu stützen und berathen, und solge ihr augenblicklich mit dem Rath: Du siehst etwas blaß aus, liebe Cousine; trink' ein Glas mit mir, um Dich zu starken.“

Die letzte physiognomische Bemerkung Hans Waldvogels tras schon nicht mehr zu. Monika war blaß gewesen, inzwischen jedoch hochroth am ganzen Kops geworden, ebenso wie ihre Lippen damit abgewechselt, sich sest auseinander zu drücken und sich, wie zum Durchlaß einer Entgegnung, doch sprachlos, wieder zu össnen. Und gleichsalls machte ihr Fuß eine Bewegung, das Zimmer zu verlassen, und eine andere zurück, und dann sagte Monika mit äußerst mühsamer Beherrschung ihrer Mundwinkel:

„Vetter —“

„Wie anheimelnd das klingt — und doch läßt es sich noch durch eine kleine Zuthat vervollkommen. Vetter ist gewissermaßen immer noch ein Begriff nur; es kann unzählige Vettern geben. Das Gewinnende erhält' die allgemeine verwandtschaftliche Bezeichnung erst durch eine individuelle Beschränkung. — Cousine?“

„Vetter Hans —“

„Cousine Monika?“

Hans Waldvogel erwiderte es mit gerührter Stimme, legte den Kops in den Sessel zurück und blickte seiner einzigen Verwandten mit einem Ausdruck der Besriedigung tiesempfundenes Gesühls in's Gesicht.

„Wenn wir miteinander leben sollen, Vetter Hans,“ suhren Monika Waldvogels Lippen in sichtlich gewaltsam beherrschter Erregung sort, „so möchte ich Dich hiermit ein sür allemal —“

Sie blieb einen Moment stecken — „Gebeten haben“, hals er ihr artig mit einem Lächeln aus, das seine ganze weiße Zahnreihe hübsch ausglänzen ließ.

„Gebeten haben?“ sprach Monika halb als Frage, halb als unbewußte Wiederholung nach, indem sie starr in seine beipslichtend aus sie gerichteten Augen sah.

„Jetzt auch zu Bett zu gehen,“ ergänzte Hans Waldvogel abermals und sprang gleichzeitig von seinem Sessel aus. „Es ist mein Fehler, vielleicht der schlimmste, den ich habe, unmännlich, aber ich vermag Bitten nicht zu widerstehen. Vor Allem nicht, wenn sie von einer so nahen Verwandten mit solcher Herzlichkeit an mich gestellt werden, Das weiche Gemüth ist auch eine Mitgist der Familie Waldvogel. Ich gehe und werde prächtig schlafen. Wir werden sehr gemüthlich zusammen leben, ich sagte es schon vorher und es wird mir immer einleuchtender. Gute Nacht, Cousine Monika.“

Fräulein Monika Waldvogel lag in einem alten, breiten, hohen Himmelbett, durch dessen an einer Seite ossenen, etwas stark verblichenen, röthlichen Vorhang das srüheste Inimorgenlicht über sie hereinsiel. Sie war sehr spät eingeschlafen und sehr srüh ausgewacht. „Ich kann vor Aerger nicht schlafen,“ hatte sie sich am Abend gesagt, und ihr erster Morgengedanke war: „Ich bin vor Grimm ausgewacht.“ Es ließ sich daraus abnehmen, daß auch Das, was ihr unbekannter Weise nächtlicher Weile von diesen beiden Gemüthsversassungen eingerahmt gewesen, sich vermuthlich keines besonders abweichenden Inhalts ersreut haben mochte. Vielmehr schien derselbe sogar aus einem gewissen energischen Ruck zu reden, mit dem sie sich jetzt im Bett ausrichtete, ihr Haar eigentlich mehr vom Kops herunter zerrte als zog und es in zwei lange Zöpfe zu flechten ansing. Es siel in so dichten Massen aus die Leinentücher, daß seine Bearbeitung heut' eine Vermehrung des Aergers der Besitzerin veranlasste. Höchst wahrscheinlich war es seit gestern nicht in solchem Umsange gewachsen, daß es sich selbst schuldig zu sühlen vermochte, doch einerseits besaßen Stimmung und Hand Mouika's heut' etwas Kritteliges und andererseits störte das Haar sie jeden Augenblick in einer anderen Beschäftigung und zwar in einer Art, die wieder eine Verdruß erhöhende Aehnlichkeit darbot, Sie dachte nämlich mit aller Anstrengung nach, und gerade so, wie ihre Finger überall stets aus eine Verknotung der langen braunen Fäden geriethen, die sich erst mit langwieriger Geduld entwirren ließ, stieß ihr Kops überall auch aus einen Knoten in ihren Gedanken, der gar nicht auseinander zu haspeln war. So wurde der äußere Kops schließlich sertig, ohne daß der innere mit diesem Resultat Schritt zu halten vermocht, und Monika ließ den Haupttheil ihres Selbst sahren, um sich den wörtlichen Antipoden desselben zuzuwenden, zog abermals in derselben ruckhasten Manier die weißen Strümpse mit zwei Grissen über ihre merkwürdig kleinen Füße, daß das leichte Gewebe nicht unbedenklich krachte, und sprang mit einem Gesichtsausdruck so tiesen Grübelns aus dem Himmelbett, daß es der Sonne nicht zu verargen war, wenn sie ihr als Gegengruß ihr vollstes, sommerliches Goldlachen in die mißgestimmten Augen blitzte.

Dies that die gerade am Horizont heraussteigende Sonne und konnte dabei selbstverständlich sich nicht aus die Augen allein beschränken, sondern wars ihre goldene Lichtgarbe mis die ganze weiße Gestalt vom Haar über das lange Nachtgewand bis aus die kleinen Füße hinunter. Sie tanzte um die beiden dicken Zöpfe, die nach vorn über die Schultern gebogen bis in die Gegend niedersielen, wo sich unter der linnenen Hülle die Kniee besinden mußten, und sie zitterte ihre Strahlen in den durchbrochenen Spitzeneinsatz an Hals und Brust hinein, so daß es aus den Lücken wie kleine blaßröthliche Aepselblüthen zwischen dem Weiß herausschimmerte. Und wenn die Sonne nicht nur ein Auge, sondern auch Urtheil und Geschmack in demselben besaß, konnte sie sich unmöglich verschweigen, daß Monika Waldvogel so ganz ausnehmend vortheilhaster und anmuthender aussehe, als in dem spinnwebgrauen Kleide, das sie Tag sür Tag über diese Frische und lebendige Farbensröhlichkeit zu ziehen pslegte, ungesähr wie einen bleiernen Regenhimmel über ein Frühlingsbeet von weißen Croeos und leis rosig angehauchten Anemonen.

So stand Monika Waldvogel, doch ihr Gesicht besagte nichts von Croeos- und Anemonen-Vorstellungen, sondern wenn sie ihre Augen aus irgend einen Naturgegenstand hestete, konnte es nur eine Spinne sein, die sie aus ihrem Netz zu verschrecken trachtete und die sie doch zugleich auch anzurühren Scheu hatte. Mit gänzlich abwesenden Blicken sah sie aus ein unsichtbares Etwas vor sich hin, streckte langsam die Hand aus und sprach mit einer gewissen seierlichen Würde:

„So habe ich's überdacht, beschlossen, und nichts wird mich dazu bringen, davon abzugeh'n. Ich sehe ein, daß sich nach der unsinnigen Fassung der Testamentsbestimmung nichts mehr ändern läßt, und deshalb gebe ich Dir einsach, Vetter Hans —“

„Was, Cousine Monika?“

„Für meine Person meinen Willen zu erkennen, daß ich hinsort völlig sür mich allein zu bleiben gedenke,“ suhr Monika sort, und erst bei dem letzten Wort kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie ihre Rede nicht an ein lebhaftes Gebilde ihrer Einbildungskraft, sondern an ihren noch leibhaftigerlebendigen Vetter Hans Waldvogel selbst richtete, der aus einige Schritte Entsernung in der geoffneten Thür vor ihr stand. Er sagte jetzt:

sloid und Eud, II, 4, 3

„Unser Haus ist mir noch zu unbekannt — Du weißt, ich hatte gestern Abend vor der Hand Nothwendigeres zu ergründen — so suchte ich den Weg in den Garten und kam in eine salsche Thür. Ich hätte Dich sonst nicht so srüh gestört. Aber da Du, wie es scheint, gerade den Wunsch hegstest, mir etwas mitzuthemen, trifft sich mein Irrthum ja ganz gut. Was sür ein Paar miraeulöse Zöpfe Du hast. Du könntest sie aus eine Ausstellung schicken. Die vollkommensten eingeslochlenen Vollblutpserdeschwänze. Eine prächtige Aussicht aus Deinem Fenster. Du wolltest sagen? Ich höre Alles, Cousine Monika.“

Dabei war Hans Waldvogel an's Fenster getreten und sah äußerst besriedigt über Hos, Thal und Waldberge des Gutes hinaus, die alle in der schönsten Morgensonne sunkelten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es hinter ihm auch in Monika Waldvogels Augen, nur weniger vergnüglich, sunkelte und daß ihre Lippen sörmlich von einem zornigen Roth dazu leuchteten, wie sie, rasch ihre Worte ausströmend, entgegnete:

„Ich wollte Dir sagen — und es ist mir ersreulich, dies mit dem ersten Beginn des Tages schon abthun zu können — daß, wenn ich Dich einmal hier dulden muß, ich doch wenigstens auch srei bin, sür mich zu thun, was mir beliebt. Daß wir zwei nicht zu einander taugen und niemals taugen werden — die Waldvögel sind eben zum Glück sehr verschiedener Art — und daß Du deshalb künftig Lust sür mich bist, in Deinen Zimmern, Hos, Feld und Wald Morgens, Mittags und Abends sür Dich thun And lassen kannst, was Du willst, aber von diesem Augenblick an das Verlangen ausgeben wirst, mich zu sehen —“

„Ein billiges Verlangen, Du weißt, wie nachgiebig ich gerechten Forderungen gegenüber bin, Cousine Monika, und ich werde gleich den Ansang damit machen,“ erwiderte Hans Waldvogel sich umdrehend sreundlichsten Tones und ging, ohne einen Blick aus Monika zu wersen, zur Thür hinaus.

Monika Waldvogel blickte ihm starr nach und dann sah sie an sich selbst herunter und dann kam ihr plötzlich zum ersten Mal die Erkenntniß, in welchem höchst absonderlichen Kostüm sie das Morgengesprach mit ihrem Vetter gesührt habe. Ueber die vorige Zomröthe in ihrem Gesicht stieg es etwas mit einem anderen Roth heraus und sie murmelte vor sich hin:

„Es sei ein billiges Verlangen, mich nicht anzusehen, sagte er. Ich vergaß vollkommen — er hatte ganz Recht, es wäre nicht schicklich gewesen. Das ist wenigstens eine gute Seite an ihm, die ich nicht vermuthet hätte.“

Monika setzte ihre noch sehr im Rückstand besindliche Toilette sort und ab und zu ihr Selbstgespräch ebensalls:

„Ich denke, wie ich's ihm gesagt, hat es nichts an Deutlichkeit zu

„Wer einen großen Sprung thun will, der geht erst rückwärts.“

„Manche Uhr anders zeigt und anders schlägt.“

„Man merkt nicht, was im Kalk steckt' bis man Wasser draus gießt.“

„Wie der Wind weht, so biegen sich die Bäume.“

Man könnte den Juni auch den Gewittermonat nennen. Schwüle Tage gehen in ihm selten ohne ein Donnerwetter zu Ende, zum Mindesten zuckt's bald hier, bald dort und grummelt hüben und drüben. Und so bewährte auch dieser Juni seinen alten Rus, mit schönster Sonne und Wasserstürzen zu wechseln. Nur schien Hans Waldvogel allezeit vernügte Miene ausschließlich die erstere wahrzunehmen und von den letzteren gar nichts zu bemerken, während Monika umgekehrt der ganze Tag regnerisch ohne einen einzigen Lichtstrahl vorkam. Sie war sehr mißvergnügt, denn ihr war's, als stecke die ganze Welt ihr zum Tort von Tag zu Tage ein anderes Gesicht aus. Im Ansang hatte das Regieren ihr wie Kinderspiel geschiene, wie Gras-wachsen-lassen. Aber nun war das Gras so hoch gewachsen, daß es geschnitten werden mußte, und der Oberknecht kam und sragte bei der Gutsherrin an, ob gemäht werden solle oder nicht. Gab es trockene Tage, so ward die Heuernte gut eingebracht; trat dauernd nasse Witterung ein, verdarb sie; blieb sie länger aus dem Halm stehen, war sie zweisehlhast. Monika sah den Fragsteller an, sah nach dem Himmel, zuckte die Achsel und sagte: „Thut, was Ihr sür das Beste haltet.“ — „Nein, was das gnädige Fräulein dasür hält,“ meinte der Oberknecht; „ich kann nachher nicht die Verantwortung dasür haben.“ — „Nun, so schneidet's ab, die Sonne scheint ja,“ versetzte sie ärgerlich, und das Gras ward gemäht, nnd es goß Tage und Nächte lang, und Monika hörte vor der Leeren Scheuer Hans Waldvogel sagen: „Welcher Blindschleiche habt Ihr denn die Augen gestohlen, bei dem Barometerstand zu heuen und die Wiesen mit ihrem eigenen Fett zu düngen?“ Und gleich daraus kam die Vorsteherin der Milchwirthschaft zu der Gutsherrin und theilte mit, daß bei der sast ununterbrochenen Gewitterlust die srische Milch auch im Keller binnen wenig Stunden zusammenzulausen drohe; ob es etwa gerathen sei, sich stärker als bisher aus die Bntterwirthschaft zu verlegen? „Natürlich,“ stimmte Monika zu. — Aber allerdings werde man sich dann die Milchkunden in der Stadt sür spätere Zeiten entsremden und es müßte wol erwogen werden, ob es nicht vielleicht vortheilhaster sein möge, eine beschleunigtere und andere Art der Verschickung in's Werk zu setzen? „Meinetwegen gießt sie in's Wasser!“ platzte Monika Waldvogels Verdruß heraus, und drunten vor dem ossenen Fenster platzte vom Hos ein lachendes Echo zurück und Hans Waldvogels Stimme ries: „Tuck, tuck! Kommt, ihr Hühnchen! Tuck, tuck! Hier giebt's Milchsische!

Alles hatte eine Souveränin durch ihr unterbreitete, höchsteigene Entscheidung zu versügen oder zu verwersen, und es gab ossenbar Perioden, in welchen die Regierungsgeschäfte sich derartig häusten, daß man beinah' aus den Gedanken versallen konnte, es sei sriedvoller und des Vorziehens werther, Unterthan zu sein, als aus dem Thron, oder vielmehr aus dem Dreisuß zu sitzen und Orakelantworten aus Ansragen zu spenden, die sür die Seherin in einer vollkommen unverständlichen Sprache abgesaft waren. Ob das morsch gewordene Strohdach der Hauptscheune ausge bessert oder durch eine ganz neue Bedachung ersetzt werden solle? Ob die getheerten Pappdächer sich dasür bewährten? Was mit der diesjährig außerordentlich reichen Kirschenemte anzusangen sei? Ob es sich nicht emsehle, eine Tannenschonung als Windschutz gegen den Nordost sür die äußerst einträglichlen Spargelbeete anzulegen? Nach welchem Grundsatz es in diesem Jahre mit der Aussorstung zu halten? Welche von den möglichen Felderwirthschaften sür den Herbst sestzustellen? Ob die gemästeten Ferkel selbst zu Mächten oder zu verkausen? Ob der Dorssasse Eckenbecker, der seine Pachtäcker zu arrondiren wünsche, den Ausgleich in Geld, Naturalleistungen oder Arbeit bewerkstelligen solle? Ob der Flurwächter Fritz Faulhaber die von ihm benöthigte Einwilligung der Gutsherrschaft erhalten werde, um die Instentochter Susanne Feldhase zu heirathen, wenn er eine Bürgschast betreffs eventueller Verarmung zu erwartender Kinder stelle?

Monika Waldvogel hörte mit wachsendem Aerger antwortlos den an sie gerichteten Vorschlägen, Ansorderungen und Gesuchen zu, doch erst das letzte steigerte ihren schweigenden Verdruß zu lauter Indignation:

„Nein! Alles nicht! Das Letzte gar nicht! Einen verheiratheten Flurwächter kann ich nicht brauchen, der kümmert sich nicht um seinen Dienst. Die Susanne Feldhase soll ledig bleiben, das ist das Beste sür ein Mädchen. Ich will das Beste sür meine Leute und werde überhaupt das Heirathen aus meinem Gut ganz abschassen. Es ist durchaus überslüssig, uachtheilig und unnatürlich. Ietzt habe ich keine Zeit; das Andere will ich überlegen. Später; Ihr braucht nicht wieder zu sragen, ich gebe Euch Bescheid.“

Wenn Hans Waldvogel nicht gewesen wäre, hätte Alles sich anders, vortresslich, wie im Ansang von selbst gemacht. Das empsand Monika deutlichst und das mehrte ihren Ingrim. Sie hätte sich mit den Leuten berathen, vielleicht dann und wann einen Mißgriff gethan, doch bei Allem gelernt, beobachtet, sich zu eigener richtiger Beurtheilung ausgearbeitet. Aber Hans Waldvogels Gesicht stand ihr immer, bald physisch, bald in der Vorstellung wie ein lachendes Frage- nnd spöttisches Ausrusungszeichen im Wege. Wo er es in seiner studentischen Verbnmmlung gelernt, war nicht zu begreisen, doch er verstand sich unverkennbar vollkommen aus alle die Dinge, welche Monika so viel Verdruß bereiteten. Es schien ihm angeboren zu sein, daß er Alles nur ansah und sosort die richtige Erkenntniß dasür hatte. Wo eine Bestimmung der Grundherrin gründlich an der Scheibe vorbeigeschossen, tras er hinterdrein mitten in den schwarzen Fleck. Aber niemals eher, als bis nichts mehr an der Sache gnt zu machen war, vorher wies er die ihn Besragenden stets achselzuckend an den Aussluß aller Gnaden und die überlegene Ersahrung der Eigenthümerin. Er habe hier nichts zu sagen, sondern esse nur demüthig das Gnadenbrod und trinke dankbar den Gnadenwein bei seiner Cousine.

Das Alles war selbstverständlich nie laut und niemals sür die Ohren der letzteren gesagt, doch Monika hörte es trotzdem immer, jeden Tag wieder. Nur durch ihre eigene Schuld, denn sie hielt sich so, daß sie es nicht überhören konnte. Und sie wollte dies auch nicht, sie that es absichtlich. Wie ihre Augen ihn ansahen, um besriedigende Entdeckungen an seinem Aeußern zu machen, so versolgten ihre Ohren jetzt gleichsalls den Zweck, sich möglichst keines seiner Worte entgehen zu lassen, um aus diesem Wege sich ein genaues Contersei seines Innern auszumalen und ihren Abschen dadurch zur höchsten Potenz zu steigern. Sie erreichten diesen Zweck auch im besriedigendsten Grade. In den grellsten Farben stellten sie das seelische Bildniß eines schadenrohen, gewissenlosen, unmoralischen, grobbsaiteten, hinterhältischen, bösartigen, durch und durch selbststüchtigen, unsraglich zum Schlimmsten sähigen Menschen zusammen. Und mit diesem äußerlich und innerlich abscheulichsten aller Mitlebenden hatte die unbegreisliche Geistesverwirrung des alten Squire — oder war es etwa posthume Bosheit gewesen, sie inmitten ihrer ererbten Herrlichkeit zu einer Tantalustochter zu machen? — sie unlösbar testamentarisch zusammengekettet! Trotz den besriedigendsten Resultaten, welche Auge, und Ohr täglich aus's Neue erzielten, waren Monika Waldvogels Lippen manchmal nahe daran, sich sest auseinander drücken zu müssen, um nicht vor Zorn in Schluchzen auszubrechen.

Zorn, Aerger und Verdruß verlängern die Tage und die Monate — vielleicht das Leben. Seit dem ersten Tage des jüngsten Monats schien es Monika schon eine Ewigkeit und doch war es immer noch Juni, wenn auch der letzte Tag desselben. Die Lust im Hause war schwül, wie Monika Waldvogels Stimmung; sie ging in den Garten, aus schmalen Feldwegen zwischen regungslosen, hohen, schon goldsarbigen Aehrenwandungen hindurch, über die ihr breiter Strohhut kaum mehr herausragte. Eigentlich entsprach es ihrer Gemüthsversassng durchaus nicht, im Vorübergehen blaue Kornblumen zu pslucken; sie riß dieselben auch mehr als ein unnützes Unkraut mit Stumps und Stiel aus, behielt sie indeß gedankenlos in der Hand. Dann stieg aus den Roggenseldern eine rundhügelige Wiese an, hie und da mit niedrigem Buschwerk überstreut, nur aus der obersten Spitze stand ein alter, prächtiger Eichbaum, unter dem man nach allen Seiten weit über das Thal sortah. Darunter setzte Monika sich in den Schatten und ihr helles Kleid und gelber Hut leuchteten ebensalls nach allen Richtungen weit über das Thal hin. Und wie sie so dasaß, huben ihre Finger gedankenlos an, nach Kinderbrauch aus den blauen Kornblumen einen Kranz zu flechten, der unvermerkt sich wie von selbst sertigrundete, und als er sertig geworden, nahm Monika gedankenlos ihren Hut vom Kops, legte den blauen Kranz um das gelbe Stroh und setzte den Hut wieder aus,

Sie dachte an sehr Vieles oder an gar nichts, jedensalls nicht daran, daß die Sonne vor ihr von der grünen Wiese wegschwand, als ob eine Hand ihren Goldstaub davon abwische. Die Sonne mußte sehr dringlich dazu veranlaßt sein, denn sonst hätte sie es sich gerade gegenwärtig sicherlich nicht entgehen lassen, die unter der alten Eiche Sitzende zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, daß Monika Waldvogel im hellen Sommerkleid, unter dessen Saum die kleinen Füße hervorguckten, im gelben Strohhut mit dem blauen Kornblumenkranz daraus, unter dem der Teint des Gesichtes weniger dunkelsarbig, dagegen die Lippen in blühenderem Roth erschienen — daß Monika Waldvogel so keineswegs wie eine ernste, gesürchtet« Gutsherrin, noch weniger wie eine von Lebensverdruß und Ueberdruß Gequälte, sondern wie ein junges, srisches Mädchen von achtzehn Jahren aussah, das mit eigenartigen Augen in die Welt hineinblickte. An ihren Schläsen sing es jetzt an, sich leise zu bewegen, denn ein pliwlicher Windhauch begann mit dem kurzabgeschnittenen, braunen Haar zu spielen, das äußerst jugendlichen, sast übermüthigen Eindruck regend, hübsch und glänzend um den Kops flatterte, und über ihr säuselten die Blätter des Baumes durcheinander. Vernehmlich, doch unverständlich; wenigstens schüttelte Monika, die mit geschlossenen Lidern aushorchte, den Kops dazu. Dann that sie aus einmal die Augen weit aus, denn dicht vor ihr sagte die ihr ebenso genau vertraute, als helltönige und unangenehme Stimme ihres Veters Hans Waldvogel:

„Husch, Kornblume! Husch in den Busch! Sonst zwirbelt der Wind Dich und es macht Klatsch und Hui! aus Dein Färberblau herunter.“

Es war in Wirklichkeit der abscheuliche Mensch, und seine sechs Schuh hohe Gestalt hob sich von einem dunkel blauschwarzen Hintergrunde, von dem Monika im ersten Augenblick nicht begriff, was es sei. Dann erkannte sie ein dichtes, versinsterndes, machtvoll herausjagendes Wetter, welches das halbe Thal schon überzogen, drehte, als ob sie nichts gehört, den Kops wieder seitwärts und rupste einen Grashalm neben sich vom Boden. Doch zugleich schnitt ein Blitz, dem ein baldiges Auskrachen solgte, aus der Wolkenmasse, und Hans Waldvogel aeecompagnirte demselben rasch, sast gebieterisch:

„Mach' sort, Kornblume! oder ich blase Dich, daß Du wegfliest! Hier ist kein Platz —“

Monika machte als Antwort nur eine einzige Bewegung, sie schloß die Augen; doch eine Seeunde danach riß sie dieselben sprachlos, ungläubig, groß und starr wieder aus, denn der eine Arm Hans Waldvogels hatte sich plötzlich um ihre Schultern gelegt, der andere ihre Füße ersaßt, beide sie ausgehoben und trugen sie, nicht viel anders, als ob sie wirklich eine Kornblume sei, über die Wiese sort. Etwa vierzig Schritt weit, unter überhängendes Gezweig des niedrigeren Buschwerks, und ehe sie noch recht begriffen, was mit ihr vorgesallen, ließen die Arme sie wieder in's Gras nieder, und Hans Waldvogel lachte:

„Nichts als ein Lustballon mit blauen Franzen!“

Es gibt noch ein unter allen Umständen zutreffendes deutsches Wort: „Wenn das Wasser im Gesäß zu siedn ansängt, kocht es über,“ Dazu gehört nur die letzte Steigerung um einen Tropfen und einen Grad Erhitzung, und was derartig von dem Wasser gilt, soll auch bei der rothen Flüssigkeit im menschlichen Gesäßsystem einer ähnlichen physikalischen Naturgesetz-Nothwendigkeit unterliegen. Wenigstens stand es wie aus der Seala eines Thermometers lesbar in Monika's hochglühendem Gesicht, daß es nur noch der Zuthat eines Ansenerungs-Grades bei ihr sür das Ueberwallen jener Flüssigkeit bedürse; dabei schien es sast, als lause ihr Auge über dem uoch immer sprachlosen Mund zu dem Zweck umher, einen solchen, das Maß voll machenden Tropfen irgendwo auszuhaschen, und unglücklicher Weise blieb es aus ihrem Kleide hasten, von dem durch den unerwarteten Transport an einer Stelle ein langes, doch äußerst leicht mit Nadel und Faden restaurirbares Stück des Falbelbesatzes abgerissen worden — und klatsch! tras im selben Moment die kleine Hand Monika Waldvogels kräftig zwischen Nasenslügel und Ohr der linken Seite des Gesichtes ihres noch halb zu ihr heruntergebückten Veters Hans Waldvogel.

Wie ein Blitz war's geschehen, und von einem wirklichen nah zischenden, schlangenartigen Blitz war's begleitet, ein dritter Blitz sunkelte dazu aus Monika's halb besinnungslosem Zornblick, und alle drei zusammen zogen blitzgeschwind den Reslex eines vierten durch Hans Waldvogels Augen. Aber dann lachte er volltönig: „Wind, pseiisst Du aus dem Busch, da müssen wir Dich in den Dudelsack sperren“, und seine beiden Hände saßten die Oberarme Monika's, die gleichzeitig auszuspringen beabsichtigt hatte, und drückten sie sest aus den Boden zurück. Stumm rang sie dagegen aus, ansänglich nur mit einem Ruck, sich emporzurichten, doch da seine Arme nicht losließen, mit voller Kraft. Aber die seinige war ihr weit überlegen und er sagte, ihre Anstrengungen vereitelnd, nur mit stoischster Gemüthsruhe: „Erst zur Ruhe kommen, Wind!“ Wenn jedoch ein Beschwichigungsmittel salsch gewählt werden konnte, geschah's mit diesem, denn nun zitterte es sast in Bewußtlosigkeit des übersiedenden Blutes von Monika's Lippen: „Laß mich, Du roher, plumper, widerlicher“ — ein Donner polterte ihr grad' über den Kops und verschlang den Abschluß der „schmückenden“ Beiwörter — und sie strebte, so gewaltsam sie's vermochte, sich mit Händen und Füßen aus ihrer Bändigug zu besreien, bog die schmalen Fingerspitzen nach auswärts und suchte mit den Nägeln nach dem Gesicht Hans Waldvogels, der jetzt seine ganze Stärke ausbieten mußte, um seinen Willen zu behaupten. Er that dies, ohne etwas aus die ihm gemachten Complimente zu erwiedern, mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit, beinah', als komme es ihm nicht daraus an, die Wahrheit derselben zu bestätigen, denn er setzte das Ringen nicht wie mit einem Mädchen, sondern wie mit einem Manne unter Anwendung der im Augenblick zweckdienlichsten Mittel sort, drückte ihre Kniee mit deu seinigen nieder, bändigte ihre beiden Hände mit der Rechten und drängte, die Linke ohne vieles Bedenken energisch gegen ihre Brust stemmend, ihren austrebenden Oberkörper mit nachhaltigstem Erfolg aus den Boden zurück. Noch einmal rasste sie alle Krast zu einem vergeblichen letzten Versuch zusammen, dann lag Monika Waldvogel, zu weiterem Widerstand unsähig, regungslos da. Sie sprach kein Wort, aus dem purpurglüheuden Gesicht zitterte nur ein ohnmächtiger Strahl in das Gesicht ihres über sie gebeugten Ueberwinders, ihre Brust kämpfte hestig nach Athem und ihre Hand bewegte sich mechanisch nach der Stelle, wo sie von der seinigen ungesähr in der Gegend des Herzens mit etwas zu energischer Nichtberücksichtigung des ungleichen Wettkampses zurückgedrückt worden war, als ob sie außer der Pein, besiegt worden zu sein, auch einen physischen Schmerz dort empinde. Es war vielleicht nur eine halbe Minute, die sie sich so wortlos dicht in's Gesicht blickten, aber Monika schien's wie eine Unermeßlichkeit, in der sie machtlos an einen Höllenpsahl angeschmiedet bis in's innerste Mark von ihr unbekanntem, höhnisch zügelnden Flammen angeleckt werde, dann sagte Hans Waldvogel ruhig: „Der Wind wird stiller“, und seine Hände lösten ihre Klammern langsam ab. Er wars nur noch einen letzten Blick in die beiden stnmmedeuden Augen unter ihm und lachte dazu:

„Vollkommene Schlehen, sie kratzen sörmlich, wenn man sie ansieht —“ Ob er den Vergleich noch weiter sortzusetzen gedachte, blieb unentschieden, denn es kam ein Intermezzo, das sür den Augenblick wenigstens allem Hören und Sehen, Reden und selbst Denken ein Ende machte. Wie ein Wolkenbrmh prasselte es herunter, flammte, schetterte, krachte plötzlich sinnbetäubend zugleich, ein Blitz suhr in den Wipfel der alten Eiche, unter der Monika ihren Norublumeukranz geslochten, zuckte am grauen Stamm nieder, spaltete denselben in zwei Hälsten und begrub sich, von knatternd herabstürzendem brennendem Geäst überlodert, in der Erde. Dann stieg in einer Seeunde der ganze Rest des Baumes als eine Fleummenpyramide in die Höh'.

Der Lustdruck, die Blendung, der kanonenschußartige Auskrach hatten den beiden dicht gegenwärtigen Zuschauern mehrere Zeeunden lang vollständig die Sinne benommen. Nun saßen sie neben einander und sahen wortlos wie zuvor daraus hin. Monika hatte sich halb ausgerichtet, das niedrige Buschwerk über dem Kops schützte nicht gegen den Wolkenbruch, sondern dieser stürzte wie die stärkste Brause einer Riesendouche über sie hin und hatte sie in einer halben Minute bis aus den sprüchwörtlichen letzten Faden durchnäßt. Trotzdem rührte sie sich nicht; ihr Gesicht war sehr weiß, dem an ihrem Nacken umgeschlagenen Kragen in der Farbe ähnlich geworden und blieb es eine Weile, während ihre Augen unverwandt aus die knisternde, sprühende Feuermasse hinstarrten, in die der Blitz den Baum verwandelt hatte und die selbst der stromende Regen nicht auszulöschen vermochte. Dann sloß es wie Wiederschein von der brennenden Eiche über ihre Züge, erst langsam, schneller, seuriger, bis es ihr über Schläsen, Stirn und Wangen sast mit ebenso rothen Flammen ausloderte, und plötzlich sprang Monika Waldvogel lautlos aus und trat in den vollen Regen hinaus. Einige Schritte ging sie ruhig über die Wiese, dann beschleunigte sie ihren Gang, dann lies sie und dann stürzte sie, ohne sich umzusehen, athemlos den Wiesenhügel hinunter, dem Gutshose zu.

Das Gewitter war vorüber gejagt, hatte sich dumps ausgegrollt und bläulich ausgeleuchtet, der Himmel war klar geworden, aber es wehte sort den Abend hindurch und die Nacht hindurch. Wenigstens raschelte, summte und flüsterte es unausgesetzt in dem dichten Weinlaub, das die Fensteröffnungen des Schlaszimmers Monika's umspann und ließ sie keinen Augenblick in dem hohen, breiten Himmelbett schlafen. Oder trug der Schmerz, den sie an ihrer Brust empfand, die Schuld daran? Sie drehte sich von einer Seite aus die andere, immer sühlte sie's und that es weh. „Ein roher, abscheulicher Mensch!“ murmelte sie. Sie sühlte es jetzt deutlich: der Schmerz machte sich nicht so sehr von Außen bemerkbar, als dadurch, daß trotz jeder Lageveränderung von Innen her der Herzschlag immer gegen die empfindliche Stelle klopfte. Wahrscheinlich hing das mit dem Druck, der darüber stattgesunden hatte, zusammen, und Monika sagte wieder halblaut: „Ich glaube, der plumpe Bursche hat gar keine Ahnung davon, daß man uns nicht wie Seinesgleichen —“. Ueber der Fortspinnung dieses Gedankens schlies sie endlich ein, aber da raschelte, summte und flüsterte es gleich aus's Neue im Weinlaub und sie wachte sosort wieder aus. Das Herz klopfte und der Schmerz war ebenso da. „Obendrein bringt er mich nm die ganze Nachtruhe, während er schlafen wird wie ein Bär.“ Unmuthig sprang Monika Waldvogel plötzlich aus dem Bett, der Mond kam durch's eine Fenster und erhellte das Zimmer so weit, daß sie, vor dem Spiegel getreten, deutlich einen dunklen Fleck in der Gegend über dem Herzen unterscheiden konnte. „Roh, plump, abscheulich!“ murmelte sie: „das ist die Mauier, wie sich die Waldvogel liebeu.“ Aus einmal sah sie, vom Mond erhellt, ihre ganze weiße Gestalt vor sich im Spiegel und im selben Augenblick kam ihr eine Erinnerung und goß sich ihr wie ein rother, brennender Lavastrom vom Scheitel bis zur Sohle hinab. Grad' so in dem nämlichen Kostüm hatte sie am Frühmorgen in der hellen Sonne hier gestanden, als Hans Waldvogel sich verirrt und die Thür dort ausgemacht. Unglaublich! und er hatte die Thür nicht sosort wieder geschlossen, sondern war in's Zimmer hereingetreten, hatte ihre langen Zöpfe betrachtet und gesagt — unglaublich! Wahrhaftig, er mußte gar keine Ahnung davon besitzen, daß er nicht zu Seinesgleichen —

Doch nun überlies es Monika Waldvogel, wenn es möglich war, noch heißer als zuvor. Unglaublich, gewiß! Aber war es nicht noch unglaublicher, daß sie damals ruhig so stehen geblieben und ihm ihre mühsam ausgesonnene Rede gehalten, gerade als wäre er — ja, was? — nun, als wäre er Ihresgleichen? War sie denn eigentlich noch im Schlas, oder blind und taub, oder von Sinnen gewesen? Könnte sie das jetzt noch ebenso thun, nur im halben Mondlicht, wenn er plötzlich wieder in der Thür dastände?

„Nicht um die Welt!“ Monika slog sörmlich mit einem Schreckschauer zusammen, starrte mit angstvollen Augen aus die Thür, in die ihre Phantasie ihr lebendig das Bild Hans Waldvogels hineingemalt und huschte einem geschuechten Vogel gleich in ihr Bett zurück. Da lag sie und horchte, aber sie hörte nichts als immer das Klopsen an ihrer Brustwandung, das an Schlafen jetzt ebenso wenig denken ließ als vorher, und nach einigem Besinnen verließ Monika leise wieder das Himmelbett, wars ihre Kleider über und ging in das anstoßende Zimmer hinein, wo „Fräulein“ Anke schlies. Sie setzte sich aus den Bettrand derselben und ries ihren Namen. „Ja,“ erwiederte Anke mit geschlossenen Augen:

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Na war er auch ein Bräutigam.“

Das eigenthümliche Lieblingswort der jungen Hosdame verließ offenbar ihre Lippen auch im Schlas nicht. „Was schwatzezt Du sür dummes Zeug im Traum!“ suhr Monika erzürnt heraus und rüttelte die Schläserin hestig am Arme.

„Ja,“ wiederholte Anke, noch immer erst halb wach, „soll ich wieder ansagen?“ Dann machte sie die Lider aus und sah verwundert drein.

„Was ansagen? Wie kann man nur so albern sest schlafen, obenein in Deinem Alter.“

„In meinem Alter? Ich denke, da schläst man am besten,“ meinte Anke jetzt einigermaßen ermuntert. „Warum thun Sie's nicht?“

„Ich weiß nicht, vielleicht weil ich am Nachmittag naß geworden bin und mich erkältet habe.“

„Wer in den Regen geht, wird naß,“ versetzte Anke philosophisch. „Weshalb stellten Sie sich nicht unter ein Dach oder unter einen Baum?“

„Das heMe ich gethan,“ erwiederte Monika Waldvogel langsam und sah durch das Fenster hinaus, wo die Mondnacht zu verbleichen und ein Goldsaum den nordöstlichen Horizont zu särben anhub. „Ich saß unter einem Baum, als das Gewitter kam, unter der alten Eiche aus der runden Hügelwiese hinter'ni Dors; aber ich stand aus und ging sort.“

„Mich daucht, es wäre klüger gewesen, das letztere in Ihrem Falle nicht zu thun, gnädiges Fräulein.“

Monika sah durch das Fenster, in dem der Goldsaum langsam höher ausstieg. Sie schwieg einige Seeunden und wiederholte daraus, doch ohne jeden Anslug einer durch Anke's logische Folgerung sonst wol zu begründenden Ironie:

„Ja, ich glaube auch, es wäre klüger gewesen, in meinem Falle das letztere nicht zu thun.“ Und nach einer abermaligen kurzen Weile setzte sie im selben Ton hinzu: „Ungesähr eine Minute nachher — ja, so mag's gewesen sein — schlug der Blitz in die Eiche, daß nichts von ihr übrig blieb als ein Kohlenhausen.“

„Herr Gott!“ Anke suhr mit dem Kops in die Höh' — „der Blitz? Das hab' ich mir von der alten immer gedacht und hätte ich Ihnen gleich sagen können, daß nichts gefährlicher sei, als sich bei einem Gewitter unter solchen Baum zu setzen.“

Die junge Hosdame bot ihrer Souveranin damit unverkennbar noch verlockenderen Anlaß zu einer ironischen Entgegnung als vorher, doch Monika gab nur durchaus ernsthast und sehr merkwürdig zur Antwort:

„So war es eigentlich wol höchst selbstsüchtig von mir, daß ich vorher sortging?“

„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb war,“ lachte Anke aus. „Mein Himmel — wenn Sie's nicht gethan, da hätt' ich richtig wieder ansagen müssen, damit sie alle dem neuen Herrn treu geblieben wären. Ia“ — und sie richtete sich noch mehr aus und sah nachdenklichst drein — „wer wäre denn das gewesen und hätte das Gut wieder von Ihnen geerbt? Sie hätten kein Testament gemacht gehabt und Verwandte haben Sie auch nicht —“

„Nein, Verwandte habe ich auch nicht,“ sprach Monika nach und der erste Tagesschimmer särbte jetzt mit leiser Röthe ihr Gesicht. Doch sast im selben Atheni ries Anke:

„Mein Gott — da würde ja natürlich Alles ganz von selbst an Herrn Hans Waldvogel gekommen sein, denn gesetzlich wäre er ja doch Ihr Vetter gewesen.“

„Ia, gesetzlich wäre er doch mein Vetter gewesen und es würde natürlich Alles ganz von selbst an Hans Waldvogel gekommen sein,“ wiederholte die Gebieterin abermals kopsnickend den rechtlichen Besund ihrer Hosdame und gewährte dann erst, daß die letztere, von Ueberraschung über ihre eigene Schlußlogik ausgetrieben, aus dem Bett gesprungen war und mit den Kornähren über der weißen Linnengestalt aus ihren bloßen Füßchen im Frühlichtsschimmer außerordentlich niedlich dastand. Doch in Monika's Gesicht sprach sich ossenbar eine höchst sonderbare, völlig gegentheilige Urtheilsbeeinträchtigung aus, ihre Augen slogen mit einem schreckhasten Ausdruck plötzlich nach der Thür, als ob sich dort etwas bewegt hätte, und sie stieß verweisend, beinahe drohend aus:

„Was treibst Du? Schäme Dich, so — wenn Iemand zufällig — leg' Dich gleich wieder in's Bett und schlase! Es ist noch viel zu srüh, um auszustehen; ich werde Dich wecken, wenn es Zeit ist. Und daß Du Dich nicht wieder unterstehst —!“

Damit ging Monika Waldvogel eilig in ihr Zimmer zurück, nachdem sie im Vorbeikommen den Schlüssel der nach dem Flur sührenden Thür des Schlasgemachs ihrer jungen Hosdame zwei Mal im Schloß umgedreht hatte, und Anke sah ihr staunend nach, ebenso unsähig, das Räthsel zu lösen, was sie sich eigentlich nicht unterstehen solle, als weshalb die Gebieterin überhaupt zu einer Zeit, die viel zu srüh um auszustehen war, zu ihr gekommen.

Huoä lioet, ^ovi, uon liet de,vi — was der Souveränin geziemt, geziemt sich darum noch nicht sür eine Hosdame, oder, weil es dem Einen Zeit scheint, um auszustehen, ist's noch nicht Zeit sür einen Andern, oder weil Dieser vor Herzklopsen nicht mehr schlafen kann, braucht Iener noch nicht zu wachen. Das Wort altrömischer Weisheit läßt sich in tausend Uebersetzungen wiedergeben, je nach der Gedankenrichtung und Gemüthsstimmung des Verdolmetschers; es läßt sich indeß durch eine kleine Einschiebung in seinem Sinne auch etwas variiren, wie z. B.: Huoä nou lioet ^ovi, utiqne nou lioet davi, was sich ungesähr in's Deutsche übertragen ließe: Dasjenige, was ich nicht dars oder kann, soll schlechterdings auch niemand Anderes dürsen und können, und diese Sinnspruchvariante schien es zu sein, die sich gegenwärtig, mehr als das Original, in den Augen Monika Waldvogels kundthat. Es war immer noch srüher Morgen, der erste Iulimorgen des Jahres, und der Than blitzte an allen Halmen und in allen Kelchen des Gartens, durch den die Eigenthümerin desselben hinwanderte, aber der augenhelle Glanz der kleinen spiegelnden Perlen hatte nicht ihren Beisall und sie schlug im Vorübergehen mit einem Stecken nach ihnen, daß sie licht- und leblos heruntersielen und ausloschen. Auch der sarbige Schmelz und zarte Teint der Blumen erregte ihr Widerwillen und sie köpste ebensalls mit hestigem Dreinschlag die weißen und rothen Blumen an ihrem Wege — nur mit den in's Gelbe spielenden machte sie eine gnädige Ausnahme — wie sie damals nach ihrer Rückkunst von der Eröffnung des Testaments des Herrn Silvan Aviarins die rothe Mohnblüthe um ihren Kops verkürzt hatte. Doch sie besestigte die Gerichteten nicht wie damals mit schnellem Umschwung zur Erbarmniß an ihrer Brust, sondern ließ sie mit mehr als kalter Gleichgültigkeit, beinahe wie mit grausamer Rachebesriedigung am Boden liegen und setzte ihren Weg in den Wald sort. Hier jedoch erwartete sie die höchste Steigerung ihrer

Nord »„d Zud. n, 4, 4

Entrüstung, denn nun singen rundum die Vögel über ihrem Kops und unter ihren Füßen an zu musieiren, zu slöten, zu schmetterm und zu jubeln, daß sie empört einen Stein um den andern ausraffte und damit nach den buntgesiederten Uebelthätern wars, die des Glaubens zu sein schienen, ein solcher Iulimorgen sei dazu da, um an ihm laut vor Freude in die Welt hinauszusingen. Und dann bog Monika Waldvogel um eine grüne Ecke und ihr Fuß stockte wie vor dem plötzlichen Anblick einer häßlichen Kröte oder einer gistigen Schlange zurück und ihr Auge starrte mit heißer Zorngluth aus ein Bild, das sich ihr aus ein Dutzend Schritte Entsernung darbot.

Es war ein „lebendes Bild“, nur mit dem Unterschiede, daß solche sonst gewöhnlich direet sür Zuschauer arrangirt zu werden pslegen, dies dagegen, von der srühen Stunde und Waldeseinsamkeit verleitet, offenbar aus den vollständigen Mangel begutachtender Augen gerechnet hatte. Nur von zwei Personen wurde es dargestellt, einem srischen jungen Burschen mit einer Flinte an grünem Gehäng über dem Rücken und einer schmucken Bauerndirne, welcher der Strohhut vom Kops gefallen und, als ob er den gleichgültigsten Gegenstand von der Welt bilde, unter ihre Füße gerathen war. Zwei Zöpfe hingen ihr vom Nacken und den einen hielt der junge Waffenträger, wickelte ihn dem Mädchen um den Hals und suchte 5as Ende desselben gegen ihre halb abwehrenden Finger unter ihrem ausgelockerten weißen Brusttuch zu verbergen, während seine andere Hand ihren Leib umspannt hielt und kräftig gegen sich heranzog. Das sand Alles unter völliger Lautlosigkeit statt, denn ihre Lippen waren beiderseitig vollaus beschäftigt, sich zu küssen, und unterbrachen diese Thätigkeit nur so lange, wie der kürzeste Athemzug es dann und wann unumgänglich machte. Doch jetzt hatte auch die Hand der jungen Dirne offenbar einen wichtigeren Berus zu erfüllen, als sich länger über das Schicksal des in seindliche Gewalt gerathenen Zopses zu beunruhigen, denn sie verließ ihren bisherigen Posten, schlang sich gleichzeitig mit ihrer Zwillingsgenossin um den Nacken des hübschen, jungen Burschen, und halb an ihm hängend, halb von seinem Arm gehoben, wiegte sich das Mädchen aus den Zehen stehend mit geschlossenen Lidern wie ein Vogel ans schwankem Gezweig an seiner Brust hin und her.

Hochroth, wortlos, als zweifle sie an ihren Sinnen, starrte Monika aus das lebende Bild hinüber, und hochroth im ganzen Gesicht gewährte die schmucke Bauerndirne, jetzt plötzlich schalkhast die Augen ausschlagend, die halb vom Laub verdeckte Gestalt der Gutsherrin, flüsterte hastig ein Wort in das Ohr ihres Liebhabers, der daraus hin ihren Zops und ihre Taille sahren ließ, sie wie selbstverständlich noch einmal küßte und daraus ruhig, ohne sich umzusehen, quer durch die Stämme weglos den Bergwald' hinanstieg. Das Mädchen blieb stehen, nahm ihren Hut vom Boden, glätete, von der Richtung Monika's abgewandt, mit der einen Hand das bös zerknitterte Stroh aus und ordnete mit der andern das ziemlich ebenso sehr der Instandsetzung bedürstige Brusttuch, dann ging sie mit Augen, die ein wenig gezwungen-unbesangen umherblickten, der Gutsherrin entgegen. Sie wollte mit einem Gruß an dieser vorüberschreiten, allein Monika saßte sie hart am Oberarm und sagte:

„Wer bist Du? Wie heißt Du?“

„Susanne Feldhase.“

„Und der Mensch, der da von Dir ging?“

Ein bißchen verlegen antwortete Susanne Feldhase: „Das war mein Bräutigam, der Flurwächter Fritz Faulhaber.“ Aber dann blickte sie Monika treuherzig und ruhig in's Gesicht; dies letztere jedoch glühte immer zorniger aus und die Lippen darin stießen hestig aus:

„Und Du läßt Dich Uon dem Menschen küssen — und Du stehst hier und siehst mich an, als ob gar nichts — und Du küßt ihn wieder — und Du schämst Dich nicht — und —?“

„Ja, wenn mau sich heirathen will, da küßt man sich doch,“ meinte die hübsche Dirn' halb lachend.

„Du bist ein noch viel schamloseres Geschöps, als ich gedacht! Heirathen willst Du ihn auch?“

„Ja, gewiß will ich's und er will mich, und Heirathen ist doch keine Sünde,“ antwortete Susanne etwas kleinlauter, „und wenn wir nur die Erlaubniß von Ihnen gehabt, hätten wir's schon gethan. Und da sich's 'mal so gut trisst, ich bitte recht schön, sür den Fritz mit, geben Sie uns die Erlaubniß gleich jetzt, gnädige Herrschast; wir möchten alle beide gar gerne nicht länger warten.“

Augenglanz und Gesichtssarbe der jungen Bittstellerin drückten der letzten Beisügung ein unanzweifelbares Bestätigungssiegel aus, aber dafür waltete unverkennbar ein um so gründlicherer Irrthum in ihrer Annahme ob, „daß es sich 'mal so gut getroffen“, denn Monika Waldvogel siel ihr sast vor Ausregung stotternd in's letzte Wort:

„Geh' mir ans den Augen! Ihr bekommt meine Erlaubniß nicht! Ob Du's willst und er es will — ich will's nicht! Basta! Und ersahre ich wieder, daß er Dich geküßt hat, schaffe ich aus der Stelle einen andern Flurwächter an. Und höre ich, daß Du ihn küßt, jage ich Dich von meinem Gut sort. Dann könnt Ihr Euch heirathen, wo Ihr wollt und verhungern, meinetwegen! Hast Du's verstanden?"

Susanne Feldhase war blaß geworden, ihre bloßen Arme zitterten erschreckt leise hin und her und sie machte eine Fußbewegung, sich stumm zu entsemern. Aber dann kam es plötzlich roth in ihr Gesicht zurück und mit einem eigenthümlichen, sast stolzen Ausglanz in die Augen ihrer einsachen Banermädchenzüge, sie hestete den Blick sicher in das ungnädig drohende Antlitz ihrer Gutsherrin und antwortete mit sester Stimme:

„Das werden wir dann auch thun, Fritz wird's thun und ich gewiß. Eh' wir uns verbieten lassen, uns zu heirathen, können Sie uns wegzagen, daß wir nichts mehr haben, als die Kleider aus dem Leibe. Um Geld und Gut lassen wir nicht von einander, und verhungern werden wir schon nicht, dazu haben wir vier Arme, um zu arbeiten — und wir wollen noch heut' gehen — und —"

Susanne drehte sich hastig und verdeutlichte, wie sie zu gehen beabsichtigte, denn sie lies hurtig davon. Doch der Muth, der heroisch über sie gekommen, stand im Begriff, in Scherben zu zerbrechen, sie hielt ihn nur mühsam noch damit zusammen, daß sie ihren Schürzenzipfel gewaltsam gegen ihre Augen und ihren Mund drückte, und dann kam doch aus der Ferne ein schluchzender und weinender Ton durch das Waldlaub heraus. Die intelleetuelle Urheberin desselben blickte ihr stumm nach, ging mit hestiger Vorwärtsbewegung einige Dutzend Schritte weiter, blieb wieder stehen, preßte aus einmal, wie Susanne Feldhase die Schürze an die Augen, ihre Hand aus die schmerzhasste Stelle, die das Hämmern darunter nicht zur Ruh kommen ließ, und urplötzlich brach Fräulein Monika Waldvogel in ein lautes, unverhaltenes und noch viel krampshasteres Weinen aus, als die in ihren Hoffnungen enttäuschte Braut des Flurwächters Fritz Faulhaber. Ohne sich einen Grund dasür anzugeben, setzte sich die junge Grundherrin aller Herrlichkeiten umher aus den weichen Moosgrund und weinte ganz laut sort — so lange, bis eine Stimme dicht über ihr verwundert sragte:

„Was sür ein sremdländischer Vogel ist denn das, der hier eine Katzenjammer-Melodie pseist?"

Nun blickte Monika aus, doch nicht erschreckt, nicht zornig, sondern groß und wie Zustimmung mit dem Kops nickend in Hans Waldvogels Gesicht, und Hans Waldvogel sah mit wirklichster Verwunderung aus die wie von lauter Thauperlen glänzenden Augen seiner Cousine. Doch nur einen Moment, denn er sagte gleich daraus: „Bah, eine Spottdrossel," und machte eine Bewegung weiterzugehen. Aber gleichzeitig streckte Monika ihren Arm deutend aus und erwiderte durchaus ruhig:

„Es ist gut, grad' recht — setz' Dich einen Augenblick dahin —"

Erstaunt that er's, setzte sich ungesähr einen Schritt von ihr aus das Moos und sie suhr sort:

„Da Du grad' kommst, kann ich's Dir auch hier sageu. Ich hab' die Landwirthschast satt und geh' sort. Du kannst als der Herr hier bleiben. Das ist's ja, was Du willst und damit können wir ja dann beide zusrieden sein."

„Hm," antwortete Hans Waldvogel, mit eigenthümlich sorschendem Blick über ihr Gesicht hinstreisend, „Du bist ja vortrefflicher Laune heut', viel besser als gestern. Da hätten wir uns weit srüher verständigen können. Allerdings, das läßt sich hören. Geh't nicht so, geht's vielleicht anders, hab' ich mir immer gesagt. Gutsbesitzer sein, ist nicht Übel. Und ohne jede Bedingung?"

„Nur die, daß Du mir noch sagst, weshalb Du mich gestern unter dem Baum sortgetragen hast? Mich däucht, wenn Du mich noch eine Minute dort sitzen gelassen, hättest Du Deinen Zweck einsacher erreichen können und derselbe wäre nicht von meiner heutigen Laune abhängig gewesen. Dachtest Du nicht, daß wenn der Zusall es wollte, daß der Blitz dort aus mich herunter —"

„Führe," ergänzte Hans Waldvogel, „Du kein Testament hinterlassen haben würdest —"

„Oh — das dachtest Du —?" sagte Monika unruhig.

„Und demgemäß Dein Besitzthum gesetzlich aus Deine nächsten Verwandten übergehen würde —"

„Oh — das dachtest Du —?"

„Und Dein nächster und einziger Verwandter Dein Vetter Hans Waldvogel sei —"

„Oh — das?"

Doch statt der beabsichtigten Beendigung der Fragwiederholung begab sich in diesem Augenblick etwas höchst Merkwürdiges, Ueberraschendes, Unglaubliches, denn plötzlich siel Monika Waldvogel ihrem Vetter Hans Waldvogel um den Hals, schlug ihre beiden kleinen Hände sest um seinen Nacken zusammen und küßte ihn aus den Mund, Und zwar küßte sie ihn gerade so, wie Susanne Feldhase den Flurwächter Fritz Faulhaber geküßt hatte, nämlich nur mit der unumgänglich nöthigen Unterbrechung, um nicht athemlos zu ersticken. Und Hans Waldvogel schien dies Unglaubliche ebenso selbstverständlich zu sinden, wie zuvor der Bräutigam der Instentochter, denn er hielt die junge Gutsherrin gerade so mit der Hand umsaßt, zog sie an sich und wiegte sie an seiner Brust. Und erst nach einer langen Weile, als er, auch die andere Hand nutzend, sagte: „Habe ich Dir hier wirklich gestern weh gethan?" schien Monika von einer dunklen Erkenntniß gesaßt zu werden, daß es rathsam sei, das Beispiel Susanne's auch noch in anderer Richtung rechtzeitig nachzuahmen, und sie machte sich, doch nur halb, von ihm los und sragte mit glühendem Gesicht:

„Du abscheulicher Mensch — Du hast mir noch keine Antwort gegeben — warum lieößest Du mich nicht unter dem Blitzbaum sitzen?"

„Weil Du Schlehenaugen hast, die sür einen Waldvogel Lockspeise sind."

Es war der beste Vergleich sür die Augen Monika Waldvogels, noch bezeichnender als der mit den dunklen Kreisen aus den gelben Flügeln des „Nagelflecks". Wie zwei große, reise, von schwarzblauem Dust überwebte Schlehen leuchteten die Augen eigenthümlich geheimnißvoll aus Monika's dunkelsarbigem Antlitz, und sie küßte erst wieder eine Zeit lang die Lippen, welche den Vergleich ausgesprochen, bis ihr der Athem verging oder ein neues Bedenken sie wieder zum Innehalten und zur Wiederholung der Frage veranlaßt:

„Nein, warum?"

„Weil das Gut sür jeden Anderen ohne Dich vielleicht recht hübsch gewesen wäre, nur nicht sür den, der nun einmal von dem Unverstand besessen ist, lieber Dich als das Gut zu haben. Das muß in der Familie liegen. Ich sagte es Dir gleich den ersten Abend, wenn die Waldvögel sich erst kennen lernen, da haben sie sich so lieb, daß sie ^ ja daß sie gar nicht anders können, als sich küssen — als sich küssen — sich küssen — und sich heirathen."

„Heirathen? Mein Himmel —" halb erschreckt, halb widerstrebend bog Monika ihren Kops zurück. „Heirathen? Das Testament — die Clausel — ich dars — wir dürfen uns ja nicht heirathen — dann verlieren wir ja —"

„Das Out — die Erbschast," ergänzte Hans Waldvogel und sah sie zum ersten Mal von diesem Gedanken starr-betroffen an. „Das dars nicht sein ^ dars ich nicht. — Wo hatte ich meinen Kops? Du hast Recht, wir dürfen uns nicht mehr küssen —"

„Warum nicht küssen? Wir brauchen uns ja nur nicht zu heirathen —"

Trotz der über ihn gekommenen Betroffenheit konnte Hans Waldvogel nicht umhin, zu der Antwort ein höchst komisches Gesicht zu machen. „Wir brauchen uns nur nicht zu heirathen," wiederholte er; „ein kluges Mädchen sindet doch immer das Richtige heraus. Wir brauchen ja nur keinen Wein trinken zu wollen, wenn wir durstig sind, sondern mit Wasser vorlieb nehmen."

„Nun, wäre denn das ein Unglück? Doch höchstens eine nützliche Enthaltsamkeit sür Dich und nicht sür mich!" lachte Monika und sah ihn sragend-verwundert dabei an. Aber dann rann es plötzlich durch ihre Schlehenaugen, wie wenn ein leise zitternder Sonnenstrahl um den Dustüberhauch der kleinen dunkelblauen Frucht hinfliegt, und Monika Waldvogels ganzes Gesicht umher loderte in noch vollerm Purpurschein aus, als es gestern von den Flammen des blitzentzündeten Eichbaums überglüh't worden war, und Hans Waldvogels Hand sassend sagte sie, mit halb abgewandter Stirn:

„Weiößt Du, Vetter Hans, was die Susanne meinte? Sie würd's doch thun und er auch — sie lieben's sich beide nicht verbieten und wenn ich sie wegjagte, daß sie beide nichts mehr hätten, als die Kleider aus dem Leibe. Verhungern würden sie nicht, denn sie hätten vier Arme, nm zu arbeiten, aber um Geld und Gut ließen sie nicht von einander und wollten noch heut', gleich gehen. Die wollen sich nämlich auch heirathen, Hans — und eigentlich haben sie mich aus 1>as Küssen gebracht — und da sie doch immer sich noch obendrein heirathen wollen, so verstehen sie es auch vielleicht besser — und ich meine — wenn wir beiden auch noch heut', gleich von hier aus gingen, Hans, da war's abgethan und es häit' uns kein Todter und kein Lebendiger aus der Welt etwas zu verbieten, da ich Dir lieber ohne das Gut bin, als das Gut ohne mich, denn Du könntest das ja auch nicht küssen und auch nicht — nicht heirathen."

Aus der Landstraße, die vom Gut in die benachbarte Stadt sührte, gingen Hans Waldvogel und Monika Waldvogel Hand in Hand. Ansangs machte der Thau an den Rispen und Blättern des Wegwarts ihre Schuhe naß, dann trocknete die Sonne sie und dann legte sich gelber Staub daraus. Aber sie nahmen von dieser Wandelung nichts wahr, denn sie hatten sehr viel mit einander zu reden, so daß Mund und Augen sich in unausgesetzter Thätigkeit besanden. Nur von dem Zweck ihrer gemeinsamen Morgenwanderung sprachen sie kein Wort; er mußte sehr untergeordneter, nebensächlicher, durchaus nichtsbedeutender Natur sein. Einzig, als sie an die Thür des Gerichtsgebäudes kamen, vor das Monika im Mai mit ihrem Koffer gesahren, sagte sie lachend: „Damals, als ich zuletzt von hier absuhr, war ich toll, und wie ich am andern Tag zur Besinnung kam, dachte ich, ob es noch einmal etwas im Leben geben könne, was im Stande sei, mir den Kops nochmals so verrückt zu machen? Ich glaube, es steckte in dem Schlüssel wie Taumellolch und ich konnte erst wieder zur Vernunst kommen, wie ich ihn loswurde." Und sie hob den großen Schlüssel, den sie wie damals in der Hand trug, und sie traten in das Haus ein. Drin war auch Alles wie damals; der Amtsdiener, den Monika nach dem Herrn Gerichtsaetuar besragte, sührte sie in das nämliche graugedielte Zimmer, das nach Motten aussah und nach Aetenstößen roch, in dem an der grünverschossenen Tischdecke derselbe kleine Mann saß und aus den Gruß der Eintretenden den Kops drehte und sie mit der Brille über der Geschäftsmiene ansah, sür die jedes Erdending vom Leben bis zum Tode, zwischen Wiege und Grab sich nur durch die Rubrik unterschied, in der es aus seinem Terminjournal einregistrirt stand. Monika Waldvogel aber schritt aus ihn zu, nannte ihren Namen und sagte mit heiterem Ton:

„Ich bin gekommen, um Ihnen die Anzeige zu machen, daß ich die Clausel 2 des Testaments des Herrn Silvan Aviarins uicht länger zu halten beabsichtige, da ich zu heirathen gedenke und deshalb aus die mir zugesprochene Erbschast Verzicht leisten muß."

„Clausel 2 des Testaments des Herrn Silvan Aviarins nicht länger zu halten — zu heirathen gedenke — deshalb aus die zugesprochene Erbschast Verzicht leisten muß — natürlich," wiederholte der Gerichtsaetuar mit methodisch näselder Stimme, und er schien nicht den leisesten Anhauch einer Unnatürlichkeit darin zu sinden und streckte die Hand nach einem Depositeuschrack ans.

„Hier ist der Schlüssel," sagte Monika, deu genannten Gegenstand sast wie etwas, dessen Berührung ein widerwärtiges Gesühl errege, aus die grünverschossene Tischdecke legend, „Sie liesern ihn wol den neuen Erben aus. Wir empsehlen uns." Und sie ging nach der Thür.

„Liesere ihn den neuen Erben aus," sprach der kleine Mann, das gesuchte versiegelte Couvert aus dem Schranke ziehend, sah über die Brille und sügte hinzu: „Halt, ich muß erst publieiren, wer die neuen Erben sind."

„Was geht das mich an?" versetzte Monika achselzuckend.

„Wer sich hier einsindet, den geht's an, was die vorgeschriebene Rechtsordnung erheischt; ick muß Sie amtlich aussordern, der Verlesung der anderweitigen letztwilligen Versügung des Testators beizuwohnen."

Und er brach das Siegel aus, schlug das Blatt auseinander und las:

„Da Ihr, Monika Waldvogel und Hans Waldvogel, zusammen hierher kommt, um diesen Nachtrag meines Testaments anzuhören, so kann ich Euch noch einmal sagen: Das ist ja Alles recht hübsch. Dich habe ich kennen gelernt, Monika Waldvogel, und weiß, daß Du zu der Hälste der Waldvogel'schen Sippe gehörst, die höchst solide und achtbar ihr Leben nach Vernunstgrundsätzen einrichtet und ruhiges Blut vom Vater aus den Sohn und die Tochter sortvererbt. Es schien mir deshalb wünschenswerth, Dein Blut ein wenig unruhiger zu machen, und da Du augenblicklich hier, gewissermaßen noch vor mir, stehst, ist das ja Alles recht hübsch. Dich, Hans Waldvogel, habe ich nie mit Augen gesehen, aber nach dem, was ich von Dir gehört, kenne ich Dich so genau, als hätten meine Augen Dich vor einem halben Iahrhundert täglich im Spiegel betrachtet. Du gehörst zu der andern Hälste der Waldvogel'schen Sippe, welche das Unglück hat, Exemplare hervorzubringen, die nicht sür ihren achtbaren Wandel taugen und deshalb, mit dem Namen Taugenichts belegt, aus ihrem reputirlichen Kreise ausgeschlossen zu werden pslegen. Sie müssen darum in die Welt hinaus, sich durchbeißen, um zu etwas zu gelangen, ihren außer Credit gerathenen Namen ablegen und sich in einen reputableren einhüllen. Da sie aber nicht nur unruhiges Blut, sondern auch Verstand im Kopse haben, kommen sie schließlich draußen in der Welt zu etwas, können sogar angesehen und reich werden. Nur verlieren sie inzwischen ihr Leben ohne Zweck und Inhalt, trocknen als Lungesellen ein und werden alte, launenhaste, nichtsnutzige Geschöpfe, sich selbst und Andern zum Ueberdruß. Es schien mir deshalb wünschenswerth, rechtzeitig Dein Blut ein wenig ruhiger zu machen, was am Besten durch Heirathen geschieht, und da auch Du augenblicklich hier, gewissermaßen noch vor mir, stehst, so ist das ja Alles recht hübsch. Da Ihr beiden Euch nicht zu Tode ärgern konntet, war es selbstverständlich, daß Ihr dazu kommen mußtet, Euch zu heirathen, und wenu ich noch Eins vorweg wissen möchte, wäre es das, wie lange Zeit Ihr dazu gebraucht habt, um zusammen hierher zu kommen. Weil Ihr dies aber lediglich um Eurer selbst willen gethan, da jeder durch meine Testamentsversügung dasjenige nun einbüßt, was ich ihm vorher zugesprochen und Ihr gegenwärtig beide wieder gerade so mittellos „aus der nämlichen Stelle" seid, wie vorher, so erkenne ich, daß meine Rechnung richtig gewesen und daß Ihr zu Eurem Glücke nichts weiter braucht, als Euch selbst. Das ist ja Alles recht hübsch und dazu nehmt von Herzen meinen posthumen Segen. Und deshalb übertrage ich hiermit meine Euch nur als Last und Heirathshinderniß abgenommene Universalhinterlassenschast aus meine Nichte, die Tochter meines verstorbenen Bruders, des weiland

Prosessors der Zoologie Michael Waldvogel.

Silvan Aviarins, Esquire, ehemals Iohannes Waldvogel.

Nachschrift: Was mich zu meiner Testamentsauordnung noch im Besonderen veranlaßt hat, ist die Fürsorge, daß Ihr als die beiden letzten Waldvögel den Berus habt, dahin zu wirken, daß diese eigenthümliche Sippe nicht mit Euch ausstirbt. Zu diesem Behus, so hosse ich, werden das unruhig gewordene ruhige und das ruhig gewordene unruhige Blut sich als ein paar glücklich zusammentreffende Faectoren erweisen und es wird mich nachträglich ersreuen, wenn Ihr dem ersten hoffnungsreichen Produete meines Experimentes den Namen Silvauns beilegen wollt.

Silvan Aviarins, Esq."

Das hatte der Gerichtsactuar mit näselnder Stimme, etwa wie die Inventar-Auszählung einer Hinterlassenschast abgelesen, blickte über den Rand seiner Brille und sragte:

„Ich erinnere mich, sind Sie nicht die Tochter des weiland Prosessors der Zoologie Michael Waldvogel?“

Die Gesragte sah ihn mit mehr als halb gedankenleerem Blick an und antwortete mechausch:

„Ja gewiß, die bin ich.“

„So spreche ich Ihnen die Erbschast rechtsgültig zu,“ erwiederte der Aetuarins trocken, ohne jegliche Verwunderung und mit höchster Gleichgültigkeit und nur Hans Waldvogel unterbrach die eingetretene Stille:

„Xil «.«ümirari, sagt Horaz. Ich habe mich noch nie über etwas gewundert, als hent' zum ersten Mal, daß ich hundert Mal den Namen Silvan Aviarins gehört habe, ohne dahinter zu gerathen, was sür ein deutscher Waldvogel in den Federn des lateinischen stecke. An seinen Federn soll man den Vogel kennen. Diesen sinde ich jedensalls nicht übel, und was seinen letzten Wunsch angeht, so hat derselbe seine vollste Berechtigung und ich werde keinen Augenblick zögern, ihn —“

Er hatte den Kops nach der Seite seiner Cousine gedreht und diese blickte auch ihn noch ungesähr in derselben Weise wie ebenzuvor den kleinen Brillenmann an, nahm den großen Schlüssel wieder von der Tischdecke, legte ihn zuversichtlich in die Hand ihres Veters, doch antwortete ebenso gedankenabwesend und mechanisch:

„Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen,“

Erstaunt sah sie aus Hans Waldvogel, der in ein wunderbar sröhliches Gelächter ausbrach: „Das scheint mir auch das Klügste zu sein! Geht's nicht so, geht's vielleicht anders; aus eine Weise geht's gewiß. Das ist ja Alles recht hübsch! Der Waldvogelsiff des alten Silvan gesällt mir und ich werde den jungen damit begrüßen und ihm denselben mit in die Wiege legen.“ — —

Dann gingen Hans Waldvogel und Monika Waldvogel wieder aus der staubigen, mittagsheißen Landstraße. Sie waren gewiß ebenso nüchtern, wie die junge Gutsherrin damals von dem nämlichen Gerichtsgebäude desselbigen Wegs gekommen, aber um sie drehten sich die Zäune, die Felder, die Bäume in noch viel unklugem Rundtanz als damals. Und plötzlich ries Monika: „Um Himmelswillen, wenn wir nicht schneller zumachen, lausen Fritz Faulhaber und Susanne Feldhase unverheirathet von unserm Gute sort, Hans!“ und die Dringlichkeit dieser Gesahr schien ihm in völlig gleicher Weise einleuchtend, denn eilig und eiliger, Hand in Hand liesen jetzt Hans und Monika Waldvogel durch Staub und Hitze dem zwischen den Bäumen aussteigenden, weinumlanbten Herrenhanse zu.

content-0156.png

Geschmack und Gewissen.

von

!lloriz Carriere.
— München. —

content-0158.jpg

!!as ist Geschmacksache, sagt man, darüber läßt sich nicht streiten;

damit erkennt man Iedem das Recht des eigenen Urtheils an;

ein Gefühl des Wohlgesallens kann man Keinem andemon^stiren; so viel Kopse, so viel Sinne. Andererseits gilt das Gewissen sür das unmittelbar und immerdar Gewisse, sür das Untrügliche, eine Gottesstimme in der Menschenbrust. Und doch theateu zu anderen Zeiten oder thun in anderen Ländern die Menschen nicht blos Vieles, was uns heute das Gewissen verbietet, sondern sie hielten und halten es anch sür erlaubt und gut; auch unter uns selbst reden wir von zartem und laxem Gewissen, und der Eine macht sich ein Gewisses daraus, etwas unterlassen oder gewollt zu haben, was dem Andern ganz gleichgültig erscheint. Dagegen verlangen wir von Iedem, daß er Rasael's Madonnen oder Mozarts Melodien schön sinde, und wir haben eine Wissenschaft vom Schönen; sie ist zwar noch nicht sertig — und welche Geisteswissenschaft wäre das? Auch die Physiologie, die Chemie sind im Werden, wie die Aesthetik; und wenn es hier srüher ublich war, daß Ieder von vorne ansing oder von der Voraussetzung eines bestimmten philosophischen Systems aus seine Darstellung begann, so haben auch wir eine Reihe voraussetzungsloser Untersuchungen von Thatsachen oder Begriffen erhalten, und es läßt sich jetzt schon eine stattliche Summe des allgemein Anerkannten ziehen, während Lotze einmal berechnete, daß eine physiologische Theorie gewöhnlich süns Jahre lang gelte.*)

) Mein eignes System der Aesthetik ist so entworsen, daß es neben dem, was ich Eigenthümliches gedacht nnd Neues gesunden, an geeigneter Stelle, am liebsten mit den Worten der Urheber selbst, das einsügt, was von Pinton und Aristoteles

Die nahe Beziehung von Aesthetik und Ethik tritt zu Tage, wem, Herbart die zweite zu einem Theile der ersteren macht, indem das Gute wie das Schöne unsern Beisall, das Schändliche wie das Häßliche unser Mißsallen erwecken; sie werden dadurch bestimmt, daß wir sie billigen oder mißbilligen, und die praktische Philosophie lehrt die Kunst, das Gesallende, das Löbliche wie das Anmuthige hervorzubringen. Der Unterschied des Guten und Schlechten, des Schönen und Häßlichen leuchtet uns unmittelbar ein, braucht nicht erlernt oder bewiesen zu werden; aber Nebenvorstellungen mischen sich ein und trüben das Urtheil, und um dieser Verdunklung und Verwirrung zu begegnen, hat die allgemeine Aesthetik die Musterbegriffe auszustellen, ans die alles ursprünglich Gesallende und Mißsallende zurückzuführen ist, und hat Anleitung zu geben, wie ein gesallendes Ganze gebildet werden könne. Andererseits lehrt Ulriei, daß das Schöne ein ethischer Begriff ist, keine Beziehung zu unseren natürlichen Trieben und Bedürfnissen, zu unseren selbstischen Interessen hat, aber sür uns ein Seinsollendes ist. so daß wir verpflichtet sind, es zu wollen und zu seiner Realisirung mitzuwirken, weil unser sittliches Streben nach dem Vollkommenen nur dadurch besriedigt, unsere Bestimmung nur dadurch erreicht wird, daß das Innere und Aeußere einander entsprechen, daß das Gute und Wahre, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Verbindung der Theile zum Ganzen, zur Anschauung, zur Erscheinung kommen.

Was ist das Berechtigte nnd Unberechtigte in all diesen Vorstellungen und wie kommen wir zur Ausgleichung dieser Gegensätze?

Beachten wir zunächst, daß das Gute nicht dem Naturmechanismus, sondern der Freiheit des Geistes angehört, daß es durch den Willen ver

an bis aus die Gegenwart von Anderen erkannt und ausgesprochen ward. Da meinte nun Schasler mich geringschätzig behandeln zu dürseu, da ja wol die Hälfte meines Buches Anderen angehöre; als ob das nicht ein viel zu großes Lob wäre, daß die Wissenschaft die andere Hälste mir verdauke! Nur ein eitler Thor kann meinen, daß er sür sich eine Wissenschaft mache; sie entsteht im Zusammenwirken vieler Kräfte. Oder Nerlich in seiner Schrift über Iean Paul sieht sich gemüßigt, sogar zweimal zu versichern: ich wäre ein aussallend unselbständiger Denker, da ich in der Aussassung des Humors mich an Zeising und Lazarus anschlosse! Wenn die nun das Rechte getroffen, soll ich aus Originalitätsucht Unrichtiges bringen? Aber Neulich, der auch meine Denkrede aus Iean Panl nicht kennt, die schon vor 25 Jahren gehalten ward, weiß dabei nicht, daß ich lange vor dem Erscheinen meines Buches gar manchen Aussatz über ästhetische Diuge geschrieben, und daß aus meine solcher Art veröffentlichte Ansicht vom Humor gerade Zeising selbst zustimmend Bezug genommen hat. Ich suche bei Anderen weniger nach ihren Mangeln, als nach dem, was mich und die Tache sördern kann, nnd sreue mich, wenn auch Andere mit der Anerkennung eines so trefflichen Mannes wie Zeising übereinstimmen, die ich längst kundgegeben.

wirklicht wird, der auch anders handeln könnte, daß es nicht in der Aeüßerlichkeit der That, sondern in der Innerlichkeit der Gesinnung besteht. Wer einem Bittenden eine Gabe reicht und dabei sich besleißigt, die Miene und Geberde hilsreicher Liebe recht nachdrücklich zu machen und zur Schau zu stellen, der wird durch selbstgesällige Eitelkeit den moralischen Werth seiner That beeinträchtigen. Beim Schönen aber kommt es gerade daraus an, wie die Sache sich darstellt, wie das Innere zur Erscheinung kommt; das speeisich Aesthetische liegt in der Form, in der sinnensälligen Erscheinungsweise der Idee, das Sittliche dagegen in der Absicht des Handelnden, in der Entscheidung des Willens. Aber auch das Schöne ist keineswegs außer uns sertig und gegeben, so daß wir den Gegenstand etwa nur ausnähmen wie der Spiegel ein Bild, sondern es wird erst im sühlenden Geiste erzeugt. Die Töne der Symphonie, die Farben des Gemäldes sind ja unsere Empsindungen. Außer uns vorhanden sind die Schwingungen der Lust und des Aethers, die an sich lautlos und dunkel aus Ohr und Auge treffen und unsere Sinneswerkzeuge durch ihre Bewegung in eigenthümliche Erregungen versetzen; diese werden durch die Nerven dem Gehirn vermittelt, und hier empfängt unser Selbst den Anstoß, daß es die Empsindung des Tones und des Lichtes oder der Farbe in sich als seinen subjeetiven Lebensaet hervorbringt. Diese Zustandsänderungen unterscheiden wir von unserem Selbst, und wenn sie sich uns ohne oder gegen unseren Willen ausdrängen, so schließen wir nach dem uns innewohnenden Causalitätsgesetze, daß ihre Ursache nicht in uns, sondern außer uns liegt, in Kräten, die aus uns wirken; und die Empsindung, die sich in ihrem Zusammenwirken mit uns erzeugt, versetzen wir außer uns, übertragen sie aus das Objeet, das sie erweckte, und nennen die Rose roth, die Saite klingend, während wir doch eigentlich die Sterne nicht am Himmel, sondern an den Himmel sehen, — sie stehen dort, aber sie leuchten nur in unserem Auge, streng genommen: nur in unserer Seele; nur da singt die Nachtigall, im Gebüsch erschüttert sie nur die Lust zu regelmäßigen Wellen. Alle Empsindung aber ist eigentlich Selbstempsindung, ein Innwerden der eigenen Zuständlichkeit, die unter äußeren Einflüssen sich ändert; und je nachdem die Empsindungen unserem eigenen Wesen zusagen, es hemmen oder sördern, unsere Natur verstimmen oder in sie einstimmen, nehmen wir sie ungern oder gern an; sie sind uns angenehm oder unangenehm, und so entstehen in uns die Gestühle der Lust und Unlust. Sie und die sie erregenden Empsindungen und Gedanken sind das unmittelbar Gewisse, ursprünglich Thatsächliche sür uns. Von Dem aber, was nur unsere sinnliche Natur oder nur unser geistiges ideales Weseu berührt, unterscheiden wir Anderes, das uns sinnlich nnd geistig zugleich und harmonisch anspricht, nnd nennen schön, was dies volle gesunde Lebensgefühl erweckt. Was wir sind oder sein sollen, Harmonie von Geist und Natnr, von Sinn und Seele, das sühlen wir im Genuß des Schönen; es ist die Ineinsbildung des Idealen und Realen, eine seelenvolle Erscheinung, Einheit im Unterschiede, wie wir selber eins sind in der Mannigsaltigkeit der Vorstellungen und Triebe wie der Glieder unseres leiblichen Organismus. Wie wir empfänglich sür die Eindrücke der Welt und selbstthätig zugleich sind, so wollen wir angeregt und doch nicht aus uns selbst herausgerissen, sondern in unserer Eigenart bestätigt und besriedigt sein. Was dies leistet, das macht uns Lust, dem zollen wir Beisall und Liebe,

Wir verstehen die Welt von uns aus; wir schließen aus den Geberden, den Lauten, welche unsere Empsindungen und Triebe begleiten oder ausdrücken, aus der Haltung, die unsere Stimmung ausprägt, aus den inneren Grund der Bewegungen, die wir bei Anderen sehen, aus den ähnlichen Anlaß der Tone, die wir von ihnen horen, und so wird uns die Form der Dinge ausdrucksvoll, indem wir uns auch in das Leblose hineinsühlen. Nun erscheint uns überhaupt jede ueue Wahrnehmung sremd, bis wir sie an Altes, Bekanntes angereiht, sie unter eine in der Seele vorhandene Vorstellung eingesügt; dann wissen wir, wo wir das Neue hinthun sollen: es wird dem Inhalt eines Begriffes eingeordnet und dieser dadurch bereichert. Diesen Vorgang der erkennenden Stoffausnahme in den Geist nennen wir Appereption. In neuester Zeit hat Siebeck die Aussassung des Schönen als Appereption unter den Begriff der eigenen Persönlichkeit erklärt und Ulriei die Freude an der eigenen Erscheinung als die erste Regung des Schönheitssinnes bezeichnet, die Vorstellung des schönen Menschen zum Maßstab aller Schönheit gemacht; die Dinge gesallen oder mißsallen uns in dem Maße, als sie unserer eigenen Gestalt entsprechen oder widersprechen. In der erscheinenden Persönlichkeit haben wir unmittelbar die Durchdringung von seelenvoller Innerlichkeit und äußerer Stoffessüle, eine Mannigsaltigkeit von Gliedern zur Einheit des Organismus zusammengeschlossen, ein dauerndes Selbstgefühl und Selbstbewußtsein im Wechsel der Empsindungen und Vorstellungen; Alles entwickelt sich nach eigenem Bildungsgesetz, und das innere Prineip der Gestaltung wird in der Gestalt selbst offenbar. Diesem Eindruck nud Bilde von uns selbst ordnen wir die Erscheinungen unter, welche uns einen Zusammenhang von Geistigem und Sinnlichem zeigen, im Realen etwas Ideales ausdrücken; wir werden durch sie sympathisch berührt, in unserem eigenen Wesen bestätigt und gesteigert und sreuen uns ihrer. Mir scheint nun, daß wir das Aesthetische nicht mehr blos unter dieser ersten Erscheinungsorm appereipiren; eine gemalte Landschaft, einen Dom, eine Symphonie beziehen wir doch kaum aus unsere Gestalt oder beurtheileu sie nach derselben. Der Begriff der Harmonie von Geist und Natur ist uns in seiner Allgemeinheit klar geworden, ihm sügen wir neue Eindrücke an; aber unser eigenes Wesen bleibt dasür der Maßstab; ob ihm die Gegenstände entsprechen oder nicht, das sagt Iedem sein eigenes Gefühl, wie Iedem das persönliche Gewissen sagt, ob seine Handlungen und Gesinnungen löblich oder schändlich sind. Hier liegt das durchaus Berechtigte des individuellen Geschmacks. Sind Töne und Farben unsere Empsindungen, so hängt es von unserer Sinnlichkeit ab, inwiesern die Bewegungen, die jene vermitteln, ihr gemäß oder widerstrebend, ihr angenehm oder unangenehm sind. Das gilt nicht blos sür die Zunge und den Kanarienseet, den Kant zum Beispiel nimmt, wo Ieder das Privatgefühl des Angenehmen oder Unangenehmen ans sich beschränkt und das gleiche Urtheil nicht von Anderen verlangt; es gilt auch von dem, was den Augen und Ohren zusagt oder mißbehagt, es gilt von dem sinnlichen Element in allem Schönen. Bei dem Einen ist das Ohr, bei dem Andern das Auge seiner organisirt, und so wird der Eine durch Töne, der Andere durch Farben, vornehmlich durch Ton- und Farbenverhältnisse, zu Lust oder Unlust erregt, wo ein Dritter gleichgültig bleibt. Darum sagte Kant: „Ein Ieder hat seinen besonderen Geschmack, nämlich der Sinne. Aber mit dem Schönen ist es ganz anders bewandt" (sösern es nämlich mehr ist, als blos sinnlich angenehm; aber das ist und bleibt eins seiner Elemente!). „Niemand soll etwas schön nennen, wenn es blos ihm gesällt. Einen Reiz und Annehmlichkeit mag sür ihn Vieles haben, darum bekümmert sich Niemand; wenn er aber etwas sür schön ausgibt, so muthet er Anderen dasselbe Wohlgesallen zu, er urtheilt nicht blos sür sich, sondern sür Iedermann, und spricht alsdann von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge. Er sagt daher: Die Sache ist schön, und rechnet nicht etwa darum aus Anderer Einstimmung in sein Urtheil des Wohlgesallens, weil er es mehrmals mit dem seinigen einstimmig gesunden hat, sondern er sordert es von ihnen." Dies ist berechtigt in Bezug aus das ideale Element des Schönen, bedars aber einer tieseren Untersuchung.

Es kommt daraus an, daß wir den Begriff der Entwicklung sür den Einzelnen wie sür die Menschheit betonen. Selbstbewußtsein und Freiheit wollen durch eigene That der Selbstersassung und Selbstbestimmung errungen sein; es ist der Begriff des Organismus, daß er aus einsachem Keim sich entsaltet', in eigener Triebkrast wächst und sich gestaltet; der Geist ist ein Organismus, und nichts geht von außen in ihn ein, er wird immer nur angeregt, die Empsindungen, Gedanken, Entschlüsse in sich zu bilden, aber er hat keinen sertig gegebenen Inhalt, keine angeborene Idee, denn Ideen sind etwas von ihm Gedachtes, innerlich Hervorgebrachtes. Aber zur Verwirklichung des leiblichen Organismus gehört der eigenthümliche Lebenstrieb, das eigenthümliche Bildungsgesetz und das im Keim bereits angelegte Ziel der Entwicklung; sie ist ja nicht Zusammensetzung von außen aus sertigen Bestandstücken, sondern aus ursprünglicher Einheit geht die Gliederung des Mannigsaltigen hervor und bleibt zur Einheit zusammengeschlossen. Dasselbe gilt vom Geiste. Das Vermögen der Selbstbestimmung, der Vernunstanlage bildet er aus nach bestimmten Normen; die logischen Gesetze der Identität, des Unterschiedes und Grundes entsprechen der individuellen Wesenheit, ihrer Beziehung aus Anderes nnd der Causalität in der Natur. Der Geist trägt die Richt- und Gesichtspunkte sür die Aussassung und Beurtheilung der Dinge wie sür seine Entwicklung in sich; zunächst unbewußt; aber wie er sich ihnen gemäß bethätigt, achtet er allmällig aus sie und wird sich ihrer bewußt als logischer oder ethischer Kategorien. So liegt die Unterscheidungsnorm zwischen wahr und salsch, gut und böse, schön und häßlich in der Seele, aber wir wissen damit sreilich nicht, was wahr, gut und schön ist, sondern dies zu erkennen und zu verwirklichen, ist die Lebensausgabe der ganzen Menschheit, die nun die Erscheinungswelt nach diesen Richt- und Gesichtspunkten aussaft, die Innenwelt nach ihnen ausbaut und mit Inhalt ersüllt.

Der organische Keim ist bestimmt, lebendiger Organismus, Eiche oder Löwe zu werden, er ist es noch nicht, aber so wie ihm die Bedingungen gegeben werden, entwickelt er sich und erreicht er sein Ziel oder seinen Zweck, die Verwirklichung seines Wesens. Ebenso der Geisteskeim; er ist nicht von Haus aus bewußt und sreí, denn beides ist seinem Begriff nach nur durch eigene That möglich; die Gabe, das Vermögen des Geistes ist seine Ausgabe, den idealen Organismus des eigenen Wesens zu gestalten. Wie er sich im Selbstgefühl ersaft, schaut er sich als werdendes, sich entwickelndes Wesen an, wird er inne, daß er nicht vollendet ist, nicht ist, was und wie er sein soll, denn dies kommt ihm ja nicht von außen, dies ist in seiner eigenen Natur begründet wie der künftige Organismus in der Art des Keimes. So geht denn nach der im Geiste liegenden Kategorie das Vollkommene als seines Entwicklungsziels — und jede Entwicklung hat Richtung und Ziel — die Idee des Vollkommenen, das Gefühl des Sollens und die Pslicht der Selbstvervollkommnung im Gemüth aus, und was dieses ahnungsvoll in sich trägt, das gestaltet die Phantasie nach der Kategorie des Vollkommenen zum Lebensideale. Wir können uns als Keim und Triebwesen aus einer bestimmten Entwicklungsstufe nur dann begreifen, wenn wir Richtung und Ziel in uns nagen und uns zum Bewußtsein bringen. Wie wir vom Endlichen nur reden können im Unterschied vom Unendlichen, so von Mangelhastem nur in Beziehung aus Vollendetes. Was das Unendliche, Vollendete sei, das wissen wir damit noch nicht, aber im Ungenügen unseres Wesens an den Dingen und an uns selbst, wie wir gegenwärtig im Verlaus des Werdens sind, kommt uns diese aus unsere Bestimmung hinweisende, als Ziel nothwendig in uns liegende Idee des Vollkommenen zum Bewußtsein. Der Menschenseele ist ein Ideal eingeboren, so wie das Organiseitionsprineip des Leibes dessen Bildungsgesetz und den künftigen Organismus in sich tragt. Dies künftige Ganze ist das Seinsollende. Der Naturorganismns solgt zu

content-0159.png

dessen Verwirklichung dem Naturgesetz, das mit zwingender Gewalt ihn beherrscht; das Gesetz der Freiheit aber sordert seinem Begriffe nach sür den Geist, daß er auch Anderes kann als ihm solgen, jedoch nothwendig versehlt er alsdann sein Ziel und erreicht er seine Bestimmung nicht, sondern geht in der Irre. Irrthum und Sünde sind möglich um der Freiheit, um der selbstgesundenen Wahrheit, um des Guten willen. Aber beide, das Wahre und Gute, sind die Bestimmung des Menschen, und darum ist das Gesetz der Freiheit mehr als eine bloße Vorstellung, sondern es wird als ein Sollen empunden, an das unser Heil geknüpft ist. Denn was unser Wesen und unsere Bestimmung sördert, das macht uns wohl, was beiden widerspricht, gereicht uns zum Unheil, wir streben nach Glückseligkeit, weil sie das Gefühl der Lebensvollendung ist; sie ist nicht ein äußerer Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst, sagt Spinoza. Tugend aber ist die Harmonie unseres entsalteten Wesens, ist der ideale Organismus, das Seinsollende.

Läge das sittlliche wie das ästhetische Gesetz unmittelbar sertig in uns, so müßten wir ihm solgen wie die Materie der Gravitation, so wären wir nicht sreí; wäre es eine bloße Vorstellung unseres Bewußtseins, so sehlte ihm die verpslichtende Krast; sie wird ihm durch das Gefühl des Sollens, in welchem sich die Lebensausgabe der Selbstvervollkommnung ankündigt. Das Sittengesetz wäre kein Gesetz der Freiheit, wenn wir ihm solgen müßten, wenn es uns von außen her auserlegt wäre; es muß der Ausdruck unseres eigenen Wesens sein, wir müssen es selber sünden, es uns selber geben, Das gilt vom Guten, gilt vom Schönen, Daß sie sein sollen, daß in

ihnen unser wahres Wohl liegt, das ist das unmittelbar und immerdar Gewisse; als Richt- und Gesichtspunkt tragt sie das Gemüth in sich; aber was das Schöne, das Gute sei, das zu bestimmen ist Sache des Gewissens wie des Geschmacks, des ethischen und ästhetischen Urtheils. Dies wird nicht bloß von unserem Verstande gefällt, auch unser Herz ist dabei betheiligt: das Wohlgefühl der Lebensörderung, wenn wir das Gute wollen und thun, das Schöne schauen, sagt uns zugleich, daß wir durch sie unsere Natur vollenden, unsere Bestimmung erreichen. Der urtheilende Verstand kann irren, dies Gefühl aber, das ganz Persönliche im Gewissen und im Geschmack, ist untrüglich, aber für Ieden individuell. Zum vollen Verständniß wie zur vollen Erklärung des Gesagten muß ich indeß noch Eins hinzufügen. Das All ist ein System von Kräften oder thätigen Wesen, die ursprünglich aus einander bezogen sind und in Wechselwirkung mit einander stehen; wären sie ursprünglich äußerlich, von einander unabhängig, eine Vielheit einander gleichgültiger und zufällig zusammentreffender Einzelheiten, so ist nicht einzusehen, wie aus solchem Chaos je ein Kosmos, eine geordnete Welt mit alldurchwaltenden Gesetzen hätte hervorgehen können. Die Wechselbeziehung, die Vereinigung der Kräfte nach gleicher und eon

Nold und Lud, II, 4, 5

stanter Wirkungsweise und zu gemeinsamen höheren Leistungen weist uns aus die Einheit als das Ursprüngliche und Bestimmende hin; ihre Entsaltung ist das Mannigsaltige, ihre Selbstbestimmung sind die vielen endlichen Einheiten, die im Unendlichen von ihm umsaßt und getragen werden, das als das eine ewige Wesen in Allen gegenwärtig ist. Wir können uns nur dadurch als endlich ersassen und bezeichnen, daß wir uns vom Unendlichen unterscheiden; den Begriff des Unendlichen aber bilden wir nicht nach der äußeren Ersahrung, die nur endliche Dinge zeigt, sondern nach dem Innwerden des uns inwohnenden Unendlichen; sein Selbstzeugniß in uns ist die uns ausgehende Idee des Unendlichen. Die That der Selbstersassung, durch die wir zu uns selbst kommen, bewußt und srei werden, ist die Unterscheidung von allem Anderen; aber mit dem Selbstgefühl erwacht auch das Gefühl der Abhängigkeit, wir können nicht für uns allein sein, wir sind Glieder eines gemeinsamen Ganzen, und diese Thatsache bezeugt sich uns im Gefühl der Liebe, der Hingabe des eigenen Wesens an ein anderes und des Ausgenommenseins von ihm. Selbstvervollkommnung und Liebe sind die beiden großen Gesetze der sittlichen Welt; die Anschauung des sinnlich Vollkommenen und das Gefühl der Weltharmonie ist das Schöne; es erweckt unsere Liebe, es beglückt unsere Seele.

Glückseligkeit ist das Wohlgefühl der Lebensvollendung; nach ihr strebt jedes Lebendige nothwendig, denn das Ziel liegt ja im Entwicklungstrieb, und wir wären keine ethischen Naturen, wenn das Gute uns nicht beseelgte. Die harmonische Bethätigung unserer Kräfte und ihr Einklang mit der Weltordnung ist das Gute, das Heil, das wir durch eigene Willensthat bereiten sollen; daß es möglich ist, das bezeugt uns der Genuß des Schönen, und weil das Leben uns dasselbe selten oder vorübergehend bietet, da ja die Dinge um ihrer selbst willen da sind und es eine Gunst des Schicksals ist, wenn sie durch ihre Erscheinung auch unsere Anschauung besriedigen, so stellt die Kunst das Seinsollende dar, die Ineinsbildung des Idealen und Realen; im Kamps zeigt sie uns den Siegespreis, im Wettlaus das Ziel. Der Verklärungstrieb der Phantasie ist darum für nnsere Leben unentbehrlich, der Sinn für das Schöne nothwendig wie der für's Gute, der Geschmack allgemein menschlich wie das Gewissen.

Allgemein ist, daß wir gut und böse, schön und häßlich unterscheiden; untrüglich ist das Gefühl der Lust oder Unlust, das uns die Lebensörderung oder Lebensstörung inne werden läßt; aber neben diesem Gefühl des Seinsollenden steht der urtheilende Verstand, der bestimmte Begriffe von Gut und Schön bildet, der die gegenwärtigen Gegenstände, Triebe, Forderungen aus diese bezieht und hier dem Irrthum unterworfen ist. Nun müssen wir uns erinnern, daß wir werdende, in der Selbstbildung begriffene Wesen sind, welche ihre Richt- und Zielpunkte in sich tragen, ihnen solgen, aber auch von ihnen abweichen können, ja dieselben sich erst klar zum Bewußtsein bringen müssen. Da steht der Einzelne als Glied seines Volks im Entwicklungsproeesse der Menschheit, Sprache und Sitte wirken bestimmend aus ihn ein, noch ehe er zur Selbstbestimmung kommt, und aus seinen Ersahrungen und Vorstellungen im Verein mit seiner Eigenthümlichkeit und seinem Sollen bildet sich das sittliche Selbstgefühl, das wir Gewissen nennen, das in der Verwicklung der Verhältnisse und der Mannigsaltigkeit der Triebe den Ausschlag für den Entschluß und das Handeln gibt, und nicht minder dann den Werth der That bezeichnet. Und hier gilt Schillers Wort: Ein anderes Ansehen eh sie geschehen, ein anderes hat die vollbrachte That! Es sind augenblickliche Empfindungen, gegenwärtige Stimmungen, welche Besriedigung sordern, welche das Urtheil des Verstandes täuschen, etwas für ein Gut erklären, das allerdings für einen Moment besriedigt und Genuß schafft, wie zum Beispiel die Rache, die Sinnenlust, das aber doch für unser ganzes Wesen kein Heil bringt, vielmehr mit dem Glück wahrer Liebe uns in Zwiespalt versetzt. Dies Selbstgefühl des ganzen Wesens wird mächtig, wenn das Begehren erfüllt, das Werk vollbracht ist; nun hören die täuschenden Vorspiegelungen der Leidenschast aus, und an die Stelle des irrrenden Urtheils ist die unsehlbare Stimme des Gefühls getreten, die uns sagt, daß wir nicht sind wie wir sein sollen. Das Gewissen ist das Richtende in uns im Doppelsinne des Worts, es gibt uns die Richtung aus's Gute und hält Gericht über unsere Gesinnung wie unsere That. Aber soweit es mehr ist als Gefühl des Sollens, soweit es sittliches Bewußtsein ist, trägt es die Farbe unserer eigenen Bildung, steht es mit uns innerhalb einer Entwicklung, die noch im Werden begriffen ist, und um dieses persönlichen Gepräges willen geschieht es, daß der Eine sich aus etwas ein Gewissen macht, was den Andern unberührt läßt. Wer die Bergpredigt in sich ausgenommen, der macht sich nicht mehr bloß aus Diebstahl, Mord und Ehebruch, sondern auch aus Lieblosigkeit, aus unterlassener Linderung sremder Noth einen Vorwurf, und drängt die sinnliche Begierde zurück. Das Gewissen wie der Geschmack ist subjectiv, ist bildbar.

Es ist nicht bloß das Recht der Sinnesempfindung in allem Schönen, auch in der Beziehung aus's Ideale gilt das Persönliche. Dante gefällt dem ernsten Denker vor dem heitern Phantasiespiele Ariosts, das ein Anderer vorzieht; Goethe und Shakespeare, Aeschylus und Sophokles, Mozart und Beethoven, Rasael und Michel Angelo haben ihre Verehrer, deren tiesster Lebensgrund von einem oder dem andern dieser Meister berührt wird; denn jeder Mensch ist ein Original, und darum ist das Schöne mannigsaltig. Und wie innerhalb der menschlichen Gattung jede Individualität in ihrer Eigenart sich behaupten und in einer besondern Spitze das menschliche Wesen darstellen soll, so hat sie das Recht, dies auch in ihrem Geschmack geltend zu machen, aber auch die Pflicht, dies bei den Anderen gleichsalls anzuerkennen.

Das Schöne ist kein allgemeiner Begriff, sondern immer ein Besonderes, das seinen Begriff aus eigenthümliche Weise veranschaulicht, eine Kraft, die das Gesetz in sreier Weise erfüllt, nicht ein sremdes, ihr ausgezwungenes, sondern das eigene Bildungsgesetz. Dem entspricht es, wenn der Geschmack in seiner Individualität das Rechte und Wahre trifft, wenn er mit dem Wesen der Schönheit übereinstimmt; jeder soll den ästhetischen Gemeinsinn der Menschheit in ganz persönlicher Eigenart ausdragen.

Wie in sittlicher, so sind in ästhetischer Hinsicht Gesetze gesunden, Begriffe sestgestellt, deren Verleugnung wir gewissenlos, geschmacklos nennen. Ia weil die menschliche Gesellschaft nur bestehen kann, wenn eine Reihe von sittlichen Normen ausreicht erhalten wird, so hat sie dieselben in der Art mit zwingender Gewalt ausgestattet, daß sie deren Anerkennung und Bewahrung sordert und ihre Uebertretung zurückweist; es sind die Rechtsgesetze. Es liegt kein Grund vor, daß man derartige Satzungen auch für die Kunst ausstellt; aber sordern wird die im Culturstaat geordnete Gesellschaft nur Dasjenige aus ästhetischem Gebiet, was dem Guten und Wahren nicht widerstreitet, was dem Lebensideale des Volks gemäß ist.

Schönheit ist Einheit des Unterschiedenen, Harmonie des Mannigsaltigen. Wir sind eingegliedert in den Weltzusammenhang, wir bedürsen der Anregung von außen, um zu Empfindungen zu kommen, um uns selbst zu ersassen, aber wir behaupten unser Selbst und gewinnen es als aus sich beruhende Einheit in der Fülle der Strebungen, Vorstellungen und Gefühle. Was uns gefallen soll, das muß dieser unserer Bestimmung entsprechen, es muß uns durch Neues, Ueberraschendes, Mannigsaltiges anregen, aber doch nicht aus uns herausreißen, sondern uns zugleich beruhigen, indem die Spannung sich löst, das Ungewöhnliche doch dem allwaltenden Gesetz sich anschließt und dem Zusammenhang unserer Gedankenwelt sich einordnet. Nun können aber innerhalb der Einheit des Mannigsaltigen die Gegensätze schärfer, selbständiger austreten, die Fülle kann reicher, oder die Einheit kann klarer, saßlicher sein und ihre Herrschast leichter üben. Wo sie zurücktritt, da haben wir Verworrenheit, trübe Gährung, Dissonanzen ohne Lösung; wo die Fülle mangelt, da tritt jene Eintönigkeit ein, die uns langweilt, jene Oede, die uns angähnt. Die Antike steht aus der Seite vorwaltender Einheit, das Romantische zeigt größern Reichthum des Mannigsaltigen. Die Einheit auch bei Shakespeare, auch in einem gothischen Dom zu sassen, ist schwerer, als bei Sophokles oder in einem griechischen Tempel. Die Franzosen hatten im Anschluß an die Antike in eine überwuchernd wüste Fülle der Romantik Klarheit und Ordnung gebracht; Friedrich der Große, in ihrer Schule erzogen, sah am Abend seines Lebens in Goethes Götz einen Rücksall aus anschaulicher Ordnung des maßvoll Schönen in jene betrunkene Wildheit einer rohen Volksbühne, von der er nicht saßte, wie Shakespeare sie künstlerisch umgestaltet nud geadelt hatte. Wiederum sahen die Stürmer und Dränger, ja auch Lessing n,d Schlegel äußeren Regelzwang und Unnatur eonventioneller Rhetorik im sranzösischen Drama, und bewunderten den Naturlaut der Asseete und die reale Lebenswahrheit in Shakespeares so mannigsachen Charakteren. Das sind Thatsachen, mit denen wir zu rechnen haben. Sie zeigen uns die Bildbarkeit des Geschmacks. Was in Gegensätzen sich einseitig einmal durchsetzt, das ist ein berechtigtes Moment im Ganzen. Warum soll uns nicht, auch nach Stimmungen unseres Gemüths, Goethes Faust oder Iphigenie, Hermann und Dorothea oder Werther für ein Höchstes gelten dürfen, da es, ja in ihrer Art vollendete Werke sind? Wir gönnen den Wagnerianern ihre Freude an der unendlichen Melodie und den Leitmotiven, nur wenn ich anhören soll, daß Wagner wie Shakespeare die Stimme der Natur sei, Mozart aber künstliche Unnatur, da ja Niemand seine Gefühle in lieblich geschlossenen Melodien äußere, dann empört sich mein ästhetisches Gewissen, und will nicht dulden, daß man das Wesen der Kunst, die Idealisirung und Harmonisirung der Natur, die Verklärung der Wirklichkeit verleugne und das Unnatr nenne, was die Darstellung des wahren Wesens der Natur selbst ist, was uns die Schönheit als die seinsollende Lebensvollendung mitten in der Noth des Lebens und im schweren Kamps nm's Dasein genießen läßt. Und wir dürfen heute sordern, daß man auch die Verdienste des klassischen Dramas der Franzosen gelten lasse, daß man nicht bloß in Moliöre den großen Meister des Charakterlustspiels anerkenne, nicht bloß seinen naiven Humor in der Frauenschule, seinen tragischen Humor im Menschenseind bewundere und neben der Poesie der Situation bei den Spaniern und dem sprudelnden Reichthum der Phantasie bei Shakespeare anch seine mehr verständig klare Weise würdige; daß man auch das Verdienst Corneilles und Raeines verstehen lerne, wenn sie in der Führung einer Haupthandlung mit großen herrschenden Zügen ein Gesetz des Dramatischen und im innern Consliet den Nerv desselben erblickten nnd demgemäß dichteten. Es hat manchem Deutschen zum Schaden gereicht, dies verkannt zu haben.

Allmällig geht in Deutschland, ja auch in Frankreich ein Licht über das aus, was die Menschheit unserem Herder verdankt. Er war eines ihrer Herzen, in welchem die mannigsachsten Bildungsströme zusammenslossen, er verstand sie und lehrte sie verstehen. Schon Heinrich Heine hat es gesagt: ihm war die Menschheit eine Riesenharse, jedes Volk eine Saite, und er verstand die einzelnen Klänge und ihre Harmonie. Er weckte den historischen Sinn, der den verschiedenen Zeitaltern gerecht wird, der sie nicht meistern, sondern begreifen will, der sich in die Stimmung und Idee einer Nation, eines lahrhunderts versetzt und vertieft, und darnach den Stil der Kunst versteht, in welchem das Empfindungsvermögen des Volks sich ausgeprägt hat. Aus gegenwärtiger Bildungsstuse des Geschmacks stellen wir diese Forderung geschichtlicher Aussassung neben der allgemein künstlerischen.

So verlangen wir auch in der sittlichen Beurtheilung beides: den Maßstab des Ideals und den der eigenen Sittenlehre eines Volks und einer Zeit. Wenn wir bedenken, wie in Italien zu Machiavellis Tagen mit Gist und Dolch gearbeitet ward, so verstehen wir, wie er List und Gewalt empsehlen konnte, um endlich die Nation zu einigen; aus der Einheit sollte die Freiheit erwachsen. Des Staates Wohlsahrt war im griechischen und römischen Alterthum das Höchste sur den Bürger, ihr brachte er größere Opser; dafür war im persönlichen Leben die Sitte laxer, dafür machte man sich aus dem Tyrannenmord kein Gewissen, sondern pries ihn. Nicht die sittliche Absicht eines Brutus, nicht seine Gewissenhastigkeit ist nach antiker Ansicht anzuzweiseln, sondern sein politisches Urtheil, daß er meinen konnte, die alte Stadtrepublik sei auch ohne Republikaner und als Herrscherin des Weltreichs noch möglich. Dabei aber gilt für uns der Satz, daß man die Gerechtigkeit auch nicht um der Herrschast willen verletzen dars, daß Wahrhastigkeit und Treue auch im össentlichen Leben ihre verpflichtende heilvolle Krast haben, daß kein Einzelner besugt ist, sich zum Richter über Leben und Tod eines Andern auszuwersen, wol aber besugt ist, sein Recht zu vertheidigen.

Wir erkennen das Recht der eigenen Ueberzeugung an und sordern, daß in religiösen und sittlichen Dingen sich Jeder aus sein persönliches Gewissen stelle; wer das nicht thut, wer sich sein Denken und Wollen von außen gängeln und für sich beurtheilen läßt, der ist noch nicht zum Bewußtsein seiner Menschenwürde gekommen. Wir sagen mit Goethe:

Sosort nun wende dich nach innen,
Das Centrum sindest du da drinnen,
Woran kein Edler zweiseln mag:
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Aber damit das „Recht des Herzens," nicht zum „Wahnsinn des Eigendünkels" werde, wie Hegel in der Phänomenologie des Geistes bezeichnend sagt, sordern wir auch, daß die Ueberzeugung begründet sei aus die gemeinsame Errungenschast der Menschheit im sittlichen Gebiet, daß sich das Humane in ihr bezeuge. Wir kommen zu uns selbst, indem wir uns von allem Anderen unterscheiden und aus das eigene Wesen beziehen; aber das dars nicht zur Abschneidung von den Anderen, nicht zur Trennung von unserm Lebensgrunde sühren, wie Richard III. das große Wort der Selbstsucht und der Schuld spricht: Ich bin ich selbst allein! Wir ersassen uns in Wahrheit, wenn wir uns als Glied des Allorganismus bestimmen, und daraus solgt, daß wir den Anderen thun, wie wir wollen, daß sie uns thun, daß wir unser Wohl im Gemeinwohl suchen, daß neben der Selbstvervollkommnung die Liebe das höchste Gesetz ist, — die Liebe, die als energisches Gefühl ja das Selbst voraussetzt, in der das Selbst seine Bestimmung erfüllt. Im Wohlgefühl des Schönen genießen wir die Liebeseinheit der Innen- und Außenwelt, die lautere Krast der Dinge strömt ein in unsere Wesenheit und die Uebereinstimmung des Subjectiven und Objeetiven hier im Besonderen enthüllt uns den Sinn der ganzen Welt; wir stehen innerhalb ihrer Gesetzlichkeit, damit sie in uns empfindlich werde; das Ziel ist das errungene Wohlgefühl der Harmonie, der Liebe.

Ich kann nicht so weit gehen, daß ich von Entselbstung als einer sittlichen Ausgabe rede, denn das Selbst ist für das Gute wie das Schöne der nothwendige Träger; aber die Ueberwindung der Selbstsucht, die Hingabe an allgemeine Interessen, das Vollbringen des Guten um der Pflicht willen, nicht weil es uns Vortheil bringt, das ist eine ethische Forderung, nnd ihr steht aus ästhetischer Seite das gegenüber, was Kant das uninteressirte Wohlgesallen am Schönen genannt hat. Wie Rücksichten und Nebenabsichten die Reinheit des Handelns und die Wahrheit des Erkennens trüben und storen, so verliert das Geschmacksurtheil und der Genuß des Schönen seine Unbesangenheit und Freiheit, wenn äußerliche Zweckbeziehungen und selbstsische Interessen sich geltend machen. Allerdings zieht das Schöne uns an, wir haben Interesse an ihm, wie am Guten und Wahren, aber sie gefallen uns nicht um unseres Vortheils, sondern um ihrer selbst willen, sie erheben uns aus dem Selbstsichen in das Ideale, Allgemeine; statt die selbstsüchtige Begierde zu erregen, besreien sie das Gemüth von derselben. Wer einen Park anlegt, der sieht nicht aus Holznutzung und Heugewinn, sondern ersreut sich des Rasenteppichs, der Laubkronen der Bäume um ihrer Gestalt und Farbe willen; denn das Schöne gefällt durch seine Form, und das ästhetische Gefühl geht nicht aus den Stoff, insofern er unseren realen Bedürfnissen dient und für den Gebrauch werthvoll ist, sondern aus die Gestalt, die das selbstgesetzte Maß innerer Bildungskrast ist, das innere Wesen aus eine wohlgesällige Weise in Formenverhältnissen zeigt, die uns Einheit im Unterschiede, Ordnung in der Mannigsaltigkeit, ein Gesetz in der Freiheit, der Durchdringung also des Idealen und Realen anschauen lassen. So durste Kant das uneigennützigte Interesse an der Schönheit der Natur für das Kennzeichen einer guten Seele erklären, ja die seiner ermangelnde Denkungsart grob oder unedel nennen. Denn es ersordert die Erhebung über den gemeinen Eigennutz, die ein Cardinalgebot des Gewissens ist; Geschmack und Gewissen, das Schöne und Gute bedingen und sordern einander.

Ich habe zwei Ehrenmänner gekannt, die bei aller Verschiedenheit diesen Seelenadel gemeinsam hatten, daß sie von Eigennutz und Selbstsucht vor Anderen frei waren; der eine war ein Lehrer meiner Fröhsugend, Dr. Weidig zu Butzbach in Hessen, der andere ein Colleague meines Münchener Professorenthums, Abt Haneberg. Der eine schnitt sich in qualvoller Untersuchungshast, die ihn zu Hallucinationen führte, die Adern aus; die Darstellung seines Processes in den Büchern von Schulz, Welcker, Nöllner, Boden trug am meisten dazu bei, daß Oessentlichkeit, Mündlichkeit, Geschworene eine allgemeine Volksordnung wurden, und für die Verwirklichung dieser Resorm hätte sein bewußter Wille das Martyrium gern aus sich genommen. Er erstrebte, was jetzt errungen ist, Einheit Deutschlands unter einem Bundeshaupt mit sreigewähltem Reichstag; das war damals verpönt, galt für Hochverrath, und er sagte den jungen Männern, die mit ihm sich verbündeten, durch Wort und Schrift eine Erhebung des Volks für das ideale Gut eines sreien Vaterlandes herbeizuführen, daß sie Regierungen, die ihr Wort nicht gehalten, keine Wahrheit schuldig seien, wenn das Bekenntniß derselben die gute Sache oder die dafür arbeitenden Genossen gefährde. Er sagte ihnen, daß für einen denkenden Menschen die einsache Aussage und die eidliche Bethuerung gleich seien. Aber er zahlte aus eigenen Mitteln die Schuld einer Bauernrau, der er den Eid zu erklären hatte, weil er nicht wollte, daß sie salsch schwöre, Haneberg starb an gebrochenem Herzen; er sollte als Priester die päpstliche Unsehlbarkeit annehmen, die er als denkender Gelehrter weder für eine rationale noch historische Wahrheit anerkennen konnte; aber ein Zwiespalt in der Kirche schien ihm gefährlich für das Wohl der Menschheit in einer Zeit des Materialismus und des Mammonismus, deren Ueberwindung durch das Christenthum die große Ausgabe sei; deshalb brachte er das Opfer der Einsicht, nach schwerem Seelenkamps versagte er sich dem Bekenntniß der Wahrheit, um die Einheit der Religionsgemeinschaft zu erhalten, die ihm für das Wohl der Menschheit da« Wichtigere dünkte. Fichte, der Feind jeder Nothlüge, würde zu Weidig und seinen Jüngern gesagt haben: Verweigert eine Aussage, ein Zeugniß, aber sagt nicht, daß Ihr nichts wisset, sagt nichts Falsches! Er würde zu Haneberg gesagt haben: Gott kann nicht gerettet werden durch den Teusel. Die sittliche Weltordnung ist aus Wahrheit gegründet und es ist unmöglich, daß sie durch Verleugnung der Wahrheit gesördert werde; aus die Wahrheit, nicht aus die äußere Einheit der Kirche kommt es an! Ich sage das zugleich aus eigener Ueberzeugung, aber ich bin weit entfernt, einen Stein aus beide Männer zu werfen. Sie waren gewissenhaft. Hat ihr Gewissen geirrt? Nein. Das Gewissen sordert ein pslichtmäßiges Handeln, und deni waren sie treu. Aber ihr Verstand entschied sich in einem Conslit der Pflichten anders, als mir das Rechte scheint, und ihr Verstand selbst war von dem mehr activen, dem mehr passiven Wesen des einen und des anderen unwillkürlich beeinflusst. Ismene gehorcht dem Staatsgesetz, während Antigone die Familienpietät höher stellt und den Bruder gegen Kreons Gebot bestattet. Das Gute zu wollen, das Rechte zu thun, ist die Forderung des Gewissens; aber es gibt Fälle, wo die Wahl schwer wird, welches der idealen Güter das berechnigte sei. Der Handelnde muß eines ergeissen, der ästhetisch Genießende kann sich beider ersreuen, er braucht nicht zwischen Goethes Tasso und Schillers Wallenstein zu wählen; aber wenn er einem von beiden den Preis verleihen müßte, so würde die eigene Individualität oder die Stimmung des "Augenblicks den Ausschlag geben.

Wenn aber der Mensch nicht gut und weise von Natur oder geschaffen sein kann, sondern es durch eigene Willenskrast werden muß, so wirkt neben seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit aus seinen Bildungsgang wie bei aller Cultur die Ueberlieferung, die Mitarbeit der Menschheit theils erziehend, theils nach Art der Ansteckung. Man gewöhnt sich an Manches und läßt es sich gefallen, das ansangs Unlust erregte, wenn man es sortwährend gewahrt und Andere ihre Lust daran haben; so in ethischer wie in ästhetischer Hinsicht. Nun kommt das Bedürniß des Wechsels hinzu; der Geist verlangt nach Neuem. Man greift aus Uebersättigung und Ueberreizung zum Gegenheil des Seitherigen; nach erschütternden Bewegungen im Staat verlangt der Bürger Ruhe, und wenn die eine Zeit lang gedauert hat, klatscht er dem Streben nach Veränderung Beisall. Die Damen ersetzen die ausbauschende Crinoline mit einem so engen Kleid, daß das Gehen gehemmt wird; nach der klassischen Formvollendung und dem Cultus ausklärender Vernunft ergötzen sich die Romantiker an mystischem Spnk und bunter Formenmischung im zuchtlosen Spiel der Einbildungskrast, Der Geist ist Totalität vieler Kräfte und ihr Ineinanderwirken läßt bald die eine, bald die andere oben auskommen und eine Zeit lang den Ton angeben. Hogarth sagt: „Die volle lange Perücke hat gleich der Mähne eines Löwen etwas Edles an sich, und gibt dem Gesicht nicht nur ein ehrwürdiges, sondern auch ein verständiges Ansehen;" und in der That bewegen sich die Locken in wohlgesälligen Formen, und wer mag sich den Zeus und Apollon oder den nach ihnen gebildeten Christuskops ohne sie vorstellen? Zur Zeit, wo die Männer Perücken trugen, liebten sie überhaupt das Ausgebauchte, Wellige, Prunkvolle; wir reden von Perückenstil und sinden bei unserem Tasten nach einem Stil ein eigenthümliches Behagen an der Art, wie im Rokoko Alles zusammenstimmt. Aber das Einsache, Natürliche, Selbstgewachsene gesällt uns Männern — mit den Damen und dem Chignon ist es etwas Anderes! — vor dem Gemachten, Frisirten, äußerlich Ausgetragenen, und wir glauben mit Recht; wir lachen des Puders und der Schönpslästerchen. Aber die Frauen urtheilen auch in sittlichen Dingen etwas anders; ihr Gewissen ist vom Gemüth, das männliche vom Verstand mehr beeinflusst; nach strengem Recht zu versahren, zu urtheilen, fällt ihnen schwer, und doch sagt uns die Einsicht, daß es die nothwendige Bedingung für ein gemeinsames sittliches Leben ist.

Wir sehen den Geschmack wechseln; das Publikum legt bald aus die Composition, bald aus das Colorit in der Malerei den Nachdruck, und wenn dem einen Beschauer vornehmlich die Zeichnung, dem andern die Farbe, dem dritten der Seelenausdruck eines Bildes den entscheidenden Eindruck macht, so sehen wir, wie derselbe Gegenstand nach Art der Beschauer zunächst von der einen oder der anderen Seite ausgesaßt wird. Theodor Fechner zieht hier sein Assoeiationspriniep heran: wir sehen in den Gegenstand alles das mit hinein, was in unseren Vorstellungen sich an ihn knüpft. Die Perücke, am Hos getragen, gesellte sich mit dem Begriff der Vornehmheit; derselbe ist dem Chinesen mit dem Klumpfuß der Damen, mit dem Bauch und den langen Fingernägeln der Mandarinen verknüpft, und so bildet der Chinese seine Götzen settleibig, und der Belvederische Apoll dünkt ihm dürstig, wie eine Gestalt aus niederem Kreise, wo man den Bauch nicht pflegen kann. Indeß werden wir verkrüppelte Damensüße, lange Mandarinnägeln und Göttersettbüche häßlich nennen, und mit Fug. Denn sie widerstreiten der Zweckmäßigkeit, Gesundheit, Leistungsfähigkeit der menschlichen Gestalt; wir werden den Geschmack an unsittlichen Darstellungen schlecht nennen, denn es ist nicht gut, daß sie gefallen, das Gute wird vielmehr durch sie geschädigt, die Würde des Menschen gefährdet. Darum sordert das Gewissen, daß Ieder seinen Geschmack aus das Gesunde, Vernünftige, Edle richte und sein Wohlgefallen mit dem in Einklang setze, was das Wohl der Menschheit bedingt; und so sormulirt denn auch Fechner das Priniep in dem selbstverständlichen, darum scheinbar trivialen Satz: „Der beste Geschmack ist der, bei dem im Ganzen das Beste für die Menschheit herauskommt. Das Bessere für die Menschheit aber ist, was mehr im Sinne ihres zeitlichen und voraussetzlich ewigen Wohles ist."

Im Handeln wie in der Kunst, für das Gewissen wie für den Geschmack ist der Idealrealismus das Rechte; wir verlangen das ideale Ziel des Vernünftigen, die reine Gesinnung für das Gute und zugleich in der Wahl der Mittel und für die Verwirklichung überhaupt die Rücksicht aus die gegebenen Verhältnisse, aus das Material, das gestaltet werden soll im Leben; wir verlangen die Erhöhung des Wirklichen zu dem, was es sein soll, die Verschmelzung des Typischen und Individuellen, das charakteristisch Schöne in der Kunst. Aber wir gestatten dem doppelten Ausgangspunkt von der Idee und von der Weltwirklichkeit, wir gestatten dem idealistischen und realistischen Stil sein Recht in der Feder-, Meisel- und Pinselührung wie im privaten und im geschichtlichen Handeln. Wenn der Realist das eigene Wohl und die Wohlsahrt des Volkes sucht, das er beglücken will, wo der Idealist es zu veredeln trachtet, indem er selbst die Ausopserung materieller Güter für die Freiheit und Ehre sordert, — sobald beide nicht aus halbem Wege stehen bleiben, werden sie einander die Hand reichen, indem das sreihits- und würdelose Volk auch das übervortheilte und zinspflichtige wäre, und aus dem sittlichen Adel auch der Muth, die Tüchtigkeit und damit die politische Macht solgt.

Das Gewissen geht aus den Inhalt, der Geschmack aus die Form unseres Lebens; jenes sagt uns, was wir thun und sein sollen, dieser, wie wir uns Anderen darstellen.. Aber Geberden ohne Seele, Form ohne Gehalt sind niemals schön, sondern hohl und leer, sie mißsallen, und in der Form empfangt der Inhalt selbst seine Bestimmtheit. Die Uebereinstimmung des Innern und Aeußern, das harmonisch Vollkommene, das Schöne ist darum auch ein sittliches Gebot, und wie das ächte Kunstwerk den ganzen Menschen erhebt und beglückt, ohne daß es sinnlich selbstische Interessen berührt, so zeugt es für unsere ethische Natur. 2 Es tröstet uns in den Kämpfen und Gegensätzen, in der Bitterkeit des Lebens mit dem Wohlgefühl der Vollendung; wir erhalten die anschauliche Gewißheit, daß sie kein bloßer Traum, keine bloße Sehnsucht, sondern das erreichbare Ziel des Wirklichen ist, und von diesem einen Lichtpunkt aus erhellt sich uns das Dunkel und die Verwirrung; wir sehen, wie die Unterschiede nothwendig sind, damit das Eine als Energie der Liebe ossenbar werde; unser Glaube an die Realität des Ideals erhält im Schönen eine sinnliche Gewißheit, und indem es unser Gefühl für das Seinsollende besriedigt, ist es nicht bloß eine angenehme Zuthat zum Nützlichen, Zweckmäßigen, Rechten, sondern ein eigenthümliches Gut, das in der Beseligung, die es uns gewährt, uns die eigene ideale Bestimmung verbürgt; das Wahre, Gute, Schöne beglückt, weil es unser Wesen erfüllt, vervollkommnet. Und wenn das Wahre, das Gute den Eindruck des Schönen machen, indem sie aus individuelle Weise zur Vollerscheinung, zur ausdrucksvollen Gestalt kommen, so wird uns der Geschmack selber zur Gewissenssache, die Bildung für das Schöne zur Lebensausgabe.

In ähnlicher Weise betont Ulriei in seinem Werke „Gott und Natur" das Ineinanderwirken des Wahren, Guten, Schönen. Das oberste Gesetz in der Welt, im Reich der Natur wie in der sittlichen Sphäre, ist das Gesetz der Erhaltung und Förderung des Ganzen durch das Einzelne, des Einzelnen durch das Ganze. Dies ethische Gesetz führt im ästhetischen Gebiet aus die Unterordnung jeder einzelnen Form unter die sormelle Fassung des Ganzen, aus die Gestaltung jedes Einzelgebildes gemäß dem Gestaltungspriniep und Stil des Ganzen, und dies ist das oberste Kunstgesetz. „Iener ideale Einheitspunkt, aus den alle Harmonie sich stützt und um so deutlicher hinweist, je anschaulicher sie hervortritt, ist das wahre Wesen der Dinge, das im Einzelnen als Grund und Zweck seiner individuellen Bildung und Beschaffenheit, in der Gesamtheit als Grund und Zweck des Ganzen sich kundgibt. Die Wahrheit der Darstellung ist daher eine unerläßliche Bedingung ihrer künstlerischen Schönheit. Der höchste Zweck alles Werdens und Wirkens kann nur die höchstmögliche Vollkommenheit des Einzelnen im Ganzen und des Ganzen im Einzelnen sein, die Verwirklichung der Ideen des Wahren, Guten und Schönen. Stünde das Schöne als die Vollkommenheit der Form nicht in dieser Beziehung zum höchsten Zweck und damit zu unserer eigenen Bestimmung, zu dem, was für uns das höchste Wohl, weil das höchste Gut, die höchste Pslicht, weil das höchste Gesetz ist, so hätte die Schönheit keinen Werth für uns, so könnte ihr kein Sinn, keine Strebung, kein Gefühl des Sollens in unserer Seele entgegenkommen, so würde sie statt Verlangen und Wohlgefallen zu erwecken, uns völlig gleichgültig lassen." In meiner Aesthetik hab' ich hinzugesügt: Nun läßt uns aber das Schöne nicht gleichgültig, sondern es reißt uns hin, es entzückt und beglückt uns. Und wir bedürsen des Schönen. Denn wir leben nicht vom Brod allein und bedürsen nicht blos Schutz gegen Wind und Wetter; wir brauchen auch ein Labsal und eine Erquickung im Kamps um's Dasein, einen Balsam für die Wunden des Gemüths. Da tritt das Schöne ein und macht uns die Harmonie unmittelbar gewiß, und stillt die Sehnsucht der Seele nach einer seligen Lebensvollendung. Gar sinnig bemerkt Iean Paul in Bezug aus Herder und Schiller: Sie sollten Wundärzte werden; aber das Schicksal sprach: Es gibt tiesere Schäden und Leiden als die des Leibes; heilt solche! Und beide schrieben.

So sehen wir, wie sowol das ästhetische wie das sittliche Gefühl subjeetiv sind und individuelle Berechtigung haben, aber wie es zugleich Normen für Geschmack und Gewissen gibt, wie sie bildbar sind und gebildet werden sollen und wie wir nach der Idee des Vollkommenen, zu der wir uns erheben, das, was ihr widerspricht, geschmacklos oder gewissenlos nennen. Wer etwas schön oder gut nennt — das hat bereits Kant gesagt — der rechnet nicht etwa darm aus Anderer Einstimmung in sein Urheil des Wohlgefallens, weil er es mehrmals mit dem seinigen einstimmig gesunden hat, sondern sordert es von ihnen. Das ist, sagt wiederum bereits Kant, nur dann möglich und erklärbar, wenn wir einen Gemeinsinn der Menschheit voraussetzen, und so vermuthet der vorsichtige Denker: es liege in uns Allen ties verborgen ein gemeinsamer Grund der Einhelligkeit in Beurheilung der Formen, unter denen uns Gegenstände gegeben werden. „Das Geschmacksurheil ist gültig für Iedermann, weil der Bestimmungsgrund desselben vielleicht im Begriss von demjenigen liegt, was als das übersinnliche Substrat der Menschheit angesehen werden kann." Ohne Zweifel sindet das Gleiche beim Gewissensurheil statt.

Aber was ist dieser Gemeinsinn, dies übersinnliche Substrat der Menschheit? Dies zu verstehen und die Hypothese Kants als eine wissenschaftlich berechnigte Vernunftidee darzuthun, verwies ich aus die Thatsache, daß der leibliche wie der geistige Organismus nicht sertig, sondern als Keim in das Leben tritt, weil sein Wesen Selbstbildung ist. Die organische Entwicklung hat begrissnothwendig ihre Bildungsnorinen und ihr Ziel; und wenn wir zum Selbstgefühl und Selbstbewußtsein kommen, ersassen wir uns, wie wir im Entwicklungsproeeß begrissen sind, und empfinden und erkennen damit auch Gesetz und Ziel desselben, wir sühlen das Sollen der Selbstvervollkommnung, bilden die Idee des Vollkommenen. Und wir können es, weil wir im absoluten, im in sich vollendeten Unendlichen erstehen und bestehen, weil das eine ewige Wesen unser Lebensgrund ist und wir uns gar nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen können, ohne uns die Idee von jenem zugleich zu bilden. Darum wies ich daraus hin, daß uns die Welt im Zusammenklang des Inneren und Aeußeren, in der Wechselwirkung der Kräfte und der Uebereinstimmung ihrer Gesetze nur verständlich, begreiflich wird, wenn wir nicht eine zusällige Vielheit, sondern die Einheit als das Ursprüngliche, das Mannigsaltige als ihre Entsaltung, als ihre Selbstbestimmung annehmen. Die Einheit ist und bleibt das Alldurchwaltende, allem Einwohnende; das ist die große Wahrheit, welche die Brahmnen und die persisch muhammedanischen wie die christlich deutschen Mystiker, Dschelaleddin Rnmi wie Meister Eckart, der Grieche Parmenides wie der Jude Spinoza gesunden, die ein Herder und Goethe, ein Fichte, Schelling und Hegel im Dichten und Denken ausgeprägt; sie lag auch bei Kant im Hintergrund des zergliedernden Verstandes, in der Tiese des Gemüths. Sie begründet den Gemeinsinn, sie ist das übersinnliche Substrat der Menschheit, das Band der Naturdinge wie der Geisterwelt, der selbstlosen wie der selbstseienden Kräfte. Sie kann uns zum Bewußtsein kommen, weil sie das in uns Wesende, Alldurchwirkende ist.

I. G. Fichte in den Briesen über Geist und Buchstab in der Philosophie schreibt in diesem Sinne: „Nirgends als in der Tiese seiner eigenen Brust kann der geistvolle Künstler ausgesunden haben, was meinen und Aller Augen verborgen in der Tiese der meinigen liegt. Er rechnet aus die Uebereinstimmung Anderer mit ihm und rechnet richtig. Wir sehen, daß unter seinem Einlusse die Menge, wenn sie nur ein wenig gebildet ist, wirklich in Eine Seele zusammenfließt, daß alle individuellen Unterschiede der Sinnesart verschwinden, daß die gleiche Furcht oder das gleiche Mitleid oder das gleiche geistige Vergnügen Aller Herzen hebt und bewegt. Er muß demnach, in wie weit er Künstler ist, dasjenige, was allen gebildeten Seelen gemein ist, in sich haben, und anstatt des individuellen Sinnes, der uns Andere trennt und unterscheidet, muß in der Stunde der Begeisterung gleichsam der Universalsinn der ganzen Menschheit nnd nur dieser in ihm wohnen." Gegen dies Nur, gegen das „anstatt des individuellen Sinnes" lehnte Schiller in einem lebhaften Streitbrieswechsel mit Fichte sich aus. „Nicht blos meine Gedanken will ich dem Andern deutlich machen, sondern zugleich meine ganze Seele ihm übergeben. Schriften, in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, werden nie entbehrllich und enthalten ein nvertilgliches Lebenspriniep in sich, eben weil jedes Individuum einzig, mithin unersetzlich und nie erschöpft ist." Es war kein Gegensatz, aber die nothwendige Ergänzung eines Gedankens durch den andern. So sagte denn Schiller in der Reension Bürgers: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität" und sügt sosort hinzu: „Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität zur reinsten herrlichsten Menschheit hinauszuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen dars, die Vortrefflichen zu rühren."

Wir können nur etwas erkennen und uns unter einander verständigen, weil dieselben logischen Normen in uns Allen herrschen und zugleich die Weltgesetze sind; und doch trägt Ieder sein eigenes Weltbild in sich. So walten auch die gesällenden Formverhältnisse krast der allgestaltenden Urphantasie in allen Gemüthern, und wo sie rein und klar hervortreten, huldigt ihnen die allgemeine Zustimmung; und doch muß hier das ganz persönliche Gefühl eines Ieden entscheiden, Ieder das Schöne im eigenen Sinn erleben. Das macht den großen Mann der That, daß der Drang seines individuellen Wollens das ersaßt, was die Ausgabe der Geschichte, das Verlangen des Volksgeistes ist; das macht den Helden der Sittlichkeit, daß sein persönliches Gewissen ihn das eigene Wohl im Gemeinwohl sinden läßt; das macht der schöne Geist, daß sein eigenthümlicher Geschmack das gesunde Lebensgefühl der Menschheit, das zugleich Vernunft- und Naturgemäße rein ausdrückt. Alles Schöne im höchsten Sinn ist individuell und typisch zugleich; so auch der Geschmack, der es aussaßt, ganz persönlich und allgemein gültig.

content-0160.png

n dem altherwürdigen Toulouse werden seit etwa süns Jahrhunderten alljährlich im Monat Mai die sogenannten „^leux üorllux" geseiert, — lyrische Wettstreite, bei denen die Sieger als Preise Blumen aus Edelmetallen: Tausendschönchen, Veilchen, Ringelblumen :e. aus Gold oder Silber erhalten.

content-0163.jpg

*) Für die solgende Studie ist die Ausgabe der Vietor Hugo'schen Dichtungen von Alphonse Lemerre, Paris, Passage Choisenl, hauptsächlich benutzt worden, die in dem handlichen kleinen Sedez-Format mit Elzevier'schen Lettern erschienen ist und durch die geschmackvolle Ausstattung und Correetheit vor allen anderen Ausgaben den unbedingten Vorzug hat; sür die späteren Werke des Dichters die Ausgabe in Groß-Oetav von Calman Levy (srüher Michel Levy Irtzre«), ebensalls eine vortreffliche typographische Leistung, nur sür den deutschen Geschmack im Format zu groß und verschwenderisch im Druck.

Die Vietor Hugo'schen Werke bilden naturgemäß die Hauptquelle dieser Arbeit, Ueber Vietor Hugo ist wol mehr als über irgend einen anderen zeitgenössischen Schriststeller geschrieben worden. Für die Biographie des Dichters ist als Hauptwerk zu nennen: Vietor Hu^o rrlout« p«r uu ternoü cle ««, vie. Brüssel und Leipzig 18«3. Das Werk reicht nur bis zum Jahre 1841. Es ist von der Frau des Dichters verfaßt; viel Anekdotenkleinkram, keine eigentliche Lebensschilderung, keine Charakteristik. Literarische Würdigungen haben nahezu alle Kritiker und Literarhistoriker, die sich mit der sranzösischen Literatur besassen, verfaßt; aber keiner der bedeutenden sranzösischen Kritiker hat meines Wissens einen abgerundeten Essay, der den Anspruch aus einige Vollständigkeit erhöbe, geschrieben. Die Charakteristik von

Im Jahre 1819 gerieth die „Akademie der Floralien", welche die Preise zu bestimmen hat, in eine gewisse Ausregung, als sie demselben Bewerber zwei Preise: das goldene Tausendschönchen und die goldene Lilie zuertheilen mußte und ersuhr, daß dieser Glückliche ein blutjunger Mensch von 17 Jahren war. Einer der Preisrichter schrieb an den Gekrönten: „Keiner will hier an Ihre siebzehn Jahre glauben." Derselbe junge Mensch hatte sich schon zwei Jahre vorher an der Bewerbung um den von der sranzösischen Akademie ausgesetzten, Preis sür das beste Gedicht über „den Nutzen der Studien" betheiligt und war, wie in dem akademischen Berichte angedeutet worden war, nur deshalb nicht mit der höchsten Auszeichnung beehrt worden, weil man einen sünszehnjährigen Knaben nicht übermüthig machen wollte. Die Akademie hatte ihn jedoch durch eine „ehrenhaste Erwähnung" ausgezeichnet. Im Jahre 1820 erhielt derselbe junge Dichter bei den Spielen in Toulouse abermals einen Preis und wurde zum „Magister der Floralien" ernannt. Dieser ersolgreiche Streiter in den dichterischen Wettkämvsen war Vietor Hugo.

Vietor Hugo hat dasür gesorgt, daß man das Jahr seiner Geburt nicht vergesse: eines seiner bekanntesten Gedichte, die poetische Einleitung zu den „Herbstblättern", hebt mit dem Pompe, den Vietor Hugo so sehr liebt, also an: „Oe 8iöole avn,it äeux nnt-!" „Dieses Jahrhundert zählte zwei Jahre, Rom trat au die Stelle von Sparta, und schon ließ sich in Buonaparte der künstige Napoleon erkennen, da wurde in BesanoM aus bretagnischem und lothringischem Blute ein schwächliches Kind geboren, das allem Anschein nach nicht den Tag seiner Geburt überleben sollte. — Das bin ich!" „O'ekt moi!" sagt Vietor Hugo gerade so großartig wie Ludwig XIV.

Vietors Vater war Soldat, seine Mutter, Sophie Trebuchet, die Tochter eines Rheders in Nantes. Der Knabe hatte eine äußerst bewegte

content-0164.png

Kindheit. Die ersten Lebensjahre verbrachte er aus Elba, wohin sein Vater geschickt worden war; dann kehrte das Kind mit den Eltern nach Paris zurück, solgte ihnen daraus nach Italien, wo Oberst Hugo zum Gouverneur der Provinz Avellino (Königreich Neapel) ernannt war und die Räuberbanden des Fra Diavolo in den Abruzzen auseinandersprengte. 1809 kehrte der Vater, der inzwischen zum General ausgestiegen war, mit seiner Familie wieder nach Paris zurück, nahm diese 1811 mit nach Spanien und endlich 1812, als Vietor also 10 Jahre zählte, sand das Kind mit den Eltern eine dauernde Stätte in Paris. Sein Vater hatte ihn zum Militärstande bestimmt, und Vietor machte aus dem Gymnasium die zum Eintritt in die polytechnische Schule ersorderlichen vorbereitenden Studien. Aus Vietors dringende Bitten ließ sich jedoch General Hugo, aus den der Ersolg Vietors bei der akademischen Preisbewerbung gewiß einigen Eindruck gemacht hatte, dazu bestimmen, den hoffnungsvollen Sohn nicht aus die Militärschule zu senden, und vom Jahre 1818 an durste sich Vietor ganz seinen literarischen Neigungen hingeben. Schon im solgenden Jahre wurde er, wie bereits erwähnt, durch die Preise in Toulouse ausgezeichnet und sein erster Band Gedichte, „Oden", der im Jahre 1821 erschien, stellte das merkwürdige Talent des Dichters außer allen Zweisel. Im Jahre 1826 erschien dann ein neuer Band, „Oden und Balladen", in welchem sich die ungewöhnliche Physiognomie des hochbegabten Dichters mit merklicher Schärse abzeichnete.

Man kann sogar behaupten, daß schon in diesen ersten lyrischen Gedichten alle charakteristischen Eigentümlichkeiten Vietor Hugos enthalten sind; in den späteren hat er dieselben nur nach der guten und auch nach der schlechten Seite hin weiter ausgebildet und entwickelt. In den politischen und religiösen Aussassungen Vietor Hugo's sind starke Wandlungen bemerkbar. Er hat sich vom bigotten Katholiken allmählich zum Freigeist, und vom starren Royalisten zum extremen Republikaner herausgearbeitet; in der Poesie aber hat er einen wirklichen Fortschritt nur beim Beginn seiner Lausbahn gemacht. Den Höhepunkt seiner Lyrik bezeichnen die „leuiüe8 ä'auwmue"; seine ersten bedeutenden Dramen „Marion Delorme" und „Hernani" sind von ihm selbst nicht übertroffen worden, eben so wenig wie einer seiner ersten Romane, „Aotre.Vaüue ele I^ri8".

Man kann bei Vietor Hugo weniger als bei anderen Dichtern von einer regelrechten Entwicklung, von einem Aussteigen bis zur Höhe und von einem Niedergange reden. Vietor Hugos Wirksamkeit in der Lyrik, im Epos und im Drama zeigt weder die Unsicherheit und die Unbeholsenheit der Iugend, noch das Wachsthum bis zur Reise des Mannesalters, noch die Abnahme der Krast und das Siechthum des Greisenalters. Diese dichterische Wirksamkeit ist vielmehr schon in der Iugend gleich nach den ersten Versuchen, die nicht von besonderem Belang sind, eine sertige und abgeschlossene. Das zweite oder dritte Werk, das Vietor Hngo in

«Nold und Lud. II, 4, L

der Lyrik, im Roman und im Drama veröffentlicht, ist immer schon das bedeutendste. Es ist die Gedichtsammlung „Herbstblätter", der Roman „^otl.e.Dame 6e ?«ri8" und das Drama „Hernani". Alle diese Werke sind entstanden in der kurzen Zeit von 1829 bis 1831. Innerhalb dieser drei reichsten Jahre sagt er Alles, was er zu sagen hat, und so gut, wie er es sagen kann. Was er später hinzusügt, ist ost nicht schlechter, häusig eben so gut, aber sast nie oder doch nur in sehr seltenen Fällen besser. Er geht keiner seiner guten Eigenschasten verlustig, aber er legt auch keine seiner schlechten Eigenschasten ab. Man kann bei ihm niemals eine Läuterung eonstatiren, sondern immer nur eine Verstärkung. Und da von dieser Verstärkung die Grillen und Launen, die Absonderlichkeiten und Unarten des Dichters vor Allem begünstigt werden, so kommt es dem Ganzen nicht einmal zu Gute, wenn in späteren Werken die Schönheiten einmal noch voller und ungetrübter als in den srüheren zum Ausdruck gelangen.

Aus dieser Stetigkeit ergibt sich naturgemäß, daß die Besprechung eines dichterischen Werkes von Vietor Hugo der Besprechung eines anderen von demselben Dichter meist zum Verwechseln ähnlich sieht, welchen Stoff er auch wählt und in welcher Form er ihn auch behandelt.

Vietor Hugo ist von einer großartigen Einseitigkeit. Er hat immer seine eigenste Weise, und ob er unn Geringsügiges oder Hochbedeutendes zu seinem dichterischen Vorwurse wählt, er bringt es jedesmal sertig, dieselben glänzenden Vorzüge zu bewähren und in dieselben ngeheuren Fehler zu versallen. Ia, nicht einmal die Verschiedenheit der dichterischen Gattungen vermag ihn zu einer Verschiedenheit der Aussassung und des Ausdrucks zu bewegen. Das, was man über den Lyriker sagen kann, hat auch sür den Epiker, hat auch sür den Dramatiker seine Geltung. Vietor Hugo ist immer derselbe. Es kommt noch dazu, daß er selbst die verschiedenen Gattungen beständig vermengt. In seinen lyrischen Gedichten ist er häusig episch, in seinen Romanen dramatisch, in seinen Dramen lyrisch.

Daraus solgt also, daß die natürliche Dreitheilung, welche bei der Würdigung der Wirksamkeit eines Dichters gewöhnlich logisch zur Anwendung kommen muß: Aussteigen, Höhepunkt, Niedergang, wenn man die dichterische Individualität als Basis nimmt, oder wenn man von der Grundlage der Dichtungsgattung ausgeht: die lyrische, die epische und die dramatische Dichtung, ^ hier versagt. Bei Vietor Hugo hat man, um zu einer Gliederung zu gelangen, sich an rein Aeußerliches zu halten; und da bietet sich die Verbannung, die das Leben Vietor Hugos durchschneidet, als tragischer Scheidepunkt von selbst dar. Wir wollen daher zunächst seine Wirksamkeit bis zur Verbannung aus Frankreich einer eingehenderen Prüsung unterwersen.

I.

Die „Oden und Balladen", die vollständig im Jahre 1827 erschienen, sind namentlich in ihrem ersten Theile ganz und gar im royalistischen und strenggläubigen katholischen Sinne geschrieben. Hugo selbst erklärte damals noch, daß der Weltgeschichte nur dann etwas Poetisches abzugewinnen sei, wenn man sie von der Höhe der monarchischen Ideen und der religiösen Gläubigkeit aus in's Auge sasse. Ein glühender Haß gegen alles Revolutionäre geht durch die Gesänge. Von diesen politischen Dichtungen, deren Tendenz Vietor Hngo später selbst verleugnet hat, wollen wir hier nicht weiter reden. Desto interessanter ist das Studinn der anderen nicht-tendenziösen Gedichte, weil sich in diesen schon das nahezu sertige Wesen des Dichters mit einer erstaunlichen Deutlichkeit offenbart. Chateaubriand gab dem jugendlichen Dichter der „Oden und Balladen" den Ehrentitel eines „enllnt «udlime", und diesen verdient er noch heute. Auch heute trifft er zuweileu noch das „8udlime" und ist das „entant," geblieben.

In den „Oden und Balladen" bekundet sich schon die merkwürdige Vorliebe des Dichters sür das Ungewöhnliche in jedem Sinne.

Er liebt das Unheimliche, das Schauerliche, das Grausige. Er scheint eine Art wohlüstigen Behagens zu empfinden, wenn ihn eine Gänsehaut überläust. Er macht sich und Andere gern gruseln. Der „Hexen-Sabbath" ist naturgemäß eines seiner ersten Gedichte. Er verräth hier schon seine Vorliebe sür das Garstige, Ungestalte, Verbildete, Ungeheuerliche. Ein anderer Dichter wählt, wenn er ein Thier besingen will, das edle Roß, den kühnen Adler, Vietor Hugo die Kröte, die Fledermaus, und unter diesen ersten Gedichten heißt eines „le ouanve.«ouriz". Mit Wohlbehagen zieht er die Häßlichkeit an's Tageslicht und begehrt immer zu schauen, was die Götter gnädig mit Nacht und Grauen bedecken.

Es zeigt sich in dieser Gedichtsammlung auch schon mit aller Schärse eine der eigenthümlichsten Eigenschasten Vietor Hugos: die Uebertreibung aller Verhältnisse znm Riesigen.

Vietor Hugo zeichnet immer über Lebensgröße. Die Wörter immens, oolo8inl, Zi^aute«liue, Enorme :e. kehren sast aus jeder Seite der Vietor Hugo'schen Werke wieder. Auch in diesen ersten Balladen tritt schon der Riese „le 6eaut" aus, und ein gehöriger Riese, wenn ich bitten dars. Dieser Riese erzählt uns — der Dichter sührt ihn nämlich sprechend ein — wie er als kleiner Iunge sich aus die Hügel gesetzt, die Füße in's Thal gestemmt und mit seinem Athem in der Ferne die Pappeln gebeugt habe. Wenn er ausgestauden sei, habe er mit seinem Kopse die Wolken im Fluge ausgehalten, dann habe er zu seinem Vergnügen die Blitze ausgeblasen, ab und zu einen Walsisch gejagt oder einen Bären erdrückt; aber mit diesen Kinderspielen sei es nun vorbei, es mache ihm keinen Spaß mehr. Ietzt, da er zum Manne herangewachsen, wolle er ernsthastere Dinge, um sich die Zeit zu vertreiben: Krieg, Thränen, Iammer. Er gehe immer nackt und trage nur den leichten Helm, den zehn Stiere, ohne sich besonders anzustrengen, wegschleppen könnten. — Das ist doch gewiß ein richtiger Riese! Nun, trotz der außerordentlichen Verhältnisse, die Vietor Hugo seinem Geschöpfe gegeben hat, macht dieser übergroße Mann doch aus mich mehr den Eindruck des Lächerlichen als des Fürchterlichen; und der viel bescheidene Riese unseres guten Claudins, „ein gar gefährlich Mann, er hatte Tressen aus dem Hut und einen Klunker dran", wirkt aus mich wegen seiner Naivetät viel großartiger als der sranzösische großmäulige Kerl, der uns da ungläubliche Geschichten ausschneiden will, dem wir aber gar nichts glauben. — In seinen späteren Jahren hat Vietor Hugo sogar diesen Riesen noch zu überbieten gesucht; wir werden die Ungestalt, die daraus entsteht, in der „Irenae äe8 8iüole8" als Satyr kennen lernen.

Einige einsache lyrische Gedichte, die sast alle im sünstun Buche der „Oden" stehen, gehören unstreitig in der Empsindung zu dem Besten, was Vietor Hugo überhaupt geschrieben hat. Aus diese bezieht sich wol da? Compliment, das Salvandy dem Dichter machte, als er ihn später als Mitglied der Akademie zu bewillkommen hatte, indem er die „Oden und Balladen" als eine Sammlung lyrischer Gedichte bezeichnete, „die nie «übertrossen worden sind, nicht einmal von Ihnen!"

In somaler Hinsicht stehen aber diese ersten Dichtungen noch keineswegs aus der Höhe der späteren. Es läßt sich allerdings auch hier schon ein ungewöhnliches Sprachtalent erkennen, aber der Sprachvirtuose, der Verskünstler zeigt sich erst in den solgenden Sammlungen, und die Prüsung der somalen Eigenschasten Vietor Hugos möge bis dahin gestundet bleiben. Hier in seinen ersten Gedichten ringt er bisweilen noch mit der Form, der Ausdruck stellt sich nicht gehorsam dar, wie die Empfindung es verlangt, und aus dem Wege, den der Gedanke von der inneren Regung bis zum wahrnehmbaren Ausdrucke machen muß, hat er das sonderbare Geschick zu bestehen, haß er im hörbaren Worte viel stärker wird, als die Empsindung es verlangt hat.

Vietor Hugo ist niemals einsach, und wenn man von seinen einsachen Gedichten spricht, so ist dies immer nur relativ zu verstehen. Sein Ausdruck ist nicht ein unmittelbarer, sondern immer ein mittelbarer, und das Mittel, das er stets anwendet, ist das der Verstärkung. Iede Kleinigkeit wird bei ihm ausgebauscht, und wenn der Gedanke und die Empsindung eine Mücke waren, der Ausdruck ist sicher ein Elephant.

Man durste beim Erscheinen der ersten Dichtungen glauben, daß dies nur eine kindliche Unart sei, ein Uebernehmen, eine Uebertreibung der leidenschastlichen Iugendlichkeit. Man durste das um so mehr annehmen, als er selbst Klage sührte über die Unzulänglichkeit, das, was er empfinde, so auszudrücken, wie er es empunden habe. „Niemals ist mein Vers so vom Schrei der Freiheit erzittert, wie mein Herz es war, niemals hat der glückliche Rhythmus, der Fall des Verses sich meinen Gedanken so willsährig gezeigt, wie ich es erwartet hatte," schreibt er. Man durste also hoffen, daß er mit den Jahren, sobald er die Fertigkeit über das Material der Sprache gewonnen habe, diese unangenehme Eigenthümlichkeit, in den stärksten Ausdrücken herumzuschwelgen, ablegen würde. Diese Hoffnung aber hat sich nicht erfüllt.

Ie mehr sich Vietor Hugo in der Sprache vervollkommnet — und er bringt es in dieser Beziehung mit der Zeit zu einem Virtuosenthum, das wol von keinem Dichter jemals übertrossen worden ist — desto mehr gesällt er sich in der Ueberbietung und überslüssigen Verstärkung des Ausdrucks. Ia, die sprachliche Ueberreizung scheint ihm zur höchsten Lust zu werden, und von dem jugendlichen Bedauern, daß die Empsindung durch den Ausdruck benachtheiligt werde, ist nichts mehr wahrzunehmen. Die Sehnsucht nach dem Empsinden schwindet immer mehr und mehr vor der ungläublichen Fertigkeit, alles Mögliche in hunderterlei verschiedenen Weisen, von denen die eine immer stärker ist als die andere, sagen zu können.

Schon in der zweiten Gedichtsammlung, den „Liedern aus dem Orient" (I^e8 Orientale) 1829, erreicht die Sprachkunst des Dichters einen selten hohen Grad; aber leider aus Kosten des Gesühls und der Empsindung. Vietor Hugo vermag in diesem Bande nicht nur das, was er uns zu sagen hat, in die bestechendste und künstlichste Form zu kleiden, sondern er sindet sogar auch da schon eine Kunststorn, wo der Gehalt ein ganz

unbedeutender, ost nichtiger ist. Viele dieser Gedichte wirken allerdings wie die prächtigsten orientalischen Kostüme; das schillert in allen Farben, das blitzt, das glitzert, da sind die herrlichsten Arabesken in Gold und Silber eingewebt, da sind sunkelnde Stickereien und kostbare Steine angebracht; aber ach, dieses wundervolle Gewand hängt nur aus einer Gliederpuppe. Der Kops ist eine unbewegliche Maske, aus dem kein menschlicher Laut zu uns dringt und unter all dem Glanz und Schimmer schlägt kein menschliches Herz. Polster und Sackleinwand, kein Fleisch und Blut! Der Verkünstler zwingt uns zur Bewunderung, aber der Dichter — wo ist er?

Den größten Fortschritt in der Vietor Hugo'schen Lyrik oder richtiger gesagt, den einzigen weist die dritte Gedichtsammlung aus: „l’æ8 leuille« ä'automutz". Hier sucht Vietor Hugo die dichterische Empsindung, die er sür seine Lieder aus dem Orient verabschiedet hatte, wieder in ihre Rechte einzusetzen. Vietor Hugo hat nun die volle Herrschaft über die Sprache erlangt, und der Vorwurs, den er sich hier gewählt hat, stützt sich vornehmlich aus die Empsindung und nimmt beständig aus diese Bezug. Es gilt der Verherrlichung der Familie, und da Vietor Hugo unablässig das Bedürsniß sühlt, die Kreise weiter und weiter zu ziehen, so ist es ganz erklärlich, daß er aus dem Familienkreise herausgreist und sich den allgemeinen Ausgaben der Menschheit zuwendet. Anders thut er's ja nicht. Spricht er das Wort „Familie" aus, so wird er in seiner Ideenverbindung unwillkürlich schon zu dem Begriff der „nuilmuit,^ weiter gedrängt.

Wenn irgend ein Stoff, so war dieser dazu angethan, uns alle Schätze, die Vietor Hugo in seinem Innern birgt, zu enthüllen. Nimmt man das Buch mit diesen Ansprüchen zur Hand, so wird dem deutschen Leser eine gewisse Enttäuschung uicht versagt bleiben. Die großen Vorzüge einiger dieser Dichtungen, die zum Theil herrlich sind, sollen keineswegs geschmälert, geschweige denn verkannt werden. Ueberall spricht zu uns ein edler Geist, der das Gute will, der das Gemeine haßt. Namentlich geht durch dieses Buch, wie durch viele andere Hugo'sche Dichtungen, ein rührender Zug des wärmsten, innigsten Mitgesühls mit unverschuldeten Leiden. Aber die rechte Innerlichkeit, die Wahrheit und Ausrichtigkeit des Gesühls bricht nur selten durch. Es will mir scheinen, als ob der Sprachvirtuose den Gesühlsmenschen empfindlich geschädigt.habe; als ob bei Vietor Hugo die Empsindung selbst dieselben künstlichen Biegungen und Verstärkungen zu erleiden habe, wie der Ausdruck, den er ihnen gibt.

Ich meine: wie er es sich uicht genügen läßt mit einem einsachen knappen Ausdruck, weil dieser ächte und rechte Ausdruck ihm niemals genügend stark erscheint, und wie er daher das Bedürsniß sühlt, noch einen zweiten drauszusetzen, und aus diesen noch einen stärkeren dritten und vierten, — gerade so ergeht es ihm auch mit der Empsindung, die ihn in ihrer natürlichen Schlichtheit zu bescheiden, zu schwächlich düukt. Und so regt er sich denn aus, reizt sich bis zur Ueberreizung und bringt aus diese Weise ein künstlich verstärktes Gesühl in richtigen Einklang mit dem künstlich verstärkten Ausdruck.

Der Mund geht ihm nicht über, weil das Herz voll ist, sondern er ersüllt sein Herz, weil er den Mund zu voll genommen hatte.

Die weniger sorggewandten kleinen Lieder aus den jugendlichen Oden erscheinen mir ächter und poetischer, als die sormvollendeten Dichtungen des reisen Mannes, der über das Dahinschwinden der Iugend klagt nud über das Dahinschwinden der Liebe, und der sich einreden will, daß er in der Ruhe am häuslichen Herde, in der Freude der Vaterschast beglückt sei. Was er über die Kinder sagt, ist rührend, ist reizend; aber um es so zu sagen, braucht man nicht Vater zu sein, ein poetischer Lungeselle könnte es gerade so gut. Mich ersaßt die harmlose Klage Heines um die „verschwendene, süße, blöde Iugendeselei" mehr als die pathetische Klage Vietor Hugos, daß sie dahin sind, „le« trai8 euelantement« äe

Die „Herbstblätter" zeigen eine erhebliche Veränderung, die sich inzwischen im Geiste des Dichters vollzogen hat. Er hat mit den Iahren die bequeme Rechtgläubigkeit eingebüßt, er ist älter geworden, er will begreisen, und der Glaube hat sich .verslüchtigt. Er hat das Vertrauen zu dem lieben Gott seiner Iugend verloren, er hat aber nichts gesunden, was er an dessen Stelle setzen könne. Er sucht nach etwas Positivem, und sein Bedürsniß, zu verehren, klammert sich an die Häuslichkeit, an die Familie, an die Vaterschast. Aber alles das will ihm nicht genügen. Er sühlt sich von Zweiseln besangen. Und nun macht er die Wahrnehmung, wie gerade dieses Zweiseln ihm eine wirkliche Genugthunnung gewährt, denn das Unklare, Verworrene reizt ihn immer. Er gesällt sich daher darin, die unlösbarsten Probleme auszustellen, er sragt nach dem Ansang und Ende oller Dinge, nach dem Zweck der Weltordnung und dergleichen; er sragt immerzu und immerzu. Dieses ewige Auswersen von unmöglichen Fragen wird von seinen blinden Verehrern vor Allem als Tiessinnigkeit gepriesen. Es ist aber in der That nichts anderes als die Tiessinnigkeit eines Kindes, das uns auch durch die seltsamsten Fragen in Erstaunen versetzen kann. Vietor Hugo ergründet eben so wenig wie das Kind, und das Ergründen scheint mir doch. ein nicht unwesentliches Requisit der Tiessinnigkeit zu sein.

Dieses Grübeln tritt in den solgenden drei Gedichtsammlungen: „Dämmerungsgesänge" sle8 onant8 än (.r’u8oule, 1885), „Innere Stimmen" (le8 Voix inkrieure«, 1837), „Strahlen und Schatten" sie« Ita)c>n8 <t le8 Omdrek, 1840) noch deutlicher hervor.

Es ist immer ein mißliches Ding, einer Sammlung von Gedichten, und namentlich von lyrischen Gedichten, einen Titel zu geben, der mehr sagt als Allgemeines, besonders mißlich, wenn eine solche Sammlung den Umsang hat, wie ihn Vietor Hugo den seinigen zu geben pslegt. Es ist nicht wohl denkbar, daß ein Dichter aus natürliche Weise sich während eines längeren Zeitraums, sagen wir ein Iahr lang, beständig in derselben Stimmung erhalte und daß seine Dichtungen in dieser Zeit sämmtlich aus derselben Stinimung heraus treu und unversälscht hervorgehen können. Ebenso unwahrscheinlich ist die Annahme, daß der Dichter in diesem bestimmten Zeitraume die Stimmung völlig erschöpst habe, daß sie damit völlig abgethan sei, einer andern weiche und sich nie wieder einstelle. Kann man sich einen Dichter vorstellen, der in einem Iahre einige hundert Lieder über das Glück der Familie, über die Freude des Vaters schreibt und der, wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, sich nie wieder veranlaßt sühlen sollte, der Zärtlichkeit sür die Seinigen, dem Behagen an seinem Daheim einen Ausdruck zu geben, einsach deshalb nicht, weil er dies Geschäst schon ein Iahr lang mit Ausdauer betrieben hat? Das wäre mir ein schöner Dichter!

Die Titel, welche Vietor Hugo seinen ersten dichterischen Sammlungen gegeben hatte, sind daher auch weit glücklicher gewählt, als die späteren. Dem Begriff „Oden und Balladen" läßt sich, wenn man es mit der Classisiation nicht zu pedantisch nimmt, sast jedes dichterische Erzeugniß unterstellen', der Titel: „Lieder aus dem Orient" sOrientlüe«) legt dem Dichter auch in Betreff des Inhaltes keine besonderen Beschränkungen aus und ist nicht hemmender als „ Westostlicher Divan". Im Orient liebt und haßt und trinkt und singt man gerade wie Hei uns, und Goethe hat daher seine Sammlung noch in zwöls Abtheilungen zerlegt: Buch der Liebe, Buch der Betrachtungen, Buch des Unmuths, Schenkenbuch:e., von denen jedes einzelne nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Gedichten zahlt. Goethe hatte sich in seinem Buche, wie er in der Einleitung sagt, Verständlichkeit zur ersten Pslicht gemacht, „daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache und des leichtesten, saßlichsten Silbenmaßes seiner Mundart befließigt und nur von Weitem aus dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt". Virtor Hugo hatte seine Ausgabe als Dichter orientalischer Lieder gerade umgekehrt ausgesaßt und vor Allem in seiner Sprache das wiederzugeben versucht, „wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt". Aber auch Vietor Hugo konnte sich in den „Orientale8" alle Freiheiten gestatten, die verschiedensten Stoffe behandeln und die verschiedensten Stimmungen wiedergeben. Bei den „Herbstblättern" rückte das Programmmäßige: die Verherrlichung der Familie, schon mehr in den Vordergrund; die „Dämmerungsgesänge" sind aber bereits ganz und gar aus einer sestgestellten, vorschriftsmäßigen Stimmung heraus unter beständiger Rücksichtnahme aus die Uebereinstimmung mit dem bestimmenden Titel entstanden. Sie alle sollen trübe sein, in gedämpstem Lichte; der hellen Freude wird der Ausdruck unbedingt untersagt.

Vietor Hugo sagt in seiner Vorrede, daß das einleitende Gedicht den Titel erkläre. Dieses Eingangsgedicht ist aber leider selbst nicht sehr klar und beweist nur, daß der Dichter aus seinen verworrenen Grübeleien nicht herauskommt. Die Welt, sagt er, sei halb bedeckt „mit einem Schatten, wo Alles strahlt"; über Allem ruhe ein merkwürdiges Zwielicht, und die Gesänge des Dichters könnten daher nichts anderes sein, als „ein Wiederhall dieser Dämmerung". Deshalb gibt er allen diesen Gedichten eine graue, matte Farbe; er ist temporärer Grauseher.

Von dieser Stimmung verabschiedet er sich, und in seiner nächsten Gedichtsammlung läßt er nur die „inneren Stimmen" reden slo8 Voix intöriet«?«). Was sind diese inneren Stimmen? Das Gewissen und die Begeisterung, sagt der Eine, der Stolz und der Zorn, sagt ein Anderer. Wahrscheinlich täuscht sich der Eine wie der Andere. Wenn man Vietor Hugo recht schars interpelliren wollte, was er gemeint hat, würde er vielleicht selbst in Verlegenheit gerathen. Jedensalls lassen diese Gedichte eine starke Verstimmung, die sich bisweilen sogar zur Erbitterung steigert, erkennen. Derselbe Dichter, der die geräuschvollsten und nachhaltigsten Ersolge seiner Zeit zu verzeichnen hat, klagt in den hestigsten und unvorsichtigsten Worten darüber, daß er verkannt wird!

Diese unbegreislche Thatsache erklärt sich aus der Stellung, die sich Vietor Hugo im Reiche der Dichtung anweist. Es ist die höchste. Er hält sich sür nichts Geringeres als sür den gleichberechtigten Fortsetzer Shakespeares. Seine sonderbare Christ über den Dichter des „Hamlet", die an Unklarheit und Unverstand so ziemlich das Höchste leistet, was Vietor Hugo geschaffen hat, hatte keinen andern Zweck, als den Nachweis zu sühren, daß mit Shakespeare nur ein Name genannt werden dürse: der Vietor Hugos. Schon srüher hatte er diese Ansicht, die sür ihn ein Grundsatz ist, ganz deutlich ausgesprochen. Er hatte ausgesührt, daß neben dem Manne der That immer der Mann des Gedankens stehen müsse, neben Luther Shakespeare, neben Richelieu Corneille, neben Cromwell Milton; sür den Mann des Gedankens, der neben dem Manne der That, Napoleon, in diesem Iahrhundert stehen solle, hatte er den Platz einstweilen noch offen gelassen, aber unbedingt sür sich reservirt. „Zu Ansang dieses Iahrhunderts," schrieb er im August 18:«8 in seiner Vorrede zu „Marion Delorme", „haben wir das Kaiserreich und den Kaiser gehabt. Weshalb sollte jetzt nicht ein Dichter austauschen, der zu Shakespeare in demselben Verhältniß stehen würde, wie Napoleon zu Karl dem Großen?" Diese ungewöhnliche Werthschätzung macht es verständlich, daß Vietor Hugo eine jede Kritik als ein Majestätsverbrechen betrachtet. Er verlangt eben keine Kritik, sondern Ehrsucht, Bewunderung. Ein sranzösischer Kritiker hat über diese Eigenthümlichkeit des Dichters gesagt, Vietor Hugo habe aus sich zwei Menschen gemacht, von denen der eine vor dem anderen beständig aus deu Knien liege; der eine sei der Priester, der das Weihrauchsäß schwingt, der andere der Gott, der den Wohlgeruch einathmet.

Das Gedicht an Olympio in den „Inneren Stimmen" ist in dieser Beziehung das merkwürdigste. Nie hat sich ein Mensch sreundlicher behandelt, nie ein Dichter seine Vorzüge überschwänglicher gepriesen, als Vietor Hugo in jener Hymne, bei der es dem Leser bisweilen ganz unheimlich wird. Vietor Hugo schildert, wie ein Freund — und das ist er selbst — ihm, dem verkannten Dichter — und das ist er wiederum selbst — einige herzliche Worte wegen der Undankbarkeit und Kurzsichtigkeit der blöden Menge zum Troste sagt. „Früher, o Iüngling," sagt Vietor Hugo zu sich, „verehrte man Dein strenges Auge. Deine ruhige und donnernde Stirn, man sürchtete und vergötterte Deinen Namen. Ietzt zerreißen Dich die bösen Buben, Dein keuscher Rus erglänzt nicht mehr, die Hände Deiner Feinde haben Dein Gewand, dessen Glanz ihre Wnth hervorries, herumgedreht und mit demselben Scharlachroth haben sie aus Dir, der erhaben war, einen Niedrigen, aus Dir, der ein Kaiser war, einen Zuchthäusler gemacht. Aber wer Deine hohe und ernsthaste Seele begreist, sindet Dich darum nur noch größer. Iedoch Du leidest und wie ein verwundeter Löwe flüchtest Du in die Einöde. Tröste Dich, Dichter! Eines Tages, und vielleicht gar bald, werden die Herzen zu Dir zurückkehren, und die Flammen Deiner Stirn werden allen Augen, wieder sichtbar werden. Deine Feinde werden verschwinden vor Deinem Glanmblick, und die entzückte Menge wird ans dem Schatten, den der Neid verbreitet, Deine majestätische Stirn hervorleuchten sehen. Betrachte einstweilen die Menge, die Deine Dichtungen verkennt, mitleidsvoll. Deine Feinde sind klein, Du bist groß, Du hast mit dieser erbärmlichen Menge nichts gemein :e .:e."

Wenn sich Vietor Hugo einem Titel zu Liebe dazu bequeme, seine ganze Weltanschauung zu einer trüben und dämmerigen zu gestalten, wenn ihm im Iahre 183.", Alles im Zwielicht erschien, so veranlaßte ihn ein anderer Titel einige Iahre daraus, aus der künstlichen Dämmerung herauszutreten, in ein eben so künstliches Licht und in einen eben so künstlichen Schatten. „l’æ8 Ita^n« et le« Omdre8" heißt diese Gedichtsammlung (1840). Vietor Hugo sühlt jedesmal das Bedürsniß, in seinen Vorreden den Nachweis zu sühren, daß seine Titel nicht etwa glückliche Einsälle sind, sondern daß sie sich immer als der prägnanteste und schärsste Ausdruck des Empsindens, als unabweisbare Nothwendigkeiten ergeben. Es läßt sich über diese Vorreden sehr viel sagen, und es wird sich bei einigen der späteren Dichtungen Vietor Hugos die Gelegenheit dazu noch besser darbieten als jetzt. Diese letzte lyrische Gedichtsammlung, die Vietor Hugo vor dem Exil geschrieben hat, ist an sich zu wenig bedeutend, um zu einem längeren Verweilen auszusordern. Der Dichter sagt darin nichts, was er nicht schon gesagt hätte, Wir kennen die Persönlichkeiten längst und es gelingt uns beim besten Willen nicht, dieser irgend eine neue interessante Seite abzugewinnen; aber der Titel dieser Gedichtsammlung ist sehr charakteristisch, weil er in zwei Worten das ausdrückt, was sich als die Quintessenz der ganzen Vietor Hugo'scheu Dichtung bezeichnen läßt: die Antithese.

Die Antithese ist sür Vietor Hugo ein dichterisches Werkzeug, das er niemals aus der Hand legt. Er arbeitet damit im Großen und Kleineu, in der Composition, in der Charakteristik, in der Schilderung, in den einzelnen Versen. Immer und immer drängt sich ihm die Gegensätzlichkeit, die Wirkung durch Contraste, die Antithese aus. Will Vietor Hugo die himmlische Seligkeit schildern, so begreist er sie nur dann, wenn er aus der höllischen Verdammniß aussteigt; das Ebenmaß der schönen Glieder vermag sein Auge nur dann zu sassen, wenn es sich vorher an dem widerwärtigen Bilde der Mißgeburt und des Häßlichen gesättigt hat. Seine edlen Menschen holt er aus dem Zuchthause, die reine Liebe aus der Prostitintion. Sagt er Wiege, so muß er auch Grab sagen, sagt er Strahlen, so kann er Schatten nicht verschweigen. Wir haben schon gesehen, daß er in dem Eingangsgedichte zu den „Dammerungsgesängen" von einem „Schatten" sprach, wo Alles „strahlt", und auch hier, in dem Titel dieser letzten Gedichtsammlung stellen sich die beiden Gegensätze mechanisch hart aneinander: „Schatten und Strahlen".

Die Antithese ist sür Vietor Hugo keine Form, sie ist zur Formel geworden. Man kann dreist die Behauptung ausstellen, daß in jedem einzelnen Gedichte, mit alleiniger Ausnahme derer in der ersten Sammlung, sür welche die Formel noch nicht gesunden war, sich eine ganze Reihe von solchen Antithesen nachweisen lassen; daß auch nicht eine Seite der Vietor Hugo'schen Dichtung ganz davon verschont bleibt. Iedesmal, wenn der Fluß der Gedanken stockt, wird die Antithese herbeigeholt, um weiter zu helsen.

Dies wäre das mächtigste Hüßsmittel des Dichters; von dem andern: der Verstärkung, der Ueberbietung, der Steigerung des Ausdrucks haben wir schon gesprochen. Vietor Hugo besitzt einen Wörterschatz, wie außer ihm wol kein sranzösischer Dichter. Namentlich hat er sich mit den synonymen und ungesähr synonymen Wörtern ganz genau vertraut gemacht, und er kann dem Gelüste uicht widerstehen, alle begrissverwandten Wörter, die irgendwie unterzubringen sind, bei jedem Anlaß los zu werden. Ein Prädieat genügt vollaus, er nimmt deren sechs, zehn, ein Dutzend und mehr; ein deutliches Verbnm reicht aus, er braucht deren ein halbes Dutzend; die Anhäusung des Ueberslüssigen ist ihm mit der Zeit zur Gewohnheit, zum Bedürsniß geworden.

Das zeigt sich auch in seiner Bildlichkeit. Seine bildlichen Umschreibungen haben keineswegs den Zweck, den Gedanken zu veranschaulichen, sie sind Selbstzweck, sie kümmern sich gar nicht mehr um den Gedanken. Das erste Bild, das er wählt, stimmt gewöhnlich noch ziemlich genau mit dem überein, was er sagen will; aber dieses erste Bild gebiert, während es gezeichnet wird, schon wieder ein zweites, drittes, und so entsteht eine Bildergalerie, die nur verwirrt. Aus die Vietor Hugo'schen Umschreibungen paßt ganz gut die Desinition, die Claude Tillier gibt: „Diese Umschreibungen haben eine verwünschte Aehnlichkeit mit jenem Dieittr, der, wenn er in den Keller herabsteigen sollte, seinen Weg über den Söller nahm. Der Dichter thut den Mund sehr weit aus, um nichts zu sagen. Er gleicht bald dem Manne, der viele Effeeten in eine ganz kleine Kiste packen will, bald einem andern, der einen großen Kosser und nichts hineinzulegen hat als ein Paar Strümpse." „Er klopst mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel," sagt Goethe in seiner wundervollen Klarheit.

Dieselbe Manier des Anhänsens sindet noch einen andern Ausdruck in den Vietor Hugo'schen Dichtungen in der merkwürdigen Vorliebe des Dichters sür Auszählungen von biographischen und historischen Namen, von Thieren, Pslanzen, Steinen und dergl.

Viotor Hugos Hauptmitarbeiter ist das Lexikon in seinen verschiedenen Zweigen, das Lexikon für Synonyme, das Lexikon für Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften :e. Es ist geradezu unglaublich, welchen Mißbrauch Viotor Hugo mit der Auszählung von Namen treibt! Ich will dafür ein Beispiel anführen, das mir besonders charakteristisch erscheint. Ein Kritiker hatte einmal den Satz geschrieben: „Der größte Dienst, den uns die Dichter erweisen können, ist der, zu nichts zu taugen; wir verlangen gar nichts anderes von ihnen.“

Daraus antwortete mir Viotor Hugo wie folgt: „Mau bemerke die umsassende Bedeutung des Wortes „Dichter“; denn dieses Wort schließt in sich: Linus, Musäus, Orpheus, Homer, Hiub, Hesiod, Moses, Daniel, Amos, Hesekiel, Iesaias, Ieremias, Aesop, David, Salomon, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Pindar, Archilochos, Tyrtäus, Stesichorus, Menander, Pinto, Asklepiades, Pythagoras, Anakreon. Theokrit, Luerez, Ploutus, Terenz, Virgil, Horaz, Catull, Iuvenal, Luean, Persius, Tibull, Seneea, Petreara, Osssian, Saadi, Firdusi, Dante, Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Chauээр, Shakespeare, Camosns, Morot, Roneard, Reguier, Agrippe d'Aubigus, Malherbe, Eegrais, Raean, Milton,, Corneille, Moliöre, Raeine, Boileau, Lasontaine, Fontenelle, Regnard, Lesage, Swist, Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Sedaine, Iean-IaeqüesRousseau, Audrs Chsnier, Klopstock, Lessing, Wieland, Schiller, Goethe, Hoffmann, Alsieri, Chateaubriand, Byron, Shelly, Woodsworth, Burns, Walter Seott, Balzae, Musset, Beranger, Pellieo, Vigny, Dumas, George Sand, Lamartine.“

Dies ist eins der lächerlichsten Beispiele, aber ganz ähnlicher ließen sich zu Hunderten aus deu Werken Viotor Hugos zusammenstellen. So wie Viotor Hugo in die Lage kommt, irgend einen historischen Namen anzusühen, schnurrt die Maschine wie von selbst los und raspelt ihr Pensum ab. Es ist ost tödtlich langweilig.

Aus dieser erschrecklichen Unart des Anhäusens und Auszählens, die sich mit den Iahren immer mehr ausgebildet hat, aus dieser Uebertreibung der Bildlichkeit und dieser unermüdlichen Hetzjagd nach Umschreibungen ergibt sich ganz von selbst, daß die Dichtungen Viotor Hugos sammt und sonders die stärksten Kürzungen nicht nur ertragen können, sondern daß sie durch diese Kürzung und Zusammenziehung erheblich gewinnen würden. Fast jedes Viotor Hugo'sche Gedicht läßt sich zu seinem Vortheil ans ein Zehntel des ihm gegebenen Umsangs redueiren.

Nun kommt als ganz besonders bei Viotor Hugo noch Eins hinzu: die Unabänderlichkeit des Schemas. Die Form, in welche Viotor Hugo seine Gedanken gießt, ist stereotyp; seine Phantasie arbeitet wie ein ganz normal geregelter Apparat aus das Außergewöhnliche, Schauerliche, Unheimliche, Abnorme, Ungestalte hin mit beständigen Gegensätzen und mit einem ohrenbetäubenden Geklapper von Worten und Namen; die Einbildungskraft, die die Maschine in Bewegung setzt, ist gewaltig, aber der Regulator, der Geschmack, sehlt leider ganz.

Wenn man hintereinander eine größere Anzahl von Viotor Hugo'schen Dichtungen gelesen hat und einiges Imitationstalent besitzt, so kann man ohne irgend welche Anstrengung zu jeder beliebigen Zeit über jedes beliebige Thema eine Dichtung künstlich herstellen, die von jenen Viotor Hugo'schen Dichtungen kaum zu unterscheiden ist. Die dazu ersorderlichen Requisiten sind einsach die, daß man zunächst Gegensatz an Gegensatz reiht, daß man eine größere Anzahl von Namen ansührt, für einen Begriff ein halbes Dutzend ungesähr gleichbedeutender Wörter wählt, und alle diese ungewöhnlichen Anstrengungen macht, um schließlich etwas nicht gerade Ungewöhnliches zu sagen.

Ich setze den Fall, daß Viotor Hugo das Bedürniß sühlte, der behaglichen Empsindung, die ihm sein Platz am Schreibtisch gewährt, einen poetischen Ausdruck zu geben, so wäre es nicht unmöglich, daß dieser einsache Vorwurf bei ihm etwa die folgende Fassung gewönne:

„Mein Auge hat sich berauscht an der Farbenpracht des Orients, an den weißen Moscheen und den goldigen Minarets. Vom Westen her hat mir das Sternbanner sein Rauschen gesandt, aus seinen Falten die Sterne der Freiheit, der Größe und Menschlichkeit herabschüttelud.

„Der lärmende Tag hat mir seinen Iubel offenbart und die sinstere Nacht ihr unheimliches Schluchzen. Ich habe gesehen die wunderbaren Genien der Menschheit, die Errichter und Verwüster, Rasael aus Pindar gestützt, Tæitus mit Hiob plaudern, Dante zu den Füßen des Homer, Luther Shakespeare umarmend, Nimrod, Dschingis-Chan, Bonaparte.

„Ich habe gehört, wie Christus Columbus einen Bruder nannte und wie Newton dem Aeschylus zuraunte: Wir beide!

„Ich habe mich niedergelassen an der Tasel, wo die Lüge zur Wahrheit und die Dichtung zur Wirklichkeit sich wandelt, wo Hektor dem Patroklos zutrank und Achill der Andromache, wo Odysseus geraden Sinnes und Nestor schweisgsam war, wo Phryne sich umhüllte und Messalina den Kuß versagte.

„Ich habe das Gesilde betreten, wo sich das Absolute dem Relativen verschwistert und das Unermeßliche dem Endlichen, wo der Abgrund zum Gipsel emporsteigt und die Höhe versinkt, wo die Furcht sagt: Vorwärts! und der Muth: ich bebe.

„Nun denn, wenn Nord und Süd und Ost und West, wenn alle Berge, der Atlas, Himalaya, die Alpen, die Cordilleren, der Ural und der Sinai mit ihrem Platina, Gold, Eisen, Kupser und Diamanten, mit ihrem Zinn, Blei, Kobalt und Wismuth, wenn alle Flüsse, der Tajo, Ebro, die Seine, Rhone, Garonne, Elbe, Donau, Weichsel, der Rhein, der Amazonenstrom, der Ganges, die Wolga, Newa, der Amur, wenn alles Erhabene, das wir kennen, und alles Große, das wir ahnen, wenn alle Märtyrer und Helden an mich heranträten und mir sagten: Hier sind unsere Schätze, unser Eigenthum, unser Reichthum, unser Besitz, unser Erbtheil, unser Hab, unser Gut, unser Erworbenes, unser Errungenes, unser Gewonnenes, unser Ertheiltes, unser Empsangesenes, unser Erhaltenes, wähle, saß, nimm, greis zu, es sei Dein! — ich würde antworten: Laßt mir die Einsamkeit dieses traulichen Plätzchens, laßt mir dies Pult, meine Ruhe, diese Feder, meine Freiheit, dies Papier, meinen Stolz!“

II.

Im Romane machen sich die Vorzüge und Absonderlichkeiten Viotor Hugos vielleicht noch bemerkbarer als in seiner Lyrik. Goethe desinirt den Roman als eine subjeetive Epopöe, in welcher sich der Versasser die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. „Es sragt sich nur," sügt Goethe hinzu, „ob er eine Weise hat.“ Wenn diese Desinition ganz richtig wäre, so wäre Viotor Hugo zum Romanschriststeller wie geschaffen, denn er hat seine Weise so ausgebildet wie kaum ein zweiter. Indessen ist es Goethen mit dieser Desinition sicherlich nicht ernst gemeint gewesen. Der Dichter des „Wilhelm Meister" und der „Wahlverwandschasten" hat ganz genau gewußt, daß zum Romane doch noch mehr gehört als eine starke Subjeetivität und die Fähigkeit, die Leser zu zwingen, die Welt durch die Brille dieser Subjeetivität zu betrachten.

Viotor Hugo bringt zum Romandichter außerordentliche Eigenschasten mit, aber es sehlen ihm auch einige durchaus unentbehrliche. Er besitzt eine mächtige Phantasie, ein ungewöhnliches Compositionstalent, die Fähigkeit, große Massen spielend zu leiten, ein ungeheures Material leicht zu bewältigen. Er besitzt die Gabe der Schilderung, ein wundersames Colorit. Aber es ist ihm versagt: die Gabe der Beobachtung, die Fähigkeit, sich in das Empsinden eines Anderen zu versenken und die Gesühle des Anderen in der diesem entsprechenden Art wiederzugeben, das Objeetiviren. Viotor Hugo ist kein Nachbildner des menschlichen Wesens, die Figuren in seinen Romanen sind seine eigenen Geschöpfe. Er bevölkert seine Romane mit einer ganzen Schaar von Männlein und Weiblein, die niemals aus unserer Erde mit sestem Fuß gestanden haben, die nur leben und athmeu in jener phantastischen Welt, deren Schöpser und Erhalter der Dichter selbst ist.

Da er sich nicht darum kümmert, wie die Menschen sind, kann seine schöpserische Phantasie zwanglos ihren abenteuerlichen Neigungen solgen, und daher sinden sich denn in den Viotor Hngo'schen Romansiguren alle Eigenthümlichkeiten, die uns bei dem Lyriker schon ausgesallen waren, wo möglich in Verschärsung wieder: also zunächst die schroffe Antithese sowol in dem Verhältniß der einzelnen Figuren zu einander, wie in den Eigenschasten, welche denselben beigelegt sind. Aus der einen Seite alles ganz schwarz, aus der andern alles ganz licht. In „Bug-Iargal" der entsetzliche Zwerg Habibrah, ein physisches und sittliches Ungeheuer hier und dort Marie, die keusche, holde Iungsräu vou blendender Schönheit; in „tiau (l'IAxnde" wiederum das Monstrum, das in einer Höhle kauert und das Meerwasser aus menschlichen Schädeln säust, hier und dort der ideale, ritterliche Held Ordener; im „letzten Tage eines Ventrtheilten" (l'o deruier Mir ä'uu eonllam^ der Verbrecher und die Unschuld> endlich in „Xotre.Vame äe ?»ri«^ wiederum das Ungeheuer, die Mißgeburt Quasimodo und Esmeralda, die blühende, reizende Anmuth,

Bei dieser Auszählung haben wir auch schon wieder die Vorliebe des Dichters für das Ungeheuerliche eonstatiren müssen. In jedem Roman das Abnorme: in dem einen ein Zwerg, in dem andern eine Art Menschensresser, in dem dritten ein Verbrecher, im vierten ein verwachsener, rothhaariger, widerlicher Geselle.

Die drei ersten Romane lassen zwar die Art Viotor Hugos deutlich erkennen, aber sie sind doch ungleich unbedeutender als „XotreDame 60 ?ari8" und es wäre daher ungerecht, Viotor Hugo nach diesen ersten epischen Dichtungen zu beurtheilen.

„Hau ä'IMuäe" ist eine einsache Schauergeschichte. Samte Beuve hat den witzigen Einsall gehabt, diese Ausgeburt einer erhitzten kindlichen Phantasie als einen Versuch des Dichters im mittelalterlichen Ritterroman zu bezeichnen; und um dieses Paradox zu begründen, erzählt er die Fabel, als ob es sich in der That um einen Bestandtheil der Artussage, um ein Stück von der Taselrunde handele. Er berichtet, wie eine edle Magd mit ihrem Vater in einem Thurm gesangen gehalten wird, wie dann ein Fürstensohn heranzieht über Berg und Thal, um das Ungeheuer, das sie bewacht, in seiner Höhle auszusuchen, zu vernichten und die Gesangeneu zu besreien. Das ist recht witzig, aber es ist nicht ganz richtig. „Hau el'IAnele" ist eine böse Schauergeschichte, die von der naiven Poesie der mittelalterlichen Dichtung auch nicht im Entserntesten berührt wird.

Eben so kraß und gewaltsam und roh ist die Erzählung des „BugIargal". Der „letzte Tag eines Verurtheilten" ist viel besser als diese ersten Romane, obgleich es sich auch hier weniger um die psychologische Studie, um die Schilderung der entsetzlichen Leiden eines zum Tode Verurtheilten handelt, als um eine malerische Darstellung der grausigen Aeüßerlichkeiten, welche der Hinrichtung vorangehen. In der Beschreibung des Transportes des Gesangenen, der letzten Toilette des Verurtheilten zeigt sich in hervorragender Weise die seltene Gabe des Meisters für solche Abbildungen grausiger Vorgänge.

Die ganze Summe des Könnens und das ganze Desieit, das NichtKönnen Viotor Hugos als Romanschriststeller wird in „Xotre-Ilanle 6e ?«rilz" zusammengesabt. Das äußerste Können offenbart sich in der Schilderung des todten Materials, der Architektur, der Bildhauerei, des Kostüms. Hier ist Viotor Hugo ganz erstaunlich, ja großartig und, wie ich glaube, unerreicht. Alles Stoffliche ist mit vollendeter Meisterschast behandelt, aber das Seelische!

Hat auch nur eine einzige Figur die rechte Innerlichkeit, die Lebenswahrheit und die Lebenskrast? Die Figuren sind mit merkwürdigem Geschick ausgearbeitet; aber wo sind die Modelle dazu zu sinden? Nirgends anders, als in der Phantasie des Dichters. Machen sie alle: der Glöckner Quasimodo, der wüste, entsetzliche Mensch, der sich plötzlich in das reizende Mädchen verliebt und, um ihre Liebe zu gewinnen, nichts Gescheidteres erdenkt, als die Geliebte mit seinem Nebenbuhler zusammenzubringen', Esmeralda, das blendend schöne und reine Mädchen, das sich in Phöbns verliebt, obwol dieser doch nichts anderes besitzt als männliche Schönheit, blitzende Sporen nnd ein glänzendes Kostüm; Iehan Frollo, der saule Scholar, und Claude, der lüsterne Psasse; Gringoire, der würdenlose Bänkelsänger und Schmarotzer, der mit seinen besten Liedern an den Thüren herumlungert und sich wie ein Bettler behandeln läßt, und wie sie alle heißen — machen alle diese Figuren den Eindruck des Richtigen, des Wahren? Bleibt ein einziger rührender menschlicher Zug von ihnen im Gedächtniß des Lesers hasten? Stellen sie sich nicht vielmehr immer, wenn wir sie uns vergegenwärtigen, als rein äußerlich mit scharsen, groben Umrissen in uumenschlichen Verhältnissen und in starken Verzeichnungen unserer geistigen Anschauung dar?

Viotor Hugo ist kein Maler der menschlichen Seele, aber er ist vielleicht der größte Architektur-, Landschafts- und Stilllebenmaler, den die Literatur hervorgebracht hat. Der Ausdruck „Stillleben", der in unserer Sprache nicht präeis ist, kann zu einem Mißverständniß verleiten; ich meine das, was die Franzosen „nature niorte" nennen. Der Romanschriststeller soll aber vor Allem die lebendige Natur malen, den Menschen, wie er lebt, wie er liebt und haßt, obsiegt oder untergeht.

Nach der Verössentlichung von „^otre Dame äe ?ari«" (1831) ließ Viotor Hugo mehr als dreißig Iahre vorübergehen, ehe er mit seinem nächsten großen Romane, den,Mi«0r3,dIe8" hervortrat. Bei der Besprechung dieses umsassendsten Werkes Viotor Hugos wird sich uns die Gelegenheit bieten, dem Romanschriststeller noch näher zu treten.

III.

Viotor Hugo hatte zunächst lyrische Gedichte geschrieben, dann Romane, es war natürlich, daß sich dieser hochbegabte Mann, dessen Naturanlagen und erworbene Eigenschasten ihn wie wenige zum Parteisührer in der Literatur besähigten, dem Theater zuwandte, — jener Stätte, aus der die literarischen Gegensätze am unmittelbarsten uud kräftigsten, der Sieg und die Niederlage am entschiedensten zum Ausdrucke gelangen. Viotor Hugo war in der That wie dazu geschaffen, an die Spitze einer Schule zu treten. Er besaß ein eigenartiges, ganz selbständiges Talent, rastlosen Fleiß, die Keckheit und Zuversicht der Iugend, Schlagsertigkeit im Wort, Fruchtbarkeit in der Produetion, das Feierliche, Großartige in seinem dichterischen Austreten, die Gabe, jede Aussassung, jeden Einsall mit hoherpriesterlicher Weihe als ein Orakel zu verkünden.

Der revolutionären Natur Viotor Hugos ist es zu dankeu, daß in "das sranzösische Theater, das durch die Schriststeller des Kaiserreichs und der Restauration langweilig und matt geworden war, neues Leben kam. Durch ihn wurde das zu der Ruhe des Kirchhoses erstarrte Theater zum lärmenden Schlachtseld in des Wortes wirklicher Bedeutung — mit Verwundeten und Todten!

Zwei Data sind hier besonders bemerkenswerth: die Veröffentlichung der Vorrede zu „Cromwell", 1827, und die erste Aussüfung des „Hernani", 26. Februar 1830. Die Vorrede des „Cromwell" ist die Kriegserklärung gegen die alte Schule im Drama, gegen die sogenannte „klassische" Tragödie, das Manisest der neuen literarischen Schule der sogenannten „Romantiker", die erste Vorstellung des „Hernani" ist der Sieg dieser Iungen über die Alten.

Wenn man heute, nach 50 Iahren, die« Vorrede zu dem ersten Viotor Hugo'schen Drama „Cromwell" liest, so hat man nicht geringe Mühe, das Aussehen zu begreisen, welches diese verworrene, wortreiche, einseitige und unwissenschastliche ästhetische Abhandlung zur Zeit ihrer Veröffentlichung hervorrusen konnte. Man kann es sich eigentlich nur dadurch erklären, daß es die erste der Viotor Hugo'schen Vorreden war, welche mit dem Ansprüche eines Manisestes, der Verkündigung neuer Gesichtspunkte, der Enthüllung ungeahnter Weisheiten und dergleichen auftrat. Wir Leser von heute kennen nun aber auch die anderen Vorreden Viotor Hugos und wissen, wie er jedesmal in der Vorrede zu jedem seiner neuen Werke aussührt, daß bis zu dieser Stunde der Dichter noch eine große Ausgabe ungelöst gelassen, und daß jetzt der Augenblick gekommen sei, da er diese Ausgabe zu lösen habe; daher denn das folgende Werk. Viotor Hugo hält sich für viel zu groß, um die Stimmung, die augenblickliche Neigung, eine Anregung von außen her als einen ausreichenden Grund für die Entstehung eines seiner Werke anzusehen. Schreibt er ein Werk, so ist ihm dies immer durch eine Art von Naturgesetz auserlegt. Das Schicksal hat sich ihn eigens erkoren, um die Fortschritte der Menschheit durch seinen begeistertsten Gesang erkennen zu lassen. Viotor Hugo betrachtet sich unablässig als den Vollstrecker eines höheren Willens. Das ist in wenigen Worten der Gedankengang, der in allen seinen Vorreden sich wiedersindet.

Gleichwol sind diese Dramen bis aus den letzten unnatürlichen Versuch höchst beachtenswerthe dichterische Hervorbringungen, die in einigen Einzelheiten ebenso bedeutend, wie in anderen nichtig sind. Victor Hugo schreibt keine harmonischen Kunstwerke; er vermag zu begeistern, aber er kann es sich auch nicht versagen, durch Geschmackwidrigkeiten gründlich zu ernüchtern. Seine Diction ist von gewaltigem Schwunge, ost wahrhaft poetisch, aber zu ost geräuschvoll und deshalb ermüdend; das Großartige wird durch das Kindische beständig abgelöst, und wol kein Dichter thut so häusig den verhängnißvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wie Victor Hugo in seinen Dramen.

IV.

Die Trilogie der „Burggrasen“, die im Jahre 1843 erschien, war das letzte Werk, das Victor Hugo vor der Verbannung veröffentlichte. Der Dichter, der seit dem Beginn seiner Lausbahn alljährlich in ununterbrochener Folge mehrere Bände dem öffentlichen Urtheil unterbreitet hatte, dessen Werke, wenn auch nicht gleichmäßig erfolgreich, doch immer die lebhafteste Ausmerksamkeit aus sich gezogen und die leidenschastlichsten Controversen hervorgerusen hatten, verstummte aus einmal und ließ acht Jahre in's Land gehen, bevor er sich zur Verössentlichuna, einer nenen Schrist veranlaßt sühlte. Und nach dieser Pause war es zunächst ein Ereigniß, das mit der Dichtung nichts zu schassen hat, welches dem ergrimmtten Dichter die Feder wieder in die Hand drückte. Es schien, als ob der sprudelnde Born, den man sür unerschöpslich gehalten hatte, plötzlich ganz versiegt sei. Die Folge hat gelehrt, daß dies keineswegs der Fall war, daß Victor Hugo sich vielmehr nur deshalb der Dichtung und der literarischen Thätigkeit überhaupt entzog, weil er anderweitig zu sehr beschäftigt war; es erging ihm, wie dem Bürgermeister von Haarlem, „das Wohl des Staates bracht‘ ihn schier nm!“

Diese Ruhepause bietet wie von selbst den Anlaß dar, einen slüchtigen Rückblick aus das bisherige Leben des Dichters zu wersen und dann kurz die Thatsachen zu verzeichnen, die in die letzten acht Jahre, von der Aussüführung der „Burggrasen“ bis zum Staatsstreiche sallen.

Im Jahre 1821 hatte Victor Hugo seine Mntter verloren, die er abgöttisch liebte. Im solgenden Jahre verheirathete er sich mit der schönen und geistvollen Adele Foucher, die er schon als Kind seine Braut genannt hatte. Seine Frau schenkte ihm vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne: Leopoldine, geboren 1824, Adele, geboren 1825, Charles, geboren 1826 und Francis Victor, geboren 1828.

Im Jahre 1841 erschlossen sich ihm die Psorten der Akademie. In seiner Ausnahmerede, die allseitiges Erstaunen erregte, weil sie die brennenden literarischen Fragen der romantischen nnd der klassischen Dichtung gänzlich bei Seite ließ und sich überhaupt mit der Literatur sast gar nicht besaßte, zeigte sich zuerst in anspruchsvoller Gestalt die verhängnißvolle Neigung Hugos zum politischen Dilettantismus, den der dichterische Meister seitdem mit einer unheimlichen Beharrlichkeit betrieben hat. Gerade er hätte guten Grund gehabt, sich möglichst sern von der Politik zu halten; hatte er doch schon in seiner srühesten Iugend bittere Ersahrungen in dieser Beziehung gemacht!

Von seiner Mutter halte er die royalistischeu und ultramontaneu Gesinnungen geerbt und diesen in seinen ersten Werken einen dröhnenden Ausdruck gegeben. Daß er als heranwachsender Mann den Göttern oder Götzen seiner ersten Iugend abschwor, daraus wird ihm kein Billigdenkender einen Vorwurs machen wollen. Von dem Augenblick, da Victor Hugo nicht mehr an das Gottesgnadenthum der Bourbonen glaubte, war es sein Recht, war es seine Pslicht, ineonsequent zu werden, wenn er eben kein Heuchler werden wollte.

Aus seiner veränderten Stellung zu den Bourbonen erklärt sich auch seine veränderte Stellung zu Napoleon I. In seiner ersten Periode, der royalistischeu, hatte er beim Betrachten der Vendomesäule den Mann mit dem grauen Röckchen und dem kleinen Hut also angedredet: „Wenn all das Blut, das um Deil« Gier zu stillen, vergossen werden mußte, sich um diese Saule ansammeln konnte, so würde es gar bald bis zu Deinem Denkmal emporsteigen und Du könntest sausen, ohne Dich zu bücken.“ Als später am 7. Oetober 1830 die Deputirtenkammer über den Antrag, die Asche Napoleons unter der Vendömesänle zu bestatten, zur Tagesordnung überging, sang er in tieser Entrüstung: „Wer hätte Dir wol vorhergesagt, daß Du eines Tages bis zu der Beschimpfung herabgezogen werden würdest, daß dreihundert Advoeaten es wagen dürsen, Deine Asche diesem Grabe elendiglich vorzuenthalten. Sie haben diese unsterbliche Reliquie zurückgewiesen, weil sie vor ihr zittern und beben, weil sie Angst haben, daß ihre Illuminationslämpchen durch die Sonne von Austerlitz verdunkelt werden.“

Nach der Revolution von 1830 besreundete sich Victor Hugo mit der neuen Regierung. Er schrieb damals in dem Journal ä'un ruvo lutionnaire“: „Die Republik, wie gewisse Leute sie verstehen, ist nichts Anderes als der Krieg Derer, die keinen Groschen, keinen Gedanken und keine Tugend besitzen, gegen Iedweden, der eine von diesen drei Eigenschasten besitzt.“ Damals war er auch dem staatsstreichlerischen Gedanken nicht ganz abgeneigt, und er stellte den solgenden, recht gefährlichen Satz aus, den später in bitterem Hohn die Vertheidiger des 2. Deembers mit Wohlbehagen eitärten: „Il taut eiuelyetoiß violer 1e8 onarieß pour 1eiir illire äe« eni8.nt8.“

Gelegentlich seiner Ausnahme in die Akademie sagte er: „Nach meinem Gesühle hat unsere letzte, so ernste, starke und so verständige Revolution (von 1830) mit einem wunderbaren Instinete begrissen, daß, da gekrönte Familien sür souveräne Nationen geschaffen sind, die Erbschast von Fürst aus Fürst durch die Erbschast von Zweig aus Zweig verdrängt werden müsse, und mit tiesem Scharssinn hat sie eine alte, volksthümliche und monarchische Familie in eine junge Dynastie umgesormt, — eine Familie, die gleichzeitig von der Vergangenheit durch ihre Geschichte, von der Zukunft durch ihren Berus erfüllt ist.“ Wir haben hier also einen neuen Beweis der Gabe Victor Hugos, die Thatsachen zu verallgemeinern nnd diese allemal als einen Ausluß eines von ihm entdeckten Weltgesetzes hinzustellen. Krast dieses Weltgesetzes, wie es Victor Hugo sür jeden Fall sindet, wird den Orleans hier der Berus zum Herrschen vindieirt, und Ludwig Philipp solgt aus Karl X. in Folge der höheren Logik, daß sich die Erbschast nicht mehr in einer Fürstensamilie erhalten dars, sondern daß sie von einem Zweig aus den andern gehen muß.

Die politische Bekehrung des Royalisten Hugo zum Orleanismus hat seinen Gegnern natürlich eine reiche Ausbeute zu Injeetiven gegeben; unter seinen Freunden hat Victor Hugo aber auch warme Vertheidiger gesunden, und einer derselben, der talentvollste, Sainte-Beuve, hat bei dieser Gelegenheit mit echt sranzösischer Gewandtheit einen köstlichen Euphemismus sür das, was man im gemeinen Leben „politische Fahnenflucht“ nennen würde, gesunden, — einen Euphemismus, der ein Seitenstück zu dem „Florieux vaiuou“, zu dem „ruhmvoll Besiegten“ Mae Mahon bildet. „Der Thron, dem Victor Hugo in seiner srühen Iugend ganz ergeben war,“ sagt Sainte-Beuve, „dieser Thron ist zusammengebrochen. Der Dichter, der die Trümmer mit Respeat betrachtet, hat sich nicht unter denselben begraben dürsen. Herr Hugo hat bewiesen, daß er sür alle ruhmvollen Dinge seines Vaterlandes Verständniß besitzt.“

Im Jahre 1842 bereiste Victor Hugo die User des Rheins. Das Buch, welches er als das literarische Ergebniß dieser Reise heimbrachte, „I^e Min,“ unbestritten die schwächste schriststellerische Leistung des Dichters, zeigt in bedenklicher Weise die Fortschritte in der staatsmännischen Puscherei, durch die er die Hörer seiner akademischen Antrittsrede schon in so unangenehmes Erstaunen versetzt hatte.

Victor Hugo plaidirt in diesem merkwürdigen Buche sür ein Bündniß zwischen Frankreich und Deutschland und sür eine Zweitheilung Europas unter diese beiden Mächte. „Europa muß,“ schreibt Victor Hugo ^ es muß! — „in zwei große Rheinstaaten zersallen: in einen nordöstlichen und in einen südwestlichen; denn von der alten Welt habe« nur zwei Nationen Stand gehalten, Frankreich und Deutschland. Diese sind im Wesentlichen Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich ist der Kops. Frankreich und Deutschland sind im Wesentlichen die Cultur. Deutschland empsindet, Frankreich denkt. Empsinden und Denken aber, — das ist der ganze Culturmensch. Wenn Mitteleuropa eonstitnirt sein wird, und das wird eines Tages geschehen, so wird Frankreich, das sich aus Deutschland stützt, England, welches den Geist des Schachers repräseutirt, in's Meer zurückwersen, und Deutschland, das sich aus Frankreich stützt, wird Rußland, das den Geist der Eroberung repräsentirt, nach Asien zurückwersen. Der Handel hat seinen Platz aus dem Oeean und die Eroberung in Asien.“

Das sind noch nicht einmal die schlimmsten Kannegießereien dieses sonderbaren Schwärmers. Victor Hugo hat auch einige Entdeckungen gemacht, die das Unglaubliche überragen. Er hat nämlich sestgestellt, — er stellt ja immer sest, — daß zwischen England und Spanien, Rußland und der Türkei „wundersame Beziehungen“ bestehen, „welche diese Völker in geheimnißvoller Weise miteinander verbinden und welche dem Denker eine verborgene Aehnlichkeit in der Consormation und daher vielleicht auch in der Bestimmung zu offenbaren scheinen. Der eine verbindende Zug geht von England nach der Türkei: Heinrich VIII. tödtete seine Frauen wie Mahomet II.; der andere verbindende Zug geht von Rußland nach Spanien: Peter I. tödtete seinen Sohn wie Philipp II.“ Ferner sindet Victor Hugo in England überall die Spuren von Spanien wieder: „in den Besitzungen von Großbritannien erkennt man überall die spanische Monarchie, wie man einen halbverdanten Iaguar im Bauche der Boa wiedersindet.“

So lange sich die Politik Victor Hugos mit ihren Entdeckungen von geheimen Verliindungszügen und Consormitäten nur in jugendlichen Gedichten und in einem langweiligen Buche breit machte, hatte die Sache nichts weiter aus sich. Gefährlich wurde Victor Hugo — gefährlich sich selbst — eigentlich erst in dem Augenblicke, als ihm der Weg zur Tribüne gebahnt wurde, und als von da herab seine donnernde Beredsamkeit den mächtigen Wiederhall durch das ganze Land sinden mußte. Dies wurde ihm durch ein königliches Deeret vom 10. April 1845 ermöglicht, durch welches Victor Hugo zum Pair ernannt wurde. Die Spötter begrüßten diese Ernennung mit einem witzigen Epigramm in Hugo'scher Manier:

Hier, ?«,ir.

Im Herrenhause zeigte sich Victor Hugo als ergebener Diener des Monarchen „an pIn« öuiueut le« roi« äe I^urope“, er sprach mit Ehrsucht von dem „weisen Gekrönten, der von der Höhe seines Thrones herab die Worte des allgemeinen Friedens sallen läßt“.

Inzwischen war Victor Hugo von einem schweren, schweren Unglück heimgesucht worden, an dem ganz Frankreich, an'dem die ganze eivilisirte Welt ties und innig Theil nahm. Seine älteste Tochter, Leopoldine, hatte sich mit Charles Vaequerie, dem älteren Bruder von August Vaequerie, der jetzt den „Nappel“ redigirt, verheirnthet. Die ganz junge Frau, sie zählte kaum 19 Jahre, besand sich im Hochsommer 1848, Ende Iuli oder Ansang Augnst, mit ihrem Manne in der Nähe von Havre, dicht am Meere, an den malerischen Usern der Seine, die gerade da, bevor sie sich in das Meer ergießt, von wunderbarer Schönheit ist. Aus dem rechten User des Stromes besindet sich in herrlicher Lage das Fischerdors Villequier zwischen Havre und Ronen. So verlockend und sriedlich und heiter die User sind, so gefährlich ist da das Bett der Seine. Die Kaussahrer sind, nm diese Stellen zu passiren, genöthigt, Lootsen an Bord zu nehmen wegen der zahlreichen Sandbänke, die durch die hestige Fluthung sich häusig verschieben. Es haben da schon Tausende ihren Tod in den Wellen gesunden. An einem ruhigen, ganz windstillen Sommertage wollte sich das junge Ehepaar nach dem anderen User übersetzen lassen, wo gute Freunde aus sie warteten. Ein ersahrener alter Schiffer sührte das Steuer, der junge Vaequerie lenkte das Segel, und außer diesen besand sich nur noch in dem kleinen Nachen Leopoldine Vaequerie und ein kleines Kind von zehn Iahren ans dem Dorse. Die Fahrt verlies ganz glücklich, man verbrachte mit den Freunden einige sröhlliche Stunden, und die Gäste von der anderen Seite schickten sich endlich zur Heimkehr an. Obleich das Wetter noch vollkommen günstig war, riethen doch einige Vorsichtige, zur Rückkehr lieber den Landweg zu benutzen; aber die jungen ^eute und der alte Manu und das Kind lachten über diese Vorsicht, und lachend kehrten sie in ihr kleines Fahrzeug zurück. Da plötzlich erhebt sich ein surchtbarer Wind: ein Stoß, der Nachen schlägt um, und Greis und Kind und das junge Ehepaar sinden ihren Tod in den Wellen. Vaequerie war ein ausgezeichnete Schwimmer und ein sehr starker Mann. Vier Mal tauchte er unter, um sein junges Weib zu retten, das vierte Mal endlich erreichte er sie, aber seine Kräfte waren erschöpst. Die vier Leichen wurden ausgesischt, und man sand Charles Vaequerie und seine Frau Leopoldine so sest umschlungen, daß sie nur gewaltsam von einander getrennt werden konnten.

Damit war das Maß des Unglücks, das den armen Vater betroffen hatte, noch nicht erschöpst. Seine zweite Tochter Adele erkrankte hestig an einem Gemüthsleiden, wie man sagt, in Folge der tiesen Erschütterung über den Tod ihrer Schwester nnd ihres Schwagers. Die vier Leichen wurden aus dem Kirchhos von Villequier bestattet. ^

Victor Hugo besreundete sich schnell mit der Revolution von 1848 nnd mit der Republik. In der eonstituirenden Versammlung, in die er gewählt wurde, gehörte er der gemäßigten Partei an nnd stimmte in vielen der wichtigsten Fragen mit der Rechten. In der ersten gesetzgebenden Versammlung aber machte er eine bedeutende Schwenkung nach links hinüber und wurde der Hauptwortsührer der Radiealen. L^on Zaubert, der sich in allen seineu Urtheilen durch eine lobenswerthe Objektivität und Unbesangenheit auszeichnet, schreibt diese neueste Wendung Victor Hugos dem unbesriedigten Ehrgeize zu. Victor Hugo habe daraus gerechnet, daß man ihm eine bedeutende politische Stellung anweisen würde, nnd da er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe, sei er in das Lager der Unzusriedenen übergegangen. Ohne die Berechtigung dieses Vorwurs zu unterstützen, muß man doch daraus hinweisen, daß das Organ Victor Hugos, sür das er selbst sehr thätig war, „I/Kv5nemeQt“, — es wurde später unterdrückt und nahm mit einem ächt Victor Hugo'schen Wortspiele den Titel „I/^v^neumeut,“ an, — beständig dasür plaidirte, Victor Hugo an die Spitze der Staatsgeschäste zu stellen. Das Victor Hugo'sche Blatt bekämpste vergeblich „jenes abgeschmackte und widrige Vorurtheil, daß der Dichter ungeschickt und unbesähigt zu Dingen sei, welche die Menschheit angehen“. Vergeblich schilderte es das Ideal seines Staatsmannes wie solgt: „Arm und Kops, Herz und Gedanken, Schwert und Fackel, sanst und stark, sanst, weil er stark ist, und stark, weil er sanst ist, Eroberer und Gesetzgeber, König und Prophet, Leyer und Schwert, Apostel und Messias,“ — es nützte Alles nichts, Victor Hugo wurde nicht zur Regierung berusen! Er sührte einen erbitterten Kamps gegen den Ultrreunontanen Montalambert und machte bei jeder Gelegenheit den Präsidenten der Republik, dessen Ernennung er zuerst sreudig begrüßt hatte, lächerlich. Er wurde daher auch aus die erste Proscriptionsliste gesetzt, als dieser lächerliche Präsident Napoleon durch den Staatsstreich bewies, daß er blutigen Ernst machen könne. Victor Hugo gehorte zu den ersten Verbannten, und er ist der letzte Verbannte geblieben.

Victor Hugo als Parteimann ist sehr ost aus das Schonungsloseste, verurtheilt worden. Ich glaube, man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Wandlung seiner politischen Gesinnung zum Vorwurs macht, denn diese zeigt einen steten Fortschritt: vom Aristokratisch-Royalistischenn hat er sich herausgebildet zum Anhänger der eonstitutionellen Monarchie, ist dann zur gemäßigten Republik vorgeschritten und endlich zur radiealen, demokratischen Republik übergegangen. Er hat keinen Schritt rückwärts gethan; es läßt sich ihm vielleicht der politische Ehrgeiz nachsagen, aber alle niedrige Speeulation ist ihm auch als Politiker sern geblieben. Er dars mit Stolz von sich sagen: „Von allen Stusen, die aus dem Schatten zum Lichte hinansühren, ist die verdienstlichste und diejenige, die zu übersteigen am meistenen Kamps kostet, die solgende: als Aristokrat und Royalist geboren Demokrat werden. (Vorrede von 1853 zu den „Oden und Balladen“.)

Sein Charakter als Politiker dars nicht verunglimpst werden. Damit ist allerdings keineswegs gesagt, daß man vor seiner Besähigung zum Politiker großen Respeat zu haben brauche. Der dichterische Meister ist in der Politik kein Talent, doch ein Charakter.

content-0166.png

Das j?reußentbmn in der neueren tonnst.

content-0168.jpg

Alfred woltmann,
— Prag. —

Hls Wiuckelmann im Jahre 174^ dem Staat, dem er durch die Geburt angehörte, Preußen, sür immer den Rücken kehrte, that er dies mit innerster Abneigung, der er in den Worten Ausdruck gab: „Mein Vaterland verlasse ich gern," Und später schrieb er mit deutlichem Seitenblick aus dieses: „In einem Lande wie Sparta können die Künste nicht gedeihen und müssen gepflanzt ausarten." Dieses scharfe Urtheil ist aus der subjeetiveu Stimmung Wiuckelmanns, unter den Verhältnissen, aus denen er sich herausarbeiten mußte, erklärlich, aber ein einseitiges bleibt es doch. Bis in die neueste Zeit haben wir Aehnliches wiederholen hören, ja wir hören es noch. In einer verwandten Stimmung pslegten unsere süddeutschen Brüder ans Preußen zu blicken, mit einem entsprechenden Gesühl, nicht ohne Ueberhebung wurde in neuerer Zeit besonders von München, der Kunststadt des Königs Ludwig, das gemessen, was aus dem Boden Preußens künstlerisch geleistet ward. Aber eine strengere geschichtliche Prüfung wird solchen Urtheilen nicht ohne Weiteres beipslichten können.

Freilich hat der preußische Staat niemals die Pslege der Kunst sich zur besonderen Ausgabe gestellt, und, die Stämme, welche den Kern des Staates gebildet halen, sind nicht zu den künstlerisch vorzugsweise begabten in Deutschland zu rechnen. Auch heute uoch, nachdem die politischen und kriegerischen Thaten Preußens einen Ausschwing herbeigesührt, der dem Staate zugleich höhere Pslichten der gese.mmten deutschen Bildung gegenüber auserlegt, sehlt uoch viel darau, daß die Theilnahme sür die bildende Kunst, sür ihre Lehre und Pslege die Stellung im Staatsleben einnehme, welche ihr zukommt. Aber aus der andern Seite läßt sich behaupten und beweisen, daß von dem Augenblick an, in welchem der brandenburgischpreußische Staat selbständig in die Politik Europas eintrat, aus seinetn Boden, speeieil aus dem seiner Hauptstadt sich eine sortlausende und solgerichtige Entwicklung der bildenden Kunst vollzog, die ihr besow deres Gepräge hatte und die Eigenart des Staatswesens charakteristisch vertrat.

Man kann den Keim dieser Entwicklung in der Zeit des Großen Kursürsten sinden. Mit ihm beginnt die Organisation des Landes zum einheitlichen Staat, die Schöpsung der Heeresmacht nnd damit der activen Krast des Staates, die Herstellung von Arbeit, Ordnung und Wohlstand nach langer Herabgekommenheit und Verwilderung, und aus solchen neuen Grundlagen endlich eine wahrhast deutsche Politik, die eine Zeit lang dem Reiche neue Impulse gab, dann aber Kaiser und Reich zum Trotz sich behauptete. Der große Friedrich Wilhelm war zugleich ein ächter Kunstfreund. Sandrart rühmt in seiner „Teutschen Akademie" mit warmen Worten sein Verhältniß zur Kunst und hebt hervor, daß der Herrscher, dem in der Conservation des Landes viele hohe Sorgsalten obliegen, dock nicht unterlasse, sein heroisches Gemüth mit dieser tugendhaften Ergötzlichkeit zu ersreuen. Zunächst war er ein eisriger Sammler, wie, viele andere Fürsten und Vornehmen des 17. Jahrhunderts, dann ries er neue Schöpsungen in seiner Hauptstadt hervor. Um leistungssähige Kräste zu sinden, mußte er über die Grenzen seines Staates hinausblicken, aber dieses Zusühren sremder Kräste war eine Bereicherung sür den Staat. Die politische Einsicht, die er in der Ausnahme der verjagten sranzösischen Protestanten bewährt hatte, deren Bildung und Productionssähigkeit dem Lande reiche Frucht trug, zeigte er auch bei der Wahl der Künstler, die er an seinen

Hos zog.

Der sranzösische Geschmack war in Europa der herrschende geworden. Die Kunst, welche sich am Hose Ludwigs XIV. entsaltet hatte, sah man an den meisten deutschen Hösen als Muster an. Eine Ausnahme bildeten höchstens die südöstlichen katholischen Gegenden, namentlich die Österreichs schen Länder, in denen die traditionellen kirchlichen und politischen Beziehungen mit Italien auch eine vorwiegend italienische Richtung zur Folge hatten. Nun entwickelte sich aber eine dritte, abweichende Richtung in der brandenburgischen Hauptstadt. Der bewußte Gegensatz gegen das sranzösische Wesen war am Hose Friedrich Wilhelms lebhaft genug, um auch deu Geschmack zu beeinflussen.

Wie der Kursürst in den engsten Beziehungen zumi Hause Oranien stand und politisch mit den Niederlanden zusammenging, wurde auch sein künstlerischer Sinn von dorthier bestimmt. Die Niederlande, besonders die protestantischen, hatten während des 17. Jahrhunderts den ächt germanischen Geist in der Kunst am reinsten bewahrt, zunächst und am herrlichsten in der Malerei, Aber auch in der Baukunst und im Kunstgewerbe herrschte hier eine Richtung, die sich von der sranzösischen unterschied, die wie diese allerdings aus klassischen Studien beruhte, ihr in der ziemlich steisen Aussassung der antiken Muster ähnlich war, aber nicht so sehr aus Prunk und glänzende Repräsentation ausging, sondern einsacher gesinnt war und bei einer gewissen Nüchternheit doch eine gesunde Tüchtigkeit besaß. Ihr Charakter war ein schlicht bürgerlicher, sie blieb daher aus das norddeutsche Bürgerthum nicht ohne Einwirkung. Auch in Friedrich Wilhelm lebte dieser bürgerliche Geist. Unter den Malern und Bildhauern in seinem Dienste überwiegen die Niederländer. In Berlin wurde damals ein so ausgezeichnetes Werk der Plastik geschaffen, wie das Grabdenkmal des Feldmarschalls Grasen Sparr in der Marienkirche von Artus Quellinus. Ebenso waren seine Baumeister Niederländer: Memhardt, Smids und Iohann Arnold Nering. Durch seinen Bau am Berliner Schloß, der aus der Wasserseite den vortretenden nördlichen Eckslügel mit dem „Hause der Herzogin", jenem Pavillon mit zwei Thümmchen verbindet, wird die Architektur dieses Zeitraums heut am besten repräsentirt: zwei Loggienreihen mit einem Stockwerk gerade geschlossener Fenster darüber, die Verhältnisse streng, doch glücklich, das Detail vielleicht karg, aber von aller barocken Ausschweisung srei.

Ein zusammenhängendes künstlerisches Leben entsaltete sich aber in Berlin erst in der Regierungszeit Friedrichs III. Wie er nach der Königskrone griss, nicht um einen leeren Schein zu erjagen, sondern aus klarer Erkenntniß vom eigentlichen Berus seines Staates, und so zum Wesen auch den Schein sügte, der diesem zukam, so war ihm auch der künstlerische Schein der Königsherrlichkeit nicht gleichgültig, und wenn seine künstlerischen Schöpsungen auch vom hösischen Prachtbedürsniß angeregt und bestimmt wurden, so treten doch in ihnen zugleich größere Intentionen zu Tage.

Noch war Nering thätig, aber neben ihm trat jetzt eine bedeutendere Künstlernatur aus, die bald dem gesammten Schaffen in der Hauptstadt einen neuen Charakter verlieh: Andreas Schlüter, 1664 in Hamburg geboren, erzogen in Danzig, seit 1694 in Berlin, Durch das Universelle seiner Begabung ist er den großen Meistern der italienischen Renaissance verwandt. Wie ein voller Nachklang dieser Periode erscheinen seine Werke, mögen sie auch die Eigenthümlichkeiten des Barockstils, dem sie angehören, nicht verleugnen. Eine eigene Anschauung der Denkmäler Italiens und Frankreichs ist bei Schlüter vorauszusetzen, aber er ist doch seinen Vorbildern gegenüber srei. In dem Reiterbilde des Großen Kursürsten hat er das edelste plastische Werk seines Jahrhunderts geschaffen, der Seulptur ihren eigenthümlicheu Stil zu einer Zeit zurückgegeben, in der sie sich sonst meist in malerische Bewegtheit und in äußerliche Esseethascherei

Aord und 3üd. II, 4. . 8

verlor. Er bedient sich in Vielem des hergebrachten Apparats seiner Epoche, in den vier Gesesselten, welche als Schmuck des Sockels von Fürstendenkmälern eonventionell waren, aber eine über den Absolutismus hinausgewachsene Zeit besremden können, in dem römischen Imperatorenkostüm, dem sich die Allongeperrücke gesellt. Aber die plastische Aussassung des Helden selbst ist sein eigen: diese in vollendeter Ruhe dargestellte, zu vollem Leben heranogebildete und ganz von Geist durchdrungene Form. Selten haben Fürsteugröße, Willenskrast und Siegesbewußtsein in einem Bildnißdenkmal so erhabene und zugleich so charakteristische Gestalt gewonnen.

Wie dieses Werk in der Plastik, so eröffnet in der Baukunst das Zeughaus in Berlin die erste Glanzperiode preußischer Kunst. Dem Geiste des Staates entsprechend war der erste große Bau ein Nutzbau, der kriegerischer Rüstung diene, aber er wurde in künstlerischem Geiste durchgesührt und geschmückt. Man denkt an die Rede, mit welcher damals der Staatsmann Paul von Fuchs die neue Universität Halle eröffnete. Als das Sinnbild des preußischen Königthums erscheint ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorsteht*). Das Bauwerk hat eine Erscheinung gewonnen, die vollkommen seinem Wesen entspricht. Es ist ein Palast des Krieges in seiner sestem Gedrungenheit und geschlossenen Krast, mit der schweren Rustiea im unteren, den schlicht dorischen Formen im oberen Stockwerk. Nering hatte den Bau begonnen, die architektonischen Formen entsprechen noch völlig seinem Geschmack, obwol Vieles am Entwurs späterhin abgeändert worden. Aber ein größerer Geist hat sich hier mit dem seinigen vereinigt. Schlüter war nur kurze Zeit nach Nerings Tode Leiter des Baues und gab ihn dann in andere Hände, aber er hat ihm doch den Stempel seines Genins ausgedrückt. Erst die Art, wie er die Seulpturen sich organisch an die Architektur schließen ließ, gibt auch dem Architektonischen seine eigenthümliche Bedeutung. Kühn ausgebaute plastische Compositionen über der Balustrade, phantasievoll aber ohne Gespreiztheit, krönen den Bau, Helme und Trophäen bilden eine lebendige, überall charakteristische Deeoration, und wie sich außen der sestliche Siegespomp entsaltet, so gewinnt innen die Tragik des Krieges, in den Masken der sterbenden Krieger über den Fenstern des Hoses, ihren ergreisenden Aus. druck.

In den architektonischen Formen ist Schlüter da noch mächtiger, wo er selbständiger schafft. Mögen im Berliner Schloß seine Pläne auch nicht vollständig durchgesührt worden sein und später gewaltsame Abänderungen ersahren haben, so sind doch immer noch seine Gedanken in dem kenntlich, was jetzt besteht. Kein Neubau, nur ein Umbau war ihm zunächst aus. getragen; schonend versuhr er dem Vorhandenen gegenüber, nicht nur An

^ Ranke, Zwöls «iicher Prelchischer Geschichte. IV. Buch ,,. Cav.

lage und Mauern, auch maßgebende architektonische Motive behielt er bei, so die offenen Lauben im innern Hos, das Eckthurm-Motiv an der Schloßplatzront, im Anschluß an den vorhandenen Renaissanceebau. Aber aus Allem, was er vorsindet, weiß er etwas Neues und Bedeutendes zu machen, und so wird unter verwickelten Bedingungen das Ganze seine sreie Schöpfung, der kein Zwang anzumerken ist, auch da, wo sie gebunden war. Den großen Bildhauer verkündigen nicht blos der plastische Schmuck und die Decoration des Innern, sondern das sreie Leben und die Klarheit der architektonischen Formen selbst. Schlüter weiß den vollen Reichthum des Barockstils zur Geltung zu bringen, aber in der Art, wie er ihn verwendet, geht eine bewußte Mäßigung durch. Mögen im Stil Ludwigs XIV. der äußere Effect, das steise Ceremoniell und der theatralische Prunk tonangebend sein, so überwiegt dagegen bei Schlüter das Theatralische nicht. Die äußere Erscheinung ist kein blos angehängtes prunkendes Kleid, kein blendender Schein, sondern der lebensvolle Ausdruck der inneren Anlage und Composition. Majestät ist im Eindruck vorwiegend, aber ohne Prahlerei. Was schon bei den Ansängen der preußischen Kunst unter Kursüst Friedrich Wilhelm erstrebt wurde: stolze Unabhängigkeit vom sranzösischen Modegeschmack, hat Schlüters männlicher Geist hier erreicht.

Schlüter mußte von seinem Werke zurücktreten, ehe es beendigt war, ein technischer Mißgriff bei einem andern Bau brachte ihn zu Fall und seinen Rivalen zur Geltung. Ietzt gewinnt die theatralische Richtung, zu der Schlüter im Gegensatze stand, die Oberhand und spricht sich in dem westlichen Schloßportal, dem maßlos großen, nicht organisch zu dem Ganzen passenden Trimmphbogen, aus. Freilich nicht sür lange. Nach dem Tode Friedrichs I. war es mit dem Glanze des Hoslebens wie mit der künstlerischen Thätigkeit in Berlin vorbei. Während sonst das sranzösische Wesen in Deutschland noch mehr als srüher die Oberhand gewann, und auch die Wandlungen des sranzösischen Geschmacks sich hierher verpflanzten, aus den Stil Louis XIV. und seine anspruchsvolle Grandezza der Stil Louis XV., das Roeoeo mit seiner üppigen und launenhaften Spielerei solgte, sanden diese Richtungen unter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen keinen Boden. Er stand in seiner soldatischen und einsach bürgerlichen Gesinnung in ausgesprochenem Gegensatz zu sranzösischem Wesen. Von dem Kopsschmuck der Soldaten und der Bürger hat man die Bezeichnung „Zops" aus eine bestimmte Kunstrichtung des vorigen Iahrhunderts übertragen. Gerade sür die Richtung, die unter Friedrich Wilhelm I. herrschte, ist der Name bezeichnend; und beachtenswerth ist, daß in Preußen diese Reaetion gegen den sranzösischen Geist nicht erst aus das Roeoeo solgte, sondern diesem, das dann erst unter dem nächsten Könige Eingang sand, bereits vorherging. Die Kunst hatte sreilich unter Friedrich Wilhelm überhaupt keine anerkannte Existenz; die Architektur allein war thätig, in höchst ausgedehntem Maße, ganze Städte wurden durch den Willen des Monarchen und nach dessen Programm hervorgerusen, schmucklos, nüchtern, in strenger Regelmäßigkeit, ein Haus wie das andere, Alles in steiser Dressur. Die reine Nützlichkeit war bestimmend. Nochmals wurde aus die holländische Bauweise bürgerlichen Charakters, besonders aus den Backsteinbau, der sein Material zeigt, zurückgegrissen; diese ward mit ihrer praktischen Einsachheit in die preußischen Residenzstädte, uamentlich Potsdam, übertragen, Aber diese ganze Richtung ist ohne jedes künstlerische Gepräße, durch das Frontmachen gegen den sranzösischen Geschmack kann sie vielleicht als eine deutsche gelten, aber nur in dieser negativen Beziehung.

Und so hielt sie auch nicht vor. Ter König hatte kaum die Augen geschlossen, als sein Nachsolger, obwol er in politischer und wirthschastlicher Beziehung aus der Bahn des Vaters sortging, in Bildung und Kunst dem serngehaltenen sranzösischen Element die Thore öffnete. Dem überlegenen Geist, der hohen Bildung Friedrichs des Großen entsprach ein allgemeines künstlerisches Interesse. Aber die Kunst, die von nun an Boden an seinem Hose sand, knüßte doch keineswegs wieder an die Ueberlieferung aus der Zeit Schlüters an. Friedrichs persönlicher Geschmack war maßgebend in Allem, was nun geschaffen wurde, und der bildenden Knnst gegenüber nahm dieser eine ähnliche Stellung ein wie in der Literatur. Dennoch würde man ihm Unrecht thun, wenn man seine Richtung nur aus der Vorliebe sür sranzösisches Wesen erklären wollte. Sie ist vielmehr ein Anlaus zu jener kosmopolitischen Bildung des 18. Iahrhunderts, die bald gerade in der deutschen Literatur ihren vollendeten Ausdruck sinden sollte. In seiner politischen Stellung ganz aus dem Boden seines Staates sußend, durch seine Thaten das deutsche Nationalgesühl unwillkürlich weckend, strebte Friedrich wie zur Ergänzung nach einer Weltbildung. Nach der Ausbildungsstufe seiner Ingend konnte er den Weg dazu nur durch die sranzösische Bildung sinden; seine Grenze in geistiger Beziehung wird aber dadurch bezeichnet, daß er aus dem Wege stehen blieb. Die wahre kosmopolitische Bildung aus dem Gebiete der Kunst war seinem Freunde und Baumeister Knobelsdorß eher ausgegangen. In ihm lebte ein neues und tieseres Verständniß des klassischetl Alterthums aus, dessen Zeugniß sein Opernhaus in Berlin, vollendet im Iahre 1743, schon lange vor dem bahnbrechenden Austreten Winckelmanns wurde. G. W. von Knobelsdorff ist ein interessanter Vor läuser der klassischen Richtung, die am Schluß des 18. Iahrhunderts siegreich durchdrang; er that einen der ersten Schritte dazu, das Alter thnm aus dem sranzösischen Hoskostüm herauszuschälen, sogar eine Ahnung von dem Unterschiede römischer und griechischer Formen war ihm bereits ausgegangen.

Aber der königliche Freund verstand ihn nicht, es ergaben sich Con stiete zwischen ihnen aus den Gegensätzen ihres Geschmacks, und keiner von beiden wollte sich zur Nachgiebigkeit verstehen. Nach dem Tode Knobelsdorffs (1753) entsalteten sich in der Hoskunst der theatralische Prunk des Barockstils, der gesallsüchtige Reiz des Roeoeo ungehindert. Glänzendes wurde hervorgebracht, aber es war meist mehr Schein als Wesen, wuchs nur wie die mühsam gepflegte Pslanze einer sremden Welt aus diesem Boden und blieb dem Volke, dem Geist des in ernster Zucht sich entwickelnden Bürgerthums sremd.

Doch diese Hoskunst sand ihre gesunde Ergänzung aus dem Bürgerthum. yeraus. In bescheidener Stellung keimte jetzt in Berlin eine Kunst empor, die weithin Geltung sand und wahrhast im Volke lebte. Ihr Meister ist Daniel Chodowiecki, der Danziger sgeb. 1726, gest. 1801), seit 1743 in Berlin, trotz des polnischen Namens ächt deutsch in seiner Gesüßlsweise und künstlerischen Richtung. In der eigenthümlichsteu Periode deutscher Kunst, in der Zeit Dürers, hatten die vervielseältigenden Künste, Holzschnitt und Kupserstich, die wichtigste Rolle gespielt, die Kunst aus das innigste mit dem Volksthum verbunden, mit dem geistigen Leben und den neuen Gesichtskreisen, die es erschloß, in Zusammenhang gesetzt. Diese Richtung nahm Chodowiecki wieder aus und stellt uns so die Verknüpfung zwischen der srüheren deutsch-niederländischen Tradition von Dürer bis Rembrandt mit jener gesunden Richtung in der gegenwärtigen deutschen Kunst dar, die in Volksthum und eigenes Leben einkehrt.

Was Chodowiecki als Maler geleistet hat, würde ihm kaum eine hervorragende Stellung sichern. In der Illustration, in der Vervielseältigung seiner eigenen Erfindungen durch den Kupserstich sand er sein angemessenes Feld. Seit im Iahre 1767 sein zeitgemäßes Blatt: „Der Abschied des Calas von seiner Familie", durchschlug, war seine Position begründet, unermüdlich und sruchtbar arbeitete er in dieser Technik weiter. Dichtung, Geschichte, gegenwärtiges Leben gewährten ihm die Stoffe. Wenn die allegorisch-mythologische Gestaltenwelt bei ihm austritt, wenn er uns die Heldetl der Kreuzzüge, die Charaktere der Shakespeare'schen Tragödien: Coriolan, Maebeth, Hamlet, zeigt, so mögen seine Erfindungen uns heutzutage zopsig erscheinen, nnd gar zu abhängig von der alltäglichen Anschauungsweise seiner Tage. Aber ganz ist Chodowiecki zu Hause in der eigenen kleinbürgerlichen Welt. Mit Figuren aus der nächsten Umgebung, mit Typen des Straßen- und Wirthshauslebens in Berlin, mit Gruppen aus seinem eigenen Familienleben begann er: das anmuthige Blatt „!>e oadinet ä'nn I»entro" — seine Fran mit den Kindern, im Hintergrund der Zeichner selbst — bleibt eine seiner glücklichsten Leistungen. Dann illustriert er die erzählende Dichtung des 18. Iahrhunderts, Richardsons Ciarisse, den Landprediger von Wakesield, Smollet, Voltaire, Rousseaus neue Heloise, Zophieus Reise. Wir danken ihm die Kupser zu vielen unter den ersten Dichtungen, welche die deutsche Literatur in eine neue Bahu führten, Lessings Minna von Barnhelm an der Spitze, später zu Werther, zu Kabale und Liebe, Oft ersindet er die Situation selbst, wie in jenen reizenden Interieus „Beschäftigungen der Damen" oder in der Folge „natürliche und asseetirte Handlungen des Lebens", die er einander seinironisch gegenüberstellt. Ie kleiner der Maßstab, desto graziöser wird seine Vortragsweise, wie in den Berliner Moden, in den Haartrachten der Damen; und wie zum Spiel streut er gar in späterer Zeit an den Plattenrand seiner kleinen Blätter noch ungleich kleinere Einsälle, Improvisationen einer immer thätigen Phantasie. Das Leben seiner Kreise im nordlichen Deutschland, zugleich die ganze Empsindungsweise und Sitte des deutschen Bürgerthums hält er in tressender Beobachtung und sein bis in die unscheinbarsten Züge sest. Die Figuren, ost etwas dilettantisch in der Zeichnung, im Verhältniß leicht zu schlank, sind doch charakteristisch und ohne einen Zug prunkender Bravour; bei äußerster Schlichtheit der Behandlung gewinnen die Blätter durch die Zartheit der Technik, die vollendete Haltung, den Reiz der Lusperspeetive, das anziehende Leben in Figuren und Situationen einen ächt künstlerischen Werth, Chodowiecki süßrt uns in eine Gesellschaft voll Bildung und Sitte, mit tüchtigem Bürgersinn, zugleich mit gesälligen Formen des Benehmens. Die Empsindsamkeit, welche im Leben damals ihre Rolle spielte, tritt auch in seinen Bildern ost hervor, ist aber verbunden mit Verständigkeit, Klarheit, behaglicher Lanne. Das tendenziös Lehrhaste, die ätzende Satire eines Hogarth bleiben seinen schalkhasten und unbesangenen Darstellungen sern. Diese sind aus der Zeit Friedrichs des Großen mit ihrer gesunden Ausklärung und edlen Humanität herausgewachsen, und so erscheint mitten in allem Kleinleben, in dem Chodowiecki sich am liebsten bewegt, der große König selbst. Durch ihn ist der „alte Fritz" zuerst künstlerisch so sestgehalten worden, wie er von da an vorzugsweise in der Phantasie des Volkes lebt: der gebückte Greis zu Pserde, mit dem Krückstocke, wie er seine Revue abhält, dann aber auch der Philosoph, der Gesetzgeber, der Kriegsheld in den mannisgachsten Situationen. Als die neue klassische Richtung, Wiuckelmann an der Spitze, noch vornehm aus das Gemein-Wirkliche herabsah, als selbst Lessing theoretisch bei einem einseitigen Idealitätsbegriff stehen blieb, kam der Zug des Dichters Lessing, welcher den Kritiker Lessing ergänzte, bei dem Illustrator vou Minna von Barnhelm zur Geltung, und Chodowiecki bildet ein Gegengewicht gegen das, was in der neuen klassischen Bewegung einseitig war.

Verwandtes, wie es hier die Kunst sür den kleinen häuslichen Kreis leistet, kam aber noch bei Chodowieckis Lebzeiten auch in der öffentlichen und monumentalen Kunst zur Geltung. Noch in die Zeit des großen Königs sällt die Iugendentwicklung von Gottfried Schadow lgeb. 1764, gest. 1850), der schon als der anerkannte Meister der Plastik dastand schon seine Hauptwerke geschaffen hatte, ehe Thorwaldsen seine Bahn begann, nnd der, während der dänische Bildhauer seine Trimmphe seierte, immer. noch ein Recht dazu hatte, seinen selbständigen Werth diesem gegenüber zu sühlen.*)

Als im Iahre 1844 nach dem Tode Thorwaldsens eine Gedächtnißseier in der Berliner Akademie stattsand, war der alte Schadow mit der Rede nicht zusrieden. Er brachte still sür sich in wenigen Worten seine Meinung zu Papier. Wohl würdigte er Thorwaldsens eigenthümliche Größe, er nannte seine Reliess „Meisterstücke der lieblichsten Art", pries „seine jugendlichen Gestalten in srohen Gruppen", „sein kindliches Gemüth, das ihm verblieb, und seine Phantasie, welche ihn in diesen zauberischen Kreis bannte". Aber Thorwaldsens Christusstatue, seine Denkmäler, seine Portraitstatnen wollten ihm nicht behagen. Er nrtheilte, daß in diesen „Thorwaldsen die ungekünstelte Nachahmung der Natur immer schwer geworden sei". Schadow konnte so sprechen, weil er selbst Thorwaldsen ergänzte. Wohl verstand er, daß es die eigentliche Ausgabe der Plastik sei, die Schönheit der Menschengestalt darzustellen in der Gesetmtheit ihrer körperlichen Erscheinung, sprechend durch die sinnliche Erscheinung, die selbst das eigentlich Charakteristische zu dämpfen hat. Ausgaben, wie die ersten großen Schöpfungen, die er vollbrachte, das Grabdenkmal des Grasen von der Mark und sogar die Bildnißgruppe der Kronprinzessin (Königin Luise) mit ihrer Schwester, ließen sich in diesem Sinne lösen. Aber der kriegerische Staat stellte noch andere Ausgaben, er sorderte die Denkmäler seiner Helden. Schadow ging an solche mit dem vollen Bewußtsein, daß er hier aus bestimmte Reize seiner Kunst zu verzichten habe. Er theilte die Ausgaben, die der Bildhauer zu lösen habe, in „poetische" und „prosaische"; erstere gewährten auch ihm erst die volle künstlerische Besriedigung, letztere sah er als unumgänglich an und ergriss sie als künstlerische Pslicht.

Der Wilhelmsplatz in Berlin bot, bis seine Marmorstatuen neuerdings durch moderne, nur zum Theil getreue Nachbildungen in Bronze ersetzt wurden, die Doeumente dar, in welchen ein Stück Geschichte der neueren Plastik klar zu Tage trat. Friedrich der Große hatte zunächst noch selbst zweien seiner Helden, Winterseld und Schwerin, Denkmäler gesetzt. Sie wurden von sranzösisch gebildeten Künstlern im eonventionellen römischen Kostüm dargestellt, Schwerin mit der Fahne im asseetirten Tänzerschritt. Nun solgten die Monumente von Keith und Seidlitz, und diese zeigte Schadows Lehrer, der Niederländer Tassaert, in ihrer Unisorm, aber die moderne Tracht war schematisch und nicht einmal correet behandelt, die Männer waren bei ihrer geistlosen Aussassung wie Puppen hineingesteckt. Erst durch Schadow sand ein solcher Versuch wirklich eine künstlerische

*) Nekrolog von Eggers, Deutsches Kunstblatt 1, 1850. — Gottfried Schadow, Aussätze und Briese, herausgegeben von I, Friedländer, Düsseldors 1864, nebst Nachtrag,

Lösung. „Wenn der Held selbst groß ist," sormulirte er sein Programm, „so denkt sich ihn der Künstler auch gerade als ein simples Portrait. Es bedars dann keiner sremden Hülle, um ihn groß und ehrwürdig scheinen zu machen, und das Gewand, welches er trug, mochte es sein wie es wollte, wird durch den Helden geheiligt, und da wir Künstler keine andere Sprache haben, als körperliche Formen, so können wir auch das Eigenthümliche der Sitte und des Charakters nicht anders ausdrücken, als wenn wir getreu sind." Er schus den Ziethen und den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau aus dem Wilhelmsplatz: den kecken lauerndeu Reitergeneral, bei welchem die momentane Ruhe doch nur als die Vorbereitung schnell losbrechender Bewegung erscheint, und den strammen Kriegessürsten, den Mann der Dressur, des knappen Commandos, des schneidigen Vorgehens und der gebieterischen Sicherheit. Die künstlerische Aussassung der Persönlichkeit war jedesmal ein genialer Griff, beruhte aber zugleich aus eingehenden geschichtlichen Speeialstudieu, welche ebenso ältere Bildnisse, wie die historische Literatur, — das biographische Material zu Rathe zog, um das ganze Wesen des Mannes zu durchdringen.

So stand Schadow als der Berusene da sür Lösung der größten plastischen Ausgabe, die der preußische Staat nach dem Tode Friedrichs des Großen sich gesetzt sah, und die bald den Wettseier der Künstler entslammte. Als er aber ein Reiterbild Friedrichs des Großen entworsen hatte, sand sein Modell bei König Friedrich Wilhelm II. nicht Gnade, welcher meinte, „daß sich das jetzige Kostüm sür die Statue nicht schicke". Schadow sand sreilich Gelegenheit, im Iahre 1793 Friedrich in dem Denkmal sür Stettin nach seinem Sinne auszusassen, ganz realistisch, aber dabei in wahrhast monumentaler Gestalt, mit hohen Stieseln und dreieckigem Hut, sreilich den Königsmantel über die Unisorm geworsen, um der gedrungenen Figur mehr Wucht zu verleihen, trotz des geschichtlich Bedingten der Erscheinung heldenhast, im Ausdruck geistig eouentritt, in Körper und Haltung ganz von Willen und Charakter durchdrungen. Und auch sür das Königsdeukmal in Berlin gewann nach allen Schwankungen später Schadows Programm wieder Geltung, mochte dann auch die Verwirklichung erst einem jüngeren Meister zusallen.

Im Iahre 1801, als gerade Schadow in der vollen Iugendkrast seines Schaffens stand, sprach einmal Goethe, der auch in Sachen der bildenden Kunst sein Wort mitzureden pslgte, in den Propyläen seine Bedenken über die in Berlin herrschende Kunstrichtung aus. Sie waren vornehmlich gegen Schadow gerichtet, obgleich er scheinbar ausgenommen wurde: „In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus mit der Wirklichkeit- und Nützlichkeitssorderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu ossenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durch's Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Oute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, sreie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht ans das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gesördert werden."

Schadow süßlte, daß er hier einzutreten habe, und schrieb nun einen Aussatz voll goldener Worte über das ganze Schaffen des Künstlers, besonders des Bildhauers, wobei er dann schließlich mit Goethe Abrechnung hielt und sich namentlich gegen dessen Schlußsatz, daß es keine patriotische Kunst und Wissenschaft gebe, verwahrte. „Wir Deutsche müssen Kunstwerke hervorbringen, in denen man uns selbst sieht," ries er aus, und schritt zu dem Ausspruch weiter: „Sollte es auch keck scheinen, so wage ich doch zu behaupten, daß was hier von der bildenden Kunst gemeint ist, sich auch aus die Dichtung anwenden lasse. Der Sinn und die Laute der grauen Vorzeit sind schön, und davon durchdrungen singt Goethe: Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön. Aber wahrlich, das ist hart geredet gegen die ihm innewohnende vortressliche Gabe der Dichtung und des Gesanges. Das Lesen derjenigen seiner Werke, wo er selbst und Er nur allein spricht, erregt eine Stimmung, eine Schwärmerei, die ich beim Homer nie empсанд. So muß es auch sein, und wie Homer die Essenz seines Zeitalters war, so ist Er die des unsrigen. — Homeride sein zu wollen, wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten."

Schadow, nicht Goethe, hat vor der Nachwelt in dieser Frage Recht behalten, und nur das ist dem Künstler vorzuwersen, daß er später, als er persönlich sich mit Goethe gesunden, diesem dann doch eine Coneession gemacht hat, bei dem Blücherdenkmal sür Rostock, in welchem er den Feldhern seiner Zeit in Hosen mit Sprungriemen, in Stieseln, mit dem Säbel, aber in antikem Chiton mit übergeworsenem Löwensell darstellte.

Schadows wahrhaft productive Zeit dauerte nicht lange. In die jüngeren künstlerischen Bestrebungen, welche um ihn her emporgewachsen waren, konnte er sich nicht hineinsinden. Er trieb vorzugsweise theoretische Studien im Dienst der Kunst, war an seinem „Polyklet“ thätig, indem er durch das Studium über die Proportionen des Körpers die Arbeit Leonardos und Dürers sortsetzte, und leitete die Berliner Akademie. Imponierend stand der alte Herr unter den Jüngeren da, ein Mann von Charakter, voll Schneidigkeit des Wesens, originell, auch rücksichtslos und schroff. Er wußte, wenn es daraus ankam, der derbe Märker*), aber auch zur rechten Zeit der Mann von Welt und Bildung zu sein. Alle

*) Eine liebenswürdige Schilderung, die namentlich diese Seite berücksichtigt, in Th. Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

übersah er, er war unzufrieden mit den Künstlern einer neuen Generation, die nichts mehr „machen“ konnten, und hielt ihnen das Wort entgegen: „Man erlerne erst das Handwerk der Kunst, wisse bevor und dichte dann.“ Gewissenhaftigkeit, Strenge, ernstes Durcharbeiten, das sich nie mit dem genialen Wurs allein begnügt, sind bei Schadow ächt preußische Züge. Spröde mag er erscheinen, aber wie gut, daß der Dilettantismus, der sich nur zu oft in der neueren deutschen Kunst breit machte und der Idee gegenüber die Ausführung vernachlässigte, sein Gegengewicht in diesem Geist der Zucht, des anerzogenen Pflichtgefühls fand, welches dem straffen preußischen Staatswesen entspricht.

Als Fortsetzer der eigentlich-preußischen Kunstrichtung stand Schadow im 19. Jahrhundert lange isolirt da. Nach dem Ende der Besetzungskriege waren die tonangebenden Künstler in Berlin Schinkel und Rauch. In Schinkel lebte die kosmopolitische Richtung von Neuem aus, die in der Wiedererweckung klassischen Geistes und klassischer Läuterung der Form ihr Ziel sah. Rauch gewann seine Stellung dadurch, daß er eine Vermittlung zwischen der klassischen Richtung und derjenigen Schadows herzustellen verstand. Die ideale Begeisterung, welche der Volkskrieg geweckt hatte, schien auch der Kunst einen Ausschweifung im preußischen Staate zu versprechen. Die Gründung eines Museums wurde eine Ausgabe des Staates nach dem Friedensschluß, Schinkel entwarf architektonische und plastische Monumente im höchsten Stil, welche das Andenken großer Thaten der Nachwelt bewahren sollten. Die edelsten Geister, Künstler und Gelehrte, vereinten sich in diesen Bestrebungen. Wilhelm von Humboldt legte das Wort in die Wagschale: „Man kann es überhaupt nicht genug wiederholen: Kunstgenuß ist einer Nation durchaus unentbehrlich, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben soll.“ Auch der Staatsmann sah in der Kunst ein bedeutungsvolles Element der Volkserziehung. Aber die Zeit des Enthusiasmus hatte nur kurze Dauer, eine kleinliche Reactionsepoche knickte die gesündesten Keime, und die künstlerische Welt, die ein Schinkel um sich her entstehen zu sehen hosste, lebte nur in seinen Träumen, die er unbeirrt aus das Papier wars.

Ward in Preußen viel für die Pflege der Kunst versäumt, so lag das teilweise an dem Hemmen jeder freieren geistigen Bewegung. Es lag aber auch an der bitteren Nothwendigkeit des materiell armen Staates, seine Kräfte auf andere Ausgaben zu concentriren. Hindernd war dabei auch vielfach die persönliche Gesinnung des Monarchen. Friedrich Wilhelm III. war schlicht, sparsam, ohne eigentlich künstlerische Interessen. Von ihm ist uns die Bemerkung über Schinkel bewahrt worden: man müsse ihm einen Zaum anlegen. Und doch ist auch in dieser einsachen, vielleicht nüchternen Gesinnung ein gesunder Zug zu erkennen. Man sieht ihn heraus, wenn man in der neuen Rauch-Biographie von Eggers die Entstehungsgeschichte von Rauchs erstem Hauptwerk, dem Grabdenkmal der Königin Luise, liest. Ein anspruchsvoller Apparat war bei städtischen Grabmonumenten herkömmlich, Statuen in repräsentirender Pracht der Erscheinung, allegorische Figuren, die sich absichtsvoll zur Schau stellten, Trauernde, die aus einer Grabeshöhle hinwallen, melancholisch hingesunkene Genien. Friedrich Wilhelm III. wollte für das Denkmal der Königin nichts von dem Allen; er stellte selbst das Programm: nur ein Sarkophag, und aus, diesem die Gestalt der Königin, ruhend, in leichtem Gewande, das die Formen des Körpers durchscheinen lasse, ohne allen königlichen Schmuck. Der Künstler, der aus dem eignen Haushalt des Königs hervorgegangen war, schuf dieses Bild in der innigsten Hingabe an die Intention seines Herrn, dem das entstehende Werk in den Jahren schwersten Unglücks ein erquickender Trost, eine Sache tiefsten Herzenswunsches war. So ward das Bild vollendet, vor dem die losbrechenden Thränen den König zwangen, die Werkstatt Rauchs zu verlassen, das Bild, wie wir es im Mausoleum zu Charlottenburg sehen: die holde Schummernde, das Haupt zur Seite geneigt, von Frieden übergossen, in einer Anmuth, die bis in jede Falte des Gewandes nachklingt, in voller Natürlichkeit und zugleich in zartestem Liebreiz. Hier hatte denn doch der schlichte Sinn des preußischen Königs seinem Künstler aus die richtige Bahn geführt.

An Originalität kann sich Rauch mit Schadow nicht vergleichen, aber er blieb in allem Wesentlichen dem Geiste des Meisters treu, und verstand seiner Zeit um so eher zu entsprechen, als er das scharf Charakteristische etwas mäßigte und das Auge durch Formgewandtheit gewann. Mit seinen Denkmälern von Bülow, Scharnhorst, Blücher wurde die Plastik in Deutschland wahrhaft volksthümlich. Er schuf das größte Prachtwerk der modernen realistisch-historischen Plastik in dem Reiterdenkmal Friedrichs des Großen, mag in diesem auch die Composition nicht vorwurfsfrei, die Aussattung der Hauptfigur nicht monumental genug sein. Er seierte sein siegreiches Volk aber nicht durch Portraitdenkmäler allein, sondern gab auch der klassischen Idealgestalt der Victoria die schönste Ausprägung, welche sie in der neueren Kunst empfangen hat.

Die deutsche Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts hat ihre Schwäche vorzugsweise in dem Abspringenden, das in ihr zu Tage tritt, in dem Mangel an Zusammenhang und ruhiger Consequenz. Aber während sonst so ost Richtungen unterbrochen und von anderen durchkreuzt wurden, ehe sie sich wahrhaft ausgelebt hatten, besaß wenigstens eine Kunstrichtung unserer Zeit Geschlossenheit und solgerichtige Entwicklung: die Berliner Plastik seit Schadow und Rauch. Diese Schule hat sich in der Folge erweitert, nach anderen Orten verpflanzt, Rietschel ward Rauchs Fortsetzer und namentlich durch ihn gewann die ansangs speeisch preußische Richtung einen allge meineren Charakter. Aber innerhalb desselben lebt auch jetzt noch jener preußische Zug kräftig fort. Wir erkennen ihn in der einsachen Heldensfigur Kaiser Wilhelms aus der Kölner Brücke von Drake und in Siemerings Fries, dem Ausbruch des Volkes zum Kampfe, für den Abschluß der Berliner Siegesstraße im Jahre 1871.

Gottfried Schadow hat aber auch aus dem Gebiete der Malerei seinen Fortsetzer, mit welchem das künstlerische Preußenthum am lebendigsten in die Gegenwart hineinragt: Adols Menzel. In ihm lebt zugleich der Geist Chodowiecki's weiter. Wie dieser ist Menzel nicht nur Maler, sondern fast noch mehr Illustrator, und diesem hat er zugleich Anregung und Material zu danken bei seinen Schilderungen derjenigen Zeit, in welcher Chodowiecki lebte. Als der Sinn für geschichtliche Malerei in unserer Zeit erwachte, das Publikum den Darstellungen dieser Art freudig, wenn auch nicht immer aus eigentlich künstlerischem Interesse entgegenkam, entstand aus diesem Gebiete, das an allen Orten, von allen Schulen angebaut ward, Gesundes recht wenig, Unzulängliches genug. Ost nur künstlich arrangirte Modelle, womöglich zu einer rührenden Situation ausgebeutet, ost bloße Reproductionen von Theaterseenen unter besonderer Bevorzugung tragischer Momente, die sich doch beinahe niemals wahrhaft sachlich entwickelten, ost Kostümstücke, an denen das Aeußerliche die Hauptsache war, und eine schmucke Bühnengarderobe, ein complirter Apparat leicht die Charaktere und die Handlung lähmten. Wie eine Satire aus diese Versuche kam danu eine Kunst ausgeblüht idealen Stils und suchte die Ausgabe, die sich der Realismus gestellt hatte, mit ihren Mitteln zu lösen, setzte eine große Maschinerie mit geschichtlichen und allegorischen Figuren in Gang, die sich in couventionellen, vielleicht gesälligen, aber stets innerlich leeren Formen und Linien entsalteten, und gab dem wißbegierigen Publikum ein gedrucktes Programm in die Hand mit der ersorderlichen Auskunft über die großen Ideen und tieferen Bezüge, welche das Bild angeblüht enthielt.

Und doch war schon längst der Versuch einer ächten geschichtlichen Darstellung in der deutschen Malerei gemacht worden. Neunzehn Jahre alt, hatte Adols Menzel 1834 die Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte gezeichnet, die er zwei Jahre später in Lithographie herausgab. Im Titelblatt zeigte er, daß er ideale Motive großartig zu handhaben verstand, in den Bildern selbst ging er aus ein reales Vergegenwärtigen der Situation mit ganzer Kraft und Eigenthümlichkeit aus. Da haben wir nicht solche Seenen, in denen sich eigentliches Theaterpathos entsalten kann, keine Rührstücke, nicht was man gemeinhin „poetisch“ nennen würde, aber auch keine langweiligen Ceremonienbilder und Schausstellungen. Historisch bedeutsamen Momenten ist die wahrhaft malerische Seite abgewonnen, die handelnden Charaktere sind energisch herausgearbeitet, von dem Bewußtsein durchdrungen, welche der betressende Moment verlangt. Jede Epoche kommt in ihrer geschichtlichen Physiognomie zur Erscheinung, doch ohne ausgeputzte Romantik und ohne Geslissentlichkeit.

Aber das Publikum, aus das Menzel hätte wirken können, war nicht reich genug und zu einseitig gebildet, um ihn zu würdigen. Ihm bot sich lange keine Gelegenheit, größere malerische Ausgaben anzugreifen. Als Illustrator blieb er thätig, durch halb improvisirte Blätter, in denen aber Geist und Laune sprühten, Neujahrskarten, Vereinsblätter, Tischkarten, hatte er seine Existenz zu sichern. Doch auch seine Zeit kam, er schlug durch mit einem großen Werk der Illustration, den Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen. Schon der Stoss war in ächt preußischem Geist ergrissen und war ein im besten Sinne volksthümlicher auch über Preußens Grenzen hinaus. Da wird die ganze Epoche lebendig bis in ihre kleinsten Züge; alles Material, welches geschichtliche Forschung, Studien der äußeren Erscheinung der Zeit in Tracht, Sitte und Leben darbieten, ist bewältigt. In Darstellungen kleinsten Umsangs, die skizzenhaft hingeworfen scheinen und von denen doch jede einzelne ein vollendetes Kunstwerk ist, meisterhaft in Aussattung, Composition und Bewegung, unvergleichlich in der Charakteristik und selbst bei diesem Maßstabe im physiognomischen Ausdruck, treten uns hier die Menschen, die Thaten und die Zustände in überzeugender Anschaulichkeit entgegen. Das Werk ist ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden, Generationen deutscher Jugend sind mit ihm ausgewachsen und hätten keine bessere Nahrung finden können. Auch die ächt volksthümliche Technik für die Illustration hat sich hier bewähren können. Zur Schulung des Holzschnittes in Berlin hat Menzel als Zeichner wesentlich beigetragen.

Dieser Schöpfung folgte das Prachtwerk „Die Armee Friedrichs des Großen“, in colorirten Blättern, dann die vom Staate unternommene Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, in welcher der Holzschnitt noch Vorzüglicheres leistet, und der Künstler, obwohl fast nur aus Schlußvignette beschränkt, einen unerschöpflichen Reichthum der Erfindung offenbart, nicht nur in Gestalten realen Charakters, sondern auch im ornamentalen Spiel, in symbolischen Figuren von seltener Frische der Erfindung und in Kindergenien von bezaubernder Anmuth und Lebendigkeit. Endlich die Folge von größeren Holzschnitten „Aus König Friedrichs Zeit“, Charactersignen des Königs und seiner Helden, in denen Schadows Geist wieder ausblüht.

Im Jahre 1840 war die erste Ausgabe der Geschichte Friedrichs des Großen mit den Menzel'schen Zeichnungen erschienen. Damals bestieg ein König den Thron, der Kunstsinn besaß und von dem eine Pflege der Kunst erwartet wurde. Neue Kräfte wurden berufen, Großes wurde geplant und wenigstens begonnen, aber dem ächt preußischen Maler wurde kein Schauplatz gewährt, aus welchem er seine Kunst in bedeutenderem Maßstabe hätte entsalten können. Dafür gewann Menzel eine immer seltene Stellung im Volksthum. Obwohl vorzugsweise aus das Zeichnen angewiesen, wurde er doch zugleich ein Meister der Farbe, besaß er den Sinn für das eigentlich Malerische in einem Grade wie wenige deutsche Künstler. Er bewährte ihn in der Oelmalerei, in der fast jede Arbeit einen neuen Schritt bedeutete, wie im Aquarell. Menzel konnte gelegentlich das Wort hinwersen: „Es gibt keine Technik“, eben weil für ihn, im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Maler, die Idee, die künstlerische Erfindung und die technische Ausführung nichts Getrenntes waren, die Technik jenen gegenüber sich niemals unzulänglich erwies, aber auch nie als äußerliche Bravour über jene hinauswuchs. Sicher und treffend in jedem Zuge, auch wo sein Vortrag nur leicht zu skizziren schien, erreichte er eine staunenswerthe Wahrheit in Farbe, Ton und Lichtwirkung, ein vollkommenes Ineinandergreifen der Figuren und der Umgebung. Ging er vorzugsweise aus das Scharf-Charakteristische aus, so war dies doch bei den Stoffen, die er wählte, stets das künstlerisch Gebotene, und er wußte zugleich den Zauber intimen Lebens und durch diesen einen wahrhaft poetischen Eindruck zu erzielen. So schuf der Maler Friedrichs des Großen jene zwei Meisterwerke unter seinen Oelgemälden, die wir jetzt in der Nationalgalerie in Berlin sehen: die Taselrunde in Sanssouei, voll sprühenden Geistes lebendiger Unterhaltung, in der Friedrich und Voltaire den Ton angeben, und das Coneert Friedrichs des Großen, bei dem der Reiz einer noch seineren Seelenstimmung und die Wirkung des nie vollendeter gemalten Kerzenlichts zur Geltung kommen. In der Schlacht bei Hochkirch (Berlin, königliches Schloß) läßt er auch in der bloßen Episode des nächtlichen Kampfes dessen volle historische Wucht zur Erscheinung kommen, und steigert diese in der Gestalt des Königs bis zur tragischen Größe, der doch aller äußerlicher Pathos fern bleibt. Dann malt er wieder die vornehmen Damen und Cavaliere der gegenwärtigen Hosgesellschaft aus dem Balkon des Ballsaals, die Geheimrathsunterhaltung im Salon, das Straßenleben der Pariser Boulevards, die Sonntagslust von Alt und Jung im Tuileriengarten, selbst die Gluth des Hochosens und die Männer bei schwerer Arbeit (Berlin, Nationalgalerie). Wohin er greift, im eigenen Leben, das sein Auge schärfer als jedes andere geschaut, wie in der vaterländischen Vergangenheit, die ihm lebendig wie die eigene Gegenwart geworden, entdeckt Menzel das Malerische und führt es in die Welt ein. In seiner Art, die Dinge ganz zu ergreifen, seiner Entschiedenheit, die Allem aus den Grund geht, seiner künstlerischen Strenge der Durchsührung, seiner unwandelbaren, nie von Sentimentalität berührten Gesundheit lebt ein ächt preußischer Zug.

Zwischen Künstlern wie Schlüter, Chodowiecki, Schadow, Rauch, Menzel, die in zwei Jahrhunderten nach einander aus demselben Boden wirkten, besteht ein geistiges Band*). Wir haben hier eine in sich zusammenhängende, ununterbrochene, auch Gegenströmungen überdauernde

*) Dieser Gedanke ist schon ausgesprochen in der trefflichen Skizze Adols Menzels von Bruno Meyer, Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. XI,

Richtung, die vom preußischen Geist erfüllt ist. Die neue deutsche Kunstentwicklung hat manche Wege eingeschlagen, die Richtung, die wir skizzirt haben, ist nur eine von vielen, aber eine berechnigte.

Sie entwickelte sich aus einer sehten Tradition heraus, während sonst die deutsche Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts sich wesentlich aus den Bruch mit der bisherigen Ueberlieferung gründete. Sie ist preußisch, aber zugleich wahrhaft deutsch in ihrem Ausgehen aus das Reale und Charakteristische, ihrem Streben nach schlichter Wahrheit und nach volksthümlichem Ausdruck. Hat sie eine Zukunft, wie man bei ihrer Gesundheit erwarten darf, so wird diese dem gesamtten deutschen Kunstleben, nicht blos einem Theile desselben zu Statten kommen.

content-0171.png

content-0172.png

content-0174.jpg

von

Friedrich INeyer von waldeck.
— 1?ei!>elberg. —

! ein erbarmungswürdigeres Bild, als der Zustand der russischen Presse unter der Regierung Kaiser Nikolai I., namentlich in der zweiten Hälfte derselben. Die Revolutionen von 18<^, die mit all ihrem Gesolge von sreihheitlichen Institutionen und Umgestaltungen im Staatengesüge dem unsehbaren Selbstherrscher ein Greuel waren, sie verdankten nach seinem Ermessen ihre Entstehung einzig und allein der modernen Bildung, diesem übersüssigen Luxus in den Augen des gestrengen Imperators, sie leiteten im Besonderen ihre Gebnrt von den Universitäten, von der Presse her. Die Beschränkung der Sttdirenden ans die Zahl dreihundert, welche den russischen Universitäten zu überschreiten nicht gestattet war, Reduetion des Lehrstoffs und strenge Controle gewisser Fächer gingen nun geschwisterlich mit Knebelung der Presse, sast bis zum Erstickungstode, Haud in Hand.

Nicht einmal die werthen Collegen in Westeuropa, geschweige denn die Laien unter den sreundlichen Lesern, können sich eine Vorstellung davon machen, unter welchen Bedingungen im Ansange der sünsziger Jahre eine Zeitung in St. Petersburg hergestellt werdeu mußte. Ich wende mich zunächst zu den Quellen, aus welchen der Stoss des Blattes zu entnehmen war. Hier bildeten die ausländischen Zeitungen das Hauptreservoir; sie gaben den eisernen Fond des pnbliestischen Materials, denn über innere Angelegenheiten durfte nur mit schüchteruer Zurückhaltung historisch berichtet, sonst aber überhaupt nicht viel gesprochen werdeu. Und nun jene Hauptquelle, die westeuropäischen Journale: wie war ihr Zusluß behindert und eingedämmt, welche Felsstücke wars mau ihr in den Weg, damit sie nur ja nicht anders als in langsam durchsickernden, wohl zugemessenen und approbirten Tropslein den russischen Zeitungen die Lebensnahnmg spenden konnte. Revolutionäre Eisenbahnschienen hatten dazumal Russland noch nicht mit dem Westen verbunden, der gute, ehrwürdige Postwagen brachte in sechs bis sieben Tagereisen die Zeitungen aus Berlin und nur während der kurzen Sommerschiffahrt legten die politischen Blätter den Weg über Stettin in vier Tagen zurück. Wenn im Winter die Wege verschneit und verweht, im Herbst und Frühling ausgeweicht und grundlos waren, blieben jene Quellen aller politischen Weisheit auch wol zehn bis zwöls Tage unterwegs und in solchen Zeiten saßen die Petersburger Redacteure an ihren Schmerzensspulnen im Trockenen, beinahe wie jener Pastor aus der Ostsee-Insel Runoe, welcher genau an jedem Tage die Zeitung von demselben Datum des vergangenen Jahres zu lesen pslegte.

Daß nicht allen politischen Organen westeuropäischer Staaten der Eintritt in Russland gestattet war und ist, dars ich als eine bekannte, sür manchen Herausgeber trübselige Thatsache voraussetzen. Natürlich durfte damals kein nur annähernd liberales Blatt die Grenze überschreiten. Aber auch unter den zweisellos eonservativen, militärsrommen Blättern war nur einer kleinen Auslese von Edelgut der schwarz-weiß-gelbe Schlagbaum geöffnet. Zu jener Zeit — und wir müssen leider bekennen, auch noch heute — wunderte sich manches Blatt in seiner schneeweißen Unschuld, daß ihm der Eingang in Russland versagt blieb. Das hatte aber, damals wie jetzt, durchaus keinen politisch-moralischen, sondern nur einen geschäftlich dynamischen Grund: Hatten die politischen Journale ihre lange Fahrt nach der Hauptstadt an der Newa vollbracht, so kamen sie nicht etwa geradenwegs in die Hände der Abonnenten, sie mußten erst das Fegeseuer der Postensur erdulden. Eine gewisse Anzahl jener eisrigen Staatsdiener, die man Censoren nennt, waren bei den Postämtern angestellt und hatten die Ausgabe, alle sür russische Reichseinwohner bestimmten Blätter des Auslandes zu lesen und in heilsamer Fürsorge sür den beschränkten Unterthanenverstand alles mit wohlthuender Nacht, d. h. undurchdringlicher Schwärze, zu bedecken, was dem geistigen Gesundheitszustande ihrer Pslegbesohlenen irgendwie hätte schädlich sein können. Die Redaetioneu der in St. Petersburg erscheinenden politischen Blätter machten damals von dieser Bevormundung noch keine Ausnahme. Als man in Ersahrung brachte, daß die schwarze Decke der ineriminirten Stellen mit gewissen chemischen Flüssigkeiten unschwer entsernt werden und man so im Publikum die verbotene Frucht genießbar machen konnte, wurde der schöne gleichmäßige Anstrich aus Kienruß in einen tüllartigen Ueberdruck von typographischer Farbe verwandelt, welcher jede Wiederherstellung des ketzerischen Textes unmöglich machte. Vorausgreisend will ich hier erwähnen, daß die Postensur zwar noch heutigen Tages in Russland existirt, daß sie jedoch, wie von der Regierung Alexanders II. nicht anders zu erwarten, in liberaler Weise gehandhabt wird und die Redaetioneu der politischen Blätter von dieser Präventivmaßregel völlig besreit sind.

Nord Und Lud. II, 4, 9

Das größte Uebel, das die Censur der ankommenden Zeitungen im Gesolge hatte, waren nicht etwa die geschwärtzen Artikel, sondern zunächst die Unmöglichkeit, andere Zeitungen zu beziehen, als die im Debitverzeichniß der Post enthaltenen und dann die enorme Verzögerung in der Aushändigung der politischen Blätter. Der Post stand selbstverständlich nur eine gewisse Anzahl eensorischer Kräfte zur Verfügung und das ultra paßße nemo odli^tur war zu Kaiser Nikolais Zeiten wo möglich noch mehr als heute in Krast. Die Postverwaltung stellte deshalb ihre Debitliste aus gerade so viel oder so wenig Zeitungen zusammen, als ihre Censoren mit Gemächlichkeit bewältigen konnten, nnd so geschah es, daß manches im allereonservativsten Sinne geschriebene Blatt sich von der Zahl der Auserwählten ausgeschlossen sand aus dem einzigen Grunde, weil die Quantität der von den Censoren zu bemutternden Journale bereits ihr volles Maß erreicht hatte. Auch heute ist es damit nicht anders geworden, nur daß die Redaetionen der russischen Zeitungen nicht mehr an das Abonnementsverzeichniß der Post gebunden sind und ihnen, wie erwähnt, unter Beobachtung einer unbedeutenden Formalität, nach Einreichung einer Vorstellung an den Minister des Innern, gestattet wird, jedes beliebige Blatt des Auslandes, selbst die antirussischsten Journale, zu verschreiben.

In dem Geschäftsgang der Postensur lag aber eine doppelte Verzögerung. Den Herren Censoren war es nicht möglich oder nicht bequem, alle aus dem Auslande eingetroffenen Zeitschriften am Tage ihrer Ankunst die Revue passiren zu lassen, und so wurden dieselben, nach Gutdünken und Willkür, in sogenannte eilige und nichteilige sortirt. Während die ersteren am Tage ihres Eintreffens oder spätestens am andern Morgen den Abonnenten zugestellt wurden, gelangten die letzteren erst am dritten oder vierten Tage in die Hände der Eigentümer. Der „Kladderadatsch“ z. B. erheitert bereits am Montag Abend diejenigen seiner Petersburger Leser, welche ihn ohne Censur empfangen dürfen, geht aber erst am Donnerstag dem Theil des Publikums zu, welcher jener väterlichen Fürsorge unterliegt.

Die zweite Quelle journalistischer Reproduction: Bücher, Wochenund Monatsschriften, hatte dieselben Hemmnisse und Weitläusigkeiten zu überwinden, wie die Zeitungen, nur daß die Prüfung ihrer politischen und moralischen Farbe nicht aus der Post, sondern im Comite der ausländischen Censur vor sich ging, eine Behörde, die vermöge ihrer Stellung im Staatsorganismus und des ihr vorliegenden Materials das Recht beanspruchen zu können glaubte, sür ihre Prüfungs- und Aushändigung^ proceedirte eine ungleich längere Zeit zu eonsumiren, als die Censur der Post.

Die dritte und ergiebige Quelle journalistischer Nachrichten, welche jetzt den russischen Zeitungen unbehindert zuströmt, Originaleorrespondenzen aus den Hauptpunkten des politischen Lebens in Europa, war damals den Petersburger Tagesblättern vollständig verschlossen und abgedämmt. Für jeden politischen Artikel, sei es nun, daß derselbe einen einsachen historischen Bericht oder eine selbständige Meinungsäußerung enthielt, verlangten die Herren Censoren in den sünsziger Jahren unerbittlich die Angabe einer „Quelle“ und verstanden unter diesem Ausdruck eine gedruckte Zeitung, welche entweder in Russland selbst erschienen oder mit einem Passirschein sür die Reichsgrenze versehen sein mußte. Ieder Zeitungsartikel, der ohne eine solche Fabrikmarke dem Censor unter die Hände kam, wurde mit dem gesüchteten Kreuzstrich der Redaetion zurückgesandt.

Außer der Qual und Sorge, welche die Beschassung des politischen Materials bot, hatte eine deutsche Zeitung noch mit mancherlei anderen Uebelständen zu kämpsen, die hauptsächlich in der sast bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Schwierigkeit beruhten, tüchtige typographische Arbeiter aus Deutschland zu berusen. Als ich die Redaetion der St. Petersburger deutschen Zeitung im Jahre 1852 antrat, bestand das Setzerpersonal des Blattes noch größtentheils aus Russen, welche kein Wort Deutsch verstanden und ich habe mich mehrere Jahre hindurch mit einem russischen metteur en pllZe8 durchschlagen müssen, der nur eine leise Ahnung von dem Inhalt der gesetzten Artikel hatte. Was das heißen will, werden meine westeuropäischen Collegen in seiner ganzen Ausdehnung zu schätzen wissen.

War der Inhalt eines Zeitungsblattes mit Mühe und Noth zusammengestellt und gesetzt, so wurde ein Correeturabzug in die Censur abgesertigt. Diese Behörde bestand damals aus dem sogenannten Ceusureomitl., gebildet aus den einzelnen Censoren, einem Seeretär und einer Anzahl von Kanzleibeamten. An der Spitze desselben besand sich der Präsident, wie der Vorsitzende in allen Behörden zur Zeit Nikolai I., mit sast absoluter Machtvollkommenheit bekleidet. Unter ihm, dem Comitö sür die innere Censur nebengeordnet, amtirte außerdem das Comite sür die ausländische Censur. Charakteristisch genug ressortirten beide in damaliger Zeit unter das Ministerinn der Volksausklärung und der jedesmalige Curator des St. Petersburger Lehrbezirks war geborener Präsident der Censureomitös. Alexander II. inaugurirte die Resorm der Presse, indem er den Censureomit^s ihren eigenen unabhängigen Vorsitzenden gab, die Censurbehörden als polizeiliches Institut dem Ministerinn des Innern unterordnete und eine Ober- und Centraleensurbehörde sür das ganze Reich, die Oberpreußverwaltung, in's Leben ries.

Wir kehren zu den Zeiten der Vergangenheit zurück, die uns sreilich kein Buch mit sieben Siegeln sind. Sollte der Correeturabzug des am andern Tage erscheinenden Zeitungsblattes zur Censur abgesertigt werden, so trat sür die Redaetion die neue und wichtige Frage heran, wie vielen und welchen verschiedenen Censoren der Text des zu gebärenden Blattes vorzulegen sei. Denn wie es in Russland nur ein Unterrichtsministerinn gab, dabei aber sast jeder Zweig der Staatsverwaltung besondere Anstalten zur Erziehung und Bildung seiner Beamten besaß und gründete, so gab es sreilich auch nur eine einzige Censurbehörde, aber eine ganze Reihe von Staatsinstitutionen hotte sich das Recht vorbehalten, alle Zeitungsartikel, die zu ihrem Verwaltungsbereich in (auch nur enternter) Beziehung standen, einer gewissermaßen präventiven Präventiveensur zu unterziehen, d. h. dieselben von ihrem Speeialressortgesichtspunkt einer vorläufigen Reinigung zu unterwersen, ehe sie in das allgemeine Waschsaß des Censureomit^s gelangten. Einigen dieser Behörden, wie dem Ministerinn des Auswärtigen und dem Oberpolizeimeister waren ganze Partien der Zeitung zur Ertheilung der endgültigen Druckerlaubniß zugewiesen. Welch ein eomplieirter Geschäftsgang aus dieser Anordnung entstand, mögen die Leser aus der einsachen hier sogenden Betrachtung entnehmen. Es ist gewiß nichts Ungewöhnliches, daß ein Zeitungsblatt neben der inneren und auswärtigen Politik und den Annoncen eine Mittheilung über irgend ein Mitglied der erlauchten Regentensamilie, einen Bericht über militärische Verhältnisse, eine Nachricht über ein neu in Anwendung gekommenes Heilmittel, eine Theaterkritik und eine Bücherreeension enthält. Bei dieser sehr alltäglichen Zusammensetzung mußten die Censurabzüge in acht verschiedene Censuren wandern. Die inneren Nachrichten gingen m die gewöhnliche, allgemeine Censur, zu dem sür die Zeitung ein sür alle Mal bestimmten Censor; die auswärtige Politik in das Ministerinn der auswärtigen Angelegenheiten, die Nachrichten über die kaiserliche Familie in das Ministerinn des kaiserlichen Hoses, militärische Mittheilungen in Kriegs- und Friedenszeiten an das Kriegsministerinn, Nachrichten über Heilmittel an das Medieinaldepartement des Ministerinns des Innern, Theaterkritiken an die Theatereensur, welche unter der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei (politische Polizei) stand und auch die auszusührenden Stücke zu präsen hatte, Besprechungen im Auslande erschiegener Bücher an das Comit^ der auswärtigen Censur und alle Annoncen an den St. Petersburger Oberpolizeimeister, der seinerseits wieder die Bekanntmachungen, welche Heilmittel, Bücher oder dergleichen betrasen, an die genannten betreffenden Verwaltungszweige verwies.

Aus all diesen verschiedenen Speeialrensuren kamen nun die Artikel, der eine srüh, der andere spät, der eine heute, der andere morgen, mancher auch erst nach Wochen mit den verschiedenartigsten Strichen und Veränderungen zurück; und doch mußte täglich eine Zeitung erscheinen und dem Publikum etwas einigermaßen Genießbares vorgesetzt werden, einem Publikum, das begreislicher Weise ganz im Unklaren war über die enormen Schwierigkeiten bei der Herstellung einer einzigen Zeitungsnnummer und das sich in seiner naiven Betrachtungsweise nicht selten darüber wunderte, daß die Petersburger Blätter in vielsacher Beziehung nicht so interessant waren, als die Zeitungen des Auslandes.

Die größten Beschwerden verursachte natürlich der Censor, wenn er Artikel strich, die einen ansehnlichen Theil der Zeitung süllten und die man ihrer Wichtigkeit wegen nicht länger zurückhalten wollte und konnte. Natürlich war die Redaetion beständig aus einen ansehnlichen Vorrath gesetzten Materials bedacht, um die entstehenden Censurlücken auszufüllen, die dem Publikum unbemerkt bleiben mußten. Aber es kam auch vor, daß das Blatt erst nach Mitternacht von seiner Wanderung zum CensorPascha zurückkehrte und ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Inhalts eondemnirt war. Dann mußten Redaetion und Druckerei häusig bis zum srühen Morgen arbeiten, um die von der Censur geschossenen Breschen leidlich zu verdecken.

Fragen Sie mich nun nach den Principlen, nach den Gesetzen und Bestimmungen, welche den Censoren bei der Handhabung ihres schweren Amtes zur Richtschnur dienten, so bin ich wahrlich um eine Antwort in arger Verlegenheit. Freilich war eine alte Vorschrift vorhanden, nach welcher kein Schriststück oder Theil eines solchen vervielfältigt werden durfte, das in irgend einer Weise Religion, Staat oder Sittlichkeit bekämpfte oder diese Begriffe in verletzender Weise berührte. Aber diese Bestimmung ließ sich, bei ihrer Dehnbarkeit, von einem russischen Censor, sast möchte ich sagen, aus jedes geschriebene Wort anwenden und ich meine es vollkommen ernst und ehrlich, wenn ich behaupte, daß trotz aller trüben Ersahrungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, den russischen Censoren immerhin eine gewisse Humanität nicht sremd war, sonst wäre eigentlich eine jede Redaetion sür eine jede Nummer ihres Blattes unerbittlich dem Strasgericht versallen. Die Haupttriebseder der Censoren bei der Ausübung ihrer Funetion war die Furcht. Hatten sie etwas zum Drucke erlaubt, was in den oberen Regierungssphären mißsiel, so wurden sie abgesetzt, — und ihre Stellen waren gut bezahlt und mit Rang und Orden trefflich dotirt. So war es denn in den meisten Fällen nur die sehr erklärliche Angst vor dem Verlust des einträglichen Postens, welche den Besen regierte, der die armen neugeborenen Kinder des russischen Geistes erbarmungslos aus der Presse in die Rumpelkammer der Vergessenheit segte.

Außer jenen allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen kamen noch von Zeit zu Zeit von oben herab besondere Instructionen, welche aus menschenfreundlichen Motiven nicht nur den Censoren, sondern auch den Redaetionen zu pünktlicher Nachachtung mitgetheilt wurden. Dies Versahren bewahrte die Journalistik vielsach vor unnützer Mühe und Arbeit. So wurde im Ansang der sünsziger Jahre eines schönen Tages den Chesredaetenren aller Petersburger Blätter der direete Besehl des Kaisers kundgegeben, in Zukunft über Parlamente und ähnliche repräsentative Körperschasten kein Wort mehr zu veröffentlichen und somit die constitutionelle europäische Welt vollständig zu ignoriren. Es wäre übersüssig, daraus hinzuweisen, daß dieser Besehl — er war vom Kaiser nicht schristlich gegeben , also kein Ukas — den politischen Theil aller Petersburger Zeitungen der Vernichtung preisgab. Es ging denn auch mit ihm, wie mit so mancher anderen russischen Verordnung damaliger und jetziger Zeit. Er wurde einige Tage hindurch besolgt und dann von den Redaetionen, denen es schließlich gleichgültig war, ob ihre Blätter an der Schwindsucht oder einer hochnothpeinlichen Exemption starben — als nicht existirend betrachtet. Die Behörden sahen selbst das Unmögliche der erlassenen Vorschrift ein, drückten ein Auge oder vielmehr beide zu und der kaiserliche Besehl versiel, ohne jemals ausgehoben zu sein, der Vergessenheit.

Zur Zeit des Krimkrieges wurden die verantwortlichen Herausgeber der Petersburger Zeitschriften in ähnlicher Weise verpslichtet, keinerlei Nachrichten, nicht nur über militärische Bewegungen, sondern auch über die thatsächlichen Ereignisse des Kriegsschauplatzes in anderer Weise zu drucken als in wörtlicher Uebersetzung aus dem „Russischen Invaliden“, dem damaligen ossieiiellen Organ des Kriegsministerinns. Dieser Besehl, der natürlich eine weit geringere Tragweite und weit weniger schädliche Consequenzen hatte als der vorhin genannte, wurde mit unerbittlicher Strenge durchgesüht. Dabei siel jedoch der Uebelstand schwer in's Gewicht, daß die Herren Censoren meistens selbst nicht zu unterscheiden vermochten, welche Nachrichten aus der ossieiiellen Quelle stammten und welche nicht. Uebrigens erhielten die genannten Herren auch noch ihre besonderen geheimen Instructionen, welche selbstverständlich in den meisten Fällen den Redaetionen unbekannt blieben und ihnen das Leben und die Arbeit sauer genug machten.

Ich kann mir nicht versagen, im Folgenden einige jener mit der Censurscheere betrauten, der Presse gegenüber allmächtigen Persönlichkeiten eingehender zu schildern und eine kleine Blütenlese aus den Annalen ihres censorischen Versahrens mitzutheilen. Ich entreiße dieselben sreilich damit dem Dunkel einer wohlverdienten Vergessenheit, aber großartige Erscheinungen selbst aus dem Gebiete des Blödsinns sollten doch der Nachwelt nicht unbekannt bleiben.

Dorpat, als die einzige deutsche Universität im russischen Reiche, die srüher ihre Lehrkräste sast ausschließlich aus dem geistigen Mutterlande rekrutirte, hat von jeher einen lebhaften literarischen Verkehr mit Deutschland unterhalten. So kennt man von dorthr verschiedene heitere Anekdoten über einen Censor De la Croix, der — nomen et omen — lange Jahre hindurch das Kreuz der Dorpater geistigen Production war. Von ihm wird erzählt, er habe in einem geologischen Werke die „Revolutionen der Erdoberfläche" unerbittlich gestrichen. In einem statistischen Werke, das seiner Censur unterlag, habe der Versasser von den Kosaken erwähnt, „sie reiten aus kleinen, unansehnlichen Pserden". In De la Croix' Augen habe das „klein" und „unansehnlich" der Würde des großen russischen Reiches nicht entsprochen und jene Ausdrücke seien unter seiner nationalstolzen Feder gefallen. So las denn später das staunende Publikum in jener Schrist: „Die Kosaken reiten aus Pserden." Aehnliche Anekdoten über jenen Herrn eireuliren in unabsehbarer Menge. Ich kann sie nicht verbürgen, denn ich habe sie nicht selbst erlebt. Die solgenden Geschichten aber, die ich an meinen eigenen Censoren ersahren und erlitten habe und die ich mit der peinlichsten historischen Treue wiedergebe, liesern den unumstößlichen Beweis, daß die von dem Norvater Preßrichter erzählten Heldenthaten in ihrer weitesten Ausdehnung historisch möglich waren und daß die Tradition schwerlich Schmuck und Zuthat an ihnen verschwendet hat. Der erste Censor, den ich beim Antritt meines Amtes kennen zu lernen das Glück hatte, hieß Nikolai von Peucker. Derselbe war im Cadetteneorps erzogen, Ossizier gewesen, später in das Civilressort übergegangen, wurde daraus Direetor einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, die er, da er nichts von der Sache verstand, vollständig ruinierte. In seiner Stellung unmöglich geworden, aber nicht ohne Proteetion, sand man ihn sür das Amt eines Censors immer noch gut genug. Er maßregelte bereits seit einiger Zeit die Petersburger Presse und war selbstverständlich „wirklicher Staatsrath" mit dem Prädieat „Exeellenz". Wenn man hier in der Mehrzahl deutschen Namen begegnet, so hat das seinen Grund in dem einsachen Umstande, daß die russische Regierung bereits in jener Zeit von dem vernünftigen Grundsatz ausging, der Censor einer deutschen Zeitung müsse deutsch verstehen. Unumgänglich war die Sache übrigens nicht, denn ich werde den Leser auch mit einer Ausnahme von dieser Regel bekannt machen. So sand man denn in den Censoren sür die deutsche Zeitung gewöhnlich russisierete Deutsche aus den baltischen Provinzen, die, wie die Renegaten in religiöser Sphäre, in Bezug aus die Unterdrückung alles dessen, was sie sür nicht regierungsmäßig hielten, gewöhnlich weit sanftmüthiger waren, als die ächten Russen selbst. Bei Uebernahme der Redaetion hatte ich die Absicht — die ich übrigens später auszugeben genöthigt war — den Leserkreis der Deutschen Petersburger Zeitung mit den hervorragendsten literarischen Erzeugnissen aller zum russischen Reiche gehörigen Völkerstämme bekannt zu machen, und so gab ich denn in der ersten Nummern die Uebersetzung der geistreichen Humoreske eines polnischen, sreilich sehr anrühigen Schriststellers, des bekannten Liebelt (gestorben am 9. Juni 1875), überschrieben „Frauen und Gelehrsamkeit." Der Artikel selbst war durchaus harmlos. Er begann solgendermaßen: „Es gibt Dinge, die — wie ein paar ungehobelte Holzklötze — nicht aus einander passen wollen, man mag sie legen wie man will. Zu diesen Dingen gehören die Worte „Frau" und „Gelehrsamkeit". Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich das Censurblatt zurückerhielt und den ganzen angesührten Eingang gestrichen sah. Ich war damals ein eisriger Redaeteur, jung dabei und voll der naivsten Anschauungen. Ich bildete mir ein, der Censor müsse sür eine solche Verstümmelung menschlicher Geistesprodueete einen vernünftigen Grund haben und ich war begierig, diesen Grund kennen zu lernen, der mir eigentümliche, unbekannte Perspheetiven meiner literarischen Thätigkeit erössnen mußte. Außerdem stand ich mit Herrn von Peucker aus durchaus gutem Fuße, hatte ihm meinen Besuch gemacht und er war mir in der lebenswürdigsten Weise entgegengekommen. Ich eilte also spornstreichs zur Exeellenz und bat den wichtigen Mann, mir zu erklären, weshalb er die Einleitung jenes Artikels sür unzulässig halte. „Mein werther Herr," erwiederte hold lächelnd Herr von Peucker, „dieser Artikel ist von dem Polen Liebelt versaßt, einem durch und durch verrusenen Menschen. Sie sind noch jung und kennen die Polen nicht. Sehen Sie, dieser Mensch sagt, es gebe Dinge, die wie ein paar ungehobelte Holzklötze nicht aus einander passen, und nennt als solche Dinge „Frau" und „Gelehrsamkeit". Nun war aber die Kaiserin Katharina II. eine gelehrte Frau; er behauptet also indireet von der hochseligen Majestät, sie sei ein ungehobelter Holzklotz gewesen. O, Sie kennen diese Polen nicht."

Peucker, Censor der Petersburger Zeitung

Er blickte mich mit trimpfirender Hoheit an und ich schaute schweigend zu ihm aus, jedensalls mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Staunens und der unaussprechlichsten Bewunderung. Ich verbeugte mich stumm und ties und verabschiedete mich ehrsuchtsvoll, indem ich das bekannte Wort Talbots (Iungsräu von Orleans, 3. Aet, 6. Seene) zwischen den Zähnen murmelte, aber ganz leise.

Das Feuilleton sollte einen Artikel über die nordische Rennthierjagd bringen. Das Thema wurde historisch erörtert und aus den Bericht eines ehrwürdigen sinländischen Geistlichen aus dem vorigen Jahrhundert zurückgegangen. Dieser schilderte die Art und Weise, wie die Lappen vor alten Zeiten die wilden Rennthiere eingesangen. Es war ungesähr dieselbe Manier, wie man noch heutigen Tages in Asrika Antilopen und in anderen Ländern andere Bestien jagt und sängt. Es werden eine Anzahl Pserche oder Einzäunungen errichtet, von denen die entserteren immer kleiner und enger sind und die Thiere werden, ohne daß sie die Gesahr ahnen, aus einer Umsriedigung in die andere getrieben, bis man sich ihrer in der letzten ohne Mühe bemächtigen kann. Der würdige geistliche Herr brauchte, nach der Sitte damaliger Zeit, hin und wieder lateinische Ausdrücke und nannte die verschiedenen Umsriedigungen anßu8ta, kmFu8tiaora und anSu8tä88ima. Herr von Peucker strich den Bericht und schrieb daneben: „Der Censor ist nicht verpflichtet, schwedisch zu verstehen."

Aus Finland erhielt ich den Bericht über ein in der Nähe von Helsingsors stattgesundenes sogenanntes Storchgericht. Am Schluß der Mittheilung wurde erzählt, daß die Störche, nachdem sie den verurtheilten Kameraden todtgebissen, nach Norden geflogen seien. Es war Frühjahr, wo die Störche aus ihren Wanderungen immer die Richtung nach Norden einzuschlagen pflegen. Der Censor veränderte das Wort „Norden" in „Süden". Sein ahnungsvolles Herz hatte in der versehmten Weltgegend eine verdächtige Anspielung aus Rußland gewittert. Während des Krimkrieges wurden einige Provinzen Schwedens, wie nicht selten, von einer Hungersnoth heimgesucht. Die Zeitung enthielt Mittheilungeu über diese Calamität, in denen erwähnt wurde, daß das Volk in jenen Gegenden sein Brod aus Baumrinde bereite. Herr von Peucker gab dem Artikel unbedenklich die Druckerlaubnis, mit Ausnahme einer winzigen Veränderung. Er eorrigirte nämlich das Wort „Schweden" in „Frankreich". Mein armer Journalistenverstand ließ mich vermuthen, die Exeellenz habe sich in diesem Falle denn doch geirrt. Aus meine Ansrage erhielt ich die gewünschte Erklärung. „Wir unterhalten mit Schweden die sreundschaftlichsten Beziehungen" — sagte Herr von Peucker — „können also unmöglich von diesem Lande etwas Nachtheiliges berichten. Mit Frankreich dagegen haben wir Krieg und über Frankreich läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen alles sagen." Ich war besriedigt.

Mit der Zeit wurde Herr von Peucker immer beschränkter, willkürlicher, üppiger und dietatorischer. Eines Tages wurde ein seitenlanger Kriegsbericht, unter Besolung aller gesetzlichen Vorschriften, mühsam aus dem „Russischen Invaliden" übersetzt. Ich bekam das Blatt aus der Censur und der Artikel war vom ersten bis zum letzten Worte gestrichen. Hier mußte unter jeder Bedingung ein Mißverständnis obwalten. Ich schickte das Censurblatt zum zweiten Mal Herrn von Peucker, indem ich ihn schristlich, unter Angabe der Nummer und des Datums der ossieielen Quelle, daraus ausmerksam machte, der Artikel sei buchstäblich aus dem „Russischen Invaliden" übersetzt. Der Censor strich denselben zum zweiten Mal und schrieb unter meine Erklärung gelassen die großen Worte „rmpa88. ncxje mnoßa8Zlon'ije" (unnützes Geschwätz). Das war denn doch selbst sür die Lammesgeduld eines Petersburger Redaeteurs unter Nikolai I. zu viel. Die Petersburger Zeitung war Eigenthum der Akademie der Wissenschaften und ich von dem Vorstand dieser gelehrten Corporation als Redaeteur eingesetzt. Ich präsentirte das Censurblatt meinem damaligen nächsten Ches, dem beständigen Seeretär der Akademie. Alexander von Middendorss, der berühmte Natursorscher und Reisende, ein Mann, dessen unbestechliches Rechtsgesühl und unerschütterliche Energie nicht hinter den gelehrten Verdiensten zurückblieben, die seinen Rus über die Grenzen Europas hinaus verbreitet haben, bekleidete damals dieses Amt. Ich erklärte ihm, daß, wenn mir sür eine solche Behandlung nicht Recht und Genugthung zu Theil werde, ich die Redaetion der Zeitung niederlegen müsse, da mir dieselbe einerseits saetisch unmöglich gemacht werde, andererseits aber sich mit meinen Begrissen von Ehre nicht länger vereinigen lasse. Herr von Middendorss nahm meine Beschwerde mit dem Censurblatt entgegen und versprach mir volle Genugthung. Seinerseits meldete er die Angelegenheit dem derzeitigen Präsidenten der Akademie, Grasen Blutow. Gras Blutow, der wie wenig andere das Vertrauen des Kaisers Nikolai genoß, ein unterrichteter und geistig bedeutender Mann, war Vorsitzender des Ministereomit's und im russischen Reiche eine überaus mächtige Persönlichkeit. Er verstand keinen Spaß, wenn es sich um seine Autorität und um Eingriffe in den Kreis handelte, den er sür sein Machtgebiet ansah. Nicht acht Tage waren vergangen, seit Herr von Peucker seine schnöde Bemerkung niedergeschrieben — und er war des Dienstes entlassen und die Petersburger Presse sür immer 'von seiner Obhut besreit.

Bei der Censur geht es nicht anders, wie mit gewissen Dynastien, die Namen der Regenten wechseln, die schlechte Regierung bleibt dieselbe. Ich habe nach Herrn von Peucker verschiedene andere Censoren erlitten; ich kann nicht sagen, daß einer von ihnen besser gewesen wäre. An jedem neuen Censor lernte man neue Marotten, neue unangenehme Seiten kennen; von Besserung war keine Rede, bis Alexander II. auch in Bezug aus die Presse eine entschieden liberale Resorm anbahnte. So könnte ich einsach berichten: Aus Peucker solgte Freygang, aus Freygaug solgte Obert, dem solgte.... u. s. w. n. s. w.; doch möchte ich von den eigenthümlichen Reizen, die dieser und jener von ihnen entsaltete, noch ein Wörtchen erzählen.

Herr Freygaug pslegte im Sommer seine Nachmittage und Abende bei einer Freundin in Nowaja Derewnja, einem Landausenthalt, der etwa eine halbe Stunde von St. Petersburg entsernt liegt, zuzubringen. Es wurde daher in der guten Jahreszeit sast zur Regel, daß der Redaetionsbote den Censor in seiner Wohnung nicht vorsand und, da er Bescheid wußte, mit dem ungeborenen Preßerzeugniß in's Grüne pilgerte, um den treuen Schäser bei der Dame seines Herzens mit der Prosa der Berusspflichten zu ineomodiren. Es begab sich dann auch wol, daß man den schönen Tag benutzt, einen weiteren Ausflug gemacht hatte und erst nach Mitternacht zurückkehrte. Natürlich waren in solchen Momenten die Censurbblätter Herrn Freygang eine sehr unangenehme und ausdringliche Störung, die er leider nicht von sich abweisen konnte. Er pslegte unter solchen Umständen sehr übler Laune zu sein und seine böse Stimmung an den unschuldigsten Artikeln auszulassen. Nicht selten stand die Sonne schon hoch am Himmel, wenn ich die rückkehrenden Censurabzüge erblickte — „aber sragt mich nur nicht, wie".

Herr Obert, ein ausgedienter Kanzlist des Unterrichtsministerinms, beschloß seine Tage in einer Anstalt sür Geisteskranke. Ossieieell wurde er sür wahnsinnig erklärt, als er längst aus dem Dienste geschieden war; saetisch geistesabwesend war er schon im Amte. Er besaß eine ganz entschiedene Vorliebe sür das Formenwesen, das unter der Regierung Nikolai I. eine so bedeutende Rolle spielte. So war es z. B. russischer Kanzleigebrauch, daß bei den Adressen der Brieseonverts das Prädieat (Exeellenz) die erste Zeile bilden mußte, Vorname und Vatersname die zweite Zeile, der Familienname endlich die dritte. Kam es nun vor, daß aus dem Couvert, welches das Censurblatt enthielt, jene Reihensolge der Zeilen in der Eile der Absertigung nicht aus das Strengste eingehalten war, so pflegte der aeerate Mann die Sendung mit einer väterlichen Rüge unerbrochen zurückzuschicken. Redaetion und Druckerei sahen sich genöthigt, unter schmerzlichem Bedauern der verlorenen Zeit, ein neues Couvert zu opsern und exaeter zu adressiren. Aehnlich wie Herr von Peucker schrieb Exeellenz Obert einst neben einen Bericht aus Italien, der die Worte „o ßanoti88iiul>, äuloi8 vizZo ^lari<," enthielt: „Ich bin nicht verpflichtet, Italienisches zu eensiren." Nachdem ich übrigens einmal — selbstverständlich unter der Regierung Alexander II. — Herrn Obert bei dem Präsidenten des Censureomit^s wegen allzu unsinnigen Streichens verklagt und von diesem Recht, der Censor aber einen Verweis erhalten hatte, war gar nicht übel mit ihm zu verkehren. Das Schreckbild eines neuen Verweises schwebte ossenbar als drohendes Gespenst vor seinen irren Blicken, und wenn ich ihm, nachdem er einen unschuldigen Artikel zu Tode gestrichen, mit einer Klage bei dem Ches drohte, ließ er sich rasch das Censurblatt wieder ausbitten und der Artikel war gerettet.

Noch ein Wort über die Speeialeensuren.

Die drolligste von allen war die sogenannte Theatereensur, zusammengesetzt aus mehreren Beamten der dritten Abtheilung der Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers, welche alle Zeitungsartikel über die Leistungen der Petersburger Theater nach einem eigenen Maßstab des Zulässigen zu prüsen hatten. Alle namhasten Theater der nordischen Residenz sind bis aus den heutigen Tag kaiserliche und ersreuen sich aller Prärogative kaiserlicher Institutionen. Die Civilliste, oder, da diese Bezeichnung aus Rußland nicht anwendbar ist, der Etat des Ministerinms des kaiserlichen Hauses, zahlt sür die Unterhaltung der Bühnen enorme Summen und stattet einige derselben mit sabelhafter Pracht aus. Deshalb werden aber auch die Theater gewissermaßen als Privat-Unterhaltungsanstalten Sr. Majestät des Kaisers angesehen, zu denen nebenbei etwas Publikum zugelassen wird. Man betrachtet einen Zeitungsreporter, der über das Theater schreibt, so zu sagen als einen Menschen, der össentlich über Dinge spricht, die ihn und das Publikum gar nichts angehen. Alle Personen, welche zur Administration kaiserlicher Theater gehören, vom Intendanten bis zum Kassenschreiber herab, sind kaiserliche Beamte und beanspruchen sür die Ausübung ihrer dienstlichen Functionen weder gekränkt noch beleidigt zu werden. Da aber der Mensch auch den gerechtesten Tadel unangenehm empfindet und ihn sür Beleidigung und Kränkung zu halten geneigt ist, so war selbstverständlich auch die leiseste Unzufriedenheit mit allem, was nicht speeieell die Leistungen der Künstler betras, aus den Theaterberichten der Zeitungen angeschlossen. Das erstreckte sich bis aus Inseenirung, Deeoratiouen, Garderobe:e. Die Künstler, welche kamen und gingen, dursten kritisirt, aber natürlich nur dann und wann sehr anständig und sehr wohlwollend getadelt werden. In Bezug aus die ausgesührten dramatischen Piupeen brauchte sich dagegen der Berichterstatter gar nicht zu geniren; sie waren als Erzeugnisse von Schriststellern, also von naturgemäß verdächtigen Persönlichkeiten, vogelsrei. Während in der ersten Zeit meines journalistischen Wirkens die Theaterberichte der dritten Abtheilung direct eingesandt werden mußten und die Redaetion dieselben eensirt zurückerhielt, ohne mit den präsenden Personallichkeiten in irgend eine Berührung zu kommen, bestimmte, bei zunehmendem Wachstum der Presse, jene Behörde einen ihrer Beamten zum alleinigen Censor der Theaterartikel sür sämmtliche Petersburger Journale, Die Kritiken mußten ihm zugeschickt und von ihm wieder abgeholt werden. Der erste und letzte von dem Geschlechte der Theatereensoren hieß Boris Fedorow, ein alter, sast kindischer Mann, selbstverständlich Exeellenz. Bald konnte ich bemerken, daß die Theaterberichte der deutschen Zeitung von ihm ungebührlich lange zurückgehalten wurden und eine ganz eigenthümliche Speeies eensorischer Wirksamkeit von ihm erlitten. Wurden gewisse Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, wenn auch noch so ehrerbietig, getadelt, so sand sich der Passus nach der Censur nicht etwa gestrichen, sondern ohne Weiteres in das seurigste Lob verwandelt. Natürlich blieben die Transmutationen des wohlwollenden Censors nngedruckt und ich hielt es sür angezeigt, ihm einen Besuch zu machen und mir eine Erklärung über sein Versahren auszubitten. Da ergab es sich denn, daß der arme Mann kein Wort deutsch verstand und doch um keinen Preis den Vorgesetzten diese Lücke seiner sprachlichen Ausbildung eingestehen mochte. Eine solche Offenheit hätte ihm die einträgliche Stelle gekostet. Er hatte daher den Ausweg gesunden, sich alle deutschen Reeenionen von einem linguistisch glücklicher begabten Theaterbeamten in's Russische übersetzen zu lassen und der Translator beanspruchte als Entgelt sür seine Aushülse das Lob aller Theaterprinzessinnen, die er zu protegiren sür gut sand. Ich hatte Mitleid mit dem armen, alten Manne und mochte ihm nicht sein gutes Stückcheu Brod rauben. Es wurde mir nicht schwer, ihn von der Unzuträglichkeit seines Versahrens zu überzeugen und unsere Conserenz endete mit dem Vorschlag von meiner Seite, ihm jeden Theaterbericht selbst zu bringen und mündlich zu übersetzen, wobei er dann sosort über das Imprimatur des Ganzen oder einzelner Theile zu entscheiden hätte. Der Exeellenz siel bei meiner Proposition offenbar ein Stein vom Herzen. Freudig bewegt ging er aus den Vorschlag ein und ich habe ihm eine lange Zeit hindurch meine Artikel selbst gebracht, übersetzt und mit ihm über die Zulässigkeit dieses oder jenes Ausdrucks kameradschaftlich verhandelt.

Nach diesen gerade nicht erbaulichen Erinnerungen kann ich es mir nicht versagen, auch der Lichtseite jener Speeialeensuren zu gedenken. Für die Zusammenstellung des Blattes siel das Urtheil der Beamten im Ministerinm des Auswärtigen, welche über den politischen Theil der Zeitung zu entscheiden hatten, am schwersten in die Wagschaale. Während ich ost unter deni Drucke der anderen Censurzweige geseuszt habe und die persönliche Berührung mit den Herren Censoren nicht zu den angenehmsten Momenten meiner journalistischen Lausbahn rechnen möchte, sand ich niemals Ursache, mich über die politische Censur irgendwie zu beklagen nnd der Verkehr mit den Herren, denen ihre Handhabung oblag, war ein überaus interessanter und besriedigender. Es waren aber auch Leute danach! Für die allgemeine Censur wählte man unter Kaiser Nikolai Beamte, welche so zu sagen ein te8timouiuiu paupertUi8 jeder geistigen Potenz auszuweisen hatten; das Ministerinm der auswärtigen Angelegenheiten dagegen bestimmte sür die politische Censur seine besten jüngeren

Capacitäten und ich habe der Reihe nach den jetzigen Gesandten in Kopenhagen, Baron von Mohrenheim, den späteren Gesandten Sherebzow, den Botschaster am Wiener Hofe, Nowikow, den neuerdings zum Staatsseeretair des Kaisers ernannten Geheimerath von Hamburger und den jetzigen Director des Moskauer Archivs, Baron von Bühler, zu politischen Censoren gehabt. Noch heute erinnere ich mich mit lebhafter Genugthuung der Augenblicke persönlichen Verkehrs mit diesen Herren, welche mit der elegantesten und liebenswürdigsten Form eine durchaus liberale Anschauung von ihrem Amte verbanden.

Nur ein einziges Mal hatte ich in solchen Spezialeusurangelegenheiten eine nicht gerade angenehme Begegnung mit dem Ministerinm der auswärtigen Angelegenheiten. In einer Rundschau hatte ich Louis Napoleon, der damals eine mit Russland besreundete Macht repräsentirte, den Fieberstoff im Blute Europas genannt. Der politische Censor hatte den Satz übersehen und man hielt die Stunde für groß genug, um, außer ihm, auch dem Redacteur eine tadelnde Bemerkung zu verabsolgen. So erhielt ich denn eine Einladung zu Herrn von Westmann, damals Kanzleidirector, später Gehülse des Fürsten Gortschakow, der mir im Austrage des letzteren einen Verweis in liebenswürdigster Form zukommen ließ und damit den Anfang unserer späteren Bekanntschaft machte. Am Schluß unserer Unterhaltung trat zufällig Fürst Gortschakow selbst in das Zimmer und es mag als interessanter Beleg dienen, wie mächtig er der deutschen Sprache bis zu den volksthümlichsten Redensarten ist, daß er an Herrn von Westmann, nachdem derselbe mich ihm vorgestellt, scherzend die Frage richtete: „Nun, haben Sie ihm tüchtig den Kops gewaschen?“

Betrachten wir das Verhältniß der russischen Regierung zur Presse in den letzten Decennien nach seiner historischen Entwicklung, so dürfen wir drei streng von einander gesonderte Perioden oder Fortschrittsstufen unterscheiden. Der erste Zeitraum umfaßt die Handhabung strengster Preventiveensur unter Nikolai I. Alles, was in den bisherigen Schilderungen mitgetheilt wurde, bezieht sich fast ausschließlich auf diese Periode. Der zweite Zeitraum umfaßt die Umgestaltung der Preventiveensur in liberalem Sinne unter Alexander II. Sowol die Spitzen der Preßbehörde, wie die ausübenden Censoren dieser zweiten Periode haben ihren Beruf in so überaus edlem Sinne ausgeübt und dieser Aussassung in so menschenwürdiger Weise praktische Folge gegeben, daß ich nicht anstehe, die Jahre dieses Regimes als die glücklichsten und besten der russischen Presse im Allgemeinen und meiner Zeitung im Besonderen zu bezeichnen. Nicht allein würden Pslicht und Recht heischen, nachdem ich die Zeiten unerträglicher Bedrückung und ihre Handlanger geschildert, jene braven und ausgeklärten Männer zu nennen, ihr Verhalten der Presse gegenüber zu charakterisiren und auch von diesen Zeitläuften ein Spiegelbild zu entwerfen, auch das Gefühl des innigsten Dankes, zu dem ich mich jenen wackeren Beamten gegenüber verpflichtet fühle, scheint einen solchen Tribut der Gerechtigkeit gebieterisch zu fordern. Aber gerade die Dankbarkeit, die ich für jene biederen Männer im Herzen trage, welche den freien Ausdruck einer gesunden politischen Anschauung weckten und förderten, hält mir Hand und Feder zurück. Ausschreitungen einer allzu jugendlichen, durch Sitte und Bildung noch ungezügelter Presse, gefährliche Umtriebe und Verschwörungen, Attentate, Ausstände und Personenwechsel in den obersten Regierungskreisen riesen als dritten Zeitraum eine Reaction in's Leben, welche sich der Presse in der unangenehmsten Weise fühlbar macht. Freilich wurde die Preventiveensur für die Blätter der Residenz abgeschafft und an ihre Stelle trat das System der Verwarnungen; aber diese Scheinsreiheit brachte der Presse keinen Segen. Das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit lastete sortan auf dem Halste des Redacteurs, und die Strafgewalt, welche durch die neue Ordnung der Dinge in die Hand der leitenden Persönlichkeiten gelegt war, wurde mit einer solchen Willkür, Härte und Parteilichkeit gehandhabt, daß die Journale, wollten sie ihre Existenz nicht täglich aus's Spiel setzen, zu einer viel größeren und peinlicheren Aengstlichkeit und Zurückhaltung verurtheilt wurden, als jemals vorher, wo der Censor den größeren Theil der Verantwortung für den Inhalt der Zeitung zu tragen hatte. Die liberalen Männer der zweiten Periode wurden allmählich beseitigt und bei anerkannter Tüchtigkeit in anderen Ressorts verwandt. So sind sie noch jetzt zum Heil Russlands in Amt und Thätigkeit. Wollte ich ihre denkwürdige Wirksamkeit, die selbstverständlich nur Wenigen bekannt wurde, hier in einer in's Einzelne gehenden Schilderung niederlegen, es würde ein schlechter Lohn für edle Thaten sein, ich würde diese Männer — so schmerzlich mir es ist, ich muß es unumwunden aussprechen — einer bis heute noch mächtigen Partei denunciren und sie unberechenbaren Versolgungen aussetzen. So will ich mir denn die Charakterisirung jener liberalen Zeit der Preventiveensur wie die Schilderung der Periode sogenannter Preßsreiheit für künftige Tage vorbehalten.

content-0175.png

content-0176.png

content-0177.png

Zur Psychologie der Bauern:

Der gottüberlegene Jakob.

von

Ludwig Anzengruber.

content-0179.jpg

fie Frühmesse war vorüber, die Leute drängten aus der Kirche, verloren sich ans verschiedenen Wegen nach ihren Gehösten, oder verhielten sich wol auch plaudernd, in Gruppen, aus dem großen Platze. Im Gotteshause blieben nnr Diejenigen zurück, die ein besonderes Anliegen ans dem Herzen hatten.

In der letzten Kirchenbank saß, in eine Ecke gedrückt, ein gar schwächtiges Bäuerlein; der große Hut, der neben ihm aus dem Sitzbrette lag, sah danach aus, als könne er sich über das ganze Männchen stülpen, daß nichts hervorsähe als die Schuhspitzen. Durch eine Rosette aus sarbigen Gläsern, oberhalb eines Seitenaltares, siel ein Lichtstreis quer in das Schiff der Kirche und machte die Weste des Beters in brennendem Roth ausleuchten; ein paar tiese Falten durchsurchten sie, wie sie so schlotterig über seiner eingesunkenen Brust herabhing, und von den kugeligen, bleiernem Knöpsen sehlte einer; bleierne mußten's sreilich sein, denn silberne aus einer „armen Leut'-Weste" hasten nur an Spinnweben.

Iakob Wiesner hieß der Mann im Betstuhle. Er zeigte ein schmales, demüthiges Gesichtchen, die Lider und Ränder der kleinen, beweglichen, granen Augen waren geröthet und sahen wie verschwollev aus. Die Stirne war spitz und über derselben hing ein dichter Schops, der einer verkümmerten Locke glich; was sonst an Haaren gedieh, war vom Hinterhaupte uach vorn gebürstet, aber es waren ihrer nicht so viele, um den kahlen Wirbel verdecken zu können. Zwischen den Fingern hielt der Wiesner Iakob einen Rosenkranz, und so ost er mit einem Vaterunser zu Ende kam, wo andere Christen beten: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel", murmelte er regelmäßig: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern mach' mir meine kranke Kuh wieder gesund. Amen!"

Eine kranke Kuh ist eben auch ein Uebel.

Vor der Kirche aber inmitten der größten Gruppe, zu der sich Landleute von nah und sern versammelt hatten, da sprach nur Einer; man hörte ihm andächtig zu, ließ sich absragen, was er wissen wollte und gab ihm aus Respeet nur kurze Reden, denn es war der reiche Fehringer. Ia, der kann leicht wohlgemuth außer der Kirche stehen, der hat keine kranke Kuh daheim, sondern etwa sünszig gesunde im Stalle, und würd' ihm auch eine krank, deswegen bemüht er unsern Herrgott gar nicht, sondern schickt zum Kurschmied, und soll sie ihm trotzdem verenden, so schreckt ihn auch der Wasenmeister nicht, wenn er ihm in's Haus kommt!

Ia, der Fehringer ist der Reichste und dasür gibt er sich auch. Was alle Welt von Einem weiß, das bleibt ihm selber doch nicht verborgen, und es steht Iedem wohl an, wenn er weiß, wer er ist. Er war aber auch leutselig der reiche Fehringer. Wenn er seinen Spaß hatte mit Iemand, den er gut leiden mochte, so stieß er den mit der lockeren Faust in die Seite und klatschte sich dann mit der flachen Hand aus den eigenen Wanst. „So sag' ich." Nun lacht! Da lachte er und die Andern lachten mit.

Das Rosenkranz-Gebet ist eine sromme Uebung, wobei man ein gut Stück Zeit dem lieben Himmel opsert, vorausgesetzt, daß man überhaupt sonst etwas zu verrichten hat, aber über Schwätzen und Aushorchen, Absragen und Zutragen, Anbieten und Abhandeln kann man sich wol eben so lange verhalten; so geschah es, daß der Wiesner Iakob seinen Rosenkranz abgebetet hatte und über den Platz daherkam, als der Fehringer just aus sein Wägelchen steigen wollte. Wie der reiche Bauer den Alten ansichtig wurde, blieb er mit dem einen Fuße aus der Erde, mit dem andern stand er schon aus der Radnabe, um' sich aus den Kutschbock zu schwingen.

„Na, Stiegelsteiger," sagte er, „was ist's? Werden wir nie handelseins werden? Was macht die braune Lies'!?"

Es war das die einzige Kuh Wiesners.

„Dank' der Nachsrag', uns allzusamm' geht's gut!"

„Ist recht. Aber die Lies'! muß mir doch noch einmal verkaufen. Die ist ganz braun und hat einen weißen Stern aus der Stirn, aeeurat so hab' ich eine schwarze daheim, da mit dem weißen Tupsen," — er wies dabei die Stelle an seiner eigenen Stirne und zwar mit so anschaulicher, dazwischen deutender Geberde, als respectire er auch da Hörmer zu beiden Seiten, — „die Zwei möcht' ich neben einander sehen. Ueberleg's. Was ich schon einmal ausgesprochen hab', leg' ich Dir baar aus die Hand, sobald die Kuh in meinem Stall sieht. Magst sie heut' oder morgen oder ein andermal hinsühren, das gilt mir gleich."

Er schlug an seinen Geldgurt. Der Wiesner Iakob lachte einsältig, wie eben ein Bauer, wenn er nicht ja oder nein sagen will, und wie er noch immer gethan, wenn zwischen ihm und Fehringer die Rede aus die bewußte Kuh kam, und das geschah, so ost die Beiden zusammentrasen; denn auch der Fehringer, als Bauer, meinte Manches nicht ost genug sagen zu können, und geschäh' .es auch mit den nämlichen Worten.

Er stand noch abwartend. „Nun was?" sragte er.

Der Wiesner suhr sich mit den dürren Fingern unter den Hut, kraute sich seinen Haarschops und sagte langsam: „Es möcht' schon wol einmal sein können!"

„Ist auch recht." Der Fehringer stieg aus und suhr davon.

Eine Zeit lang startte Wiesner dem Wägelchen nach, dann ging er seines Weges. Er schüttelte öster den Kops oder nickte vor sich hin. Es siel ihm schwer aus das Herz, daß er den Handel mit Fehringer nicht bei Zeiten eingegangen war, aber bisher that er sich nicht wenig daraus zu gute, daß er dem reichen Fehringer etwas, weigern konnte; doch jetzt liegt die „Lies'!" krank und wenn sie gar umsteht, so ist es der sträslichste Leichtsinn gewesen, sie nicht srüher verkauft zu haben. Darum hat er gegenüber dem Fehringer so „rechtschaffen" gelogen, daß es Allen gut gehe, um sich ein schadensrohes Wort oder eine verweisende Lehr' zu ersparen.

An zwei Stunden war er gegangen, da änderte sich plötzlich die Gegend; bis dahin lagen, so weit man sehen mochte, Felder an Felder und Wiesen an Wiesen, so gerade und eben wie die Straße, die sich durch sie hindurchschlängelte, nur in der Ferne blauten hohe Berge; nun begann sich Hügel an Hügel auszubauen und der Weg wand sich hinaus und hinab. Wieder lag Feld an Feld und Wiese an Wiese, aber jedes Feld und jede Wiese war von einem lebenden Zaune umgeben, schmale Fußsteige durchschnitten sie der Quere nach, und wo ein Acker abschloß, stieß man immer aus etliche Stusen, die man entweder hinan oder hinab zu steigen hatte, um aus den benachbarten zu gelangen, je nachdem der höher oder tieser lag; selbst bei den Grundstücken, die an der Straße lagen, sehlten die Stusen nicht. Aus diesen Fußsteigen hatte mau ost stundlang nach einem Gehöste zu gehen, und es ist kaum zu berechnen, welche Höhen und Tiesen Einer dabei stusenweise durchmaß. Darum hießen die hier Ansässigen „Stiegelsteiger" — wie der Fehringer den Wiesner angerusen hatte — oder auch „Treppelhupser".

Es war hoch am Mittage geworden, als der Wiesner das Grundstück erreichte, das vor seinem Anwesen lag, die vorletzten Stusen hinankeuchte und die allerletzten hinabstolperte. Es war eine gar ärmliche Hütte, aus welche er zuschritt, sie hatte blos zwei kleine Fenster, dasür aber drei Thüren; die eine neben den beiden Fenstern lag nach dem Wege zu und sührte in die Küche, gerad' über, an dem Herde vorbei, gelangte man durch die andere in den Hos, die dritte öffnete sich linker Hand nach der Stube, in der hatte der Bauer nichts zu suchen, er trat in den Hosamm.

Da stand die Vroni, seine Tochter, sie zählte erst sünszehn lahre, aber man konnte sie leicht sür zwanzig halten. Sie war gar nicht sonntäglich gekleidet, denn sie hatte nichts am Leibe als das Hemd und einen bunten Rock; sie wiegte sich in den breiten Hüsten und schlenkerte den derben, runden Arm gegen die Hühner, denen sie ein paar Brodkrumen , vorwars. „Grüß' Gott, Vater," sagte sie. ^,

Wiesuer nickte. Er kam an dem Hoshunde vorüber, der an ihH^». hinanspringen wollte, von dem nahm er gar keine Notiz und ging nach ' dem Stalle.

Bei seinem Herankommen trat sein Weib unter die Thüre. „Grüß' Dich Gott, Iakob!"

„Grüß' Gott," sagte er und sah sie sragend an.

Sie hob die Schürze nach den Augen und sagte: „Es wird nur all'weil schlimmer!"

Der Bauer trat in den Stall, da lag die „braune Lies'!" aus der Streu, stöhnte und sah mit den großen Augen gar beweglich zu ihm aus.

„Jesus, Maria!" Er schlug die Hände rathlos ineinander. „Und ich hab' doch einen ganzen Rosenkranz gebetet!"

Sie gingen nach der Stube. Das Essen ward ausgetragen, das Tischgebet gesprochen, aber „es war heut' Alles zu viel gekocht worden"; die beiden Alten nahmen geringe Bissen und thaten dazwischen schwermächtige Seuszer, nur die Vroni hielt es damit umgekehrt, denn sie wollte — wie sie sagte -^ nichts verderben lassen.

Gleich nach der Danksagung ging der Wiesner hinaus und sah wieder im Stalle nach. Der Rosenkranz hatte nicht gewirkt. Er trat in den Hos zurück und hob die Augen zum Himmel, als sähe er ihn daraus au, wie er es wol mit ihm meine!

In der That, es hatten sich rings Wolken herausgezogen und es sah da oben ganz grau und recht verdrießlich aus. Ob nun das mithals oder nicht, den Bauer kleinmüthig zu machen, wer weiß es? Gewiß ist, daß er sich den hellen Schweiß von der Stirne wischte und murmelte: „Mir scheint, der Herrgott will mir dem Vieh nichts zu Liebe thun!"

Er ging langsam nach dem Werkzeugschupsen, setzte sich dort aus die Schnitzbank und begann Späne zu spalten, eine Arbeit, die man sonst sür den Winter ausspart und welche er wol nur vornahm, um sich da „im Stadel" ungestört allein aushalten zu können.

Nun brannte er seine Pseise an, damit er aus Gedanken komme.

„Unser lieber Herrgott muß noch herum zu kriegen sein, sonst ist's geseht. — Aber die lieben Heiligen sind ja extra zum Fürbitten da. — Die wird er doch nit aus leidigem Eigensinn um eine wohlvermeinte Ehr' bringen? — Ganz gottunmöglich! — Und da d'raus mögen sie sich wol berusen, wenn ihnen Einer nit mit leeren Händen kommt"

Er sah aus seine beiden eigenen, die waren allerdings nicht leer, in der Rechten war ein Schnitzmesser und in der Linken ein Span, das eine wie den andern legte er vor sich aus die Bank, die Pseise, die ausgeraucht war, dazu und saß stille und nachdenklich, sehr nachdenklich.

Etwa eine halbe Stunde mochte darüber vergangen sein, da spitzte er seine Lippen und begann leise einen Ländler zu pseisen.

Ein klägliches Gebrüll unterbrach ihn.

„Heilige Mutter Anna! da gilt es Eil' und ist keine Zeit zu verlieren!" Er hastete von der Bank empor und lies nach dem Stalle. Das Thier wand sich vor Schmerzen, er klopte ihm begütigend den breiten Nacken und sagte: „Laß's gut sein, Lies'!, laß's gut sein, es soll schon Alles noch recht werden!" —

Damit ging er zum Hause hinaus und ließ Weib und Kind und Kuh in einer Bedrängniß zurück, die „hellaus" zum Verzweiseln war; Mutter und Tochter waren vollkommen überzeugt, daß die Lies'! dieses Gesühl theilte, denn sie war ja auch „ein Weiberhastes".

Vorläusig ging der Wiesner allerdings nicht weit. Er entsann sich, daß eine kurze Wegstrecke ober seiner Hütte eine kleine Kapelle stand, dort wollte er sür's Erste seinen Namenspatron anrufen.

Drei Mauern und ein spitzes Dach darüber bildeten eigentlich nur eine geräumigere Nische, in welcher die Statue des Heiligen und ein Betschemel Platz sanden. Es stand da das Bildniß des heiligen Peregrinus, der gegen Fußübel gut anzurufen ist, und es war ihm auch — wie ans einer Inschrist hervorging — von einem wohlhabenden Bauern aus der Gegend, dem er wieder aus die kranken Beine hals, „dieß Ort zu einer schuldigen Danksagung errichtet worden".

In der Hauptsache war dem Wiesner um so ein „andächtiges Platzer!" und um den Betschemel, daß er dabei einen sremden Heiligen tras, an den er kein Gebet zu richten beabsichtigte, das war nebensächlich. Er kniete also hin, machte das Kreuz, saltete die Hände, und da er es nicht mit dem heiligen Peregrinus hatte, so blickte er auch nicht zu ihm aus, sondern sah zur Seite, während er betete:

„O heiliger Iakobus, Du mein allerliebester Namenspatron! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchtest und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich aus das Allerinständigste recht schön bitten und wenn ich die Kuh behalt', so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!"

Wenn Heilige sich aus die Mienen der Andächtigen verstehen, so lag etwas in Wiesners verheißungsreich zwinkernden Augen, das den heiligen Iakobus wol berechtigte, eine schöne Wachskerze zu erwarten, welche ihm zu Ehr' am Hochaltare brennen würde.

Wiesner betete vorläusig das erst versprochene Vaterunser und als er damit zu Ende kam und nach dem Steinbilde vor ihm ausblickte, sagte er: „Schau, weil Du gerad' da bist, könntest wol auch gleich mit sürsprechen helsen. O lieber heiliger Peregrinus! Ich bet' Dir jetzt ein Vaterunser, daß Du Dich meiner armen Kuh annehmen möchtest und die wieder gesund wird. Das thät' ich Dich aus das Allerinständigste recht schön bitten und wenn

die Kuh mein bleibt, so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!"

Ließ daraus gleich das andere Vaterunser solgen, erhob sich und ging langsam den Weg, den er gekommen, zurück.

Daheim konnte er gleich merken, daß er die Sache an dem rechten Ende angesaßt habe, denn er sand sein Weib und seine Dirn' beruhigter neben der braunen Lies'l stehen, die still aus der Streu lag und keinen Schmerz äußerte.

An der Innenseite der Stallthüre war ein kleines Bild ausgeklebt, aber der Dunst hatte das Papier gebräunt, den Druck und die bunten Farben bis zur Unkenntlichkeit verschmiert; das siel jetzt dem Wiesner in die Augen und er wußte wol, daß es den heiligen Leonhardt vorstelle, welcher den Gesangenen in ihren Leiden beisteht und gegen böse Seuche hilst. Diese aber scheint der Landmann weniger sür sich und seine Angehörigen als sür seine Nutzthiere zu sürchten, denn ausschließlich diese hat er der Sorge des genannten Heiligen unterstellt und denselben, unter großmüthigem Verzicht aus anderweitige Hülseleistung, zum „Viehpatron" erkoren.

„Teusel h'nein," — dachte Wiesner, — „aus ein Haar hätt' ich den vergessen, wo ich'n doch in der nächsten Näh' hab'! Na, das wär' schön versehlt, wenn ich den verabsäumen möcht', der sich schon schandenhalber da darum annehmen muß und dem in derlei Sachen die Fürbitt' gewiß handsamer ist wie jedem Andern!"

Er machte den Verstoß sosort wieder gut, bekreuzte sich und brachte sein Ansuchen vor, jedoch mit keinem Worte mehr oder weniger als er vorhin dazu gebraucht hatte. Dann wandte er sich an seine Weibsteute und sagte: „Ich geh' jetzt in den Segen und bleib' hernach gleich in der Maiandacht; braucht mit dem Nachtsen nicht aus mich zu warten."

Die Bäuerin schüttelte den Kops. „O mein, ich denk' doch, Du solltest lieber uns zwei gehen lassen, weil wir heute noch keine Kirche gesehen haben."

„Mir taugt es aber nit. In solcher Trübniß ist es immer besser, es verlegt sich ein Einziges rechtschaffen aus das Beten, als es betreiben's ihrer Mehr' der Kreuz und Quer nach, wo das Eine so sagt und das Andere anders, daß der liebe Himmel irr' und wirr' wird n d nimmer weiß, was sür ein Gebitt' und Gelöbniß eigentlich gelten soll."

Damit machte er sich aus den weiten Weg nach der Psarrkirche, eben derselben, in welcher er heute srüh am Morgen schon gewesen war.

Die Pausen zwischen den Gesängen und lauthergesagten Gebeten benützte er, um im Stillen sür seine Privatangelegenheit himmlische Gönner zu werben; zuvörderst wandte er sich an die Gottesmutter, der zu Ehren eben die Maiandacht stattsand; dann nahm er einen der Heiligen nach dem andern vor, so viel ihrer eben in der Kirche vorsindlich waren, zu beiden Seiten des Hochaltares, der zwei Nebenaltäre, oder in einsamer Mauernische inmitten des Schisses. Jedem sagte er seinen Spruch aus, jedem nickte er verheißend zu: „wenn ich die Kuh behalte, — wenn die Kuh mein bleibt — so will ich Dir schon auch Deine Fürsprach' gedenken!"

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als er wieder vor seiner Hütte anlangte. Er trat erst in den Hos und legte sein Ohr an die Stallthüre; er vernahm nur ein leichtes Schnauben über den Blättern der Streu, die braune Lies'l lag also und schlies. Nun trat er in die Stube und sah nach den Seinen, er sand auch diese liegen und schlafen und schickte sich bald selbst zur Ruhe an.

Als er die Bettdecke über sich zog, da lag er und spitzte den Mund, daß sein Gesicht den Ausdruck einer kindlichen Zufriedenheit gewann, und sagte leise: „Nun hätt' ich einen ganzen Schwarm Fürbitter bei einander!" Im Schlase aber überkam ihn ein gar prächtiges Traumgesicht.

Im lieben Himmelreiche oben war's, da saß an einer mächtig langen Tasel der Herrgott mit allen seinen Heiligen, um nach vollbrachtem Tagwerk vertraulich Eins zu plaudern. Es war eine Tasel — es gibt nichts so Langes in der Welt, um es damit zu vergleichen, — und doch verstanden sich die Heiligen ganz gut, selbst von dem einen untern Ende nach dem andern. Es erinnerte den Wiesner, daß er vor Jahren ein Geschwisterkind im Tyrolerlande heimgesucht, und wie dort von den hohen Bergen bei klarer Lust jeder Schrei weit durch 's Land gehalt; nun war aber der Himmel wol höher als alle Tyrolerberge und hatte noch klarere Lust, so brauchte es da kein Schreien und ließ sich mit ruhiger Rede richten, was auch den Heiligen besser zu Gesicht stand.

Für's Erste hörte der Wiesner „unverlautbare Dinge in ganz unsagbaren Worten und unerdenklichen Gedanken", aber nachdem sie sich ausgesprochen hatten, saßen die Heiligen eine kleine Weile wie verlegen, dann begann Einer eine Fürsprache vorzubringen, um die er angegangen worden war.

Der aber war kaum zu Ende, da erhob sich St. Jakobus und St. Peregrinus und St. Leonhardus, und so Einer nach dem Andern, alle, der Reihe nach, wie sie angerufen worden waren, und legten ihr Wort ein sür Wiesners kranke Kuh, Es wollte kein Ende nehmen. Da hielt sich der Herrgott die Ohren zu und ries: „O Ihr heiligen Himmelherrgottssackermenter! Wollt Ihr wol aushören? Es ist gut. Soll sie in Gottes Namen wieder gesund werden die Lies'l; hab' sie ja doch auch geschaffen!"

In der Freude darüber wachte Wiesner aus. Es begann eben zu grauen. Er kleidete sich an und trat in den Hos. Dort bückte er sich nach einem Grashalme, das obere Cndchen wischte aus der Hülse und blieb ihm in der Hand. Es gilt sür reinlich, so einen Halm durch die abgeschraubte Pseisenspitze zu ziehen, und dazu ist er gut. Aber das hat Zeit, vorerst heißt es im Stalle nachsehen.

Das Thier lag ruhig, es hob bedächtig den Nacken und blickte den Eintretenden gleichmüthig an. Er bückte sich nach der braunen Lies'l, sie haschte mit dem Maule den Halm, den er zwischen den Fingern hielt, und als er spielend ihr denselben wieder entziehen wollte, da wars sie unwillig den Kops herum und begann das Gras zu kauen.

Da wollte es den Wiesner nicht mehr aus beiden Beinen leiden, er sing an herum zu trippeln, er rieb sich die Hände und das Wasser schoß ihm in die Augen. „O du lieb's Vieh," — er tätschelte der Kuh den Nacken und kraute ihr die Stirne — „o Du lieb's Vieh!"

Plötzlich guckte er der braunen Lies'l gar schlau unter die Augen, und so laut, als sollte es „zu Gehör" geredet sein, sagte er: „Wirst mich viel kosten, wenn Du wieder gesund wirst; nun schau nur dazu!"

Die Woche war vergangen, der Sonntag wieder gekommen. Die letzten Tage war die braune Lies'l schon mit den andern Kühen aus der Weide gewesen. Der Wiesner aber hatte so erschrecklich viel zu schaffen, daß ihn nicht einmal die Innenseite der Stallthüre aus einen srommen Gedanken bringen konnte; übrigens war, wie bemerkt, das Bild des heiligen Leonhardt leicht zu übersehen.

Heute schickte er sich dasür zeitlich zum Kirchgange an und die Vroni muß ihn begleiten, denn er meint, Eines war' völlig ausreichend, das Haus zu hüten, während sich der weite Weg zu Zweien unterhaltsamer gehe, und begehre etwa die Bäuerin Nachmittags in den Segen, so schadet es der Dirn' gewiß nicht, wenn sie ein zweites Mal mit in die Kirche geht!

Als die Beiden aus dem großen Platze vor derselben anlangten, war noch eine Stunde Zeit bis zum Beginn der ersten Messe.

„Nun ist es doch gar zu zeitlich, um sich bis zum Läuten aus der Straße zu erhalten," sagte der Alte und damit schritt er querüber dem Gasthos „zum rothen Ochsen" zu. Vroni solgte in stillem Einverständnis.

Der „rothe Ochse" hatte ein Gastzimmer sür die „großen" Bauern und ein Schankzimmer, wo sich die „minderen" zusammensetzten. Wiesner nahm bescheiden in letzterem Platz, doch hatte er, vorher einen Blick hinein nach den „Großen" gethan, nur so Sehens und Gesehenwerdens halber. Es dauerte auch nicht lange, so kam, der Fehringer heraus in das Schankzimmer, denn der Fehringer war — wie man weiß — leutselig. Er schritt aus Wiesner zu. „Ho, Stiegelsteiger, was machst Du da? Ist das Deine Dirn'?" — Er saßte das Mädchen am Kinn und kneipte sie in den vollen Arm. — „Sapverment, ein mordsauberes Dirndl!"

Das Mädchen zeigte die weißen Zähne und zog den Besatz ihrer Schürze durch die Finger, obwol der nicht glatter sein konnte, als er war.

„Schau," suhr der Fehringer sort und rückte vertraulich zu dem Alten aus die Bank. „Laß doch einmal Dein' Lebzeit ein gescheidtes Wort mit Dir reden. Was ist's, verkausst mir Deine Kuh?"

„Jesses," sagte der Wiesner und stieß an sein Glas, daß ein paar Tropfen über den Rand schlugen. „Wie Du redest! Wie Du so reden magst und allweil das Nämliche!"

„Jesses, was Du wild sein magst, wie man von Dir gar nicht gewöhnt ist!"

„Weil's wahr ist! Bei dem ewigen Gered' ist mir eh', als gehörte die Kuh nur mehr halb mein, mein' Seel', es wär' mir schon völlig gleich, wenn sie ganz Dir gehören möcht', damit einmal Ruh' wird; aber mein Weib gibt sie nicht weg, das weiß ich!"

„Daraus laß es ankommen!"

„Unsinn."

„Es gilt!"

„Soll's gelten," brummte Wiesner. Er zog die Hand, die Fehringer gesaßt hatte, langsam zurück. „Kriegst sie ja doch nicht!"

„Dasür laß' mich sorgen. Ich sahr' gleich hin. Heut' laß' ich Mess' Mess' sein. Handel und Wandel geht vor.

Erst muß der Bauer leben,

Dann karm er der Kirch' das Ihre geben.

Aber die Dirn' muß mit als Zeugin, daß Du gesagt hast, es gilt Dir völlig gleich und Alles kam' allein aus die Bäurin an." Er wandte sich zur Vroni. „Wir sahren über Kronberg, wo Kirchweih ist, und dort kausen wir der Mutter ein sauberes Tuch sür die Sonntäg'; sür Dich wird sich wol auch was sinden, daß Dich da die Sonn' nit abbrennt." Er legte seine breite Hand aus ihre runde Schulter, die sie bloß trug. „Wär' schad, Dirndl! Na, komm' mit!"

„Meinetwegen," sagte Wiesner. „Du machst Dir nur ganz unnöthige Auslagen."

Fehringer ging mit Vroni aus der Stube und kurz daraus sah Wiesner die Beiden aus dem Wägelchen vorbeierollen. Er duckte sich tieser über's Glas. — Da erscholl vom Thurme das erste Läuten. Er legte Geld aus den Tisch und ging bedächtigen Schrittes nach der Kirche,

Dort saß er ganz duchsigt in einem der Stühle, blickte weder zu den Altären noch nach den Nischen aus, hielt sich aber zu denen, die am eisrigsten beteten und am lautesten sangen. Nach der Messe schlich er sich sachte davon, trieb sich mit den Andern aus dem Platze herum und wagte sich erst wieder zur Kirchthüre hinein, als Trompeten und Pauken zu Beginn des Hochamtes laut wurden.

Die Wandlung war schon vorüber. Er hatte den Kops sast zwischen den Blättern des großen Gebetbuches stecken, that manchmal einen unruhigen Ruck von der Ecke, wo er saß, nach der Bank hinein, zur Beschwer seiner Nachbarn, die dann immer Einer an den Andern stießen bis aus den Letzten, der nach dem Schnitzwerk des Stuhles griff, als sürchte er herauszusallen. Da trat plötzlich etwas an seine Seite. Er wars so einen Blick neben, die Vroni war's.

„Vater," sagte sie, „wir haben die Kuh doch verkauft."

„Habt Ihr schon das Geld dasür?"

„Bemr im Kasten."

„Hat er sie schon weggestührt?"

„Freilich. Er hält nur ein wenig im ‚rothen Ochsen' und wartet."

Wiesner nickte.

„Und, schau' her, wegen der Tücheln hat er auch Wort gehalten." Sie spreitete alle zehn Finger über ein buntes, halbseidenes Halstuch, das sie über den vollen Nacken geschlungen trug und das gerade groß genug war, um es kleiner zu wünschen, und gerade klein genug, um zu diesem Wunsche anzuregen. Ein gar gefährliches Ding das.

Die Orgel tönste aus, die Leute erhoben sich von ihren Sitzen, da wandte sich Wiesner zur Vroni, die an seiner Seite das Ende des Hochamtes abgewartet hatte und sagte: „Geh' voraus, ich komm' gleich nach!" Als er sich allein sah, stand er im Stuhle aus, blickte srei um sich und sah die Heiligen der Reihe nach an, saltete die Hände und sprach also: „Meine lieben Heiligen, alle mit einander, müßt's nit böse sein, gleich als wär' ich ein schlechter Christ, der nit weiß, was er geredet; aber wenn Ihr Euch recht besinnt, ich hab' gesagt: wenn ich die Kuh behalt', wenn sie mein bleibt! Nun ist aber die Sach', daß sie verkauft ist, dem Fehringer gehört und mich nichts mehr angeht; ich leg' also, wie billig ist, alle Gelöbniß' aus die Kuh. — Uud auch Du, lieber Himmelsvater, sei nit böse, daß Du da hast nachgeben müssen, hast ja doch ein gutes Werk damit gethan, was Dir schon auch wieder vergolten werden wird. Und jetzt bet' ich Euch in der Schnelligkeit ein paar Vaterunser und einen Glauben, dasür, daß wir wieder mit einander gut sein sollen!"

Dem kam er getreulich nach, dann verließ er die Kirche und ging nach dem „rothen Ochsen". Dort im Hosraume saß der Fehringer schon breit aus dem Wägelchen, hinter welchem die „braune Lies'l" angebunden war.

„Siehst, Stiegelsteiger," ries er schon von Weitem dem Daherkommenden zu. „Ich hab' sie doch!"

Wiesner trat erst zur Kuh. Er klatschte ihr aus den Hals. „Na, Lies'l, jetzt wirst gute Tage haben, hast Dich zwar bei uns auch nicht beklagen können, aber jetzt wirst gute Tage haben. Behüt' Dich Gott!“ Die rothen Ränder um die Augen mochten ihn etwas brennen, denn er strich mit den Fingern darüber. Dann ging er vor, lehnte sich an den Kutschbock und sprach zu dem Fehringer hinaus: „Was ich Dir hab' sagen wollen, ein paar Gelöbniß' liegen aus der Kuh, noch von ihrer letzten Krankheit her.“

„Der sie daraus gelegt hat, soll sie wieder wegnehmen. Was bekümmert's mich?“

„Möcht' etwa doch sein. Acht Stück Heilige, wie sie in der Kirche stehen, und drei, die, mir gerad' zur Hand waren, hätten Ieder rechtschaffen eine Wachskerze um die Kuh verdient.“

Und nun erzählte er dem Fehringer, wie die Gelöbnisse aus die Kuh gekommen und schließlich aus derselben liegen geblieben, „weil halt zu Anfang der liebe Herrgott nit hat daran mogen und er ihn erst hat bemüssen müssen.“

Der Fehringer hatte seinen Spaß und sein«n Verdruß daran, man merkte es dem Gesichte ab, mit welchem er unverwandt den Wiesner anstarrte. Erst lachten die Augen und die Mundwinkel hingen sauertöpsisch nieder, dann wieder verzog er den Mund zum Lachen und die Augen sahen verdrießlich dazu. Jetzt, wo der Wiesner zu Ende gekommen, hieb er mit der Peitsche durch die Lust und schrie: „O Du gottüberlegener“

„Jakob ist mein'm Vater sein Name,“ lachte Vroni.

Fehringer ließ den Athem breit aus der Brust strömen. „O Du gottüberlegener Jakob!“ Mehr sagte er nicht und suhr von dannen.

An dem nächsten hohen Festtage brannten aus dem Hochaltare in der Kirche statt der alten Stumpsen zwöls neue Wachslichter, der Fehringer hatte das Dutzend vollgemacht. Man konnte eben nicht wissen, wie die Heiligen es ausnehmen würden, wenn sie sich solchergestalt um das Ihre verkürzt sänden! An den Wiesner konnten sie sich nicht halten, der hatte selber nichts, wol aber an die Kuh und daraus mochte es der Fehringer nicht ankommen lassen, und es kam auch ihn nicht daraus an, die „braune Lies'l“ war ihm immer noch so viel werth; die stand nun endlich mit ihrem weißen Stern aus der Stirn in seinem Stalle neben der kohlschwarzen, die auch so einen weißen Tupsen hatte, — er brauchte es dem Wiesner nun nicht mehr zu zeigen, wo!

content-0181.jpg

von

Rudolph non Ihering.
— Göttingen. —

Unsere Sprache unterscheidet Honorar und Gehalt von Arbeitslohn und der Sprachgebrauch verlangt die strenge Beachtung des Unterschiedes — ein Künstler, Gelehrter, Staatsdiener ^ würde sich verletzt fühlen, wenn man den Lohn, den er für seine Thätigkeit erhält, als Arbeitslohn bezeichnen wollte, eine Sängerin würde einem Intendanten, der in dem Vertragsentwurf statt des Ausdrucks Engagement sich derselben Ausdrücke bedient hätte, deren man sich beim Miethen des Gesindes bedient: Miethecontract, Dienstmiethe, Miethzins, den Contract vor die Füße werfen. Ist es eine bloße Contertoisie der Sprache, welche bei social höher stehenden Personen wohlklingendere Ausdrücke wählt, als bei den niedrig stehenden, ein sprachlicher Ausputz, wie er so vielsach stattdindet, z. B. im häuslichen Dienstverhältniß, in dem für dieselbe Dienststellung „Magd und Knecht“, „Stubenmädchen und Bedienter“, „Zose und Lakai“ im Gebrauch sind? 3!der verbirgt sich hinter jenen Ausdrücken ein sachlich verschieden geartete« Verhältniß, dessen Eigenthümlichkeit gerade durch sie betont werden soll?

Der Jurist verneint die Frage, und von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht. Denn in rechtlicher Beziehung existirt zwischen dem Anspruch des Künstlers, Gelehrten, Staatsdieners und dem des Handwerkers, Gesellen, Dienstboten, Schreibers gar kein Unterschied. Beide Ansprüche werden rechtlich in derselben Weise geltend gemacht; die sormelle Verschiedenheit, die einst bei den Römern in Bezug auf die Klage stattdand, ist bei uns hinweggesallen und nur die Sprache hat noch, wie so ost, die Reminiscenz an eine frühere Einrichtung bewahrt, die im Leben praktisch längst überwunden und zur Autiauität geworden ist.

Aber daraus, daß der Jurist dem sprachlichen Unterschiede keine Bedeutung zuerkennen kann, folgt noch keineswegs, daß er dieselbe in Wirklichkeit nicht habe, denn der Maßstab des Rechts und des Juristen ist ein einseitiger, beschränkter und nichts weniger als ausreichend, die Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens richtig zu würdigen. Daß jener sprachlichen Unterscheidung ein innerer Gegensatz zu Grunde liegt, der, wenn auch für das Recht völlig gleichgültig, so doch für die Gesellschaft bedeutungsvoll genug ist, um ihn sprachlich zu betonen, das geht in meinen Augen unwidersprechlich daraus hervor, daß unsere Sprache nicht bloß den römischen Ausdruck Honorar (ile>ue>r<rium) willig adoptirt und beibehalten, sondern daneben noch verschiedene andere neu geschassen hat (Gage, Gehalt, Besoldung, Deserviten). Die Sprache ist viel zu eoreet, um im Verkehrsleben leere Unterschiede auszustellen. Die Courtoisie, dem vornehmen Manne das Beschämende eines Geschäfts zu ersparen, das sich für ihn eigentlich nicht ziemt würde, ist ihr völlig fremd. Ob ein Handelsmann oder ein Fürst verkauft, vermietet, ein Darlehn gibt oder empfängt, Börsengeschäfte treibt u. s. w., die Sprache bedient sich für beide Personen derselben Ausdrücke, — wenn objectiv das Verhältniß dasselbe ist, so fällt die Verschiedenheit der socialen Stellung der Contractanten nicht in die Wagschale.

So schließe ich denn: Honorar und Gehalt muß sachlich etwas vom Arbeitslohn Verschiedenes sein, weil die Sprache den Unterschied so geslissentlich aeeutirt. Die Lehre vom Arbeitslohn fällt bekanntlich der Nationalökonomie anheim, und ihr hätte es obgelegen, den Unterschied zu ermitteln. Aber auch sie, ganz wie die Jurisprudenz, hat sich, so weit ich, der ich allerdings kein Nationalökonom bin, dies zu beurtheilen vermag, dessen überhoben; sie stellt die angegebenen Spielarten des Lohnes mit dem Arbeitslohn aus eine Linie. Aber was bei der Jurisprudenz richtig war, ist meines Erachtens bei ihr fehlerhaft, denn sie beraubt sich damit der Möglichkeit, die Thatsachen des Lebens, die mit jenem Gegensatz in Verbindung stehen, von ihrem Standpunkt aus richtig zu erklären — bei allen denjenigen Verhältnissen, in denen die Sprache den Ausdruck Arbeitslohn vermeidet, läßt die Theorie vom Arbeitslohn einen ungedeckten Rest, einen Rückstand übrig, der sich durch jenen Begriff nicht auflösen läßt. Dies nachzuweisen und den richtigen Gesichtspunkt auszusuchen, der die Lösung in sich schließt, ist der Zweck des gegenwärtigen Versuchs. Ich gebe damit zugleich einen Beitrag zu jener Theorie, deren ich in meinem früheren Aussatz (Nord und Süd, 1. Bd.) gedacht habe: der socialen Mech«nik oder der Lehre von den Hebeln, durch welche die Gesellschaft das Individuum für ihre Zwecke in Bewegung setzt.

Arbeitslohn ist gleichbedeutend mit ökonomischem Lohn, kurz gesagt mit Geld. Ist das Geld der einzige Lohn, den der Dichter, Künstler, Gelehrte bei seinen Schöpfungen, Werken, Leistungen im Ange hat? Sicherlich nicht! Wo es der Fall, liest er damit den Beweis, daß er jenen Namen nicht verdient, daß er nicht ist, was er zu sein beansprucht, für ihn ist die Kunst und Wissenschaft nichts als ein „Geschäft“, er ist Geschäftsmann, Handwerker.

Aber auch der wahre Künstler und Gelehrte nimmt das Geld, und er muß und darf es nehmen. Aber für ihn ist das Geld nicht der einzige Lohn, der ihn lockt, er hat daneben noch einen andern im Auge, ich nenne ihn den idealen Lohn. Das Wesen des Honorars und Gehalts im Unterschiede vom Arbeitslohn besteht nun darin, daß letzterer ausschließlich ökonomischer Art ist, während jene beiden gemischter Art sind, eine (Kombination des ökonomischen und idealen Lohns enthalten.

Wäre es mir bloß darum zu thun, diese Begriffsbestimmung zu rechtsertigen, ich würde mit wenig Worten meiner Ausgabe nachkommen können. Aber letztere geht ungleich weiter, ich habe sie daraus gerichtet, die hohe Bedeutung, welche dem idealen Lohn für das Leben der Gesellschaft zukommt, in's rechte Licht zu stellen, und zu diesem Zweck möge der Leser mir verstaten, ihn zunächst aus der Gegenwart in eine längst vergangene Zeit zurückzusetzen, die den Gegensatz des ökonomischen und idealen Lohnes in einer Klarheit zur Anschauung bringt, die nicht bloß über ihn selber keinen Zweifel läßt, sondern uns auch behülich sein wird, die Combination beider, welche sich in unserer heutigen Welt vollzogen hat, durch Darlegung der beiden Elemente, aus denen sie besteht, richtig zu würdigen.

Es ist das alte Rom, wohin ich den Leser ersuche mir zu folgen. Nicht etwa, weil die Aussassung über Arbeit und Lohn, der wir hier begegnen, nur hier zu finden wäre, sondern weil sie hier gerade besonders scharf ausgeprägt ist.

Arbeit im alten Rom ist Arbeit des Leibes, der Hände, nur ihr gebührt der Lohn. Es ist die grobsinnliche Anschauungsweise in Anwendung auf den Arbeitsbegriff, eine Anschauungsweise, die wie in der lateinischen, so auch in unserer deutschen Sprache in den verschiedensten Wendungen zum Ausdruck gebracht ist. Als Arbeit gilt nur die Anstrengung, die sinnlich wahrnehmbar wird, dem Sinne dessen, der sie verrichtet — er fühlt sie — dem Sinne desjenigen, der sie verlangt — er sieht sie. Geistige Arbeit ist keine Arbeit, man fühlt sie nicht, man sieht sie nicht, sie strengt nicht an und sie „schasst“ nicht, sie ist Müßiggang, d. h. die Verrichtung dessen, der Müße hat. Das Geschäft kennt keine Müße (otium), daher neotium, neßotium (Te8tu8 nezotium, yuoä «an 8it otium) das Geschäft. Das „Geschäft“ ist benannt nach dem „Schaffen“ — nur die Hände schaffen, nicht der Geist — was ist ein Gedanke? Worte! Das Product, welches die Arbeit „wirkt“, ist das „Werk“, der Ort, wo es „beschafft“ wird, ist die „Werkstätte“, die Mittel, wodurch es geschieht, die „Werkzeuge“, das Geschaffte das „Handwerk“. „Opu8“, das Werk, ist das Product der „opera“, der Mühe, die Frucht der operae ist das Vermögen: die „ope8“, im Ueberfluß gedacht die e.opia. Wer „dient“, „verdient“, wie der, welcher um die Arbeit „wirbt“ („Gewerbe“), erwirbt; der Niederschlag der „Arbeit“ ist das „Erbe“ (Erbe - 2.rIM, arpi, arbi, ervi; Arbeit -«.1b, ardi, arpi). Für Worte, für gute Rathschläge, Gedanken zahlt man kein Geld — wer uns nichts weiter gewährt hat, als Worte, dem zahlt man den Lohn in derselben Münze zurück: in Worten, man dankt ihm, man entrichtet ihm „Gotteslohn“, aber man bezahlt ihn nicht.

Diese Aussassung, wie sie noch heutzutage beim gemeinen Manne besteht, ist überall die ursprüngliche gewesen, und es hat Jahrtausende gekostet, bis der Geist aus dem Gebiete des Verkehrs den Körper eingeholt und ihn dann allerdings weit überholt hat. Im alten Rom hatte sich diese Ansicht zu der Schärfe zugespitzt, daß es sogar für unehrenhaft galt, sich geistige Arbeit bezahlen zu lassen. Die Arbeit der Hände ward eben darum, weil sie bezahlt ward, verachtet. Denn der Lohn (meree8) stellt sie aus eine Linie mit der Waare (merx), sie wird gleich ihr össentlich ausboten slooatur, daher loeatio operarum -- Dienstmiethe; wie unser „Gewerbe“ von dem „Werben“ um Arbeit), der Lohnherr nimmt sich den Mann mit (oauäullit) ganz wie den Sklaven oder Ochsen, den er miethet, die Ausdrücke bei der Miethe von Personen und Sachen sind ganz dieselben (loeatit, eonHueti» operarum und rerum). Der Dienstmann oder Handwerker ist ein vorübergehender vertragsmäßiger Sklave, sein Dienst enthält eine sociale Herabwürdigung (miu8terium von minu8, minuere, mmi8terium d. i. Erniedrigung im Gegensatz zu ma^i«, maZi8ter, m^HFi«traw8 d. i. Erhöhung über das sociale Niveau des gewöhnlichen Bürgers), er verpflichtet ihn zu Leistungen, zu denen der Freie sich eigentlich nicht hergeben, die er vielmehr dem Sklaven überlassen sollte (soperae illiderale8) — dem Lohn klebt der Schmutz an*). Der Dienst des freien Mannes ist kein „Mini8terium“, sondern ein „mnnu8“, er besteht nicht in körperlicher, sondern in geistiger Thätigkeit, und er wird nicht des Lohnes halber, sondern aus Wohlwollen (Zm.t.ia), unentgeltlich (s^rati«) geleistet, er ist eine Gesälligkeit (muuiloentia, d euetie.inm, ollieium), die des Freien würdig ist (lider, liber^lit«.«) und die für den andern Theil nur die Verpflichtung zum Dank erzeugt (s^rati«). Das muna8 kann von der andern Seite erwidert werden (re munerari), unter Umständen selbst in Geld, aber diese Vergütung ist keine „meroe«, sondern „Konor, nonorarium“, ein Ehrengeschenk, das der Ehre beider

content-0182.png

Theile keinen Abbruch thut. Bedars es zu der Dienstleistung einer besonderen Fertigkeit oder eines besonderen Wissens, so ist das ein Vorzug, eine Tugend stüß</ — ar8), die den freien Mann ziert (sar8 lider^i^j, die Mühe, die er auswendet, sie sich anzueignen, ist nicht „lador, opera^, sondern „8tuäiuu“, ein Gegenstand des Strebens (8tuckere) um seiner selbst willen.

Das ist die altrömische Aussassung. Landbau, Geldgeschäft, Großhandel sind anständig, jedem andern Erwerbszweig dagegen klebt ein Makel an; die geistige Krast, das Talent, das Wissen ist ein Gut, das Jeder, der aus Ehre hält, seinen Mitbürgern und dem Staat unentgeltlich zur Verfügung stellt. Der Staatsbeamte erhält keine Besoldung (nur der Subalterndienst, soweit er nicht von össentlichen Sklaven versehen wird, wird bezahlt), die Magistraturen sind Ehrenposten (vonore!). Eben so wenig wirst der für das römische Leben so unendlich wichtige Berus des Rechtsconsulenten (l^ori8eoritmltv«) einen Ertrag ab.

Für das alte Rom behauptete diese Aussassung eine eminente sociale Bedeutung. Ich meine die- nicht in dem Sinn, daß sie die sociale Stellung des Individuums und den Gegensatz der Stände bestimmte, sondern j in Bezug auf die Verkehrsunetion der unentgeltlichen Dienstleistungen. In Rom deckten die unentgeltlichen Dienstleistungen wesentliche Bedürfnisse der Gesellschaft und des Staates; der Zustand beider beruhte Jahrhunderte lang auf der Voraussetzung, daß diese Dienstleistungen jeder Zeit in genügender Menge ohne Entgelt mit Sicherheit zu haben seien, ganz so wie bei uns das Trinkwasser — unentbehrlich und doch unentgeltlich.

Was war es nun, das den Römern zur unentgeltlichen Gewährung seiner Dienste veranlaßte? Das Wohlwollen, die Selbstlosigkeit? Man müßte wenig von den Römern wissen, um dies zu glauben. Nein! aus dem Lohn verzichtete der Römer bei jenen Dienstleistungen nicht, derselbe bestand nur nicht in klingender Münze, sondern in einem Gut, das für den Mann der höheren Stände ganz dieselbe Anziehungskraft hatte, wie für den der niederen das Geld, nämlich in Ehre, Ansehen, Popularität, Einfluß, Macht. Das war der Preis, den der vornehme Mann regelmäßig bei dem, was er für das Volk that, im Auge hatte, und danach bemaß er den Werth der Magistraturen — die rein kirchlichen Posten, die des rex ««ororom, der (lswine« u. s. w., die keine Macht gewährten, lockten ihn eben darum so wenig, daß während bei den Louoie« die Leute das Amt, hier das Amt die Leute suchte.

So war es also nicht die Selbstverleugnung, sondern der Egoismus, aus dem für Rom die Garantie jener dem Staat wie der Gesellschaft in gleicher Weise unentbehrlichen Dienstleistungen beruhte, nur daß der Lohn, den man im Auge hatte, nicht ökonomischer, sondern idealer Art war.

Ein Berus, der nur Ehre, kein Brod geumhrt, ist dem Unbemittelten verschlossen. So war es in Rom. Staatsdienst und Iurispudrenz bildeten thatsächlich in Rom das Monopol der Wohlhabenden. Einer der angesehensten Iuristen im Ansang der Kaiserzeit, der ohne Vermögen sich der Wissenschaft gewidmet hatte, mußte den Mißgriff in der Wahl seines Beruses damit erkaufen, daß er geuöthigt war, von seinen Zuhörern Unterstützungen anzunehmen — wo die Wissenschaft sich ihr Recht d. h. den Anspruch aus Lohn noch nicht erstritten, vertritt das Gnadengeschenk die Stelle des Rechts.

Diese Uuvollkommenheit der ganzen Einrichtung hat ihr das Ende bereitet, und die Aenderung: der Uebergang zum ökonomischen Lohnsystem enthielt in soeialer Beziehung einen großen Fortschritt. Der Umschwung erfolgte zuerst bei der Wissenschaft, und zwar kam er bei ihr aus Rechnung auswärtigen Einstusses. Die griechischen Lehrmeister in allen Zweigen der Kunst und des Wissens: die rbetore«, ^lÄmiuatiot, pbilo«opdi, mlntne. matiei, ^eumetrlle. arotntteoti, Meä«SOßi und wie alle die Lehrmeister, welche in großen Massen nach der Weltstadt pilgerten, um hier ihr Glück zu versuchen, sonst heißen mögen, und die schon durch ihren Namen den griechischen Ursprung verkünden, -^ sie alle brachten zwar reiches Wissen und geschickte Hände mit, aber leere Taschen und einen hungrigen Magen, und die Noth zwang sie, dem römischen Vorurtheil zu trotzen und sür den Unterricht Geld zu nehmen. So gewöhnten sie zuerst den Römer an das ihm bis dahin völlig ungewohnte Schauspiel, die Wissenschaft die Hand nach Lohn ausstrecken zu sehen, und ihnen gebührt das Verdienst, — denn ein Verdienst war es — das nationale Vorurtheil besiegt und der Kunst und Wissenschaft aus römischem Grund und Boden ihre Rechtsstellung erkämpft zu haben. Denn so können wir es bezeichnen, wenn das Recht nicht die demüthigende Form der actio „looati" mit der „iueree«" aus sie in Anwendung brachte, sondern eine neue selbständige Form: eine Klage aus Honorar schus — der proecessualische Ausdruck der Thatsache, daß man Kunst und Wissenschaft nicht mit dem Handwerk aus eine Linie stellte. Dem Honorar der Privaten solgte später die Besoldung der Lehrer aus Staats- und Gemeindemitteln.

Auch au der Iurispudrenz sollte der Umschwung nicht spurlos vorüber gehen. Der griechische Einfluß bewirkte innerhalb ihrer eine Spaltung des Beruss, welche der alten Zeit völlig unbekannt gewesen war, nämlich in den rein praktischen oder geschäftlichen und in den rein wissenschaftlichen oder theoretischen. Den ersteren vergegenwärtigt uns der „?r3,8m«.,tien8", der Iurist mit griechischem Namen und nach griechischem Vorbilde, eine Sorte des Iuristen, die dem alten Rom völlig sremd gewesen war. Er ist der Geschäftsmann, der sür Geld zu Allem zu Dienst steht, was das Geschäft mit sich bringt, ein juristischer Commissionär oder Agent, ein Mann sür Alles. Den zweiten Berusszweig repräseutirt der Iurist mit römischem Namen (^uri8oon8ultu8) und im altrömischen Stil, der Mann der Wissenschaft, der, sesthaltend an den Traditionen der alten Zeit, es verschmäht, ans der Wissenschaft eine Erwerbssquelle zu machen, Iedem, der seinen Rath oder Unterricht begehrt, unentgeltlich zu Dienste stehend, aber in vvrnehmer Zurückgezogenheit dem Gezänk des Marktes und dem Getummel des Geschäftslebeus sermbleibend und abwartend, daß man ihn sucht — hochangesehen in der össentlichen Meinung und hoch erhaben über jenem Brodjuristen. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes in der Kaiserzeii war die Verleihung des M8 re8ponäenäi, welches ihn zum ossiellleu juristischen Orakel des Volkes stempelte. Die Unverträglichkeit des Lohns mit dem wissenschaftlichen Berus des Iuristen galt deu römischen Iuristen sür ein so seststehendes Axiom, daß noch im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit, als der obige Umschwung sich bei allen andern Diseiplineu längst vollzogen hatte, einer derselben dem Lehrer des Rechts deu Anspruch aus das Honorar absprach"), und daß letzterem selbst die öffentliche Besoldung, deren alle andern öffentlich angestellten Lehrer längst theilhaftig geworden waren, uoch, zur Zeit von Constantin geseht zu haben und ihm erst in der Periode des Versalls von Constantin bis Iustinian zu Theil geworden zu sein scheint.

Den Griechen verdankte Rom die Uebertragung des Lohnes aus Kunst und Wissenschaft, den Provinzen die Einsührung der Besoldung im Staatsdienst. Die Ueberschreitung der vom Senat sür die öffentlichen Spiele ausgeworsenen Summen von Seiten der Aedilen, die dann das nicht selten ganz enorme Desieit persönlich aus eigenen Mitteln zu decken hatten, war in dem letzten Jahrhundert der Republik in dem Maße üblich geworden, daß, wer es mit dem Volk nicht verderben und sich nicht jede politische Zukunft abschneiden wollte, als Aedil nicht rechnen noch geizen durste, selbst wenn sein Vermögen daraus ging. Dasür aber verstattete ihm die Volksmoral, sich als Provinzialstatthalter schadlos zu halten. Rechtlich bekam er als solcher nur eine Aversionalsumme zum Zweck seiner standesmäßigen Equipirung svll83.riuuu), in älterer Zeit letztere selber, aber saktisch galt sein Posten als Schadloshaltung sür die Kosten des Aedilats und der städtischen Magistratur, als eine Anweisung,

content-0184.png

sich sein bei seinem Eintritt in den Staatsdienst ausgewandtes Anlagecapital bei seinem Austritt aus demselben wieder zu verschaffen — ein von Volk und Senat ausgestellter Kaperbries aus die Provinzialen — und wer bei Ausnutzung desselben nicht gar zu plump versuhr, der hatte nichts zu sürchten. Die Kaiser sanden es gerathener, das Geschäft der Ausplünderung der Provinzen selber zu besorgen und zu dem Zweck die unliebsame Coneurrenz der Provinzialstatthalter durch einen reichlich bemessenen Gehalt abzukaufen. Das ist der Ursprung der Besoldung im spätem römischen Staatsdienst, Von diesem Verhältniß ward dieselbe sehr bald aus die kaiserlichen Beamten in Rom ausgedehnt, während man es bei den bedeutungslos gewordenen republikanischen Magistraturen beim Alten ließ.

Das Resultat des Bisherigen besteht in dem Nachweis, daß die römische Gesellschaft Jahrhunderte lang hindurch einen beträchtlichen Zweig der ihr nöthigen Arbeit lediglich mit dem idealen Lohn zu bestreiten vermocht hat, daß sie aber in späterer Zeit genöthigt worden ist, den ökonomischen Lohn zu Hülse zu rusen. Wenn ich sage: zu Hülse zu rusen und nicht: ihn an die Stelle des ersteren zu setzen, so geschieht es im Hinblick aus eine Behauptung, die ich unten zu begrüedeu hoffe, daß die Art des Geldlohns, die aus den beiden angegebenen Gebieten zum Vorschein gelangt, kein einsacher Anwendungssall des ökonomischen Lohns, sondern eine Combination des ökonomischen und des idealen Lohns ist, welche die Mitte hält zwischen dem rein idealen und dem rein ökonomischen.

Der an diesem Beispiel veranschaulichte Uebergang von der Unentgeltlichkeit zur Entgeltlichkeit oder vom Gesälligkeitssuß zum Verkehrssuß hat sich noch an manchen andern Verhältnissen vollzogen und wiederholt sich täglich unter unsern Augen. Ieder, der dazu mitwirkt, erwirbt sich ein Verdienst um die Gesellschaft, obschon er bei der großen Masse dasür eher Tadel als Anerkennung zu ernten gewiß sein kann. Die meisten Lente halten sich nur an die ihnen unbequeme Seite der Neuerung, daß sie sortan bezahlen müssen, was sie bisher umsonst hatten, ohne zu bemerken, wie reichlich dieser Nachtheil durch die Vortheile derselben ausgewogen wird.

Nur das Geld ist im Stande, die Ausgabe des Verkehrs wirklich zu lösen, d. h. das reale System der gesicherten Besriedigung der menschlichen Bedürfnisse in vollendeter Weise herzustellen. Das „Vollendete" des Systems liegt theils in der extensiven Erstreckung desselben — das Geld besriedigt alle Bedürfnisse, die edelsten wie die niedersten, und in jedem beliebigen Maße, im größten wie im kleinsten — theils darin, daß die Voraussetzungen zur Besriedigung aller gedenkbaren Bedürfnisse aus eine einzige, unendlich einsache, ewig gleiche und berechenbare redueirt werden: das Geld. Es gibt Bemerkungen, die so platt scheinen, daß man sich sast scheut, sie zu machen, und deren man sich doch, wenn man eine Sache in ihr volles Licht rücken will, nicht überheben dars. Dazu gehört die von der absoluten Voraussetzungslosigkeit des Geldes. Die Gesälligkeit hat viele Voraussetzungen, das Geld keine andere als sich selbst. Die Gesälligkeit will mit Schonung und Geschick angesprochen sein, sie hat ihre Stimmungen, ihre Launen, ihre Grenzen, sie kehrt sich vielleicht gerade von demjenigen ab, der ihrer am meisten bedars, oder sie versagt zu der Zeit, in der Lage, wo sie ihm am nöthigsten ist. Non alledem weiß das Geld nichts. Das Geld kennt kein Ansehn der Person, es leidet nicht an Launen, es hat keine Zeiten, wo es minder zugänglich wäre, es kennt keine Grenze, bei der seine Bereitwilligkeit endete. Der Erwerbstrieb hat das lebhafteste Interesse daran — Iedem — zu jeder Zeit — in jeder Ausdehnung — zu Diensten zu stehen; je mehr man ihm zumuthet, um desto mehr leistet er, je mehr man von ihm begehrt, desto williger wird er. Es gäbe keinen unerträglicheren Zustand, als wenn wir Alles, was wir nöthig haben, von der Gesälligkeit erwarten müßten, es wäre das Loos des Bettlers! Unsere persönliche Freiheit und Unabhängigkeit beruht daraus, daß wir zahlen können und müssen — im Geld steckt nicht bloß unsere ökonomische, sondern auch unsere moralische Unabhängigkeit.

So lange es in Rom sür unehrenast galt, sich sür die geistige Arbeit bezahlen zu lassen, bildete der Staatsdienst und die Pslege der Wissenschaft ein Monopol der Reichen, dem mittellosen Talent war der Zutritt zu beiden saktisch verschlossen. Daß beide später bürgerliche Erwerbsszweige wurden, begründete nicht bloß einen Fortschritt sür das Individuum, sondern auch sür die Gesellschaft. Man tröstet sich gern mit dem Satz, daß das Genie alle Schwierigkeiten überwinde, aber auch das Genie bedars des Brodes, um zu leben, und wenn der Berus, sür den es die Begabung in sich sühlt, kein Brod gewährt, so muß es sich denjenigen erwählen, der ihm dasselbe sichert. Das musikalische Genie des neunzehnten Jahrhunderts sindet in der Musik ein gesichertes Brod, das des vierzehnten Jahrhunderts mußte es erbetteln in den Burgen und Palästen der Großen; das Betteln ist aber nicht Iedermanns Sache, und gar Mancher mag in jener Zeit es vorgezogen haben, ein ehrsamer Schuster oder Schneider, als ein vagirender Musikant zu werden. Heutzutage kann der Welt kein Genie verloren gehen; wo es auch austaucht, wird es bemerkt und von selbst an die richtige Stelle geschoben. Eine Catalani, ein Paganini, ein Beethoven können in der heutigen Zeit nie etwas anderes werden, als was sie geworden sind — im Mittelalter hätten sie, wenn sie es verschmäht hätten Bänkelsänger oder Biersiedler zu werden, ein ehrsames bürgerliches Gewerbe ergreifen müssen. In einer Zeit, die aus das Genie nicht eingerichtet ist, ist das Genie ein Fluch — der Adler im engen Käsig, der sich, wenn er seine Schwingen rühren will, an den Eisenstäben den Kops zerstößt — in der Gegenwart, die dem Genie aus allen Gebieten der Kunst und des Wissens die Psade geregelt und gebnet hat, hat das Genie sich selber anzuklagen, wenn es nicht eine Quelle des Glücks sür sich selbst und eine Quelle des Segens sür die Welt wird.

Was hat diesen Umschwung bewirkt! Das Auskommen des ökonomischen Lohnes sür die geistige Arbeit und die Sicherung der jederzeitigen Gewinnung desselben durch die Organisation derselben in Form eines bürgerlichen Bernsszweiges. Der Berusszweig enthält sür Ieden, der tüchtig ist, eine Anweisung aus ausreichendes Brod. In der Gegenwart würde Hans Sachs nicht mehr nöthig habeu, Stieseln zu mächen, um dichten, Spinoza nicht mehr nöthig haben, Brillen zu schleisen, um philosophien zu können — Kunst und Wissenschaft sind in der Lage, Iedem, der sür sie eine ausreichende Begabung mitbringt, ein ausreichendes Brod zu bieten; das Gnadenbrod, das Beide in srüherer Zeit aus den Händen der Großen entgegennehmen mußten, ist ersetzt durch das Gehalt und das Honorar.

Aber wenn dann Kunst und Wissenschaft sich nicht mehr wie einst scheuen, den klingenden Lohn anzunehmen, warm wollen wir uns dagegen sträuben, diesen Lohn mit demselben Ausdruck zu bezeichnen, dessen wir nns bei dem Arbeiter bedienen, der sich seine Arbeit bezahlen läßt: Arbeitslohn? Der Verkehr ist das System der geregelten und gesicherten Besriedigung der menschlichen Bedürfnisse. Zu diesen Bedürfnissen zählen aber nicht bloß die leiblichen: Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung, sondern sür einen gewissen Theil der Bevölkerung anch die idealen Interessen der Kunst und Wissenschaft; wer sie besriedigt, ersüllt damit einen Verkehrszmeck, der Künstler und der Gelehrte dient daher nicht minder dem Verkehr als der Landwirth, der Handwerker, der Kausmann. Auch die Kunst und Wissenschaft gehen hinaus aus den Markt und bieten ihre Schätze seil, der Maler seine Gemälde, der Bildhauer seine Statue, der Componist seine Symphonie, der Gelehrte sein Manuscript. Damit stellen sie sich aus eine Linie mit allen Anderen, welche ihre Produkte oder Fabrikate verkaufen: dem Landmann, Fabrikanten, Handwerker, aus das ökonomische Niveau des Geschäftslebens. Sie nehmen Lohn sür ihre Arbeit, solglich ist derselbe Arbeitslohn.

Es ist durchaus ersorderlich, sich von dieser Ansicht los zu machen. Nicht etwa, weil sie die Kunst und Wissenschaft herabsetzt — die Arbeit schändet nicht, sie ehrt, und der Arbeiter ist seines Lohnes werth —, sondern weil sie sich in einer Weise von der Wahrheit entsernt, die nns des Verständnisses der Wirklichkeit berauben würde. Das Richtige ist: es gibt zwei Gebiete der soeialen Arbeit, aus dem einen bildet das Geld den alleinigen Zweck und Hebel der Thätigkeit, aus dem andern hat das Individuum außer dem Gelde noch ein anderes Ziel seines Strebens im Auge; dem letzteren Gebiet gehören an die Kunst und Wissenschaft, der Kirchen- und Staatsdienst. Und dieser Gegensatz ist es, den die Sprache im Auge hat, wenn sie den Lohn dort als „Arbeitslohn" bezeichnet, während sie hier diesen Ausdruck geslissentlich vermeidet und ihn durch andere ersetzt, Der Schriftsteller, Componist, Arzt erhält keinen „Lohn" oder „Arbeitslohn", sondern „Honorar", der Beamte „Gehalt", „Besoldung" sim Fall einer außerordentlichen Zuwendung „Remuneration"), der Schanspieler und der Ossizier „Gage", der Advoeat „Deserviten". Das ist keine bloße Courtöisie des Ausdrucks, die dem Empsänger das Beschämende der Thatsache ersparen soll, daß er sür Geld arbeitet, und eben so wenig zielt die Verschiedenheit der Bezeichnung bloß aus deu Gegensatz der physischen nnd geistigen Arbeit, sondern es soll damit die Verschiedenheit der Beziehung des Lohnes zur Arbeit ausgedrückt werden. Diese aber besteht darin, daß der Lohn sür den gewöhnlichen Arbeiter das einzige Motiv derselben bildet, während der Arzt, Advoeat, Künstler, Gelehrte, Lehrer, Prediger, Staatsdiener, wenn er nicht ein reiner Handwerker ist, das Motiv seiner Tyätigkeit und seine Besriedigung keineswegs ausschließlich in dem Gelde, sondern zugleich noch in etwas Anderem sindet. Hätte jener Sprachgebrauch nur in einer Delieatesse seinen Grund, so würde die Wissenschaft alle Ursache haben, sich von ihm loszusagen, denn er würde dann nur aus dem von der heutigen Zeit völlig überwundenen antiken Vorurtheil beruhen, als ob in der Annahme eines Lohnes sür die Arbeit etwas Beschämendes liege.

Das Wesen des Gehalts und aller ihm gleichartigen Lohngestaltungen beruht aus der Verbindung des ökonomischeu und idealen Lohnes. Sie sügen zu den zwei Arten des einsachen Lohnes: dem rein ökonomischen und dem rein idealen, den wir oben in Rom sür die Wissenschaft und deu Staatsdienst nachgewiesen haben, noch eine dritte gemischte Art hinzu: den gemischten oder ökonomisch-idealen. Es wäre denkbar, daß beide Elemente sich nur äußerlich vereinigten, ohne sich gegenseitig zu assieiren; in diesem Falle würden die Grundsätze über den Arbeitslohn auch aus den Gehalt volle Anwendung sinden. Daß dieses nicht der Fall ist, daß jene Combination den ökonomischen Lohn vielmehr in einer Weise beeinflusst, die von dem, was sein Wesen ausmacht: der. Gewährung des Aequivalents sür die Arbeit, unter Umständen kaum das Geringste übrig läßt, davon kann sich Ieder überzeugen, der an den drei genannten Verhältnissen: der Kunst, der Wissenschaft und dem öffentlichen (Staats- und Kirchen-) Dienst die Probe machen will.

Die hohe Besoldung eines katholischen Kirchensürsten läßt sich sicherlich nicht als Aequivalent sür seine Arbeit charakterisiren, und die erhebliche Differenz zwischen dem Gehalt des Präsidenten eines Collegiums und dem seiner Räthe sindet eben so wenig ihre Rechtsertigung in dem verschiedenen Werth ihrer Kenntnisse, Talente, oder in dem verschiedenen Maß der Anspannung ihrer Arbeitskrast, und auch das Honorar eines Schriststellers, Eomponisten richtet sich keineswegs immer nach der Güte seiner Schrift oder Composition. Schubert hat manche seiner unvergänglichsten Compositionen sast umsonst dahin gegeben, während zu derselben Zeit und an demselben Ort der Walzereomponist Strauß sür seine Walzer schweres Geld löste. Cornelins opserte in der Villa Bartholdi in Rom ohne allen Lohn Jahre lang Zeit und Mühe, nur um die Freseomalerei wieder in Ausnahme zu bringen, und doch war er ein völlig mittelloser Mensch, der sich ost in drückendster Noth besand. Alexander von Humboldt hat sein ganzes Vermögen im Dienst der Wissenschaft zugesetzt, gar mancher Gelehrte wendet ein halbes Leben voller Mühe an ein Werk, das ihm hinterher ost kaum so viel einträgt, um davon Papier, Tinte und Oel zu bezahlen. Arbeitet ein Schuster, Schneider, ein Fabrikant, Kausmann Jahre lang umsonst, lediglich aus Liebe zur Sache? Wer will dem gegenüber das Schriststellerhonorar mit dem Arbeitslohn aus eine Linie stellen? Es kann hoch sein, wo die Arbeit relativ leicht ist, gering sein, wo sie schwer ist, nnd völlig sehlen, wo sie den höchsten Grad erreicht. Und das sind nicht bloß vereinzelte Fälle, sondern es gibt ganze Zweige der wissenschaftlichen Literatur, z. B. die medieinischen und manche naturwissenschaftlichen Zeitschristen, welche sich in der Lage besinden, des Hono. rars gänzlich entbehren zu müssen und, wie die Ersahrung zeigt, es zu können. Das Resultat ist: der ökonomische Bestandtheil des Honorars läßt sich in keiner Weise als Arbeitslohn aussassen, da die einsachsten Grundsätze desselben sich bei ihm verleugnen.

Betrachten wir nunmehr den zweiten Bestandtheil desselben: den idealen Lohn. Ich unterscheide bei demselben zwei Arten: den äußern und innern Lohn. Unter jenem verstehe ich den Lohn, den die Gesellschaft oder die Staatsgewalt zahlt: Anerkennung, Ehre, Ruhm, soeiale Stellung, Titel, Orden; unter diesem die Besriedigung, welche die Arbeit selber gewährt: den Genuß der geistigen Arbeit au sich, den Reiz der Erprobung der Krast, die Freude des Findens, die Wonne des Schaffens, das Gesühl, sein Psund im Dienste der Menschheit verwerthet zu haben. Die soeiale Funetion des idealen Lohnes setzt subjektiv die Empsänglichkeit sür denselben: den idealen Sinn voraus. Völker, Zeitalter, Individuen, denen dieser Sinn abgeht, werden aus dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft nie etwas Großes leisten — das Ideale gedeiht nur aus idealem Boden. Das typische Motiv sür Kunst und Wissenschaft, ohne welches sie ihren Berus uicht ersüllen können, ist der Idealismus, das typische Motiv sür das „Geschäft" der Erwerbstrieb. Ein Künstler, dem es um weiter nichts zu thun ist als um den Erwerb, der an dem Werk, das er schafft, kein anderes Interesse nimmt, als daß es ihm bezahlt wird, ist ein Handwerker und wird nie ein wirkliches Kunstwerk schaffen. Umgekehrt ist ein Geschäftsmann, der in

seinem Geschäft statt der Erwerbszinsen ideale Zwecke versolgt, kein rechter Geschäftsmann, jener hätte Handwerker oder Krämer, dieser Künstler oder Gelehrter werden müssen. Das Geschäft geschäftsmäßig, das Ideale ideal betreiben — so gehört es sich, und dabei gedeiht der Einzelne und die Gesellschaft. Damit ist selbstverständlich nicht der thörichte Meinung das Wort geredet, als ob das Ideale und Praktische Gegensätze wären, die sich in derselben Person nicht mit einander vertragen, so daß also der Idealist nothwendigerweise npraktisch sein, und der Mann des praktischen Lebens des idealen Schwunges entbehren müsse. Beides verträgt sich in derselben Person sehr wohl mit einander, nur jedes an der rechten Stelle.

Bei der Kunst und Wissenschaft ist das Aenuivalent der Leistung, das sich dem Bisherigen nach aus dem idealen und ökonomischen Lohn zusammensetzt, ein sehr schwankendes, und die Ausstellung einer sestea Seala desselben, wie sie beim Arbeitslohn möglich ist, würde eine Unmöglichkeit sein. Ganz anders verhält es sich bei dem Kirchen- und Staatsdienst. Derselbe stellt uns ein System des Lohnes dar, bei dem die beiden Elemente, aus denen derselbe zusammengesetzt ist: das ökonomische (der Gehalt) und das ideale (der Rang) sich in gleichmäßiger Progression von der niedern zur höhern Stuse erheben. Es liegt hier eine durchdachte, systematisch angelegte Seala des Lohnes vor. Das Prineiv ist die ossielle Wertschätzung der Bedeutung des Amts, sei es sür den Staatszweck, sei es sür die Person des Regenten. Als Ergänzung kommt zu diesem ordentlichen Lohnsystem noch ein außerordentlicher Lohn hinzu, der vou Fall zu Fall bemessen wird, der ökonomische: die Remuneration, der ideale: Ehrentitel (im Gegensatz der Amtstitel) und Orden.

Aber nicht überall, wo der Staat (was im Folgenden von ihm gesagt wird, gilt im Wesentlichen auch von der Kirche und den Gemeinden) die ihm geleisteten Dienste bezahlt, gehört dieser Lohn dem obigen Lohnsystem an, der Schreiber aus der Kanzlei erhält keinen „Gehalt“, sondern „Lohn“, der gemeine Soldat keine „Gage“, sondern „Löhnung“, und manche Dienste bezahlt der Staat überhaupt nicht, sei es, daß er sie erzwingt, sei es, daß er sie vom sreien Willen erwartet. Wenn wir die sämmtlichen Dienstleistungen, welche dem Staat überhaupt geleistet werden, im Geiste überschlagen, so sinden wir, daß sie aus zwei Hebeln beruhen: Zwang und Lohn, und es wird sür unsern Zweck ganz ersprießlich sein, wenn wir das Schema derselben hier kurz zusammenstellen.

Gewisse Dienstleistungen, wie z. B. die des Militärpflichtigen, des Geschwornen, des Zeugen, erzwingt der Staat ganz so wie die Zahlung der öffentlichen Abgaben; sie bilden eine Staatsbürgerpslicht. Der bestimmende Grund sür die Anwendung des Zwanges bei ihnen ist nicht die Unentbehrlichkeit des Dienstes — die Richter und Ossiziere sind eben so unentbehrlich wie die Geschwornen und die gemeinen Soldaten, aber diese werden gezungen, jene nicht —, sondern der Grund liegt darin, einmal daß Jeder, bei dem nicht besondere Unsähigkeitsgründe obwalten, im Stande ist, diese Dienste zu leisten, und sodaa daß bei ihrer vorübergehenden Dauer Niemand durch sie in der Wahl und dem Betrieb eines bürgerlichen Erwerbszweiges behindert wird, während der eigentliche Staatsdienst eine nur durch längere Vorbereitung zu gewinnende Geschicklichkeit voraussetzt und die dauernde und ausschließliche Hingabe an ihn, den Einsatz der ganzen Existenz verlangt — ein Opser, das der Staat, ohne ungerecht zu sein, nicht beliebig diesem oder jenem Individumm auserlegen dars, sondern das er vom sreien Entschluß des Einzelnen abhängig zu machen und durch Gewährung des Lebensunterhaltes (s. u.) zu ermöglichen hat. Wo auch sür jene erzwungenen Dienste eine Geldentschädigng gewährt wird (die Löhnung des Soldaten, die Zengengebühreu, die Dinten der Geschwornen), da sällt dieselbe nicht unter den Gesichtspunkt des Lohnes, sondern unter den der Unterhaltungskosten sür die Dauer des Dienstverhältnisses.

Der Lohn kommt im Staatsdienst in einer dreisachen Gestalt vor: zuerst als rem ökonomischer (Arbeitslohn). Gegenstand desselben sind die gewerblichen, niedern, unselbständigeu Dienste und zwar nicht blos die vorübergehenden (der Dinrnisten aus den Bureaux, der Tagelöhner und Arbeiter bei Staatsbauten u. s. w.), sondern auch die dauernden (der Subalternbeamten). Aber bei ihnen mischt sich bereits in der Vorstellung des Volks das ideale Moment ein. Ein letzter Strahl von dem Glanze des Staatsdienstes sällt noch in die Kanzleien und Bureaux, die Federn und Dintensässer vergoldend; selbst das geringste Mitglied des Kanzleipersonals wächst in seinen Augen bei dem Gedanken, Glied der großen Maschine, genannt Staat, zu sein, und der Titel eines Sekretärs, Kanzleiraths, Geh. Rechnungsraths gewährt selbst dem veredelten Schreiber den ossiellen Anspruch aus ein erhöhtes Selbstgesühl.

Dem rein ökonomischen Lohn steht gegenüber der rein ideale Lohn, der im össentlichen Dienste auch heute noch eine gewisse, wenn auch geringe Anwendung sindet. Aus ihm beruht der Begriss des Ehrenpostens oder des Ehrenamtes. Es sind diejenigen Posten, bei denen das Aequioalent sür den Dienst lediglich in der Ehre, dem Vertrauen, dem Einfluß, den sie gewähren, gelegen ist. Im alten Rom die gesammte höhere Staatsverwaltung umfassend, hatten dieselben im neuen Rom dem besoldeten Staatsdienst das Feld geräumt, und erst in neuerer Zeit, nachdem sie Jahrhunderte lang im modernen Europa aus die Sphäre des Kirchenund Gemeindedienstes zurückgedrängt waren, haben sie in der diätenlosen Volksvertretung wiederum ein höchst einflußreiches Terrain innerhalb der Staatsverwaltung zurückeroberet. Wo der Volksvertreter Diäten erhält, sällt sein Posten nnter die solgende Kategorie.

Es ist dies die dritte Art des öffentlichen Lohnes: der gemischte Lohn. Ist der Dienst dauernder Art, so bezeichnen wir den ökonomischen Lohn als Gehalt, Besoldung, Gage, ist er vorübergehender Art, wie der des Volksvertreters, als Diäten.^ Hier wie dort sällt er meiner Ansicht nach unter einen und denselben Gesichtspunkt, nämlich den der staudesmäßigen Sustentation während der Dauer des Dienstverhältnisses. Der Gehalt und die Diäten enthalten kein Aequivalent sür die Arbeit, sondern sie bezwecken die Ermöglichung der Arbeit durch Gewährung des Unterhaltes. Der Staat überhebt den Träger des Postens der Sorge sür die Beschaffung seines Unterhaltes, in dem einen Fall dauernd, in dem andern vorübergehend. Bei den Diäten wird Niemand daran zweiseln, sie sind bestimmungsgemäß nichts als Zehrgelder, Gewährung des Unterhaltes, und ihre Höhe bestimmt sich daher nicht danach, wie die Arbeit beschaffen, ob schwer oder leicht, sondern danach, was der standesmäßige Unterhalt des Empsängers erheischt. In aller Klarheit tritt der Gesichtspunkt hervor in den Diätenelasseu; daß er auch sür den Gehalt zutrifft, läßt sich meines Erachtens mit einer Evidenz darthun, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Gehalt ist kein Arbeitslohn, d. h. kein Aequivalent sür den Dienst, denn er bleibt hinter dem Maß, das sich im Verkehr sür den Werth der Arbeit herausgebildet hat, regelmäßig weit zurück. Banken und sonstige Privatunternehmungen haben den Staatsbeamten, die sie in ihre Dienste zu ziehen wünschten, nicht selten das Mehrsache, ja Zehnsache ihres bisherigen Gehaltes geboten — offenbar war also letzterer bisher kein Aequivalent sür ihre Arbeit, denn ein und dasselbe Gut wird im Verkehr nicht von dem einen Käuser zehn Mal so hoch bezahlt als von dem andern. Dasselbe behaupte ich auch von dem Gehaltsatz der meisten Geistlichen und Lehrer; bleibt derselbe doch nicht selten selbst hinter der Einnahme eines Subalternbeamten zurück — es gibt Küster und Pedellen, die sich besser stehen als die ihnen vorgesetzten Geistlichen und Prossoren. Am zweisellosten ist das Verhältniß beim Ossizier; unmöglich kann man in der Gage ein Aequivalent sür das Leben erblicken, zu dessen Einsatz ihn der Fahneneid verpflichtet. Den Reicheren ist die Gage kaum mehr als ein Taschengeld, das Geld sällt sür sie so wenig in's Gewicht, daß sie auch ohne alle Gage dienen würden, und nur der Umstand, daß die Reichen allein nicht ausreichen, um den Bedars an Ossizieren zu decken, nöthigt den Staat, überhaupt eine Gage zu zahlen.

Der Arbeitslohn richtet sich nach der Güte und dem Maß der Arbeit, der geschickte und der steißige Arbeiter verdient mehr als der ungeschickte und lässige. Im Staatsdienst übt dieser Umstand in Bezug aus den Gehalt gar keinen Einfluß aus, jeder Beamte von derselben Kategorie bekommt denselben Gehalt; die Differenz, die in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Individuen stattsindet, kann aus die Besörderung und den außerordentlichen Lohn (Remuneration, Titel, Orden) einwirken, nicht aber aus den Gehalt. Denn der Gehalt ist regelmäßig gesetzlich sixirt und entbehrt jene Fähigkeit der individuellen Aeecommodation, die der Arbeitslohn in so hohem Grade besitzt. Letzterer fluetuirt nach Angebot und Nachsrage, jener ist unbeweglich; die Einflüsse, denen die Arbeit und der Arbeitslohn ausgesetzt ist, gleiten an ihm spurlos ab. Hört die Arbeit aus, so auch der Arbeitslohn; der Gehalt dauert als Pension sort. Ein tüchtiger Geschäftsmann muß sich im Alter so viel verdient haben, daß er das Capital, das er zu seiner Ausbildung auswenden mußte, ersetzt, und außerdem so viel erworben hat, um leben zu können. Daß dies bei dem Beamten regelmäßig nicht der Fall ist, davon kann Ieden die tägliche Ersahrung überzeugen. Der Gehalt desselben wirst kaum ihm und den S einigen einen standesmäßigen Unterhalt ab, geschweige, daß er ausreichte, das Anlagecapital zu ersetzen oder eine Versorgung sür das Alter zu gewähren, und wenn eine unserer ersten national-ökonomischen Autoritäten das selbstverständliche Postulat, daß die Arbeit ihren Selbstkostenpreis decken müßte*), auch aus den Staatsdienst erstreckt hat, so glaube ich dem ein Doppeltes entgegenstellen zu müssen. Erstens, daß dies, so weit ich beurtheilen kann, thatsächlich nicht der Fall ist. Ein Beamter, der den ihm durch seine Stellung und die Sitte auserlegten Standesauswand sür sich und die Seinigen nicht in geradezu unanständiger Weise ablehnen will, ist nicht im Stande, etwas zu erübrigen. Zweitens, daß man diese Ansorderung beim Staatsdienst nicht erheben dars. Das Anlageeapital des Beamten macht sich darin bezahlt, daß er lebenslänglich den Vortheil genossen hat, Beamter zu sein, ein Vortheil, den er vor jedem Geschäftsmann voraus hat, und der mit der Einbuße jenes Capitals nicht zu hoch erkaust ist. Die Vorzüge der Beamtenstellung liegen theils in dem, was ich als idealen Lohn bezeichne (soeiale Stellung, Rang, Macht, Einfluß, Art der Thätigkeit), theils in dem, was der Gehalt vor dem Arbeitslohn voraus hat. Zurückbleibend hinter letzterem in Bezug aus den Betrag, gleicht er diesen Nachtheil reichlich durch solgende Eigenschasten aus: lebenslängliche Sicherheit, Unabhängigkeit von allen Verkehrserschütterungen und persönlichen Verhinderungen, Steigerung bei zunehmendem Alter, Pension bei gänzlicher Dienstuntauglichkeit — der Staatsdienst ist eine ökonomische Versicherungsanstalt. Diese Vortheile erklären es, daß der Staatsdienst trotz der relativen Niedrigkeit der Gehalte selbst vom ökonomischen Gesichtspunkt aus eine so hohe Anziehungkrast ausübt — von Allen, die arbeiten müssen, bekommt keiner ein schmäleres, aber auch keiner ein reineres, gesünderes, sichereres Brod als der Staatsdiener; zu verlangen, daß der Gehalt ihm sein Anlageeapital wieder ersetze, wäre um nichts besser als ein Capital aus Leibrente geben und sordern, daß es beim Tode zurückbezahlt werde. Darum kann der Sohn des unbemittelten Staatsdieners oder Ossiziers nicht den Berus des Vaters ergreisen, er muß zur erwerbenden Classe übergehen, und erst der Enkel kann mit dem Capital, das der Sohn erworben hat, sich wiederum

*) Engel, über die Selbstkosten der Arbeit, zwei Vorlesungen, Berlin 186«, dem Berus des Großvaters zuwenden. Für das Interesse des Dienstes ist dieser Wechsel nicht gerade vortheilhaft. Söhne aus Beamten- und Ossiziersfamilien bringen adäquatere Anschauungen und eine dem Berus homogenere Stimmung in den Dienst mit als Söhne' von Geschäftsleuten. Allerdings auch Einseitigkeit und Vorurtheile, aber selbst mit ihnen versetzt ist doch die Mitgist, welche sie aus dem elterlichen Hause in den Dienst hinübernehmen, sür den Dienst immer noch eine höchst werthvolle. Die Ersahrung zeigt nun, daß diese Stände im Großen und Ganzen sich weit mehr aus sich selber ergänzen, als es dem Obigen nach der Fall sein müßte. Zwei Faetoren sind es, welche es ihnen ermöglichen. Einmal die öffentlichen unentgeltlichen Vorbereitungsanstalten sür gewisse Zweige des öffentlichen Dienstes (Cadettenanstalten, Pepinieren, Conviete, Alummate, Stüste :e.), und die Erleichterungen des Studinms durch Stipendien, Freitische :e. Der zweite Faetor ist die vermögende Frau. Letztere bildet ein unentbehrliches Glied im System des heutigen Staatsdienstes, sie ist ein kaum minder wichtiges Ersorderniß als das Bestehen des Examens. Es ist dafür sorgt, daß die Beschaffung desselben regelmäßig nicht zu schwer ist — die Tochter des reichen Fabrikanten oder Kaufmanns ist die geborne Frau des Ossiziers oder Beamten, sie bringt ihm das Geld, er ihr die soeiale Stellung — von dem Moment an, wo der Beamte und Ossizier seine Anziehungskrast sür jene Kreise verlieren würde, müßte der Staat entweder die Besoldungen beträchtlich erhöhen oder daraus verzichten, sich aus den Kreisen der Beamten und Ossiziere zu reerutiren.

Wir haben uns bisher immer noch bei der Negative des Gehalts, daß er kein Arbeitslohn ist, verweilt, überzeugen wir uns nunmehr, daß er positiv in der Gewährung des standesmäßigen Unterhalts besteht. Der Arbeitslohn sim weitesten Sinn) gewährt mehr als den bloßen Lebensunterhalt*), der Gehalt nichts weiter als ihn. Aber wohl bemerk: den stand esmäßi gen Lebensunterhalt, und dies Moment ist der Schlüssel sür das Verständniß des Gehaltwesens. Das „Standesmäßige“ bestimmt sich nach der Rangstellung des Amtes, letztere aber ihrerseits nach der mit demselben verbundenen Mächtstellung. Nicht das höhere oder geringere Maß der zur geschickten Führung der verschiedenen Aemter ersorderlichen Kenntnisse und Ersahrungen bestimmt das Maß des Gehalts, so daß der Unterrichtete den höchsten Gehalt bekäme — es kann nicht genug dagegen gewarnt werden, in dem Gehalt ein Aequivalent sür irgend etwas, seien es Kenntnisse, sei es Talent, sei es Arbeit, zu erblicken —, sondern der

) Diese von Adam Smith in seinem berühmten Werk B, I, Cap. 8 in überzeugender Weise nachgewiesene Ansicht ist durch die bekannte Theorie von Rieardo, der zusolge der Arbeitslohn nur das nothdürstigste Maß des LebenKnnlerhalles gewähren soll, zwar bestritten, aber gewiß nicht widerlegt worden.

Gehalt ist nichts als Sustentation, und wer nach der Bedeutung des Amtes, das er bekleidet, einen höheren Auswand zu machen hat als ein Anderer, erhält dem entsprechend dazu auch reichere Mittel. Nicht dasjenige Amt ist das höchste, welches das höchste Maß der Kenntnisse ersordert, sondern dasjenige, welches die größte Macht verleiht und das größte Vertrauen ersordert; der Staat hat sich dabei nur der unbesangenen Volksansicht angeschlossen, der Macht und Einfluß ungleich mehr imponiren als Kunst, Geschicklichkeit, Wissen. Ein hochgeborener, aber untüchtiger Minister, General, Gesandter, wie sie früher in unsern deutschen Kleinstaaten bei dem in üppigster Blüthe stehenden Connexionswesen nicht selten in vorzüglichen Exemplaren zu treffen waren, genoß bei der großen Masse ein ungleich höheres Ansehen als der ausgezeichnetste Ossizier oder Beamte niederer Grade. Zur vollen Wirksamkeit des Postens ist dies Ansehen unentbehrlich, sür letzteres aber bedars es des entsprechenden Ranges, Titels, Gehalts. Den höchsten Culminationspunkt erreicht die Macht und demgemäß auch das Ansehen der Staatsstellung in der Person des Monarchen, und dem entspricht in der eonstitutionellen Monarchie die versassungsmäßig damit verknüpfte ökonomische Dotation sdie Civilliste). Der Gesichtspunkt der standesmäßigen Sustentation liegt bei ihr so ossen vor, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht.

Das Resultat ist: der Gehalt richtet sich nach der Machtstellung, nicht nach der Arbeit,

Als seenndäres Moment gesellt sich bei Abmessung der Gehalte noch die billige Rücksicht aus das Steigen der Lebensuothdurst mit zunehmendem Alter hinzu. Der Unverheirathete bedars nicht so viel als der Verheirathete, die ersten Jahre der Ehe, in denen die Ausgaben sür die Kinder noch nicht so viel betragen, ersordern weniger, als die spätereu, wenn die Kinder herangewachsen sind. Daraus beruht es, daß der Gehalt mit den Jahren steigt, was sonst bei Gleichheit des Amtes und bei eher sich mindernder als zunehmender Arbeitskrast gar nicht zu verstehen wäre.

Hat der Gehalt einmal die Bestimmung, dem Beamten die Sorge um die Existenzmittel abzunehmen, so muß er dasselbe auch in Bezug aus die Frau und Kinder leisten,, da der Besitz der Familie zur vollen Existenz gehört — in der Pension an die Wittve gelangt diese aeessorische Funetion des Gehalts zur selbständigen Erscheinung und ossiellen Anerkennung. Die Pension (sowol die an die Wittve als an den Beamten selber) charakterisirt sich als einseitiges Fortlaufen der Sustentation nach Beendigung des Dienstverhältnisses. Wäre der Gehalt Lohn, so würde die Pension einen unverantwortlichen Mißbrauch in sich schließen, den keine gewissenhaste Finanzverwaltung dulden dürste, ist er dagegen das, wosür ich ihn ausbege, so enthält die Pension nur die letzte Consequenz desselben.

Aus der Zweckbestimmung des Gehalts ergibt sich als selbstverständliche Consequenz die Unstatthastigkeit der Betreibung eines bürgerlichen Erwerbszweiges sür deu Beamten. Wäre der Gehalt Lohn, wie jeder andere, so wäre nicht abzusehen, was den Staat bestimmen sollte, seinen Beamten zu verwehren, durch ein Nebengeschäft sich ein höheres Ein. kommen zu verschassen, im Gegentheil möchte man sagen, müßte es ihm nur willkommen sein, wenn der Beamte aus diese Weise einen unzureichenden Gehalt ergänzte. Allein da der Gehalt die Bestimmung eines vom Staat gewährten Lebensunterhaltes hat, so würde dies sür den Staat den Vorwurf involviren, daß er seinen Dienern nicht dasjenige Auskommen reiche, woraus dieselben den gerechtesten Anspruch haben. Die Rücksicht aus die unverkürzte Erhaltung der Arbeitskrast sür den Staatsdienst ist nicht der Grund jenes Verbots, was sich zur Evidenz daraus ergibt, daß sür die Frauen der Beamten dasselbe gilt, wie sür letztere; die Frau eines Präsidenten kann kein Modewaarengeschäft, die eines Majors keinen Gemüsehandel betreiben, der Mann, der es dulden würde, hätte sich damit selber seine Stelle aberkannt.

Mein letztes Argument entnehme ich der relativen Niedrigkeit der Gehalte. Der Gehalt überschreitet niemals die Grenze des standesmäßigen Lebensunterhaltes, die der Lohn ost so weit hinter sich läßt: es gibt hohe Gehalte, aber selbst die höchsten gewähren nicht mehr und ost kaum so viel, als wie zum standesmäßigen Lebensunterhalt nöthig ist, kein Ministergehalt erreicht die Einnahme einer geseierten Sängerin, eines berühmten Chirurgen u. s. w. Darum kann ein Beamter im Dienst nichts erübrigen, nicht einmal sein Anlagecapital wieder ersetzen. Ein Handwerker, Fabrikant, Kaufmann, der im Lause eines langen Lebens bei angestrengter Thätigkeit nichls erübrigt hat, hat damit den Beweis geliesert, daß er entweder sein Geschäft nicht verstanden, oder daß er schlecht gewirthschastet hat; ein Beamter, der sich im Staatsdienst ein Vermögen erworben,

umgekehrt den Beweis, daß er sich entweder das, was ihm gebührte, versagt, oder das, was ihm nicht gebührte, sich angeeignet hat. Bei normalen Verhältnissen hinterläßt ein Beamter, der ohne Vermögen in den Staatsdienst getreten, nichts als Frau und Kinder

und Schulden. Die Rechnung des Staats stimmt nur, wenn

mit dessen Tode Alles glatt ausgeht, und man muß gestehen, daß er sich aus die Rechnung versteht, und daß, wenn ihn in Bezug aus die Gestaltung des Gehaltwesens ein Tadel treffen kann, es sicherlich nicht der ist, daß er über das Maß des standesmäßigen Lebensunterhaltes hinausgegangen ist, wohl aber der, daß er vielsach in einer Weise dahinter zurückgeblieben ist, die nicht blos ein schreiendes Unrecht gegen das Individuum enthält, sondern dem wahren Interesse des Dienstes im hohen Maße zuwiderläuft. Eine Hungerkur kann nnter Umständen ganz indieirt sein, aber ob sie das geeignete Mittel ist, das Pflichtgefühl und den idealen Sinn im Menschen zur Entwicklung zu bringen, darüber kann man Zweifel hegen.

Eine interessante Bestätigung der im Bisherigen entwickelten Ansicht gewährt die römische Nomenclatur der verschiedenen im Laus der Zeit in Rom sür öffentliche Dienstleistungen gewährten Vergütungen. Nur der Lohn der Subalternbeamten wird als reiner Arbeitslohn (meree8) bezeichnet, bei jeder anderen Vergütung betont die Sprache den Zweck der Snstentation.*) So im Militärdienst bei dem «tipeuäium, dem 8.e8 Koräearium, dem 8alariuiu, dem eon^riun»^*), so im späteren Civildienst bei der annona, den eidaria, den «portula, dem viarieum, dem v««riun»^**), und den Salaria der öffentlichen Lehrer der Kunst und Wissenschaft.

So weisen uns alle einzelnen Züge beim Gehalt aus den von uns ausgestellten Gesichtspunkt der Susteutation hin, und es leuchtet ein, in welchem Maße dasselbe der Natur des Verhältnisses entspricht. Nicht den Gelderwerb soll im Auge haben, wer sich dem Dienst des Staates oder der Kirche weihet, sondern den Berus. Aber damit er sich ihm ganz widmen könne, nehmen beide ihm die Sorge um den Unterhalt ab, der Gehalt hat nur den Zweck, die ungetheilte Hingabe an den Berns ökonomisch zu ermöglichen.

*) Der Artikel: Wohnung, der im heutigen Gehaltwesen eine so große Rolle spielt (Dienstwohnungen, Wohnungsentschädigung, Quartiergeld), findet sich in der solgenden Liste nicht vertreten. Unsere heutigen Ausdrücke: Gehalt, Besoldung, Gage, Remuneration, Deputat enthalten gar keine Hinweisung aus den Zweck, der einzige Ausdruck, der ihn betont, ist die „Theuerungszulage“.

“) 1, Ltipeuäiulu von «tip», welches im spätem Sprachgebrauch eine kleine Geldunterstützung bedeutet, ursprünglich aber nach dem Zusammenhang mit »tipull 1 (Halm) zu schließen, Getreide bedeutet zu haben scheint; also ein ähnlicher Uebergang von dem primitiven Werthobjekt des Landmannes: dem Getreide zum Geld, wie er nach Ausweis der Sprache, welche ihr Wort sür Geld: peeuuia von dem sür Vieh: peeu« gebildet hat, beim Vieh stattgefunden hat. 2. H.e« boräeariulu 6>vj. IV 27: pelluniu., ex qua. bordeulu eyui« er«t eomMränäunl, 3. 8al«riuiu — das in Geld abgelöste Valzdeputat. 4, ^ou^iariulu ursprünglich ein bestimmtes Maß von Oel, Wein, Salz,

***) Bei der aunoun, uud den eidaria liegt die Bedeutung ossen vor; «portula bedeutet den Frucht- oder Eßkorb, dann in der Kaiserzeit die Gebühren des Gerichtsdieners; viatieum die Reisediäten, va8»riunl ein Pauschuantum sür die Equipirung des Provinzialstatthalters, die ihm ursprünglich in Natur geliesert wurde. Das von mir beim Gehalt hervorgehobene Moment des Standesmäßigen ist hier ausdrücklich bezeugt, Th, Mommsen, Rom. Staatsrecht I. S. 24« Note 2, wo S. 244 u. sl. das Weitere über jene Ausdrücke zu sinden.

Noid und Lud. II, 5, 12

Adelina Patti.
Erinnerungen

Eduard Hanslick.
— Wien. —

content-0186.jpg

1.

sch nehme Abschied von Ihnen, für lange, vielleicht für immer, denn vom nächsten Winter an will ich nicht mehr in Europa singen. Ich gehe nach Amerika, wohin ich lange gesollt und wo ich auch meine schönsten Jugenderinnerungen finde." So sprach Adelina Patti, als ich nach Beendigung ihres diesjährigen Wiener Gastspiels, Anfang Mai, ihr Adieu sagte.

„Ihre Kindheit in Amerika — sagte ich — war sie glücklich?" „O ja," seuzte sie, „glücklicher als mein jetziges Leben." „Ueber Ihre erste Jugendzeit habe ich so Verschiedenartiges gehört und gelesen, ^ erzählen Sie mir doch im Zusammenhang davon!"

„Herzlich gern," willsahrte die Sängerin mit sreundlicher Lebhaftigkeit, und drückte sich sester in ihre Causeuse, „ich will Ihnen erzählen, was ich weiß, und unterbrechen Sie mich mit Fragen, wann Sie wollen," Ich nickte und installirte mich bequem, um die Patti anstatt singen, sprechen zu hören.

„Daß ich leider schon eine bejahrte Frau bin," begann sie, „das wissen Sie, — was nützte es, meinen Geburtstag, den 19. Februar 1843 zu verleugnen? Ich bin ein Theaterkind, habe also, wie Soldatenkinder, keine eigentliche Heimat. Mein Vater war ein Sizilianer, meine Mutter eine Römerin, in Madrid, wo Beide während der italienischen Stagione sangen, kam ich zur Welt, in Newyork ward ich erzogen. Ich lernte von

allen Sprachen zuerst das Englische, dann erst Italienisch, endlich Französisch und Spanisch. Sehr jung kam ich nach Amerika, wohin meine Eltern mit einem italienischen Impresario übersiedelten. Mein Vater, Salvatore Patti — "sich sehe ihn noch vor mir, schaltete ich ein, den großen, stattlichen Mann mit weißgelocktem Haar und schwarzen Augen, der als stiller sreundlicher Präses Ihres kleinen Familientisches die Suppe austeilte —) „er war ein guter Sänger (Tenorist), ein beliebtes Mitglied, meine Mutter war mehr als das, eine große Künstlerin, Ihren Rus erlangte sie als Signora Barilli, — der Name ihres ersten Mannes — in Italien. Vom Publikum ausgezeichnet, machte sie sogar die Grisi eifersüchtig, die, einmal von ihr verdunkelt, nicht wieder in derselben Stadt mit meiner Mutter austreten wollte. Unsere ganze Familie war musikalisch, mein Stiesbruder, Barilli, ein tüchtiger Sänger, gab mir den ersten Gesangsunterricht und zwar ganz systematisch, nicht spielend oder sprungweise."

„So ist nicht, wie man überall meint, Ihr Schwager Moriz Strakosch Ihr erster und einziger Lehrer gewesen?"

„Keineswegs. Strakosch, ein Oesterreicher aus einem kleinen mährischen Städtchen, kam erst später als junger Clavierspieler nach Newyork und heirathete meine ältere Schwester Amalia, welche damals eine der schönsten Mezzosopranstimmen besaß, sie aber leider bald einbüßte. Mir hat er eigentlich nur die Rosina im „Barbier" einstudirt und später, als ich in Europa als sertige Sängerin reiste, meine Rollen mit mir wiederholt. Doch kehren wir zu jenen Kindertagen in Newyork zurück. Musikalisches Gehör, Anlage und Lust zum Singeu zeigten sich außerordentlich srüh in mir entwickelt, deshalb erhielt ich schon als kleines Kind Gesangsunterricht von meinem Stiesbruder, Clavierunterricht von meiner Schwester Carlotta Patti. Carlotta, die Sie ja kennen, bildete sich zur Claviervirtuosin aus; daß sie eine Stimme habe, und zwar eine noch höher reichende als ich, entdeckte man erst später, und erst meine Ersolge als Sängerin veranlaßten sie, nachher dieselbe Carriüre zu ergreisen, sreilich nur im Coneertsaal, da sie, seit früher Iugend hinkend, sür die Bühne untauglich war. So lebten wir denn, drei Schwestern und ein junger, kürzlich verstorbener Bruder, Carlo Patti, in Newyork bei den Eltern, in bester Harmonie und sorgensrei beisammen. Als kleines Kind war ich schon von einer rasenden Musik- und Theaterlust besessen. Ich saß jeden Abend, so ost die Mutter austrat, in der Oper; jede Melodie, jede Bewegung prägte sich mir unvergeßlich ein. Wenn ich dann, nach Hause gekommen, zu Bett gebracht war, stand ich heimlich wieder aus und spielte beim Schein des Nachtlämpchens alle die Seenen, die ich im Theater gesehen, sür mich nach. Ein rothgesütterter Mantel meines Vaters, ein alter Federhut der Mutter dienten mir als vielgestaltiges Costüm, und so agirte, tanzte, zwitscherte ich — barsuß, aber romantisch drapirt — alle Opern durch."

„Also nur der Applaus und dje Kränze sehltten Ihnen damals noch?"

„O nein, auch die sehltten nicht, denn ich spielte selbst zugleich mein Publikum, applaudirte und wars mir „Blumensträuße", die ich aus zusammengeknitterten großen Zeitungsblättern nicht übel sabrieirte. Da tras uns ein harter Schlag. Der Impresario machte Bankerott und verschwand ohne Zahlung der rüekständigen Gagen, die Truppe zerstreute sich, und aus war's mit der italienischen Oper. Die Eltern sahen sich ohne Erwerb, wir waren eine zahlreiche Familie, und so stellten sich rasch Noth und Sorge ein. Mein Vater trug ein Stück nach dem andern in's Leihhaus und wußte manchen Tag nicht, wovon wir am nächsten leben würden. Ich aber verstand wenig von alledem und sang daraus los von srüh bis Abend. Da wurde der Vater ausmerksam und gerieth aus den Einsall, ich könnte mit meinem hellen Kinderstimmchen die Familie aus dem schlimmsten Drangsal retten. Und gottlob, ich rettete sie auch. Ich mußte, sieben Jahre alt, als Coneertsängerin auftreten und that es mit der ganzen Lust und Unbesangenheit des Kindes. Man stellte mich im Coneertsaal aus einen Tisch neben das Clavier, damit die Zuhörer das kleine Püppchen auch sehen könnten, und es gab Zulus und Beisall in Fülle. Und wissen Sie, was ich sang? Das ist das Merkwürdigste: lauter Bravourarien, zuerst „Hua voee poeo tll" aus dem „Barbier", mit denselben Verzierungen, genau wie ich die Arie heute singe, dann ähnliche Coloraturstücke mehr. Ich hatte die Freude, zu sehen, wie nun die verpsändeten Kleider und Preeiosen eins nach dem andern zurückwanderten und ruhiges Behagen wieder einkehrte in unser Haus. So vergingen einige Jahre, während welcher ich sleißig sang und mit Carlotta spielte."

„Können Sie sonst noch etwas?" erlaubte ich mir dazwischen zu sragen.

„O ja, ich kann Kleider machen und war in allen Handarbeiten geübt. Die Mutter bestand daraus, denn, sagte sie, die Stimme ist leicht verloren und die Opernbühne das unsicherste Brod. Mittlerweile war Strakosch mein Schwager geworden und in Compagnie mit B. Ulm nun Impresario der italienischen Oper in Newyork. Meine Theaterpassion und mein Talent hatten stark zugenommen — ein halbwüchsiges Mädchen, wollte ich nun nicht länger mehr warten mit dem Austreten in einer Oper. Ulmann wehrte sich ansangs dagegen, eine Ansängerin wie mich gleich in einer Hauptrolle (denn von zweiten Partiten wollte ich nichts wissen) in Newyork austreten zu lassen. Ich war erst sünszehn Jahre alt, auch der Figur nach ein Kind" (— „viel kleiner als jetzt werden Sie auch nicht gewesen sein." bemerkte ich etwas spöttisch —) „schon gut, ich war wirklich viel kleiner und schmächtiger, hatte aber bereits mehrere Rollen vollkommen inne und keine Ahnung von Lampensieber. Strakosch, der großes Vertrauen in mich setzte, wußte die Bedenken Ulmanns zu beschwichtigen und so betrat ich denn 1859 zum ersten Mal die Bühne als Lueia di Lammernmoor. Rosina im „Barbier" und die Sonnambula solgten unmittelbar daraus mit gleich günstigem Ersolg. Das nächste Jahr verbrachte ich aus Gastspielreisen in Boston, Philadelphia und andern großen Städten der Union. In Europa begann ich meine Thätigkeit am Coventgarden-Theater in London. Das Uebrige wissen Sie, — hat sich doch mein Leben seit 14 Jahren zum großen Theil unter Ihren Augen abgespielt." —

II.

Habe ich mich getäuscht, wenn ich vorstehende Erzählung der Sängerin sür interessant genug hielt zur Mittheilung in „Nord und Süd"? Es thäte mir leid, denn ich habe vor, noch ein Weilchen von der Patti zu sprechen. Adelina Patti hat schon durch ihren unangesochtenen Ruhm als erste Gesangskünstlerin der Gegenwart, durch ihre seit 16 Jahren sich gleichbleibenden, ja steigenden Ersolge Anspruch aus eingehendere Betrachtung. W. Heinse, der enthusiastische Verehrer italienscher Kunst, äußert einmal in seiner Hildegard von Hohenthal: „Die Italiener haben Recht, daß sie einer Gabrieli, einem Marchesi süns und zehn Mal mehr dafür geben, in einer Oper zu singen, als einem Sarti oder Paesiello, die ganze Musik dafür zu setzen. Die vortresslichsten Noten sind dürres Geripp, wenn ihre Melodieen nicht durch solche Stimmen schön und lebendig in die Seele gezaubert werden." Dieser Ausspruch, sehr bedenklich, wenn er dazu verleitet, den aussührenden Künstler über den schaffenden zu setzen, sindet doch speeieell im Wesen der italiensichen Oper starke Rechtersertigungsgründe. Ich mußte ost daran denken, wenn mich die Patti in Opern, denen ich sonst weit aus dem Wege gehe, entzückt hat. Reprodueirende Künstler, dramatische zumal, in welchen eine außerordentliche Naturbegabung sich mit vollendeter Kunst vereint, vermögen uns, sast unabhängig vom Componisten, autokratisch Genüsse ganz eigener Art zu bieten; sie können Künstler, Poeten von Gottes Gnaden sein in Werken, wo der Autor es nicht gewesen. Wenn wir heutzutage noch Opern besuchen, die (wie Linda, Sonnambula, die Puritaner :e.) einen wahren Heiligenschein von Langeweile weithin verbreiten, so thun wir es nicht, um die Composition, sondern um die Patti zu hören. Ihr Talent, ihre Stimme ist es, welche diese leer und krastlos gewordenen Melodieen mit neuem Leben ersüllt. Nur zu schnell entschwindet uns das Bild solcher mit dem letzten Ton verrauschender Gesangsleistungen, die man nicht zu Hause, wie eine Partitur nachlesen kann. Die Charakteristik großer Sänger und Sängeringen sollte man sestzuhalten versuchen, so lange sie in voller Frische vor uns stehen. Der Entschluß Adelina Pattis, Europa Lebewohl zu sagen, bildet einen entscheidenden Abschnitt, um nicht zu sagen eine Art Abschluß ihrer Lausbahn; er durste mir, der ich seit 14 Jahren ihre Kunstleistungen ausmerksam versolgt, die Idee eines Rückblicks nahe legen. Im persönlichen Verkehr mit ihr drängten sich mir manche Beobachtungen aus, die, wie ich glaube, einen weiteren Kreis von Musiksreunden interessiren und die eigene Erzählung der Sängerin illustrirend ergänzen dürsten. Wie weit das natürliche Talent reicht, wo die Mühe des Lernens, das Verdienst deUnterrichts anhebt, das läßt sich vom Parket aus allein nicht beurtheilen, sondern nur aus dem Studirzimmer des Sängers oder der Sängerin. Und hier habe ich in Adelina Patti eine so vollkommene, so seine musikalische Organisation kennen gelernt, wie bei keiner andern Sängerin, — ich dars wol sagen: ein musikalisches Genie,

Drei Kräfte verlieh ihr die Natur in ungewöhnlichem Grade: Feinheit des Gehörs, Schnelligkeit des Aussassens und Erlernens, endlich eine unbeugsame Treue des Gedächtnisses. Die unsehlbare Reinheit ihrer Intonation ist bekannt. Aber wie sest in ihr die Vorstellung des richtigen Intervalls mit dem immer willsährigen Werkzeug, der Kehle, verwachsen und von jedem Hüllsmittel unabhängig ist, das möge ein Beispiel aus jüngster Zeit darthun. Man gab im Mai d. I. zu ihrem Benesize den „Faust" von Gounod. Nach der „Schmuckarie" im dritten Akt erhebt sich ein minutenlanger Applaus, dem eine vollständige, lange Ovatiousscene solgt: Kränze fliegen aus den Logen herab, Riesenbouemets, ja ganze Blumenkörbe steigen aus dem Orchester zu ihr empor, das Alles wird unter zahllosen Verbeugungen in Empsang genommen und endlich, als der Spektakel schon zu erlöschen scheint, ertönen immer mehr und mehr Ruse nach dem 6a C«.po der Arie. Die Patti setzt, ohne dem Orchester ein Zeichen zu geben, den Triller aus l> ein, von welchem das Thema wie an einem Band in die Sext hinausflattert, — das Orchester sällt im nächsten Takt ein und — sie stimmen haarschars zusammen. Die geräuschvolle, ermüdende Unterbrechung durch eine Viertelstunde konnte die Patti nicht irre machen in dem sreien Anschlagen des richtigen Tones. Es ist begreiflich, daß das Falsch singen Anderer ihr peinliche Qualen bereitet; ungemein nachsichtig in Beurtheilung ihrer Kunstgenossen hat sie gegen mich niemals einen andern Tadel geäußert, als über häusiges Distoniren, wie es leider in unserem Hosoperntheater nicht selten vorkommt.

An's Wunderbare grenzt das Gedächtniß der Patti. Eine neue Rolle lernt sie vollständig, indem sie sie zwei bis drei Mal leise durchsingt, und was sie einmal gelernt und öffentlich gesungen hat, das vergißt sie niemals wieder. Ich überzeugte mich ost, daß sie von den Opern, die sie häusig gesungen, weder ihren Gesangspart, noch den Clavierauszug in Wien mithatte. Von allen ihren Rollen hat sie in der letzten Stagione in Wien die einzige „Semiramide" vor der Vorstellung wieder durchgelesen, weil sie diese Oper selten und seit zwei Jahren gar nicht mehr gesungen hatte. In der letzten Aussühnung von „Don Pasauale" besuchte ich die Patti nach dem ersten Akt in ihrer Garderobe. Mitten in der, Conversation verlangt sie plötzlich, man möchte ihr einen Clavierauszug der Oper herbeischaffen. Sie schlägt eine Stelle des zweiten Aktes aus, singt leise zwei Takte rnd legt das Buch, in der angesangenen Conversation ununterbrochen sortsahrend, bei Zeite. „Was war das?" sragte ich. „Nichts, ich kenne die Oper, in der ich vor einem Jahre zuletzt ausgetreten, vollständig auswendig. Aber vorgestern habe ich, wie Sie wissen, die Linda gesungen, und da siel mir eben ein, daß eine Stelle der Linda genau so ansängt, wie ein Satz im zweiten Finale des „Don Pasauale"; ich wollte nur der Möglichkeit vorbeugen, etwa in das andere Motiv zu gerathen." Dies ist der einzige Fall einer momentanen Unsicherheit ihres Gedächtnisses, von dem ich weiß; er scheint mir eben so sehr sur dieses Gedächtniß selbst, als sür die musikalische Geistesgegenwart der Sängerin zu sprechen. Nach zehn Jahren sang mir die Patti eine Mazarka von Strauß vor, die ich ihr im Jahre 1863 manchmal aus ihren Wunsch gespielt und die sie seitdem nicht wieder gehört hatte. Ihr seit srühester Kindheit so virtuos geübtes Instrument, das sie mit einer instinktiven Sicherheit behandelt, wie wir Anderen die gewöhnlichsten Handlangungen, bedars kaum mehr der Exereitien. Die Patti übt täglich eine halbe Stunde Solseggien, meist mexxu, voee; die Rollen selbst wiederholt sie nicht. Nie übt sie eine Miene, eine Geste vor dem Spiegel — „daraus holt man sich blos Grimassen" (8inZerie^, meint sie,

III.

Zu Ansang des Jahres 1863 kam Adelina Patti zum ersten Male nach Wien, gastirte mit ihrer Operngesellschast im Carltheater und blieb bis Ansangs Mai. Nach ihrer persönlichen Bekanntschaft gelüstete mich wenig, da sie sür unsreundlich galt, doch sügte ich mich wiederholtem Zureden ihres Schwagers Strakosch und solgte ihm eines Vormittags zu ihr. Ich sehe sie noch vor mir, die kleine, blasse, schmächtige Gestalt, in rothwollenem „Garibaldihemdchen", das Haar schlicht gescheitelt, wie sie, ihl Hündchen Cora streichelnd, im Lehnstuhl am Fenster kauert. Beinahe trotzig nickt sie mit dem Köpschen, Cora erhebt einen bellenden Protest. Ich stand bald aus gutem Fuß mit Beiden, mit dem Hündchen, weil ich ihm schmeichelte, mit Adelinen, weil ich es nicht that. Sie hatte — mit ihrem Vater, ihrem Schwager und ihrer treuen Gesellschasterin Louise — eine kleine Privatwohnung neben der Kapuzinerkirche, in der engen Klostergasse, gemiethet und lebte in diesem ersten Jahre äußerst einsach und zurückgezogen. Von Besuchen, Soiréen und Courmachen war sie keine Freundin, was mit dem Geschmack ihres sie sorgsam hütenden Schwagers Strakosch sehr übereinstimmte. Es kamen außer mir wenig Leute in's Haus, hin und wieder der Impresario und Kapellmeister der italiensichen Oper und die Familie des mit Strakosch verschwägerten Bankiers Fischhos, Adeline war ein halb schüchternes, halb unbändiges Naturkind, so recht was die Franzosen mit „sauvaFe" bezeichnen, gutmüthig und hestig, zu plötzlichen, schnell verrauchenden Zornausbrüchen geneigt, die sich meistens gegen ihren stets sanst begütigenden Schwager Moriz entluden. Sie hatte noch nicht gelernt, sich Zwang anzuthun, liebenswürdig und gesprächig zu sein mit Leuten, die ihr gleichgültig oder gar antipathisch waren, — eine Kunst, die sie sich in späteren Jahren bewunderungswürdig angeeignet hat. Von ihrer Gutmüthigkeit hat sie auch heute als sranzösische Fran6e äame nichts eingebüßt, aber das amerikanische Naturkind von 1863 erschien mir doch noch interessanter und herzegewinnender. Wenn ich hin und wieder gerade in ihre sehr wechselnde Speisestunde einsiel, mußte ich, ohne Widerrede, mich zu ihnen setzen. Einsacher, bürgerlicher hat kaum jemals eine „Diva" gespeist. Nach Tische spielte ich ihr regelmäßig einige Walzer von Strauß und Lanner vor, die sie leidenschaftlich gern hörte, dann schob sie, tanzlustig geworden, schnell Tisch und Stühle bei Seite, Strakosch (ein trefflicher Walzerspieler) mußte an's Piano und wir tanzten als einziges, aber um so vernügteeres Paar das Zimmer aus und nieder. Da war es mitunter hochkommisch, wenn der um Adelinsens Stimme besorgte Schwager während des Spielens flehentlich bat, wir möchten aushören. „I^or I^orä« Balce, um Gotteswillen, tanze nicht, Lina, Du mußt heute Abend singen!" „Das ist meine Sorge," ries sie lachend, hieß ihn weiterspielen und drehte sich in kindlichem Frohmuth weiter. Wie ost hat sie sich später dieser heiteren, sriedlichen Tage erinnert!

Auch ihr merkwürdiges Sprachentalent sollte ich da kennen lernen. Ich sagte eines Tages etwas, das ich von ihr nicht verstanden wissen wollte, aus Deutsch zu Strakosch. Da sing sie in komischem Zorn an, plötzlich deutsch zu radebrechen. Sie hatte Alles verstanden, obwol sie erst seit vier Wochen in Wien lebte. Bishin hatte sie kein deutsches Wort vernommen oder gelesen. Sie sprach damals zu Hause immer Englisch, das sie als ihre eigentliche Muttersprache bezeichnet, beherrschte aber das Italienische und Französische eben so vollkommen. So schwer das Deutsche sür Ausländer ist, das musikalisch geschulte Ohr scheint mir doch auch den Klang dieser und anderer sremden Sprachen leichter zu sassen und nachzubilden. Ich habe diese Wahrnehmung wiederholt gemacht, so bei der liebenswürdigen Desiröe Artöt, die, ohne ein deutsches Wort zu kennen, nach Wien kam und bereits in der nächsten Stagione sich nicht übel verständlich machte.

Musik und Theater stüllten damals allein das ganze Thun und Denken der jungen Sängerin aus. Ihr Wesen erschien als die genaueste, naturnothwendige Fortsetzung jener srühen Kinderspiele, von denen sie uns erzählte und die zugleich Traum und Vorschule ihrer künstlerischen Zukunft waren. Solche energische Einseitigkeit trägt ihre sichere Frucht, aber auch ihre Nachtheile. Ich habe bei Adelina niemals das mindeste Interesse sür die höheren Fragen der Menschheit, sür Wissenschaft, Politik, Religion wahrgenommen, nicht einmal sür schöne Literatur. Ein Buch war allzeit das seltenste Möbel in ihrer Wohnung. Wir Schulmeister können aber nun einmal von dem Wunsche nicht lassen, solche reizende Persönchen auch ein bischen literarisch zu machen, und so drang ich denn in jenem ersten Jahr manchmal in Adelina, sie möchte doch etwas lesen. Nun, einen hübschen englischen Roman wolle sie sich allensalls gefallen lassen. Ich brachte ihr einen der späteren Romane von Boz, welcher durch seine glückliche Mischung von Komischem und Rührendem mir gerade recht passend schien. Das Buch beginnt mit der Erzählung von einer bejahrten Frau, welche einst an ihrem Hochzeitstag von ihrem Bräutigam verlassen und darüber geisteskrank geworden war; sie zieht nun immer wieder ihr vergilbtes Brautkleid an, setzt sich vor die halb versteinerte Hochzeitstorte und wartet aus den Geliebten. Als ich nach einigen Tagen Adelina sragte, wie ihr der Roman geseie, erwiederte sie ausgeregt, sie habe das Buch angesangen, wolle es aber durchaus nicht weiter lesen. „Das sind lauter Lügen, lauter Lügen, die man mir nicht weißmachen wird; daß eine Frau von ihrem alten Brautkleid und ihrer alten Hochzeitstorte sich nicht trennen will, das ist nicht wahr, das ist nicht möglich, und ich bin kein Kind, dem man solche Sachen zu lesen gibt, — merken Sie sich's nur, ich bin kein Kind mehr!" Die Naioetät dieses Standpunktes war mir höchst interessant, aber, so reizend sich das auch ansah, er hielt mich von jedem weiteren literarischen Versuche ab. Vielleicht hat der Zeitverlaus auch hierin ihren Horizont erweitert, — ich weiß es nicht. —

Das Repertoire der Patti bestand damals noch durchweg aus heiteren oder halb-ernsten Rollen („eli iu6?.?e> Chartere"). Noch jetzt, da ihre Stimme und ihr dramatisches Talent sich so ansehnlich vergrößert und vertiest haben, scheint mir die Patti am vollkommensten in Partieen wie Zerlina im „, Don Iuan", Norina in „Don Pasquale", Rosina im „Barbier". Sie verschmelzen eben am natürlichsten mit der künstlerischen Individualität und der äußeren Erscheinung der Sängerin, Momente, deren ungemeine Wichtigkeit von der Kritik nicht immer genügend anerkannt wird. Damals (1863) sang sie diese heiteren Rollen, wenn auch nicht besser, doch mit noch

mehr Lust und jugendlichem Uebermuth, als heute, wo ihre volle Sympathie nur ausgeprägt dramatischen Rollen gehört, auch das Leben sie selbst ernster gemacht hat. Die Neigung sür das tragische Fach zuckte damals schon mächtig in der jungen Patti, aber man vertröstete sie damit weislich aus später. Sie hörte es nicht gerne, wenn man Rollen, wie die obengenannten, als ihre eigentliche Domäne bezeichnete und erwiederte mir einmal mit ausgeworsenem Köpschen: „Ich bin keine Bussa!“ Selbst nach der Vorstellung des „Don Iuan“ äußerte sie, über mein Lob ihrer Zerlina hinwegschlüpsend: „Ich möchte lieber die Donna Anna singen, und ich werde sie auch noch singen.“

Ihre erste Rolle in Wien war Bellims „Sonnambula“. Um diesen ersten Eindruck getreulich wiederzugeben, erlaube ich mir eine Stelle aus meiner damaligen Besprechung zu eitren: „Wenn man Gesang, Spiel und Persönlichkeit der Patti als Totalität zusammensaßt, muß man gestehen, kaum einer reizenderen Erscheinung aus der Bühne begegnet zu sein. Wir haben größere Gesangskünstlerinnen gehört und blendendere Stimmen; wir erinnern uns geistreicherer Darstellerinnen und schönerer Frauen. Allein der Zauber der Patti besteht darin, uns sosort auch jede Rivalin vergessen zu machen. Was sie gibt, ist so ganz ihr eigen, so harmonisch und liebenswürdig, daß man sich rasch sesseln, ja mit Vergnügen auch ein klein wenig blenden läßt. Wenn das zarte Mädchen kleinen Schritts aus die Bühne gehüpft kommt, ihr kindliches, von unbesangener Fröhlichkeit überquellendes Gesichtchen lächelnd neigt, und dann wieder mit ihren großen glänzenden Rehaugen so gutmüthig klug in's Publikum schaut, — da hat sie auch schon die Herzen gewonnen. Nun beginnt sie zu singen, zu spielen und Auge und Ohr sagen gerne Ia zu dem voreiligen Urtheil, das das Herz gesprochen. Welch jugendsrische Stimme, die in dem weiten Umsang vom 0 bis zum dreigestrichenen? sich mühelos und ausgeglichen bewegt! Dieser silberhelle, ächte Sopran klingt namentlich in der Höhe ungemein klar und distinct, die Mittellage hat einen kleinen Anfiing von Schärse, der aber mehr den Eindruck herber Morgensrische macht; der Tiese sehlt es noch an Krast. Hervorragend durch Weichheit oder Wärme ist die Stimme nicht, auch kann man deren Krast nur im Verhältniß zu dem zarten Körper der Sängerin überraschend nennen. Einer großen Steigerung und höchster dramatischer Wirkung scheint dies Organ kaum sähig, wird aber weislich nie bis an die Grenzen dessen geführt, was die Künstlerin vollständig bewältigt. Ihre Bravour ist sehr bedeutend, noch glänzender in Sprüngen und Staeaeatos, als in gebundenen Passagen. Ueber dem Allen aber liegt ein unendlicher Liebreiz.“ Der Versasser dieser gewiß sehr maßvoll lobenden Kritik wurde damals von einem pattiseindlichen Theil der Wiener Journalistik als Enthusiast angesochten. Einige Journale hätten damals — mitunter aus recht persönlichen Motiven — die Patti gerne als eine Modesache hingestellt, von der in einigen Jahren Niemand mehr sprechen würde. Die Zeit hat das Gegentheil schlagend bewiesen. Angesochten wurde in jenem ersten Jahr insbesondere ihre „Lue in“. Auch mich entzückte diese Rolle nicht in dem Maße, wie ihre Rosina oder Norina. Wer die Patti auch nur gesehen hat, konnte nicht zweisehn, daß sie mehr sür das muntere, naive Fach, als sür das Tragische und Heroische geschassen sei. Was ist denn aber an dieser Donizetti'schen Lueia Heroisches oder Hochdramatisches? Lueia ist ein liebliches, schwaches, etwas verzärteltes Geschöps, das im ersten Akt ihrem Geliebten Alles verspricht, ini zweiten ihrem Bruder nichts abschlagen kann und so sür den dritten Akt nichts Anderes übrig hat, als ihr bischen Verstand zu verlieren. Adelina Patti spielt die Lueia nicht im „großen Stil“, aber der „große Stil“ steckt auch nirgends in der Lueia. Was man an dieser Sägerin als Mangel an Größe gerügt hat, sällt beinahe zusammen mit ihrer körperlichen Kleinheit. Dies zarte Figürchen kann unmöglich imposant einherschreiten; diese Arme können nicht in weitem Bogen ausgreisen und plastische Studien zur Niobe aussühren. Mit einem Wort, die Patti ist durch ihre Erscheinung gehindert, die Lueia aus der Donizetti'schen Sphäre in eine höhere, gewaltigere zu erheben. Von den Sägerinnen, die mir zu hören vergönnt war, hat dies auch keine vermocht, und — was die Hauptsache bleibt — mit größerer Meisterschast hat auch keine die Rolle gesungen. Das Vollendetste und Entzückendste waren jedoch die heiteren Partieen der Patti: vor Allem die Zerlina im „Don Iuan“. Die Patti gab uns das wahrhaste Ideal der Zerlina. Natürlicher und liebenswürdiger kann Mozart in seinen holdesten Träumen dies Phantasiegebilde nicht gesehen haben, in das er nach Oulibichess artiger Bemerkung sich selbst verliebt zu haben schien, wie Pygmalion in seine Statue. Die Zerlina der Patti wirkt wie eine schöne Naturscheinung, so in sich vollendet, unbewußt und unerklärlich. Sie läßt sich nicht nachahmen, selbst mit den höchsten Mitteln der Kunst nicht. Das höchste und entscheidendste Kunstmittel, das die Patti sür diese Rolle mitbringt, das einzige beinahe, was sie anwendet, ist die Natur. Die ganze Leistung durchweht der angeborene Frohsinn einer reingestimmten Seele, die natürlichste, dabei individuellste Anmuth, Die meisten Zerlinen versallen entweder in salsche Empsindsamkeit oder in bewußte Koketterie. Die Zerlina der Patti streist weder an das eine, noch an das andere. Ein sröhliches Blut, etwas unbesonnen und eitel, aber durchweg harmlos und unersahren, tritt sie Don Iuan entgegen. Mit der Neugier überraschter kindlicher Eitelkeit, nicht mit dem widerlichen Verständniß der Koketterie hört sie die Betheuerungen dieses schmucken lllux.douboiume. Aus ihrem köstlichen,„H,ncU«„in!“ klingt weder eine angebliche Leidenschaft sür Don Iuan, noch entgegenkommende Lüsterheit, sondern nichts als die unüberlegte Bereitwilligkeit eines geschmeichelten Bauernmädchens, das sich, sobald es die Gesahr erkannt hat, sogleich mit dem Instinkt der Unschuld wieder zurechtsindet. Die Patti hat mehr durch genialen Instinkt als aus dem Wege der Reflexion das Bedenkliche in der Zerlina nicht nur besiegt, sondern den schönen Schein hervorgezaubert, als wäre Bedenkliches gar nicht vorhanden. Kaum brauche ich beizusügen, daß sie die Zerlina nicht nur vollständig in Mozarts Geist, sondern auch buchstäblich getreu singt.

Durch dieselben Vorzüge und überdies noch durch die Entsaltung blendender Gesangsvirtuosität glänzte die Patti als Rosina in Rossinis „Barbier“, als Norina in Donizettis graziöser Oper „Don Pasquale“. Vermochten wir die Klagen der Sonnambula, der Lueia noch wärmer, noch tieser aus dem Herzen herausgeholt denken, — die „Rosina“, die „Norina“ können wir uns graziöser, glänzender, natürlicher nicht vorstellen. Der Gesang so hell, stark und morgensrisch wie Lerchenschlag, das Spiel durchweht von köstlicher Laune und von anmuthigstem Realismus. In Rossinis „Barbier“ ließ sich vielleicht am besten die erstaunliche Technik der Patti studiren. Sie ist gegenwärtig die einzige, die letzte Sägerin, welche noch vollständig die Traditionen des Rossini'schen Gestangstils besitzt. Sie hat dies auch in der letzten neuen Rolle bewährt, die sie in Wien gesungen (1877) in Rossinis „Semiramide“. Gewiß vermag auch die Gesangkunst der Patti dieses rettungslos verblichene Werk nur zu einem Scheinleben zu erwecken, dennoch sreuten wir uns des kaum wiederkehrenden Erlebnisses, die, der heutigen Generation nur dem Namen nach bekannte Oper von der einzigen Sägerin zu hören, die heutzutage noch im Stande ist, sie mit vollendeter Meisterschast zu singen. Der Doyen der europäischen Musikkritiker, W. von Lenz in Petersburg, nennt sie den „Paganini der Voealvirtuosität“, nicht blos seiner Bravour wegen, sondern weil von allen großen Violinisten „keiner so unkörperlich, so absolut und identisch mit seinen Saiten das Instrument je angegriffen. Wenn Paganini ansing, schien er, sozusagen, sortzusahren“. Paganini habe ich selbst nicht mehr gehört, aber an der Patti ist mir sosort auch der eigenthümliche, nur bei großen Instrumentalvirtuosen beobachtete Stimmansatz ausgesallen, daß sie gleich die erste Note mit der Sicherheit und absolut richtigen Intonation anschlägt, welche die meisten Sägerinnen erst im Verlaus der Cantilene erreichen.

Im Frühjahr 1863 verließ die Patti Wien, das sie nicht srüher als 1872 wiedersehen sollte. Vor ihrer Abreise erlebte sie noch einen kleinen Schrecken, der erst in London aus sonderbare Weise enden sollte. Adelina erblickte eines Abends im Theater einen jungen Mann, der sie unverwandt anstarrt. „Er ist wieder da,“ flüstert sie ängstlich ihrem Schwager Strakosch zu. Der elegante Iüngling war ein belgischer Baron V., welcher der Patti überallhin nachreiste, vor ihren Fenstern promenierte, an ihrem Theaterwagen lauerte und in zahlreichen verliebten Brieschen um die Erlaubniß flehte, sie besuchen zu dürsen. Die Briese wurden nie beantwortet, Adelina lebte wie gesagt sehr eingezogen und machte sich über schwärmerische Verehrer gern lustig. Mit dem Ernst einer Herzensneigung unbekannt und zu kindischem Schabernack geneigt, mag sie einmal aus Spaß mit dem seuzenden Ritter Toggenburg kokettirt, vielleicht ihm gar angedeutet haben, sie sei bewacht und verhindert, Iemanden zu empfangen. Der verliebte Baron setzte sich nun in den Kops, Adelina schmachte in sürchterlicher Gesangenschast unter der Obhut ihres Vaters und Schwagers, aus welcher er sie um jeden Preis besreien müsse. Er solgt ihr von Wien nach London und setzt dort eine gerichtliche Klage gegen Strakosch und den alten Patti in's Werk, welche nach seiner Angabe die Aermste gesangen halten, übel behandeln und sogar darben lassen. Da der Baron selbst minderjährig, also nicht berechtigt war, als Kläger vor Gericht auszutreten, stellte er einen Mr. M. aus, welcher als „uext trienä“ der Patti in ihrem Namen klagen mußte. Es war eine kurze, aber merkwürdige Verhandlung vor dem Gerichtshos, ein juristisches Unieum. „Adelina Iuan» Maria Patti, ein Kind unter zwanzig Iahren“, erschien mit den beiden Geklagten Salvatore Patti und Moriz Strakosch. Das mir vorliegende Protokoll dieser Verhandlung vom 12. Mai 1863, das mir Adelina nebst ihrem „Älüäavit,“ (beschworene Aussage) aus London schickte, sührt zuerst die schrecklichen Anklagen aus. Hieraus beschwor Adelina, daß sie ihren angeblichen „nächsten Freund“, den Kläger, niemals zuvor gesehen, noch seinen Namen je gehört, daß die Klage gegen ihr Wissen und Willen angebracht sei, und sie von ihrem Vater und Schwager stets aus das Liebevollste, allen ihren Wünschen gemäß, behandelt werde. So endete diese drollige Verhandlung mit schmählichster Niederlage des ritterlichen Barons von der Mancha und seines majorennen Sancho Pansa, welche Beide nie wieder von sich hören ließen.

IV.

Ich sah die Patti erst im Frühjahr 1867 in Paris wieder. Aus der Bühne hörte ich keine neue Rolle von ihr, das Repertoire der „OM.a Italien“ war das abgespielteste von der Welt, — drängten sich doch die Zuschauer massenhast zu den alten Opern, wenn nur die Patti sang. Neu hingegen erschien mir der soiale Fortschritt Adelinas im Vergleich zu ihrem bescheidenen Leben in der „Klostergasse“. Eine elegante Wohnung in der „H,venne 6e l'Imperatriee“, Besuche in Fülle, sogar einige glänzende Soiröen, in welchen ich eine Auswahl von Berühmtheiten antras. Ich machte da unter Anderem die Bekanntschast des genialen Illustrators Gustave Dorö und des berühmten Sportsman und Vortänzers am Napoleon'schen Hose, Marquis de Caux. Beide Herren brannten lichterloh sür Adelina. Diese behandelte Beide gleich sreundlich, ohne einen von ihnen auszuzeichnen, oder an eine Verbindung mit ihnen zu denken. Die beharrlichen Bemühungen des Marquis siegten schließlich doch, wie bekannt, und im nächsten Iahre, 1868, wurde das Paar in London getraut.

Wer Adelinen je mit dem Marquis verkehren gesehen, — vor wie nach der Hochzeit — der war sich darüber klar, daß sie ihn nicht aus Liebe geheirathet. Sie kannte nicht die Liebe, „die große Passion“, und so glaubte sie, süglich ohne dieses ihr unbekannte Element einen Mann heirathen zu können, den sie sür einen „aoeomplßne^ Beutlemllu“ hielt und als ihren enthusiastischen Verehrer kannte. Die aristokratischen Kreise waren ihr, die man als eine Königin behandelte, sreilich auch ossen gestanden, bevor sie „Marquise“ geworden, doch mochte der Titel und die hohen Verbindungen ihres Bewerbers ihrem kindischen Sinne immerhin schmeicheln.

Im Frühling 1872 kamAdelina, nach neunjähriger Abwesenheit, wieder nach Wien, zum ersten Mal in Begleitung ihres Gatten, und gastirte mit ihrer Gesellschast im Theater an der Wien. Seitdem ist sie alljährlich wiedergekehrt, hat vor drei Iahren in dem neuerbauten Hause der „Komischen Oper“, in den beiden letzten Iahren im kaiserl. Hosoperntheater gesungen. Iedesmal erschien uns der ost gehörte Liebling wie eine holde Neuigkeit und brachte uns Kritiker in immer größere Verlegenheit, was sich noch Neues sagen ließe über diese in sich vollkommene Erscheinung. Diese längere zweite Periode ihrer Wirksamkeit, von 1872 bis 1877, läßt sich süglich in Einem Zusammenhang besprechen. Zu den Opern, die sie bereits srüher hier gesungen, kommen neu hinzu: „Trovatore“ und „Rigoletto“ von Verdi, „Dinorah“ und die „Hugenotten“ von Meyerbeer, „Julia“ und „Margarethe“ von Gounod, „Linda di Chamounix“ von Donizetti, die „Puritaner“ von Bellini, „Martha“ von Flotow, „Semiramide“ von Rossini^). Das Wiedersehen der Patti nach so vielen Iahren war ein künstlerisch sehr ersreuliches. Die Huldigungen, welche sie seither in ganz Europa empfangen, vermochten sie nicht zu blenden, sie hat sich selbst nicht sür eine unsehlabare „Viva“ gehalten, sondern an ihrer künstlerischen Vervollkommnung redlich gearbeitet. Der ganze Blütenzauber ihres Naturells war ihr treu geblieben, neben demselben reiste mittlerweile ihre Kunst zu prachtvoller Frucht. Mußten wir im Iahre 1863 die Enthusiasten noch davor warnen, sür ein Phänomen an vollendeter Gesangkunst zu halten, was in seiner Totalität allerdings ein Phänomen war, — jetzt mußten wir die Patti als die größte Gesangskünstlerin anerkennen. Iener unwiderstehliche Reiz, welcher das erste Austreten Adelinas so eigenthümlich umgeben hatte, ihre reine Freude am Singen und Darstellen, er war ihr mit den Iugendjahren nicht abhanden gekommen. Eine gottbegnadete Natur durch ihre Begabung, ist die Patti zugleich eine der glücklichsten durch ihre unversiegbare Freude an ihrem Berus. Diese Eigenschast geht nicht immer Hand in Hand mit dem Ersolge. Carlotta Patti ersehnt den Tag, an welchem sie nicht mehr zu singen nöthig haben wird. Ihrer Schwester Adelina ist Singen und Spielen Lebensbedürsniß, und solche leidenschastliche Künstlernaturen gewinnen bald einen magnetischen Rapport zum Publikum. Wir sanden nun au der Patti nicht blos

*) Viele Rollen ihres reichen Repertoires, in welchen die Patti in London und Petersburg glänzt, haben wir in Wien leider niemals von ihr gehört: die „Regi. mentstochter“ und den „Liebestrank“ von Donizetti, den „Nordstern“ von Meyerbeer, „Il Fai2« , llllra“ und „Cenerentola“ von Rossini, die „Krondiamanten“ von Auber, „Nida“ von Verdi, „Figaros Hochzeit“ (Susanna) von Mozart, „Il Ilmtrimouio eëbretto“ von Cimarosa u. A.

das musikalische Talent noch gewachsen, sondern auch das dramatische. Die Aussassung erschien vertiest, die Darstellung verseinert, ihr immer ausmerksames stummes Spiel musterhast. Eine so ausdrucksvolle, sein ausgemalte Darstellung, wie ihr stummer Abschied von Alsred (2. Akt der „Traviata“), war der Patti 1863 noch unerreichbar. Dabei hatte die Stimme selbst aussallend gewonnen; man sreute sich der größeren Fülle und Schönheit der tiesen Töne, welche, neun Iahre srüher noch unreis klingend, jetzt an die dunkle Tonsarbe einer Cremoneser Viola mahnen. Von ihren neuen Rollen erreichte die Leonore in Verdis „Trovatore“ beinahe die höchste Wirkung. Bewundernswürdig ist ihr Vortrag der beiden Arien, welche bekanntlich nach einem üppigen, ausdrucksvollen Andante in ein triviales Allegro übergehen. Die langsamen Sätze singt die Patti breit und ausdrucksvoll; in den Allegros hilst sie durch zweierlei über das Bedenkliche der Composition hinweg. Zuerst durch eine blendende Virtuosität, welche den Componisten in tiesen Schatten rückt. Mau muß hier das silberhelle Schmettern dieser unsehlabaren Stimme gehört haben, welche mit den erstaunlichsten Schwierigkeiten spielt und die entlegensten Intonationen, die höchsten Noten mit einer Sicherheit anschlägt wie die Tasten eines Claviers. Sodann weiß sie durch die Art der musikalischen Phrasirung, durch Miene und Geberde das Gemeine dieser Allegro-Motive zu mildern und bis zu einem gewissen Grade zu adeln. Die meisten Sägerinnen verbreiten mit ihrem „Ich lächle »nter Thrä-ä-ä-ä-nen, der Tod ist mir die höchste Lust“ unbezwingliche Heiterkeit, weil sie eben in ihrer Tonbildung und Mimik nur die Farbe herausordernder Lustigkeit sür diese Melodien sinden. Aber in solcher Situation, wie die Leonorens im 2. und vollends im 4. Akt lacht man nicht, wenn man eine dramatische Künstlerin ist, mag der Componist hingeschrieben haben, was er wolle. Es ist nicht Alles, aber doch viel, was an solcher Stelle ein Blick, eine Geberde vermag. Freilich läßt sich das nicht von jeder Sägerin aneignen, so wenig wie das schargeschnittene, marmorblasse Antlitz mit den zwei schwarzen Flammen, die mit jedem Ausschwung der Melodie an Größe und Gluth zu wachsen scheinen. An diese Rolle reiht sich ebenbürtig die „Traviata“. Mir erscheint sie noch überzeugender und ansprechender, inosern nämlich die Rolle sammt der ganzen Oper an Natürlichkeit, Empsindung und musikalischem Reiz über dem „Trovatore“ steht. Ueber die Stilllosigkeit und Gewaltsamkeit des „Trovatore“ hinaus bedeutet die „Traviata“ jedensalls einen Fortschritt Verdis, sowie auch ihr Herkunft aus einem wirksamen, geschickt angelegten Theaterstück ihre dramatisch zum Vortheil gedeiht. Personen und Handlung der „Traviata“ entwickeln sich vor unserm Augen, sind verständlich und erzwingen mehr oder minder unsere Theilnahme, während die Charaktere und Situationen im „Trovatore“ wie aus der Pistole geschossen, als brennendes Werg aus die Seene fliegen und obendrein die Vorhandlung so unverständlich ist, daß selten ein Zuschauer dahinter kommt, welcher von den beiden jungen Herren das gestohlene und verbrannte, und welcher das nicht gestohlene und nicht verbrannte Kind sei, — Einen Fehler hat die Violetta der Patti,

— einen Fehler, den wir lieber rühmen als tadeln möchten — sie ist keine „Traviata“, keine „Cameliendame“. Der prickelnde Unut-^oüt der Dellli'mouäe, welchen Desir^e Artot, die geistreiche Französin, dieser Figur mit so viel Eleganz zu verleihen wußte, sehlt gänzlich bei der Patti. Wenn diese in der ersten Seene mit kindlicher Fröhlichkeit eintritt, so scheinen die Camelien an ihrer Brust sich in Lilien zu verwandeln. Ihr Vortrag der ersten Arie gleicht einem Blütenregen, und im letzten Akt sindet sie die rührendsten Töne. So verschiedenartige Schatzungen des Piano bis zum ersterbenden Pianissimo, wie in dieser Sterbeseene, — so merkwürdige Uebergänge vom nte??a voee zum Fortissimo wie in ihrem Duett mit Alsred haben wir nie zuvor gehört.

Was mich einzig und allein ein wenig störte in dieser Seene, ist das zwei bis drei Mal angebrachte Husten, womit die Patti, wie alle Sägerinnen dieser Partie, die Lungensucht glauben charakterisiren zu müssen. Es nützt absolut nichts, ihnen das Widersinnige und Unästhetische dieser „Nüanee“ zu erklären, und daß eine Lungensüchtige nicht zugleich mit voller Stimme singen könne; weshalb es denn hinreicht, Violetta als eine Todtkranke vorzustellen, ohne die Pathologie der bestimmten Krankheit. Die Patti solgte diesem Rath ein einziges Mal, während ihres ersten Gastspiels, gleich in der nächsten Vorstellung hustete sie wieder und thut es heute noch etwas stärker. Es hält eben sehr schwer, ihr irgend etwas einzureden, was nicht aus ihrem eigenen Kops und Willen kommt.

Eine neue Rolle, mit der uns die Patti überraschte, war „Dinorah“,

— vielleicht ihre vollendetste Leistung. Ich habe gelegentlich der Analyse dieser Meyerbeer'schen Spätarbeit in meiner „Modernen Oper“ auch die Darstellung der Titelrolle durch die Patti charakterisiert und kann mich daraus berufen. „Dinorah“ war mir immer widerwärtig gewesen, trotz ihrer feinen, geistreichen musikalischen Details, — fast so widerwärtig wie vordem die „Traviata“, die ich zum ersten Mal in sehr roher, schlechter Ausführung kennen gelernt. Ich gestehe, daß die Patti mir das Anhören, ja das wiederholte Anhören beider Opern zu einem recht vergnügten, ja so lange sie aus der Bühne ist, zu einem sehr genußreichen, gemacht hat. Es liegt in einer vollendeten Reproduktion oft eine größere Macht, als man vorher selbst für möglich gehalten hätte.

Es folgten nun zuletzt zwei Rollen der Patti, die ich nicht in gleichem Maße rühmen kann, wie die genannten: Valentine in den „Hugenotten“ und Gretchen in Gounods „Faust“. Adelina singt beide mit leidenschaftlicher Vorliebe, ohne sich dabei der Grenzen ihres dramatischen Talents und der widerstrebenden Eigenheiten ihrer Individualität klar bewußt zu sein. Einen Uebergang zu diesen beiden tragischen Rollen bildet schon die Iulia in Gounods „Romeo und Iulia“. Aber in dieser Rolle bringt sie im ersten Akt ein so vollendetes Meisterstück und noch im zweiten so viel des Anmuthigen und Schönen, daß man dann die nicht ausreichende Tiefe und Leidenschaftlichkeit in der zweiten Hälfte der Oper leichter hinzunehmen geneigt ist. Als Iulia hat die Patti für's erste, was den meisten Darstellerinnen dieser anspruchsvollen Partie fehlt: die Glaubwürdigkeit der äußeren Erscheinung. Und nun ihr Gesang! Ihr Vortrag der Walzer-Arie im ersten Akt ist für sich ein kleines Wunder: vollendete Gesangkunst, gepaart mit dem reinsten Geschmack und der lieblichsten Natürlichkeit. Die Patti singt das Stück, welches fast alle Sängerinnen einen Ton tiefer transponieren, in der Originaltonart *tt-äur*; die Leichtigkeit, mit der ihre helle Silberstimme die hohe Lage beherrscht und hier immer wiederkehrenden *a*, *K*, *o* anschlägt, ersreut und ersrischt wie ein strahlender Morgen. Immer streng im Takte, gestaltet sie doch innerhalb desselben den Rhythmus mit individueller Freiheit, nichts wird geschleppt, noch gejagt und doch Alles bis in die leisesten Tonschwingungen belebt. Mit wie seinem musikalischen Gesühle bringt sie gleich ansangs hier drei Mal wiederholten Vorschläge des Themas, nicht scharf und geschneilt, sondern als ruhig-bewegten Hauch — und später die aus- und niedersteigende chromatische Scala, nicht etwa als gesungenen Sturmwind, sondern mit unvergleichlicher Ruhe und Reinheit jede Tonstufe wie in Marmor weißend! Ein ebenbürtiges Seitenstück zu ihrem Schattenwalzer in „Dinorah“; hier wie dort die schärfste Bestimmtheit der Zeichnung und darüber der lieblichste Duft und Farbenschmelz ausgegossen. Von beiden Tanzweisen weiß sie jeden trivialen Beischmack zu tilgen und erhebt zu reiner Schönheit, was sonst im besten Fall ein gelungenes Bravourkunststück bleibt. — Ein anderes Seitenstück dazu ist der Walzer von Venzano, den die Patti in Donizetti's „Linda“ einlegt, in welchem sie einen Triller von siebzehn Takten in Einem Athem singt, lächelnd, als wäre es Kinderspiel! Ein viertes Pendant endlich die im Walzertempo gehaltene Arie der Mireille in Gounods gleichnamiger (in Wien sanft durchgesallener) Oper. Die blitzschnellen hohen Staccatos, die sie am Schluß, vollkommen im Strom des Rhythmus, einsüßt, bezeichnen den Gipfel absoluter Gesangsvirtuosität.

Als reine Gesangsleistung ist auch die Valentine (in den „Hugenotten“) vollendet, ist es doch immer die Patti, welche singt. Aber eine gewisse Anstrengung, ihrer Stimme die höchste Kraft abzugewinnen, ein Uebereiser in dem Streben nach äußerster Energie des dramatischen Ausdrucks beeinträchtigt hier gerade den eigenthümlichen Reiz dieser Sängerin. Die Patti ist eine vorwiegend musikalische Natur, die Schauspielerin, obwohl alle italienischen Rivalinnen überragend, steht in zweiter Linie. Es fehlt zwar ihren Rollen niemals das dramatische Leben und die Charakteristik; dieser gestattet sie aber keinen Schritt über die Grenzen des musikalischen

Nord und Lud. n, 5. 13

Wohllauts hinaus. Letzterer ist mehr oder minder immer geopfert, wo der „dramatische Ausdruck“ überspannt wird. Unsere berühmten deutschen Sängerinnen (wie die Stehle, Mallinger) und die unberühmten alle wissen das ebenso gut, kehren aber trotzdem das Verhältniß um und opfern willig musikalische Form und Schönheit der zugespitzten „dramatischen“ Charakteristik. — Die Patti ist serner die ideale Verkörperung der italienischen Musik, nicht die der französischen oder deutschen, deren oft verschwimmende, dämmernde Gestaltungen nicht immer die Tageshelle und Klarheit des italienischen Himmels vertragen. In der Valentine herrscht das Hochdramatische, das Starke und Gewalttätige mit jener Schärfe vor, welche die französische Große Oper charakterisiert. Gerade den höchsten, eigenthümlichsten Vorzügen der Patti eröffnet die Valentine keinen Spielraum, weit mehr würde dies die Rolle der Königin thun. Sachen, die nur sie oder die Niemand so vollendet machen könnte wie sie, kommen in der Valentine nicht vor. Hingegen fordert die Rolle von der Sängerin eine Reihe von Effekten, die geradezu aus die Wucht der Stimme, aus anhaltend starke und breite Tonbildung gestellt sind. Um diese Effekte zu erreichen, muß die Patti ihre ganze Kraft ausbieten. Die Energie, mit welcher sie solche Hindernisse besiegt, verdient Bewunderung; aber während wir diese Bewunderung durch lauten Applaus manifestieren, suchen wir damit zugleich ein Bedauern in uns zu überlärmen, daß diese süße Stimme und diese holde Kunst ohne Noth derlei Gefahren aussuche. Nicht bloß der stimmliche Kräfteauswand, auch die bis zum Zerreißen angespannte dramatische Leidenschaft der Rolle widerstrebt der harmonischen Natur der Patti. Zwar spielt sie die Rolle mit großer Lebendigkeit und charakteristischem Detail, aber gerade die Anstrengung, sich in Ton und Mimik unausgesetzt aus dem schwindelndsten Höhenpunkt der Leidenschaft zu erhalten, läßt argwöhnen, es sei dieser übermäßige Seelensturm mehr anempfohlen, als wahrhaft erlebt und gesüht. Die einzelnen rührenden, schmerzlich-bewegten Szenen in der Traviata, Linda, Dinorah sind doch etwas anderes. Diese Charaktere gehen von Lust zu Leid über, Violetta sogar zum Sterben; dem tragischen Heroismus jedoch, dem unausgesetzten Kampfe der Valentine, stehen jene duldbaren Charaktere fern. „La Traviata“ verhält sich zu den „Hugenotten“ wie ein Conversationsstück zur historischen Tragödie. Die Kunst der Patti weiß auch letzterer nahe zu kommen, aber die Natur hat sie nicht dafür geschaffen. Adelina Patti, die noch vor wenigen Jahren sich aus die opera *cutla* und *semi-seria* beschränkte, hat energisch die Grenzen ihrer Kunst erweitert und ist darob zu loben, wie jeder Künstler, der nicht stille steht, dessen Streben nicht in der Bequemlichkeit des Besitzes und den Wogen des Erfolgs erlischt. Trotzdem werden wir die Patti jederzeit im Anmuthigen, das ja den Ernst und die Empfindung nicht ausschließt, zuhöchst stellen.

Auch das Gretchen der Patti besiedigt weniger als ihre anderen

Rollen. Gesungen war Alles wunderbar schön, der schlichte Vortrag des „König von Thule“, der glänzende der „Schmuckarie“ von Niemandem zu übertreffen. Aber es stand immer die Patti vor uns, nicht das Gretchen. Es wäre kurzichtig, dies der Künstlerin schlechtweg zur Last zu legen und etwa als eine Lücke ihrer Kunst aussassen zu wollen, was im natürlichen Zusammenhang mit ihrer Persönlichkeit und ihrer nationalen Empfindungsweise steht. Die schwarzen Haare meine ich nicht, da wäre ja mit einer blonden Perrücke allem Uebel abgeholfen; allein die scharfgeschnittenen Züge der Patti arbeiten sast immer in einer leidenschaftlichen Bewegung, welche dem Bilde unseres deutschen Gretchens widerspricht. Schon bei dem geringsten Ausdruck von Schmerz bekommt ihr Gesicht etwas Hestiges, Ausgeregtes, bei gesteigerter Leidenschaft sast etwas Wildes. Die weitgeöffneten glühenden Augen, das lauernd vorgebeugte Haupt, die leicht herabgezogenen Mundwinkel, — ein vollkommenes Bild südlich ausslammender Leidenschaft, — aber der Gegensatz zu dem stillen, tiefen Gemüthsleben Gretchens. Der Ausdruck ruhiger, seelenvoller Innigkeit und halb verschlossener Empfindung ist ihr nicht gegeben. Wie in der italienischen Musik, so dringt bei ihr jede Erregung gleich aus die Oberfläche, wird plastisch und taghell. Auch darin gleicht sie, die ächte Italienerin, der Musik ihrer Heimath, daß beide das einsach Rührende nur selten und ausnahmsweise brmgen. Kein Zweifel, daß die Valentine der Lueea, das Gretchen der Nielsson diese Leistungen der Patti übertreffen, weil da nicht bos die Kunst, sondern zugleich die ganze Individualität der Sängerinnen mit dem dargestellten Charakter zusammensallen. In allen anderen Ausgaben, welche diese Grenze nicht berühren, bleibt uns die Patti ein unerreichbares Muster und eine unnachahmliche Natur.

VI.

Im Jahre 1877 kam die Patti, wie im Vorjahre, Ansangs März — unmittelbar nach ihrem Petersburger Gastspiel — nach Wien. Aber , diesmal ohne den Marquis. Es war in Petersburg zwischen Beiden zu hestigen Austritten gekommen, die ihren letzten Anlaß in de Caux' Eisersucht gegen den Tenoristen N. hatten. Der Marquis verließ (wie es heißt aus höheren Wink) schleunigst das russische Reich. Seine Gattin beendete ihr Gastspiel, suhr hieraus in Einem Zug nach Paris und suchte dort die gerichtliche Scheidung von dem Marquis an. Der Scheidungsproeeß, welcher längere Zeit in Anspruch nehmen dürfte, wird seinerzeit die Schuld des einen oder des andern Theiles klarstellen. Adelina Patti lebte diesmal in Wien in strengster Zurückgezogenheit, um keinerlei Nachreden zu wecken, empsing außer zwei bis drei ihrer ältesten Bekannten keine Besuche und machte keine. Sie zeigte sich weder im Theater noch an irgend einem öffentlichen Orte. Als eine der größten Selbstverleugnungen empsand sie

es, sich die Vorstellung der „Walküre“ versagen zu müssen, denn sie ist neuester Zeit — Wagnerianerin geworden. Die Elsa im „Lohengrin“ wollte sie in London singen, aber de Caux untersagte es ihr aus Haß gegen den deutschen Componisten, der den König von Bayern und den Kaiser Wilhelm musikalisch geseiert hat. Aus der Bühne unverändert heiter und rührig, sand sie jetzt daheim den alten Frohsinn nicht wieder; wie zwischen zwei trüben Schatten stand sie nachdenklich zwischen den letzten schlimmen Erlebnissen und einer ungewissen Zukunft. Unser Publikum ließ sie das Odinn nicht empsinden, das eheliche Zerwürsnisse stets aus die Frau wersen; es ignorirte taktvoll die „Marquise“ und seierte aus vollem Herzen und aus vollen Kehlen Adelina Patti.

Wenn ich sür mein Thema einen ungebührlich großen Raum in Anspruch genommen, so geschah dies, weil ich in der Patti die mit den schousten Stimmnütteln und größtem musikalischen Talent begabte Repräsentantin vollendeter Gesangkunst erblicke. Und diese Kunst hoch zu halten, sie an Mustern wie die Patti zu studiren, dazu haben wir in Deutschland ganz besondere Ursache. An allgemeiner Bildung dürsten unsere deutschen Sänger den italienischen größtentheils überlegen sein, in der sür den Künstler unentbehrlichsten, der technischen, stehen sie weit hinter ihnen zurück. Die italienischen Sänger treiben das Singen als eine Kunst, eine schwierige, ernste Kunst, die erlernt sein will; die deutschen begnügen sich meist mit der Stimme, dem Talent, der Routine und einer vornehmen Abneigung gegen Gesangsstudien. Den letzten Rest von schönem Gesang in Deutschland werden Wagners „Nibelungen“ vernichten. In Wien kann man sast alljährlich die deutschen und die italienischen Opernvorstellungen vergleichen. Die meisten unserer italienischen Gäste glänzen durch vollendete Bildung des Materials bei keineswegs imosanten Stimmen; unsere deutschen Mitglieder durch kraftvolle Stimmen, die aber ob ihrer mangelhaften Technik nicht die Hälste der Wirkung erreichen, welche sie bei gleicher Pflege und Ausdauer erreichen könnten. Bei den Italienern größte Sicherheit und Gleichmäßigkeit die ganze Rolle hindurch, bei den Deutschen ein ungleicher Wechsel glänzender und mittelmäßiger Momente, Beides mit einem leichten Anflug von Zusälligkeit. Dort bejahrte Tenoristen, deren Stimme durch sorgsame Pflege den schönsten Wohl laut bewahrt hat, hier junge Sänger mit vorzeitig brüchigem, unsicherem Organ. Bei Franzosen und Italienern Alles geseilt, in sich sertig und wirksam, bei den Deutschen das Meiste in kühnem Sichhineinstürzen bald erreicht, bald verseht. Technische Vernachlässigung ist übrigens ein Charakterzug, der analog auch in anderen Gebieten deutscher Kunst sich äußert und manchmal unsere genialsten Ersinder und Denker weit hinter dem Einfluß zurückbleiben läßt, welcher ihren Ideen gebührt und den ihre sranzösischen, italienischen, englischen Collegen gerade durch technische Meisterschast so ost erringen. Unter den geseierten deutschen Malern soll es welche geben, die nicht eine Hand eorreet zeichnen können. „Es gibt Maler und Malenköner,“ pflegte manchmal der geniale Schwind in seinem Sarkasmus zu sagen, „ich bin Maler.“ Ich denke, man sollte beides sein. In der Oper gibt es Sänger und Singenköner, — letztere sind selten Deutsche. Jeder angehende oder sertige Sänger sollte die Tonbildung, das Portamento, die Sealen, den Vortrag der Patti studiren bis in den kleinsten Mordent. Vollkommneres wird ihm Niemand zeigen. Auch wie man durch Schonung eine Stimme lang erhalten kann, zeigt uns die Patti. Freilich kommt ihr eine seltene Gunst der Natur zu Hülse; diese ewige Iugend grenzt an's Wunderbare. Der krystallhelle Klang der Stimme, die jugendliche Erscheinung, die Leichtigkeit wie die Ausdauer sind ihr unversehrt geblieben von der Zeit. Höher als dies Alles steht jedoch ihr unvergleichlicher musikalischer Schönheitssinn. Nicht immer und überall, wo wir Virtuosität antressen, erblüht diese aus einer eminent musikalischen Natur, und der Virtuose, der länger als ein Deeennim von Trimmph zu Trimmph eilt, büßt in der Regel die Einsalt der musikalischen und dramatischen Empfindung ein. Er wird rassinirt, gekünstelt und trachtet durch gesuchte Esseete, überschärsten Aeent und gehäuften Schmuck die verlorene Unschuld des Schönen zu ersetzen. Wie oft haben wir diese Verzerrung an den glänzendsten Bühnentalenten erlebt, deren „Reisen um die Welt in 80 Tagen“ sie um den stillen künstlerischen Erwerb von Jahren brachten! Bei Adelina Patti keine Spur eines solchen Einflusses. Wer hat sie je aus einem unmotivirten Effeet betreten? Wer hat sie, auch im höchsten Asseet, die weiße Linie des Musikalisch-Schönen überschreiten sehen? Sie singt immer rein, immer im Takt, sie respeatirt die Note des Componisten, sie tremolirt weder, noch verwischt oder outrirt sie auch nur einen Ton. Das sast verloren gegangene Geheimniß guter italienischer Sänger: den Ton weit und stark auszuschicken, ohne zu schreien, sie besitzt es vollständig. Ebenso hat sie ihrem Spiele die volle Einsachheit einer liebenswürdigen Natur bewahrt; die Uebersättigung an hundert Mal gesungenen Rollen vermochte niemals sie dem salschen Geist des Geistreichen und Neuen um jeden Preis in die Arme zu treiben.

Sollte Adelina Patti ihrem Vorsatz getreu und künstlig den europäischen Bühnen serne bleiben, so hätten Freunde ächter Gesangkunst allen Grund zu trauern. Bei der Armuth des italienischen Opernrepertoires ist es sehr sraglich, ob dann überhaupt sür die nächste Zeit eine italienische Saison in Wien möglich sei. In vieljähriger musikalisch-kritischer Thätigkeit habe ich in Wien durch welsche Opernmusik eine Welt von Langeweile ausgestanden und sie zu Zeiten, wo die Pflege und das Interesse an deutscher Musik darunter litten, ost in ihr Citronenland zurückgewünscht. Heute stehen die Dinge etwas anders. Aus allen deutschen Bühnen bereitet sich die Herrschast der reitenden Walküren, der singenden Lindwürmer, des „Wagalaweia“ und „Hoiotohoh“ vor. Unsere Sänger haben sür ein paar

Ihre zu thun mit dem Studium der vier Nibelungen-Opern, und — mögen sie alles mögliche Neue dabei propositoren — Eines werden sie sicherlich verlernen: was Singen heißt. Unter solchen Verhältnissen müßte man bedauern, wenn nicht wenigstens in Einer deutschen Großstadt, (Wien) zeitweilig eine vorzügliche italienische Sängergesellschaft an die verloren gehende Kunst schönen Gesanges erinnern würde. Wohlgemerkt, eine vorzügliche Gesellschaft, mit einer Gesangskünstlerin wie die Patti an der Spitze. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal Italien das Conservatorium des lieben Gottes genannt. In diesem Conservatorium hat Adelina Patti ohne Frage den ersten Preis davongetragen.

content-0190.png

content-0191.png

content-0193.jpg

von

Georg Gerlani».
— Straßbnrg.
—

as Gesetz der Vererbung ist eine» der wichtigsten Naturgesetze, ! welches uns die moderne Wissenschaft als solches erkennen ließ: 'es herrscht völlig ausnahmslos durch die gesammte organische Natur. Nichts erscheint vergänglicher und flüchtiger als die Welt der Organismen in ihrem beständigen, unerbittlichen Wechsel der Individuen; dennoch aber ist sie durch die stetige Wiederholung gleich gesomter Generationen viel unwandelbarer als das anorganische Gebiet mit seiner niemals unterbrochenen chemischen und mechanischen Arbeit, welche das Alte nur zerstort, niemals erneut. Diese „Dauer im Wechsel" verdankt die lebende Welt eben dem Gesetz, von welchem wir reden wollen, der Vererbung, welche nichts anderes ist, als das Gesetz der Erhaltung der Krast, angewendet aus das Grundprineip der organischen Natur und ihrer Speeisierungen, der einzelnen Individuen. Ia auch die allmähliche Umänderung dieser Natur beruht aus demselben Gesetz. Denn indem die Vererbung alle Eigenschaften einer organischen Reihe zu erhalten strebt, mögen dieselben nun ihr ursprünglich angehören oder erst „spontan", d. h. durch spätere unbekannte Einflüsse entstanden sein: so kann sie diejenigen zwar nicht bewahren, welche einer stärkeren Gegenwirkung veränderter äußeren Einflüsse erliegen, wohl aber läßt sie, gerade in Folge dieser Verluste, bisher Unbeachtetes, Unentwickeltes stärker hervortreten und sich entsalten und hält zugleich das, was die neuen Einflüsse Neues bringen, sür die Zukunst sest. Da sie nun serner durch den sortwährenden Wechsel der Individuen nicht ununterbrochen wie ein gleichmäßiger Druck, sondern in stets erneuten Ansätzen wie ein rhythmisch niedersallender Hammer wirkt, wobei zu beachten, daß jedes Individumm möglichst viel Krast aus der umgebenden Welt in sich summirt: so ist zugleich mit ihr, neben jenen Verlusten, auch eine Verstärkung gegeben, durch welche bisher Unbedeutendes allmählich höchst bedeutend werden und mächtig in den Vordergrund treten kann. Zugleich zeigt sich hier, welch' ungeheure Bedeutung die individuelle Vergänglichkeit des organischen Lebens hat: nur durch diese war und ist eine Weiterentwicklung zu Höherem möglich.

Aus dem Gesagten solgt aber schon, daß das Gesetz der Vererbung nicht nur aus leiblichem Gebiete, daß es ebenso im Reiche des Geistes gilt; denn beides ist untrennbar. Da indeß die Erscheinungen, welche wir psychische nennen, so viel eomplieirter sind als die rein physischen, so ist es natürlich, daß die psychische Vererbung minder starr ist oder wenigstens minder starr erscheint, als die, welche die physische Welt beherrscht. Ie entwickelter sich daher das geistige Leben zeigt, desto minder greisbar tritt die Erblichkeit hervor, desto leichter beschränkt sie sich aus diesen oder jenen hervorstechenden Zug. Und so tritt gerade aus psychischem Gebiete solgendes Gesetz an's Licht, welches zwar aller und jeder Vererbung eigenthümlich, hier aber besonders klar nachweislich ist: die Stärke der Erblichkeit steht im umgekehrten Verhältnüß zur Entwicklung der betreffenden Organismen. Die einsachsten zeigen, beim heutigen Stand der Dinge, in den verschiedenen Generationen gar keine Abweichung von einander; die individuellen Verschiedenheiten mehren sich mit der größeren Complieirtheit der Wesen, wie sich dies namentlich durch das gesammte Thierreich zeigt; beim eultivirten Menschen verlegt die Vererbung ihre Hauptwirksamkeit vom physischen aus das psychische Gebiet. Dabei wiederholt die Menschheit in sich denselben Entwicklungsgang, wie er durch die gesammte organische Welt gilt: je reicher, je vielseitiger die Cultur entsaltet ist, desto mehr ist die Krast der Erblichkeit abgeschwächt oder doch speeialisirt, d. h. beschränkt; sie steht im umgekehrten Verhältnüß zu der geschichtlichen Bedeutung eines Volkes. Daher sinden wir bei allen einsachen, unentwickelten Menschen die Erblichkeit viel mehr das Ganze beherrschend, daher sind Bauern einerseits und die Individuen eines Naturvolkes andererseits unter einander und ihren Vor- und Nachsahren sehr viel gleicher, als die Menschen und Völker der eultivirten Welt.

In dieser letzteren das Gesetz der Vererbung als geltend nachzuweisen, hat die Wissenschaft lange Zeiten gebraucht: erst im letzten Jahrzehnt hat man auch hier wenigstens die Erscheinung dieses Gesetzes (weiter ist man noch nicht, man sage was man wolle) ausigibig ausgedeckt. Allein praktisch kannte und benutzte man dasselbe schon lange und der Volksmund, der wie der Kindermund „unbewußter Weisheit sroh" ist, hat schon in den srühesten Zeiten und bei sehr vielen, wenn nicht allen Völkern Sätze ausgesprochen, wie den deutschen, daß der Apsel nicht weit vom Stamm salle, oder den griechischen, daß der Rabe stets wieder ein Rabenei lege, oder den neuseeländischen, daß man den Geist der Väter nicht verlieren könne. Aber nicht nur als einzelnes Apherü, in kurzen Sprüchen, man hat die wunderbare Erscheinung auch viel tieser, viel bedeutsamer'gesaft. Sinnlich lebhafte Menschen, auch wenn sie noch so hoch eultivirt sind, Neiden gern ihre Gedanken bildlich ein, stützen gern das schwierige Combiniren von möglichst unsinnlichen Vorstellungen, das abstraete Denken, durch den sesthen Halt einer sicheren Anschauung. Die Menschen der ältesten Culturepochen waren alle noch ganz von ihren Sinnesthätigkeiten abhängig, völlig abstractes Denken war ihnen noch völlig unmöglich, sie dachten also in Bildern und die von ihnen geschaffenen und bewahrten Bilder enthüllen uns ihre Gedanken. Diese Bilder-Gedanken sind sehr verschiedenartig, ost ganz phantastisch, ost nur rohe Erklärungen rein natürlicher Dinge, ost aber auch schlagende Darstellungen einer tiesempundenen, sei es intelleuetellen, sei es ethischen Wahrheit. Wir besitzen solche älteste Gedankenreihen der Völker in ihren Mythen und Sagen, an welchen lange Generationen umarbeitend gestaltet haben, bis dann endlich in den Culturländern die bewußt und zweckvoll handelnden Dichter sie überkommen, auswählen, zusammensetzen, vertiesen, ergänzen und so das vielsach nur Angedeutete, nur ungenügend Durchgeführte vollständig herausarbeiten und zu großem ethischem Zusammenhang nach seiner wahren innersten Bedeutung entsalten. So kommen die großen Sagenkreise des Alterthums, aber auch anderer Zeiten, zu Stande, so kommen sie erst zu ihrer vollen, bis dahin noch latenten Krast. Viele der griechischen Mythen- und Sagenkreise nun stellen auch das Gesetz der Vererbung, seine Art und seine Folgen in symbolischer Weise dar: es sind das die Erzählungen, in welchen eine Schuld und in Folge der letzteren ein Fluch durch ein ganzes Geschlecht hindurcherbt, ein ganzes Geschlecht also einem unerbittlichen, grausamen Schicksal zu erliegen scheint. Oft hat man von dem blinden Fatum der Alten gesprochen, welches wol auch Unschuldige strase, da es denn ganz ungerecht wäre; ein solches Schicksal aber, das, wie leder zugeben wird, ebenso irreligiös wie unsittlich und so unpoetisch wie möglich ist, sindet sich bei keinem Volke und am allerwenigsten bei den Griechen. Ueberall waltet in den Mythen der verschiedensten Völker die Idee der völligsten Gerechtigkeit, die Götter quälen nur, wo sie rächend strasen müssen und kein Mensch leidet durch Zusal oder gar aus Willkür, aus Bosheit der himmlischen Mächte. Nur ist sreilich das, was straswürdig am Menschen ist, was also die zürnende Gerechtigkeit der Götter herausordert, bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Bei den Kamtschadalen galt es, nach Steller, sür Sünde, Schnee aus der Straße vom Schuh zu kratzen oder die Kohle, an welcher man den Tabak anzünden will, mit einem Messer zu spießen, anstatt sie in die Hand zu nehmen, während die nichtswürdigsten Ausschweisungen nichts zu besahren hatten; im alten Tahiti war es ein schwerer Frevel gegen die Götter, wenn ein Fürst mit eigenen Händen aß, anstatt sich sütttern zu lassen, oder wenn man irgend etwas von Speise aus den Kops legte; aber ganz erlaubt, in manchen Fallen sogar heilige Pflicht war es, seine Kinder zu tödten. Diese letzteren direet abzuthun, war schwere Sünde; sie dagegen lebendig zu begraben, oder ihnen von unten her die Glieder zu brechen, war ganz in der Ordnung. So abgeschmackt, so abscheulich uns dies erscheint, jenen Völkern galt es als Recht, als Gerechtigkeit also Zorn und Strase über Frevel gegen diese Satzungen: deckt man aber, wie man vielsach kann, die Ursachen dieser letzteren aus, so sindet man auch den scheinbar verrücktesten stets einen ethischen Zug zu Grunde liegend, und umgekehrt werden Leiden, welche den Menschen scheinbar zusällig treffen, Krankheit, Unglücksfälle, bei allen mir bekannten Völkern als Strase sür irgend einen unbekanntn Frevel gegen die Götter ausgesaft. Ist es doch ebenso begreislich wie natürlich, daß man nirgends an ein blindes Fatum glaubt: denn je roher ein Volk ist, um so mehr schätzt und liebt es sich selber und das Bedürniß, Sinn und Zusammenhang in die zusälligen Ereignisse des Lebens zu bringen, beherrscht die unentwickeltestn Völker eben so sehr, als die höchst entwickelten. Auch bei den Griechen gibt es ein solches Fatum nicht und was so aussieht, ist nur das Symbol sür die unerbittlichen Wirkungen jener allmächtigen Naturgewalt der Vererbung, die Erblichkeit des Fluches nur die Darstellung des sorterbenden gleichen Temperaments, aus welchem die Schuld erwächst: wie ja auch Iehova die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied heimsuchen will. Das ist sreilich satal und satalistisch genug und nirgends sieht man deutlicher die Wahrheit des berühmten Wortes, daß Kinder nicht vorsichtig genug in der Wahl ihrer Eltern sein können. Aber dennoch ist der eultivirte, der sittliche Mensch, wie die griechische Sage in Uebereinstimmung mit der Natur überall deutlich hervortreten läßt, nicht machtlos jenem Gesetz unterworfen; es bleibt ihm stets so viel Krastüberschuß, daß er sich loswinden kann; und stets wird er gewart, sei es durch ein Götterwort, sei es durch einen Fluch. Diese Flüche, diese Orakel, welche wie böse Dämonen den Betroffenen zur Seite stehen, stellen nur die vorweggenommenen Folgen bestimmter Handlungsweisen und Charakterzüge warnend dar, sie binden und zwingen nur, wenn der Mensch trotz der Warnung seinen Willen seiner Leidenschaft unterordnet; weit entsernt, daß sie den Menschen unsrei machen, zeigen sie vielmehr, daß die Götter liebevoll auch den Frevler noch warnen, sind sie vielmehr ein Ausluß der reinsten Religiosität, der schönsten Sittlichkeit.

So in der Oedipassage. Beim ersten Ahnherrn wie beim spätesten Enkel des Labdakidengeschlechtes zeigt sich ein Charakterzug, den wir am besten mit dem Worte Ruchlosigkeit bezeichnen, wenn wir dies Wort im altdeutschen Sinne nehmen dürsen: es ist eine Gesinnung gemeint, welche in leidenschaftlicher Selbstüberhebung nichts Höheres über sich, nichts Einschränkendes oder auch nur Gleichberechtigtes neben sich erkennen mag. Labdakos lehnte sich nach Apollodor wie Pentheus gegen die Götter aus und starb gewaltsam wie jener; Laios verging sich im Uebermuth der Leidenschaft so schwer gegen den schönen Sohn des Pelops, daß ihn Apollo oder vielmehr Zeus selber mit dem Fluche belegte, er werde, wenn er einen Sohn erzeuge, durch des eigenen Sohnes Hände sterben, wie er selber dem Pelops durch den Sohn das schwerste Leid zugesigt hatte. Laios beachtet eine Zeit lang den surchtbaren Spruch, den er völlig nur als Warnung aussaft; dann aber, im wüsten Rausche, zeugt er einen Sohn, und um den Schaden wieder gut zu machen, setzt er ihn, mit durchbohrten Knöcheln, aus dem Berge aus. Daß er so durch menschliche Macht den unabänderlichen Willen der Götter kreuzen wollte, war ein neuer Frevel, nicht die grausame Behandlung des Kindes, die ihm nirgends zur Schuld gerechnet wird. Denn nach dieser Seite hin war die Ethik der Griechen so pervers wie die aller rohen Völker der Erde: Kinder zu tödten galt überall sür erlaubt, aber, weil man die Seelen der Kinder ganz besonders sürchtete, denn sie waren bei den Göttern besonders beliebt und hatten besondere Macht, wie auch alle neugeborenen Kinder sür heilig galten, so tödtete man die Neugeborenen nie direet, man gab sie nur den Göttern zurück, indem man sie lebendig begrub, aussetzte, den Götterbildern aus die Arme legte, wie beim Molochdienst, oder die Seele durch Zerknicken der Füße und Beine indirekt zwang, ihren irdischen Wohnsitz zu verlassen. Gerade hierin zeigt die griechische Sage eine merkwürdige Uebereinstimmung mit jener tahitischen Scheußlichkeit: die Knöchel wurden dem Kinde gewiß nicht durchbohrt, um es geh-unsähig zu machen; war es doch eben erst geboren! — Gott aber und die Götter lassen sich nicht spotten; der Knabe bleibt am Leben, und nun ruht aus ihm der Fluch, er werde den Vater tödten, die Mutter sreien. Der allsehende Gott gibt dem Herangewachsenen aus sein eigenes Ansragen die surchtbare Warnung, — und was thut nun Oedipus, des Laios Sohn, des Labdakos Enkel? Den ersten Menschen, der ihm begegnet, schlägt er todt, wegen ganz geringsügiger Ursache, mit allen seinen Begleitern, das erste Weib, das er antrifft, heirathet er, er, der doch, wenn er des Gottes Wort wirklich scheute, vor jedem Mord und jeder Heirath sich aus's Aengstlichste hüten mußte. Und er glaubt dem Orakel, er sürchtet der Götter Wort: aber leidenschaftlich erregt, versällt er stets der angeerbten Ruchlosigkeit, und durch sie zieht er sich bei Sophokles vor unseren Augen das surchtbare Netz über dem Kops zusammen, dem er erlizgt. Auch in seiner Selbstbestrang zeigt er die gleiche Maßlosigkeit und zeigt sie weiter bis an sein Lebensende: unversöhnlich schleudert er gegen beide Söhne die schwersten Flüche, nach einigen Darstellungen wegen ganz zusälliger Dinge, nach Sophokles, weil sie seiner Verbannung sich nicht wersetzen; unversöhnlich bleibt er, aus gleichem Grunde, selbst gegen sein Vaterland. Gewaltig, erhaben ist dieser Mann; aber stets ist er bei seinen Handlungen in Schuld besangen, in der gleichen Schuld wie sein Vater. Ebenso wiederum seine Söhne: sie gehen durch dieselbe Ruchlosigkeit zu Grunde, beide durch des Vaters Fluch gewart, beide demnach, auch bei Aeschylos, schwer srevelnd, und nicht minder ist Antigone in ihrer rücksichtslosen Thatkrast, in ihrem leidenschaftlichen Ausbäumen gegen die Staatsgewalt, in Gutem und Bösem die ächte Tochter des Oedipus. Nicht durch den Fluch, nicht durch das Fatum geht das Geschlecht zu Grunde: es erliegt dem Erbsehler der Ruchlosigkeit, wie er stets von Neuem aus dem gleichen ungebändigten Temperament hervorbricht.

Ebenso das Geschlecht des Götterverächters Tantalus, dessen Frevel seine Tochter Niobe und sein Sohn Pelops sortsetzen, letzterer durch schnöden Verrath an seinem Schwächer Oenomaos und durch noch schnöderen Undank an Myrtilos, dem Stifter seines Glückes, den er ermordet, um ihm den verheißenen Lohn nicht zu geben. Atreus und Thyestes, des Pelops Söhne, wiederholen die Ruchlosigkeit ihrer Ahnherren: Thyestes will den Atreus der Herrschast berauben, dieser schlachtet den Sohn des Thyestes und setzt dem Bruder die grauenvolle Speise vor: der Streit zwischen beiden ist erregt durch Hermes, zur Sühne des gemordeten Myrtilos, seines Sohnes. Thyestes slucht dem Bruder und seinem Geschlecht: sein Sohn Aegisthos entehrt und tödtet den Agamemnon, der seinerseits gleichsalls nicht schuldlos ist: wie Niobe überhebt er sich in Aulis gegen die Götter, wie Tantalus opsert er sein eigen Kind. Den Aegisth und die leibliche Mutter mordet Orest, welcher endlich vom Fluche dieser neuen Unthat durch lange Reue und mit der Götter Hülse bereit wird. Ein Weib bildet wieder den Schluß der Kette: die herbe, leidenschaftliche Elektra ist bei Sophokles und noch mehr bei Goethe in seiner Iphigenie in Delphi die würdige Enkelin solcher Ahnen, bis dann endlich alle diese Verwirrungen durch die hohe Reinheit Iphigeniens gelöst werden, welche von ihren Vätern nur die Erhabenheit und Größe, nicht die Ruchlosigkeit geerbt hat. Bei diesem Geschlecht aber geht mit der geistigen Vererbung zugleich auch eine leibliche, merkwürdigerweise und sür uns bezeichnend genug, Hand in Hand: Pelops hatte eine Schulter von Elsenbein und in Folge davon „alle Pelopiden als erbliches Abzeichen ihres Geschlechtes ein weißes Mal aus der Schulter".

Sind wir durch Iphigeniens Doppelstellung in die neue Literatur versetzt, so haben wir in einem der größten Meisterwerke der deutschen Bühne jene poetische Verklärung der Vererbung ebensalls, in der Braut von Messina. Auch hier ist, was dem leidenschaftlich verblendeten Sinn der Handelnden als Fluch, als unabwendbares Geschick vorkommt, nichts als die Folge der gleichen Ruchlosigkeit dreier Generationen. Den Ahnherrn sehen wir nur düster im Hintergrund; daß er aber, der Greis, die jugendliche Isabella sich vermählen will; daß er dann nach Vereitelung dieses Planes durch den Sohn aus den letzteren sowol wie aus die Geliebte „graunvoller Flüche schrecklichen Samen" ausschüttet, das malt ihn zur Genüge. Sein Sohn entreißt ihm die Braut; er zwingt den Haß der eigenen Söhne gewaltsam nieder, ohne sich weiter um dieselben zu kümmern; er will seine Tochter tödten lassen. Nicht anders Isabella, deren ruchlose Selbstüberhebung und maßlose Leidenschaftlichkeit, wie sie die tragische Grundlage des ganzen Stückes sind, auch die einzelnen Steigerungen ihres Unglückes hervorrusen. Und ebenso die Söhne: zunächst bei beiden das blind leidenschaftliche Einsetzen der Liebe, bei Don Manuel des „Klosterraubs verwegene That", der Leichtsinn, mit welchem er den Haß gegen den Bruder ausgibt; bei Don Cesar, dem tieseren und liebenswürdigeren Charakter, die Hestigkeit seiner Liebe zur Mutter, die Ermordung des Bruders, die Versluchung der Mutter, der Selbstmord. Auch hier endet die Reihe wieder mit der Tochter, aber auch hier der ächten Tochter des Geschlechtes, die keiner Leidenschaft widerstehen kann und ruchlos genug die Schuld aus die Götter schiebt. Diese Leidenschaftlichkeit, diese Ruchlosigkeit, das ist das Schicksal, welches das Geschlecht versolgt und verdirbt; auch sie sassen den Fluch als Warnung aus, denn sie bemühen sich, durch allerhand Mittel das Unheil zu vermeiden, nur sreilich nicht durch das Mittel, welches allein zum Ziele sühren konnte. Daß Schiller selbst an Vererbung gedacht hat, das spricht er an mehreren Stellen ausdrücklich aus. Don Manuel gleicht auch in anderen Eigenschaften dem Vater; Don Cesar mehr der Mutter, deren Züge Don Manuel trägt; die Geschwister gleichen sich unter einander. Es zeigt sich hier, wie völlig haltlos es ist, wenn man die Braut von Messina eine Schicksalstragödie genannt hat; und serner, wie gänzlich sern die dilettantischen Fratzen der Müllnerischen, Wernerischen, zum Theil auch Grillparzerischen Mache stehen.

Interessant ist es, zu sehen, wie die Poesie versährt, um die Verwickelungen zu lösen, welche durch das Gesetz der Vererbung herbeigesührt werden: denn auch hier ahmt sie ganz die Natur nach. In der Natur werden Eigenthümlichkeiten, die sich vererben, entweder allmählich ausgemerzt, sie hören aus, wie die sonderbaren Hautauswüchse der sogenannten Stachelschweimmenschen, welche in der vierten Generation von selbst sortblieben; oder sie bleiben, indem sie sich entweder mit dem Gesmmntwohl des Organismus vertragen, oder aber den Organismus vernichten, wosür so manche Krankheiten traurige Beispiele abgeben. Auch die Poesie

schlägt einen doppelten Weg ein: entweder sie tilgt die vererbte Eigenschaft, den Anlaß und somit auch den Fluch, oder aber seine Träger. Im ersteren Fall erheben sich die Individuen durch eigene geistige Krast über die Fesseln der Naturanlage; im anderen Fall siegt die gesunde Natur über die seherhaften Abweichungen, die Lösung aber ist im tiefsten Grunde dieselbe: der Anstoß gegen die normale Weltordnung, in unserem Falle gegen die höchste Sittlichkeit — welche ja auch natürlich gegeben ist, da sie sich überall aus und aus natürlichen Grundlagen entwickelt — der Anstoß sag' ich gegen die sittliche Weltordnung wird beseitigt und diese trumphirt. Auch dieser Zug zeigt sich wieder bei allen Völkern der Erde: bei keinem, auch nicht dem rohesten, geht derjenige, der ruchlos gegen das höchste Ideal der Sittlichkeit gesündigt hat, straslos aus, mag dies Ideal auch so absurd wie möglich sein. Die Gottheit zürnt, Unglück ereilt ihn und eine Reihe Beispiele gibt es aus den verschiedenen Welttheilen, daß solche Frevler geradezu an den Folgen des Schuldbewußtseins verkommen sind: sie versielen in tiefe Schwermuth, zehrten ab und starben. Die sittliche Weltordnung, wie sie die eultivirten Völker entwickelt haben, trumphirt am gewaltigsten und herrlichsten, wenn ihre Gegner an ihr zu Grunde gehen, wenn die Abweichungen, welche sie sich erlaubt haben, sie selber vernichten; sie trumphirt um so herrlicher, wenn sich diese Abweichungen, getragen von höchst bedeutenden und mächtigen Menschen, lange Zeit im Kampfs mit ihr gehalten haben und sie erst nach einer Reihe von Nebenwickelungen endlich ihren Hauptsieg gewinnt. Diese Lösung liebt die erhabene, die tragische Poesie am meisten: die Oedipussage, viele Tragödien des Pelopidenkreises, die Braut von Messina gewinnen durch sie ihre hinreißende pathetische Krast. Minder erhaben, aber schöner ist es, wenn die Menschen siegen, indem sie sich selber zwingen; wenn es sich zeigt, der Mensch könne durch seine höheren ethischen Ziele mehr und mehr Herr seiner Naturanlage, Herr seines Geschickes und insoweit frei werden. Gewiß ist der Sieg über eine so allgewaltige Macht, wie die Erblichkeit ist, ein sehr schwerer und also auch ein sehr hoher: er ist der Verklärung würdig, welche die höchste Poesie verleiht.

Aber eben deshalb muß er auch sehr genau und gründlich motivirt sein. Eine wissenschaftliche Beobachtung der Vererbung lehrt, daß diejenigen Eigenthümlichkeiten, welche dem betreffenden Organismus besonders bequem oder besonders lieb sind, stärker vererben als andere; wie man ja auch in der Züchtung von Pflanz und Thieren einzelne Züge durch besondere Begünstigung verstärken, dauerhafter machen kann. Charaktereigenschaften also, welche dem Menschen besonders genehm sind, gegen die er nicht ankämpft, werden daher sich ganz besonders leicht vererben; dahingegen diejenigen, welche ihm selbst mißsallen, welche er selber zu bekämpfen sucht, immer mehr und mehr gleichsam atrophiren und also auch die Fähigkeit, weiter zu vererben, mehr und mehr verlieren. Tritt nun bei den Kindern noch eine Erziehung hinzu, welche derselben Naturanlage vorsätzlich hemmend sich in den Weg stellt, so wird jene Atrophie immer stärker werden und die ganze Anlage nach und nach aushören. Iphigenie ist durch ihre schweren Schicksale, durch den Verkehr mit der Göttin höher gerückt; Orest ist ausgewachsen, als Agamemnon schon fern war, im seindlichen Gegensatz zu Aegisth und Klytämnestra, von anderen einsacheren Menschen im Unglück, in der Verbannung erzogen: so wird auch er frei.

Wir sagten vorhin, daß die Stärke der Vererbung im umgekehrten Verhältniß zur Entwicklung des betreffenden Organismus stehe. Daraus folgt auch für unsere jetzigen Betrachtungen viel. Zunächst, daß lange Reihen psychischer Vererbung in alten, einsachen Zeiten, in welchen Denken und Sein, geistiges und leibliches Leben der Menschen sich fast noch deckten, weit leichter austreten konnten und mußten, als heutzutage Waren doch auch die Kasteneinrichtungen für jene ältesten Zeiten nicht etwa eine zufällige Institution, vielmehr zum großen Theil wenigstens eine von der Natur selbst gegebene, aus dem Wesen der damaligen Menschen entspringende Nothwendigkeit. Will also die Poesie den gewaltigen Naturgedanken der Vererbung in ihr Gewand kleiden, so kann sie diese Einkleidung, ihre Fabel nicht in moderne, sie muß sie in dunkle, frühe, naturabhängige Zeiten legen. Heutzutage pflegt schon der Charakter beider Eltern ein viel zu verschiedener zu sein — während Laios, Oedipus und Iokaste, Agamemnon und Klytämnestra, der alte Fürst von Messina und Isabella einander im Charakter sehr nahe stehen: in jenen alten Zeiten konnten sich fast nur gleiche Charaktere zusammen finden und die Macht der Vererbung, des Verhängnisses wuchs.

Zweitens. Je älter der Culturzustand, desto unreiner, desto enger mit den leiblichen Zuständen verknüpft ist das geistige Leben, d. h. desto weniger und kürzere Leitungsbahnen sind im Centralorgan entwickelt und die schon entwickelten, desto ungeläufiger sind sie noch. Ein solch enger Zustand wird um so leichter vererben, als er fest an das leibliche Leben gebunden ist. Es werden also weit minder sich einzelne Züge, als vielmehr die Grundlage des ganzen Wesens, der Gesamtcharakter, das Temperament vererben; und von einzelnen Zügen am ersten solche, welche mit dem physischen Leben in unmittelbarstem Zusammenhang stehen, wie z. B. künstlerische Anlagen. Aus dieser leichteren Vererbung des Gesamtcharakters beruht der Gesamtcharakter der Völker, welcher trotz zahlloser individueller Ausnahmen eine unzweifelhafte Thatsache ist, selbst in modernen Zeiten, wo die Ausnahmen sich natürlich mehren. Auch die zeitweiligen Schwankungen des Volksgeistes in verschiedenen Perioden, die allmähliche Umbildung desselben im Laus der Jahrtausende (wo sie statthat) erklären sich von hier aus. Das nun, was die Poesie als eigentlichen Inhalt der Vererbung verwerthet, ist stets ebensalls nur die Erblichkeit des Gesamtcharakters, des Temperaments — kleine, zufällige Nebenzüge, welche nur als Verstärkungszeichen der Hauptvererbung dienen, wie Don Manuels erwähnte Aehnlichkeit mit seinem Vater beweisen nicht dagegen — und selber hat sie nur dasjenige Temperament benutzt, welches, wie es poetisch am brauchbarsten ist, auch für die Vererbung die günstigsten Chancen hat, das cholische. Denn es ist der größten Erhebungen sähig, zum Handeln das geeignetste und geneigtste; zugleich das eigenmächtigste, selbstbewußteste und selbstzufriedenste aller Temperamente. Es waltet im Hause der Labdakiden wie der Tantaliden und ebenso im Fürstenschlosse zu Messina.

Das sittliche Ideal eines jeden Individuums wird, wie wir vorhin an grellen Beispielen sahen, vom sittlichen Ideal der Zeit, des Volkes gegeben, in welchem der Einzelne sein Leben führt. Daher hat jede Zeit, jede Volksgemeinschaft ihre eigenthümlichen sittlichen Schwankungen, und wir sahen bisher, wie die Poesie an den letzteren einsetzt, um ihre Macht zu entsalten: sie mißt diese Irrungen an ihren reinen Formen und zeigt durch den Gegensatz die denkbar höchste und schönste Gestaltung des inneren und äußeren Lebens. Nur ganz selten gelingt ihr dies ohne den Gegensatz, an einer Folge gleich reiner Verhältnisse, wo sie dann aber keineswegs durch das Pathos des Glücks, vielmehr durch den ruhigen Glanz jener gleichmäßigen Zustände zu sesseln weiß — eine natürlich sehr viel schwierigere Ausgabe. Doch haben wir auch ein solches Beispiel in der Poesie der alten Welt, was um so merkwürdiger ist, zugleich aber auch um so wirksamer sein mußte, als jenen früheren Zeiten gewalthätiges Handeln, leidenschaftliches Sichgehenlassen so sehr viel mehr entsprach, als die seste Selbstlosigkeit sittlicher Reinheit. Wie wir die Ruchlosigkeit im Hause der Labdakiden, der Tantaliden erblich sahen, so sehen wir die sittliche Reinheit erblich im Aeakidengeschlecht. Aeakus ist der Sohn des Zeus, der gerechtste, der sriedliebendste Mann, sein Sohn ist Peleus, der Liebling der Götter, der von allen Sterblichen allein werth war, der Gemahl der Thetis zu sein; dann Achilles, Neoptolemos — eine ganze Reihe von Männern, in welchen die höchste Tugend sortwährend weiter erbt. Wie herrlich die epische Poesie diese schöne Erfindung des Mythos verwendet und ausgebildet hat, ist allbekannt; und nicht minder schön und ergreisend hat die dramatische Kunst diesen Stoff auszunutzen gewußt. Uns sind sreilich nur wenige Reste ihrer Schätze übrig geblieben, aber diese wenigen beweisen, was wir sagen, aus das Glänzendste. So ist im sophokleischen Philoktet die dramatische Axe des Stückes die angestammte Reinheit des Neoptolemos, die vor den gewaltigsten Erschütterungen, der leidenschaftlichen Liebe zum Vaterlande, zum Ruhme, zum Ersolge wol in's Wanken gerathen, aber nicht zum Sturze gebracht werden kann. Die Tugend der Väter ist mächtiger in dem Enkel, als alles Andringen der Außenwelt: ihr verbleibt der Sieg.

So sei hier die Vererbung ihren schönsten Triumph. Sie, die mächtige, welche das Menschengeschlecht in die strengsten Gesetze bannt und so oft in tiefstes Elend hinabzwingt, sie zeigt hier, ebensalls im reinen Wahrheitsspiegel höchster Poesie und längst vor allem wissenschaftlichen Nachweis, wie ihn jetzt erst die Naturbeobachtung anstrebt, was sie Gewaltiges und Herrliches leisten kann auch zur Emporhebung des Menschengeschlechtes.

content-0195.png

content-0196.jpg

I.

Victor Hugo war eines der ersten Opfer des Staatsstreichs. Er zog sich grollend aus die Canalinsel Jersey zurück, und der tiefe Ingrimme, der sich über die gewaltsamen Vorgänge in Frankreich seiner bemächtigte, sand in zwei polemischen Schriften seinen stärksten Ausdruck: in der satirischen Prosaschrift „Mpolöou le petit“ und in den Gedichten „1^8 e1Miiueut8“.

Bei der excentrischen Natur Victor Hugos, die Alles aus die äußerste Potenz treibt, war es ganz erklärlich, daß er nun aus Rand und Band gerieth, daß sich nun seine Wuth bis zur Raserei steigerte. Denn es war ihm übel mitgespielt worden. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie der Meineid trionphirte; er war durch einen Menschen, den er verabscheute, aus der Heimat vertrieben worden. Der Sieg des ungeheuren Verbrechens, das ihn niedergeworfen hatte, reizte ihn zunächst zum Hohn, ersüllte dann aber seine Seele mit namenloser Entrüstung. Weise und diplomatisch war sein Vorgehen zwar nicht, — denn seine beiden Schriften gegen Napoleon und das Kaiserreich haben der von ihm in tiefster Seele gehaßten Regierung weniger Unannehmlichkeiten bereitet als ein paar boshafte Zeilen von Rochesort — aber sein Haß war grundehrlich, und mit bewunderungswerther Würde hat er die Consequenzen desselben gezogen. Für ihn war die Napoleonische Regierung nichts als der Sieg der Ruchlosigkeit. Dieser Aussassung ist er treu geblieben, und mit dem Verbrechen hat er niemals pactirt.

Noid und Eud. II, 5. 14

„Seit dem 2. Deeember,“ sagt er in dem Pamphlet „Xapolvou le petit“, „herrscht in Frankreich das nichtswürdige unerhörte Verbrechen. Es erhebt sich als Theorie, es macht sich in der Sonne breit, gibt Gesetze, erläßt Decrete, nimmt die Gesellschaft, die Familie und Religion unter seinen Schutz, reicht den Fürsten Europas die Hand zum Gruß und nennt sie «mein Herr Bruder», «mein Herr Vetter». Niemand leugnet das Verbrechen; nicht einmal diejenigen leugnen es, welche davon leben, welche es begangen haben; diese sagen bloß: es war nöthig, es ist gesühnt worden. Dies Verbrechen saßt alle Verbrechen in sich: Verrath in der Conception, Meineid in der Aussührung, Mord und Todtschlag im Kamps, Betrug und Diebstahl im Siege.“ — Dieses kleine Beispiel zeigt die Gesinnung der Hugo'schen Schrift. Der Stil ist derselben ganz entsprechend; er nennt z. B. Napoleon: „ein schmutzbedecktes Schwein, das sich aus der Löwenhaut wälzt“. „H,!! ?raUfai! ieFarelex le pouroean ouuert 6« llüße yui 8e vautre 8ur oette peau ele liou.“

In den „HütiiuelitZ“ hat Victor Hugo den schwierigen Versuch gemacht, „XapoUou le petit,“ noch zu überbieten, das Aeüßerste zu steigern, das Extreme zum Extremsten hinauszuschrauben. Daß er sich dabei bisweilen überschlägt, kann nicht Wunder nehmen. Seine Wuth wirkt manchmal sast kindisch, so z. B. in dem kleinen Gedichte, das er Napoleon widmete, als dieser sich einen Witz über Victor Hugo erlaubt hatte. Man erzählt sich, daß der damalige Prinz-Präsident, als ihm das erste Exemplar des Pamphlets „Xapolöon le petit“ überreicht wurde, sich lächelnd an seine Umgebung gewandt und ausgerufen habe: „Hier, meine Herren, haben wir Napoleon den Kleinen von Victor Hugo dem Großen.“ Darüber geräth Victor Hugo ganz außer sich und er sängt sein Gedicht „/Iiomme a ri“ solgendermaßen an: „Warte nur, Du wirst schließlich schon noch heulen, Du Schurke! Ich habe Dich mitten aus Deinem niederträchtigen Siege herausgezerrt, als Du von dem verabscheunungswürdigen Verbrechen noch röcheltest. Ich habe Dir das Schandmal ans die Stirn gedrückt, und während die Sühne Dich am Pranger sestnagelt und das Prangereisen Dich zwingt, das Kinn hochzuhalten, und während Dir die Geschichte das Kleid ausknöpft und Dir Deine Schulter entblößt, da sagst Du: ich sühle gar nichts! Und Du Halunke spöttelst noch? Dein Lächeln besudelt meinen Namen? Aber ich halte das brennend-heiße Eisen in der Hand und höre, wie Dein Fleisch zischt.“

Unerschöpflich und ost großartig in seinem Zorn ist Victor Hugo, wenn er aus den Staatsstreich zu sprechen kommt. „Großer Gott!“ ruft er aus, „die Baschkiren sind in Paris eingezogen mit geschwungenen Lanzen, unter dem Gesange ihrer wilden Volksweisen; — aber wir hatten Moskau niedergebrannt. Die Preußen sind in Paris eingerückt; — wir hatten Berlin genommen. Die Oesterreicher sind in Paris eingezogen; — wir hatten Venedig bombardirt. Die Engländer sind in Paris eingezogen; —

unser Lager von Boulogne hatte London bedroht. Sie alle sind gekommen, Menschen aus aller Herren Ländern unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, mit sliegenden Fahnen, den Säbel in der Faust, als Feinde, als Sieger, als Rächer, vor den Kuppeln von Paris in wilder Wuth die Namen ihrer Hauptstädte ausstoßend. Nun, sobald sie den Fuß aus Pariser Boden gesetzt, sobald die Huse ihrer Pserde unser Pslaster gestampst, haben sie alle, die Oesterreicher, die Preußen, die Engländer und Russen in diesem Volke, in diesen Denkmälern etwas Ehrsuchtgebietendes, Erhabenes erblickt, und sie alle haben den erhobenen Säbel gesenkt. Die Pariser niedermetzeln, Paris wie eine eroberte seindliche Stadt behandeln, die Cultur in ihrem Heiligthum ertöden, Greise, Kinder und Weiber hinmorden — das, was Wellington seinen halbnackten Hochländern verboten, was Blücher seiner Landwehr nicht gestattet, was Schwarzenberg seinen Kroaten untersagt, was Platow seinen Kosaken nicht bewilligt hatte, — Du hast es mit Deinen sranzösischen Landeskindern gethan; Du Schust!. . .

Doch Ihr versteht ja nichts von Politik,
Der Herr Napoleon — dies ist nunmehr sein Name —
Ist arm und dabei Prinz; er liebt Paläste, liebt
Auch schone Pserde, Diener, Gold zum Spiel,
Zum wohlbesetzten Tisch, zum Schlagemach,
Zur Iagd, rettet bei der Gelegenheit
Familie, Gesellschast, Kirche, Staat;
Saint-Cloud gesällt ihm mit den dnst'gen Rosen —
Und deshalb, deshalb muß du, arme Mutter,
Mit starren Fingern, die vom Alter beben,
Bahrtücher nähn sür Kinder von sechs Iahren!"

Dem Inhalte nach ist das stärkste Gedicht wol das „Am Meeresstrande" überschriebene, das, man mag seinen Inhalt drehen und wenden wie man wylle, nichts anderes ist als die unmittelbare Aussorderung zum Attentate, zum Meuchelmord. Vietor Hugo hat dies Gedicht in Dialogsorm abgесаßt. Der Mensch, Harmodins, ist unerschlüssig. Da spricht das Schwert zu ihm: „Die Stunde naht, erwarte den Tyrannen!" Das Grab sagt: „Strecke ihn nieder oder gehe selbst unter!"

Harmodius: Mich sriert, ist das ein Wind!

Der Wind: Ich ziehe vorüber, mein Geräusch ist eine Stimme, ich zerstreue in den Raum den Ausschrei der Verbannten, die im Elend zu Grunde gehen, die ohne Brod, ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Verwandte, den Blick ans das Vaterland gerichtet, sterben.

Eine Stimme in der Lust: Nemesis! Nemesis! Erhebe Dich, Du Rächerin!

Das Schwert: Die Stunde ist da; benutzen wir den Schatten, der sich niedersenkt.

Die Erde: Ich bin mit Leichen bedeckt.

Das Meer: Ich bin roth von Blut; die Flüsse haben mir zahllose Leichen zagesührt.

Ein Zuchthäusler: Ich komme aus dem Zuchthause und schleise die Kellen, weil ich nicht von meiner Schwelle einen Verbannten verjagt habe, der aus der Flucht begriffen war, einen edeln und reinen Bürger.

Das Schwert: Stoß nur nicht nach dem Herzen, Du würdest dort nichts sinden.

Das Gesetz: Ich war das Gesetz, ich bin ein Gespenst, er hat mich umgebracht.

Die Gerechtigkeit: Ans mir, die ich eine Priesterin war, hat er eine Lustdirne gemacht.

Ein Spitzbube: Wir lieben den Tyrannen, denn dieser Herr, den der Richter respecirt und der Priester bewundert, den man überall mit sreudigem Zuruse begrüßt, — er sieht uns ähnlicher als Euch, Ehrenmännern.

Das Vaterland: Mein Sohn, ich liege in Banden; mein Sohn, ich bin Deine Mutter; aus meinem Kerker heraus strecke ich die Hand zu Dir.

Harmodius: Was, in der Nacht, während er heimkehrt, soll ich ihn niederstoßen, angesichts des schwarzen Himmels und des unendlichen Meeres? Und angesichts dieses sinsteren und dunklen Abgrundes, angesichts der Schatten?

Das Gewissen: Du kannst in aller Ruhe den Mann da todten!

Dieses allerdings recht bedenkliche und jedensalls sehr unkluge Gedicht wurde unter dem Kaiserreiche nach jedem Attentate aus das Leben Napoleons mit unverkennbarem Wohlgefühl eitirt, und die kaiserliche Iustiz wie die kaiserliche Presse sührten jedesmal aus, daß Vietor Hugo der intelleetuelle Urheber dieser Mordversuche sei. Nach dem Attentate von Pianori am 28. April 1853 sagte Rouland, der sür seinen Eiser als Generalprocurator später mit dem Porteseuille der Iustiz belohnt wurde: „Ein Mann, den ich aus Achtung vor seiner ruhmvollen Vergangenheit nicht nennen mag, hat eine Reihe von gehässigen Pamphlets verössentlicht. Sein Talent hat ihn zu einem großen Dichter gemacht; eines Tages hat er aber auch ein großer Politiker sein wollen. Um sich über das glänzende Fiaseo, das ihn hier ereilt hat, zu trösten, stürzt er sich nun wie Satan in die Abgründe seiner verletzten Eitelkeit, und das Genie entehrt sich durch Wuthgeheul und Versluchung des eigenen Vaterlandes."

Am 18. Ianuar 1858, drei Tage nach dem Orsini'schen Attentat, schrieb ein ultramontanes Blatt: „Mit Recht wünscht man sich Glück dazu, und das sranzösische Gewissen sühlt einige Erleichterung, daß unter den Ruchlosen dieser letzten Verschwörung kein Franzose sich besindet. Aber vor den Thoren Frankreichs schreibt man, druckt man, verkauft man die schändlichsten Bücher, — sranzösische Bücher, in welchen denjenigen, die solche Streiche vollsühren, der Kranz des Ruhmes aus die Stirn gedrückt wird. Ia, ein Franzose ist es, ein srüherer pair äe l'rn.nee, ein Mitglied der sranzösischen Akademie, der von seinem Asyle aus, das ihm England gewährt hat, den Mord als Heroismus verherrlicht. Er wendet sich im Namen des Gewissens an einen jener Banditen, sür die der Dolch noch eine viel zu edle Waffe ist, und sagt ihm, indem er aus den Kaiser zeigt: «Du kannst in aller Ruhe den Mann da tödten!» O gewiß, dieser Mensch, dieser Galeerentyrtäus, wird nicht selbst die Hand an's Werk legen;

content-0198.png

ihn wird man nicht in den Straßen von Paris erblicken, mit einem Dolche bewaffnet; weder ihn, noch Andere, die dieselbe Feder sühren und mit derselben Tinte schreiben! Aber er hat Leser; und der Vers, den dieser Elende niederschreiben sich nicht geschämt hat, wird bei den Gelagen seiner Leser wiederholt; um Alles in ein Wort zusammenzusassen: er hat diesen Vers schreiben können, ohne in Frankreich einen einzigen seiner Bewunderer zu verlieren, ohne deswegen weniger emphatisch von Blättern beweihräuchert zu werden, die da sagen, daß Streiche, wie der vom 15. Ianuar, einen «schmerzlichen Gegensatz zu unsern sansten Sitten» bilden."

Die anständigen Blätter nahmen Vietor Hugo gegen diese Beschimpfung natürlich in Schutz. Sie hätten sich einsach aus den Dichter selbst berusen können, dessen verwegener Ausrus: *„Tu peux tuer oet Komme aveo traunillitv"* durchaus nicht als sein desinitives Programm auszusassen ist; es ist nur ein verzweiselter Ausschrei, der sich gewaltsam seiner Brust entringt, als der Dichter, als der Verbannte all die Schändlichkeiten, die sich inzwischen besestigen und eonsolidiren, anzusehen gezwungen ist. Er will aber nicht, daß der Mann getödet werde; und gleich in dem solgenden Gedicht widerrust er: „Nein," sagt er, „lassen wir das Schwert Rom und den Dolch Sparta! Ueberstürzen wir uns nicht in der Bestrasung der Räuber, Napoleon dars nicht von dem Gespenste Brutus ersaßt werden! Der. Elende muß sein dunkles Verhängniß hienieden erleiden. Ihr alle, Ihr Verbannten, Ihr Gesangenen, Ihr Märtyrer, Ihr sollt noch Eure Genugthnung erleben! Das Verbrechen vergibt dem Verbrecher niemals. Bewahrt Eure Rache in der Scheide. Wartet! Vertraut den Besehlen Gottes, der ein allmächtiger Richter ist und das Urheil des Scharsrichters nur säumig vollstreckt. Wir wollen den Verbrecher leben lassen, sein Blut wurde das gemeinste Messer entweihen. Lassen wir die Zeit ihre Arbeit verrichten: das Unbekannte, das da kommt, und das unter den Falten seines Mantels die Strase verbirgt. Bringt diesen Menschen nicht um! Mit der Hülse von oben haben wir allezeit den Sieg ersochten; ein mit kalter Ueberlegung gegebenes Beispiel ist besser als ein Ausbruch von Wuth. Nein, tödtet ihn nicht! Die schmählichen Pranger bedürsen zuweilen zu ihrem Schmucke eines Kaisers!"

In dem Gedichte. „Er bleibe unangetastet", „8«.«. e8te>", welches das vierte Buch der „(.'llntimeuw" eröffnet, sührt Hugo aus, daß das Lebeu Napoleons dessen größte Strase sein solle.

„Nein, Freiheit, nein, mein Volk, er soll nicht sterben!

Es war' sürwahr zu einsach: die Gesetze

Zerbrechen und die Stunde läuten, da

Die heil'ge Schaar der Erde schnell entsieht,

Die blut'ge Wette wagen und gewinnen,

Mit Schwert und Feuer, Mord und Meineid siegen —

Meineid, dem Backenstreich ans Gottes Antlitz —

Frankreich tödtlich getroffen, an den Beinen

Gesesselt hinter seinem Wagen schleisen —

Zu einsach wär's sürwahr, wenn alles das

Ein Schust mit seinem Leben sühnen könnte!

Er ist der Mörder, der im Dunkeln schleicht,

Er hat getödet sonder Reu' und Scheu;

Er macht die Häuser leer, er süllt die Grüste,

Wohin er geht, solgt ihm der Blick der Todten!

Um dieses Menschen, dieses Kaisers willen

Iammert die Wittwe, und die arme Mutter

Ist nur noch ein Gespenst in schwarzem Schleier!

An seinem Kaiserplunder sind die Fäden

In Blut getränkt, sein Herrscherpurpur ist

Gesärbt vom Blut des Boulevard Montmartre,

Naht der Verrath sich ihm, sein Schuldgenoß, —

Ihm wird die Thür geöffnet nngelweit.

Ia Brudermörder, Vatermörder ist er!

Und deshalb, Bürger, dars er auch nicht sterben!
Bewahren wir dies Menschenkind lebendig!
Er wandle, wandle nackt, gebeugt und schlotternd,
Verslucht vom ganzen menschlichen Geschlecht,
Allein, allein, um sich nur Haß und Schweigen,
Dem sich Gespenster überall und Menschen nirgends zeigen!"

In den „ÜMiment.8" legte der Dichter*) das seierliche Gelöbniß ab: in der Verbannung zu bleiben, so lange Napoleon aus dem Thron bleiben würde. „Ich süge mich in die harte Verbannung, und sollte sie auch kein Ende und keine Frist haben, ohne zu prüsen und ohne zu erwägen, ob der Eine oder der Andere sich gebeugt hat, den man sür widerstandssähiger hätte halten, und ob einige von daunen gegangen sind, die süglich hätten bleiben sollen. Bleiben nur tausend, so werde ich zu diesen zählen, bleiben selbst nur hundert, ich werde dem Sulla trotzen, bleiben nur zehn, ich werde der Zehnte sein, und bleibt nur ein einziger, so werde ich dieser sein!"

^lleoepte l'Hpre exil, u'eüt.il ni 2n ni terrae;
8«u« ebereber ü, «avoir et ««U« oou«iderer,
Li ciuel^u'un «, plis ciu'on aurait eru plu« terme
üt 8i plu«ieui'« «'eu vout czui äevraient äemeurer. —
8i l'ou u'e8t plu8 ciue nllille, eb, dien, H'en «ui8! 8i lutzme
H« ue «ont plu« que oeut, He brave eueore Lvlllll;
8'il ei> demeure äix, He eeraï le »Uxieïue;
Nt «Ä u'en re«te l^u'url, He «erai eelui.l^!

content-0199.png

Der Dichter hat das Gelübde gehalten. Als Napoleon nach dem italienischen Kriege die allgemeine Amnestie verkündete, gehörte Viotor Hugo zu der sehr kleinen Anzahl von Verbannten, welche dieses Gnadengeschenk zurückwiesen. „Ich habe den Kaiser noch nicht begnadigt!" ries es aus, und er verössentlichte von seinem neuen Wohnsitze Guernesey aus solgenden Bries:

„Niemand wird von mir erwarten, daß ich sür meine Person auch nur einen Augenblick der sogenannten Amnestie meine Ausmerksamkeit zuwende. In der Lage, in welcher Frankreich sich besindet, ist und bleibt absoluter, unbeugsamer, ewiger Protest meine Pflicht, Treu dem Gelübde, das ich meinem Gewissen gegenüber geleistet habe, werde ich mit der Freiheit die Verbannung bis zu Ende theilen. Kehrt die Freiheit zurück, so werde auch ich zurückkehren,"

II.

Die ersten Dichtungen Viotor Hugos in der Verbannung, die natürlich in Frankreich verboten worden waren, aber gleichwol die stärkste Verbreitung gesunden hatten, waren nicht danach angethan, seinen dichterischen Rus zu vermehren. Sie hatten, buchhändlerisch gesprochen, einen unbestreitbaren Erfolg; aber der doppelte Erfolg, den sich Viotor Hugo wünschen mußte: der literarische und der politische, blieb ihnen versagt. Der Dichter ließ wieder einige Jahre verstreichen, bevor er mit neuen dichterischen Erzeugnissen hervortrat. Diese, die sich in schneller Folge wie in der besten und prodnetivsten Zeit Viotor Hugos aneinanderreihen, sind auch an sich als eine Rückkehr zu der guten alten Zeit zu betrachten. Es sind die Gedichtsammlungen: „l^« oouteiuplation«" (1858), „l^3, l<iFeU6e äe« 8iöole8" (1859), „l^e« Lb,«ll8on5 äe« rue8 et äe8 doi8" (1865) und die Romane „l^e8 Hli«örlldle8" s10 Bände 1862), „l.e« rrav«, illeur8 de la mer" s1866), „l/uoïuiue lM rit," (1868).

Von den Gedichten ist die erste Serie der „l^Zenäe lle« Li^ole8", aus welche neuerdings 1877 eine neue Serie in 2 Bänden gesolgt ist, das bedeutendste. In' den „Oontellplation^" besinden sich einige schöne Gedichte, namentlich über den Tod seiner Tochter Leopoldine; aber im Allgemeinen läßt dieses Werk eine stärkere Ermattung erkennen als die anderen. Die „('dan8on8 äe« rue8 et äe« boi«" sind eigentlich nur virtuosenhaste Verspielereien, die allerdings als solche wegen der Formvollendung Bewunderung erregen können. Es ist ein ewiges Iongliren mit Worten und Klängen und Lauten, ein renommistisches Großthun in der Form, das sür das schlichte, einsache Liedchen so ungeeignet wie möglich ist.

Den weitaus größten und den verdienten Erfolg hatte die „l^Feuäe 6e8 Kieole8", die den Gedichten aus der besten Zeit Hugos nicht nachsteht, die dieselben glänzenden Eigenschasten ausweist und auch dieselben Mängel und Gebrechen. Mit der wehmüthigen Widmung:^)

„Es trag' ein Wind Dich über's Meer,
In's Land, das mich geboren hat.
Der Baum hat keine Wurzeln mehr —
Da sendet er sein todtos Blatt"

ließ der Dichter von der Verbannung aus die wundersamen Blätter in sein Vaterland hinüberslattern. „Nein," entgegnete einstimmig die Kritik, „der Baum ist nicht entwurzelt, und die Blätter sind nicht todt!"

Viotor Hugo war dem Geschlechte, das inzwischen herangewachsen war, sremder geworden, und der alte Dichter erlebte den großen Trinmph, seinen Ruhm noch einmal, eine zweite dichterische Iugend erblühen zu sehen. Eine neue Generation jubelte ihm zu, er sand dieselben hestigen Widersacher, die er ehemed gesunden hatte; man studirte ihn, suchte das Geheimniß seiner Wirkungen zu ersorschen, analysirte sein Talent, als ob es das eines Neulings wäre. Es war eigentlich der Liebe und des Hasses Müh' umsonst, denn der Dichter der „Weltlegende" ist ganz derselbe wie der Dichter der „Lieder aus dem Orient", der „Herbstblätter": „tou^our« l«. mSme tiße aveo une autre iœur," nur daß bei dem gealterten Dichter alle Eigenthümlichkeiten und namentlich alle Schwächen noch aussälliger geworden waren, und daß es eines geringeren Grades von Scharssinn bedurste, um die Eigenart Viotor Hugos nach der „Irenäe äe« 8i^ole«" zu charakterisiren als nach den srüheren Dichtungen.

Was hat sich uns in den Viotor Hngo'schen Dichtungen als besonders hervorstechend immer wieder bemerkbar gemacht?

Im guten Sinne: die reiche Phantasie, sie offenbart sich uns in allen hervorragenden Dichtungen der neuen Sammlung; die ungewöhnliche Beherrschung der Form, sie erreicht hier dieselbe Vollkommenheit wie in den besten Dichtungen der srüheren Periode; die edle anständige Gesinnung, das Mitgesühl mit unverschuldeten Leiden. Man lese „l^8 pluvre« K8N8."

Und welche Absonderlichkeiten sind uns ausgesallen? Die Vorliebe sür das Grausige, — man lese „Kanut"; sür das Häßliche und Ungestalte, — man lese „l^e orapauä"; sür das Riesige, — man lese „l^e Lat^re" nnd „l^a trompette an ^uFemeut"; das wilde Durchgehen der Phantasie mit der trunkenen Phrase, — man lese die Zukunftsichtung, sür deren Zeitpunkt Viotor Hugo das 20. Jahrhundert bestimmt; endlich die beständige Anwendung der Antithese, — man schlage das Buch aus,

content-0200.png

wo immer man es wolle! Vom Inhaltsverzeichnis bis zur letzten Seite, überall wird man die Bestätigung dafür sinden, daß sich auch diese Leidenschaft mit dem Alter nur noch verstärkt hat.

Die Prätension des Dichters: in diesem Buche und in den solgenden den gesammten Sagenstoss der Jahrhunderte zu erschöpfen, alle geschichtlich wichtigen Epochen durch einen poetischen Markstein zu bezeichnen, soll hier nicht der Gegenstand einer kritischen Auseinandersetzung werden; denn diese Prätension ist nichts anderes als eine seiner üblichen Bestrebungen in der Richtung aus das Riesige und Unmögliche hin.

Viotor Hugo, dem bei seinen beständigen und glücklichen Versuchen, der Sprache neue Wirkungen abzulauschen, kein Geheimniß verborgen bleiben konnte, der schon mit der Alliteration im Französischen glückliche Experimente gemacht:

„8on Iront de eoup« cle londre lniue,"

der die Kakophonie ersolgreich verwerthet:

„l'oi le« zwux 6lll1« te8 tron8, toi le« rol« linn« te8 llntre«,"

und alle Klangmalereien mit Meisterschast angewandt hatte, z. B. das Schlachtgeheil:

?!ot8 ll'i,««lÜlllnt« touion!« l^6P0U««c?«. Hl1e««e«, luort«!

(118 cle lAFel 0 elirnüFe! ü terreul! oor^>8 ü, eolz>« . . .

begegnet sich, wie in manchen andern Punkten, wie namentlich in der Werthschätzung der eigenen Persönlichkeit, mit Richard Wagner auch darin, daß er in der „l^enäe He« 8i^ele«" das sogenannte Leitmotiv in die sranzösische Literatur einsührt.

Diese Neuerung besindet sich in dem Gedichte „l^e, parrioiäe" und übt, wie ich gleich hinzusügen will, eine ganz außerordentlich schaurige und großartige Wirkung aus. Der Stoff des Gedichtes ist der:

Kanut, oder wie wir sagen: Knut der Große bringt seinen Vater um, erbt die Krone und wird ein großer und mächtiger Fürst. Er stirbt, und das Volk preist in ihm den edelsten Herrscher. In der Nacht muß Knut aus dem Sarge ausstehen und wandeln. Seine Blöße macht ihn schaudern, und er bittet den Berg Savo, ihm zu gestatten, daß er sich aus dem Schnee ein Leichentuch schneide. So umhüllt macht er sich aus, um Gott und die Ewigkeit auszusuchen. Er wandelt im Finstern, in der tiessen Nacht, und nur die Weiße seines schneeigen Bahrtuches wirst einen matten Schimmer aus. Da bemerkt er plötzlich, wie aus der weißen Decke ein schwarzer Stern sich abzeichnet; er greist danach und merkt, daß ein Tropfen Blutes aus ihn herabgesallen ist. Er geht weiter, da sällt ein zweiter Tropfen herab, er setzt seinen Weg sort, und immer wieder sällt ein Tropfen Blut nach dem andern. Die Tropfen werden größer und stärker, je mehr er sich dem Lichte zu nähern sucht, und sinnlicher Satyr aus dem heiligen Berge Olymp lebte, jagte, träumte und Unsug trieb. Niemand kannte ihn. Viotor Hugo braucht 19 Verse, um alle Flüsse, Winde und Bäume auszuzählen, die den Satyr nicht kannten, und er braucht ungesähr 60 Verse, um alle Flüsse, Winde und Bäume auszuzählen, mit denen dieser lüsterne, bocksbeinige Gesell schäkert. Schließlich wird den Göttern die Geschichte zu arg, und Herkules packt das haarige Ungethüm bei den langen Ohren und schleppt es vor Ioois Richterstnhl. Als der Satyr die „weichen Nacktheiten, die wir Wolken nennen", in endlosen Reihen an sich vorüberziehen sieht, und endlich gar zu den Göttern selbst ausblickt, und die wunderbare Venus ihm erscheint, — da ersaßt ihn eine seltsame Erregung, er stürzt verliebt zu den Füßen der schönen Göttin, und die übrigen Götter brechen daraus in das bekannte Gelächter aus, das Homer schon geschildert hat. Viotor Hugo braucht zu dieser Schilderung wiederum zwei große Seiten. Der gutgelaunte Iupiter vergibt schließlich dem garstigen nnd schmutzigen Kerl alle dummen Streiche, die dieser verübt hat; aber als Strase verhängt er über ihn, daß der Satyr den Himmlischen ein Lied vorsingen solle. Der Faun nimmt die Flöte des Merkur und beginnt. „Der Adler, der allein nicht gelacht hatte, hob den Kops aus." Er singt zunächst ruhige und traurige Weisen. Die Thiere in dem Walde stecken ihre Köpse lauschend aus dem Gebüsch hervor. Er besingt die ungeheure Erde; in surchtbarer Begeisterung erklingt sein wildes Lied von der Liebe und dem Haß, vom Chaos, von der Ordnung, von der Seele und vom Geist. Die Götter hören zu, werden begeistert, hingerissen. Venus rust bestürzt aus: „Er ist schön!" Der Satyr besingt den Menschen. Und nun vollzieht sich ein großes Wunder. Die widerliche Ungestalt und Winzigkeit wächst zur erstaunlichsten Großartigkeit; der Satyr wird unermeßlich, er wird das All, und zum Schluß rust er gebietend aus: „Platz dem All! Ich bin Pan! Iupiter aus die Knie!"

content-0201.png

Wir sehen hier also, wie das Grotoske und Häßliche, das Widerwärtige und Winzige in der Verbindung mit dem Edeln, dem Begeisternden und Erhabenen zum All wird, die Erde beherrscht und die Götter zwingt. „Alles, was in der Natur ist," hatte Viotor Hugo schon in der Vorrede zum „Cromwell" gesagt, „soll auch in der Kunst sein; die Poesie unserer Zeit sei daher die Verschmelzung des Erhabenen mit dem Grotosken!" Und hier haben wir also in der poetischen Veranschaulichung die Wirkung dieser Verschmelzung: die Allmacht.

Ich hatte schon srüher aus dieses Gedicht hingewiesen als aus dasjenige, in welchem die Vergrößernngssucht Viotor Hugos am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Hier war es ihm durch den Stoff erleichtert, einmal zu zeigen, wie er die größten Verhältnisse behandeln könne, und daraus entsteht denn das Ungeheuerliche. Das Wachsen des Satyrs wird so geschildert:

„Während der Satyr also sang, wurde er übermäßig; zunächst größer als Polyphem, dann größer als Typhon, dann größer als Titan, und dann größer als Athos, Der unermeßliche Raum ging in diese Gestalt hinein. Aus

seiner Slim erblich ein seltsamer Ost. Sein Haarwuchs ward zum Walde. Wellen, Flüsse, Seen rieselten aus seinen tiesen Hüsten hervor. Seine beiden Hörner hatten Ähnlichkeit mit dem Kaukasus und dem Atlas, Blitz umzuckten dieselben mit dumpsem Schall. Aus seinen Weichen erzitterten Felder und Wiesen; und seine Unsönnlichkeiten wurden zu Gebirgen. Tie Thiere, welche der Klang seiner Leyer angezogen hatte, Damhirsche und Tiger, kletterten ihm am ganzen Körper entlang. Der Frühling in Blütheu sproß aus seinen Gliedern, und unter den Achseln verbarg sich der Winter. Herumirrende Völker sragten nach ihrem Wege, da sie sich in dem Raum zwischen seinen süns Fingern verirrt hatten; seinen halbgeöffneten Mund umkreisten Adler, seine sürchterliche Brust war mit Sternen besät."

Viel größer geht es nicht, sollte man meinen. Und doch! Auch dieses Unding kann in den Dimensionen von Vietor Hugo noch übertressen werden. Die „Posaune des jüngsten Gerichts" ist noch länger und noch größer.

„Ihr unbestimmter Umsang," heißt es in dem letzten Gedichte, „der in dem Ewigen seinen Ansang nahm, reichte bis zum Absoluten. Um den Tubus zu messen, mußte man den Maßstab aus dem Traume oder aus dem Begriffe nehmen. Das eine Ende berührte das Gute, das andere das Böse, und die Länge reichte vom Menschen zum Thiere. Hätte mau ihn aus die Erde gelegt, so würde er Eden und Sodom miteinander verbunden haben. Das Mundstück sah aus wie das schwarze Gähnen der Ewigkeit."

Von dem Umsange der Posaune habe ich zwar noch immer keine klare Vorstellung, wol aber von dem Material; es ist sicherlich Blech.

Nun hat Vietor Hugo wol ungesähr das Gröbste des Großen erreicht; er hat aber den Versuch, auch dies noch zu überbieten, in der Fortsetzung der „I^Feueio äe« 8iöde»" in der 2. Serie gemacht; das ist ihm jedoch nicht recht gelungen. Indessen ist dieses Gedicht doch sehr charakteristisch sür die Steigerung, sür das allmähliche Anwachsen, wie es Hugo liebt, und deswegen mag, da die neue Serie der „I^uFeulle" zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung mehr gibt, gleich an dieser Stelle aus dieses letztere Gedicht hingewiesen werden.^) Da tritt zunächst der Mensch aus und spricht rühmredig von seiner Größe: „Ich heiße Baechus, Noech, Deukalion, ich heiße Shakespeare, Hannibal, Cäsar, Dante" :c.; so geht es einige sünszig Verse weiter und endigt: „Erde, ich bin Dein Herr!" Daraus spricht die Erde: „Du bist nur mein Gewürm" und sängt ihrerseits zu renommiiren an. Daraus sagt Saturn: „Was ist das sür ein dünnes, jämmerliches Stimmchen, das da quiekt? Ich bin

content-0202.png

Saturn!" Und nun renommirt Saturn mit seinen Ringen und seinen sieben Monden. Daraus kommt die Sonne und sagt: „Ihr Planeten, meine Vasallen, schweig! Ich bin der Hirt, Ihr seid die Heerde!" und nun prahlt die Sonne. Nun kommt Sirins und sagt: „Was sür eine Winzigkeit macht sich denn da unten breit? Schweig, Sonne, Du Staub, Du Dämmerlicht! Du Zwerg kannst mich Riesen wol gar nicht sehen?" Daraus kommt Aldebaran und verweist wiederum den Sirins zur Ruhe; daraus kommt Areturus mit seinen vier Sonnen und beschämt den Aldebaran; dann der Komet: „Zittert Ihr Sonnen, Ihr Welten, Ihr seid sür mich nur ein Senskorn!" Dann kommt das Bärengestirn, dann der Thierkreis, dann die Milchstraße, dann die Nebelflecken, dann die Unendlichkeit und schließlich Gott, der alle Großsprechereien durch das Wort überbietet: „Ein Hauch von mir, und Ihr seid Schatten!"

III.

Das weitaus bedeutendste und mächtigste Erzeugniß der Verbannung ist der Roman „I^68 Mick.adle«.". In der Verbannung hat der Dichter wenigstens diesen Roman vollendet; ein erheblicher Theil des Manuscriptes muß allerdings schon unter der Iulimonarchie vollendet gewesen sein, denn August Vaequerie eonstatirt in einem Feuilleton aus dem Jahre 1847, daß er die ersten Bücher dieses breit angelegten und breit durchgeführten Werkes, das 10 Bände stark ist, bereits gelesen habe. In einem Bries aus dem Jahre 1856 spricht Vaequerie von den „Hli8öradle8" als von einem schon sertigen Werke. Gleichwol ist der Roman erst im Jahre 1862 erschienen und zwar an demselben Tage, am 3. April, in neun Sprachen, Hugo soll sür diesen Roman, wie damals in den Zeitungen zu lesen war, von den sranzösisch-belgischen Verlegern Laeroix-Verboeckhoven ein Honorar von 300,000 Franes bezogen haben. Trotzdem haben die Verleger mit diesem Werke ein außerordentliches Geschäst gemacht. Von der ersten theuren Ausgabe (20 Thaler — 75 Franes) sollen in kurzer Zeit über 20,000 Exemplare verkauft worden sein, und von der illustriren, billigen, sogenannten Volks-Ausgabe 150,000 Exemplare.

Wie viel der Millionen von Lesern, die nach diesen Zahlen zu schließen, in allen Herren Ländern nach den „^liLöradle8" gegrissen haben, als dieser Roman erschien, mögen denselben nun wirklich durchgelesen haben? Und wie viel oder wie wenig mögen, nachdem sie die erste rohe Neugier besriedigt und sich mit dem Verlause der Handlung ungesähr vertraut gemacht hatten, den Roman noch einmal zum andächtigen Genusse, zu künstlerischer Besriedigung gelesen haben? Eine wohl auszuwersende Frage.

Zum Theil erklärt sich der außerordentliche Erfolg durch rein äußerliche Umstände. Von den „, 2li8«.8,|>1e!»" war seit 20 Jahren als von einem Hauptwerke Vietor Hugos beständig gesprochen worden. Die Schüler des Meisters hatten bei jeder Gelegenheit verkündet, daß Vietor Hugo die Leidensgeschichte unseres ganzen Geschlechts hier in einer künstlerisch großartigen Weise geschildert habe. Seit mehr als 30 Jahren hatte Vietor Hugo keinen Roman veröffentlicht — „^otre.Dame cle ?ari8", sein letzter Roman, datirt aus dem Jahre 1831. Vietor Hugo war durch die Verbannung eine interessant? und durch die Würde, mit welcher er in den letzten Jahren den sreiwilligen Verzicht ans die Heimat und deren Freuden ertrug, eine sympathische Persönlichkeit. Das Werk erschien nicht aus einmal, sondern in süns verschiedenen Abtheilungen, und die erste Abtheilung war die bedeutendste, die sorgsältigste und vor Allem die spannendste. Das Alles hätte natürlich nichts genützig, wenn das ganze Werk nicht wirklich hervorragende Eigenschaften ersten Ranges besessen hätte; aber diese dem in seiner Anlage und in seiner Ausöührung ganz ungewöhnlichen We^ke abzusprechen, wäre auch eben so ungerecht, wie es blind sein würde, die tödtende Weitschweisigkeit und ermattende Spielerei mit dem Ueberslüssigen und Entbehrlichen zu verkennen.

Ich will den Versuch machen, von der Handlung dieses großen Romans einen möglichst gedrängten Bericht zu geben, der diejenigen, welche den Roman nicht kennen, mit den Thatsachen und Persönlichkeiten, die Hugo uns vorsührt, ungesähr bekannt zu machen, und denen, welche den Roman kennen, die wichtigen Einzelheiten, die ihnen gewiß zum Theil entsallen sein werden, wieder in's Gedächtniß zurückzurusen bestimmt ist. Ich scheide von dem Berichte alles irgendwie Entbehrliche aus und beschränke mich lediglich aus die Geschichte des eigentlichen Helden, des Zuchthäuslers Iean Valjean.

Die erste Abtheilung (Band 1 und 2) heißt: „Fantine".

Iean Valjean zieht eines Abends in D., eine Stadt in Süd-Frankreich, ein. Er kommt von den Galeeren. Er hat 19 Jahre im Zuchthause gesessen. Zu einer Zeit, da noch kein Geschwornengericht die Strenge der unbeugsamen Gesetze zu mildern vermochte, ist Iean Valjean wegen des geringsten Vergehens zur höchsten Strase verurtheilt worden. Er hat sür die hungernden Kinder seiner Schwester bei einem Bäcker ein Brod gestohlen, er hat die Scheiben zerschlagen, um das Brod zu nehmen; das ist Diebstahl mit Einbruch, und er wird dafür zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Dreimal macht er den Versuch zu entkommen, dreimal wird er erwischt, und dreimal erhält er dafür eine Additionalstrase von zusammen 14 Jahren. Im October 1815 wird er endlich aus sreien Fuß gesetzt; die Paar Franes, die er sich während der langen Jahre von dem Ueberschuß seiner Arbeit hat bei Seite legen können, sind bald ausgezehrt. Der gelbe Verbrecherpaß, den er überall zeigen muß, verschließt ihm jede Thür; selbst aus der Hundehütte wird er durch eine wüthende Dogge verjagt. Der Unglückliche ist in Verzweiflung. Da öffnet sich ihm doch eine Thür: die des Bischoß Myriel. Der Bischoß, ein Geistlicher in des Wortes edelster Bedeutung, nimmt den Sträfling mit Freuden aus, setzt ihm ein Festmahl vor und weist ihm das schönste Zimmer des Palastes als Wohnung an. In der Nacht erwacht Iean Valjean. Die Güte seines Wohlthäters hat ihn mehr besremdet als gerührt; das Böse und Gemeine ist noch zu stark in ihm, als daß er ihm widerstehen könnte. In einer merkwürdigen Stimmung, — es ist eine Art von instinctiver Gemeinheit ohne Zurechnungssähigkeit, — steht er leise aus, stiehlt das Silberzeug, mit dem er gegessen, und läust davon. Er wird von Gensdarmen ausgesangen; man sragt ihn, wie er zu den Werthobjeeten komme, er sagt die Wahrheit und wird zum Bischoß zurückgebracht. Dieser erklärt den Gensdarmen gegenüber, daß er Iean Valjean die Sachen geschenkt habe, und sügt hinzu, sein Gast habe sogar vergessen, die silbernen Leuchter mitzunehmen, die er ihm ebensalls geschenkt habe. Iean Valjean geht in äußerster Verwirrung von dannen. Die Ereignisse der letzten Stunden haben ihm die Besinnung ganz genommen. Er schleppt sich in einer Art von Taumel weiter und immer weiter, bis er sich ermattet endlich niederläßt; in seiner nächsten Nähe besindet sich ein kleiner bettelnder Savoyardenjunge, der mit seinem Reichthum spielt: einem Zweisranesstück. Das Geldstück rollt hart an den Fuß von Iean Valjean; der Verbrecher stellt den Fuß daraus. Der kleine Iunge beschwört ihn, ihm sein Geld wiederzugeben. Iean Valjean ist stumps, theilnahmlos und zieht den Fuß nicht zurück. Laut schluchzend und jammernd verläßt ihn der kleine Iunge, und Valjean, der also noch einmal gestohlen und diesmal einen ganz erbärmlichen Diebstahl begangen hat, bleibt allein. Aber nun weicht die Nacht von seinen Sinnen. Als er das Zweisranesstück zu seinen Füßen erblickt, vergegenwärtigt er sich die ganze Verabscheuungswürdigkeit seines Handelns. Vergeblich sucht er den kleinen Iungen wieder einzuholen, er sindet ihn nicht mehr. Die tiesste Trauer kommt über ihn, die wahrste Reue. Er erlangt das klare Schuldbewußtsein, und mit dem Ausrus: „^6 8ui8 un mi^rable!" bricht er in Thränen und schluchzend zusammen. Mit der Erkenntniß seiner Schlechtigkeit geht auch schon die Läuterung in ihm vor sich; er ist bekehrt, er ist gerettet.

Die zweite Figur, die uns Vietor Hugo vorsührt, ist Fantine. Fantine ist im Alter von 15 Jahren nach Paris gekommen, eine hübsche Blondine mit schönen Zähnen. Sie hat gearbeitet und mit einem Studenten eine Liebschast angesangen. Dieser hat sie und ihr Kind, Cosette, nach einer Landpartie verlassen. Fantine kehrt nach ihrer Vaterstadt M. am M. zurück, nachdem sie ihr Kind bei dem Ehepaar TlMardier untergebracht hat. Diese sind entsetzliche blutsaugerische Menschen, die aus die Liebe und Schande der Mutter ihre Berechnung machen und aus Fantine möglichst viel Geld herauszuziehen suchen.

Die Stadt M. am M. hat sich inzwischen unter der Verwaltung ihres neuen Maires in erstaunlicher Weise gehoben. Dieser, der Herr Madeleine genannt wird, hat durch sein Talent, durch seinen Fleiß und seine große Organisationsgabe die heimische Industrie in Ausschwing gebracht; er leitet selbst eine große Mustersabrik, die ihm, dem Besitzer, ein bedeutendes Vermögen und der gesammten arbeitenden Bevölkerung Segen bringt. Der Maire Madeleine ist eines Abends in M. am M, angekommen, in dem Augenblicke, als ein großer Brand die ganze Bevölkerung in Ausregung gebracht hatte. Mit Todesverachtung hat er sich in die Flammen gestürzt und zwei Kinder gerettet. Die ganze Bevölkerung hat ihm zugejubelt. Er ist da geblieben, man hat ihn nicht weiter nach seinem Passe gesragt, und allmählich ist er durch seine Thatkrast und seine sittliche Tüchtigkeit zum Fabrikherrn und schließlich zum Maire geworden.

In der Fabrik des Herrn Madeleine — es ist natürlich Iean Valjean — arbeitet Fantine. Die Ausseherin, welche über die Tugend der Arbeiterinnen zu wachen hat — Herr Madeleine hat sür die anständigen und fleißigen Mädchen besondere Preise ausgesetzt — bekommt heraus, daß Fantine ein Kind hat. In Folge dessen wird sie von der Ausseherin entlassen. Sie will sich als Magd verdingen; aber jedes anständige Haus verschließt sich ihr. Sie näht grobe Arbeiten und verdient damit täglich 12 Sous; ihr Kind kostet 10. Fantine ist im äußersten Elend. Ihre Tochter braucht einen Rock; da läßt sie sich die Haare abscheeren und verkauft ihre schönen blonden Flechten. Ihr Kind wird krank, Doetor und Apotheker wollen bezahlt sein; da läßt sie sich ihre beiden schönsten Zähne ausziehen und verkauft diese. Aber das reicht noch nicht, und mit dem verzweiselten Rus: „Verkausen mir das Uebrige" wirst sie sich der Prostitution in die Arme. Sie geräth, unschuldig natürlich, mit der Polizei in Consliet. Der Polizeieinspeetor Iavert verurtheilt sie zu sechs Monaten Gesängniß. Herr Madeleine, der inzwischen von all' den Leiden Kenntniß erhalten hat, setzt es durch, daß das unglückliche Mädchen nach dem Spital übersührt wird, und zwar gegen den Willen des unerbittlichen Iavert. Dieser wird des Herrn Madeleine unversöhnlicher Feind, und der Zusall macht denselben überstark; denn Iavert, der srüher in Toulon Beamter am Zuchthause war, bekommt heraus, daß Herr Madeleine identisch ist mit dem Verbrecher Iean Valjean.

Herr Madeleine hat nämlich einem Kärnrer, Namens Fauchelevant, der in Gefahr stand, übersahren und von dem schweren Wagen zermalmt zu werden, durch eine übermenschliche Anstrengung das Leben gerettet. Er hat den Wagen mit den Schultern ausgehoben, Iavert hat dies gesehen und sich gesagt: solche Kräste kann nur ein Galeerensträsling besitzen, und sein Verdacht hat sich als begründet herausgestellt. Er denuneirt also den Maire Madeleine als den gefährlichen Ausbrecher Iean Valjean. Man antwortet ihm, er habe den Verstand verloren, denn der wahre Jean Valjean besinde sich hinter Schloß und Riegel. Man habe diesen Menschen, der unter dem salschen Namen Champmathieu verschiedene schwere Diebstähle verübt, endlich erwischt; er sei von drei bekannten Verbrechern, die mit ihm in Toulon zusammen gewesen sind, reognoseirt worden und werde also jetzt vor das Gericht gestellt und ohne Zweifel in Anbetracht seiner Vorbestrasungen zu lebenslänglichem Zuchthause verurtheilt werden.

Als Herr Madeleine Kenntniß von diesen Thatsachen erlangt, hat er einen surchtbaren Kamps zu bestehen. Champmathieu ist ein gauz gemeiner uninteressanter Verbrecher, der dazu bestimmt ist, den größten Theil seines Lebens im Zuchthause zzubringen. Er hat die Verbrechen, die den Gegenstand der Anklage bilden, begangen; aber diese Verbrechen werden nicht so hart bestrast werden, wenn es sich herausstellt, daß er nicht im Reeidiv ist. Dadurch, daß er sür Iean Valjean gehalten wird, wird seine Strase verschärst, erleidet er also Unrecht. Iean Valjean, der wirkliche, hat also die Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Aber hat er nicht auch die Pslicht, sich selbst, seinen Arbeitern und seiner Gemeinde gegenüber, sich zu erhalten? Er ist der hochangesehene Herr Madeleine, und er wird es nun unangesochten bleiben, wenn ein Iean Valjean in irgend einem Zuchthause langsam zu Grunde geht. Er hat die Gelegenheit, seine surchtbare Vergangenheit loszuwerden. Dieses tragische Für und Wider wälzt sich in seiner Seele hin und her, und schließlich siegt die Erkenntniß: es muß die Wahrheit gesagt werden.

Valjean-Madeleine ersährt, daß die Verhandlungen in Arras beginnen. Er macht sich aus den Weg. Das Schicksal wirst ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg, um es ihm gleichsam unmöglich zu machen, das Ziel zu erreichen. Aber Iean Valjean überwindet alle wie Möros, zwar nicht um den Freund zu retten, sondern nur, um sich zu Grunde zu richten. Gerade vor Thoresschluß kommt er an; er denuneirt sich, er wird verhastet in dem Augenblicke, da Fantine im Hospitale ihr Leben aushaucht. Er hat dem armen Mädchen noch versprochen, sich des Kindes anzunehmen. Er entwischt und kommt in der Verkleidung eines Arbeiters nach Paris.

In der zweiten Abtheilung, „Cosette" (Band 3 und 4), müssen wir uns zunächst mit Geduld wappnen, ehe wir den Bekannten wieder begegnen und den Faden der Handlung wiedersinden. Vietor Hugo süllt 19 Capitel mit der Schilderung der Schlacht von Waterloo. Unter den Hyänen des Schlachteldes, den Leichenräubern, sinden wir die Thönardiers wieder. Bei dem Beginnen, die Leichen zu bestehlen, retten sie, ohne es zu wollen, einem Oberst Pontmerey das Leben, der in diesen Scheusalen seine Wohlthäter erblickt und ihnen ewige Dankbarkeit zu schulden vermeint.

«old und Lud. II, 5. 15

Iean Valjean wird inzwischen wieder gesaßt, zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Er entkommt noch einmal, wirst sich in's Meer und wird ossieuell als todt erklärt. Die Leiche hat nicht ausgesischt werden können; mit gutem Grunde: denn Iean Valjean lebt. Er begibt sich zu den Thenardiers, um das Fantine aus dem Sterbebette gegebene Versprechen einzulösen und die kleine Cosette zu holen, TlMardiers pressen ihm eine bedeutende Summe Geldes ab, und Iean Valjean kehrt mit dem Kinde nach Paris zurück, wo er sich als Bettler in einem entlegenen Schlupswinkel versteckt. Aber auch in dieser Stellung kann er der üblen Gewohnheit der Barmherzigkeit nicht entsagen, und durch die Geldspenden, die er, der Bettler, den Armen macht, erregt er den Verdacht der hohen Polizei, und Iavert, der inzwischen nach Paris versetzt worden ist, wird ausmerksam. Als Valjean diese Gesahr wittert, packt er das Kind aus und streist mitten in der Nacht durch Paris, beständig von den Agenten verfolgt. Die Hetzjagd ist von außerordentlicher dramatischer Spannung. Valjean klettert schließlich, immer mit dem Kinde belastet, über eine Mauer und kommt in den Klostergarten Piepus. Die Polizisten verlieren seine Spur. Aber damit ist ihm wenig geholsen, denn sie haben das ganze Viertel besetzt, und in dem Nonnenkloster ist süglich kein Obdach sür den Mann. Hier erweist sich endlich einmal der Zusall dem Unglücklichen als Freund. Das erste menschliche Wesen, das Iean Valjean im Kloster trisft, ist der

Gärtner Fauchelevent, derselbe, dem er einst das Leben gerettet hat. Dieser gute Mann hat den Dienst, den Herr Madeleine ihm erwiesen, nicht vergessen und erbietet sich, ihn zu retten. Er will ihn der Priorin als seinen Bruder vorstellen und von dieser erbitten, daß Herr Madeleine als zweiter Gärtner mit angestellt werde; dagegen will er der Priorin einen großen Dienst leisten. Aber alles das kann nur geschehen, wenn Jean Valjean aus natürliche Weise in das Kloster hereinkommt, und zu dem Zwecke muß er erst wieder hinauskommen; er kann aber nicht hinauskommen, weil, wie gesagt, alle Ausgänge des Klosters von Polizisten bewacht werden. Aber auch da findet sich ein Ausweg, der allerdings sehr romanhaft ist. In dem Kloster ist nämlich eine Nonne gestorben, die als Heilige von den Schwestern verehrt wird und als ihren letzten Willen den Wunsch geäußert hat: in der Kapelle des Klosters beigesetzt zu werden. Das bürgerliche Gesetz steht aber der Erfüllung dieses Wunsches entgegen; die Schwester muß aus dem Kirchhof begraben werden. Um nun sowohl den letzten Willen der Verblichenen zu erfüllen, wie auch um den sicher wunderkräftigen Leichnam der Heiligen im Kloster zu bewahren, sinnt die Priorin daraus, die weltlichen Behörden zu täuschen; und das ist gerade der Dienst, den sie von dem Gärtner verlangt. Dieser soll den Sarg mit Erde füllen, und der unnatürlich belastete Sarg soll ans dem weltlichen Kirchhof bestattet werden, während die heilige Schwester heimlich in der Klosterkapelle

beigesetzt werden würde. Der Gärtner täuscht nicht nur die Behörden, sondern er täuscht auch die Priorin. Er süllt den Sarg nicht mit Erde, sondern Iean Valjean legt sich hinein; so wird dieser hinausgesahren und beerdigt. Die ganze Geschichte erinnert lebhaft an das bestattete Plättbrett von Tomaschek. Daß die Aussargnung Iean Valjeans wiederum nicht ganz glatt abläuft, bedars kaum der Erwähnung; aber schließlich kommt der Held unbehelligt in das Kloster Piepus, wird als Gärtner angestellt, Cosette wird dort erzogen, und in glücklicher Ruhe scheinen dem. Elenden endlich sreundliche Tage zu lächeln. Das Kind wächst heran.

Die dritte Abtheilung sBand 5 und 6) heißt „Marins“. Wir lernen da eine neue Figur kennen, den legitimistischen Bourgeois Guillenormand. Die zweite Tochter dieses Mannes, der nichts aus der Welt so haßt wie Napoleon und Alles, was mit Napoleon zusammenhängt, hat gegen seinen Willen einen Napoleonischen Ossizier geheirathet, und zwar den Commandanten Pontmery, — denselben, dem die TlMardiers bei dem Versuche, ihn zu berauben, aus dem Schlachtselde von Waterloo das Leben gerettet hatten. Diese Tochter ist gestorben. Guillenormand hat seinen Enkel Marins zu sich "genommen. Pontmery ist krank, sein Ossiziersrang ist von der neuen legitimistischen Regierung nicht anerkannt worden, er hat sich grollend in die Provinz zurückgezogen und ist dort gestorben, nachdem er seinem Sohne Marins noch anempfohlen hat, nie den Namen seiner vermeintlichen Wohlthäter und Lebensretter, der Thönardiers zu vergessen.

Marins wächst inzwischen heran, und in dem jungen Mann entwickelt sich eine leidenschastliche Verehrung sür Napoleon. Er überwirst sich in Folge dessen mit dem Großvater, verläßt dessen Haus und sristet unter harten Entbehungen ein Leben voll Arbeit und heldenhaster Entsagung. Im Garten des Luxembourg begegnet er häusig einem jungen Mädchen, das mit einem alten Herren spazieren geht. Er solgt ihnen, erkundigt sich und ersährt, daß der alte Herr ein gewisser „Vater Leblane“, und das Mädchen dessen Enkelin sei und Cosette heiße; aber sobald er dies ausgekundschaslet hat, verschwindet das Paar seinen Blicken.

Neben dem Dachstübchen, in dem Marins arbeitet, haben die Thönardiers einen Schlupswinkel gesunden. Marins hört, wie zu seinen Nachbarn ein alter Mann kommt, um Wohlthätigkeit zu üben, und in dem Wohlthäter erkennt er den Vater Leblane, dessen Spuren er verloren hatte. Er hört, wie Vater Leblane verspricht wiederzukommen, um den Leuten noch mehr Geld zu bringen. Inzwischen organisiren die Nachbarn von Marins mit einer Bande von Spitzbuben und Verbrechern gemeinster Art einen Hinterhalt. Marins, der Alles belauscht, stürzt aus die Polizei, um diese von dem Anschläge zu benachrichtigen. Iavert wartet mit seinen Leuten nur aus das Signal, das Marins ihm geben soll, um in das Zimmer zu dringen und die Gesellschaft auszuheben. Vater Leblane kommt auch richtig wieder, wie er es versprochen hatte. In athemloser Angst lauscht Marins; da hört er in demselben Augenblicke, als er das Signal geben will, daß die Verbrecher, die er der Polizei zu überliesern im Begriff steht, dieselben Thönardiers sind, die ihm sein Vater aus dem Todtenbette als seine Wohlthäter bezeichnet und anempfohlen hatte. Marins ist starr. Zum Glück dauert Iavert die Geschichte zu lange, er stürzt mit seinen Leuten in's Zimmer, die Banditen werden geknebelt, und nun stehen sich gegenüber: Iean Valjean und Iavert. Valjean entspringt, und zwar dient ihm zum Entkommen die Strickleiter Iaverts.

Die vierte Abtheilung (Band 7 und 8) „l/äMe 6e la rue ?Iumet et, l’Tpopee äe 1a ine 8t. Deni«“, ist sast ausschließlich mit Episoden ausgefüllt. In der rue ?Iuraet hat Iean Valjean, der jetzt wiederum den Namen des Gärtners Fauchelevant angenommen hat, ein verborgenes Asyl gesunden. Da lebt er mit Cosette, und zwischen dieser und Marins entspinnt sich ein reizendes Liebesverhältniß. Die Thünardiers sind inzwischen aus dem Gesängniß entsprungen und wollen in der i.ue ?Iumet bei Valjean einbrechen. Durch die Tochter der Thönardiers, Eponine, die den Studenten Marins vergeblich liebt, wird Cosette gerettet. Valjean wechselt wiederum die Wohnung und sindet in einem Gäßchen im Quartier St. Denis ein Unterkommen. Mit dem Iuniauslande im Jahre 1832, an welchem sich alle Helden der Geschichte betheiligen, schließt diese Abtheilung.

Die letzte (Band 9 und 10) „Jean Valjean“, schildert den weiteren Verlauf des Kampses. Eponine stirbt, während sie Marins retten will. Der Einzige, der entkommt, ist Iean Valjean, der den halbtodten Marins durch die Kloaken von Paris rettet. In den Kloaken hat Iean Valjean die entsetzlichsten Schicksale zu bestehen; er trifft mit seinen Peinigern, den TtMardiers zusammen, und als er endlich wieder an's Licht kommt, steht vor ihm Iavert. Marins wird zu seinem Großvater gebracht, Valjean stellt sich Iavert, dem er ebensalls das Leben gerettet hat. Iavert ist nun nicht mehr im Stande, seine Pflicht zu ersüllen; die Größe des Mannes, den er als Verbrecher zu versolgen sür seine Pflicht gehalten hatte, entwaffnet ihn, bringt ihn aus dem Geleise und an der Pflichtwidrigkeit geht er zu Grunde: Iavert stürzt sich in's Wasser. Somit ist der einzige Mensch, der Valjeans Vergangenheit kennt, beseitigt. Marins gesundet und der alte Guillenormand gibt seine Einwilligung zu der Ehe mit Cosette, der Enkelin des Klostersgärtners Fauchelevant, der seine Enkelin mit einer Mitgist von 600,000 Frances ausstattet — es sind die Ersparnisse aus der Zeit, da Valjean Fabrikherr in M. am M. war und die er im Walde verborgen hatte.

So soll denn endlich Valjean die wohlverdiente Ruhe sinden, endlich sein müdes Haupt im Schoße der Seinigen ausruhen lassen dürfen. Aber nein. — Valjean sühlt sich veranlaßt, am Hochzeitstage Marins umsassende Geständnisse zu machen, und er sieht ein — er allein und seine undankbare Umgebung, sonst kein Mensch — er sieht ein, daß der srühere Sträsling mit dem Ehrenmanne nicht unter einem Dache hausen kann. Als einzige Gnade erbittet er sich die Erlaubniß, seine geliebte Cosette Abends in den Dämmerstunden zu sehen, und auch diese Freude wird ihm nicht lange gegönnt. Marins schöpst Verdacht, daß das Geld, das Valjean Cosette mitgegeben hat, unlauteren Ursprungs sei, Iean Valjean merkt, daß seine Besuche lästig werden; er kommt seltener und bleibt schließlich ganz weg. Er erkrankt und sein Restchen Leben verzehrt sich in der Einsamkeit, in der Verkantheit und im Schmerze. Im letzten Augenblick wird Marins durch Thönardiers, die Iean Valjean beschuldigen wollen, gerade über den Punkt ausgeklärt, der ihn am meisten beunruhigt hatte. Er ersährt, daß das Vermögen der Cosette, seiner Frau, ehrlicher Gewinn ist. Die Reue kommt über ihn. Marins und Cosette eilen zu Iean Valjean, — zu spät! sie können ihn nicht mehr retten; aber sie verklären wenigstens die letzten Augenblicke des großartigen und heldenhasten Elenden.

Vapereau, dessen aussührliche Analyse*) diejenigen nachlesen mögen, denen einerseits die vorstehende Inhaltsangabe nicht genügt, und die andererseits vor der Bewältigung der zehn starken Bände zurückschrecken, sällt über den Hugo'schen Roman das solgende, mir sehr richtig scheinende Urtheil: „Ein bedeutendes und starkes, aber auch ein ungesundes Werk, in welchem die guten und schlechten Eigenschasten in parteischem Sinne aus's Aeußerste getrieben sind.“

Der außerordentliche Umsang, welchen Viotor Hugo seinem Werke gegeben, hat ihm gestattet, uns in demselben das vollständigste Bild seines dichterischen Wesens zu geben; aber das größere Format und die sertigere Ausmalung des Bildes lehrt trotzdem wenig Neues über den Dichter. Das merkwürdige Talent des Dichters der „Ui8öradle8“ erscheint uns nicht größer als das des Dichters von „Notre-Vame 6e ?ari8“. Der Roman „l’æ8 M8iü.adle«“ ist nur eine grandiose Bestätigung alles dessen, was wir von Viotor Hugo schon wissen, weil er es uns schon ost in der eindringlichsten Weise anvertraut hat.

Schon in dem Grundgedanken, der wohlthuend durch das ganze trübe Werk hindurchgeht, — in dem tiesen und ausrichtigen Mitgesühl mit Allem, was unverschuldet oder auch verschuldet leidet, mit Allem, was unterdrückt und mißhandelt wird, mit den Stieskindern unserer Gesellschaft — tritt uns der alte Viotor Hugo wieder entgegen. Die Antithese sindet in dem Charakter des Helden einen großartigen Ausdruck. Der Zuchthäusler ist ein ganzer Ehrenmann, rechtschaffen, sleißig, ausopsernd, muthig, treu, mildthätig. Die Composition bekundet in ihrer Gesammtheit eine ganz seltene Krast, die Schilderung zeigt überall den Meister.

content-0204.png

Neben den leuchtenden Eigenschasten aber auch die dunklen Flecken: die Unwahrscheinlichkeit der Voraussetzung und all' die tödtlichen Unarten , die sich hauptsächlich aus die Grundübel des Dichters Viotor Hugo, aus seine Maßlosigkeit und Uebertreibung zurückführen lassen.

Ein sester Unterbau wäre nothwendig gewesen, um das schwere, vielstöckige Gebäude dieses Romans zu tragen. Unwahrscheinlich ist aber schon die ganze Vorgeschichte Iean Valjeans: die Thatsache, daß derselbe 19 Jahre im Zuchthause zubringen muß, weil er sür seine hungernden Angehörigen ein Brod gestohlen hat. Ein solcher unerhörter Fall würde eben nur beweisen, daß einmal einem Unglücklichen aus das Grausamste mitgespielt worden ist; aber er beweist keineswegs Das, was Viotor Hugo beweisen will: daß unsere Gesetze zu streng, unsere Gesellschaft zu lieblos, unser Staat zu sorglos ist.

Ebenso unwahrscheinlich und unbegreislich sind die Schicksale, die Viotor Hugo seinen traurigen Helden während des ganzen Verlauss des Romans bestehen läßt. Diese Schicksale lassen sich kurz also bezeichnen: der einmal bestraste und einmal als Verbrecher betrachtete Mensch sindet keine Ausnahme wieder in der Gesellschaft, der Staat hestet sich an seine Fersen, verbietet ihm die Ruhe der Ehrlichkeit und hetzt ihn wie ein wildes Thier zu Tode.

Die Versolung Iean Valjeans durch Iavert, der das unversöhnliche Gesetz verkörpert, geht durch den ganzen Roman. Ich gestehe, daß ich niemals diese Versolung habe begreisen können, Iean Valjeau hat seine Strase rechtmäßig abgeüßt; er ist srei, er begründet sich eine neue Stellung, er macht sich allerdings des leichten Vergehens schuldig, einen salschen Namen zu sühren, aber mit einer solchen Geringsügigkeit kann er doch sein Leben nicht zertrümmern. Um den sälschlich sür Iean Valjeau gehaltenen Verbrecher nicht härter bestrasen zu lassen, als dieser es verdiente, denueirt er sich. Er könnte es meines Erachtens ruhig aus die Gerichtsverhandlungen ankommen lassen; man würde eonstatiren, daß dieser Mann seine verbrecherische Vergangenheit durch das musterhaste Leben, das er jetzt sührt, reichlich gesühnt hat, daß er ein nützlichs Mitglied der Gesellschaft geworden ist und nur Gutes thut. Wenn ihm durch die Blödheit und Härte seiner Umgebung das Leben nun verleidet werden sollte, so könnte er mit seinem aus ehrliche Weise erworbenen Vermögen einsach auswandern und in einem andern Lande jene segensreiche Thätigkeit entsalten, welche ihm in dem eigenen von seinen Landsleuten erschwert oder unmöglich gemacht wird. Aber der Viotor Hugo'sche Iean Valjean hat ebenso viel Furcht davor, daß seine Anständigkeit, wie daß seine verbrecherische Vergangenheit an's Licht komme. Er sliet also, und durch diese Flucht nimmt er der Gesellschaft die Möglichkeit, Gerechtigkeit zu üben. Eine solche individuelle Thorheit beweist aber durchaus nicht, was Viotor Hugo beweisen will: daß unsere Institutionen schlecht seien. Die ganze, schwere, massive Geschichte steht ans thönernen Füßen.

Dieselbe Uebertreibung zeigt sich in der Schilderung des Looses, das der armen Fantine beschieden ist, der Mutter von Cosette. Ein uneheliches Kind ist zu allen Zeiten sür ein Mädchen aus dem Volke in erster Linie nur eine große Last und Beschwerde gewesen. Wenn eine Fabrikarbeiterin wie Fantine eine tüchtige und sleißige Arbeiterin ist, so sragt kein Arbeitgeber danach, ob sie das Geld sür sich allein, oder sür sich und ihre Mntter, oder sür sich und ihr Kind verbraucht; und stellt sich heraus, daß sie einen großen Theil ihres Gewinnes sür den Unterhalt ihres Kindes dahingibt, so wird ihr sogar die verdiente Anerkennung sür ihre Uneigennützigkeit und sür die Erkenntniß ihrer schweren Mutterpslichten uicht versagt bleiben. Der Fall, daß eine gute, ehrliche und sleißige Arbeiterin blos deshalb weggeschickt werde, weil sie den ehrlichen Gewinn mit ihrer Kleinen theilt und dieser die größere Hälste zuwendet, ist geradezu ein unerhörter; und sollte er sich doch einmal ereignen, so würde er jedensalls nicht als Norm sür das Schicksal einer unverheiratheten Mutter aus dem Arbeiterstande hingestellt werden dürfen.

Die Leecture dieses großen Werkes wird am meisten dadurch erschwert, daß Viotor Hugo, dessen verhängnißvolles Auskramen von allem Möglichem, was er gesammelt und erlernt hat, schon seine srüheren Werke in störender Weise belastet, hier, wo er mit dem Raum gar nicht zu geizen braucht, von der Freiheit des Auspackens und Ablagerens den unbescheidensten Gebrauch macht.

Die Handlung steht bei jeder Gelegenheit still, weil Viotor Hugo irgend einen Anlaß sindet, um über irgend einen Gegenstand, der mit der Geschichte entweder sehr wenig oder auch gar nichts zu schaffen hat, einen längeren Vortrag zu halten.

Man kann sich dem Verdachte nicht verschließen, daß Viotor Hugo den Roman sür geeignet gehalten habe, alle literarischen Ausspeicherungen, sür welche er sonst keine passende Verwendung sinden konnte, hier loszuschlagen, lieber 1000 Seiten, — sage und schreibe: tausend Seiten — sind mit Schilderungen von solchen Dingen gesüllt, die sür die Geschichte der „Ni8öi^adle«“ durchaus entbehrlich erscheinen.

Am Ansang des dritten Bandes gibt uns Viotor Hugo, der nicht vergessen hat, daß sein Vater General war, und daß er selbst dereinst zur Militairschule bestimmt war, einen phantastischen Generalstabsbericht über die Schlacht bei Waterloo. Das geht natürlich nicht an, ohne daß Viotor Hugo in diesem Schlachtberichte, dessen historischer Werth sehr angezweisel't wird, die Gelegenheit sindet, eine andere seiner Merkwürdigkeiten: die Freude am Häßlichen, die Verherrlichung des Widerwärtigen in den Vordergrund zu rücken.

Mit einem wunderbar sichern Griff hat er das Häßlichste wieder ersaßt und schwelgt nun in der Vergöttlichung der unsaubersten Materie. Viotor Hugo hat das bekannte, höchst energische Wort des Generals Cambron, das dieser aus die Ansrage, ob die Garde sich ergeben wolle, dem Feinde zugeschrien haben soll, — dies rohe, gemeine Wort, das die Hitze des Gesechs und die Todesgefahr allensalls rechtersertigen mögen, hat Viotor Hugo nicht nur in seinem Roman ausgesprochen, nicht nur vertheidigt, er hat diese Antwort und dieses Wort sogar zum Gegenstande einer begeisterten Hymne gemacht und ein ganzes Kapitel über die großartige Poesie desselben geschrieben! „Cambron hat in diesen zwei Silben die europäische Coalition ersäust; aus dem niedrigsten der Worte hat er das erhabenste gemacht; ein Hauch von oben her hat ihn begeistert, und sür die Seele hat er einen Ausdruck gesunden: den Auswur's!“ Weiter läßt sich die Geschmacklosigkeit nicht treiben.

Im siebenten Bande sinden wir eine große Schilderung der Revolution von 1830 und im achten Bande eine Schilderung des Barrikadenkampfes vom Iuni 1832, die noch im neunten Bande sortgesetzt wird; Hugo sühlt hier das Bedürsniß, sich als großen Strategen zu zeigen. Dann solgt die endlose Schilderung der Kloaken von Paris, die ebensalls einige hundert Seiten süllt. Ich habe bei der Auszählung noch die Schilderung des Klosters Piepus vergessen und vieles, vieles andere!

Der von mir bereits angesührte Fall Cambron veranschaulicht uns schon die unangenehme Verschwisterung der Maßlosigkeit mit der Geschmacklosigkeit. Es kommen in den „Hli8^radle«“ Bilder vor, die geradezu haarsträubend sind. Da heißt es einmal: „Er schlug den Katastrophen aus den Bauch“ (V, 211), „das Ideale und das Absolute stibitzen niemals das Taschentuch“ (VII, 417). Aehnlichem Ungeheuerlichen begegnen wir auch in den späteren Romanen, wie z. B. in den „?r3.v«.iHeurF äe In, mer“ der Blitz verglichen wird mit „der rothen Zunge, die der Himmel herausstreckt“. Die Bildlichkeit wird namentlich unausstehlich in den philosophischen Abhandlungen, die überhaupt an krausem und wirrem Zeug überreich sind. Wenn ich daraus verzichte, hiersür eine ganze Reihe von den seltsamsten Beispielen anzusühren, so geschieht dies nicht in Folge des Mangels an Material, sondern weil ich nicht in denselben Fehler versallen will, dessen ich Viotor Hugo zeihe, — nicht in den Fehler, nicht aushören zu können.

Eine Eigenthümlichkeit ist in diesen „Ni8örave8“ besonders aussällig: ich meine die pomphaste mi««-en «eöne. Iedes Buch ist in so und so viel kleine Kapitel getheilt, von denen einige nur ein Paar Seiten zählen und jedes dieser Kapitel trägt eine eigenthümliche, schwer verständliche Ueberschri't. „Ein Sturm im Schädel,“ „Die Verbindung zweier Sterne,“ „Der Iudas der Vorsehung,“ „Gut geschnitten, schlecht genäht,“ „Die .Rose bemerkt, daß sie eine Kriegsmaschine ist“ :e. Ich sinde, diese Art, die Ausmerksamkeit anzustacheln, hat etwas Unseines, das zu sehr an die Ankündigung von herumreisenden Kunstreitern: „Große Extra-Gala-Parsoree-Vorstellung“ erinnert. Diese Absonderlichkeit ist allerdings nur eine neue Form der Prunksucht und Großthuerei, die uns schon srüher ausgesallen ist.

Diese zeigt sich auch wieder in der Vorrede zu dem solgenden Roman: „l’æ8 travailleur8 äe 1a mer“ (1866). Ich habe schon slüchtig daraus hingewiesen, daß Viotor Hugos Vorreden nichts anderes sind als der versuchte Nachweis: die solgende Dichtung als eine von jeder Kleinlichkeit, von jeder Zusälligkeit besreite, nothwendige Manisestation der Entwicklung in der Natur des Dichters und im Menschengeschlechte darzustellen. Viotor Hugo hält sich sür viel zu erhaben, um sich durch irgend etwas Aeußerliches zu einer Dichtung anregen zu lassen. Iede seiner Dichtungen gilt in seinen Augen als eine unabweisliche Nothwendigkeit, als der organische

Ausdruck irgend eines großen Naturgesetzes. Gewissermaßen hat der Dichter auch Recht, wenn auch nicht ganz so, wie er meint Richtig ist, daß die äußere Anregung bei ihm niemals aus seine dichterische Wirksamkeit einen tiefen Eindruck macht, daß er weniger in sich ausnimmt als aus sich herausgibt, daß Alles, was ihm von der Außenwelt durch die Beobachtung dargeboten wird, in dem mächtigen Räderwerke seiner Phantasie in kleinste Stücke zerrieben wird, um sich bequem in die alte Form hineinpressen zu lassen, und daß, wenn das Empfangene durch das Medinn des Geistes des Dichters wieder an uns zurückgegeben wird, es von seinem ursprünglichen Wesen so gut wie nichts sich bewahrt hat und immer in der eigenthümlichen, eigenartigen Viotor Hugo'schen Umgestaltung an uns zurückgelangt.

Daraus möge es sich denn erklären, daß Viotor Hugo die äußeren Anregungen als unter seiner Würde stehend überhaupt negirt, obgleich dieselben doch häusig offenbar sind.

Die beiden Romane, die ganz im Exil geschrieben sind, „L^ave« travaiNmlr« äe la mer" und „I/domme yui rit.", spielen zum größten Theil am User, aus den Wellen, im Wasser. Ein gewöhnlicher Erklärer sindet das ganz natürlich. Er sagt sich: der Dichter lebt aus einer einsamen Insel im Canal, er hat täglich das majestätische Schauspiel des Meeres vor Augen, da ist es ganz unvermeidlich, daß die gewaltigen Elemente auch das Gemüth des Dichters bewegen müssen. Viotor Hugo aber behauptet: Das ist es nicht! Wir ersahren vielmehr, daß „der Dichter der irdischen Kämpse", als solchen bezeichnet sich Viotor Hugo, nunmehr nothgedrungen die „l'iÄvailleur8 äe la mer" zur Vollendung seiner dichterischen Sendung schreiben mußte. Und zwar deshalb: Der Mensch hat, nach Viotor Hugo, drei Kämpse zu bestehen: den Kamps gegen die Religion, den gegen die Gesellschaft und den gegen die Natur, „weil ein dreisaches Verhängniß aus uns lastet, das Verhängniß der Dogmen, das Verhängniß der Gesetze, das Verhängniß der Dinge". Er ist erkoren, jedes dieser Verhängnisse durch einen Roman zu bekämpfen. Deswegen hat er also zunächst „XotreD^iue ele ?llri8" geschrieben, Kamps gegen die Religion, gegen das Verhängniß der Dogmen; dann die „M^radle«", Kamps gegen die Gesellschaft, gegen das Verhängnih der Gesetze; deswegen muß er jetzt die „JiÄvailleur8 äe la mer" schreiben, welches den Kamps gegen die Natur, gegen das Verhängniß der Dinge darstellen soll.

Diese salsche Großartigkeit imponirt nur denen, die sich durch berauschende Phrasen den nüchternen Sinn leichtlich umnebeln lassen. Lassen wir uns dadnrch nicht irremachen! Die „L^availleur«" sind eben sowenig eine Fortsetzung der „M8« 2,dle8", wie die „M8« able8" eine Fortsetzung von „Xotre.Vanw 6e ?mi8" sind. Diese drei Dichtungen haben nie einen inneren Zusammenhang gehabt, und der Dichter betrügt sich selbst, wenn er einen solchen in dieselben hineinkünstelt; er täuscht sich serner, wenn er glaubt, daß die „l^rn,vm1leur8 äe la nwr" neben den beiden größten Romanen eine gleichberechtigte Stellung einnehmen sollen.

Die Geschichte der „Meerarbeiter" ist außerordentlich einsach, und es gehört die ganze Begabung Viotor Hugos sür Ornamente und Deeorationsmalerei dazu, um daraus einen großen Roman zu machen. Man kann den Inhalt ziemlich vollständig in einem Satze wiedergeben: Ein braver Schisser rettet mit unendlichen Gesahren aus den Fluthen die Maschine eines gestrandeten Schiffes, weil er hofft, daß er als Lohn dafür die Hand der Tochter des Rheders, dem das Schiff gehört, erhalten werde; er entsagt aber dem Glück seines Lebens, nachdem er sich überzeugt, daß das junge Mädchen einen Andern liebt; er sieht das glückliche Paar nach England segeln, die Flnth steigt, er bleibt unbeweglich sitzen, den Blick beständig aus das Schiss gehestet, das sein Liebstes davonträgt und in demselben Augenblicke am Horizonte untertaucht, als die Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen.

Die Geschichte erinnert im Großen und Kleinen an den „Taucher"; und in dem Hauptstücke, in dem Kamps mit dem Meerungeheuer „le pieuvre" ist sie eine Combination des „Tauchers" mit dem „Kamps mit dem Drachen". Man kann sich denken, wie Viotor Hugo darin schwelgt, all das Fürchterliche zu schildern, was unsere Phantasie bei den Ungeheuern der Tiese vermuthet. Viotor Hugo braucht aber natürlich mehr Seiten als Schiller Worte, nm das grause Gemisch, die widerwärtigen Klumpen, des Hammers gräuliche Ungestalt und dergleichen mit seinem unendlichen Wohlgesallen am Scheußlichen zu malen.

In diesem Romane wie auch in dem solgenden, „I/Koiuiue e^li rit", macht sich die schon mehrsach gerügte Weisheitskrämerei in einer wo möglich noch gesteigerten Schwatzhastigkeit breit. Man hat beim Lesen dieser Romane ost das Gesühl, als besinde man sich im Laden eines Trödlers, in dem neben mancher werthvollen Antiquität auch allerhand nichtiger Plunder zusammengetragen ist, ohne Auswahl, ohne künstlerische Anordnung, ohne Sinn und Verstand, wie es der Zusall und die Gelegenheit just gesüigt haben. Unter all dem mit Staub bedeckten Geröll entdeckt unser Ange bisweilen aber auch ein wahres Meisterwerk; aber man muß scharf hinsehen, sonst sieht man eben nur den Staub.

Es ist geradezu ungläublich, was Viotor Hugo in diesem Werke von Speeialkenntnissen zum Besten gibt. Botanik, Mineralogie, Zoologie, Meteorologie und alle sonstigen Gebiete der Naturwissenschaften, Geographie, Loealgeschichte, Verwaltungsgeschichte, alles das und vieles Andere wird uns ausgetischt. Alles, was Hugo irgendwo in einem alten Folianten, in einem Schmöker — sür derartige Bücher scheint er wie viele geistreiche Leute eine ganz besondere Vorliebe zu haben — ausgestöbert hat, muß er uns mittheilen. Es wird uns nichts geschenkt! Keine Notiz aus seinen dicken Colleataneen geht uns verloren! Alles, was er irgendwo gelesen hat, über Winde und Weiter, Sandbänke und Felsenrisse, Fische und Meerungeheuer, Vögel, die über das Wasser ziehen, Fahrzeuge, die aus den Wogen geschaukelt werden, Alles, was er von dem Schiss im Einzelnen erkundet hat, von den Masten, Segeln, Kabinen, Kompassen, Sanduhren, Rettungsbooten, Ankern, Balken in den verschiedenartigsten Constructions und zu den verschiedenartigsten Zwecken, — Alles, was in der Tiese ruht, Alles, was aus der Fläche schwimmt, Alles, was in den Lüsten schwebt, Alles, was mit dem Meere irgendwie in Verbindung gebracht werden kann, wird von diesem erbarmungslosen Mann in wildem Durcheinander vor den Augen des ermatteten Lesers vorbeigehezt! Bisweilen vergißt man ganz und gar, daß man einen Roman liest; man meint, ein Handbuch sür Seesahrer, Lootsen, Schissbauer und solche, die es werden wollen, in den Händen zu halten; ohne ein nautisches Wörterbuch sind diese Dinge gar nicht zu verstehen.

Und wozu das Alles? Das Interesse wird nicht dadurch erhöht, ganz im Gegentheil, der Werth als Dichtung nicht gesteigert. Liegt all dieser nutzlosen Mühe wirklich nichts anderes zu Grunde als das kindliche Verlangen, den Leser davon zu überzeugen, daß Viotor Hugo mancherlei kennt und beim rechten Namen zu nennen weiß, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt? Wie dem auch sei, ebenso wenig, wie ein gutes Bild dadurch zu Stande kommt, daß der Schlachtenmaler mit größter Sorgsamt und botanischer Genauigkeit die Staubsädchen aus einer gleichgültigen Blume im Hintergrunde auspinselt; ebenso wenig entsteht aus wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Kleinigkeitskrämereien eine gute Dichtung. Die Perspeetive geht ganz verloren. Und es kommt noch ein Bedenken hinzu! Die Wissenschaftlichkeit nämlich, die uns Viotor Hugo professorenhaft vorträgt, erscheint ost nicht ganz lauter.

So lange er von Dingen spricht, die wir nicht controliren können, setzt er uns immer in Erstaunen. Wenn er uns das seltsame Patois der Kelten, Basken und Iren vorträgt, — es kommen lange Dialoge in diesem Iargon vor — so sragen wir halb überrascht, halb verwundert: wo in aller Welt hat der Dichter diese wunderbare Philologie ausgetrieben? Aber Viotor Hugo ist auch unvorsichtig genug, bisweilen aus bekannteren Sprachen zu eitiren, z. B. aus der deutschen Sprache, die wir vielleicht besser kennen als er; und aus der englischen, die wir vielleicht ebenso gut kennen wie er. Und da kommen denn so seltsame Dinge vor, daß wir auch mit einem nicht ungerechertigten Mißtrauen gegen seine Kenntnisse der schwerer zugänglichen Sprachen ersüllt werden.

Im „I/noiuiue yui rit" ist z. B. ein deutsches Citat. Es zählt nur vier Worte: „Bist du bei mir?" und das „mir" schreibt Viotor Hugo „mirh". Wenn er etwas deutsch verstünde, würde man glauben können, daß er zwischen „mir" und „nich" geschwankt habe; aber die ganz undeutsche Buchstabenzusammenstellung „rh" zeigt eben, daß er von unserer Sprache gar nichts versteht. Ebenso ergeht es ihm mit dem Englischen. In dem Romane tritt zu wiederholten Malen ein unheimlicher Instizbeamter aus, dessen Functionen ganz genau beschrieben werden. Der Dichter schildert nns die Kleidung dieses Beamten, dessen Perrücke, den süchterlichen Stab mit der eisernen Spitze:e. Dieser gewaltige Verhastungsvollstrecker heißt bei Viotor Hugo immer der „^vapentÄke". Nun ist unglücklicher Weise „^penta,l«" keine Person, sondern ein Ding; der „napeutake" ist in der altenglischen Verwaltung ein Bezirk von hundert Mann, ein Cent. Was soll man nach diesen Proben von den Dialogen in sremderen Zungen halten?

Im „I/Kuiume hui rit" hat die Liebe des Dichters sür das Entsetzliche, Abstoßende, Schauerliche den höchsten Grad erreicht. Die Mißgestalt des Triboulet, der Höcker der rothhaarigen Quasimodo mußten noch überboten werden; und deswegen ist der Held, „der Mann, der lacht", diesmal nicht ein von der Natur Mißhandelter, sondern ein Verstümmelter, ein teuflisches Artesaet, eine zurecht geschnittene Fratze, die gleichzeitig Lachen und Schaudern, Mitgesühl und Ekel einstößt. Der Unglückliche wird im Roman Gwynplaine genannt. Er stammt aus einer hohen aristokratischen Familie, ist aus einer einsamen Insel ausgesetzt, bei einem surchtbaren Schneegestöber, zuvor aber sür den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß er doch am Leben bleiben sollte, so verstümmelt worden, daß die Identität dieses Entstellten mit dem ausgesetzten Kinde sast unmöglich sestgestellt werden könne. Der kleine Lunge wird von einem gutmüthigen Gaukler, der sich Ursus nennt, ausgenommen.

„Was hast Du zu lachen?" sragte ihn der Gaukler. „Ich lache nicht," antwortet«: der Knabe. Ursus schauderte und sprach nach kurzer Pause: „Dann bist Du süchterlich." Er legte seine beiden Hände aus die Schultern des Kindes, sah es mit herzerreißendem Ausdruck an und wiederholte: „Lache nicht mehr."

„Ich lache ja nicht," sagte das Kind wiederum.

Ursus schüttelte den Knaben halb wüthend, halb mitleidig und schrie: „Wer hat Dir das angethan?"

„Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt,"

„Seit wann hast Du dieses Lachen?"

„Ich bin immer so gewesen."

„Hm," brummte Ursus, „ich glaubte, daß diese Arbeit jetzt nicht mehr gemacht würde;" und er nahm kopsschüttelnd einen alten Folianten, blätterte in demselben und sprach: „Hier steht's: De äena«atl!!. Lueea N««« , u«qne n.ä aurex«, ^onxivi« üerm62ti«, naxoque muräriälto. ntlI«ea eri« et riäobi« «emper!" i

Was in der Uebersetzung aus dem sehr sragwürdigen mittelalterlichen Latein etwa so heißen würde: „Ueber die Entnasten sNasenlosen), Wird Dir die Wange bis zu den Ohren ausgeschlitzt, das Zahnsleisch blolegegt und die Nase gestutzt, so wirst Du eine Maske sein und immer lachen,"

Der Kleine ist also das Opser der „Comprachieos" (Kinderkäuser!, jener süchterlichen Verbrecher, die sich damit besaßt haben sollen, Kinder, die als Erben und sonstwie ihren Angehörigen unbequem werden konnten, unkenntlich zu machen, die in Menschensleisch arbeiteten, sür Zigeuner Buckel und Zwerge, sür die Höse Narren sabrieirten.

Sobald Viotor Hugo diesen entsetzlichen Menschen gesunden hat, stattet er ihn natürlich mit allen Vorzügen der Seele und des Geistes aus. Es macht dem Dichter das größte Vergnügen, die unmögliche Ausgabe zu lösen: daß dieser grausige Mensch sympathisch wirke, und daß dessen große Seele die Fürchterlichkeit der Erscheinung unterjoche. Er ersüllt das Herz seines Helden auch mit der reinsten Liebe, und der Entsetzliche wird eben so rein und ties geliebt. Hier hat der Dichter noch einiges Mitleid mit unsern Nerven: die Geliebte ist blind.

Man muß es dem Dichter lassen, daß er vor den äußersten Consequenzen seines Systems nicht zurückbebt ist. Aber sind diese äußersten Consequenzen nicht schon an sich die unnachsichtigsten Verurtheilungen seines Systems? Kann mau sich etwas Widernatürlicheres, Gräßlicheres, Abscheulicheres denken als diese grinsende Maske? Mit einer wahren Besriedigung schlägt man das schreckliche Buch zu. Man empindet etwas wie eine Erlösung, wenn man sich durch alle die Grauel hindurchgearbeitet hat. Hier hat die Geschmacklosigkeit den Gipselpunkt erreicht, und in dieser Beziehung hat sich Viotor Hugo bis jetzt noch nicht überboten. Aber das Unmögliche erscheint bei ihm möglich, und da er das letzte Wort noch nicht gesprochen hat, so können wir vielleicht noch Schlimmeres erleben. Was nützt es uns, was nützt es ihm, daß auch in diesem Werke wunderbare Schönheiten und sogar reichlicher als in den „Meerarbeitern" enthalten sind?

IV.

Mit dem 4. September 1870 erreichte Viotor Hugos Verbannung ihr Ende. Seinem Gelübde getreu, hat er den Boden Frankreichs nicht betreten, so lange Napoleon aus dem Throne war. Wir können uns über diese letzte Periode im Leben Viotor Hugos kurz sassen. Als Politiker hat er keinen Einfluß wieder gewonnen, und der Dichter hat seinen Lorbeeren keine neuen hinzugesügt. Er hat Werke veröffentlicht, welche beweisen, daß sich sein außerordentliches Talent noch immer nicht erschöpft hat; aber seine Production ans jüngster Zeit unterscheidet sich in keiner besonderen Weise von de« Production aus süheren Tagen. Wir würden in derselben nur neue und zahlreiche Beläge sinden sür das, was wir als eigenthümlich und charakteristisch sür den Dichter schon ausgesührt haben.

In den ersten Tagen des Septembers betrat Viotor Hugo nach neunzehnjähriger Abwesenheit Paris, das er über Alles liebt. Er wurde mit Begeisterung empfangen und hielt verschiedene Reden. Kurz daraus richtete er ein Manisest an die Deutschen, in welchem er dieselben aussorderte, die Republik zu erklären und der sranzösischen Republik die brüderliche Rechte entgegenzustrecken. Napoleon sei nun beseitigt, der Krieg habe also nun keinen Zweck mehr; die Armeen könnten umkehren, es wäre Alles in schönster Ordnung. Wider sein Erwarten ließ sich Moltke dadurch in seinen Berechnungen nicht stören, nnd Bismarck setzte seine Politik sort, ohne die Viotor Hugo'schen Rathschläge besonders zu berücksichtigen; ja, auch das deutsche Volk bekümmerte sich nicht weiter um all die Volltönigkeiten. Daraus versaßte Viotor Hugo ein zweites Manisest, in welchem er alles Lebende und Todte zum Kamps gegen die deutschen Barbaren anseuern wollte; er bat sogar die Dächer, aus die blonden Horden herabzustürzen. Er selbst bedeckte sich zum Zeichen seiner kriegerischen Gesinnung mit dem Käppi eines Nationalgardisten, das er während des ganzen Krieges und sogar noch in Bordeaux beständig trug.

Mit einer ungeheueren Stimmenzahl wurde er zum Vertreter von Paris sür die Nationalversammlung ernannt, wo er sür die Fortsetzung des Krieges und gegen die Friedenspräliminarien seine Stimme erhob. Am 8. März 1871 gab er seine Entlassung, weil er aus der Tribüne von der Rechten mehrsach stürmisch unterbrochen worden war und nicht zu Worte kommen konnte.

Einige Tage daraus wurde er von einem neuen schweren Unglück in seiner Familie betroffen. Seine Frau hatte er bereits im Jahre 1868 verloren; am 13. März 1871 starb sein ältester Sohn Charles im Alter von 45 Jahren an einem Schlagansall. Charles war mit seinem Vater nach Bordeaux gereist; am 13. Morgens srühstückte er noch ganz gemüthlich mit seinem Vater und Louis Blaue; Abends 8 Uhr nahm er einen Wagen, um zu dem Abschiedsdiner, das Viotor Hugo seinen Freunden geben wollte, zu sahren; als der Kutscher den Schlag öffnete, war der Insasse todt.

Während der Commune blieb Viotor Hugo in Paris, theilteiligte sich aber nicht an den Aeten der Regierung und bewahrte eine weise Zurückhaltung. Nach dem Siege der Versailler begab er sich nach Brüssel. Von da aus richtete er am 26. Mai einen sehr energischen Bries an seine Freunde, in welchem er Protest erhob gegen den Beschluß der belgischen Regierung: den Anhängern der Commune den Auenthalt in Belgien nicht zu gestatteiu Er erklärte, daß er sein Hans jedem Flüchtling als Asyl darbiete. Die belgische Regierung, die besüchten mochte, daß aus diesem Austreten eines Einzelnen ihr allerhand diplomatische Schwierigkeiten erwachsen könnten, sah sich veranlaßt, Viotor Hugo aus Belgien auszuweisen. Der Brüsseler Pöbel trieb vor dem Hause des Dichters deu blödesten Unsug, wars die Scheiben ein :e. Viotor Hugo war während dieser

Roheiten in Lebensgefahr, Er begab sich daraus nach London, und von da kehrte er nach Paris zurück. Bei den Wahlen zur Versailler Nationalversammlung unterlag er gegen Vautrain.

Im Februar 1872 veröffentlichte er eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „L'aimée terrible“, die ein Seitenstück zu den „Mimeutes“ bildet. Es ist dieselbe maßlose Hestigkeit, derselbe besinnungslose Haß, bisweilen dieselbe Großartigkeit und immer dieselbe Narretei. Diesmal ist der Gegner, den er mit den stärksten Waffen seiner poetischen Rüstkammer angreift, nicht mehr der inzwischen stillgewordene Napoleon; das siegreiche Deutschland ist es.

Ungleich bedeutender ist das nächste Werk, der Roman „Le quatre-vingt-treize“ (1874). Dieser Roman würde, wenn er nicht an der unendlichen Redseligkeit des Alters litte, vielleicht unter Victor Hugos Prosaschriften eine der ersten Stellen einnehmen. Ware nur nicht das unendliche Geräusch, Geklapper und Gestamps mit Worten, wären nur nicht die schrecklichen Ueberwucherungen des Ungehörigen! Die Episode der Kinder, die in dem belagerten Schlosse als Geißeln festgehalten werden und sich damit belustigen, aus den schönsten Büchern der Bibliothek die Seiten herauszureißen, ist nach meinem Dafürhalten das Lieblichste, was Victor Hugo überhaupt geschaffen hat. Es ist eigentlich auch natürlich, daß der alte Mann, der seine Enkel beständig um sich hat und liebevoll beobachtet, den kleinen George und die kleine Jeanne, gerade diese Bilder aus dem Kinderleben mit dem poetischsten Reize auszustatten vermag. Hier schreibt er eigentlich zum ersten Mal der Natur nach. Man sieht diesen Seiten an, wie Victor Hugo die Kleinen liebt; und diese Liebe zu seinen Enkeln hat in seinem letzten Werke, „L'art d'être grand-père“ (1877) noch einen besonders wichtigen und weihvollen Ausdruck gefunden.

Diese heißgeliebten Enkel sind die Kinder seines in Bordeaux verstorbenen Sohnes Charles, der im Jahre 1868 oder 1869 sich in Brüssel mit Anna Lehaene verheirathet hatte; die Wittve Charles' hat sich am 3. April 1877 mit Eduard Lockroy, einem sehr tüchtigen Manne, der ganz der politischen Richtung Victor Hugos angehört, wieder vermählt. Dem alten Manne sind nur seine beiden Enkel geblieben; denn auch sein zweiter Sohn, Francis Victor, ist ihm am 26. December 1877 nach einer langen, schmerzlichen Krankheit durch den Tod entrissen worden.

Victor Hugo bekleidet seit dem 20. Februar 1876 die Würde eines Senators der Republik. Als solcher hat er in jüngster Zeit noch einmal das Wort ergriffen, um mit der ihm eigenthümlichen Feierlichkeit gegen den ultramontanen Staatsstreich vom 16. Mai 1877 Einspruch zu erheben. Seine vorgelesene Rede, die manchen schönen Gedanken in acht Hugo'scher Fassung enthielt, hat in unsrer sachlichen Zeit zwar nicht den erwarteten Erfolg gehabt; aber die Stimme des greisen Dichters, die gleichsam aus dem Grabe der Vergangenheit zu uns herüber tönte, hat doch die Hörer mächtig ergriffen und durch ihre Würde die Spötter entwaffnet.

Wir sind mit unserer Charakterisirung des Dichters und mit der Bezeichnung der hervorragendsten Data aus seinem Leben am Ende angelangt. Ich halte es nicht für nöthig, wie es sonst wohl üblich ist, zum Schlusse noch einmal das Faet des Gesagten zu ziehen; denn ich bin durch die Gleichartigkeit der Victor Hugo'schen Arbeiten schon häusiger, als mir lieb war, zu einer Wiederholung, zu einer Bestätigung des bereits Gesagten, zu einem Hinweise aus schon Bekanntes genöthigt gewesen.

Keiner der französischen Dichter besitzt eine solche imponirende Großartigkeit, aber auch keiner so offenbare Schwächen wie er. Die erstaunlichste Seite an ihm ist die virtuose Behandlung der Sprache. Man hat ihn deswegen den Paganini der Literatur genannt. Der Vergleich stimmt nicht ganz, denn Paganini spielte doch nicht alle seine Bravourstückchen aus derselben Saite, wie Victor Hugo alles aus der Antithese spielt. Sein größter Fehler ist der Mangel an Geschmack und die daraus folgende Weitschweisigkeit. Bei keinem steht das Schema so fest wie bei ihm. Aus diesen wunderbaren Widersprüchen, die wie alles in der Natur dieses Dichters kolossale sind, erklärt sich auch, daß keiner der französischen Dichter so begeisterte Verehrer und keiner so erbitterte Gegner zählt wie er. Alle seine Dichtungen sind einer reinen, edlen und großen Seele entsprungen.

content-0205.png

Joses Rank.
— Wien. —

content-0207.jpg

Etwas vom Erfolg.

n Tagen großer Kriegereignisse pslegt die Ausmerksamkeit der Welt geraume Zeit in eigenartiger Weise aus die Probe gestellt zu werden. Der Phantasie wird gerade genug geboten, um sie zu reizen, zu wenig, um sie zu besriedigen. Die Armeen bewegen sich nur in dunklen Massen, man liest von Armeeeorvs, die sich in gewissen Richtungen bewegen, es werden Flüsse überschritten, Höhenzüge besetzt, Umgehungen eingeleitet; die seindlichen Schaaren sind sich endlich nahe genug gekommen, eine Schlacht wird erwartet. Die Schlacht wird geschlagen, ein glänzender Sieg ersochten, und aus einmal ist es, als ob der hellste Tag die bisher in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Armee des Sieges beschiene. Tausend Gestalten treten im Sonnenscheine hervor, Tausende von Namen werden bewundernd genannt; vom Commandirenden bis zur Schaar der Ossiziere, die sich ausgezeichnet haben, und von diesen bis zur langen Liste der Verwundeten und Todten leuchtet ein breiter Ruhmesglanz des Sieges, in welchem auch die Nummeru ganzer Regimenter erscheinen. Was dieser Ruhmesglanz im Einzelnen noch nicht deutlich genug hervorgehoben, das besorgt nunmehr die Tageschronik; den allgemeinen Schlachtberichten solgen Berichte über einzelne Bravouren, Erstürmung von Höhen, Bayonnetangriffen, Flankenmärschen und Vertheidigung exvonirter Punkte, bis der erwähnte Entsatz ankam. Weh, wenn es gerade der Commandirende verstanden hat, die Welt durch außerordentliche List, Gewandtheit, Krast in Erstaunen zu setzen. Nun ist er unbeschützt vor der Mittagklarheit über seinem Dasein; Vorleben, Herkunft, Jugend,

Nord und Ltch. II, 5, 16

Eltern, Frau und Kinder, Onkel und Tanten müssen aus den Coulissen, wie im Theater oft ein gerusener Künstler ein ganzes Gehänge von Collegen hinter sich her über die Bühne zieht. Daß der Kriegsgeneral als Knabe einmal über einen Bach gesprungen und glücklich hineingefallen — selbst das ist nun würdig, der Welt nicht länger vorenthalten zu werden.

Geht es aber in andern Dingen anders?

Spricht man nicht auch vom Kamps des Lebens, aus dessen dunkler Massenbewegung von Zeit zu Zeit in Gruppen oder einzeln die Helden des Erfolgs austauschen, wie vom Lichtstrom einer höheren Welt urplötzlich beleuchtet?

Staatsmänner, Gelehrte, Ersinder, Resormer haben das erlebt; Künstler und Poeten nicht minder.

Heute noch dunkle Gestalten im Gewoge des Lebens, von den Angehörigen und Freunden selbst nicht erkannt und richtig gewürdigt, sällt morgen jener bekannte Strahlenkegel aus den Wolken, der aus Saulus siel, als er sich in Paulus verwandelte; der Glanz des Erfolgs trisst sie und sie sind hervorgehoben aus der Menge und preisgegeben dem Erstaunen der Welt, die nicht ruht, bis sie über Person und Schicksal des Ausgezeichneten Alles ersahen, Gutes und Schlimmes, Bedeutsames und ganz Alltägliches ...

So will es die Chronik der Zeiten, die Kinderneugierde der Welt; — so wollen es — o, diese Blätter!

II.

„Euer Name, Herr?“

Eines Spätherbsttages im Jahre 1870 ging in Wien auch noch eine Gestalt herum, dunkel wie tausend andere, die an einander vorübereilen, ohne besondere Merkmale sür ein aussallendes Signalement des Lebens, ihren Halt und Lebensunterhalt suchend aus dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege — in einem Bureau. Die guten Tage der Theater hatten begonnen, erste Vorstellungen sollten den Impuls der Schaulust beleben, aus einem Theaterzettel las man: „Der Psarrer von Kirchseld“, Volksstück mit Gesang in vier Akten, von L. Gruber. „Gruber, Herr?“ Gruber. Gut denn, wenn es nicht anders ist. Ein Psarrer aus dem Zettel, ein Psarrer aus der Bühne, ein Psarrer vielleicht im Consliet mit sich, mit der Welt, mit dem Obersteommandirenden in Rom? . . . „Das muß man seh'n! . . .“ So mochten Manche sagen, Viele denken. Das Theater an der Wien machte am Abend der Darstellung eine gar sreundliche Miene; vielleicht brannten die Gaslaternen etwas heller als sonst, ganz gewiß, behagten ihm die hellen Hausen Neugieriger, die durch seinen Eingang zogen . . . Um sieben Uhr war das Haus bis an die Decke gestillt;

Bewegung der Neugierde lies durch das Haus; Stichproben vom Inhalt des Stückes waren in Umlauf gekommen; die „Civil-Ehe" soll gepredigt werden, flüsternd die Einen; „der Papst hat g'heirat" srwolisirten die Andern. „Ich sreue' mich nur aus den Swoboda, der spielt den Wurzelsepp, der Wurzelsepp muß klassisch werden!" — Aber, Gruber! Wer ist Gruber? Was kann von Gruber Gutes kommen? Den Berg, den Langer, den Costa laß' ich mir gesallen; aber Gruber! Diesem Schmerzrus eines jungen Pharmaceuten im Parterre seendurte ein Eingeweihter von der Feder:

„Ja, wenn er noch Gruber hieße, der Autor; aber er heißt nicht einmal Gruber!"

„Nicht einmal Gruber? Wie dann?"

„Anzengruber!"

„Anzengruber?"

„Anzengruber."

„Und der will Stücke schreiben? — Was ist er sonst?"

„Beamter in einem Bureau der Polizei!"

„Ich nehme mein Geld zurück! Will uns die Polizei auch noch Stücke vorschreiben? Was kann das sür ein Psarrer sein — "

„Still ... der Vorhang geht aus . . . warten wir's ab! . . ."

III.

Anzengruber und ein lateinisches Sprüchwort.

Und sie brauchten nicht lange abzuwarten.

Wie ost beim Ausziehen des Vorhangs ein srischer Lustzug von der Bühne her nach dem Zuschauerraum strömt, so wirkte, von Seene zu Seene vollkräftiger, ein morgensrischer schneidiger Geist aus dem Stücke aus die Zuschauer, die Tendenz ergriss die Gemüther, die naturwüchsige Steigerung des seenischen Lebens erhöhte die Spannung, die Charakteristik al Ire8eo bei einzelnen Figuren, wie beim „Wnrzelsepp" sprapirte; — kurz, nach den ersten Hauptseenen schon konnte man sagen: der Abend sei gewonnen. In der That gestaltete sich der Erfolg zu einem glänzenden. Der bewußte Strahlenkegel siel aus den Wolken und suchte das Haupt des glücklichen Autors. Saulus-Gruber war andern Morgens zum PaulusAnzengruber geworden und bald im Munde Aller, die sich um Theater, Theater-Ersolg und Sieges-Ehren glücklicher Autoren kümmern. . . . Der schönste Glanz des Ersolges leuchtete über dem neuausgetauchten Namen und dessen glücklichem Träger! . . .

Das hatte der „Psarrer von Kirchseid" gethan in seiner erbaulichsrischen Gestaltung, mit seiner schneidig-sreireligiösen Tendenz, mit seiner Offenbarung einer neuen, originellen, scharskantigen Autornatur! . . .

Diese Autornatur näher kennen zu lernen, über Person, Gesinnung, Schicksale, frühere Versuche des Autors Ausschluß zu erhalten, war nun das Bestreben vieler. — Eines Abends saß ein Kreis von Freunden im gewohnten trauten Gasthaus-Extrastübchen und variirte eben auch das Thema „Anzengruber" in seiner Weise; eine treffliche Besprechung des „Psarrers von Kirchseid" in der „Neuen Freien Presse" — sie stammte aus der Feder Heinrich Laube's — hatte dem Thema neuen Reiz verliehen. Besondere Neugierde wurde laut bezüglich des Charakters und der Gesinnung des vielgenannten Autors. Da erbat sich ein Stammgenosse des Kreises, ein origineller Sprüchwörter-Fex, das Wort und bemerkte, daß er über den Autor Anzengruber keiner Ausklärung mehr bedürse, seitdem er dessen Stück gesehen habe; „denn" — suhr er sort — „übersetzen wir das Lateinische:

„In vino verita«" mit etwas desperater Verwerthung sür unseren Gegenstand in unser geliebtes Deutsch und sagen:

„Im Psarrer von Kirchseid ist Anzengruber," so haben wir den Autor, wie er leibt und lebt. Er kommt mir vor, wie Einer, der in kirchlichen und politischen Dingen noch in voller „saerischer" Gährung ist. Da, wo er manchmal recht gradaus lossahren will, stellen sich Zorn, Ueberhast und werthvollste Gedanken gegenseitig Beine; der Wein ist noch nicht ganz aus dem Most. In Tendenz-Disputationen ist er ein sausterderber schneidiger Rauser und er thäte manchmal gut, wie Othello, da er Desdemonen recht schön sagen will, wie sehr er sie liebe, die Hand aus die Brust zu legen und nur zu sagen: „Hier stockt's!.." Aber wo die Seenen sich ruhiger abwickeln, wo das Volk austritt, die Abstractionen außerhalb der Seene bleiben und der geliebte Dialekt sein Recht behauptet, da gibt er uns Alles klar, sicher, saßbar; da nimmt Geist, Leib, Tendenz Eine sestumschriebene Gestalt an, und jenes Element stellt sich bei dem Volke ein, das immer hart hinter dem Ernste steht: der Humor! — Ia, sein Volk kennt er, der Anzengruber; ein gebildeter Mensch ist er auch, der Anzengruber; gegen kirchliches Treiben hat er Haar' aus den Zähnen und als politischem Gegner traue ich ihm zu, daß er bitter unangenehm werden könnte... Aber er hat auch viel Gemüth und einen edlen Sinn: siehe die Hauptsigur des Stückes, den Psarrer; er hat auch zarten Sinn sür Wiedergabe der Liebe: siehe das Verhältniß zwischen dem jungen Psarrer und Anna. Er ist ein geborener Dramatiker und Psychologe: siehe die Liebeserklärung des Bauernburschen, die den Psarrer, die gute Anna und uns, die Zuschauer, aus schwerer Verlegenheit rettet. Eine Linie weiter in dem Verhältniß zwischen Priester und Anna — und jener ist ans dem Gleichgewichte gebracht, die Anna muß den Bauernburschen zurückweisen und muß wie ein Nachtsalter in's brennende Licht sallen: — so aber kann der liebende Priester sich noch rechtzeitig, wie schwer auch, aus den Annen der Leidenschaft reißen und einen hochherzigen Entschluß sassen; — Anna aber wie eine Nachtwandlerin sich einem milde anklopsenden Geschicke ergeben. — Und er hat ein ganzes Herz, der Anzengruber, sür das Volk, sür die Leiden des Volkes; er weiß auch in dem Verlorenen noch einen Winkel des Herzens zu entdecken, wo — Herz vorhanden ist — siehe Wurzelsepp! Diese tressliche Volks- und Bühnensigur sührt einen Effeet herbei, der nahezu einzig in seiner Art ist. Er und seine alte, endlich blödsinnig gewordene Mutter lebeu längst außer Verkehr mit Menschen, Kirche und Allem, was Lebenden lieb und theuer ist. Da stürzt sich die Mutter in's Wasser, wird herausgezogen — und soll als Selbstmörderin kein ehrlich Begräbniß erhalten. Nun erwacht in dem verlorenen Sohne ein Stück Herz, das kein Mensch mehr vermuthet hätte; es heißt Kindesliebe, dieses Stück Herz, heißt Mutterliebe — und wie ein Rasender ringt und sieht er sür ein ehrlich Begräbniß der Mutter! „Sie hat von ihrem armsel'gen Spinnverdienst noch was aus die Seit' gelegt sür's Letzte (ein Begräbniß) — und nun soll sie — als Selbstmörderin — außer'm Friedhos wie ein Hund verscharrt werden!" — Aber er hat sich in dem edelsühlenden jungen Priester geirrt; — dieser sagt ihm ein ehrlich Begräbniß zu und benützt die Gelegenheit, den Wildläuser wieder sür das Menschliche zu gewinnen. „Theilnahme, Mitleid, Erbarmen, es ist Eins: es ist die Liebe," sagt er, „die Menschenliebe! O, laß' Dich halten an diesem einzigen Faden, den ich habe, Dich zu binden, laß' Dich herausführen aus Deinen Wildnissen, in denen Du selbst verwilderst, heraus wieder zu uns, aus der Vereinsamung in die Gemeine — sei wieder unser!.. Willst Du, Sepp?"

Sepp (mit voller Leidenschaft seine Knie umfassend). Mach' Du mit mir, was Du willst, Dn — Du bist doch der Rechte!" Und mit dieser Seelenrettung endet auch das Stück."

Das ist gescheidt, wacker, Anzengruber; so sängt man Verirrte, so sängt man die Herzen des Publikums; — aber dazu muß man selber ein Herz — und dies auch aus dem rechten Flecke haben!

Dies und Aehnliches hatte der Sprüchwörter-Fex gesprochen und der Kreis von Freunden stimmte zu. „Im Psarrer von Kirchseid ist Anzengruber!" wiederholte Einer lächelnd; wer das Stück kennt, kennt auch den Autor! —

Sehen wir uns denn auch das Stück ein wenig an!...

IV.

Der Psarrer von Kirchseid.

Wahrhastig — ein kühnes Wagniß, die Frage der Civilehe in einem erkatholischen, von ultramontanen Wühlern ausgeregten Lande in ihrer Wirkung aus das Volk zu veranschaulichen! Um so kühner, wenn es glaubhast, wahr, überzeugend veranschaulicht werden soll. Was muß vorhergehen, bis ein Baum leibhastige Früchte trägt! Die Wurzeln müssen gesund sein, reichliche Nahrung müssen sie sassen und stammauswärts durch alle Zweige und Aeste vermitteln; die Zweige müssen Blätter treiben, blühen und aus den Blüthen erst wird sich das Letzte, Beste entwiekeln: die Frucht! Was muß in einem erkatholischen, ringsum abgeschlossenen und von Väterezeiten her in einer eugumgrenzten Glaubensrichtung besangenen Volke vorhergehen, bis die schwerbeweglichen Gemüther, die erzumschnürten Geister so weit gebracht sind, die sreisinnige Frucht einer Civilehe zu treiben! . . . Jeder, der das Volk in dieser Hinsicht kennt und den Schwierigkeiten einigermaßen zagend in's Auge gesehen hätte, wäre vor dem Versuche, ein solches Stück Leben aus die Bühne zu bringen, zurückgeschreckt; — der Autor des „Psarrers von Kirchseid" hat sich solche „angekränkelte Gedanken" aus dem Sinne geschlagen; er hat srisch gewagt — und hatte schon halb gewonnen!... Er setzt in eine katholische Gemeinde einen sreisinnigen jungen Priester, der durch Lehre und Beispiel gleich erleuchtend wirkt; — und was kann ein solcher Priester, innerhalb der Schranken kluger Vorsicht, nicht erreichen! — Nehme man an: — und dies wird durch die Figuren des Grasen v. Finsterberg und des Schulmeisters von Altötting sehr wahrscheinlich gemacht — vor dem Wirken des liebenswürdig-sreisinnigen Priesters habe der düstere, rohe, geist- und herzverwüstende Ultramontanismus lange Zeit rückhaltslos gewirkt, habe den einen Theil des Volkes ganz in Selavensesseln geschlagen, den andern Theil — was ja gewöhnlich die Folge ist — in einen Zustand dumpser Widerhaarigkeit, gläubiger Indolenz, ja unklarer Renitenz getrieben; — und denke man sich hinzu

— was wir unbeschadet des katholischen Landes ganz wohl annehmen dürfen — daß über der Grenze drüben protestantische Gemeinden wohnen, die stets in sriedlichem Verkehre mit den katholischen Gemeinden standen;

— — nun kommt ein junger katholischer Priester, waltet seines Amtes in ächt christlichem, erleuchtendem Geiste und vermittelt, indem er selbst ein Vorbild musterhasten Lebens ist, die Ideen humaner Gesetze und Bestrebungen der vorwärts treibenden Zeit! — Die verstockten Gläubigen werden natürlich durch die tückischen Verhetzungen ihrer alten Führer noch verstockter; aber aus der Zahl der Indifferenten, Widerhaarigen und Iustament-Renitenten geht ein großer empsänglicher Anhang sür den jungen geistlichen Lichtträger hervor. ... So ungesähr vorbereitet müssen wir uns den Boden der katholischen Bevölkerung denken, aus welchem ein Stück, wie „der Psarrer von Kirchseid" denkbar und glaubhast gemacht werden kann. ... Und gewiß hat sich der Autor den Boden seines Stückes in solcher Weise zubereitet gedacht; allein mit langen Einleitungen, Erklärungen, Winken, um verstanden zu werden, macht er wenig Federlesens; „wer's sieht, wird's verstehen," denkt er, und läßt den Vorhang ausziehen. ... Da sind wir nun mitten in den Bergen und zwei Figuren, ^estansgeprägt in ihrer Art, lassen uns nach wenigen Worten die Gährung der Geister in der Gegend ahnen: Es ist Lux, der Reviersörster, und Gras Peter v. Finsterberg, dessen Brodherr. Vor zehn Jahren hätten Beide gewiß kein solches Gespräch geführt; jetzt geräth Stahl und Stein gegen einander; im alten biedern Forstmann blitzt der neue Geist schon aus, der in der Gegend seßhast geworden; der in der Wolle pechschwarz gesärbte Rcactionär und Ultramontane, Gras v. Finsterberg, resleetirt nichts von dem neuen Geist der Gegend. Die schwarze Farbe wirst bekanntlich die Sonnenstrahlen nicht zurück, sie verschlingt sie nur;

— und so sahren denn die Strahlen des neuen Geistes dem schwarzen Reactionär nur in den Leib und erhitzen ihm höchstens die Galle! — Eine kurze Strecke in diesem Gespräche — und wir wissen, wo wir sind

— und was wir zu gewärtigen haben! . . .

Finsterberg (vorkommend). In dem Psarrsprengel wirthschastet ja der Hell?

Lux (solgt in respeetvoller Entsernung). Hm, halten zu Gnaden, aber (betonend) unser hochwnrdiger Herr heißt Hell!

Finsterberg (hustet). Ia, ja, ganz gut! Ist er Ihm auch in's Herz gewachsen, Lux?

Lux. Mir? Halten zu Gnaden, ich bin Waidmann, Forstmann, ich geb' eigentlich aus Keinen was, der da in einem gemauerten Häuschen was reden will von Dem, der die weite Welt erschaffen hat.

Finsterberg (rasch sich gegen Lux wendend). Lux, was soll das gottlose Reden?

Lux. Ist nicht gottlos, halten zu Gnaden, mag wol blos so aussehen; in so einem Gemäuer wird mir angst und bange, wenn da Einer Gott und die Welt 'neinsperren will und hat kaum eine Gemeinde drin Platz, da 'raus sollten sie kommen, in grunen Wald, ho, da würden sie anders reden und der hochwürdige Herr Hell, das wär' so ein Waldprediger nach meinem Herzen — halten zu Gnaden!

Finsterberg warnt den Alten, solche Reden unter die Leute zu tragen und gibt ihm zu bedenken, daß der Satan, wenn's ihm um die Seele zu thun sei, auch einen grünen Rock anziehe; Lux möge sich immerhin alle Sonntag sein Stück Christenthum in dem gemauerten Haus da drüben holen!

„Thu's ohnedem, Excellenzherr," sagt Lux: „von wegen dem hochwürdigen Herrn Psarrer dort, dem Hell, der sagt: Sei Du brav und geh' Du ehrlich Deiner Wege, das sind Gottes Wege!"

Finsterberg verbittet sich solche neumodische Reden, sagt: „Weg und Weg ist ein Unterschied, aus Gottes Wege glaubt Ieder hinzutraben . . . Bleib' Er hübsch aus dem, den man Ihm von Iugend angewiesen hat und dank' Er Gott dasür, daß Ihm dies Glück geworden ist!"

Lux. Thu's ohnedem — halten zu Gnaden — nur mein' ich

Finsterberg (streng). Solche Leute, wie Er, haben nichts zu meinen . . . Wir meinen auch nichts, wir nehmen die göttliche Weltordnung, wie sie da ist, mit allen ihren Vortheilen und all' der schweren Verantwortung.

Lux (hingeworsen). Ungeschaut!

Der Gras entwickelt null seine Ansicht von der richtigen Weltordnung, (wobei sein Standesvortheil nicht vergessen ist); von dem Ständeunterschied, von den großen Waldbäumen sdem Adel) und dem Unterholz, (dem Volk) und sragt plötzlich launig: „Sag' Er mal, Lux, wenn so ein Unterholz über die Andern hinauschießt, daß Er besürchten muß, es. sährt Seinen alten Kernstämmen mit den Aesten in die Quere, was lhut Er da?"

„Versetzen, Exeellenzherr, natürlich versetzen, den Waldvecderber!" sagt Lux im Eiser des Forstmannes.

„Ja, ja," nickt Finsterberg vergnügt lächelnd: „daß ihm der „Hochhinaus" die Unterhölzer nicht verdirbt — versetzen!"

Letzt wird der alte Waidmann stutzig und möchte das Gleichniß der Rede enträthselt haben; allein Seine Exeellenz heißt ihn, Geduld zu haben^ es werde ihm Alles klar werden; — und sragt plötzlich: „Wer kommt denn da den Weg her?"

„Mein' Seel'," erwiedert Lux, „das ist der hochwürdige Herr!" „Der Hell?"

„Er selber, Exeellenzherr!" „Lux — laß' Er mich allein ..." „Exeellenzherr!"

Finsterberg (unwillig). Marschir' Er! ... Lux geht und der Psarrer von Kirchfeld tritt aus... Wir haben sie nun beisammen: den starren, sinstern Versechter des Alten im schlimmsten Sinne; den jungen Lichtträger der Neuzeit, der dem Guten im Bestehenden nicht entgegen ist, aber es durchdringen und stärken will mit den besten Ideen, die der nie ruhende hohe Geist der Humanität, dieser Blüthe der Bildung, zu Tage sördert!

Die Unterredung, die nun beginnt, beleuchtet Alles, erklärt Alles — und bereitet aus Alles vor, was solgt. Das Wort „Exeommunieation" ist bald aus dem Munde des Grasen — und der warm gewordene Priester geht mit den Worten ab: „Ich erwarte, was Ihr beginnt!" — Daß, er der geheimen Versolung, der Macht seiner Gegner erliegen müsse, unterliegt keinem Zweifel, und der Zuschauer ist voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden.

Da wird es vor dem Bergwirthshause aus der Bühne und von allen Seiten lebendig. Ein Wallsahrer- und ein Hochzeitszug begegnen sich; im Hochzeitszug besindet sich ein katholischer Bräutigam und eine „lutherische" Braut; — haben wir soeben die geistigen Gegensätze in den Führern an einander gerathen sehen, so setzt sich eben der geistige Kamps in den Massen sort, grotesk, wahr, bunt und voll Humor. Die Vertheidiger der Civilehe behaupten den Platz und ziehen ruhig ihres Weges zum Civilaet der neuen Ehe... Da erscheint der Wurzelsepp — der „Dorsketzer", — verwahrlost, verwildert, mit Gott und der Welt zersahren, haßglühend gegen Kirche nnd Priester. Kurze, scharse und herbe Worte, die er mit Wirth und Wirthin wechselt, enthüllen uns die groteske Wildheit und Verbissenheit des nrkrätig angelegten Menschen, der mit seiner ganzen Herzens- und Gemüthslage eigentlich ein Opser der srüheren Gesetzgebung ist, die vor Jahren die Civilehe noch nicht gestattete. Gerade eine „Andersgläubige" hatte sein Herz damals gesesselt, die wurde ihm aber von der Kirche verweigert; darüber ging sein innerer Halt in Trümmer, und sein Zinnen und Lehnen geht nun dahin, der Kirche, den Priestern, — auch dem neuen Psarrer Hell, den er sür einen Heuchler hält ^ eine brennende Wunde zu versetzen; — und die Gelegenheit dazu sindet er unerwartet . . . Eine Unglückliche anderer Art tritt aus: Anna, eine junge, srische Bauerndirne, die, von Heimweh gedrückt, in die Fremde wandert, um sich einen Dienst zu suchen. Im Gespräche ersährt der Wurzelsepp, daß das schöne Mädchen dem jungen Psarrer Hell empsohlen ist und nun zu ihm will, um vielleicht den Dienst zu erhalten ... Wie ein Blitz sährt's dem Wurzelsepp durch den Sinn: eine so schöne Maid und der junge hübsche Priester unter einem Dache; da müßt' es mit andern Dingen zugehen, wenn nicht eine Liebschast zwischen Beiden entstünde! Da scheint ihm der Punkt zu liegen, wo er den Psarrer, dessen Ehre und Anseheu sassen und vor den Augen der Gemeinde vernichten kann! Er selbst bietet sich an, die schöne Dirne zum Psarrhos zu geleiten, und als er sich bereits zum Gehen anschickt, wendet er sich noch einmal zum Wirth zurück und sagt schadensroh-vertraulich: „Frag' doch über süns Wochen, ob die Kirchfelder ihr'n Psarrer noch sür ein' Heiligen halten?!" — So sehen wir eine neue Gesahr aussteigen über dem Haupte des edlen jungen Menschenreundes und Priesters, dessen Fall im Rathe der ultramontanen Gegner bereits beschlossen ist! — Der Wurzelsepp hat nur zu richtig vorausgesehen! Annerls schöne Erscheinung und bescheiden-holdes Wesen machen Eindruck aus den jungen Psarrer. Zwar hält sich seine Neigung innerhalb der löblichsten Grenzen, es wird keine Erklärung gewechselt, die Wärme des Herzens, die in den Unterredungen sich verräth, gibt allein Zeugniß von der Neigung, die entstanden ist. Eines Tages macht der Psarrer dem Mädchen ein goldenes Kreuzlein zum Geschenk, das von seiner verstorbenen Mutter stammt, und gestattet, das Kreuzlein auch offen vor den Leuten zu tragen. Der Wurzelsepp ist heimlicher Zeuge dieser Seene gewesen und tritt nun mit dem ganzen Hohn seiner Anklage aus Heuchelei vor den Priester und kündigt mit schadensroher Wildheit an, daß die Gemeinde von dem Geschenke und dem, wie er voraussetzt, ganz strälischen Verhältniß ersahren solle, — Der nächste Akt überzeugt uns, daß das Uebel, welches der Wurzelsepp angekündigt, in vollen Halmen steht. Das Ansehen und Vertrauen des Psarrers bei der Gemeinde ist erschüttert; alle unedeln Leidenschaften der Anklage und Verdächtigung sind erwacht. Anna erkennt zu spät, daß die Eitelkeit, das Kreuzlein ossen zu tragen, Anlaß zu dem ganzen Unheil gegeben habe; — sie ist von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, sür die Ehrenrettung des makellosen Psarrers etwas zu thun; — aber was? — Mit dem Verlassen des Dienstes im Psarrhos, mit dem Verlassen der Gegend ist so gut als nichts gut gemacht... Da erscheint ein Bauernbursch der Heimat, der schon längst sür Anna die tiesste Neigung gesüht, aber sie nicht gestanden hatte. Diese Neigung treibt ihn jetzt zu einem Besuch im Psarrhos und zu einem Geständniß seines Herzens. In unübertrefflicher Einsachheit und Wahrheit wird dieses Gespräch gesüht und zeigt uns in Anzengruber einen Meister des Volksdialogs, psychologischer Feinheit und dramatischer Klugheit. Anna hat bisher nur errathen lassen, daß sie den Psarrer verehrt, aber nirgends, daß sie ihn eigentlich liebt. Diese sein eingehaltene Mäßigung in ihrem Thun und Lassen bildet den Ausweg aus allen Gesahren und Wirren des Augenblicks. Der Bursche aus der Heimat wirbt um Annas Hand und Anna, die ihn stets auch gern gesehen, willigt in die Werbung. Dem Zuschauer selbst wird leicht und wohl bei dieser Lösung nnd die ganze Situation ist mit einem Schlage verändert; auch zu Gunsten des Psarrers nach außen — ob auch zu Gunsten seines Herzens? ... Das zu entscheiden, bleibt jetzt ausschließlich seinem Herzen überlassen. Welchen Kamps ihn diese Entscheidung kostet, können wir mehr ahnen als sehen, da ihm der Bursche und Anna ihre Gelobung anzeigen und ihu bitten, sie selbst zu eopulireu... Wir sehen, daß sein Herz in diesem Augenblicke bricht; — aber er sindet die Fassung und Krast, die Ersüllung der Bitte zuzusagen . . . Der nächste Akt bringt die schon erwähnte Wendung im Herzen Wurzelsepps. Er, der den jungen Priester haßte, verhöhnte, sein Ansehen vor der Gemeinde vorübergehend tödtlich verletzte, bricht jetzt als Flehender vor dem ehrwürdigen Priester zusammen, um sür seine arme todtte Mutter ein ehrlich Begräbniß zu erwirken! — Ein Meisterstück von Ersindung und dramatischem Effect! — Der letzte Akt bringt die Traunng Annas mit ihrem Verlobten; veranschaulicht die inneren Kämpse des edlen priesterlichen Märtyrers, ersreut uns durch dessen hohe Selbstüberwindung; — aber in der Stunde seines Sieges über alle seine Herzenswunsche und Versuchungen dringt der Pseil der schwarzen unversöhnlichen Gegner ans dem Hinterhalt; — Psarrer Hell ist abgesetzt und vom Consistorinn zur Verantwortung eitirt. Was diese Vorladung bedeutet, ist Allen klar. Es ist das letzte Lebewohl des nun wieder in ganzer Verehrung hochgehaltenen Psarrers, da die Gemeinde jetzt vor ihm aus den Knien liegt und er ihr den Segen ertheilt. . .

VI. Der Baum

Lassen wir hier, nachdem wir den Inhalt des Stückes skizzirt und unsere Ansicht über den Versasser ausgesprochen, einem Meister dieses Faches: Heinrich Laube das Wort über Bau und Durchsühung des Stückes. „Die Form dieses merkwürdigen Stückes ist nicht eine volle Form, welche vollen Eindruck verspricht. Es ist ein Baum, welcher sich nicht ausbreitet in seinen Aesten. Die Entwicklung bleibt sür ein Theaterstück in sehr engen Grenzen, ja in etwas steisen Grenzen, Das „Volksstück", wie es sich nennt, verlangt eigentlich eine größere Behaglichkeit in der Ausbreitung seiner Theile, sowie das Volk selbst ein breiter mannigsaltiger Begriff ist. Daß es dennoch ein Volksstück geworden, und zwar das gediegenste seit einer Reihe von Jahren, das verdankt es seinem Thema, welches offenbar die Seele des Volkes berührt; das verdankt es serner dem edlen moralischen Ernste, welcher die Seele des Versassers vollständig aussüllt, und das verdankt es endlich dem gesunden Talente des Dichters sür Aussühhung der entscheidenden Seenen. Da, wo der abstraete Gedanke zurückweichen und die humoristische Aeußerung srischer natürlicher Menschen das ganze Hest in die Hand nehmen kann, da wirkt der Dichter allerliebst. Er hat also, wenn seine Fähigkeit voll erstaltet werden soll, sein Augenmerk daraus zu richten, daß die Composition all ihre einzelnen Bestandtheile in wärmere Berührung mit einander bringe. Dieser Gras Finsterberg zum Beispiel erscheint jetzt blos in der ersten Seene; wir sehen ihn nicht wieder. Er erscheint wie ein bloßer Wegweiser. Wenn wir sein gegnerisches Treiben und das des Schulmeisters von Altötting in die Handlung des Stückes verflochten sähen, dann entstände jene wärmere Berührung, welche wir vermissen. So aber wird der Hauptschlag gegen den Psarrer hinter den Coullissen sertig gemacht.. . ,"

V.

Seit dem ersten Tage des Glücks.

Was unser Bühnen-Altmeister hier als Mängel im Ausbau des „Psarrers von Kirchfeld" bezeichnet, sinden wir in der ansehnlichen Reihe von Stücken, die Anzengruber seitdem geschrieben, sorgsältig vermieden. In allen diesen Stücken sinden wir den Autor als denselben gesinnungstüchtigen, aus dem Vollen schaffenden, mit logischer Schärse ein Ziel sassenden und es mit wohlthuender Liebe und Schneidigkeit ausführenden Mann wieder, der aber in Beziehung aus Bühnentechnik wacker vorgeschritten ist; er hat offenbar Laubes wohlgemeinte Weisung richtig ausgesaßt und eiservoll beherzigt. In der Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber" hat er, was den Begriff eines Volks- und zugleich Bühnenstücks anbelangt, sein Meisterstück geliesert; womit nicht gesagt sein soll, daß seine übrigen Stücke aus dem Volksleben einen Rückschritt oder ein theilweises Versagen des Talentes bedeuten sollen. Wenn ein und das andere Werk des Autors weniger Bühnenersolg gehabt hat, so liegt es zum Theil in dem Stoffe, der den Zeitstimmungen nicht immer zurecht liegt oder zurecht gelegt werden kann, überhaupt an jenen unsaßbaren Einslüssen und Umständen, welche bei der Entscheidung über den Ersolg eines Stückes mitzuwirken pslegen. —

Seit dem „Psarrer von Kirchfeld" (1870) hat Anzengruber der Bühne nachstehende Stücke geliesert:

1871. „Der Meineidbaner", Volksstück in 3 Akten. Wurde wegen seiner düsteren Färbung weniger günstig ausgenommen als „Der Psarrer von Kirchfeld", aber literarisch von Vielen über diesen gesetzt.

1872. „Die Kreuzelschreiber", Bauernkomödie in 3 Akten. Vom Publikum sehr gut ausgenommen; ebenso von einem großen Theile der Kritik. In Bezug aus die scharsaustretende, jedoch allgemein humane Tendenz eines der besten Stücke Anzengrubers.

1873. „Elsriede", Schauspiel in drei Auszügen; gegeben im Hosburgtheater; sreundlich ausgenommen, aber bald wieder vom Repertoire abgesetzt.

„Die Tochter des Wucherers", Charaktergemälde in 4 Akten. An der Wien ausgesüht, wie alle Volksstücke vorher; Ausnahme und Beurtheilung schwankend.

Der Autor bezeichnet das Jahr, in welches beide Stücke sallen, als ein Jahr der Abspannung, und die Stücke selbst mit voller Ausrichtigkeit als die schwächsten seiner Feder.

1874. „Der G'wissenswurm", Volksstück. Außerordentlich günstig ausgenommen. Man spürt es aus der srischen Mache, daß der Autor wieder viribuß uniti8 bei der Arbeit war. Daß die Tendenz des Stückes eine etwas abgedämpster«: Form erhielt, erklärt sich ans dem Umstande, daß gerade zur Zeit, wo das Stück gearbeitet und aus die Bühne gebracht werden sollte, die Bühuen-Censur einmal wieder straffer gehandhabt wurde, dem Autor also nichts anderes übrig blieb, als, um durch einsaches Verbot oder durch verstümmelnde Striche nicht um den Lohn aller seiner Mühe gebracht zu werden, die thunlichste Vorsicht und Form-Milde anzuwenden. Der Autor selbst äußerte sich hierüber in seiner Weise. „Nicht ich war zahmer, aber die Censur war wilder geworden!"

1875. „Hand und Herz", Trauerspiel in 4 Akten. Ausgesüht im Wiener Stadttheater. Das Stück ist gut; selbst strenge Kritiker haben es beisällig beurtheilt. Der Ersolg war günstig und ist es heute noch in Deutschland.

1876. „Der Doppelselbstmord", Bauernposse in 3 Akten. Wurde sreundlich ausgenommen, aber nicht lange aus dem Repertoire gehalten. Beurtheilung anerkennend.

In derselben Zeit schrieb Anzengruber seinen ersten großen Roman: „Der Schandfleck", welcher zuerst in der „Heimath" und seitdem auch in Buchsorm erschienen ist. Das günstige Urtheil über den Dramatiker ist auch aus den Romanschriststeller Anzengruber übertragen worden.

1877. „Der ledige Hos", Volksstück, ist wieder aus der alten dramatischen Krast geschaffen, vom Publikum und der Kritik günstig ausgenommen worden und macht eben unter Beisall die Runde über die deutschen Bühnen. — —

VI.

„Wo daheim? Und wer sind Ihre Eltern?"

Ludwig Anzengruber ist geboren zu Wien am 27. November 1839. Er ist der Sohn des in Wurzbachs „Biographischem Lexieon" erwähnten Dramatikers und Beamten Iohann Anzengruber, welcher als Bauernsohn aus Oberösterreich nach Wien eingewandert war. — Unser Anzengruber verlor, kaum 4 bis 5 Jahre alt, seinen Vater und blieb sortan unter der Leitung seiner Mutter, einer Wienerin von Geburt, die als gebildete treffliche Frau sür Erziehung that, was in ihren Krästen stand; — allein die Nothlage der Familie versagte dem strebsamen Sohne endlich die Fortsetzung seiner Studien. Er trat als Praktikant in eine Buchhandlung, wurde mit zwanzig Jahren Schauspieler und sechs Jahre später (1861») Beamter in einer Bureauabtheilung der Polizei in Wien. Als der Ersolg seines „Psarrers von Kirchfeld" ihn aus der Menge unbekannter Sterblicher emporhob und im schönen Glanze hervorragenden Talentes zeigte, verließ er bald daraus (1871) den Staatsdienst wieder und lebt seither ausschließlich als Schriftsteller. Verheirathet ist er seit 1873.

VII.

Und sein Bild?

Ist bald gezeichnet. Ludwig Anzengruber ist etwas über mittelgroß, krätstig gebaut und von beinahe behäbiger Körpersülle. Das männliche, wohlgesormte Gesicht ist eingerahmt von einem Vollbart, der gegen den äußeren Rand hin röthlich angeleuchtet erscheint. Die Farbe des Gesichtes ist srisch und gesund und die Augen, welche mittelst einer Brille mit der Welt verkehren, sind lebendig und verrathen, besonders in Gesprächen, die sein Interesse erregen, die ganze Schneidigkeit seines Geistes. In

solchen Augenblicken werden auch seine Geberden rebellisch gegen den Ernst, welcher ihn sonst beinahe verschlossen, wenig zugänglich erscheinen läßt. Diese Art Verschlossenheit, die der inneren Sammlung so nothwendig und sorderlich ist, veranlaßt ihn auch, des Sommers in einem schönen, grünen Winkel Niederösterreichs sein trauliches Versteck zu suchen, um Winters mit einer literarischen That nach Wien zurückkehren zu können . . . Heuer adressirt man an Ludwig Auzengruber nach „Preßbaum“, einer wald- und gebüschreichen Station der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn , . .

content-0210.png

Lovelle
Rudolph Imdau.

content-0212.jpg

I,

er Schnellzug, der von London über Folkstone und Bonlogne nach Paris geht, hat in Verton einen Auenthalt von wenigen Minuten. Verton ist ein kleiner Ort. Reisende, die dort einoder aussteigen, gehören zu den Seltenheiten. Die Loeomotive macht an dieser vereinsamen Station nur Halt, um Wasser einnehmen zu können.

Wir saßen an einem drückend heißen Iulitage zu sieben in demselben Coup«.. und hatten während der Fahrt von Boulogne nach Verton bereits bitter über den Geiz der Nordbahngesellschaft geklagt, welche, um den Transport eines Wagens zu sparen, uns den Raum so kärglich zugemessen hatte, als an der genannten kleinen Station, in dem Augenblicke, wo der Zug sich wieder in Bewegung setzen wollte, die Thür unseres Coupös schnell ausgerissen wurde, und ein achter, höchst unwillkommener Reisender in den Wagen trat.

Ich saß in der einen Ecke, nächst der geöffneten Thüre. Neben mir, zur Rechten, ruhte, in tiesenm Schlase versunken, ein wohlbeleibter Engländer; ihm gegenüber besand sich der letzte unbesetzte Platz im Wagen, der vorläusig noch mit allerlei Handgepäck und nnt Decken, Schirmen und Stöcken angesüllt war. Neben diesem sreien Platze, also mir gegenüber, saß ein junger Mann von vielleicht sünsundzwanzig Jahren, dessen Aeußeres meine Ausmerksamkeit erregt hatte, und über dessen Nationalität ich im Unklaren geblieben war, bis er ein schweres silbernes Cigarrenetui aus der Tasche gezogen und einen stark dustenden russischen Papyros angesteckt hatte, dessen Rauch er zuerst immer verschluckte, um ihn dann langsam und mit sichtlichem Wohlbehagen durch die weitgeöffneten, äußerst beweglichen Nasenlocher wieder auszublasen.

Der junge Russe trug einen eleganten dunkelgrauen Reiseanzug und hatte das Aussehen eines kränklichen, den Anstand eines vornehmen Mannes. Er war groß und hager; seine Hautsarbe war dunkel wie die eines sehr brünetten Spaniers; die Hände schmal; die langen, knochigen Finger mit spitzgeschnittenen, sorgsältig gepflegten Nägeln erschienen von eigenthümlicher, sast unangenehmer Beweglichkeit. Sie zerzten nnd drehten in Einem sort an dem dünnen, röthlichbrannen, langen Barte, der die Oberlippe bedeckte. — Der Reisende hatte dichtes, kurzgeschorenes Haar, das ties in die Stirn und den Nacken hineinwuchs und den schmalen, langen Kops wie mit einer Pelzkappe überzog. Der jugendliche Mund, mit blutrothen kippen, zwischen denen zwei Reihen weißer, kleiner, regelmäßiger Zähne hervorglänzten, gab der Physiognomie einen angenehmen Ausdruck. Es war der bewegliche Mund eines nervösen, gutmüthigen, unentschlossenen Menschen. Das Aussallendste in dem Gesichte waren die weit auseinander stehenden und weit geöffneten, runden, dunkeln Augen, die unermüdlich von einem Gegenstande zum andern wanderten und sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlicher Starrheit aus irgend ein Gesicht hesteten. Ich war diesem Blicke bereits einmal begegnet und war dadurch unangenehm berührt worden. Es lag in demselben etwas Argwöhnisches, Forschendes. Man sühlte sich unwillkürlich veranlaßt daraus zu antworten: „Bin ich Ihnen bekannt? Habe ich Ihnen ein Unrecht zugesügt? Was suchen Sie in meinem Gesichte?“ Der Blick war um so aussallender, als er mit den höslichen, zuvorkommenden Manieren des jungen Russen gar nicht in Einklang zu bringen war. Es war der rücksichtslose, der „sachliche“ Blick, möchte ich sagen, eines geheimen Polizisten, der aus die Entdeckung eines Verbrechers ausgeschickt ist und in jedem neuen Menschen, den er antrifft, zunächst den Uebelthäter vermuthet.

In der zweiten Hälste des Wagens saßen vier, von der kurzen Seereise angegriffene Franzosen, die mit einander bekannt zu sein schienen und sich eisrig, lebbast gestieulirend unterhielten.

Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme meines Nachbars zur Rechten, des ruhig schlasenden Engländers, richtete vorwurssvolle, unsreundliche Blicke aus den letztangekommenen Eindringling. Dieser schien sich aber wenig um unsere gute oder üble Laune zu kümmern.

„8'il vou8 Mit“, sagte er kurz und herrisch aus den Hausen Plaids und Reisetaschen deutend, mit denen der einzig unbesetzte Platz im Wagen bedeckt war. — Von den Eigenthümern der Sachen nahm ein jeder das Seinige. Nur eine schwere Reisedecke blieb liegen, die dem schlasenden Engländer gehörte. Der Neuangekommene wartete noch einen Augenblick; dann bündelte er die Decke zusammen, schob sie mit den Füßen unter den Sitz und ließ sich nieder. Ich wunderte mich im Stillen über die rohe Ungenirtheit, mit der der Mann sremdes Eigenthum behandelte. Gleich daraus psiss die Loeomotive, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Und nun betrachtete ich meinen neuen Reisegefährten.

Ein sehr unangenehmes Aeußere: ein gemeiner Mann in seinen besten Kleidern; mit von Schweiß genäßter, zerknitterter grober Wäsche; die schweren Stiesel, ,der ganze unbehagliche Anzug dick bestäubt. Der Mann mochte einige dreißig Jahre alt sein und war von untersetzter Statur. Der Bullennacken, die runden Schultern, die br»iten, rothen, von der Hitze angeschwellenen Hände, die sehnigen Handgelenke, die kurzen, stämmigen Beine ließen aus große Körperkrast schließen. Er hatte sandgelbes, kurzes Haar und die Gesichtssarbe eines Mannes, der viel in sreier Luft lebt. Die Stirn war niedrig; die Nase dick und stumps; der Mund groß, gerade, sestgeschlossen; das Kinn breit. Die hellen kleinen Augen blickten bald scheu, bald verwegen herausfordernd. Das Gesicht war glatt rasirt.

Sobald der Mann sich gesetzt hatte, wars er aus einen Ieden von uns einen schnellen, unruhigen Blick; dann zog er, mit dieser flüchtigen Prüfung, wie es schien, besriedigt, ein großes, buntes Sacktuch aus der Tasche und trocknete sich damit, laut athmend, die mit Schweiß bedeckte Stirn. Ich bemerkte, daß er um den Zeige- und Mittelsinger der rechten Hand ein seines, weißes Battisttuch, dem Anschein nach ein Damentaschentuch, gebunden hatte. Dies Tuch war an einer Stelle von halbgetrocknetem Blute geröthet. Die beiden eingewickelten Finger waren augenscheinlich verletzt. — Nach einer kurzen Weile lüftete er die Halsbinde und athmete ties und schwer aus wie Iemand, der eine harte Arbeit verrichtet hat und sich zur Ruhe nach derselben vorbereitet. Daraus wars er mit einer leichten Handbewegung den runden, niedrigen Hut, den er aus dem Kopse trug, in den Nacken zurück, spreizte die kurzen Beine auseinander, stemmte die Hände aus den Schenkel und blieb, den Kops gesenkt, die Augen starr aus den Boden gerichtet, lange Zeit unbeweglich, wie in tiesen Nachdenken versunken, sitzen.

Der junge Russe hatte den Neuangekommenen mit demselben eigenthümlichen, sorschenden Blick gemustert, den er vorher aus mich geworsen hatte. Aber sein Nachbar zur Linken schien ihn ganz besonders zu interessiren. Denn während er mich und die anderen Reisenden kaum eines zweiten Blickes gewürdigt hatte, wandte er sich jetzt halb nach jenem um und blickte ihn so sest und lange an, als wolle er sich die rohen, häßlichen Züge sür immer in das Gedächtniß prägen. Der Mann bemerkte dies eine Zeit lang nicht. Er war mit seinen eignen Gedanken beschäftigt und schien sich keine Rechenschaft von dem abzulegen, was in seiner unmittelbaren Nähe vorging. Plötzlich jedoch, als der Zug in der Nähe der Station Abbeville seinen schnellen Laus allmählich zu hemmen begann, und

Noid und Lud. II, 3. 17

der Mann den Kops in die Höhe richtete, um aus dem Fenster zu sehen, begegneten seine Augen unerwartet denen des Russen. Das Gesicht dieses letzteren nahm den Ausdruck verlegener Ueberraschung an; die Stirn des achten Reisenden runzelte sich und mit zornigen Augen sragte er barsch:

„Was blicken Sie mich an? Kennen Sie mich? Was wollen Sie?“

Ich konnte es dem Manne kaum verdenken, so zu sprechen, denn ich selbst hatte kurze Zeit vorher Lust verspürt, von dem Russen Rechenschaft sür sein Anstarren zu verlangen; die Art und Weise, wie dieser antwortete, stimmte mich jedoch wieder wohlwollend sür ihn.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte er, sich höflich verbeugend und mit unsicherer Stimme. „Ich versichere, daß ich nicht die Absicht hatte, indiseret zu sein.“

Der achte Reisende brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen; dann stand er aus, und mit einem kurzen „rmräon“ zwischen mich und den Russen tretend, bog er sich zum Fenster hinaus und blickte ausmerksam nach der Station, der wir uns jetzt bis aus wenige hundert Schritte genähert hatten. Nach einigen Seeunden setzte er sich daraus wieder nieder; aber sobald der Zug anhielt, sprang er aus dem Wagen und blieb, die rechte Hand in der Seitentasche seines Rocks, ungeduldig nach rechts und links blickend, vor der Thür stehen. —

Der Perron war vereinsamt. Außer einigen Eisenbahnbeamten erblickte ich dort nur einen Gendarmen, der, gleichgültige Blicke in die Wagen wersend, langsam aus- und abging. Vor unserm Coup^ blieb er einen Augenblick, ganz zusällig meine ich, stehen. Ich bemerkte, daß sich die Hand des Reisenden von Verton in der Tasche zur Faust schloß. — Kurz vor Abgang des Zuges stieg der Mann daraus wieder ein; aber er blieb an der Thür, zwischen dem Russen und mir, stehen, und erst als der Zug den Bahnhos verlassen hatte, nahm er seinen Platz mir schräg gegenüber wieder ein.

Der Russe hatte inzwischen ein Buch ausgeschlagen und versuchte sich den Anschein zu geben, als ob er darin lese; aber stets von Neuem und in kurzen Zwischenräumen sah ich seine Augen aus die Gestalt 'zu seiner Linken schweisen. Sein Gesicht trug dabei einen ganz eigenen Ausdruck. Er sah aus wie Iemand, der vergeblich damit beschäftigt ist, die Lösung eine« sür ihn wichtigen Räthsels zu sinden. Einmal begegneten sich unsere Augen. Es kam mir vor, als wolle er mich um Rath oder Hülse bitten. Ich selbst war durch das Gebaren meiner Reisegefährten ausmerksam und neugierig geworden, und als ich im Buffet von Amiens neben dem jungen Russen stand, konnte ich nicht umhin, ihn zu sragen, ob er den Mann ans Verton vielleicht zu kennen glaube, daß er ihn so ausmerksam beobachte.

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete er höflich und sichtlich geneigt, das Gespräch mit mir sortzusetzen, „aber der Mann hat etwas in seinem Gesichte, was mich anzieht.“

„Nun,“ entgegnete ich lächelnd, „es ist gerade kein anziehendes Gesicht, sollte ich sagen. Ich habe selten ein gemeineres, unangenehmeres Aeußere gesehen. Der Mann sieht aus, als ob er reis sür den Galgen wäre.“

„Ein häßliches, widerliches Gesicht in der That. — Ein eigenthümliches Gesicht,“ — der Russe machte eine kurze nervöse Bewegung.

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen Rath zu geben?“ suhr ich sort. „Bekümmern Sie sich nicht weiter um den Mann. Sehen Sie ihn nicht mehr an. Es ist ein roher Patron. Haben Sie bemerkt, wie er sich rücksichtslos zwischen uns schiebt, um aus dem Fenster zu sehen? Er hat es vor Amiens wie vor Abbeville gethan. Ich habe mich darüber geärgert; aber wozu würde es nützen, einen solchen Menschen zur Rede stellen zu wollen? Leider sind alle Wagen voll, sonst würde ich mir einen andern Platz ausgesucht haben.“ —

Aus der Fahrt bis Creil setzte ich die in Amiens begonnene Unterredung sort. Ich sand, daß ich mit einem gebildeten und lebenswürdigen Menschen zu thun hatte. Nach kurzer Zeit stellte sich auch heraus, daß wir in Paris sowol wie in Petersburg einige gemeinschastliche Bekannte hatten. Mein Reisegefährte überreichte mir daraus seine Karte, und ich gab ihm meinen Namen. Er hieß Gras Boris Stachowitsch und wohnte in Paris in der Avenue Friedland.

„Wie klein doch die Welt ist!“ — meinte der Russe. „Haben Sie bemerkt, daß ein Mensch in einem gewissen Alter, vorausgesetzt, daß er sich etwas in der Welt umgesehen habe, nur noch selten eine ganz neue Bekanntschaft machen kann? Vor einer Viertelstunde erschienen Sie mir als ein wildsremder Mensch. Nun stellt es sich heraus, daß ein Vetter von mir ein alter Freund von Ihnen ist, und daß ich mit einem Verwandten von Ihnen studirt habe. Und so geht es mir bei jeder Gelegenheit. Ich möchte wetten, daß, wenn ich Ihren schlasenden Nachbar weckte und mich mit ihm unterhielte, ich bald heraussinden würde, daß er und ich ebensalls gemeinschastliche Bekannte haben. Die kleine Welt! Ich habe mich manchmal gesragt, wie die Leute es ansangen, die sich in derselben verbergen wollen. Ich sprach darüber kürzlich einmal mit einem Polizeibeamten, den ich in London kennen lernte. Der Mann sagte mir: Viele Verbrechen werden nie entdeckt, und der Uebelthäter entgeht dem Gesetze; aber in tausend Fällen kommt es kaum einmal vor, daß ein Verbrecher, der als ein solcher erkannt ist, sich durch die Flucht der Strase aus lange Zeit entziehen kann. Früher oder später, gewöhnlich in wenigen Tagen, sinden wir ihn. Die Welt . . .“

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Stachowitsch hatte, wenn auch nicht laut, so doch ungenirt gesprochen; der Mann aus Verton, sein Nachbar, konnte seine Worte ebenso gut hören wie ich. Iener erhob sich jetzt schnell und trat zwischen uns, um aus dem Fenster zu blicken, wie er dies in Abbeville und Amiens gethan hatte. Und ehe wir es uns versahen, hatte er die Thür geössnet nnd stand aus dem schmalen Brette, außerhalb des Wagens, aus dem die Schassner entlang zu gehen pslegen, um die Billete zu revidiren.

Wir blickten uns erstaunt, sprachlos an. In demselben Augenblicke sprang der Mann vom Wagen ab. Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und sah ihn ein paar wilde Sätze machen und dann mit ausgestreckten Armen aus das Gesicht zu Boden sallen. Gleich daraus wurde er durch eine Mauer, an der wir vorbeisuhren, meinen Blicken entzogen.

Der Russe war blaß geworden; die vier Franzosen hatten zu sprechen ausgehört und sahen mich sragend an; der schlasende Engländer war erwacht und suchte nach seiner Decke, die der Mann aus Verton unter den Sitz geschoben hatte.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ sragte Stachowitsch.

Ich konnte nur mit der Achsel zucken, denn die Sache war mir selbst unverständlich. Aber nach wenigen Minuten sollte sie ausgeklärt werden.

Wir besanden uns nun in der Nähe von Paris und der Zug suhr ziemlich langsam. Einige hundert Schritte vor dem Bahnhos hielt er plötzlich an. Zwei Eisenbahnbeamte, die neben dem Gleis gestanden hatten, sprangen aus das Brett außerhalb der Wagen, und währenddem die Loeomotive sich ganz langsam wieder in Bewegung setzte und uns in die Station zog, gingen sie von einem Wagen zum andern und riesen in jedes Coupö hinein: „Bitte nicht auszusteigen!“ Eine halbe Minute später hielten wir im Nordbahnhos von Paris an. Derselbe war vollständig leer. Plötzlich traten aus der Thür des Bahnhossinspeeters zwei Herren, die von einem Eisenbahnbeamten gesolgt waren. Der Eine von ihnen trug das Band der Ehrenlegion im Knopsloche; Beide hatten ein militärisches Aussehen. Sie näherten sich den Wagen, hielten vor jedem Coupö eine halbe Minute, und gingen sodann weiter. — Ietzt waren sie bei uns angelangt; der Herr mit dem Ordensband steckte den Kops durch das Fenster in den Wagen und musterte einen Ieden von uns scharsen Blickes.

„Ist hier irgend Iemand unterwegs ausgestiegen?“ sragte er.

Er wandte sich dabei an mich als den Nachstsitzenden; der Eine der Franzosen kam mir mit der Antwort zuvor. Er erzählte, was er von dem achten, sehenden Reisenden wußte: daß derselbe in Verton eingestiegen, vor Paris aus dem Wagen gesprungen sei, und daß der Herr in der Ecke — er bezeichnete mich — wol am besten in der Lage sein würde, den Platz zu zeigen, wo er entflohen sei.

Der Herr, ein höherer Polizeibeamter, wie wir bereits errathen hatten, bat mich daraus, ihm das Signalement des Reisenden aus Verton zu geben. Ich konnte daraus genau antworten, denn ich hatte den Mann schars angesehen. — Der Polizeibeamte nickte, währenddem ich sprach, beistimmend mit dem Kopse. Dann sagte er:

„Es ist kaum ein Zweifel darüber. Der Entflohene ist der Mann, aus den wir sahn den. — Dars ich Sie ersuchen, mich zu begleiten?“

Ich trat aus dem Wagen. Stachowitsch solgte mir aus den Fersen. Die Eisenbahnbeamten riesen: „Aussteigen!“ und währenddem sich der Perron nun schnell mit Gepäckträgern und den neuangekommenen Reisenden stülte, begab ich mich in Gesellschaft des Russen und des Beamten in das Zimmer des Bahnhossvorstehers. Von dort aus wurden sosort Besehle gegeben, um eine Maschine zu unserer Verfügung zu stellen; und wenige Minuten später besand ich mich in einem Gepäckwagen, in Gesellschaft des Polizeibeamten, seines Begleiters, eines handsesten Mannes in den Dreißigern, zweier Gendarmen und des Russen endlich, dem die Erlaubniß bewilligt worden war, sich uns anzuschließen. Ich hatte bereits erzählt, daß der Mann aus Verton nicht weit von St. Denis aus dem Wagen gesprungen sei und daß ich mich anheischig mache, den Ort wiederzusinden. Während der kurzen Fahrt dorthin sagte mir der Polizeibeamte, daß eine verwitwete Dame, die Baronin von Massieux, aus ihrem Landgute in der Nähe von Boulogne während der vorhergehenden Nacht ermordet worden sei, und daß der Kutscher der Ermordeten, ein gewissen B^chouard, in dem Verdacht stehe, die Uebelthat begangen zu haben.

„Wir haben vor einer Stunde eine Depesche mit dem Signalement von Böchouard empfangen,“ schloß der Polizeibeamte seinen Bericht, „und wären gerade noch zur rechten Zeit aus dem Bahnhose gewesen, um den Mann dort sosort zu verhas ten, wenn er nicht vorgezogen hätte, den Zug vor Ankunft in Paris zu verlassen. Die Sache wird nun etwas schwieriger, aber weit kann Mchouard noch nicht sein, und srüher oder später werden wir ihn schon sinden.“

Stachowitsch nickte mir zu, als wollte er sagen: „Das ist auch meine Meinung, wie Sie wissen. Die Welt ist zu klein, um sich in derselben verbergen zu können.“ Ich konnte mich aber nicht in ein Gespräch mit ihm einlassen, denn wir hatten nun St. Denis passirt, und die Loomotive suhr ganz langsam, um mir Zeit zu geben, mich wohl zu orientiren.

„Ich erkenne dies Haus“ — sagte ich — „hier ist die Gartenmauer ... und dies ist die Stelle... Dort!... Da liegt der Mann ... Er hat sich nicht gerührt... Er ist todt...“

Eine halbe Minute später stiegen wir alle aus dem Wagen. Füns Schritte rechts von der Bahn lag, was wir suchten. Der linke Arm war unter der Brust zusammen gebogen; der rechte nach vorn gestreckt; das Tuch, welches die beiden Finger verband, hatte sich gelöst, und die Wunde, die dasselbe verdeckte, hatte sich geöffnet und leicht geblutet. Die Beine waren weit ausgespreizt. Der Körper lag vollständig regungslos. — Der Begleiter des Polizeibeamten, der wie ein Iagdhund, den man aus ein angeschossenes Wild losläßt, zuerst aus dem Wagen gesprungen war, bückte sich jetzt und drehte den schweren Körper bedächtigt um. In der Art und Weise wie er dies that, lag etwas eigenthümlich Sicheres, was den Prosessionisten bekundete. Das Gesicht des todten Mannes war unverletzt. An den Mundwinkeln zeigte sich ein leichter röthlicher Schaum; aus den Nasenlöchern sickerten einige dunkle Blutstropsen. Die weitgeöffneten weißen Augen stierten uns entsetzlich an. Stachowitsch, der sich über meine Schulter gebogen hatte, um das todte Gesicht zu betrachten, stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

N.

Die Ermordung der Baronin von Massieux war vom großen Publikum schnell vergessen worden. Die Untersuchung hatte sestgestellt, daß das Verbrechen von B^chouard allein verübt worden war. Dieser war bestrast, war seinem Opser nur wenige Stunden später in die Ewigkeit gesolgt. Die Menschen hatten nichts mehr mit der Sache zu thun. Sie war erledigt. Aber die verwaiste achtzehnjährige Marie von Massieux war noch in tieser Trauer um den Tod ihrer unglücklichen Mutter; und sür das Leben von Boris Stachowitsch war der tragische Tod derselben von großer Bedeutung gewesen.

Es war nun im Monat Deeember, ein halbes Iahr ungesähr, nachdem ich in der Eisenbahn die Bekanntschaft des jungen Russen gemacht hatte. Unser Verkehr war ein lebhafter geworden. Wir wohnten in demselben Viertel, hatten gemeinschaftliche Bekannte, aßen nicht selten in demselben Restaurant zusammen und sahen uns beinahe täglich. Mich interessirte das vollständig ungekünstelte und eigenthümlich geheimnißvolle Sonderbare in dem Wesen und den Anschauungen meines neuen Bekannten; auch entdeckte ich mit der Zeit vorzügliche Eigenschaften des Charakters und des Geistes an ihm, die mich zu ihm hinzogen. Er war ausrichtig, wahr, von seltener Weichheit des Gemüthes, sreigebig, lernbegierig und sür sein Alter außerordentlich belesen. Er war im wahren Sinne des Wortes ein liebenswürdiger Mensch, Dazu kam, daß ich Mitleid mit ihm sühlte. Stachowitsch war unglücklich. Darüber wa'r kein Zweifel; aber es war mir unmöglich zu entdecken, woran er litt. Er klagte nie, meine wiederholten Ansragen, was ihm sehle, hatte er immer ausweichend und mit so sichtlicher Verlegenheit beantwortet, daß ich, um nicht indiseret zu erscheinen, nun ausgehört hatte, nach der Ursache seiner tiesen Verstimmung zu sorschen.

Er bewohnte eine prachtvolle Wohnung, hielt sich Pserd und Wagen, wars, so zu sagen, mit dem Gelde um sich und schien sehr reich zu sein. Geldsorgen waren es sicherlich nicht, die ihn drückten. Auch seine Gesundheit schien ihn nicht zu kümmern. Zwar sah er angegriffen aus; aber er aß und trank mit gutem Appetite; und aus einer kleinen Exeursion, die ich mit ihm gemacht, hatte ich bemerkt, daß er ein unermüdlicher Fußgänger, ein verwegener Reiter sei, und daß er starke Strapazen ohne große Ermüdung ertragen konnte; auch war er als einer der besten Schläger in den Pariser Fechtsälen nnd Clubs berühmt. Man kannte dort einige seiner Sonderheiten und spottete, ohne Böswilligkeit jedoch, darüber. Es gab z. B. einige Leute unter seinen Bekannten, mit denen Stachowitsch sich nie schlagen wollte, ohne je einen vernünftigen Grund sür seine Weigerung anzugeben. Furcht eine Niederlage zu erleiden, oder seine Reputation als Schläger zu schädigen, konnte ihn dabei nicht leiten; dazu war sein Rus bereits zu wohl begründet; auch hatte man bemerkt, daß sich unter den Personen, mit denen er sich nicht messen wollte, Leute besanden, die als Schläger ungleich schwächer als er waren. Er schien in der Wahl seiner Gegner einer eigenthümlichen Laune zu solgen, die er, um nicht beleidigend zu werden, in höslichster Weise zu entschuldigen versuchte, ohne sie jedoch zu erklären. Ich selbst wohnte einmal im Fechtsaal seines Clubs einer Unterhaltung bei, die seine Sonderbarkeit deutlich zeigte.

„Kommen Sie, Stachowitsch,“ redete ihn der junge Freiherr von Mosserat an, „lassen Sie uns einen Gang machen. Ich möchte mich endlich einmal mit Ihnen messen.“

„Entschuldigen Sie mich,“ antwortete Stachowitsch, „Sie wissen, ich würde mich nicht gern mit Ihnen schlagen.“

„Aber warum? Seien Sie doch vernünftig. Haben Sie Furcht, daß ich Sie todtsteche?“

„Nein, mein lieber Baron. Ich habe nicht die geringste Furcht vor Ihnen; aber ich ziehe vor, Ihnen nicht gegenüber zu stehen.“

Der Baron Mofferat, ein eleganter und hübscher junger Mann, stellte sich Stachowitsch gegenüber und sagte scherzend:

„Stachowitsch, Sie haben Furcht vor meiner Klinge! Ich habe mich aber daraus erpicht, mich mit Ihnen zu messen, und wenn Sie mir das Vergnügen versagen dies hier im Fechtsaal zu thun, so sühle ich mich dadurch beleidigt und dringe daraus, daß Sie mir die Ehre erweisen, mir aus dem Terrain entgegentreten.“

„Das verhüte Gott!“ antwortete Stachowitsch. „Bitte, scherzen Sie nicht in dieser Weise. Sie machen sich keine Idee, wie weh Sie mir thun.“

Mofferat und ich sahen uns erstaunt an. Stachowitsch war bleich geworden.

„Nichts sür ungn t,“ sagte Mofferat und nahm die Hand des Russen, die er herzhaft drückte. „Sie sind mir ein werther Freund, und ich beabsichtige durchaus nicht, eines Mißverständnisses, eines Scherzes oder einer Laune wegen mir von Ihnen das Leben nehmen zu lassen oder Sie zu Boden zu strecken. — Aber thun Sie mir einen Gesallen: Sagen Sie mir, weshalb Sie sich gerade mit mir nicht schlagen wollen?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich kann es nicht. Ich habe eine Ahnung, daß ein Unglück geschehen muß, wenn ich Ihnen jemals aus der Mensur gegenüber stehen sollte. — Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Seien Sie mir nicht böse.“

„Hier ist meine Hand; aber Sie sind das größte Original, das mir srei umherwandelnd in den Weg gelausen ist.“

Stachowitsch, der eine große Zuneigung zu mir gesaßt zu haben schien,

und mir Vieles anvertraute, vermied sorgsältig, als wir nach dieser Unterredung zusammen nach Hause gingen, aus den Austritt zurückzukommen. Ich bemerkte seine Bemühungen und kam ihm gern zur Hülse, indem ich jede Anspielung aus die Seene, deren Zeuge ich gewesen war, vermied. Wir hatten übrigens seit einiger Zeit von weit wichtigeren Sachen zu sprechen.

— Ich wußte wol, weshalb Stachowitsch sich zu mir hingezogen sühlte, weshalb ich in kurzer Zeit der vertrauteste seiner Pariser Freunde geworden war.

— Ich war der einzige, mit dem er von Marie von Massieux sprechen konnte.

Die Stachowitsch'sche Theorie von der „kleinen Welt“ hatte sich wieder einmal glänzend bewährt. Es hatte sich nämlich, unmittelbar nach dem Tode der Frau von Massieux, herausgestellt, daß die Gräsin Villiers, eine in Frankreich verheirathete ältere Schwester meines neuen russischen Freundes, die Baronin von Massieux sehr gut gekannt hatte; und serner, daß der Freiherr von Mosserat, den Stachowitsch, wenn er in Paris war, sast täglich sah, mit der Familie Massieux in verwandtschaftlicher und sreundschaftlicher Verbindung stand, Marie von Massieux lebte jetzt bei ihrer Tante, einer Frau von Mauny, und diese wohnte im Faubourg St. Honorö mit der Gräsin Villiers in demselben Hause. Stachowitsch trinmphirte als er diese Entdeckungen machte, und wiederholte mir wol zwanzig Male: „Sehen Sie wie Recht ich hatte. O, die wunderbar kleine, kleine Welt!“

Stachowitsch, der seine Schwester häusig besuchte, hatte eines Tages Fräulein von Massieux bei ihr angetroffen. Er war dem jungen Mädchen vorgestellt worden und hatte ihr zunächst ein gewissermaßen unheimliches Interesse eingefloßt, nachdem sie in Ersahrung gebracht hatte, daß Stachowitsch der Mann gewesen sei, an den der Mörder ihrer Mutter die letzten Worte vor seinem Tode gerichtet hatte. Stachowitsch hatte ihr mehrere Male erzählen müssen, was in dem Eisenbahnwagen zwischen Verton nnd St. Denis vorgegangen sei.

„Weshalb sahen Sie den Mann an?“ sragte sie, „Ahnten Sie, daß er ein Mörder sei?“

„Nein. Aber sein Gesicht war eigenthümlich, surchtbar. Neugierde und Schrecken machten es mich anstarren.... Er hatte weiße, todte Augen weiße Augen.“ Stachowitsch schauderte zusammen.

„Weiße Augen?“ wiederholte Marie verwundert. „Ich verstehe Sie nicht. Ich habe Böchouard lebend gekannt. Er hatte hellgraue, heimtückische Augen. Ich sehe sie in diesem Augenblick vor mir.“

Stachowitsch antwortete daraus nicht und bemühte sich, das Gespräch abzubrechen. Marie, die sich bereits an seine Wunderlichkeiten gewöhnt hatte, und der er von der Gräsin Villiers sowie auch von ihrer Tante, Frau von Mauny, als ein Sonderling, aber gleichzeitig als ein vorzüglicher, liebenswürdiger Mensch geschildert war, bestand nicht daraus, die Unterhaltung über den Gegenstand sortzusetzen; und diese nahm eine andere Wendung.

Bald daraus trat der Freiherr von Mosserat in das Zimmer. Er wars einen nicht gerade sreundlichen Blick aus Stachowitsch, begrüßte Marie und setzte sich daraus zu seiner Tante, Frau von Mauny, in deren Salon Stachowitsch und Mofferat sich seit einigen Wochen täglich begegneten, Stachowitsch, dem die Stunden schnell dahinslogen, wenn er ungestört in Mariens Gesellschaft war, sah nun nach der Uhr und bemerkte, daß er seinen Besuch bereits über Gebühr verlängert habe. Er nahm seinen Hut und empsahl sich. Von Frau von Mauny begab er sich dann zu mir, und ich mußte nun zum hundertsten Male die noch unvollendete Geschichte seiner Liebe zu Marie von Massieux hören. Ich war ihm ein wohlwollender und ermuthigender, wenn auch nicht immer ein ausmerksamer Zuhörer; — und deshalb war ich sein vertrauter Freund geworden, und deshalb wurde er nie müde, sich bei mir Rath und Ausklärung zu holen.

„Werden Sie nicht ungeduldig,“ sagte ich ihm, „oder wenn Ihre Geduld bereits zu Ende ist, nun, so sassen Sie Muth und wagen Sie einen entscheidenden Schritt! Sie können doch nicht erwarten, daß Fräulein von Massieux Ihnen ihre Liebe erklärt; Sie müssen dem jungen Mädchen zuerst sagen, daß Sie sie lieben, und dann um Bescheid bitten. Sie werden eine günstige Antwort bekommen. Verlassen Sie sich daraus. Nach Allem, was Ihre Frau Schwester Ihnen mitgetheilt hat, können Sie sicher sein, daß Frau von Mauny Ihnen ihre Einwilligung nicht versagen wird; sie wird Ihnen im Gegentheil bei Ihrer Bewerbung um die Hand ihrer Nichte gern behülslich sein. Ich selbst habe darüber keinen Zweifel. Die kluge, alte Dame würde sicherlich nicht ruhig mit ansehen, daß Sie sich stundenlang mit ihrer Nichte unterhalten, wenn Sie nicht überzeugt wäre, daß diese Unterhaltungen schließlich zu einem Heirathsantrage sühren werden. Die Tante ist Ihre Verbündete. Das ist eine hohe Trumpskarte in Ihrem Spiel. — Ihren Rivalen, den Baron von Mofferat, brauchen Sie, nach meiner ausrichtigen Ueberzeugung, nicht zu sürchten. Er ist ein eleganter Cavalier, in den ein junges Mädchen, das sich allein überlassen wäre, sich wol verlieben könnte; aber wenn ich mich nicht ganz und gar irre, so ist er nicht ein Mann nach dem poetischen Herzen Ihrer jungen Geliebten. Ich habe bemerkt, daß seine Erzählungen sie nur wenig interessiren; daß sie wol mit ihm scherzt und lacht, aber sich niemals in philosophische Unterhaltungen mit ihm vertiest, die, komischer Weise, die Basis des Gesprächs zwischen jungen Leuten bilden, die sich in einander verlieben wollen, oder die bereit« in einander verliebt sind. — Mofferat erzählt seiner hübschen Base allerhand amüsante Geschichtchen, die ihr die Zeit ganz angenehm vertreiben. Sie ersährt von ihm, was in den Theatern gespielt wird, welche Damen die schönsten Toiletten tragen; welche Pserde bei den bevorstehenden Rennen gewinnen werden. Alles dies ist gut zu wissen, und Fräulein Marie hört gern zu; aber sie würde es ebenso gern, vielleicht noch lieber im „Figaro“ lesen, wenn die strenge Tante ihrer Nichte die Leetüre eines so unmoralischen Blattes gestatten wollte. Während Mosserat spricht, lacht Fräulein Marie ost, und sie lacht herzlich und ausrichtig, ohne den Mund zu verzerren: ein reizendes Lachen, das Lachen eines Kindes. Ein Mann aber, der ein junges Mädchen ost lachen macht, der es amüsirt, ist kein gefährlicher Mann, wenigstens nicht sür das junge Mädchen; bei Wittwen und Frauen mag er mehr Glück haben. — Bei jungen Leuten zeigt sich die Liebe nicht lächelnd. Dort ist sie eine sehr sentimentale Komödie, die mit vollem Ernste durchgespielt sein will, und die sür den älteren, wohl« wollenden Zuschauer etwas ungemein rührend Komisches hat. — Sie und Fräulein von Massieux sind ganz in ihrer Rolle. Fräulein von Massieux spricht mit Ihnen von ihrer Vorliebe sür Blumen, Lamartine'sche Poesie, Chopin'sche Musik und Promenaden bei herrlichem Mondschein unter den alten Bäumen im großen Park von Massieux. Sie empsehlen ihr gute Bücher an, lesen ihr daraus vor, zeigen ihr den Orion, die Wage, die Plejaden, die Cassiopeja und andere Sternbilder,

die ihr, der Mindergebildeten, noch nicht bekannt sind, und deren Dasein sie nun mit Achtung vor Ihrer unbegrenzten Gelehrsamkeit kennen lernt; Sie geben ihr Unterricht in den Grundzügen der Geologie, die sie aus das Lebhafteste interessiren, obgleich sie ihr vollständig unverständlich bleiben; Sie erklären ihr den Faust, die IX. Symphonie und Schopenhauer'sche Philosophie. — Das ist normal, das muß so sein! Ich habe es auch gethan als ich vierundzwanzig Jahre alt war und bedaure, jetzt nicht mehr genügend bei der Sache zu sein, um es mit dem ausrichtigen Ernste, der nicht fehlen darf, wenn man nicht häusig aus der Rolle fallen will, thun zu können. Sie sind in Fräulein von Massieux in der guten, alten, schwärmenden Weise verliebt, in der ein junger Mann sich verlieben muß, und die die Geliebte Ihres Herzens tödtlich langweilen würde, wenn sie nicht ebensalls bereits in Ihnen, unbewußt vielleicht, den würdigen Gegenstand ihrer jungsräulichen Liebe erblickte. Also Muth, junger Freund! Alles geht nach Wunsch, Halten Sie morgen Nachmittag um Fräulein Mariens Hand an, und ich bin überzeugt, daß ich Sie morgen Abend als verlobten Bräutigam begrüßen werde."

Stachowitsch hörte diesen und ähnlichen längeren Vorlesungen mit schmeichelhafter Ausmerksamkeit und vollständiger Unterordnung seines Urtheils unter dem meinigen zu; aber meinen Rath, um Mariens Hand anzuhalten, besorgte er dessenungeachtet nicht. — Er hatte irgend etwas aus dem Herzen, was er mir nicht anvertrauen wollte und was ihn verhinderte, der Ungewißheit, die ihn peinigte, ein Ende zu machen.

Eines Abends, als er wieder in meinem Zimmer saß, sagte er mich nach einer längeren Pause plötzlich: „Glauben Sie, daß ein Mann, der weiß, daß er nicht alt werden kann, das Recht hat, sich zu verheirathen?"

Ich bog mich in dem Sessel, aus dem ich saß, zurück und musterte meinen jungen Freund ausmerksamen Blickes. Ich sand ihn abgezehrt, elend aussehend; seine Augen wanderten unstät von einem Gegenstand zum andern.

„Stachowitsch, schämen Sie sich nicht?" sagte ich mit väterlichem Ernste, „Zehen Sie mich einmal gerade an."

Er that es.

„Sie kann ich gern ansehen," sagte er. Sein Blick war in der Thal ruhig und sreundlich geworden. „Sie sehe ich an wie einen alten, guten, ehrwürdigen Großpapa. Es macht mir Freude, Sie anzusehen."

„Nun," antwortete ich lächelnd, „da erweisen Sie mir mehr Ehre, als ich von Ihnen beanspruche. Glücklicherweise bin ich nicht in dem Alter, um Ihr Vater sein zu können, geschweige denn Ihr Großpapa. Aber von mir ist jetzt nicht die Rede, sondern von Ihnen. — Was? Sie ein junger kräftiger Mensch, der es den meisten Ihrer Altersgenossen in allen körperlichen Uebungen zuvorthut, Sie machen sich Todesgedanken? Das heißt die Sentimentalität etwas zu weit treiben! Das entschuldigt Ihre Liebe nicht einmal. Woran wollen Sie denn eines interessanten srühen Todes sterben? Thut Ihnen das Herz weh? Haben Sie Brustschmerzen? Denn ich vermuthete, etwas Prosaischeres als Herzleiden oder Schwindsucht würde Ihnen verächtlich erscheinen. Worüber klagten Sie? Was sehlt Ihnen?"

„Mir sehlt nichts."

„Weshalb richten Sie denn die sonderbare Frage an mich, ob ein zu srühem Tode verurtheilter Mann sich verheirathen dürste?"

„Ich bin ein elender Mensch. — Niemand ahnt, wie suchtbar unglücklich ich bin," Er sprach dies mit tonloser Stimme und startete dabei unbeweglich in das hellslackernde Kaminseuer. Ich sah stille große Thränen die hohlen Wangen hinuntergleiten.

Ich stand aus und legte sreundlich beschwichtigend meine Hände aus seine Schultern.

„Ich will Ihnen einen Rath geben," sagte ich, „Sie bilden sich ein, krank zu sein. Der Fall ist nicht neu in der Geschichte der Mediein und ist nicht unheilbar. Consultiren Sie einen tüchtigen Arzt."

Er schüttelte den Kops.

„Thun Sie es mir zu Gesallen," suhr ich sort.

„Es würde zu nichts nützen."

„Doch, es würde nützen, und ich verlange von Ihnen, daß Sie mir gehorchen. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt und ich bin Ihr Freund. Dies legt mir Verpflichtungen aus, die ich gern ersülle; es gibt mir aber auch gewisse Rechte, denen ich nicht entsage. Ich hole Sie morgen um zwei Uhr ab und sühere Sie zu einem mir besreundeten Arzte, Ich bestehe daraus, daß Sie mir solgen, oder daß Sie mir einen vernünftigen Grund sür Ihre Weigerung angeben."

Er wandte sich zu mir und sagte sanst: „Ich will Ihnen gern solgen, lieber Freund, aber glauben Sie mir: es nützt zu nichts. Seien Sie mir nicht böse. Ich verdiene es nicht. Ich bin ein unglücklicher Mensch."

Der Besuch bei dem mir besreundeten Arzte endete mit einem voll? ständig besriedigenden Verdiet über Stachowitsch' Gesundheitszustand. Der Arzt eonstatirte, daß der junge Mann eine ganz vorzüglich starke Constitution habe, und daß die nervöse Ausregung, aus die ich ausmerksam gemacht hatte, ein wahrscheinlich leicht zu beseitigendes Uebel sei. Er empfahl eine gewisse Diät, sür später, im Sommer, eine Wassereur an, und verabschiedete Stachowitsch mit den Worten: „Machen Sie sich keine Sorgen, Sie können hundert Jahre alt werden."

Als wir wieder in der Straße waren, sah ich Stachowitsch mit den Achseln zucken und traurig den Kops schütteln.

„Nun," sagte ich, „sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie etwa hundert und sünszig Jahre alt werden?"

„Ich wußte," antwortete er, „daß der Besuch beim Doetor nichts nützen würde."

In der That, seine Unruhe, seine Schwermuth wichen nicht nur nicht, sondern wurden im Gegentheil täglich aussallender; und ich nahm mir vor, den Doetor noch einmal allein zu besuchen und mit ihm zu berathen, was zur Heilung meines kranken Freundes geschehen könne. Ein unerwarteter Zwischensall vereitelte diese meine Absicht.

III.

Der Winter nahte seinem Ende. Es war im Monat März. Ich war durch verschiedene Einladungen sehr in Anspruch genommen worden und hatte, zum ersten Male seit meinem Bekanntwerden mit Stachowitsch, diesen mehrere Tage lang nicht gesehen. Eines Abends gegen els Uhr, als ich nach Hause gehen wollte, sührte mich mein Weg an seiner Wohnung vorüber. Ich blickte aus und sah die Fenster seines Zimmers erleuchtet. Ich klingelte, trat in das Haus und ersuhr von dem Portier, daß Herr Stachowitsch nicht ausgegangen sei.

Ich sand ihn schreibend.

„Sie kommen wie gerusen," sagte er, sich schnell erhebend und mir entgegengehend. „Ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten." Daraus nöthigte er mich zum Sitzen und nahm mir gegenüber Platz. Ich bemerkte aus den ersten Blick, daß er sich in außerordentlicher und peinlicher Ausregung besinde.

„Was ist vorgesallen?" sagte ich.

Stachowitsch erhob sich und ging einige Male schnell im Zimmer aus und ab. Dann blieb er vor mir stehen und sagte mich:

„Halten Sie mich sür einen Feigling?"

„Nein, sicher nicht!" antwortete ich, „Aber was soll diese Fragr bedeuten?"

„Ich bin beleidigt worden . . . und kann mich nicht schlagen."

„Hm," antwortete ich etwas gedehnt, „es gibt Leute, die sich grundsätzlich nicht duelliren. Das ist eine Gewissensfrage, vielleicht auch nur eine Geschmackssache; darüber läßt sich nicht streiten . . ."

„Sie verstehen mich salsch," unterbrach mich Stachowitsch. „Ich habe bereits mehrere Duelle in meinem Leben gehabt . . . aber ich bin von Mosserat beleidigt worden . . ."

Er stockte. „Nun," sagte ich, „was hat das zu bedeuten? ob von Mosserat oder von einem Andern?"

„Ich kann mich mit Mofferat nicht schlagen."

„Weshalb nicht?"

„Ich kann es nicht ... ich dars es nicht!"

Er sprach laut, mit großer Hestigkeit.

„Lieber Stachowitsch;" sagte ich ruhig, „ich stehe gern zu Ihren Diensten; unter der Bedingung jedoch, daß es Ihnen gesallen möge, mir klar zu machen, wie ich Ihnen nützlich sein kann. Ich verstehe Sie nicht. Sie sprechen in Räthseln. Was ist vorgesallen?"

„Ich bin von Mofferat beleidigt worden."

„So sagten Sie mir bereits zwei Male."

„Ich habe ein Recht, Genugthnung zu verlangen."

„Darüber werden wir uns verständigen, sobald Sie mich etwas mehr in die Sache eingeweiht haben. Mofferat gilt sür einen Ehrenmann, der Ihnen keine Genugthnung verweigern wird."

„Aber ich kann mich nicht mit ihm schlagen."

Ich war nahe daran, die Geduld zu verlieren und erhob mich. „Ich werde morgen srüh um neun Uhr zu Ihnen kommen," sagte ich, „bis dahin werden Sie sich hoffentlich genügend beruhigt haben, um wie ein vernünftiger Mensch mit mir zu sprechen. Gute Nacht!"

„Nein, bleiben Sie! Verlassen Sie mich nicht! Ich weiß nicht, was ich ansangen soll, wenn Sie mir nicht beistehen."

„Sehr wohl. Ich bleibe. Seien Sie ruhig. Geben Sie mir Feuer. Stecken Sie sich eine Cigarette an. — So. — Nun sagen Sie mir, weshalb Sie sich nicht mit Mofferat schlagen können."

Er sah mich lange starr an. Seine weitgeöffneten Augen nahmen einen Ausdruck des Entsetzens an.

„Weil ich nicht sein Mörder werden will," antwortete er endlich langsam, jedes Wort sest betonend.

„Sie werden immer unverständlicher."

„Weil ich sicher bin, Mofferat zu tödten, wenn ich mich mit ihm schlage."

Ich zuckte die Achseln und gab deutliche Zeichen von Ungeduld.

„Lassen wir das sür den Augenblick," sagte ich ziemlich übler Laune. „Wir können davon später sprechen. Aber zunächst erklären Sie mir, was vorgesallen ist. Ehe ich das nicht weiß, ist es mir schlechterdings unmöglich, irgend etwas sür Sie zu thun."

Die Geschichte, die mir Stachowitsch nun endlich erzählte, war kurz und durchaus nicht verwickelt. Seit längerer Zeit bereits war das alte, sreundschaftliche Verhältniß zwischen ihni und Mosserat abgebrochen worden. Die beiden jungen Leute waren gegenseitig aus einander eiserstüchtig und beobachteten sich, wenn sie bei Frau von Mauny mit einander zusammentrasen, mit schwer zu verbergendem Uebelwollen. — Vor einigen Wochen hatte Mofferat um die Hand von Fräulein von Massieux angehalten; sein Antrag war von dem jungen Mädchen wie etwas gänzlich Unerwartetes mit Erstaunen und aus das Entschiedenste abgewiesen worden. Seitdem hatte Mofferat das Haus seiner Tante gemieden, aber er hatte Stachowitsch deswegen doch nicht ganz aus den Augen verloren. Er tras mit ihm noch immer ziemlich häusig im Club zusammen. Die Beiden begrüßten sich zwar noch, aber seit geraumer Zeit wechselten sie kein Wort mehr mit einander. Vor einigen Stunden, im Fechtsaal des Clubs, hatte Mofferat seinen ehemaligen Freund plötzlich angeredet und ihn gesagt, ob er einen Gang mit ihm machen wollte. Stachowitsch hatte das, wie srüher, abgelehnt.

„Ich bin mir bewußt, mit ausgesuchter Höslichkeit gesprochen zu haben," — erzählte er weiter — „denn die Absicht, Streit mit Mofferat zu suchen, lag mir sern; aber dieser hatte es augenscheinlich daraus abgesehen,

mit mir anzubinden. Er antwortete mir gereizt, beinahe unhöflich; und als verschiedene andere Mitglieder des Clubs, die dem Austritt beiwohnten, ihn beschwichtigen wollten, ihm geradezu sagten, daß er im Unrecht sei, da Iedermann im Club meine Sonderbarkeit in der Wahl meiner Gegner seit Jahren als etwas vollständig Harmloses dulde, wurde er nur noch heftiger und zuletzt so beleidigend, daß ich mich gezwungen sah, ihn zu ersuchen, seine Worte zurückzunehmen. Er lachte und sagte, er denke gar nicht daran etwas Aehnliches zu thun, und überlasse es mir, seine Worte einzustecken oder dafür Rechenschaft von ihm zu fordern. — Alle Anwesenden gaben ihm einstimmig Unrecht. Einige waren über sein Petragen entrüstet und erklärten unumwunden, daß man ein solches im Club nicht dulden dürste, daß Mofferat mich um Verzeihung bitten oder seiner Ausstoßung gewärtig sein müsse; — aber das Alles ändert an meiner Lage nichts. Ich dars die Beleidigung, die mir zugesügt ist, nicht aus mir sitzen lassen und muß dafür Rechenschaft verlangen. Rathen Sie mir, stehen Sie mir bei." —

Ich antwortete zunächst, daß ich den Versuch machen würde, die Sache beizulegen. „Mosserat wird morgen srüh wol wieder zur Vernunft gekommen sein," meinte ich. „Ich werde ihm klar machen, daß er seinen Rus, seine ganze Stellung eompromittirt, wenn er das Ihnen muthwillig zugesügte Unrecht nicht wieder gut macht. Machen Sie sich nicht vor der Zeit Sorgen; die Sache wird sich wahrscheinlich aus sriedlichem Wege arrangiren; jedensalls übernehme ich es, Ihnen volle Satisfaction zu verschaffen."

Ich begab mich am nächsten Morgen in aller Frühe zu Mosserat. Er erwartete meinen Besuch und gab mir, sobald ich den Zweck meiner Visite angedeutet hatte, die Adresse zweier seiner Freunde, die er, wie er sagte, beauftragt habe, die Angelegenheit in seinem Namen zu reguliren. Ich versuchte, Mofferat zu bedeuten, daß die Sache wol am leichtesten zwischen ihm und mir geordnet werden könne; ich bat ihn, dieselbe mit mir zu besprechen; er entgegnete mir ziemlich kurz angebunden, daß ihn die ganze Geschichte vorläusig nichts mehr angehe, und daß er vorzöge, dieselbe ihren regelmäßigen Gang nehmen zu lassen. Ich zog mich übler Laune von ihm zurück und ging schnurstracks zu seinen Seeundanten.

Mofferat hatte Sorge getragen, mich mit zwei blutjungen Leuten in Verbindung zu setzen, die die ganze Sache wie einen guten Spaß betrachteten und keineswegs geneigt waren, sich denselben entgehen zu lassen. Meine Vorstellungen sanden kein Gehör bei ihnen. — „Aber, verehrtester Herr," wurde mir geantwortet, „so lassen Sie doch die beiden Herren sich schlagen, wenn es, ihnen Vergnügen macht. Wozu Versöhmungsversuche machen? Mofferat ist sest entschlossen, sich nicht zu entschuldigen. Er hat uns dies aus das Bestimmteste erklärt. Er muß am besten wissen, was er zu thun hat. Er hat uns gebeten, seine Zeugen zu sein; wir haben uns dazu bereit erklärt. Wenn Ihr Freund, Gras Stachowitsch, also daraus besteht, Genugthuung von Mofferat zu verlangen, so bleibt nichts mehr zu thun übrig, als die Bedingungen, unter denen das Duell stattdinden soll, sestzustellen. Wir stehen zu Ihrer Versügung."

Ich nahm daraus ein neues Rendezvous mit den beiden jungen Leuten und ging von ihrer Wohnung zu Stachowitsch, um diesem Rechenschaft von dem, was ich gethan hatte, abzulegen.

„Ich wußte im voraus, daß Sie nichts erreichen würden," — sagte er mir, als ich ihm Bericht erstattet hatte — „die Art und Weise, wie Mofferat sich mir gegenüber benommen hat, zeigte mir deutlich, daß er Streit mit mir suchte. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um das Duell zu vermeiden. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sein Blut komme über ihn!"

Stachowitsch sprach ruhig und gesetzt, aber mit einem Ernste, den man bei solchen Gelegenheiten, wenn man ihn auch sühlen mag, doch nur selten zur Schau trägt.

„Es scheint mir, daß Sie die Sache zu tragisch nehmen," sagte ich. „Es handelt sich am Ende doch nur um eine ganz alltägliche Geschichte. Sie sind von einem ungezogenen Menschen beleidigt worden und haben von ihm Satisfaction verlangt, die er Ihnen gewährt. Ein bischen Blut wird bei der Gelegenheit natürlich vergossen werden. Sie scheinen sicher zu sein, daß es das Ihres Gegners sein wird. Ich wünsche es von ganzem Herzen. Iedensalls haben Sie das gute Recht aus Ihrer Seite. Also kaltes Blut!"

Das Duell sand schon am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, im Bois de Vineennes statt. Ich hatte am Abend vorher einige Besürchtung gehabt, daß Stachowitsch sich aus dem Terrain nicht so gut benehmen würde, wie ich dies gewünscht hätte, da er sich in meiner Gegenwart nicht einmal Mühe gab, die große Unruhe, die ihn quälte, zu verbergen. Ans der Fahrt von der Avenue Friedland nach dem Bois de Bineennes überzeugte er mich jedoch, daß meine Besürchtung unbegründet war.

„Sie scheinen anzunehmen," — sagte er — „daß es mir an persönlichem Muthe sehle. Machen Sie sich darüber keine Sorgen, lieber Freund. Ich sürchte nichts sür mich. Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt, und werde Ihrer Freundschaft keine Schande machen."

Stachowitsch' Haltung während des Duells war in der That tadellos: ernst, besonnen, würdig. Als er den Rock und die Weste abgeworfen, das Halstuch gelöst und das Hemd oben am Kragen ausgeknöpft hatte und nun mit dem Degen in der Hand seinem Gegner in edler, männlicher Haltung gegenüberstand, bemerkte ich, daß er niemals so elegant, ja so schön, möchte ich sagen, ausgesehen habe wie in diesem Augenblicke. Mosserat attackirte ihn mit großer Hestigkeit. Stachowitsch begnügte sich lange Zeit damit zu pariren. Nach und nach erwärmte er sich bei der Arbeit und ging zum Angriff über. Mehrere Male schien es mir, als sähe ich die Spitze seines Degens aus Mosserats Brust; aber der Kamps dauerte lange Zeit ohne Resultat sort. Plötzlich ließ Stachowitsch den Degen sinken und trat einen Schritt zurück. Wir eilten aus ihn zu. Er hatte einen tiesen Stich in den Vorderarm erhalten, der die Fortsetzung des Kampses unmöglich machte. Mofferat sah unzufrieden aus. Er wandte sich mürrisch ab und bereitete sich langsam zum Fortgehen vor. Seine Zeugen sragten mit großer Höflichkeit, ob sie von irgend welchem Nutzen sein könnten, und aus meine verneinende Antwort zogen sie sich, wie sie gekommen waren, ties grüßend mit Mofferat zurück.

Der Ausdruck im Gesichte Stachowitschs ist mir unvergeßlich geblieben. Dasselbe war durch Freude gewissermaßen verklärt.

„Gott sei Dank!" sagte er mit tieser Inbrunst, „daß die Sache so geendet hat. Sie wissen nicht, nein, Sie können nicht wissen, welch' ungeheure Last mir vom Herzen genommen ist."

„Es wäre mir viel lieber, und es wäre mehr in Ordnung gewesen," antwortete ich, „wenn Sie dem unliebenswürdigen Freiherrn Eins versetzt hätten. — Aber das ist Ihre Sache; und wenn Sie zufrieden sind, so will ich nicht klagen."

Die Wunde war inzwischen von dem Doctor, der uns begleitet hatte, verbunden worden, und wenige Minuten daraus saßen wir wieder im Wagen und rollten der Avenue Friedland zu.

Während der Fahrt war Stachowitsch von ausgelassener Lustigkeit. Von Zeit zu Zeit versank er in tieses Nachdenken. Die Gedanken, die ihn beschäftigten, schienen angenehmster Natur zu sein, denn ein zufriedenes, ruhiges Lächeln, wie ich es noch gar nicht bei ihm gesehen hatte, lagerte sich dabei über seine Züge.

„Es ist mir, als sei ich aus einem bösen Traume erwacht," sagte er. — „Also Alles war nur eitles Gebilde meiner Phantasie! Und nun bin ich bei Sinnen, bin ein Mensch wie andere; dars wie diese hoffen glücklich zu werden.... Heute noch halte ich um Mariens Hand an. Sie wird mir nicht verweigert werden. Ietzt bin ich nicht mehr mißtrauisch; jetzt hoffe ich alles Gute. — Aus heute Abend, lieber Freund! Gratuliren Sie mir. Ich bin ein glücklicher Mensch!"

„Ein sonderbarer Kauz bist du," dachte ich; aber ich hatte nicht die Absicht, seine Freude zu trüben und sagte ihm: „Aus Wiedersehen!" nachdem ich ihn wohlbehalten bis vor seine Thüre geleitet hatte. —

IV.

Stachowitsch war der verlobte Bräutigam von Marie von Massieux und schien übergücklich. Er war wie umgewandelt. Seine alte Schwermuth, deren Grund mir ein Geheimniß geblieben war, hatte einer lauten, ausgelassenen Frende Platz gemacht. Ich konnte nicht umhin, mich darüber etwas zu wundern. Stachowitsch hatte, meiner Meinung nach, kein außerordentlich hoch gestecktes Ziel erreicht, und sein Iubel über den von ihm errungenen Erfolg erschien mir übertrieben. Marie von Massieux war in der That ein hübsches, gutes Mädchen; und da sich Stachowitsch einmal in sie verliebt hatte, so vergönnnte ich ihm gern, des Glückes, sich von der Geliebten wiedergeliebt zu wissen, sroh zu sein; aber mir sowol wie Allen, die Stachowitsch und seine Braut kannten, war es seit Monaten klar gewesen, daß das junge Mädchen nur gesragt zu sein verlangte, um zu dem Antrage, ob sie Gräsin Stachowitsch werden wolle, „ja" zu sagen; es wunderte mich, daß mein Freund, dem es sonst an Scharsblick und Menschenkenntniß durchaus nicht sehlte, sich so hatte täuschen können, um nun durch die erlangte Zustimmung vollständig überrascht zu erscheinen.

„Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt," sagte er mir wol zwanzig Mal, und ich konnte daraus nur antworten: „Das sreut mich; aber ich glaube, es hätte nur von Ihnen abgehangen, vor mehreren Monaten bereits ein so beneidenswerther Sterblicher zu werden."

Stachowitsch sah mich, als ich dies sagte, an, als ob er mir etwas anvertrauen wolle; er besann sich jedoch eines andern und schwieg; und

Nord und Lud, N, 5. 18

ich verließ ihn, ohne über sein neues Glück ausgeklärter zu sein als über sein altes Unglück.

Mofferat war seit dem Duell von Paris verschwunden. Ich ersuhr zusälligerweise, daß er eine Reise nach Griechenland unternommen habe.

„Ich wünsche ihm alles nur denkbar Gute," sagte Stachowitsch, als ich ihm von seinem abwesenden Gegner und besieigten Rivalen sprach, „denn ich verdanke ihm all' mein Glück."

„Es gesällt Ihnen wieder einmal, in Räthseln zu sprechen," entgegnete ich. „Was hat Mofferat mit Ihrem Glücke zu thun gehabt?"

Stachowitsch nickte daraus geheimnißvoll lächelnd, als wolle er sagen: „Das weiß ich allein; aber verlassen Sie sich daraus, daß ich Recht habe," — und! die Unterredung endete, wie viele ähnliche Unterredungen mit Stachowitsch geendet hatten, d. h. ich sragte mich, als ich ihn verlassen hatte, ob es mit seinem Verstande auch wol ganz richtig sei.

Ich mußte mir dieselbe Frage wenige Tage später von Neuem stellen. — Ich begab mich nämlich eines Abends gegen 10 Uhr zu Stachowitsch, um ihn abzuholen. Wir hatten uns vorgenommen, zusammen zu seiner Schwester, der Gräsin Villiers, zu gehen. Stachowitsch' Diener öffnete mir die Thür und ließ mich sodann, da ich ein häusiger Gast war, unangemeldet in den Salon treten. Derselbe war leer. Ich durchschritt das mit einem dicken Teppich belegte Gemach geräuschlos und wollte soeben durch die offene Thüre schreiten, die in Stachowitsch' Schlaszimmer sührte, als ich aus der Schwelle wie gebannt stehen blieb.

Aus dem Kamin, über dem sich ein großer Spiegel erhob, brannten zwei Lampen, die helles Licht verbreiteten; und vor dem Spiegel stand, ganz wunderliche Grimassen schneidend, mein armer Freund Boris Stachowitsch. Er blickte sich starr, ängstlich sorschend, an. Es war derselbe Blick, den er im Eisenbahnwagen aus den Mörder Böchouard geworfen hatte. Dann trat er einige Schritte zurück, so daß sein Spiegelbild etwas undeutlicher wurde. Er blinzelte dabei mit den Augen und zog die Mundwinkel nach unten, wie Iemand, der seinem Gesichte einen alten grämlichen Ausdruck geben will. Aber der srische Mund mit den rotheu Lippen blieb der eines jungen Mannes. Daraus näherte er sich dem Spiegel wieder und ich sah zu meinem größten Erstaunen, daß er sich mit einer kleinen Stange Kohlenstist Falten aus die Stirn und um die Mundwinkel zeichnete. Dann betrachtete er sich wieder ausmerksam, ängstlich. Mir wrnde ganz unheimlich zu Muthe. Ich zog mich aus den Fußspitzen wieder bis zur Eingangsthüre des Salons zurück und, nachdem ich mich dort einen Augenblick gesammelt hatte, rüttelte ich laut an der Klinke, öffnete die Thür, schlug sie dann wieder zu und ries von dem Platze aus, aus dem ich stand, Stachowitsch bei seinem Namen.

„Eine Seeunde, lieber Freund," antwortete er mit ruhiger Stimme. „Ich stehe sosort zu Ihren Diensten. Nehmen Sie ein Buch."

content-0214.png

Er schloß die Thüre des Schlaszimmers, ließ mich einige Minuten allein und gesellte sich sodann mit demselben zusriedenen Gesichte, das er seit seiner Verlobung zeigte, zu mir.

Mir brannte es aus der Zunge, ihn um Ausklärung über sein sonderbares Gebaren zu bitten; aber eine gewisse Scheu, mich in ein Geheimniß zu drängen, das er mir verbergen wollte, legte mir Schweigen aus.

An der Ecke der Avenue Friedland und des Faubourg St. Honorü nahmen wir eine Droschke.

„Das ist eine gute Nummer,“ sagte ich, den kleinen Zettel lesend, den mir der Kutscher beim Einsteigen übergeben hatte, „Nr. 1881.“

„Weshalb?“ sragte Stachowitsch.

„Weil sie durch 9 theilbar ist.“

Stachowitsch sah mich sragend an.

„Es ist eine Manie von mir,“ suhr ich sort, „mir die Nummern der Droschken, in denen ich sahre oder die Nummern der Häuser, in die ich trete, genau anzusehen. Geht die Zahl 9 in diesen Nummern aus, so bin ich zusrieden. Ergibt die Totalsumme der einzelnen Zahlen dagegen 13, wie z. B. die Zahl 9112, so bin ich verdrießlich. Ich besuche Freunde, die sich einer guten Hausnummer ersreuen, lieber als solche, die eine schlechte haben. Es ist mir eine Beruhigung, durch Ihre Straße, die Avenue Friedland, zu gehen, weil es dort keine Nummer 13 gibt. Die Häuser solgen sich: II, 11““, 15. — Ein weiser Mann, der Mann in 11““! Ich kenne ihn nicht; aber er gesällt mir.“

Stachowitsch hörte mir mit dem allergrößten Ernste zu,

„Glauben Sie wirklich an solche Sachen?“ sragte er.

Ich wußte nicht, ob er scherzte, und antwortete ebenso ernsthas, wie er gesprochen: „Natürlich glaube ich daran.“

„Dann gehvren Sie wahrscheinlich auch zu den Leuten, die vor dem Freitag Furcht haben, und z. B. an diesem Tage keine Reise antreten oder kein neues Geschäst beginnen wollen?“

„Nein,“ antwortete ich, als ob es sich um eine ernste Frage handelte, „das wäre Aberglauben. Aber eine kleine harmlose Gewohnheit, die man sortwährend leicht besriedigen kann, trägt viel zum täglichen Vergnügen bei. Ich habe mir deshalb die Zahlenmanie angeschasst und eultivire dieselbe seit lahren mit großer Beharrlichkeit.“

„Geben Sie das aus,“ unterbrach mich Stachowitsch mit einem Eiser, der mich laut lachen machte. — „Sie spielen da ein gesährliches Spiel. Glauben Sie mir! Ich spreche aus trauriger Ersahrung.“

„Im Ernste?“

„Im vollsten Ernste.“

„Nun da kann ich Ihnen nur ebenso ernsthas erwiedern, daß Sie mir wieder einmal unverständlich sind. Welche Gesahr kann mir oder einem Mitmenschen daraus erwachsen, daß ich Droschke 999 der Droschke 13 vorziehe, und lieber in einem Hause Nr. 18 als Nr. 49 wohne?“

„Jede Manie dieser Art ist gesährlich; — mania — mauiaeu8! Traurige Worte! Sobald Sie den Weg der Vernunst verlassen, sind Sie aus dem Wege zum Wahnsinne.“

Ich wollte das Gespräch nicht weiter sortsetzen. Die Wendung, die dasselbe genommen hatte, kam mir lächerlich vor. Ich sagte: „Ia, ja, da haben Sie in der That ganz Recht,“ — die beste Antwort nach meiner Ersahrung, um einer unsprießlichen Unterhaltung ein Ende zu machen — und wir sprachen daraus von etwas Anderem. Ich war übrigens nicht mehr zum Scherzen ausgelegt. Ich konnte mich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, wenn ich meinen Freund von Wahnsinn sprechen hörte und an den Austritt vor dem Spiegel dachte, dessen Zeuge ich soeben gewesen war.

Der peinliche Eindruck, den dieser Abend aus mich hervorgebracht, hatte sich übrigens bald wieder verwischt. Stachowitsch hatte seitdem nichts Absonderliches gethan, und ich war geneigt zu glauben, daß ich einer Spielerei beigewohnt hatte. Es gibt Menschen, aus die das eigene Spiegelbild einen ganz eigenthümlichen Einsluß ausübt, und die Angesichts desselben allerlei Thorheiten zu begehen im Stande sind. Ich erinnerte mich, Leute gesehen zu haben, die sich im Spiegel zulächelten oder zunickten; die vor demselben schmachkende, zornige, traurige, entrüstete Mienen annahmen. Stachowitsch war der größte Narr aus diesem Gebiete, der mir begegnet war. Das war Alles, so meinte ich. Ich wollte der Sache keine Wichtigkeit beilegen und vergaß sie.

Die Verheirathung meines Freundes sollte am 3. Juni stattsinden. Wir waren nun in den letzten Tagen des Monats Mai. Die Abende waren lau und schön. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, Stachowitsch' der häusig bei der Tante seiner Braut aß und von dort nach dem Essen nach Hause ging, zwischen zehn und els Uhr abzuholen, um vor dem Schlasengehen einen Spaziergang in den Champs Elyftes mit ihm zu machen. — Eines Abends, als ich zur gewöhnlichen Stunde bei ihm erschien, theilte mir der Diener mit, sein Herr sei ausgegangen, lasse mich aber inständigst bitten, aus ihn zu warten, da er mich jedensalls noch heute sprechen müsse. — Ich meinte, es handele sich um die Aussühhung irgend eines aus seine nahe bevorstehende Hochzeit bezüglichen Austrages, und da ich nichts Besonderes zu thun hatte, so nahm ich ein Buch vom Tische, wars mich in einen Sessel und begann zu lesen. Das Zimmer war hell erleuchtet; die Fenster standen offen; man konnte aus denselben die Bäume und Laternen der Avenue Friedland sehen und sogar das laute Sprechen einiger Vorübergehenden vernehmen. Alles um mich her war so wenig unheimlich wie möglich, und ich besand mich durchaus nicht in der Stimmung, um mich durch irgend etwas Phantastisches erschrecken oder beeinflussen zu lassen. Aber plötzlich stieß ich einen Schrei des Entsetzens aus. Vor mir stand, bleich wie der Tod, zitternd, die Augen sieberhas leuchtend, mein Freund Boris Stachowitsch.

„Lesen Sie! Lesen Sie!“ sagte er mit heiserer Stimme, ohne mir Zeit zu geben, eine Frage an ihn zu richten. Und er hielt mir eine zerknitterte Abendzeitung vor die Augen.

Ich sah ihn anstatt des Blattes an.

„Was sehlt Ihnen, Stachowitsch?“ ries ich.

„Lesen Sie!“ wiederholte er, „hatte ich Recht? O! meine surchtbare Ahnung!“

Ich nahm die Zeitung und las die Zeilen, aus die er mit zitternden Fingern wies. Es war eine kurze Depesche der Agenee Hanns. Sie lautete wie solgt:

„Man meldet uns aus Athen, daß der Freiherr Gaston von Mosserat während eines kleinen Ausfluges in der Umgegend von Athen von Banditen übersallen, ausgeplündert und ermordet worden ist. Die Identität der Leiche ist vom sranzösischen Consul eonstatirt worden. Der Freiherr von Mofferat ist durch einen Stich in die Brust getötet worden. Die Polizei wendet alle ihr zur Versüigung stehenden Mittel an, um die Thäter dieses abscheulichen Verbrechens zu ermitteln.“

„Das thut mir wirklich sehr leid,“ sagte ich, „der arme junge Mann!“

„Ich wußte, ich wußte, daß Mofferat durch einen Stich in die Brust sterben würde,“ unterbrach mich Stachowitsch.

Ich sah ihn erstaunt an. Ich mußte daran denken, daß Stachowitsch einen so entschiedenen Widerwillen gezeigt hatte, sich mit Mofferat zu schlagen, daß er mir damals gesagt hatte, er wolle Mofferat nicht gegenüber stehen, weil er sicher sei, ihn zu todten. Die ganze Geschichte wurde mir etwas unheimlich. Aber ich sagte mir doch auch sosort wieder, daß es sich nur um eine absonderliche Coineidenz handeln könne, und daß es Stachowitsch gegenüber meine Pslicht als älterer und besonnener Freund sei, ihn zu beruhigen und den Versuch zu machen, ihm Ausklärung zu verschassen. Ich drang deshalb in ihn, sich mir anzuvertrauen und nach einiger Zeit gelang es mir, ihn zum Sprechen zu bringen. Er zeigte dabei große Ausregung: bald setzte er sich; dann sprang er wieder aus und lies unruhig im Zimmer aus und ab; er gestieulirte lebhas; er sprach so laut, daß ich die Fenster schloß, da ich meinte, man müsse ihn von der Straße aus hören können. Auch sprach er nicht etwa in zusammenhängender, logischer Weise. Er sprang im Gegentheil von einem Gegenstand zum andern. Ansänglich war er mir unverständlich; nach und nach erst gelang es mir, den Faden seiner verwirrtten Erzählung zu sinden und ihm an diesem bis zu Ende zu solgen. Viele seiner Worte sind mir im Gedächtmß geblieben; aber um seine Erzählung verständlich zumachen, muß ich dieselbe hier so wiedergeben, wie sie sich mit der Zeit in meinem Geiste als ein Ganzes gestaltet hat.

Dies ist die Geschichte meines Freundes Boris Stachowitsch: „Ich saß eines Tages, während eines großen Diners, neben einem schönen jungen Mädchen. Ihre Glieder waren von edelster Symmetrie. Ich erinnere mich nicht, jemals schönere Schultern, Arme, Hände, Füße gesehen zu haben. Sie hatte klare, kluge, große Augen, einen rosigen Mund. Die Augenbrauen waren so sein, so regelmäßig in ihren Linien, so vollendet schön, als hätte ein großer Künstler sie gezeichnet; die langen, dunkeln Wimpfern verliehen den Augen, wenn sie den Blick niederschlug, einen wunderbaren Reiz. — Ich war vou ihr wie bezaubert und unterhielt mich eisrig mit ihr. Sie lauschte mit sichtlichem Vergnügen und verstand es, immer zur rechten Zeit ein Wort zu sagen, welches der Unterhaltung neues Leben, neuen Reiz verlieh. Manchmal sah sie mich schelmisch lächelnd, ausmunternd, dann wieder mit beinah seierlicher Ausmerksamkeit an, als präge sie sich jedes Wort, das ich ihr sagte, sür immer in das Gedächtniß. Einigemale schlug sie den Blick träumerisch aus und saß regungslos, stumm da, als ob ihr Geist sie in himmlische Sphären hinübergetragen habe; dann senkten sich die Augen ganz langsam wieder zur Erde und verbargen sich hinter dem dichten Schleier ihrer dunkeln Wimpfern. — Nach Tische wurde sie von unsrer Wirthin ausgesordert, sich an das Clavier zu setzen. Sie ließ sich nicht nöthigen und spielte mit der Unbesangenheit und sichern Fertigkeit einer Künstlerin. Dann sang sie. Sie hatte eine prachtvolle, vorzüglich ausgebildete Stimme, — Die Anwesenden umringten sie, gratnlirten ihr, bedankten sich sür den Genuß, den sie ihnen bereitet. Sie hörte bescheiden lächelnd zu und hatte ein Wort des Dankes sür Iedermann, der sie anredete. Ich verlor sie nicht eine Seeunde aus den Augen. — Da sah ich, wie sie sich plötzlich aus dem Kreise ihrer Bewunderer entsernte und sich zögernden Schrittes einer ältern Dame näherte, die dem Clavier gegenüber an der Wand des großen Salon Platz genommen hatte, und um die sich Niemand sorderlich zu kümmern schien.

Das Gesicht dieser Frau, die ganze Erscheinung hatte etwas mir Bekanntes; aber ich konnte mir nicht klar machen, was dies sei. — „Wo habe ich diese Gestalt doch schon einmal gesehen?“ sragte ich mich. Ich sah sie ausmerksam an. Die Frau hatte ein mir unangenehmes, sast widerliches Aeußere. Sie war nicht etwa häßlich. Sie sah böse, kalt, grausam aus. Sie war groß und mager. Sie trug ein dunkles, einsaches Kleid. Ihre Hände, die in schwarzen, glänzenden Handschuhen staken, waren winzig klein. Das spärliche, aber noch nicht ergraute Haar, war in schlichtester Weise geordnet, Ihre Haut war von wächsemer Farbe und spröde, vertrocknet wie die einer Mumie. Die aussallend hellen blauen Augen blickten ausmerksam, Alles sehend, unheimlich klug aus tiesen Höhlen hervor. Die Lippen waren schmal, blutlos, sest zusammengepreßt. „Hui!“ sagte ich mir; „welch' ein abstoßendes Weibsbild! Die Frau hat gewiß ein steinernes Herz.“ — Ietz, hob sie die Augen aus und blickte sinnend nach der Decke. — „Ich kenne doch dies Gesicht! Wo habe ich es gesehen?“ — Nun senkte sich der Blick wieder; die Augen wurden unsichtbar, schlossen sich wie zum Schlase.

„Wer ist die Dame, mit der Fräulein Olga M ... in diesem Augenblicke spricht?“ Ich richtete diese Frage an einen ältern Herrn, einen Freund meiner Familie und des Hauses, in dem ich Gast war.

„Das ist die Mutter Ihrer Tischnachbarin, die Gräsin M ...“

Ich war wie versteinert. „Ist es möglich!“ ries ich aus, „daß ein so reizendes Mädchen eine so abscheuliche Creatur zur Mutter haben kann?“

Mein Freund lächelte. „Ich habe die Gräsin als junges Mädchen gekannt,“ sagte er, „da nannten wir sie «die schöne Natalie». Sie war unvergleichlich schöner als Olga, ihre Tochter. Und so klug! so amüsant! Ieder junge Mann, der sich ihr näherte, wurde in ihre Netze verstrickt. Ich selbst bin sterblich in sie verliebt gewesen. — Ia, Natalie verstand es zu sprechen, zu singen, zu spielen und zu liebäugeln. Ihr Vater, mein lieber Boris, war nahe daran, sich das Leben zu nehmen — vor seiner Verheirathung selbstverständlich —, weil sie nichts von ihm wissen wollte. Ihre Fran Mutter kennt die Geschichte und hat meinen alten Freund ostmals darüber ausgelacht. Er, ebensowenig wie ich, waren jedoch gut genug sür das hochsahrende Mädchen. Sie hatte es aus den reichen M... abgesehen; und dieser mußte sie auch schließlich heirathen. Sie hat ihm in süns lahren drei Kinder geboren und ihn in sechs lahren zu Tode geärgert. Von ihren Töchtern sind zwei gut unter die Haube gebracht. Die jüngste, Olga, ist noch zu haben. Wenn Sie meinem Rathe solgen wollen, Boris, so bekümmern Sie sich nicht um sie. Olga gleicht ihrer Mutter, als diese achtzehn Jahre alt war. Sie hat dasselbe Lächeln; sie weiß die Augen zu verdrehen, wie die Alte es verstand; sie ist ebensalls sehr klug. Passen Sie aus! Sehen Sie doch! Dieselben hellen Augen bei Mutter und Tochter; derselbe Blick nach Oben und nach Unten; dieselben kleinen Hände und Füße, dieselbe Stirn, dieselbe lange Oberlippe. Bei der Mutter ist jetzt Alles schar, und eckig, was bei der Tochter noch abgerundet schön ist. Aber lassen Sie die Zeit nur arbeiten. Sie wird an Ihrer Olga nagen, wie sie an meiner Natalie genagt hat; und in dreißig lahren kann jene grade so aussehen wie diese heute. Txperto ereäe Noderto! Gute Nacht, Boris! Träumen Sie nicht von der schönen, bezaubernden Olga; träumen Sie lieber von dem jungen Mädchen dort in Rosa, das ganz still und eingeschüchtert neben ihrem sreundlich lächelnden, behäbigen Mütterchen sitzt. Sie hält sich mit ihren rothen Händchen an dem Kleide der Mutter sest, als sürchte sie, hier im Salon verloren zu gehen. — Olga kennt keine Furcht.“

Ich zog mich in eine entlegene Ecke zurück, um über das Gehörte nachzudenken. Ich habe scharse Augen, und ich konnte Olgas Züge aus der Entsernung grade ebenso genau mustern, als ob sie noch neben mir gesessen hätte. Ia, in der That, ich erkannte es jetzt deutlich: sie sah ihrer Mutter sehr ähnlich; nicht etwa aus den ersten Blick, aber sobald man ihre Züge im Geiste der Schönheit der Iugend beraubte. Wie schar, beängstigend konnten die klugen Augen blicken! Wie streng erschien der Mund mit den schmalen Lippen, sobald ich das Lächeln, das jetzt aus demselben schwebte, davon verscheuchte. — „So wird also die schöne Olga in dreißig lahren aussehen,“ dachte ich bei mir, indem ich aus die Mutter blickte. Mir schauderte plötzlich vor dem Mädchen, das noch vor einer Stunde meine Sinne berückt hatte. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Gedanke an meines Vaters Mutter und deren uralte Schwester, die damals noch lebte, plötzlich in mir ausstieg. Die beiden greisen Frauen sahen sich zum Verwechseln ähnlich; und doch hatte ich meinen Vater oftmals sagen hören, daß seine Mutter in der Iugend schön, seine Tante dagegen häßlich gewesen sei. Allerhand euriose Gedanken gingen mir durch den Kops: von der unveränderlichen Beständigkeit der ursprünglichen Form eines jeden Menschen, die durch Aeußerlichkeiten, durch die Iugend, durch Kummer oder Freude, durch Wohlleben oder Elend verdeckt, eine Zeit lang verborgen werden kann, aber nach und nach aller Gewänder, alles salschen

Schmucks entledigt wird und einem entblätterten Baume gleich, im Alter, in ihrer häßlichen oder schönen nackten Wahrhaftigkeit wieder hervortritt. — Ich verließ meine Ecke und begab mich in das gesellschastliche Gewühl. Ganz anders erschienen mir jetzt die Gestalten, die mich umgaben! Plötzlich stand ich neben Olga. Ihre Augen winkten mir sreundliches Willkommen zu.

„Was. macht Sie so träumerisch blicken, Herr Philosoph?“ redete sie mich an. „Geben Sie mir Ihren Arm und sühren Sie mich in ein kühles Gemach. Ich erstickte hier.“

Sie stellte sich, ohne meinen Arm zu verlassen, an ein offenes Fenster; sie wandte die klaren großen Augen dem besternten Nachthimmel zu und blieb, das junge Antlitz durch süße Schwermuth verklärt, lange unbeweglich stehen. Ich sühlte ihr Herz pochen; ein tieser Athemzug, ein Seuszer hob die wundervolle Brust. Und ich wußte mit absoluter Gewißheit, daß dies alles Lüge sei: Lüge das träumerische Auge, der lächelnde Mund, das zutrauliche Wort! Lüge jeder Schlag des salschen Herzens! Ich sah sie, während sie neben mir stand, nicht mehr wie sie damals erschien, sondern wie sie in dreißig Jahren in Wahrheit sein würde. Ich malte mir einen jeden ihrer Züge aus. Es waren genau die ihrer Mutter, der Frau mit den bösen, kalten Augen, mit dem grausamen Munde. — Abscheu ergriff mich. Mich schauderte. Ich ließ den Arm des jungen Mädchens sallen und trat einen Schritt zurück.

„Was sehlt Ihnen?“ sragte sie verwundert. „Sie sind bleich geworden.“ Ich konnte in dem Augenblicke nicht heucheln und salsche Worte der Entschuldigung suchen. „Mir graut vor Ihnen,“ slüsterte ich. Erst nachdem das Wort gesprochen war, und ich es gehört, legte ich mir Rechenschast ab von dem, was ich gesagt hatte. Sie lachte laut aus; sie mußte glauben, ich scherze. — Ich aber ließ sie stehen und eilte aus dem Hause sort, meiner Wohnung zu.

Von jenem Tage begann ein anderes Leben sür mich. Meine Unbesangenheit war dahin. Ich konnte mich nicht entwehren, Iedermann, den ich kannte, ja jedes neue Gesicht, das an mir vorüberging, mit einer mir bis dahin sremden Ausmerksamkeit zu mustern. Iunge Leute im Besonderen interessirten mich. Tras ich sie in Gesellschaft ihrer Eltern, so konnte ich die Augen nicht mehr von ihnen abwenden. bis es mir gelungen war, das junge, srische, lebenslustige Antlitz in das müde, scharse, abgelebte, strenge oder traurige Gesicht des Vaters oder der Mutter zu metamorphosiren. Die junge, rosige Haut vertrocknete so zu sagen unter meinem Blicke und schrmpfte zusammen; oder spannte sich in glänzender Feistheit; der lächelnde, srische Mund erschlaffte, die Augen wurden trübe. — Die Sucht, das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu ersorschen, wurde zur krankhasten Manie bei mir. Ostmals bereitete mir dieselbe große Unannehmlichkeiten: sremde Leute stellten mich darüber zur Rede, wollten wissen, weshalb ich sie oder Verwandte von ihnen anstare. Ich wurde in manchen Streit verwickelt, mußte Entschuldigungen vorbringen, ja, mußte mich mehr als einmal schlagen. Ich nahm mir hundert Mal vor, mich von meiner ungeselligen Eigenthümlichkeit zu heilen; aber sie war bereits stärker geworden als mein Wille und beherrschte mich mehr und mehr. — Ich stellte mir Ausgaben: ich suchte im Theater oder im Coneerte nach einem jungen, unbekanntem Gesichte; dann verwandelte ich dasselbe in meinem Geiste in das alte, in das „typische“ Gesicht. Daraus wandte ich Künste und Mühe an, als gelte es, ein werthvolles Gut zu erwerben, um die Elern des jungen Mannes oder Mädchens kennen zu lernen. Zu Ansang stellte sich ost heraus, daß ich das zukünftige Gesicht salsch gezeichnet hatte; daß der Vater oder die Mutter des von mir beobachteten Individunms dem Bilde meiner Phantasie gar nicht ähnlich sahen. Dann suchte ich nach dem Grunde meines Irrthums, und in den meisten Fällen sand ich ihn. Ich bildete mir Regeln; ich entdeckte seste Gesetze, nach denen sich das junge Gesicht in das entsprechende alte verwandeln mußte. Mit der Zeit brachte ich es zu einer beinahe vollkommenen Fertigkeit in der peinigenen, unnützen Arbeit, der ich mich, sobald ich neue Gesichter sah, unterzog. Ein einziger scharser Blick genügte mir, um das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erkennen. Daher meine unüberwindliche Antipathie gegen gewisse Leute; meine schnell wachsende ausrichtige Freundschast sür andere.

Ich lebte nur kurze Zeit in diesem Stadinn, das meiner Lehrzeit, wenn ich so sagen kann, unmittelbar solgte. Nachdem ich in meiner traurigen Kunst Meister geworden, nachdem ich ganz sicher war, aus einem jeden Gesichte das zukünftige „typische“ Gesicht eonstruiren zu können, mußte es mir aussallen, daß einige Gesichter sich ganz unerklärlicher Weise als gewissermassen „resraetär“ erwiesen. Ich konnte mir die größte Mühe geben, es war mir unmöglich, dieselben zu altern.

Eines dieser widerspänstigen Gesichter war das meines nur wenige Jahre älteren Bruders; ein anderes das eines jungen Mädchens, einer Freundin meiner Schwester, die ich täglich im Hause meiner Eltern sah, und die ich im Geheimen anbetete.

„Wie kommt es,“ sragte ich mich, „daß ich diese beiden Menschen nicht alt machen kann?“ — Ich bedeckte mir die Augen mit der Hand und grübelte und sann. Dann erblickte ich die Beiden bleich, mit geschlossenen Augen — aber die jugendlichen Züge unverändert.

Bald daraus sah ich sie als Leichen, gerade wie ich sie mit meines Geistes Augen erkannt hatte, leibhastig vor mir liegen. Sie waren bei einer Wassersahrt verunglückt, ertrunken.

Mein tieser Schmerz über den Verlust des geliebten Bruders und der Geliebten meines Herzens wurde durch die Entdeckung meiner unheimlichen Sehergabe beinah bis zum Wahnsinn gesteigert. Ich erkrankte. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Sterben. Ich genas von dem Fieber, das mich dem Tode nahe gebracht hatte; aber die alte, suchtbare Krankheit, an der ich bereits seit zwei Jahren litt, war nicht geheilt.

Ich zog mich ein ganzes Jahr lang aus ein von der Hauptstadt entserntes Landgut zurück. Ich lebte dort in beinah vollständiger Einsamkeit. Meine Diener waren alte Leute mit guten Gesichtern, oder deren Kinder. Ich hatte dieselben unter den Leibeigenen meines Vaters mit größter Sorgsalt ausgesucht. Außer ihnen durste mir Niemand nahen; ich wollte Niemand sehen.

Eines Tages brachte mich tödtliche Langeweile aus den unglücklichen Gedanken, mein eigenes Gesicht demselben Examen zu unterwersen wie alle andern Gesichter, denen ich im Leben begegnete. Ich konnte mein Gesicht nicht alt machen. Ich sah es mit glänzenden Augen, mit hohlen Wangen und bleicher Stirn — aber ich sah es jung, unzweiselhast jung. — „Ich werde wie Alexis und Sophie eines srühen Todes sterben,“ sagte ich mir, und ich war darüber nicht einmal traurig. Das Leben war mir zur Last, und ich zählte kaum zwei und zwanzig Jahre.

Als der zweite Winter wiederkam, wurde ich der erdrückenden Einsamkeit müde. Ich begab mich aus wenige Tage nach Moskau und von dort nach Paris. Ich wollte versuchen, des kurzen Lebens, das ich vor mir sah, noch einmal sroh zu werden; ich wollte auch meine Schwester, die Gräsin Villiers, vor meinem Tode wiedersehen.

content-0215.png

Nach wie vor beobachtete ich alle neuen Gesichter, die während der langen Reise an meinen Augen vorüberzogen. Es war mir nun gradezu unmöglich geworden, ein Gesicht anders, als in seiner normalen, zukünftigen Form zu sehen. Ich gewöhnte mich daran. Ich lebte so zu sagen in Gesellschast alter Leute, die jugendliche, sür mich aber vollständig durchsichtige Masken trugen. Ich erkannte dahinter mit Leichtigkeit ihre wahren Gesichter. Einige waren gesällig, gut. An die Eigenthümer solcher Gesichter schloß ich mich gern an. Andere waren abscheulich. Diese vermied ich einsach, wie ich unangenehme Menschen in der Gesellschast zu meiden pflegte. Man hielt mich sür launenrast; man nannte mich einen Sonderling. Ich mußte es mir gefallen lassen.

Aber meine Krankheit, denn als solche erkannte ich meinen Zustand wol, sollte noch neue, erschreckliche Fortschritte machen. Ich eonstatirte dies zum ersten Male aus der Reise nach Paris.

Als der Zug, in dem ich mich besand, Verviers verlassen hatte, trat ein Schassner in das Coupö, um die Bilete der Reisenden in Augenschein zu nehmen. Er hatte ein „resraetäres“ Gesicht. Ich sah den in meinem Geiste zu srühem Tode Verurtheilten mit Interesse und Bedauern an, als ich ganz plötzlich, ganz deutlich einen breiten, rotheu Strich, einer suchtbaren Wunde ähnlich, aus seiner Stirn erblickte. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden so lange er in unserm Coupö war, und beobachtete ihn aus allen Stationen, wo wir anhielten. Es war ein hübscher, gewandter junger Mann, der überall unter den Eisenbahnbeamten Freunde zu haben schien, mit denen er sich während des Ausenthaltes bis zum letzten Augenblicke zu unterhalten pslegte. Er ließ den Zug gewöhnlich ruhig absahren, lies daneben her, bis er seinen Wagen erreicht hatte und sprang dann mit Sicherheit und Leichtigkeit aus das Brett, das außerhalb der Wagen zum Ein- und Aussteigen angebracht ist.

In St. Quentin hatte der Mann sich etwas verspätet. Ich beobachtete ihn vom Fenster meines Coupös aus. Nur mit Anstrengung aller Kräfte, in wüthendem Lause erreichte er uoch den letzten, schnell davon eilenden Wagen. Ich sah ihn springen und das Brett mit den Füßen berühren. Seine Hand griff uach einem Halt, ohne ihn zu sinden. Er taumelte — siel. Ich hörte einen kurzen Schrei. Gleich daraus psiff die Loeomotive und hielt an. Mehrere Schaffner sprangen aus den Wagen und liesen einige hundert Schritte zurück — . und nach wenigen Minuten brachten sie ihren todtten Kameraden herangeschleppt. — Er war mit dem Gesichte aus die Schienen gesallen und hatte sich den Schädel zerschlagen. Aus seiner Stirn sah ich eine klaffende, blutige Wunde.

Sollte ich dies Alles sür leere Hirngespinnste halten? — Ich konnte es nicht mehr, obgleich meine Vernunst noch nicht ganz unterlegen war, obgleich sie sich noch immer sträubte, das Uebernatürliche, das Unvernünstige als positive Wahrheit anzunehmen, — War es Zusall, daß mir meine Einbildungskrast, mein geistiger Blick drei Personen, während sie noch lebend waren, grade so ausgemalt hatte, wie ich sie bald daraus als Leichen vor mir sehen sollte? — Ein Anderer mochte dies behaupten, mochte über meine Anschaungen die Achsel zucken und sie als pathologische Symptome bezeichnen; ein Anderer durste der Meinung sein, daß meine durch sortwährende Ausregung überreizte Phantasie Bilder erzeuge, von deren eigenthümlichen Formen sich mein Verstand nicht mehr klare Rechenschast ablegte, so daß ich das, was ich sah, bereits srüher gesehen zu haben glaubte — ich selbst konnte mir nicht so beruhigenden Bescheid geben. Nein, ich mußte eonstatiren, daß es Menschen gab, denen ich unbegreislicher, nnerklärlicher, schrecklicher Weise den nahe bevorstehenden Tod ansah; ja, denen ich ansah, wie sie als Leichen aussehen würden. — Ich sah den Mörder Böchouard, in der Eisenbahn, lebend, mit todtten, weißen Augen neben mir sitzen; ich sah Mosserat, so ost ich ihn mit meinen inneren Augen beobachtete, mit einer tödtlichen Wunde in der Brust.

Nach dem Duell mit meinem unglücklichen Freunde glaubte ich zu neuem Leben zu erwachen. Es war bei mir zur sixen Idee geworden, daß ich ihn tödten würde, wenn ich ihm jemals mit einem Degen in der Hand seindlich gegenüber stände. — Das Duell hatte stattgesunden. Er hatte mich verwundet; ich segnete ihn in meinem Herzen dasür. Wenn ich mich einmal getäuscht hatte, sagte ich mir, wenn meine geistigen Augen nicht unsehbar waren, nun, so konnten sie sich hundert Male täuschen, so verlor Alles, was ich mit ihnen zu sehen glaubte, seine Realität. Traumgebilde waren es, dunkele Erzeugnisse einer kranken Phantasie, die der helle Tag verscheuchte, die die klare Vernunst zu Nichte machte. So dachte ich — und ich war glücklich. Ich gab mir Mühe so„und nicht anders zu denken. Ich wollte nun so gern glücklich sein. Das Leben erschien mir wieder so schön! Ich hoffte, dasselbe noch lange Jahre in Freuden und Frieden genießen zu können ... So war es gestern; so war es noch vor wenigen Stunden . . . Jetzt ist all' mein Glück dahin! — Ich weiß, daß Gaston ermordet worden ist; daß ich mich nicht getäuscht hatte ... und ich weiß, ich weiß mit tödtlicher Gewißheit, daß ich selbst bald sterben werde. — Ich dars nichts mehr vom Leben erwarten, nichts mehr verlangen. Alles ist verloren, hoffnungslos verloren.

Stachowitsch sank aus einen Sessel und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er weinte laut. Ich versuchte vergeblich ihn zn beruhigen. Endlich entschloß ich mich, seinen alten Diener zu rusen, der ihm in seiner Muttersprache, die ich nicht verstand, einige sanste Worte sagte und ihn bewog, zu Bett zu gehen. — Ich verließ Stachowitsch daraus und suhr zum Arzte. Glücklicherweise sand ich diesen zu Hause, und da er ein alter Bekannter von mir war, so solgte er mir, trotz der späten Stunde, bereitwillig an das Lager meines kranken Freundes. — Wir sanden ihn schlasend. Er wälzte sich unruhig im Bette hin und her und murmelte träumend unverständliche Worte. Der Arzt sühlte ihm den Puls. „Ein starkes Fieber,“ sagte er. Er verschrieb daraus eine Mediein und sagte, er werde am nächsten Morgen wiederkommen.

Ich wachte noch einen Theil der Nacht bei Stachowitsch; gegen Morgen übersiel mich unüberwindliche Müdigkeit; und da der Patient ruhiger geworden war nnd dem Anscheine nach sest schlies, so begab ich mich nach meiner Wohnung, nachdem ich dem alten russischen Diener anempsohlen hatte, das Zimmer seines Herrn nicht zu verlassen.

Am nächsten Morgen erwachte ich spät. Ich zog mich schnell an und ging zu Stachowitsch.' Der Portier hielt mich unten an der Treppe an.

„Sie sinden Niemand zu Hause,“ sagte er, „der Herr Gras und der Diener sind heute srüh, um sieben Uhr bereits, sortgesahren.“

„Wohin?“ sragte ich verwundert.

„Das weiß ich nicht. — Der Herr Gras lies an mir vorüber und setzte sich in den Wagen, ohne mich angesehen zu haben. Der Diener, der einen kleinen Reisekosser trug, sagte mir nur: «Wir werden einige Tage abwesend sein.» Mehr weiß ich nicht. Es ist nicht viel; aber Sie verstehen ...“

Ich hörte das Ende seiner Erzählung nicht und eilte zur Gräsin Villiers. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ hieß es.

Nun blieb mir noch Frau von Mauny übrig. — Von dieser wurde ich sosort empfangen. Sie wartete nicht ab, daß ich Sie anredete.

„Können Sie mir erklären, was dies bedeutet?“ sragte Sie in großer Ausregung. Sie überreichte mir einige kaum leserliche Zeilen. Ich las:

„Ich muß aus das ganze Glück meines Lebens verzichten. Zürnen Sie mir nicht; ich bin unschuldig. Beklagen Sie mich; ich bin ein unglücklicher Mensch. Trösten Sie Marie!

Boris Stachowitsch.“

Wozu wäre es gut gewesen, in diesem Augenblick weiltläusige Erklärungen abzugeben? Ich hätte zur Entschuldigung meines Freundes nur sagen können, daß ich ihn sür verrückt hielte. Das hätte ihm ebensowenig genützt wie der Frau von Mauny und ihrer Nichte Marie. — Ich wollte nicht alle Schiffe verbrennen; vielleicht konnte sich doch noch Alles ordnen. Ich sagte deshalb, Boris habe gestern Abend einen plötzlichen Fieberansall bekommen und sei heute srüh abgereist; der Bries sei augenscheinlich in großer Ausregung, von einem Kranken geschrieben', Frau von Mauny möge dem Schriststück nicht zu große Wichtigkeit beilegen und den Versasser desselben nicht verurtheilen, ohne ihn, nachdem er wieder hergestellt sei, gehört zu haben. Daraus zog ich mich zurück, um den Lamentationen der Frau zu entgehen.

Dann hörte ich während langer Zeit nichts mehr von Boris Stachowitsch. Die Gräsin Villiers, bei der ich mich noch mehrere Male vorstellte, ließ sich mit solcher Beharrlichkeit verleugnen, daß ich endlich den Versuch, sie zu sehen, ausgeben mußte. Ich vermuthete, es sei ihr peinlich, mit mir von dem Gemüthszustande ihres Bruders zu sprechen. Ich wollte ihr meinen Besuch nicht ausdrängen; aber ich schrieb ihr und bat sie um Nachricht von Boris. Sie antwortete mir sosort sehr höflich und sehr kurz.

„Mein Bruder ist unwohl, und hat sich aus Besehl der Aerzte nach einem ihm gehörigen Landsitze in Süd-Rußland begeben. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen sobald wie möglich neue, hoffentlich bessere Nachrichten von Boris zu geben.“

Jahre sind dahingegangen. Die Frau Gräsin hat sich das versprochene Vergnügen, mir zu schreiben, nicht wieder bereitet. Sie hatte mir vermuthlich keine ersreulichen Mittheilungen zu machen; sie hat es nicht sür nöthig besunden, mir traurige zu geben. Ich weiß nicht, was aus dem armen Stachowitsch geworden ist. Wenn er geheilt wäre, so würde ich wol von ihm gehört haben; wenn er noch lebt, begegnen wir uns vielleicht noch einmal in der „kleinen Welt“.

Marie von Massieux hat sich über das Verschwinden ihres Bräutigams nicht zu Tode gegrämt und hat, so meine ich, sehr wohl daran gethan, sich schnell zu trösten. Sie hat einen hausbackenen, reichen Gutsbesitzer aus der Normandie geheirathet, und ich vermthe, daß ihre Ehe eine glückliche ist. Ich sah sie ganz kürzlich in den Champs Elyftes, wo sie zwei reizende kleine Kinder spazieren sührte. Sie lächelte sreundlich, stolz, zufrieden. Sie sah aus, als ob nichts ihr Glück trüben könne, als ob sie als Greisin noch ebenso hübsch und gut aussehen müsse wie jetzt als junge Mutter. — Eine weise Frau, die sich um die Zukunft nicht zu viel kümmert und in der Gegenwart lebt! Sie blickte mich groß an; aber sie erkannte mich nicht; sie hatte die traurige Vergangenheit offenbar vergessen. Ich wollte dieselbe nicht in ihr Gedächtniß zurückrusen und ging, ohne zu grüßen, an ihr vorüber.

verlag von Georg Stilke tn Verltm, x^v., 22. loutsmstlaße.

> Druck von V. G. Ceubner tn leifzgt.

content-0216.png

content-0217.png

Zwischen zwei Herzen.

Novelle

von

Venchard wagener.

content-0219.jpg

I.

ie jeder ordnungsliebende Mann habe ich meine Stammkneipe; nicht ein Resultat des Zusalls oder der Laune, vielmehr widme ich der Wahl dieses Bedürfnisses alle jene Sorgsamt, welche man vernünftigerweise aus wichtige Dinge verwenden soll. Ich bin darin ein wenig Pedant, vielleicht überhaupt, da mich der Wechsel in allen gewohnheitsmäßigen Sachen wenig ergötzt und meine eouservative Natur roh ist, Erworbenes behaupten zu dürfen.

Als ich nach meinem heutigen Wohnorte verschlagen wurde, an eine nordische Küste des Vaterlandes, verursachte mir die Stammkneipe einige Beschwerden. Ich hatte mit dem geographischen Breitengrade auch die Landsmannschast gewechselt, und abweichend von der gewöhnlichen Lebensersahrung, neue Gesichter eine ganze Weile interessant zu sinden, waren die Resultate meiner ersten Versuche, mich nach Menschen umzusehen, niederschlagend. Zugeknöpft, wie ich bin und ein wenig argwöhnisch, blieb ich lange genug einsam und unternahm meine Entdeckungsreisen nach der mehrerwähnten Stammkneipe mit der Gründlichkeit eines Natursorschers. Eigentlich sind es höchst triviale Ansorderungen, die ich stelle: gutes Bier, höfliche Bedienung, anständige Gesellschast und die constante Aussicht aus eine unbesetzte Sophaecke, diese Ecke wenn möglich mit Leder bezogen; aber drei gute Dinge aus einer Stelle sindet man schon selten genug im Leben, und nun gar noch diese vierte Sophaecke. Alles in Allem hatte ich Glück, als ich den Börsenkeller entdeckte und; wer hierher kommt, wird es nicht bereuen, wenn er aus meine Empsehlung hin dort sein Abendbier oder Sonntags den Frühschoppen trinkt. Wenn ich mich nicht gelegentlich ans dem Meere umhertreibe, bin ich allabendlich aus eine reichliche Stunde im Börsenkeller zu tressen, und es müssen schon ahnungslose Fremde sein, welche ab und zu einmal meine Sophaecke besetzt haben; von den Stammgästen wird mein Anspruch aus den Platz respectirt.

Das bewußte Sopha hat naturgemäß eine zweite Ecke und an diese knüpft sich eine wehmüthige Erinnerung meines Lebens; diese Ecke ist eine ewige Mahnerin an eine Reihe sonderbarer und nicht heiterer Erlebnisse, die nicht sern genug hinter mir liegen, als daß sie auch nur um eine leise Schattirung in meiner Erinnerung hätten verbleichen können; Ereignisse, deren Schauplätze um Tausende von Meilen auseinander liegen und welche keine andere Moral predigen, als die alte Wahrheit von der Unergründlichkeit des Menschenherzens, welches kein anderes Gesetz kennt als sich selbst.

Es liegen heute vier Jahre hinter der Zeit, da ich mit den Personen meiner Erzählung in Berührung kam.

Wir hatten April; nicht den launenvollen Vorläufer des Frühlings, sondern, wie ihn unser Norden häusig sieht, sonnig und kalt; der Himmel ist wolkenlos und blau, die Lust dünn, aber der schneidende Ostwind läßt die Temperatur kaum über den Gesrierpunkt steigen und wirbelt in den trocknen Straßen Staubwolken aus. Ein paar wärmere Märztage haben die Knospen um ein Weniges hervorgedrängt, und die Nachtsröste des April tödten unerbittlich das junge Leben. In solchen Frühjahren, und ich wiederhole, unser deutscher Norden sieht sie häusig, bringt manchmal der Mai die mährchenhaste Kunde, daß ein Dampser oder ein Segelschiss, das dem Bottuischen Busen der Ostsee Getreide entsühren will, seit Monaten im Treibeise gesangen umherschwimmt, eine Mahnung, wie an aretische Polarwunder und Leiden. — Nun, je älter der Mensch wird, mit desto größerer Sehnsucht lauscht er aus das Frühjahrserwachen der Natur, und man wird begreisen, daß der Anblick der braungesrorenen Triebspitzen mich melancholisch stimmte.

So saß ich denn Abends in meiner Ecke. Der Zusall wollte, daß ich einsam blieb und unter den Gruppen, die um andere Tische des saalartigen Raumes saßen, nach interessanten Gesichtern suchte. Ich kann bei solchen Gelegenheiten, wenn meine Ausmerksamkeit nicht gesesselt wird, inmitten vieler Menschen in Nachdenken versinken, so daß äußerliche Vorgänge spurlos an mir vorübergehen. Mir ging es heute so, bis eine Erschütterung des Polsters mich aus meinen Träumen ausstörte; es hatte sich Iemand in die andere Ecke gesetzt und mir die Tageszeit geboten. Ich erwiederte den Gruß mit einem zerstreuten Blick, der Nichts sah von dem Fremden, aber ich sollte nicht mehr dazu kommen, mich wieder in meine Gedanken zu vertiesen.

„Unsreundliches Wetter!" sagte mein Nachbar,

Bei meiner Abneigung gegen Kneipenbekanntschasten bejahte ich kühl und sah vor mich hin.

„Aber was thut man nicht als Vater, wenn man seinen einzigen Iungen wiedersehen will. Drei Jahre lang ist er weg gewesen, da hinten in China nnd Ostindien, unter den schlimmsten Winden, die wir Seeleute kennen; bedenken Sie, lieber Herr, was das sür einen Vater heißt."

Ich hatte schon lange ausgesehen; es klang wie das Ueberquellen eines gluckgestillten Herzens, was der Fremde zu mir theilnahmlosem Nachbar sagte. Es war ein alter Mann, der neben mir saß, mit kahlem Scheitel, den ein Paar eisgraue Haarbüschel säumten, das Gesicht wettergebräunt und saltig; unter dem Kinn verlies ein Streisen ungepflegten Bartes und verlor sich in dem locker geknüpsten Halstuche; ans den Augen, die sonst müde genug blicken mochten, glänzte jetzt das ganze Glück des Vaters, der seinen Sohn wiedersehen soll, imd aus dem Greisengesichte lag ein Lächeln, wie Iugend. Sonst war die Gestalt markig, groß und breitschultrig und der Nacken nur leicht gebeugt; die blaue Jacke, unter der eine Weste mit Metallknöpfen bis zum Halse hinausreichte, ließ keinen Zweifel darüber, daß es ein alter Seemann sei, der zu mir sprach.

Der Alte sah in meinem theilnahmevollen Gesichte genug Ermunterung, um sortzusahren.

„Der Iunge ist Capitain und sährt seit den letzten Jahren sür einen hiesigen Rheder. Nun habe ich ihm aber zu Hause einen schmucken Schooner bauen lassen, ein Fahrzeug, Herr, daß einem Seemann das Herz im Leibe lachen muß, und künftig wird er sein Eigenthnm unter den Füßen haben. Von Norwegen aus hat er eine Depesche geschickt, daß er in vierzehn Tagen hier einlausen wird und da habe ich mich mit der Anne aus den Weg gemacht, ihn zu erwarten."

„Ihre Tochter?" wars ich dazwischen.

Der Alte kniff das eine Auge zusammen und blinzelte schlau zu mir herüber.

„Meine Tochter!" lachte er vergnügt. „Noch ist sie's nicht, aber ich denke, in vier Wochen wird sie's sein. Sie müssen wissen, Herr, die Kinder sind zusammen versprochen, und wenn mir der Iunge damals nicht zu jung gewesen wäre, hätten sie sich am liebsten schon vor drei Jahren geheirathet. 'sist kein Seemannskind, aber ich denke, sie wird eine gute Seemannssrau werden."

„Sie sind von unserer Küste?" sragte ich.

„Ei, von Nordstrand, lieber Herr. Ein wunderlicher Ort, wenn ich die Jahre zurückdenke, die ich nun drinnen stecke. Als ich noch jung war, trieben wir es wie die Alten und singen Dorsch, Schollen und Häring, aber seit dreißig Jahren kam das Baden aus. Erst waren im Sommer wenige Kranke da, und sie konnten roh sein, wenn sie in unseren Fischerhütten eine Dachstube leer sanden; aber dann wurde es eine wahre Fluth von Fremden und da sie gut bezahlten, ließen wir Fischen und Fahren sein und kamen weiter dabei. Wir ließen einer nach dem anderen unsere Lehmhäuser niederreißen und bauten uns neue, so schön sie die Baumeister nur sertig bringen konnten. Das brachte Geld in den Ort, und mein Iunge hat keinen Theilhaber an seinem Schooner, aber er weiß noch Nichts davon. Das soll meine Ausstattung sein, die ich ihm mitgebe."

„Sie hängen an Ihrem Sohne," sagte ich.

„Es ist mein einziges Kind und wer den Iungen sieht, muß ihn lieb haben!" ereiserte sich der Alte. „Er hätte es zu Hause bequem haben können, aber das wilde Blut trieb ihn aus's Wasser hinaus. Nun, die Hörner hat er sich draußen wol abgelausen und schaden kann es Niemandem, wenn er sich anderswo Wind um die Nase wehen läßt. So lange, wie es ihm gesällt, mag er sein Schiff selber sahren, zu Hause wird ihm die Anne schon ein warmes Nest halten."

Der Mann war zu glücklich, von seinem Iungen plaudern zu können, als daß ich sein Zutrauen mir persönlich hätte zu gute rechnen können. — Dem arglosen Gemüthe kam auch nicht der Gedanke, daß ein Fremder kaum Theilnahme sühlen konnte sür Personen, die ihm sremd waren, und sür ein Ereigniß, das zu den alltäglichen gehört. Es hätte keiner Zwischensrage von mir bedurst, um ihn noch Stunden lang sortplaudern zu machen, und es lag wie eine nüchterne Enttäuschung aus seinem Gesichte, als ich zur gewohnten Stunde — ich bin im Kommen wie im Gehen leidlich pünktlich — meine Zeche bezahlte. Aber wir schüttelten uns zum Abschiede herzlich die Hände, und es war von meiner Seite mehr als Höflichkeit, als ich ihm und seiner Anne glückliches Wiedersehen mit dem jungen Capitain wünschte. Er drückte in schmucklosen Worten seine Freude aus über die Bekanntschast, und als er ein gelegentliches Wiederzusammensinden andeutete, verrieth ich ihm das Geheimniß meiner Sophaecke.

Noch eine Frage hatte er aus dem Herzen, als er mich, meine Hand sesthaltend, bis an die Thür begleitete: ob man ein junges Mädchen mitbringen könnte in das Loeal. Nun, an der Tagesordnung ist es gerade nicht bei uns, aber es kommt vor. Ich deutete also an, daß ich, abgesehen von der Rauchansammlung in dem niedrigen Raume und von den zwanglosen Expectorationen studentischer und militärischer Gesellschast, keine Bedenken hätte, und er versprach sreudig, seine Anne mitzubringen. „Das Mädäl langweilt sich so allein im Hotel, und mein Abendbier kann ich nun einmal nicht anderswo als im Wirthshause trinken," motivirte er die Sachlage.

Mir war noch eine Ueberraschung ausbewahrt. Ich machte am nächsten Vormittage einen Spaziergang am Strande, jene herrliche Ulmenallee entlang, welche rings am Ostseebecken nicht ihres Gleichen hat; sreilich lag kaum ein leiser Schimmer von Grün über den Wipeln und der kalte Seewind mahnte an warme Kleidung. Aber aus dem Wasser lag unendlicher Sonnenglanz und die zitternde Fluth schien sich zu baden in der anderen Fluth des Lichtes.

Der Weg war einsam zu der srühen Tagesstunde; ein Schlächtergesell mit der gesüllten Mulde aus der Schulter, Frauen mit Grünzeug, Eiern und Fischen, — das war Alles, was die Straße belebte. An einer Biegung hatte ich in der Ferne ein Paar Gestalten vor mir gehen sehen, eine Weile später kamen sie an einer neuen Wendung des Weges mir entgegen. Da nichts Anderes meine Ausmerksamkeit sesselte, war es nicht schwer, schon von Weitem meinen neuen Bekannten von gestern zu erkennen, den Anzug nur durch eine Mütze vervollständigt und beide Fäuste in die Taschen eines kurzen blauen Seemannsüberziehers versenkt. Aber wenn es Anne war, die an seiner Seite ging, so hatte mich der hausbackene Verstand aus einen Irrweg geleitet. Statt einer Fischerdirne im kurzen Rock und schwarzen Sammetnieder sah ich eine junge Dame vor mir, entschieden modern, vielleicht elegant gekleidet, ein aussallendes Pendant zu dem Alten in der Tracht seines Iugendgewerbes.

Ich war gleichalls schon von Weitem erkannt und wurde von dem Greise, der eisrig gegen seine Begleiterin gestieulirte, mit sreudigem Zuruse begrüßt. Wir schüttelten uns wie alte Freunde die Hände, während ich den Hut lüstete und die Dame mit einem Blick betrachtete, der jedensalls nicht srei von Ueberraschung war.

„Siehst Du, Anne," plauderte der Alte vergnügt, „das ist der sreundliche Herr von gestern, und Sie können sich denken, lieber Herr, daß ich hier keine Damenbekanntschasten weiter habe als unsere Anne!"

Ich verbeugte mich und nannte meinen Namen.

„Papa hat mir von Ihnen erzählt!" sagte das Mädchen, indem sie mir die Hand reichte und unsere Blicke sich begegneten.

Sie hatte vor mir entschieden Etwas voraus: die Unbesangenheit. In ihrem Blicke lag der Versuch, von meinem Gesichte nichts als den Menschen zu lesen; allmählich zog ein offenes Lächeln der Besriedigung über ihre Züge. Ich meinerseits sand mich nicht so schnell zurecht dieser „Dorsschönen" gegenüber. Ich erwähnte schon, daß die Toilette der Mode entsprach, geschmackvoll, einsach und zwanglos getragen; in den Bewegungen des Mädchens lag dasselbe, was der tiese und klare Blick der Augen bestätigte: besonnene Ruhe und Natürlichkeit. Ich sah nicht einen Schimmer von Erröthen, als sie mir die Hand reichte, keine Spur von Besangenheit, wie ihr Blick von mir zu dem Greise hinüberglißt und an dem eckigen Gesichte mit kindlichem Lächeln hasten blieb. Ich beeilte mich, die Situation zu begreisen. Offenbar gab es in dem Weltbade Nordstrand überhaupr keine Dorsschönen mehr; die Cultur leckte an diesem srüher so einsamen Erdenwinkel schon seit Jahren so energisch herum, daß eine Großstadt und großstädtische Bevölkerung daraus geworden war; ein Anachronismus war der Greis, der dem Zuge der Zeit widerstanden hatte, nicht die Dame, ein Product unseres Jahrzehntes. Aber ganz hatte die verseinerte Cultur dies blühende Kind nicht zu eigen bekommen; aus den Wangen lag der Psirsichhauch strotzender Gesundheit; die volle, aber bei alledem schlanke Gestalt legte Zeugniß dasür ab, wie unser Seestrand die Menschen gedeihen läßt, und in dem Blicke des Mädchens leuchtete neben dem ruhigen Denken des Nordländers Etwas wie der seuchte Schimmer eines mühsam verhaltenen Gesühles. Eine Braut, die den Liebsten erwartet!

Ich machte im Nu eine ganz gewöhnliche menschliche Ersahrung. Es war ein slüchtiges Interesse gewesen, das der Greis mit seinem herzlichen Zutrauen gestern in mir erweckt hatte; heute, da ein schönes und anziehendes Mädchen mir mit ihrem Lächeln danken zu wollen schien sür meine Theilnahme, begann die Sache mich plötzlich zu beschäftigen. Gestern hatte ich kaltblütig überlegt, ob eine weibliche Gesellschast mit meiner Bierstunde in Harmonie zu bringen wäre: heute beschlich es mich wie Besorgniß, daß der Bräutigam sür meine Neugierde zu srüh kommen möchte. Es war durchaus kein Opser meinerseits, als ich die Promenade unterbrach und das Paar nach der Stadt zurückbegleitete; und die Einladung des Alten, zu einer Flasche Wein mit hinauszukommen, wäre aus keine Schwierigkeit bei mir gestoßen, selbst wenn die junge Dame mit ihrem bittenden Lächeln ökonomischer gewesen wäre.

Wir saßen denn bald genug im behaglichen Hotelzimmer, ließen das Feuer im Osen prasseln und plauderten. Damit soll gesagt sein, daß der Greis und das Mädchen plauderten, natürlich von dem Heimkehrenden und von dem, was dann werden sollte, und daß ich zuhörte. Aber obgleich die Geschichten nichts Anderes waren als ein ganz gewöhnliches Menschenschicksal, konnte ich doch nicht müde werden, in die glänzenden Augen

Annens zu sehen, die sich in dem Gesühle künftigen Glückes wunderbar belebten. Ich hütete mich natürlich, mich in das Mädchen zu verlieben, aber als die Hütelglocke zum Diner ries, war es mir doch, als ob ein Zauber verslog. Eine Einladung, mitzuessen, lehnte ich ab, denn der Gedanke an meine pedantische Tageseintheilung und an meine heutige Versündigung dagegen übersiel mich plötzlich; dagegen erinnerte ich diesmal eindringlich an die abendliche Bierstunde und versicherte mich einer ausdrücklichen Zusage beiderseits.

Als ich schied, wurden die Hände mit Wärme gedrückt: wir waren vortreffliche Freunde.

Obgleich ich mich am Abend in der Pünktlichkeit noch übertras, sand ich das Sopha doch schon von meinen neuen Bekannten besetzt, und daß ich den Abend über aus einem Stuhle, nicht in der gewohnten Ecke gegessen hatte, kam mir erst zum Bewußtsein, als ich zwei Stunden später als sonst nach Hause ging. Es hatten sich einige Freunde zu uns gesunden, an deren Ueberraschung ich mich den ganzen Abend über weidete. Wir bildeten eine sröhliche Gesellschaft und noch heute überkommt mich ein Gesühl wie ein krampfhastcs Zusammenziehen des Herzens, wenn ich die beiden glückstrahlenden Gesichter vor meinem inneren Auge sehe.

Wir sahen uns von nun ab täglich; das Wetter wurde mild und der Frühling beeilte sich, das Versäumte nachzuholen. Wir machten gemeinsame Spaziergänge, aber stets mit dem Vorbehält, daß ein Blick aus den Hasen vergönnt sein mußte. Wenn ein Segel hereinkam, untersuchten wir das Fahrzeug mit kritischer Schärse von der Wasserlinie bis zu den Toppen, indeß war mein Antheil an der Arbeit sehr nebensächlich, denn ich hatte durchaus keine Eile. Ich konnte mir zwar einen gewissen Grad von Neugier nicht verhehlen, wie der junge Mann aussehen mußte, welcher diese schönen Augen sreudiger sunkeln machte, aber es lag eine starke Beimischung von Neid in dieser Neugier, und ich war ziemlich im Reinen mit mir darüber, daß ich den Mann nicht sehr anziehend sinden würde.

Das dauerte eine Woche, da nahm die Freude, nämlich die meinige, ein jähes Ende. Ich sand eines Abends den Alten allein aus mich wartend, ich sah ihm schon von weitem an, daß ich künftig meine Ecke wieder sür mich haben würde. Der Sohn war glücklich angekommen; er habe die Kinder nur aus einen Augenblick verlassen, um mir die sreudige Mittheilung zu machen; morgen schon ginge es heimwärts mit dem Frühesten; man ließ mich grüßen und zu einem Besuche daheim einladen.

Wir schüttelten uns ein letztes Mal die Hände, dann verschwand der Greis mit derselben Hast, mit welcher er der Höslichkeit genügt. Ich glaube, daß ich mich noch immer nicht verliebt hatte, aber ich merkte, daß ich bereits in das Meer der Vergessenheit versenkt war. An diesem Abende schmeckte das Bier abscheulich und die gewohnten Gesichter waren sehr langweilig.

II.

Vier Monate waren in das Land gegangen; wir hatten heißen Sommer, und da es mit meiner Gesundheit nicht besonders gut stand, nahm ich einen Urlaub, um Karlsbader zu trinken. Vernünftigerweise hätte man mich vierzehn Tage später in den böhmischen Bergen suchen müssen, aber das wäre ein bedauerlicher Irrthum gewesen. Es war rein menschliche Theilnahme, weiter nichts, was mich nach Nordstrand hinczog; ich bezweiselte nicht, daß ich den Karlsbader, aus Flaschen gezogen, dort mit demselben Ersolge würde trinken können, ohne ans die Seebäder verzichten zu müssen; außerdem dachte ich meine Freunde in ihrem Glücke wiederzusehen.

Nordstrand liegt inmitten der lang gestreckten Ostseeküste aus einer gerundet in die See hineintretenden Landzunge; der Strand ist slach und verläust aus Hunderte von Schritten langsam in die Tiese; nur auswärts, wo die Küste in kurzem Bogen südlich sich wendet, hat der Wellenschlag einen kleinen, natürlichen Hasen gebildet, den das Land gegen West- und Südwinde schützt. Nicht hundert Schritte breit ist der Usersand, dann erhebt er sich in sanster Wellenlinie vielleicht um zwanzig Fuß zur Düne, die sich landeinwärts allmählich höher dehnt und mit herrlichem Buchwald bestanden ist. Der Ort ist aus den vorderen Scheitel der Düne gebaut und hat keine Aehnlichkeit mit einem Fischerdorse. Eine breite Hauptstraße solgt der Krümmung der Küste, aber nur die eine Seite dieser Straße ist mit großen Hotels und stattlichen Wohnhäusern besetzt, welche alle seewärts schauen; die andere Seite ist durch eine schattige Doppelreihe von Linden gebildet, zwischen denen ein sestgewalzter Kiesweg dem Orte eine herrliche Promenade bietet. Landeinwärts vertiesen sich einige kürzere Querstraßen, aber soviel äußerer Schmuck aus die Gebäude gewendet ist, so vergeblich würde man nach einer Kirche suchen. Der Ort ist von Alters her zu einem größeren Kirchdorse eingepsarrt, und das religiöse Bedürsniß seiner Bewohner scheint nicht in gleichem Maße gewachsen zu sein wie die Länge der Straßen. Die letzten Reste der ehemaligen Fischerbevölkerung haben sich nach dem kleinen Hasen hin gerettet, der von einigen rohrgedeckten Häusern gesäumt ist nnd eine kleine Flottille von Booten beherbergt. Der Badestrand wird von der rastlosen Fluth bespült, und selbst bei dem ruhigsten Wetter zeichnet sich diese vorgeschobene Spitze durch einen wohlthätigen Seegang aus. Badekarren stehen in langer, nur in der Mitte unterbrochener Reihe hundert Schritt weit im Wasser; aus gerammten Psählen sühren leichte Lansbrücken hinüber, und von Karren zu Karren vermitteln Bretter die Verbindung. Da der Waldschatten kaum serner liegt als die Kühle des Wassers, so ist Nordstrand zur Zeit der Sommerhitze ein gesegneter Ort, und ich bereute Nichts, als ich, mit dem Nachmittagszuge angelangt, die Marausen meines Zimmers im Hotel Nordstrand in die Höhe zog nnd den Blick von dem blendenden Weiß eines ostwärts verschwindenden Segels über die belebten Karren weg zur untertauchenden Sonne schweisen ließ.

Gewissenhast, wie ich in allen Dingen bin, machte ich meinen ersten Gang nach der Apotheke, um mich nach dem Karlsbader zu erkundigen; leider ersuhr ich, daß sür Mineralwasser am Orte überhaupt kein Absatz sei, daß man aber eine größere Bestellung bereitwillig übernehmen würde. Nun, ich war über das Quantum, das ich trinken mußte, selbst noch nicht im Reinen und überlegte mir, daß es mit der Cur immer noch bis später Zeit hätte. Aber ich kauste sür alle Fälle eike Wenigkeit Karlsbader Salz und sühlte mich, das Papier in der Tasche, in meinem Gewissen völlig beruhigt. Die Hauptsache, dachte ich, muß doch die gesunde Lust machen, und um den Gedanken mit der That zu verbinden, setzte ich mich aus die Veranda des Hütels in die Abendsonne und ließ bei einem köstlichen Glase Pilsener Bieres die Bevölkerung des Ortes Revue passiren. Ich besand mich damals genau in der Lage des geneigten Lesers: ich kannte den Namen meiner Freunde nicht und war also, wenn mir überhaupt an einem Wiedersehen unter so veränderten Verhältnissen liegen konnte, aus den Zusall angewiesen.

Dieser Zusall kam mir insoweit zur Hülse, als ich eine halbe Stunde später mitten in dem Menschengewühle die große, breitschultrige Gestalt des alten Seemannes in der blauen Lacke erkannte, wie er ruhigen Schrittes seines Weges vorüberging, natürlich ohne einen Blick nach mir herüberzuwersen. Und ich beeilte mich, dem Schicksal nachzuhelsen, ließ den Rest meines Pilseners im Stiche, machte hundert lange Schritte quer über die Straße und tras so genau im spitzen Winkel mit ihm zusammen, daß er erstaunt ausblickte und mich, der ich nicht weniger überrascht war, erkannte.

Unsere Freude war gegenseitig, ungekünstelt; der Alte schüttelte meine Hand, bis mir die Schultergelenke schmerzten; es enttäuschte ihn sichtlich, als ich erklärte, nur aus der Durchreise nach Karlsbad einige Tage hier verweilen zu wollen, wobei ihm die geographische Ungeheuerlichkeit ganz entging; daß ich schon zwei Tage am Orte sei, ohne ihn ausgesucht zu haben, konnte er mir nicht verzeihen; jedensalls hätte ich sür das Erste keine Aussicht, ihn wieder los zu werden.

Man kann sich denken, mit welchem Widerstreben ich mich die Straße entlang ziehen ließ, bis wir in ein Hans an der Promenade eintraten, eine mit Decken belegte Vortreppe hinausstiegen und etwas gewaltsam in ein Parterrezimmer hineinplatzten, an dessen Thür mein Führer anzuklopfen vergaß. Glücklicherweise hatte ich die Geistesgegenwart, im Fluge den Namen „Karl Roth“ zu erhaschen, den eine Porzellanplatte an dieser Thür mir verrieth.

Drinne erhoben sich etwas überrascht durch unser Ungestüm zwei Personen: eine Dame von ihrem Platze am Fenster, ein Herr von einem Schreibtische in der anderen Fensternische. Was die Dame anbelangt, so war das Erkennen gegenseitig; und die Herzlichkeit ihres Willkommengrußes, wie sie mir die Hand reichte, wie mir ein sreudig lächelnder Blick in die Augen schaute, jagte mir eine ungewohnte Röthe in das Gesicht. Es schien dieselbe Anne von damals zu sein, leider mit dem einzigen Unterschiede, daß sie seit einigen Monaten Frau war.

Ich hatte dem Herrn meine Verbeugung gemacht, als ich in das Zimmer trat, aber obgleich der alte Papa in Einem sort vergnügt plauderte, mußte die junge Frau doch etwas Versäumtes nachholen und mich vorstellen.

Jetzt sah ich mir den Mann genauer an, während wir uns etwas reservirt die Hände reichten. Er hatte das dreißigste Jahr noch nicht lange hinter sich gelassen, und in diesem Alter ist ein gerade gewachsener Seemann in der Regel ein Urbild männlicher Krast. An diesem war der Kops nicht uninteressant, der aus den mächtigen Schultern stand, ein ernstes, regelmäßiges Gesicht mit bräunlichem Vollbarte, aus dem unter dunklen Brauen, die zu einer leichten Falte zusammengezogen waren, ein Vaar nicht minder dunkler Augen schaute. Der Blick war sorschend, mir schien er beinahe einen Schatten von Mißtrauen zu enthalten, und da ich in diesem kleinen Kreise von Menschen auch ihm bekannt geworden sein mußte, kam mir der etwas schadensrohe Gedanke, daß mir ein hinlänglich gutes Andenken bewahrt sein musse, um deu Verdacht dieses jungen Ehemannes rege zu macheu. Ich gestand mir im Stillen ein, daß er, was mich betras, nicht durchaus im Unrechte war.

Wir setzten uns, eine Magd brachte Wein, und ich sand bei dem harmlosen Geplauder, das solgte, Gelegenheit, den gediegenen Consort der Einrichtung zu bewundern. Ich war offenbar bei reichen Leuten, und, was den Alieu und die junge Frau betras, auch bei glücklichen. Man überbot sich eine Weile in Erinnerungen an die in meinem Wohnorte verlebten Tage, dann wurde mir die Fortsetzung erzählt, wie der junge Capitain heimgekehrt sei, wie es vier Wochen später mit der Hochzeit ging, wie zahllose Ueberraschungen der alte Papa sür seine Kinder bereit gehalten hatte, und während sich dabei der Alte lachend mit beiden Händen die Kniee rieb, tauschten die jungen Leute mehr als einen zärtlichen Blick aus, die mir über das Eheglück keinen Zweifel ließen. Aber doch, wenn der junge Mann die Augen wieder aus mich richtete, erschien die Falte von Neuem aus der Stirn, und in seinem Blicke schien eine ewige Frage an mich zu liegen. Damals zweiselte ich keinen Augenblick, daß es die ersten Regungen der Eisersucht waren, welche die Stirn des Mannes surchten.

Ich machte den Versuch, mich uach einiger Zeit zu verabschieden, aber das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Haussrau verschwand aus eine Weile, um die Sorge sür das Nachtessen zu übernehmen, nnd ich wußte nichts Besseres zu thun, als das Gespräch aus die Reisen des jungen Mannes zu bringen. Er hatte ein hübsches Stück Erde gesehen und wußte lebhaft zu erzählen; die letzten drei Jahre hatten ihn von den Inseln Westindiens zur Ostküste Asiens gesührt und da mir die Inselwelt von Süd-Asien reichlich bekannt war, entschlüpfte mir gelegentlich eine Aeußerung, die meine Ortskenntniß verrieth. Es war mehr als das gewöhnliche Erstaunen, das ihn seine Erzählung jäh unterbrechen ließ.

„Sind Sie Seemann?“ sragte er, und aus der glatten Stirn erschien plötzlich die Falte wieder.

Ich bejahte so harmlos wie möglich.

„Waren Sie öster in den Ostindischen Gewässern?“ suhr er sort.

Es kam eine sonderbare Empfindung über mich bei diesen Fragen. Die Falte zwischen den Brauen war so plötzlich wieder erschienen, wie das Wort Ostindien gefallen war; sollte diese Frage der Augen Nichts gemeinsam haben mit der Sorge um sein junges Weib?

Ich kam einstweilen nicht dazu, über die Sache nachzudenken, denn der Vater ergriss mit sreudiger Ueberraschung die Gelegenheit, mich zu weiteren Erklärungen über meine Berussthätigkeit zu nöthigeu, Dann kam die junge Frau zurück, und als wir zu Tisch gingen, war aus dem Gesichte des jungen Mannes die Spannung verschwunden, Der Abend verlies in heiterster Stimmung, Der junge Capitain kam aus seiner Reserve heraus, und die Ausmerksamkeiten, die ich der Dame des Hauses widmete, schienen ihm nicht über das Maß des Gebotenen hinauszugehen. Beim Abschiede waren wir gute Freunde. Er nöthigte selbst zum Wiederkommen und meine leise Andeutung, daß ich nächstens weiter zu reisen beabsichtige, ries einen Sturm der Entrüstung wach. Tie Augen der jungen Frau waren es schließlich, die mir das Versprechen zu verweilen abnöthigten, obgleich ich mir in der kühlen Nachtlust, als ich die Strandpromenade entlang nach Hause zurückkehrte, meine klägliche Lage ehrlich genug vor die Seele führte.

Ich war denn doch wol verliebt, und, wie es schien, heute mehr als je. Die Hoffnungslosigkeit meiner Neigung war mir keinen Augenblick zweifelhaft, aber da ich das Bewußtsein hatte, daß ich mir aus die Frage: wozu noch verweilen? die Antwort würde schuldig bleiben, zog ich es vor, die Frage nicht zu thun. Ich hatte in dieser Nacht wenig Schlas und war am nächsten Morgen verdrießlich.

Im Lause des Vormittags machte mir Capitain Roth im H,)tel seinen Besuch. Er benahm sich wie Iemand, dem die Formen der gnten Gesellschaft geläusig sind, und zerstreute durch seine liebenswürdigen Plaudereien den letzten Rest meines Verdachtes von gestern, daß an dem Manne Etwas im Dunkel liege. Nachdem wir den Vorschriften der Etikette zum Trotz eine Flasche Wein mit einander getrunken hatten, begleitete ich ihn die Strandpromenade entlang, wobei es der Zusall wollte, daß der sällige Wochendampser soeben an die Landebrücke legte. Mit der Neugier, welche Badegästen im Allgemeinen und mir ganz im Besonderen eigen ist, traten wir näher hinzu und musterten den Strom von Menschen, der sich an das User ergoß, Die Saison war ans ihrer Höhe und der Zusluß reichlich; wir machten also nach der Weise müßiger Tagediebe unsere Glossen über die Ankommenden und standen aller Welt im Wege.

„Guten Morgen, Capitain!“ sagte plötzlich eine Stimme vor mir.

Ich wandte den Kops und merkte, daß der Gruß meinem Begleiter gegolten hatte. Es war ein einsacher Matrose, der vor uns stand. Ich bedauerte erst später, daß ich den Capitain nicht angesehen hatte bei detn Gruße; ich kann mir denken, daß die Stirnsalte mit erschreckender Geschwindigkeit erschienen war. Wortlos saßte er den Mann beim Arme und zog ihn rechts den Strand entlang, anscheinend ohne eine Erinnerung daran, daß ich an seiner Seite gestanden hatte. Ich versolgte das Paar nüt den Augen. Der Capitain sprach eindringlich aus den Mann ein, der den Kops gesenkt nebenher ging; ein paar Male nickte dieser, dann griff Roth in die Tasche, wie Iemand, der Geld hervorziehen will; aber der Versuch kam nur halb zur Aussührung, die Hand kam leer wieder heraus. Dann von Neuem eine lebhaste Gesticulation des Capitain», und er ging eiligen Schrittes davon in der Richtung seiner Wohnung, während der Matrose langsam den Strand entlang schlenderte.

Mit meiner lebhaften Phantasie hatte ich sosort die Ansänge eines verdächtigen Abenteuers ersaßt und solgte dem Manne langsam unter dem Schutze der Linden. Ich behielt das Haus meiner Freunde. ebenso im Auge, wie den Matrosen und sollte nicht lange aus eine Fortsetzung warten. Eine Viertelstunde später sah ich Roth aus dem Hause treten und den Weg einschlagen, welcher rechts am Strande entlang nach deni Bootshasen führte. Der Matrose solgte eiligeren Schrittes, und nach einander verschwanden Beide hinter der Reihe von Fischerhütten, welche, wie ich schon erwähnt, diesen Theil der Landzunge einnehmen. Ungewiß, was ich weiter thun könnte, versolgte ich langsam den Weg, soweit mich die Linden verbergen konnten; allein bevor ich noch in die Nothwendigkeit versetzt war, umzukehren, sah ich bereits den Matrosen allein des Weges zurückkommen. Der Mann strich an mir vorüber, vergnügten Gesichtes ein Lied psaisend; von Roth sah ich nichts weiter.

Die Sache war vorüber, und ich ging etwas ärgerlich über den geringen Erfolg meines Argwohnes den Weg zurück. Unter den mancherlei Gedanken, welche ich an den Vorgang knüpfte, konnte schließlich auch der nicht ausbleiben, daß ich in meiner unmotivirten Eisersucht aus Capitain Roth einen Vorgang der einsachsten Art, ein Geschäft, eine Geldschuld, was weiß ich, dazu benutzt hatte, mir ein Abenteuer zusammenzureimen, dessen Kosten natürlich mein sehr viel glücklicherer Nebenbuhler tragen mußte: mit einem Worte, ich wurde vorübergehend wieder vernünftig und sah ein, daß ich mich vor mir selber lächerlich gemacht hatte.

Mit dieser nicht eben tröstlichen Resolution ging ich in das Hotel zurück und saßte den Entschluß, morgen abzureisen. Bei meinem Couvert an der Mittagstasel sand ich eine gedruckte Ankündigung vor, daß im Garten des sogenannten Curhauses Nachmittageoneert sei, und diese Gelegenheit schien mir günstig, die letzten Stunden in der Gesellschaft meiner Freunde zuzubringen und mich gleichzeitig zu verabschieden. Ich hätte vielleicht besser daran gethan, ohne Abschied zu reisen, aber es war so wohlthuend, sich zum Bleiben nöthigen zu lassen, zumal von den sansten Augen der jungen Frau, und dabei standhast zu bleiben.

Der Nachmittag kam, und ich machte einen Besuch in dem gastlichen Hause. Man hatte soeben einen Boten nach meinem Hotel geschickt, der mich zu dem Coneerte einladen sollte, wir mußten uns unterwegs gekreuzt haben. Die junge Frau war in voller Toilette, und ich machte die nicht neue Ersahrung, daß besondere Sorgsalt und Geschmack in diesen Dingen eine Frau nöthiger hat als eine Braut. Der alte Papa trug die unvermeidliche Seemannsjacke mit blauer Tuchmütze, vielleicht nur Sonntagsexemplare davon, der junge Mann erinnerte mit seiner modernen Kleidung in Nichts an den Seemann.

Das Curhaus in Nordstrand ist ein Hotel wie jedes andere, vielleicht etwas größer, vielleicht etwas eleganter eingerichtet; aber es ist das einzige Gasthaus, das einen hinlänglich großen Garten hinter dem Hause besitzt, um dem Badepublikum Sommereoneerte bieten zu können Dieser Garten ist vortresslich eingerichtet, mit ziemlich altem Laubholze bestanden, das gleichzeitig Licht durchläßt und doch Schatten gibt; die drei sreifen Seiten des Gartens sind von einer undurchdringlichen Kratäagushecke umgeben, in welche zahlreiche Lauben eingeschnitten sind, jede groß genug, um an einem Tische eine Gesellschaft zu beherbergen.

Wir sanden den Garten gestüllt und waren ersreut, als ein einzelner Herr, der Zeitungen lesend in einer dieser Nischen gesessen hatte, uns den Platz überließ; das Unglück wollte, daß wir mit dem Platze auch das Bündel Zeitungen übernahmen, sür welche jedoch einstweilen keine Verwendung weiter war, als daß sie achtlos aus dem Tische liegen blieben. Der Kellner brachte Kaffee und wurde ausgesordert, die Blätter mitzunehmen; indeß brachte er sie im nächsten Augenblick zurück. Es sei die Ostseezeitung, bemerkte er, die nirgends im Orte gehalten würde; wer sie habe liegen lassen, würde sie vermuthlich an diesem Platze suchen. Es war in der That die Ostseezeitung, etwa ein halbes Dutzend Nummern aus der letzten Woche. Capitain Roth legte die Blätter aus einen leeren Stuhl neben sich, nnd wir benutzten die Zwischenpausen der einzelnen Coneertstücke, nm in heiterster Weise zu plaudern. Ich sah der jungen Frau soviel ich konnte in die Augen, aber glücklicherweise bezaubern Frauenaugen mich nicht soweit, daß ich albern werde. Mein Vorsatz, Abschied zu nehmen, war sreilich einstweilen völlig verschwunden, denn ich bildete mir mit der lebhaften Phantasie aller Verliebten steis und sest ein, daß der Blick der jungen Fran dem meinigen öster als nöthig gewesen wäre, begegnete.

In einer größeren Pause näherte sich das Verhängniß unserem Tische in der liebenswürdigen Gestalt einer jungen Dame, welche nach Vorstellung meiner Person neben Frau Anne Platz nahm und diese mit einer Fluth gemeinschaftlicher Kindheits Erinnerungen überschüttete. Der alte Herr hatte sich soeben daran gemacht, mir eine längere Geschichte zu erzählen, von der ich aus Gründen, die man gleich ersahren wird, kein Wort hörte, und der Capitain, einen Augenblick aus sich angewiesen, griff gedankenlos nach einem der Zeitungsblätter und überslog die Seiten. Es war ein ahnungsloser Zusall, daß ich, dem Alten zuhörend, meinen Blick aus dem Gesichte des jungen Mannes hasten ließ. Dies Gesicht, leicht aus das Zeitungsblatt geneigt, gebrännt von der Sonne der Tropen, wird plötzlich von einer erschreckenden Blässe überslogen, der eben so jäh eine dunkle Röthe solgt; aus die Stirn legt sich eine tiese Falte zwischen die Brauen, die rechte Hand ballt sich krampshast znsammen und zerknittert das Papier, der Blick bleibt starr aus die Zeilen gehastet.

Ich suhr zusammen unter der Erscheinung, aber ich regte mich uicht. Auch jeuer nicht; der Kops blieb gesenkt, aber ich glaubte zu seheu, wie das Blut in den Schläsen pochte. Fast eine Minute saß er regungslos; dann lösten sich allmählich die Finger, langsam, gleichsam von einem eisernen Willen gezwungen, dann hob sich der Kops, und ich hatte Zeit, den Blick an ihm vorüber aus die Menschengruppen im Garten gleiten zu lassen. Als ich einige Seeunden später den Kops langsam wandte und mit künstlicher Gleichgültigkeit mein Gegenüber ansah, sand ich sein Gesicht so ruhig wie immer; keine Spur deutete aus einen Kamps, der eben in dem Gehirn des Mannes getobt hatte, aber das Zeitungsblatt vor ihm war verschwunden.

Mich durchschauerte es unheimlich. Welche Krast lag in dem Manne, dem vor einer Minute etwas Entsetzliches aus dem Blatte entgegengestarrt haben mußte, und der jetzt ruhigen Blickes vor mir saß und eine Frage des Alten mit sreundlichem Lächeln beantwortete; welche Macht zwang ihn, zu scheinen, was er nicht war? Diesmal täuschte ich mich nicht, diesmal war ich einem Geheimnisse aus der Spur.

Der Abend verlies im Uebrigen harmlos, ohne einen weiteren Zwischensall. Wir saßen noch eine Stunde in der Abenddämmerung bis die Luft kühler wurde; dann geleitete ich meine Freunde nach Hause, lehnte eine Einladung ab und stürmte nach meinem HÖtel. Es ist selbstverständlich, daß ich von meiner Abreise kein Wort gesprochen hatte, denn jetzt, an der Schwelle eines Geheimnisses, blieb ich.

Meine erste Frage im Hütel war nach der Ostseezeitung. Bedauerlicherweise war sie nicht vorhanden; der Kellner bestätigte, was ich schon im Coneertgarten gehört, daß die Zeitung im Orte nicht gehalten werde. Ein Gang zur Postanstalt war eben so vergeblich, der Beamte hatte keinen Abonnenten sür das Blatt. Erregt, wie ich war, machte ich einen Spaziergang am Strande und sann über den Vorsall nach. Aber meine Phantasie verlor sich so sehr in's Ungeheuerliche, daß ich ärgerlich über mich selbst das Lager suchte, um eine schlaslose Nacht hindurch das Geschäft vergeblichen Sinnens sortzusetzen.

Am nächsten Vormittage suchte ich zur passenden Stunde meine Freunde aus und ich war kaum sehr überrascht, ein Haus der Trauer zu sinden. Der Alte wanderte ärgerlich durch die Stube, die junge Frau weinte. Der Capitain hatte mit der Frühpost einen Bries bekommen, der ihm eine gewinnbringende Fracht nach Ostindien anbot; er hatte aeeeptirt, bereits geantwortet, und in acht Tagen sollte der Schooner in See gehen. Bitten und Thränen hatten Nichts gesruchtet, er hatte mit baldiger Rückkehr getröstet, aber als Seemann wolle er sein Geschäft nicht vernachlässigen; jetzt war er mit der Ausrüstung des Fahrzeuges beschäftigt.

Ich hatte ein dunkles Gefühl, als ob der gestrige Vorsall, vielleicht auch die Begegnung mit dem Matrosen, in mehr als zufälliger Beziehung zu der schleunigen Abreise stände, aber mir sehnte der Schlüssel zu alledem. Da ich indeß das Geschick habe, eine Situation zu begreisen, so wurde mir klar, daß meines Bleibens an dieser Stelle nicht mehr sei. Ich nahm also herzlichen Abschied von den guten Menschen, hinterließ meine Grüße sür den Capitain und saß schon am Mittage desselben Tages aus der Bahn, unterwegs nach dem Süden.

In Berlin machte ich einen Tag Rast und widmete meine Zeit der Suche nach der Ostseezeitung. Die Redaetion eines Handelsblattes gestattete mir die Durchsicht und man kann sich denken, mit welcher Spannung ich das kostbare Hest aus mein Zimmer trug. Ich vergaß die sonst unentbehrliche Cigare anzuzünden, ich machte mich an's Blättern. Zweimal hatte ich die Nummern des letzten Monats hastig durchwühlt, ohne Etwas zu sinden; natürlich: anstatt zu lesen, verschlang ich die Seiten mit einem Blicke. Mit erzwungener Ruhe begann ich die Arbeit von Neuem, diesmal mit mehr Erfolg. Unter den Annoneen einer Nummer las ich mit großen Buchstaben schwarz umrahmt die Worte:

„Capitain Roth wird ausgesordert, nach Batavia zurückzukehren!“

III.

In Karlsbad ging ich mit Energie an das Brunnentrinken, aber ich war kaum vierzehn Tage da, als mich ein Telegramm nach meiner Garnison zurückkries. Ich wurde sür eine unvermuthete Indienstellung an Bord eommandirt und schwamm einen Monat später ans ossener See. Unsere Bestimmung war der Indische Oeean, in dessen äquatorialer Jone wir Tiesseelothungen, Messungen der Meerestemperatur, der Stromgeschwindigkeiten und andere Dinge der Art vorzunehmen hatten. Unsere Kriegsmarine nimmt, wie der Fall beweist, keinen Anstand, ihre Friedensmuße mit nützlichen Dingen auszufüllen.

Nord und Lud. II, «. 20

Herbst und Winter vergingen uns bei dieser keineswegs angenehmen Beschästigung, meistens dauerte es Wochen, bis wir einen Hasen sahen; der Dienst war anstrengend, das Unglück wollte sogar, daß wir am Weihnachtsabende eine noch nicht bekannte Stelle des Meeresbodens abzulotheten hatten und bis in die sinkende Nacht an unseren Registern schrieben. Gegen Ende Februar liesen wir ein letztes Mal Point de Galle an, um uns zur Heimreise um das Cap zu verproviantiren.

Acht Tage einer köstlichen Ruhe gönnten wir uns an der Küste dieser Königin der Inseln; aus zwei Tage suhren wir in kleiner Gesellschaft nach Colombo, und die Freuden von Gallesae haben sich in meinem Gedächtnisse einen Vorzugsplatz bewahrt.

Dann ging's mit Südwesteours unter Segel, gerade aus die Seychellen los; wir kreuzten die Linie und drangen in jene gesährliche Orkanregion ein, welche als ein Gürtel von sast sünsundzwanzig Breitengraden von der Küste Asrikas bis nahe an die Sundainseln hinanstreist und den Seemann mahnt, dem Barometer eine besondere Beachtung zu widmen.

Wir waren den siebenten Tag unterwegs; das Besteck ergab, daß wir bei süns Grad südlicher Breite und etwa einundsechszig Grad östlicher Länge, nach dem Pariser Meridian gerechnet, den breiten Raum passirteu, welcher die Inselgruppen der Seychellen und der Chagos trennt. Der Wind blies backstags und srisch genug, um uns mit zehn und einem halben Knoten Fahrt vorwärts zu bringen. Trotz der wolkenreien Sonne war die Wärme erträglich und wir promenirten nach dem Frühstück plaudernd hinter dem Maste.

Da nicht die geringste Aussicht war, Land in Sicht zu bekommen, siel es uns aus, daß der wachthabende Ossizier mit seinem Olase einen Punkt ausmerksam observirte, der, nach der Richtung des Fernrohres zu urtheilen, leewärts voraus wenige Striche von unserem Course liegen mußte.

„Was haben Sie?“ sragte der Capitain, der eben an Deck kam.

„Nicht mehr zu erkennen, Herr Capitain, als ein schwarzer Körper!“ meldete der Wachhabende.

Der Capitain ließ sich sein Glas holen, und da jede Unterbrechung der langweiligen Fahrt willkommen schien, bewässneten wir unsere Augen gleichsalls. Ich sah nicht mehr, als der Wachossizier gesehen hatte, aus Backbord voraus einen schwarzen, schwimmenden Punkt, vielmehr einen länglichen Körper. Da unser Cours den Gegenstand aus eine oder zwei Seemeilen Abstand passiren mußte, hieß es Geduld haben.

Nach einer Viertelstunde meinte der Capitain, er würde den Gegenstand für ein Schiff halten, wenn er Masten und Segel sähe; wieder eine Viertelstunde weiter sahen wir Alle, daß es ein Schiff sei, aber ohne Masten. Allmählich traten die Details hervor. Vom Fockmast war in der That keine Spur mehr vorhanden, aber ein Stumps des Kreuzmastes

ragte über das Deck; das Wrack trieb steuerlos, von Menschen war nichts zu sehen.

Der Capitain ließ das Ruder zwei Striche weiter in den Wind legen und wir näherten uns dem Schiffe.

„Ich glaube, ich sehe Menschen an Deck!“ sagte der Ossizier der Wache, dem sein erhabener Standpunkt aus der Commandobrücke zu gute kam.

„Wo?“ sragte Iemand.

„Am Kreuzmast.“

Die Gläser folgten der Weisung, aber die Sache blieb einstweilen noch ungewiß; wenn diese dunkleren Schatten am Fuße des Maststumpses Menschen waren, so stand das Eine sest, daß sie keine Bewegung machten.

Wieder verstrichen einige Minuten neugieriger Spannung, während der Rumps des Wracks sich höher über das Wasser hob; die Railing war streckenweise zertrümmert, aber gerade in der Gegend des Kreuzmastes unversehrt geblieben und begann den Einblick zu hindern.

„Es sind menschliche Körper, aber sie scheinen todt zu sein,“ entschied der Capitain, der gleichsalls die Commandobrücke bestiegen hatte. „Wir wollen doch ein Boot hinüberschicken und während der Zeit beidrehen!“

Die Mannschaft wurde an Deck gepsiffen und die Raen kreischten am Großmaste, als die Brassens geholt wurden; der Wind versing sich in der Winkelstellung der Segel und der Fortgang des Schiffes verminderte sich zusehends; dann wurde der Kutter bemannt und unter dem Knirschen der Blockscheiben ging das Boot zu Wasser. Wenige Minuten später saß ich in dem Kutter, der nach dem Fahrzeuge hinüberhielt. Die Riemen hatten eine Viertelstunde Arbeit, dann ergriff ich die unterste Sprosse einer Iacobsleiter, welche an dem Rumpse herabhing und kletterte an Deck.

Der Anblick, der sich mir bot, war entsetzlich; noch heute läust mir bei der Erinnerung ein Schauer über die Haut.

Inmitten des Decks lag ein männlicher Körper ausgestreckt aus dem Gesicht; drei Menschen hockten um den Maststump, ein Mann, ein Weib, ein Knabe, alle drei mit Tauwerk gegen den Mast gebunden, alle drei mit gläsernen Augen auswärtsstarrend, den Hals lang gereckt, denn ein Strick duldete nicht, daß der Kops niedersank; Körper, welche die Sonne ausgetrocknet zu haben schien, so leblos, mumienartig kauerten sie vor mir in der blendenden Sonne.

Meinen Leuten ging es wie mir; wir mußten den Schrecken gewaltsam von uns schütteln, dann gingen wir daran, die Stricke zu zerschneiden und die Leichen aus ihren Banden zu lösen. Iedes Glied, das srei wurde, solgte wie eine todt Masse dem Gesetz der Schwere; die drei Körper glitten aus das Deck nieder.

„Der ist noch warm!“ sagte ein Matrose, welcher den Widerwillen überwunden und die Hand des Knaben berührt hatte.

„Der auch!“ sagte ein anderer, aus den Mann zeigend, dessen Augenlider sich vor unseren Blicken schlossen und Leben verriethen.

Mit dem Weibe waren wir weniger glücklich; als ich die braune Hand berührte, suhr ich zurück vor der Kälte des Todes; die Augen standen starr, die Wimpern zuckten nicht mehr; über dem dunklen Bronzeschimmer der Haut lag eine sahle Blässe.

Es blieb uns noch ein vierter Körper; aber der Mann, welcher den Versuch machte, deu Kops des Ausgestreckten in die Höhe zu heben, ließ ihn entsetzt wieder sallen: der Körper bedeckte eine Lache geronnenen Blutes.

Wir hatten mehr als ein Verbrechen vor uns; das war nicht mehr zweifelhaft; aber die erste Sorge mußte Denen gelten, in welchen der göttliche Funke dem Erlöschen nahe war. Ich ließ also den Mann und den Knaben, weiße, aber sonnengebraunte Gesichter, in den Kutter schassen und die halbe Bootsmannschaft an Bord zurückrudern; ich bat um die Anwesenheit eines der Aerzte und eines älteren Ossiziers. Mit den übrigen Leuten nahm ich eine vorläufige Besichtigung des Schiffes vor. Es war nur zu deutlich, daß der Schooner in einem Orkan die Masten verloren hatte und zum Wrack geworden war; Wasser war nicht mehr in dem Schiffe, als von überschlagenden Seen hinuntergespült sein konnte; die Ladung, Stückgüter der verschiedensten Art, schien im Allgemeinen unversehrt. Auffallend war, daß ich in der Wasserlast die Fässer umgestürzt und ihres Inhalts entleert sand; aber wenn ich an die Scene an Deck dachte, war mir der Zusammenhang zwischen dieser rohen Gewaltthat und dem Verbrechen oben erklärlich.

Inzwischen kam das Boot zurück und brachte den ersten Ossizier und den Stabsarzt mit. An der männlichen Leiche sand der Doetor eine Schußwunde in der Brust, die er sür tödtlich erklärte; das Weib war, als ich ihm die Sachlage nochmals genau reserirte, seiner Meinung nach verdurstet. Die beiden Leichen wurden also nach Seemannsbrauch aus zwei Bretter gebunden und stumm in die seuchte Tiese versenkt. Dann stiegen wir von Neuem in den Raum hinunter, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes zeigte. Die Kajüte des Capitains stand zwar offen, aber die Möbel waren verschlossen und Schlüssel nicht vorhanden; Papiere sanden sich nicht vor und wir nahmen Anstand, Gewalt zu gebrauchen, da die beiden Ueberlebenden, die wir an Bord hatten, vermuthlich dahin zu bringen waren, das Räthsel dieses Trauerspieles auszuklären.

Wir suhreu also an Bord zurück, und der erste Ossizier machte seine Meldung. Da das Schiff aus dem Wasser schwamm und eine volle Ladung hatte, schien es dem Capitain gerathen, es in's Schlepptau zu uehmeu und wenn möglich nach unserem nächsten Hasen, der Capstadt, zu schleppen. Es wurden also zwei Kessel geheizt, da wir keine Aussicht hatten, mit der schweren Last unsere srühere Fahrt wieder zu erlangen, und zwei Stunden später waren wir so weit, eine Trosse auszubringen und den Schooner sest zu machen. Dann wurden die Raen wieder herumgeholt und wir gingen unter Segel und mit halbem Damps vorwärts. Das Wrack schwamm aus eine Kabellänge hinter nns, menschenleer und unheimlich; es war an den Fall gedacht worden, daß wir, vom Sturm überrascht, uns der gefährlichen Nähe dieser Last hätten entledigen müssen und deshalb Niemand daraus gelassen.

Alle Conjeeturen, die wir vom Achterdeck aus an das geheimnißvolle Schiff knüpsten, brachten uns nicht weiter, als daß wir mit Sicherheit einen Schooner von deutscher Bauart erkannt hatten; das Weib war eine Malayin des Ostindischen Archipels gewesen, die Männer sämmtlich Weiße. Wenn an sich schon die Anwesenheit eines weiblichen Wesens an Bord zu den Seltenheiten gehört, so gab diese Verschiedenheit der Raen, und aus einem deutschen Schisse zumal, neue, unlösliche Räthsel aus. Natürlich widmete alle Welt sein Interesse den beiden Geretteten, der einzigen Quelle, aus der wir Wahrheit zu schöpsen Aussicht hatten. Die Schiffsärzte gaben uns Hoffnung, vorausgesetzt, daß man sich in Geduld sügte. Da wir durchaus nichts anderes zu thun hatten, war das das Schwierigste an der Sache, und wir entschädigten uns gegenseitig durch Phantasieblüthen, wie sie ein tropischer Boden nicht tüppiger treiben kann. So lange das Tageslicht vorhielt, verließen wir das Hinterdeck nicht, um den Gegenstand unseres Kopszerbrechens nicht aus den Augen zu verlieren; später in der Messe wurde der Stoff so gründlich erschöpft, daß selbst der jüngste Unterlieutenant schließlich ein persönliches Erlebniß erzählen konnte, welches mit dem heutigen Vorsalle sprappante Aehnlichkeit hatte und zu analogen Schlüssen verleiten mußte.

An den solgenden Tagen machte die Wiederherstellung der Kranken langsame Fortschritte; sie waren zur Besinnung gekommen und nahmen Nahrung zu sich; vom Sprechen war indeß noch nicht die Rede, und unsere Neugier wurde auch nicht mit dem dürstigsten Brocken besriedigt.

Am Morgen des dritten Tages verbreitete sich wie ein Lausseuer das Gerücht, daß der Iunge sich soweit erholt habe, um über das schreckliche Ereigniß Auskunft zu geben; er war eine Stunde lang in der Kajüte des Capitains und wurde beim Verlassen von uns sosort mit Beschlag belegt und aus das Achterdeck geschleppt, während die Mannschaft, ohne die entsernteste Hoffnung, ein Wort zu verstehen, am Großmast sich in einen dichten Knäuel zusammen drängte. Der Iunge mußte sich aus eine ausgeschossene Trosse setzen, wir bildeten einen Kreis, und alle zehn sragten wir gleichzeitig.

Natürlich wurde es ein Chaos von Fragen und der einzige Gescheute war der Iunge, welcher es vorzog, uns erstaunt anzusehen und zu schweigen. Endlich machte unser Navigationsossizier, ein älterer CapitainLieutenant, seine Autorität geltend und übernahm das Examen so ersolgreich, daß wir eine halbe Stunde später den Kern der ganzen Geschichte wußten.

Wir ersuhren zunächst, daß der Erzähler als Schisssjunge an Bord gesahren war, daß wir außer ihm noch den Capitain des Schiffes beherbergten, daß die Todte die Frau des Capitains gewesen sei, der Erschossene aber ein deutscher Matrose, Der Schooner kam von Singapore, mit 'Stückgütern sür die Capstadt und hatte gleich uns Point de Galle angelausen, von da Südosteours genommen und war in der Höhe der Seychellen in einen Orkan gerathen, der im ersten Anprall beide Masten mitnahm.

Von den süns Matrosen waren vier Engländer und der sünfte ein Deutscher, der aus Malaeaa an Bord gekommen war. Die Leute hielten zwöls Stunden lang in dem schrecklichen Wetter so gut aus, wie es von ihrer Lage zu verlangen war; aber als der Sturm sich legte, verloren sie Angesichts des trostlosen Zustandes des Schiffes den Muth und bemächtigten sich der Branntweinvorräthe. Betrunknen hatten sie den Beschluß gesaßt, mit dem einzigen vorhandenen Boote das Wrack zu verlassen und der Widerspruch des Capitains brachte sie zur offenen Empörung. Der Capitain hatte sich mit einem Revolver bewassnet an die Bootsliinser gestellt und erklärt, den Ersten, der Gewalt versuchen wollte, über den Hausen zu schießen. Der Deutsche siel dieser Drohung zum Oper, als er Hand an den Capitain legte; die übrigen warsen »sich aus ihren Führer und nahmen jene scheußliche Rache, indem sie ihn mit seiner Frau an den Stumps des Kreuzmastes banden. Der Iunge, der sich weigerte, den Leuten zu solgen, mußte das grausame Schicksal seines Capitains theilen; dann wurde das Boot mit einigen Provisionen versehen, die Trunkenen öffneten die Wassersässer und verließen das Schiff. Es dauerte viele Stunden, bevor die unglücklichen Schiffbrüchigen sie aus den Augen verloren; dann begann sie der Durst zu plagen, und mit dem Dunkel der Nacht nach einem schrecklichen Tage zog die Verzweislung in ihre Herzen ein. Der solgende Tag brachte Nichts, als eine glühende Sonne, neue Qualen und schließlich einen Zustand der Bewußtlosigkeit, in welchem dem Erzähler jede Erinnerung an das Vergangene, jeder Maßstab sür die verrinnende Zeit verloren gegangen war. Als wir sie sanden, schlummerte das Leben in ihnen völlig.

Man wird begreisen, daß der Zustand des Knaben noch immer nicht gestattete, uns eine zusammenhängende Erzählung zu liesern: unser Wortsührer inaurirte mit dem Geschicke eines Untersuchungsrichters und stellte zu einem Bilde zusammen, was der Iunge in dürstigen Fragmenten hören ließ.

„Noch ein paar Fragen, mein Iunge, die eigentlich an den Ansang gehört hätten, dann sollst Du erlöst sein,“ schloß der Ossizier sein Verhör. „Wie heißt der Schooner?“

„Anne!“ antwortete der Knabe.

„Aus welchem Hasen?“

„Aus Nordstrand in der Ostsee.“

„Wie heißt Dein Capitain?“

„Roth!“

Mich hätte ein Blitz, der vor mir niedergeschmettert wäre, nicht vollständiger eonsterniren können, als es diese Schlußworte thaten. Welches Verhängniß, daß mir hier inmitten der unendlichen Wasserwüste, sem von der Heimat, der erste Lichtstrahl in ein Dunkel sallen sollte, das meine einsamen Stunden seit Langem beschäftigte. Und welch' ein Lichtstrahl! Was mir bisher als ein zusammenhangloses Geheimniß seine unlöslichen Räthsel gestellt hatte, schwebte jetzt wie das Richtschwert über den Häuptern Derer, die mir werth waren. Mich grauete, wie ich den schleichenden Schritt des Unglückes zu hören wähte; den Gedanken, was nun kommen sollte, wagte ich nicht auszudenken. Gewißheit, das war's, was mir vor Allem noththat. Aber als ich nach vorn zum Lazareth ging, um nach dem Zustande unseres Kranken zu sragen, vertröstete mich der Heilgehülse aus morgen; der Mann sei zwar wieder zu Sinnen gekommen, aber langsamer als der Knabe, sür heute mache ihn die körperliche Erschöpfung noch unsähig, viel zu sprechen. Ich glaubte nicht zu irren, wenn ich mir die Seelenaualen vorstellte, welche dem Elenden Angesichts eines entsetzlichen Todes das Gewissen bereitet haben mußte.

Zum Glück hatte meine Selbstbeherrschung ausgereicht, um den übrigen Zuhörern meine Erschütterung zu verbergen; ich deutete eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Capitain Roth an, um im Voraus dafür eine Erklärung zu geben, daß ich allein mit ihm zu verhandeln hatte.

Den Tag über kam ich aus dem Grübeln nicht heraus; wer zu mir sprach, mußte in der Regel zweimal reden, und was ich that, geschah maschinenmäßig, ohne mir recht zum Bewußtsein zu kommen.

Am nächsten Morgen erzählte der Stabsarzt in der Messe, daß der Iunge völlig hergestellt sei und der Capitain sich soweit erholt habe, um die Gefahr eines typhösen Fiebers als beseitigt betrachten zu können. Der Kranke sei ausgestanden und werde nächstens in der Messe Besuch machen. Ich erbat mir also aus Grund meiner älteren Bekanntschaft vom Doetor die Erlaubniß, zu ihm zu gehen und konnte meine peinigende Erwartung so wenig mäßigen, daß ich den Thee stehen ließ und eine Minute später in den Lazarethraum trat. Der Heilgehülse ließ mich aus einen Wink allein. Roth saß, den Kops zur Erde gesenkt, aus einem Feldstuhle; als ich eintrat, erhob er den Blick zu mir; einen Augenblick schien er im Gedächtnisse zu suchen nach einem Gesichte, das in bürgerlicher Kleidung dem meinigen ähnlich, dann ging es wie ein Blitz der Erinnerung durch seine Züge.

„Sie hier?“ sragte er.

„Sie sehen, Herr Roth!“ antwortete ich. „Man trifft sich überall aus der Welt und nicht immer unter den angenehmsten Verhältnissen.“

Ich hatte den Mann erst erkannt, als ich das erste Wort aus seinem Munde hörte, sonst war das Gesicht, in dem nur der Blick dunkel und ties wie soust geblieben, traurig verändert. Abgezehrt, wie ausgetrocknet, und trotz der gebräunten Farbe vou einer krankhasten Blässe, häusig von einem nervösen Zucken verzerrt, bartlos, aber da viele Tage elender Hülslosigkeit vergangen waren, lag der dunkle Nachwuchs wie ein schmutziger Schatten um Kinn und Wangen.

In mir stritten seindliche Gedanken; beim Anblicke des Elenden war eine leidenschastliche Erregung über mich gekommen; wenn ich an zwei unvergeßliche Augen in Nordstrand dachte, kochte die Wuth heiß in mir aus:

ich wäre einer schnellen That sähig gewesen, deren ich mich zeitlebens geschämt hätte; dann kam es wieder wie erbarmendes Mitleid über mich: mir war als ob eine verzweifelnde Seele zu mir nach Rettung schrie.

Es war eine minutenlange Stille; ich machte keinen Schritt näher, ich bot keine Hand zum Gruß. Und über den Kranken schien es bei meinem Anblicke wie eine neue Schwäche gekommen zu sein, so hülslos, zusammengesunken saß er vor mir. Aber während ich klar sah in diesen Abgrund von Verworsenheit, schien er zu grübeln darüber, ob ich wußte, was der Makel seines Lebens war.

Endlich sah er von Neuem aus.

„Sie wissen Alles?“ sragte er.

Ich vermochte nur lautlos zu nicken; mit dem Gedanken, daß die That eines Augenblickes unerbittlich über das Elend eines Weibes entschieden hatte, das mir werth war, drang es mir heiß und seucht in die Augen; ich war in diesem Momente so unglücklich, wie es jener nur sein konnte.

„Ich denke, Herr Roth,“ sagte ich nach einer Weile, „wir verständigen uns beide. Mir scheint es nöthig, daß sür Sie Iemand anderes das Denken übernimmt. Ich bin nicht Richter über Sie, aber wenn ich Sie verstehe, so haben Sie keinen Richter mehr nöthig. Ich nehme Interesse an den Ihrigen daheim, und was Sie nicht verdienen, würde ich Iener wegen mit Freuden thun. Aber dazu gehört, daß Sie mich wissen lassen, wie Ihre Lage jetzt ist und was Sie dahin gebracht hat.“

Damit schien ein Rest von Energie in den Mann zurückzukehren; er erhob sich krätiger, als ich der versallenen Gestalt zugetraut hätte und sagte:

„Sie sollen die Geschichte hören. Heute, da eine scheußliche Todesqual mich srei gemacht hat von Dem, was der Fluch dieser Jahre war, heute kann ich reden. Ich habe mich so ties gebeugt unter meiner Last, daß ich glaube, ich wäre lebend niemals heimgekehrt. Jetzt sehe ich Rettung, sür mich und sür sie.“

„Kommen Sie!“ unterbrach ich ihn. „Wir sind in meiner Kammer sicherer vor Störungen als hier.“

Der Lazarethgehülse, der im Vorraume saß, beruhigte sich, als ich ihm sagte, daß der Kranke sich krätig genug sühlte, um mir einen Besuch zu machen. Die Leute, die im Zwischendeck die Kleidersäcke verstauten, sahen dem Fremden mit der mitleidigen Theilnahme nach, die das Unglück bei dem Seemanne sindet. Als wir in meiner Kammer waren, schloß ich die Thür, überließ dem Krauken meinen einzigen Sessel und setzte mich aus die Koje.

„Haben Sie Vertrauen, Herr Roth, ich will Ihnen helsen!“ sagte ich.

„Ich hab's nöthig!“ nickte er. „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist eine kurze und wahre Geschichte, von der Sie das Ende wissen. Ihren Richterspruch brauche ich nicht, ich bin längst gerichtet, aber Ihre Hülse sür uns Alle.“

Ich suhr vor süns Jahren als erster Steuermann aus einem Bremer Vollschiffe, Wir waren zwei Jahre lang draußen gewesen in den Ostindischen Gewässern und hatten nur noch die Ueberreste unserer ursprünglichen Mannschaft an Bord; der Abgang war durch Malayan und Neger ergänzt worden. Eines Tages nahmen wir in Singapore Fracht nach Timor. Unter unseren Leuten war ein Neger, den seine außerordentlichen Körperkräfte bei der Mannschaft gesüchtet machten, ein ewiger Händelsucher, dem Ieder aus dem Wege ging, aber ein tüchtiger Matrose; ein Mann, der mich um einen Kops überragte. Aus dieser Reise wurde der Mensch gefährlich; ein paarmal war es nahe daran zum Handgemenge und eines Tages verweigerte er dem Capitain den Gehorsam. Es blieb Nichts übrig, er mußte mit Ketten geschlossen werden, und um den Uebrigen ein gutes Beispiel zu geben, legte ich zuerst Hand an ihn. Damit sing das Elend meines Lebens an. Der Mann stürzte sich aus mich und begann mich zu würgen, und als die übrige Mannschaft ihn so weit bewältigte, daß er mich sahren lassen mußte, biß er mir in den rechten Unterarm und hielt mich mit den Zähnen sest. Alle Gewalt mich srei zu machen war vergebens; man schlug ihn endlich mit Handspaken so lange aus den Schädel, bis er die Besinnung verlor; dann konnte das Gebiß der Bestie auseinander gebrochen werden, und ich war seiner ledig. Das kam mir einstweilen kaum zu Gute, denn Sie können sich denken, daß ich längst ohnmächtig geworden war. Als ich wieder zu mir kam, war auch der Neger wieder erwacht, und da sie ihn in Ketten sicher hatten, war es nicht schwer zu merken, daß wir einen Wahnsinnigen unter uns hatten, bei dem die Tobsucht ausgebrochen war. In der nächsten Nacht hatte sich der Unglückliche in seinen Ketten selbst erdrosselt', am Nachmittag wurde er nach unserem Brauche begraben.

Mit meiner Wunde ging es von Tag zu Tag schlimmer; unsere Schiffsapotheke reichte nicht mehr aus, ich bekam Wundsieber, das kein Ende nehmen wollte und der Arm schwoll; die Ränder der zahlreichen Löcher, welche eingebissen waren, wurden brandig. Wenn Sie sich eine Vorstellung davon machen wollen, was ich gelitten habe, so können Ihnen diese Spuren einen schwachen Begriff geben.“

Damit hatte der Erzähler das Hemd zurückgeschoben. Ich vermag nicht zu schildern, mit welchem Gesühle ich den Arm sah, von der Hand bis zum Gelenke nur die eine Seite sleischiger, muskulöser Körper, die andere Hälfte ein nackter glänzender Knochen, von blutig vernarbten Fleischrändern umgeben.

„Wir kamen am Abende des vierten Tages aus die Höhe von Bataoia, und da ich mein Ende vor mir sah, wenn nicht schleunige Hülse eintrat, so drang ich in den Cnpitain, mich an's Land zu setzen. Aber der weigerte sich, und aus guten Gründen. Für seine Fracht hatte er eine kurze Liesezeit angenommen, die ihm eine ansehnliche Prämie versprach; jede Stunde der Verzögerung kostete baares Geld und konnte, wenn ein Zusall dazwischen kam, das ganze Geschäst mit Verlust endigen lassen. Wir wurden endlich dahin einig, daß wir so nahe wie möglich unter Land gehen und daß unser Schiff so lange beidrehen sollte, bis ein Boot mich aus den nächsten Punkt abgesetzt hatte. Dabei sah ich keine Gesahr; ich konnte nicht weit von Batavia an Land kommen und die Küste ist außerdem dicht besetzt mit Malayendörsern.“

Es war beinahe Nacht, als ich den Fuß aus den Strand setzte; die Mannschaft des Bootes setzte meinen Koffer ab, dann drückten mir die Leute die Hände und das Boot verschwand in der rasch zunehmenden Dunkelheit.

Von Fiebersrost geschüttelt, wars ich einen letzten Blick aus das rothe Licht unseres Schiffes, das wie ein Stern aus dem Wasser schwamm, dann besiel mich die Angst, allein zu sein aus unbekanntem Boden, am Rande des psadlosen Waldes. Und hastig begann ich, den Strand entlang zu lausen, immer der Richtung zu, wo, ich wußte nicht wie viele Meilen voraus, Batavia liegen mußte. Ich glaube wol, daß mir der Capitain beim Abschiede Bescheid gesagt hatte, aber die Erinnerung an Vergangenes war sast erloschen in mir unter der Hitze des Fiebers und den brennenden Schmerzen meiner Wunde.

Ich strauchelte; der Fuß hatte in's Leere getreten, ich rollte einige Schritte abwärts und lag inmitten rieselnder Wellen. Wie Behagen kam es über mich in der kühlen Fluth; der Instinet sagte mir, daß es ein Bach sei, in den ich gefallen, und mit gierigen Zügen trank ich Kühlung. Dann raffte ich mich aus und setzte mit neuen Kräten den ziellosen Weg sort. Aber ich war betrogen wie jeder Fieberkranke, der in der Kühlung Linderung sucht; die Hitze kehrte wieder, breunender als je zuvor; mir war, als mußte das kochende Blut die Schläse sprengen, und vor den Augen sah ich inmitten des Nachtdunkels Strome blutrothen Lichtes.

Wieder spülte es mir kalt an die Füße; aber diesmal war es die steigende Fluth, unter welcher der Usersand verschwand, und die mich höher hinaus in das tiesere Dunkel des Waldes hineinscheuchte.

Die Sinne hörten aus ihren Dienst zu verrichten; wie ein ausgezogenes Uhrwerk muß ich vorwärts gestolpert sein durch Dickicht und über niedergebrochenes Holz; wie ost ich gefallen bin, dafür sehlt mir die Erinnerung, aber jedesmal, wenn ich aus der Betäubung des Sturzes erwachte, rührte sich die Maschine in mir von Neuem und schob mich vorwärts. Bis zu einem letzten Male. Ob ich siel, ob das Uhrwerk abgelausen war, ob mir der Instinet sagte, daß der Mensch überall Platz zum Sterben sindet: ich weiß es nicht. Aber als die Morgensonne durch die Palmenwipfel drang, erwachte ich und sand mich in einem kurzen Augenblick klarer Besinnung mitten im Walde, quer über einen gestürzten Baumriesen gelagert, den Kops niederhängend und das Gesicht in die weiche Humusmasse des Bodens gedrückt.

Ich erhob mich mühsam und taumelnd und als das Blut Zeit gesunden hatte, die strotzenden Gesäße des Kopses wieder zu verlassen, kam es wie Erleichterung über mich, und ich wankte vorwärts. Indessen die Gedanken vergingen mir eben so schnell wieder wie die Fähigkeit zu sehen oder zu hören, und ich habe noch heute keinen Maßstab sür die Zeit oder den Raum, den ich in diesem Zustande durchwanderte. Nur die Erinnerung steht mir vor der Seele, daß mein Blick irgendwann und irgendwo aus ein Haus siel, und daß eine weibliche Gestalt in der Thür dieses Hauses stand.

Das Nächste, was ich aus jener Zeit meines Daseins weiß, war ein Kuß, der mich weckte. Als ich die Augen ausschlug., diesmal siebersrei und mit tragem Bewußtsein, sah ich eine Mädchengestalt erschreckt zurücksahren. Aber da die Empsindung wohlthuend war, und mich das neue Gesüh durchströmte, ohne Schmerzen zu sein, lächelte ich, und sie lächelte. Von da ab waren es stets Küsse, die mich weckten und lächeln machten, aber nicht die keuschen Küsse einer Mutter, sondern Küsse von verzehrender Gluth, Küsse die ich duldete und mit schwacher Krast erwiderte. Und wenn ich meiner Pflegerin in das verlangende Auge sah, war es ein inbrünstiges Gesüh des Dankes sür meine Rettung, und die Regung der zurückkehrenden Lebenskräfte zugleich, die meine Hand leiteten, sie zu neuen Küssen herabzuziehen.

Sie war es gewesen, aus die der verlöschende Blick gefallen war, als ich vom Leben schied; sie war es, die den Funken vor dem Schicksale bewahrt hatte, mit einem letzten Ausflackern zu erlöschen; sie sah mein Blick zuerst, als ich zum Leben erwachte. Was ich zu denken vermochte, war sie, was ich sah und war, wiederum sie und nichts als sie!

Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und an die Heimat band mich nur die sreundliche Erinnerung an eine Iugendgespielin; ich hatte das leichte Blut des Seemanns, und von Weibern wußte ich nichts, als was sich der Außenseite absehen läßt. Ie weiter meine Genesung sortschritt, je mehr verloren wir uns, und da der Rausch nicht vermochte, die Krast zu erschöpfen, so wurden wir nach vier Wochen Mann und Weib.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie Malayin war, aber Sie wissen nicht, wie schön sie war!

Ich kam in jener Zeit nicht eher wieder zur Vernunst, als bis mich ein Anderer dazu brachte.

Einige Wochen später ging unser Schiss, das von Timor nach Batavia Fracht genommen hatte, aus der Rhede zu Anker, nnd da unser Malayendors vorstadtartig an die Stadt sich anschloß, war es nicht schwer sür mich, mit unseren Leuten, die nach mir sorschten, zusammen zu tressen. Der Capitain schüttelte den Kops, als er von meiner Heirath hörte, und bestand daraus, daß ich an unserem Contraete sesthielt. Es war mein Glück, daß mich die Liebe zu meinem alten, zärtlichen Vater nicht minder stark heimwärts zog als die Pslicht gegen das Schiss, und nach Seenen, denen ich ein unbehagliches Gedächtniß bewahrt habe, ließ sie mich gegen den seierlichen Schwur, in Iahressrist wiederzukehren, ziehen.

Sobald ich den Fuß an Deck setzte, war der Rausch verflogen. Es überkam mich Scham und Ekel vor mir selbst, und ich saßte den Vorsatz, das Geschehene auszulöschen, indem ich den Zwischenraum Meile um Meile vergrößerte. Ich habe an dem Vorsatze nichts zu beschönigen; ich war, da ich die Thorheit beging, um vier Wochen jünger, als da ich sie bereute; aber er kam, wie Sie gesehen haben, nicht zur Aussührung.

Wir nahmen von Batavia aus nur Frachten, die uns der Heimat näher brachten, aber es verstrichen noch süns Monate, bis ich nach Nordstrand zurückkam. Damals sand ich Anne zum schönen Mädchen herangewachsen, und da sie mir mit der Erinnerung an unsere Iugend zutraulich entgegenkam, machte ich die neue Ersahrung, daß man unter Deutschlands Sonne anders liebt als unter javanischer.

Damals begann mein Leben der Qual, zwischen zwei Herzen; dort durch die Pflicht gesesselt, hier durch eine keusche Liebe. Au ein neues Band sür die irdische Ewigkeit wagte ich nicht zu denken, und doch süllte dies Glück der Zukunft alle meine Träume. Von da ab gab es Nichts in meinem Leben, was nicht einen Kamps widerstreitender Empsindungen in mir wachgerufen hätte. Als endlich der Vater daraus drang, daß ich noch ein paar Jahre aus das Wasser hinaus sollte, kam es wie Erlösung über mich von dem Zwange, meiner Anne mit einer ewigen Lüge in die Augen zu sehen, und zugleich besiel mich das Weh der Trennung.

Ich riß mich los und begann meine Fahrten als Capitain des Schiffes, mit dem ich nach dreijähriger Abwesenheit damals in Ihren Heimatsort zurückkehrte.

Ein Jahr der Freiheit hatte ich genossen, als mich mein Unstern nach Batavia sührte. Ich weiß nicht, ob sie Tag sür Tag seit zwei Jahren im Schiffsbureau nachgesragt hatte, aber als ich am zweiten Tage aus der Rhede lag, kam mein Weib an Bord, um mich nicht wieder zu verlassen.

Lassen Sie mich schweigen über das, was ich in jener Zeit erlebte. Erst ergriff mich ein Ueberrest des Rausches wieder, dann kam die Reue, mit ihr das Elend. Dies Weib hat mich wahnsinnig geliebt, ich glaube, bis zu ihrem letzten Augenblicke, und ich? Ich habe mich selbst bodeulos verachtet! Ein Jahr begleitete sie mich aus meinen Reisen, dann kamen wir nach Batavia heim und blieben vier Wochen zu einer Reparatur im Hasen. Ich mußte sie krank zurücklassen, aber nur der erneute Schwur, wiederzukehren, machte mich srei zur dringenden Reise. Ich vergaß meinen Schwur und kam nach Verlaus des dritten Jahres in die Heimat. Sie wissen, wie ich erwartet wurde, Sie wissen, daß Anne mein Weib wurde.

Welches Glück hätte mir lächeln müssen in den Armen dieses Weibes, und welche Qualen bereitete mir dies Glück! Wie lange ich das Leben ertragen hätte, vermag ich nicht zu sagen, aber das Schicksal pochte zweimal an einem Tage an mein Haus. Sie erinnern sich vielleicht aus der Zeit, als Sie in Nordstrand waren, eines Vormittags, als wir beide an der Dampferbrücke die ankommenden Badegäste musterten. Dort erkannte ich unter den Ankommenden einen Matrosen, den ich an Bord gehabt hatte, als meine Frau mit mir suhr; ich gab dem Manne Geld, daß er den Ort verließ und nicht durch einen Zusall mein Geheimniß verriet).

Und die zweite Mahnung tras mich wie ein Blitz am Nachmittage desselben Tages. Wir saßen im Garten des Curhauses und ich durchslog einige Zeitungsblätter, die ein Fremder dort zurückgelassen hatte, als mein Auge aus eine Anzeige siel, die mich zur Rückkehr nach Batavia mahnte. In jener Stunde war's mir, als versänke die Zukunft vor mir, ich mußte meiner Anne die entsetzliche Wahrheit verbergen nnd aus Nimmerwiedersehen verschwinden. Wenn Sie den Abschied gesehen hätten, Herr, den wir damals von einander nahmen, so würden Sie glauben gelernt haben, daß Herzen wirklich brechen können.

Seit jener Zeit bin ich sür die Heimat verschollen; niemals habe ich mit einem Zeichen verrathen, daß ich noch am Leben bin.“

Der Erzähler schwieg, ich natürlich auch. Hätte ich ein Wort gesprochen, so hätte Etwas wie ein Richterspruch hervorgeklungen, und der Manu hatte wahr gesprochen: hier war gerichtet!

Endlich sand ich, was mir das Richtige schien.

„Capitain Roth,“ sagte ich, „ich danke Ihnen sür Ihr Vertrauen. Was hier zu thun wäre, scheint mir Folgendes: Wir lassen Sie in Capstadt zurück, Sie werden Ihre Fracht löschen und Ihr Fahrzeug repariren. Dadurch

gewinne ich einige Wochen Vorsprung. Ich werde diese Zeit benutzen, um Urlaub zu nehmen und die Ihrigen vorzubereiten; ich mache Gebrauch von der vollen Wahrheit und habe Ihre Vollmacht, nach Belieben zu handeln. Sie kommen heim, wann Sie können, und melden mir einige Zeit vorher Ihre Ankunft, wenn möglich Tag und Stunde. Von welchem Munde Sie Ihr Schicksal daheim hören werden, weiß ich nicht, aber Sie versprechen mir, sich in dies Schicksal zu stützen."

Der Mann war ausgestauden und reichte mir die Hand, die ich diesmal anstandslos drückte,

„Ich verspreche es Ihnen," sagte er, „so wahr mir Gott helfe."

IV.

Ich wollte, ich wäre mit meiner Geschichte zu Ende. Ich hatte damals eine Pflicht aus mich genommen, der ich, wie ich bald erfahren sollte, meine Kräfte nicht gewachsen sand; und selbst heute noch sehe ich mich in dem Glauben getäuscht, daß die Alles heilende Zeit mir das Bekenntniß dessen, was nun solgte, nur mit dem Gesühle wehmüthiger Erinnerung gestatten würde.

Wir erreichten ohne Unfall die Taselbai nnd lieserten in Cape Town das Wrack und die beiden Geretteten mit unserm Berichte an die englischen Behörden ab. Drei Tage später gingen wir unter Segel, nahmen unterwegs nur kurzen Auenthalt in Funchal, dann in Lissabon und Plymouth und trasen eines Tages mit lang auswehendem Heimatswimpel in unserem Stationsorte ein.

Mit jedem Tage, um den wir uns der Ostseeküste näherten, sah ich die Schwierigkeiten meiner Ausgabe wachsen, mit jeder zurückgelegten Meile sank mir der Muth tieser. Ich begriss nicht mehr, wie ich es über mich gewinnen würde, dieselben theuren Augen, welche ich nur in der Hossnung und im Glücke hatte strahlen sehen, sich trüben zu machen von den Thränen erbarmungswürdigen, hossnungsleeren Schmerzes.

Den Urlaub suchte ich sosort nach der Außerdienststellung nach, und da er sich länger, als ich gehofft hatte, verzögerte, schien es mir angebracht, die Angehörigen Roths der Ungewißheit zu entreißen, in der sie seit langen Monaten schwebten; und ich schrieb an den Alten folgenden Bries: Geehrter Herr!

Es wird Sie überraschen, zu hören, daß ich vor sechs Wochen mit Ihrem Sohne unter Umständen zusammengetroffen bin, welche, einer Lebensgefahr sehr ähnlich, durch das Dazwischenkommen unseres Schiffes glücklich beseitigt wurden. Ich bin in der angenehmen Loge, Ihnen seine Rückkehr nach dort sür die nächsten Wochen sest versprechen zu können und solge seiner dringlichen Einladung, wenn ich noch vor ihm in kürzester Zeit bei Ihnen eintresse. Zu meinem Bedauern hörte ich erst bei unserem Scheiden, daß er während seiner Abwesenheit verhindert gewesen sei, seinen Angehörigen ein Lebenszeichen zu geben, aus welchen Gründen, wird Ihnen bei seiner Rückkehr bekannt werden. Iedensalls besindet er sich wohl und hat mir seine herzlichsten, erwartungsvollen Grüße sür Sie und Ihre Frau Tochter ausgetragen, denen ich die meinigen anschließe. Näheres mündlich. Bernhard,

Es war wenigstens ein Schritt gethan mit dem Briese, wengleich er nicht zu den schwersten gehörte, und ich betrog mich selbst eine Weile mit der Tröstung, daß sich alles Andere leichter daran knüpsen lassen würde. Aber zwei Tage später mahnte mich ein Telegramm daran, daß ich mich aus geneigter Ebene besand, und daß es kein Halten mehr gab. Die Worte lauteten:

„Kommen Sie schnell, wenn Sie nicht wollen, daß ich vor Ungeduld sterbe, nachdem mich die Sorge nicht getödtet hat. Anne Roth."

Ich antwortete aus demselben Wege, daß ich kommen würde, sobald ich srei wäre. Dann bemühte ich mich, da der Urlaub noch immer nicht kommen wollte, um einen vorläufigen Dispens vom Dienste, packte meine Koffer, vertauschte die Unisorm mit einer weniger anspruchsvollen Kleidung und benutzte einen Nachtzug, um nach Nordstrand zu sahren. Es sehlte, wie man sich erinnern wird, nicht an einer Dampfverbindung, welche ihren Ansang nahm, sobald die Ostseehäsen eissrei wurden; aber ich hatte mich am Unterwegssein gesättigt und solgte einem unwiderstehlichen Drange nach Nordstrand, obgleich es mir wie Bleigewichte am Herzen hing.

Meine Ankunft hatte ich nicht besonders angekündigt und wurde also nicht erwartet; an die Badesaison dachte zur srühen Jahreszeit noch Niemand, und einen Drehorgelspieler und zwei Handlungsreisende eingerechnet, waren wir unser vier Personen, welche der Zug aus dem Perron absetzte. Ein Hausknecht war nicht da, im Hütel Nordstrand war selbst vom Portier keine Spur zu sinden und der einzige Kellner, den ich herbeirusen konnte, gerieth in Verlegenheit, als ich ein Zimmer verlangte und meine Absicht ausdrückte, einige Tage zu verweilen. Nicht daß das Hotel bis unter das Dach belegt gewesen wäre, vielmehr galt das Zögern dem Nachdenken, welches Zimmer sich in der Eile am leichtesten in einen bewohnbaren Zustand setzen ließ. Ich ging so lange in das allgemeine Gastzimmer, das zur srühen Morgenstunde kalt und unsreundlich genug war; indeß wurde ich in Kürze so gut untergebracht, wie es sich mit den Umständen vertrug und sand in der Einsamkeit meines Zimmers Zeit genug, mir einen Plan zurechtzulegen.

Ich hatte gut überlegen. Die glänzenden Augen der jungen Frau waren Alles, um was sich mein Denken drehte. Ich war nach zwei Stunden ruhelosen Umherwanderns im Zimmer genau so weit wie zu Ansang, ich hatte nicht das Schicksal in meiner Hand, ich war sein willenloser Spielball.

Gegen Mittag sah ich ein, daß ein Ansang gemacht werden müßte; ich kleidete mich an nnd schlich mich wie das böse Gewissen die Promenade entlang nach dem Hause meiner Freunde. Diesmal sand ich die Hausthür geschlossen; ein Messingknops im Mauerwerk«: mit der Umschriht „Karl Roth" bewies mir, daß ich nur die Glocke zu ziehen hatte, um sicherlich willkommen Einlaß zu sinden. Aber die kaum erhobene Hand sank träge wieder nieder, mein Muth hatte nicht weiter gereicht als bis an die Thür.

Das Herz zog sich mir krampshast zusammen bei dem Gedanken, daß ich die srohe Hossnung, welche ich in den Herzen dieser Theuren geweckt hatte, im Begriff stand zu tödten, wie der Nachtsrost das junge Frühlingsleben zerstört, und daß derselbe Moment, in dem ich meine Bekenntnisse begann, ein glückliches Leben schied von einem Leben des Elends.

Ich ließ den Arm also sinken und zog nicht an der Glocke; ich kehrte um, ties traurig, aber mit dem leichteren Gesühl, Zeit gewonnen zu haben bis zum nächsten Male.

Erst als ich wieder in meinem Zimmer saß, kam mir der Gedanke, daß ich mehr als einmal sprechen müßte, um langsam ans Das vorzubereiten, was am Ende stand, und die Verantwortlichkeit siel mir schwer aus die Seele, ob es mir gelingen werde, da noch eine Saat des Segens zu säen, wo die Wirklichkeit wie Lawinesturz alles Leben vernichten mußte, zur einen Hälste sast vernichtet hatte. Es war mehr als ein Geschäft, was ich vorhatte; es war ein Stück von meinem Herzen selbst, um das ich spielte ohne Aussicht aus Gewinn.

Nach Tische machte ich in sast verzweiselter Stimmung den Weg zum zweiten Male; als ich die Glocke gezogen hatte, war ich nahe daran, von Neuem die Flucht zu ergreifen; aber das Mädchen, das mir öffnete, schnitt meine letzte Hoffnung ab, als sie meine Frage nach der Anwesenheit der Herrschast bejahte. Dann hatte der Himmel ein Erbarmen mit meiner Schwäche und trieb mich willenlos vorwärts.

Die wohlbekannte Thür öffnete sich, der alte Roth stürzte heraus; er hatte mich an der Sprache erkannt. Ich wurde sast erdrückt von der stürmischen Umarmung des Alten und in das Zimmer hineingezogen. Da stand sie, die Hände mir entgegengestreckt, Thränen in den Augen und welch ein Lächeln aus dem Gesichte!

„Ah, mein Freund," sagte sie, als ich mich wie ein Trunkener niederbeugte und ihre Hände küßte, „die Hoffnung sandten Sie uns von sern her, das Glück bringen Sie selber!"

Iawohl, ich brachte das Glück! Ich hätte schluchzen mögen wie ein Kind, und ich mußte sreudig lächeln, wie sie mit Thränen in den Augen, und ich mußte sagen:

„Ja, Frau Anne, ich denke, ich werde Ihnen das Glück bringen."

Dann begann das schwierigste Stück meiner Ausgabe, zu erzählen und — zu verbergen. Konnte ich diesen sreudetrunkenen Herzen schon die Wahrheit geben? Ich erzählte die Geschichte des Schiffbruches und wie wir den Capitain sanden; es ist selbstverständlich, daß ich das Weib aus meinen Erinnerungen strich. Mit hundert Fragen unterbrachen mich die Zuhörer und zu einem Ende kam ich überhaupt nicht; ich sah wohl, daß meine Geschichte an Werth gewann, je öster ich sie erzählen wollte. An diesem Abende, denn die Sonne ging in's Meer, ohne daß wir es merkten, dachten wir nicht an Speise und Trank; als ich dem Schlage einer Uhr lauschend die elste Stunde zählte, machte ich mich gewaltsam los und versprach wiederzukehren.

Die Seelenqual dieser Tage vermag ich nicht zu schildern. Die Nacht verbrachte ich in meinem Hotel, den Tag bei den Freunden. Und jeden Morgen, wenn ich mit dem sestem Vorsatze, meine Ausgabe zu beginnen, über die Schwelle trat, lächelten mich die erblühenden Rosen aus den Wangen der jungen Frau sreudiger an, und in den Augen, um welche die Sorge eines Jahres dunklere Schatten gezogen hatte, lag sür mich eine rührende, unwiderstehliche Bitte: „Bis morgen!"

Und dieses Morgen kam niemals.

Am Abende des vierten Tages sand ich in meinem Hotel solgendes Telegramm vor:

„Skagen passirt, verlasse heute Nyborg, in drei Tagen dort, wenn Gott will."

Einen Namen trug die Botschast nicht, aber sie war mir eine letzte Mahnung. Wir hatten Dienstag, also war es der Freitag, sür den das Schicksal seine Loose zu mischen hatte; bis dahin mußte meine Ausgabe gelöst sein.

Und als ich am nächsten Morgen meine Kunde zu den Freunden brachte, brach ein Iubel aus, vor dem meine Vorsätze schmolzen wie Eis in der Frühlingssonne; mir wurde so elend, daß selbst die Glücklichen, und das Glück macht blind, um mich besorgt wurden; wie ein Schwerkranker schlich ich davon, und es sollte mich erleichtern von schrecklicher Qual, daß ich zwei Tage lang wirklich das Bett hütete. Ich war ganz im Ernste krank, und der Arzt, der herbeigerusen wurde, wollte aus meiner nervösen Erregung die ersten Symptome eines Nervensiebers herauslesen.

Ich wußte besser, was mir sehlte, ich wußte auch, daß mir nicht zu helsen war. Die Besuche des alten Mannes lehnte ich mit dem Beshle des Arztes ab, mich ruhig zu verhalten, aber was ich sand, war Nichts weniger als Ruhe.

Ich glich dem versolgten Thiere, das den Kops versteckt, um nicht gesehen zu werden, und mit demselben Ersolge: denn die Qual des

Noid und Lud. II, «. 21

Gewissens, die Angst, wie das Ende werden sollte, verließen mich nicht einen Augenblick.

Endlich brach der Morgen des Freitag herein, trübe und dunstig. Mich litt es nicht im Bette, obgleich ich wirklich im Fieber war. Als ich an das Fenster trat, lag die See grau vor mir, verschwimmend gegen einen grauen Horizont. Die Sonne mochte kaum ausgegangen sein, denn noch lag ein zweiselhastes Licht über den arbeitenden Wassern. Von Nordwest her segte ein scharser Wind in einzelnen Stößen gegen den Strand und wühlte in der anschwellenden Fluth; die Linden vor meinem Fenster schüttelten ihre breitästigen Kronen wild durch einander und ahmten das Rauschen der Brandung nach. Aus der Straße stand ein alter Seemann und schaute, die Augen beschattet, aus die See hinaus. Dann ging er kopsschüttelnd weiter.

Ich Neidete mich an und schwor mir ein letztes Mal, heute zu sprechen. Von Neuem zermarterte ich mir das Hirn nach Worten der schonungsvollen Wahrheit, aber vergebens! Ich trug eine Wahrheit bei mir, die keine Schonung kannte. Der Alte kam srüh am Morgen, und da er mich zum Ausgehen sertig sand, verließen wir das Haus, um uns sür den einen Tag nicht mehr zu trennen.

Draußen packte uns der Sturm, der einen seuchten, salzigen Staub bis aus die Straße wehte.

„Eine steise Brise," sagte der Alte. „Wenn der Wind nicht böser wird, ist es ein bequemer Weg hierher sür ein tüchtiges Fahrzeug."

Wir sanden die junge Frau am Fenster, den Blick aus die See gerichtet. Aus dem gerötheten Gesichte lag ein ganzes Meer von Empsindungen: sreudige Erregung, Ungeduld, zärtliche Sehnsucht, Besorgniß. Mir war die Kehle so völlig zugeschnürt, daß ich nicht einmal einen Gruß hervorbringen konnte, dazu schüttelte mich das Fieber, derß die Zähne aus einander schlugen.

Die Stunden dieses Tages schlichen dahin, als stände die Zeit still; wir verließen die Fenster nicht, ich weiß nicht, ob wir ein Wort sprachen. Wir sahen unverwandt hinaus in das wachsende Wogengebraus, der Alte und ich mit Gläsern bewaffnet, die junge Frau mit dem Blicke, dem die Liebe doppelte Schärfe verlieh. Als es Mittagszeit war, meldete die Magd, daß servirt sei; aber wir sahen uns gegenseitig mit einem Lächeln an, das keinen Zweifel ließ, wie wenig wir aus die Sorgen des Leibes zu achten vermochten.

Der Nachmittag kam, und das schwache Licht des Tages wurde um einen Schatten dunkler; der Horizont, von zerrissenen Wogenkämmeu gebildet, war noch erkennbar und wir hatten eben die Gläser von den Augen genommen, als die junge Frau an ihrem Fenster nach Nordwesten hinausdeutete und sagte:

„Ein Segel!"

Wir musterten von Neuem den Wasserrand. So weit die Gläser den Blick zu leiten vermochten, sah ich Nichts als das wechselnde Spiel der Wellen, ein Farbengemisch vom dunkelsten Blau zu lichterem Grau, dazwischen blendend weiße Lichtreflexe vom zerstiebenden Wasser. Aber jetzt tauchten einen Augenblick zwei scharfbegrenzte helle Flecken aus, schienen sich empor zu heben aus den tanzenden Gewässern: im nächsten Augenblicke war die Erscheinung wieder verschwunden. Es duldeten keinen Zweifel; was wir sahen, waren die Segel eines Schisses. Als ich mich nach einem Geräusche im Zimmer umwandte, hatte uns die junge Frau verlassen, und mit neuer Spannung suchten wir den Horizont ab. Die Erscheinung wiederholte sich, mit derselben blitzartigen Schnelligkeit leuchteten die beiden Segel aus, mit der sie die See wieder verschlang.

Einige Minuten mochten verslossen sein, als die Frau wieder eintrat. Ein enger Mantel verhüllte sie bis zum Halse, ein verschlungenes Tuch bedeckte Kops und Schultern, so daß nur die Augen sreibleiben. „Kommt, kommt!“ drängte sie, „ich muß hinaus!“ Der Alte versuchte es mit schwachen Gegenvorstellungen; es sei Nichts weniger als sicher, daß es der erwartete Schooner sei; es könne überdies eine Stunde und mehr dauern, bis er dem User nahe käme. Aber die Mühe war vergebens; die junge Frau schüttelte stumm den Kops und ging zur Thür. Uns blieb nur übrig, in Eile zu solgen.

Als wir vor die Thür traten, verging mir vor dem Anprall des Sturmes der Athem; aus der steisen Brise vom Morgen war ein Orkan geworden. Das Wasser mochte bis an den Fuß der Dünenreihe reichen, aber die Wellen brandeten hoch hinaus und der Wind schleuderte unaushörlich Wasserströme zischend und klatschend bis aus die Mitte der Straße. Tias Gebrause des Wassers und die knatternden Töne des Sturmes verschlangen jeden anderen Laut.

Wir solgten willenlos der Frau. Die Straße war nicht so menschenleer, wie man hätte denken sollen. Aus einzelnen der Häuser sahen wir Männer heraustreten, im Oelrock und Südwester, seegewohnte Leute, denen das herannahende Schiss nicht entgangen war. Vor dem Curhause, wo eine Lücke in dem Baumgange den Ausblick weit umher gestattete, sammelte sich eine Gruppe, in der aber das Getöse keinen Gedankenaustausch duldete. Das Fahrzeug war näher gekommen, wie aus den Flügeln des Sturmes. Der schwarze Rumps erschien noch immer nur aus Augenblicke, aber die beiden Masten mit den Sturmsegeln verschlang nicht mehr jede Welle. Ich erkannte nicht mehr als ein schoonerartiges Fahrzeug, der Blick des Alten war schärser.

„Anne!“ schrie er mir in das Ohr, in die See hinausdeutend. Ich hatte schon lange nicht mehr gezeiselt. Indeß schien mir das Schiss noch nicht unrettbar, wenn es dem Steuer gehorchte und an unserer Landspitze vorüber kam; ostwärts trat die Küste weit zurück und unter dem Schutze des Landes konnte Roth seines Schiffes Herr werden.

Einen Augenblick war es mir, als ob das Fahrzeug nach rechts hinaus Fortgang machte, aber nur einen Augenblick: dann blieb es wieder sür das Auge ein ruhender Punkt, der sich langsam vergrößerte. Langsam und unerbittlich rückte das Verhängniß zu uns heran; wie ein Gespensterschiff wuchs der Schooner vor unseren Augen heraus aus dem Wasser, schwarz und scheinbar bewegungslos; das Gitterwerk der Wanten zeichnete sich schon gegen den Himmel ab, wenn die Woge das Schiff hob und der schnelle Blick glaubte Gestalten zu erhaschen an Deck; endlich war es wie ein Sprung, den das Fahrzeug machte, höher aus dem Wasser heraus als zuvor, dann war an derselben Stelle ein unermeßlicher Berg zerstiebender Wogen.

Als die Welle zerfloß, waren Segel und Masten verschwunden, aber schon ergoß sich eine neue Fluth über den dunklen Körper, um ihn nicht wieder srei zu geben. Die schwarze Linie des Rumpses sahen wir zerbröckeln vor unseren Augen erst in zwei Linien, dann in einer Reihe von Punkten; dann sah es aus wie ein Gewimmel von dunklen Körpern an der Stelle im Wasser: dann sahen wir Nichts als überstürzende Wellenkämme.

Neben mir brach die Frau ohnmächtig zusammen. Der Alte nahm die Last in seine Arme, und wir kehrten zur Wohnung zurück. Die Magd übernahm die Sorge um die Unglückliche, uns Beide duldeten es nicht in der Stube.

In den Wellen, welche über den Dünenrand spülten, tanzten bereits die Schiffstrümmer; eine Kiste wurde mir vor die Füße geschleudert, ein Rundholz schob sich mit jeder Woge weiter aus die Straße. Es war gefährlich, den Weg zu passiren, aber wir arbeiteten uns durch den Sturm und herübergeschleuderte Wassermassen vorwärts. Plötzlich sah ich den Alten hineindringen in den Gisch, eine Wolke von Wasser verhüllte ihn einen Augenblick, dann wars ihn gewaltsam eine höhere Woge zurück, ihn und einen zweiten Körper.

Als der Mann sich von dem Sturze erhob, nahm er die Leiche seines Sohnes in seine Arme.

Ich habe keinen der drei Menschen im Leben wiedergesehen. Wenn es möglich gewesen wäre, aus den Trümmern solcher Menschenschicksale ein neues Glück auszubauen, so sehnte mir der Muth, ein Geheimniß aus ewig in mir zu vergraben.

Die Frau ist ein Jahr später am gebrochenen Herzen gestorben, der Vater bald daraus; ihnen war der Todte ein Seliger, der zu solgen winkte.

content-0223.png

Wir musterten von Neuem den Wasserrand. So weit die Gläser den Blick zu leiten vermochten, sah ich Nichts als das wechselnde Spiel der Wellen, ein Farbengemisch vom dunkelsten Blau zu lichterem Grau, dazwischen blendend weiße Lichtreflexe vom zerstiebenden Wasser. Aber jetzt tauchten einen Augenblick zwei scharfbegrenzte helle Flecken aus, schienen sich empor zu heben aus den tanzenden Gewässern: im nächsten Augenblicke war die Erscheinung wieder verschwunden. Es duldeten keinen Zweifel; was wir sahen, waren die Segel eines Schisses. Als ich mich nach einem Geräusche im Zimmer umwandte, hatte uns die junge Frau verlassen, und mit neuer Spannung suchten wir den Horizont ab. Die Erscheinung wiederholte sich, mit derselben blitzartigen Schnelligkeit leuchteten die beiden Segel aus, mit der sie die See wieder verschlang.

Einige Minuten mochten verslossen sein, als die Frau wieder eintrat. Ein enger Mantel verhüllte sie bis zum Halse, ein verschlungenes Tuch bedeckte Kops und Schultern, so daß nur die Augen sreibleiben. „Kommt, kommt!“ drängte sie, „ich muß hinaus!“ Der Alte versuchte es mit schwachen Gegenvorstellungen; es sei Nichts weniger als sicher, daß es der erwartete Schooner sei; es könne überdies eine Stunde und mehr dauern, bis er dem User nahe käme. Aber die Mühe war vergebens; die junge Frau schüttelte stumm den Kops und ging zur Thür. Uns blieb nur übrig, in Eile zu solgen.

Als wir vor die Thür traten, verging mir vor dem Anprall des Sturmes der Athem; aus der steisen Brise vom Morgen war ein Orkan geworden. Das Wasser mochte bis an den Fuß der Dünenreihe reichen, aber die Wellen brandeten hoch hinaus und der Wind schleuderte unaushörlich Wasserströme zischend und klatschend bis aus die Mitte der Straße. Tias Gebrause des Wassers und die knatternden Töne des Sturmes verschlangen jeden anderen Laut.

Wir solgten willenlos der Frau. Die Straße war nicht so menschenleer, wie man hätte denken sollen. Aus einzelnen der Häuser sahen wir Männer heraustreten, im Oelrock und Südwester, seegewohnte Leute, denen das herannahende Schiss nicht entgangen war. Vor dem Curhause, wo eine Lücke in dem Baumgange den Ausblick weit umher gestattete, sammelte sich eine Gruppe, in der aber das Getöse keinen Gedankenaustausch duldete. Das Fahrzeug war näher gekommen, wie aus den Flügeln des Sturmes. Der schwarze Rumps erschien noch immer nur aus Augenblicke, aber die beiden Masten mit den Sturmsegeln verschlang nicht mehr jede Welle. Ich erkannte nicht mehr als ein schoonerartiges Fahrzeug, der Blick des Alten war schärser.

„Anne!“ schrie er mir in das Ohr, in die See hinausdeutend. Ich hatte schon lange nicht mehr gezeiselt. Indeß schien mir das Schiss noch nicht unrettbar, wenn es dem Steuer gehorchte und an unserer Landspitze vorüber kam; ostwärts trat die Küste weit zurück und unter dem Schutze des Landes konnte Roth seines Schiffes Herr werden.

Einen Augenblick war es mir, als ob das Fahrzeug nach rechts hinaus Fortgang machte, aber nur einen Augenblick: dann blieb es wieder sür das Auge ein ruhender Punkt, der sich langsam vergrößerte. Langsam und unerbittlich rückte das Verhängniß zu uns heran; wie ein Gespensterschiff wuchs der Schooner vor unseren Augen heraus aus dem Wasser, schwarz und scheinbar bewegungslos; das Gitterwerk der Wanten zeichnete sich schon gegen den Himmel ab, wenn die Woge das Schiff hob und der schnelle Blick glaubte Gestalten zu erhaschen an Deck; endlich war es wie ein Sprung, den das Fahrzeug machte, höher aus dem Wasser heraus als zuvor, dann war an derselben Stelle ein unermeßlicher Berg zerstiebender Wogen.

Als die Welle zerfloß, waren Segel und Masten verschwunden, aber schon ergoß sich eine neue Fluth über den dunklen Körper, um ihn nicht wieder srei zu geben. Die schwarze Linie des Rumpses sahen wir zerbröckeln vor unseren Augen erst in zwei Linien, dann in einer Reihe von Punkten; dann sah es aus wie ein Gewimmel von dunklen Körpern an der Stelle im Wasser: dann sahen wir Nichts als überstürzende Wellenkämme.

Neben mir brach die Frau ohnmächtig zusammen. Der Alte nahm die Last in seine Arme, und wir kehrten zur Wohnung zurück. Die Magd übernahm die Sorge um die Unglückliche, uns Beide duldeten es nicht in der Stube.

In den Wellen, welche über den Dünenrand spülten, tanzten bereits die Schiffstrümmer; eine Kiste wurde mir vor die Füße geschleudert, ein Rundholz schob sich mit jeder Woge weiter aus die Straße. Es war gefährlich, den Weg zu passiren, aber wir arbeiteten uns durch den Sturm und herübergeschleuderte Wassermassen vorwärts. Plötzlich sah ich den Alten hineindringen in den Gisch, eine Wolke von Wasser verhüllte ihn einen Augenblick, dann wars ihn gewaltsam eine höhere Woge zurück, ihn und einen zweiten Körper.

Als der Mann sich von dem Sturze erhob, nahm er die Leiche seines Sohnes in seine Arme.

Ich habe keinen der drei Menschen im Leben wiedergesehen. Wenn es möglich gewesen wäre, aus den Trümmern solcher Menschenschicksale ein neues Glück auszubauen, so sehlte mir der Muth, ein Geheimniß aus ewig in mir zu vergraben.

Die Frau ist ein Jahr später am gebrochenen Herzen gestorben, der Vater bald daraus; ihnen war der Todte ein Seliger, der zu solgen winkte.

content-0223.png

content-0225.jpg

>!? kommt wol vor, lieber Liszt, daß man uns aussordert, unter unser Bildniß einige Zeilen zu schreiben — aber unter das Bildniß Anderer? Dazu gehört schon eigentliches Schriststellerthum, wissenschaftliche Forschung, historische Objectivität — lauter Dinge, die uns serne liegen. Schwerlich würdest Du Dich aus ein solches Geschäst einlassen. Aber der allmächtige Beherrscher der Gegenwart, des Nordens und des Südens erheischt es — ich soll mich illustriren, indem ich Deinem Contersei belehrende Erläuterungen beisüße. Als ob nicht jeder gebildete Europäer (den Nordamerikaner mit eingerechnet) Deinen Kops auswendig wüßte — als ob nicht, schlimmsten Falles, Dein darunter stehender Name jede weitere Bemerkung überflüssig machte! Nein, zu einem hochgeehrten Publikum über Dich zu sprechen, dazu kann ich mich, trotz alledem und alledem, nicht verstehen. Jedoch die Gelegenheit, Dich anzuplaudern, die will ich mir nicht entgehen lassen. Wie sände ich auch leicht eine andere, wo Du mir so lange geduldig zuhören würdest und bei welcher ich Dich nicht lieber hörte als mich. Das Bildniß kenne ich sreilich nicht, durch welches Du zum 365. Male der unbesangenen Betrachtung der Welt ausgesetzt wirst! — möglicherweise würde es mir kaum behagen. Hier aber, zur Rechten meines Schreibepultes, hängt Du in der vortrefflichen photographischen Abschrift, die ich mir von dem talentvollen und gesälligen Herrn Weigelt in Breslau vor etwa acht Jahren ausgebenen. Sehr ernst, sehr strenge siehst Du, weniger noch aus mich herab, als von mir ab — dennoch ist mir unter allen Deinen Abdrücken, Ausdrücken, Eindrücken dieser der liebste. Und so abweisend siehst Du doch auch nicht drein, daß es mich von meinem Vorhaben abbringen könnte — von dem nämlich: Dir mancherlei von Dir selbst zu erzählen, was Du längst vergessen — dessen Du Dich vielleicht nicht einmal erinnerst, wenn Du davon hörst. Wahr aber ist Alles, was ich vorbringe, das darst Du mir aus's Wort glauben.

Beiläusig gesragt — hast Du denn, wie die Rede geht, Deine Memoiren geschrieben? Wenn nicht, dann säume doch nicht, es zu thun — Du bist ja der Einzige, der Deine Biographie zu schreiben vermag. Und wenn es auch nur zum Besten der Nachwelt geschähe (einer Nachwelt, welcher ich, obschon zwei volle Tage jünger als Du, weder wünsche noch erwarte anzugehören), Du müßtest es thun der guten Sache wegen. Die Dichtung hat sich Deiner, während Du lebst und wirkst, so ost und ost so störend bemächtigt, daß doch wenigstens in Zukunft die Wahrheit zu Ehren kommen müßte.

Zwei Tage nur sollte ich weniger haben als Du! — so mag es sich wol in unsern städtischen Archiven eingeschrieben sinden — aber wahr sein kann es nicht. Denn als ich Dich zum ersten Mal sah und hörte, war ich zwar erst siebzehn Jahre alt — Du aber warst seit langen Iahreu eine berühmte Persönlichkeit. In Paris im Herbst 1828 angelandet, srug ich nach Dir und mußte hören, Du lebtest, ruhmessatt, sehr zurückgezogen, und es sei nicht leicht, an Dich zu gelangen. Der alte Pixis swir nannten ihn stets den alten, obzwar er noch aus Freiers Füßen ging) versprach mir seine Hülse und er hielt mir Wort. Einen November- oder Deeemberabend lud er mich zu sich ein, und ich sand dort den schlanken, blassen, wenig redseligen Iüngling, den die Pariser gewohnt waren „Ie petit I,lt?." zu nennen, obschon er weder klein war, noch Litz hieß. — In unserer Kunst kommt es ost genug vor, daß man uns durch pathetische Einleitungen zu erbärmlichen Nichtigkeiten sührt — an jenem Abende war es anders. Nach einem paßbureauartigen Einleitungsgeplänkel setztest Du Dich an's Piano und spieltest die große Schubert'sche („Ihur. Fantasie. Du spieltest sie eigentlich nicht, Dn improvisirtest sie, Du schusst sie zum zweiten Male. Nie habe ich den Eindruck vergessen! Einer prachtvollen nächtlichen Feuersbrünst gleich, ist er mir in der innern Anschauung geblieben. Auch die Aehnlichkeit hat er mit einer solchen, daß die nächstfolgende Zeit mir in Beziehung aus Dich wieder in Dunkel gehüllt ist.

Allzulang kann es aber doch nicht gedauert haben, bis wir, unbeschadet Deines Ruhmes und Deines Talentes, gute Kameraden geworden. Ein Caprieo in („iz.nwll, welches sich unter den srühesten der von mir verössentlichten Compositionen sindet, hatte Dir zugesagt, und die große Freude, die mir Dein überschwängliches Lob machte, ist mir noch sehr gegenwärtig. Auch jene Ruhmesübersättigung kann Dich nicht übermäßig lange Zeit belästigt haben ^ einem Löwen gleich, hattest Du eben nur die vollständigste Verdaunng abgewartet, um Alles, was Ohren hatte, als gute Beute zu betrachten, und wenn Du die andern Pianisten auch nicht ohne Weiteres erwürgtest ^- sie erlebten doch solche eoup« clo Mtte, daß es ihnen sauer wurde, aus der Betäubung wieder zu sich zu kommen. In einer Matinöe, ich erinnere mich nicht, wo sie Statt hatte, weiß nur, daß mehr Pianisten anwesend waren, als man Köpse zählen mochte, nahmst Dn Hummels Septett vor und gabst eine neue Ausgabe desselben zum Besten — keine vermehrte, wie es Dir wol zuweilen später in den Sinn gekommen — aber eine unerhört prachtvolle, mit neuen kräftigen Typen, aus blendend weißem Papiere und im luxuriösesten Einband. Es war eben so hinreißend wie staunenswerth. Henri Herz, der neben mir stand, meinte mit etwas kritischer Miene, der Componist würde sein Werk so wol kaum wieder erkennen — ich war überzeugt, mein verehrter Meister würde entzückt gewesen sein, es so zu hören. Eine sast revolutionäre Ausregung entstand — ich denke mir, als Mirabeau sprach, mag es ähnlich zugegangen sein.

Eine andere pianistische Hauptschlacht, die Du geliesert, war die Vorsührung des Weber'schen Coneertstücks — und eine Episode darin der Zweikamps mit dem Orchester, welchen Du so siegreich bestandest. Als das Fortissimo des Marsches mit Trompeten und Pauken erklang, zogst Du Dich nach dem bekanuten Oetavengang nicht bescheidentlich zurück — Du betrachtetest das Tutti als eine Provoeation und behieltest mit Deinen zehn Fingern und den daran besindlichen Armen die Oberhand über den kolossalen, streichenden, blasenden, tutenden und schlagenden Gegner, Was würde der große Couperin gesagt haben, hätte er so Etwas erlebt?!

Und nun erschien Chopin — und es erschienen seine Etüden (vielleicht die einzigen Stücke, die Du nicht auswendig vom Blatt gespielt) — und zum zweiten Male muß ich mich heute sragend an Dich wenden, wenn Du auch, wie ich voraussetze, meine Frage kaum beantwortet magst. Du verschwandest aus längere Zeit vom Schauplatze — die Einen sagten, Du seiest in Gens — Andere aber behaupteten, Du säßest in einem stillen verborgenen Stübchen des großen Erard'schen Hauses, und man habe Dich als Nachtwandler nach eingetretener Dunkelheit zuweilen promeniren gesehen. Vielleicht hatten beide Parteien recht ^ denn warum solltest Du nicht in Gens gewesen sein können und vorher oder nachher Dich in ein pianistisches Tagesgesängniß zurückgezogen haben? — Jedensalls geht aus diesen verschiedenen Traditionen hervor, wie srühe Du schon, ein männlicher Loreley, zur Sageubildung Veranlassung gegeben — und die Schristgelehrten könnten viel lernen aus Deinem Leben — mögen sie sich mit der Edda beschäftigen oder mit der sranzösischen Revolution.

Es waren doch schöne Stunden, als wir damals mit Chopin bei dem geistreichen musikalischen Jr. Hermann Frauck zusamneutrasen — mit Sainte Beuve bei der Gräsin d'Agoult dinirten — bei der liebenswürdigen Gräsin Plater der polnischen Emigration zum Tanze ausspielten und den zu Fleisch und Blut gewordenen Mazurek gleichsam in seinem Vaterland kennen lernten. Weißt Du, was eine alte übermüthige Dame aus diesem Kreise einst zu Chopin sagte? (ich gebe es in.der sranzösischen Originalausgabe, aus deutsch würde es zu unmoralisch klingen) „8i ‚s'ewi« jeune et Mie, mon perl Ollopin," sagte sie.^e te prenärai8 pour mari, Ililler pour llwi et I^5?t ponr amant." In Verwunderung wird Dich diese Aeußerung schwerlich setzen. Aber vielleicht solgende Chopins. Du hattest eines Abends die Aristokratie der sranzösischen Schriftstellerwelt bei Dir versammelt — Georges Sand wurde hier nicht sehlen. Beim Nachhausegehen sagte Chopin zu mir: „Welch eine antipathische Frau, diese Sand! Ist's denn wirklich eine Frau? ich möchte es bezweiseln." Auch Ludwig der Vierzehnte hatte Frau Searron sehr insupportable gesunden, und doch wurde sie zur Frau von Maintenon. Dunkel sind die Verschlingungen des Schicksals — vollends, wenn es sich in weibliche Gestalt birgt.

In jene Zeit sällt auch ein großes Coneert, welches Du im Saal des Illütel äe ville veranstaltet hattest, und in welchem Du, wie ich glaube zum ersten Mal, mit größeren Compositionen vor das Publikum tratest. Der Abend nahm ein sehr schreckhastes Ende. Offenbar hattest Du Dich allzu sehr ausgeregt, und während eines großen Coneertstückes mit Orchester brachst Du am Clavier zusammen und wurdest sortgetragen. Das Publikum war in tausend Aengsten. Wir stürzten hinter die Seene — nach kurzer Zeit sühltest Du Dich wieder besser, und ich wurde hinausexpedirt, um die Versammlung zu beruhigen und — nach Hause zu schicken. Es wurde den Leuten offenbar schwer, den Schauplatz zu verlassen, ohne Dich nach der Katastrophe wieder gesehen zu haben!

Freundlich war es von Dir und Chopin, in einem meiner Coneerte ein Triple-Coneert von Bach mit mir zu spielen — es war keine dankbare Ausgabe. Bach war damals noch nicht populär in Paris — noch hatte Gounod seine Mediation über das erste Präludinn des wohltemperirten Claviers nicht geschrieben. — Zu einem noch liebenswürdigern Zusammenwirken, mir gegenüber, hattet Ihr Beiden Euch aber vereinigt, als ich einige Zeit in meiner Vaterstadt zubrachte — Ihr schrieb mir ein paar Wechselbriese — indem zeilenweise bald der Eine, bald der Andere seiner Feder und seinem Humor sreien Laus ließ. Wenn man sich diese Briese ansieht, glaubt man aus Deinen Zügen Deine Octaven — aus denen Chopins seine Fiorituren herausspringend zu erblicken.

Wir hatten Beide Paris verlassen — im Winter 37 zu A8 trasen wir in Mailand wieder zusammen. Es war eine bewegte Stagione. Rossini gab große musikalische Abende — Mereadante machte mit seinem „6iuiam6nto" Furore — der arme Nourrit hatte sür seine neue Lausbahn in Italien die größten Erwartungen erregt, als von Neapel die Kunde kam von seinem traurigen selbstmörderischen Ende. Ein kleiner schmächtiger Abbat? (er wurde später als Revolutionär erschossen) brachte uns in der Sprache Dantes mehr oder weniger vorwärts und schwärmte sür Dein ingeM« ^ mit einem gutmüthigen Clavierverleiher, der, wenn ich nicht irre, Abbate hieß, spieltest Du, halbe Nächte durch, die unschuldigsten Partien aus dem Dambrett — Morgens kamst Du zuweilen den Kaffee mit mir zu theilen aus mein Zimmer und versetztest nebenbei die ganze Mailänder Gesellschaft in die unendlichste Ausregung. In Deinen Coneerten begannst Du damals Dir Motive zur Improvisation geben zu lassen — man legte sie, geschrieben und gesaltet, in eine große Vase. Was wurde da Alles herausgezogen! Dante, Tasso, der Dom von Mailand, eine letzte Liebe, das Tollste und das Dümmste. Und wie es Dich amüsirte, wenn so Alles um Dich herum rumorte! Aus einer großen Soiröe bei der russischen Gräsin Samoyloff hattest Du, wie immer, Fanatismo erregt. Plötzlich erscheinen einige Damen und stürzen nach den verschiedensten Seiten zu den verschiedenen Thüren hinaus. „Was gibt's, was bedeutet's?" riesen die bestürzten eavalieri 8erventi. „Er will seiner Mutter schreiben, Liszt will seiner Mutter schreiben," ist die Antwort. Man sucht die nöthigen Utensilien zusammen — ein Salon wird zur stillen Kapelle umgewandelt. „8erive, «erive, — er schreibt seiner Mutter." Man ist beruhigt und schlürst Sorbetti.

Im Frühjahr sollte es gar noch tragisch werden. Einige musikalische Briese in einer Pariser Musikzeitung enthielten, wie man behauptete igelest« habe ich sie nicht), einige Anzüglichkeiten, Mailändische Madonnen betreffend — man beschuldigte ungerechterweise Dich, sie geschrieben zu haben und ein paar junge Nobili wollten sich mit Dir duelliren. Es gab ein gräulich verwirrendes Gerede. Der liebenswürdige und musikalische Gras Neipperg, Stiessohn der Marie Louise, sand es denn doch gar zu unsinnig, daß Du um solcher Kleinstädtereii willen auch nur der Verwundung einer Nagelspitze Dich aussetzen solltest und beruhigte die hochgehenden Wogen — ohne Dreizack. Ueberdies ries Dich das Schicksal der Ueberschwemnten nach Wien — Du spieltest dort zum ersten Mal wieder seit Deiner Wunderknabenzeit — aber das hast Du sicherlich nicht vergessen. Zu Ansang des Iahres 1840 kamst Du aus Deinem Dionysoszuge nach Leipzig, wo ich Dich denn auch wieder begrüßen konnte, da ich die erste Aussührung meiner „Zerstörung" vorzubereiten beschäftigt war. Ganz ohne ein wenig Kampsetümmel ging es dort auch nicht ab — man war ungehalten, daß der sonst stets so einheitliche Gewandhaussaal eine theuerere Hälste auszeigte. Aber Du bleibst unangesochten — es war einer Deiner meloäe.llaHM, aus welchen die Blitzstrahlen der chissonirten Damen und die Donnerkeile des Papa Wieck, als journalistische Berichterstatters, sich entluden. Du leitetest bei einem angesehenen Advoeaten einen Ehrenretlungsprozeß zu Gunsten Deines Schützlings ein, der brillant ausgesallen sein muß. Denn nicht lange nachher glänzte der in Leipzig Verworsene als ehrwürdiger Bruder Ermann in Frankreich durch die Geläusigkeit, die in seinen Fastenpredigten, und die Klarheit, die in seinen Orgckort' ägen sich den Gläubigen offenbarten.

«„begreislich kurze Zeit, sür die Anschauung anderer ruhmesbedürstiger Menschenkinder, gesielst Du Dir aus Deinen Eroberungszügen — den ruhigen Genuß künstlerischer Herrschaft im genins-begnadeten Ilm-Athen allen jenen glorreichen Ausregungen vorziehend. Auch ich hatte meine Wanderjahre längst beendet; als wir uns bei der ersten Aussührung von Schumanns „Genoveva" in Leipzig begegneten, schienst Du sehr beglückt von den Ausgaben, die Du in Weimar zu löseu begonnen, und sogar an den Bau des dortigen Musentempels dachtest Du mit stolzen Gesühen, während Du den damaligen in Leipzig betrachtetest sdie leipziger haben sich seitdem sreilich gehörig herausgebaut und -gebissen). Eine längere Reihe lebendiger interessanter Tage verlebten wir zunächst wieder in Holland, bei Gelegenheit der glänzenden musikalischen und unmusikalischen Feste, welche in Rotterdam im Iuli 1854 Statt hatten zur 25jährigen Feier der tresslichen Gesellschaft „zur Besöderung der Tonkunst". Welch eine Reihe rühmlicher bekannter, eomponirter, exequirender, dirigirender und kritisirender Leute war da vereinigt! Sterndal Bennett und Carl Reinecke, Theodor Gouvnn und F. Lübeck, Verhulst und Vermeülen, Roger und Formes, FrI. Ney und Miß Dolby, Gathy nnd Bischoß u. s. w. Von Berühmtheiten warst nur Du da — der Dich begleitende Anton Rubinstein sollte eine werden. Damals wußten wir sammt nnd sonders noch nicht viel von ihm, und das unvermeidlich unbehagliche Gesühl, das ihn beherrschen mußte, unter so vielen Leuten sich zu besinden, die keine Ahnung von seinem Werthe hatten, veranlaßte ihn bei vielen Gelegenheiten, wo sich Alles zusammensand, die angenehme Häuslichkeit, die ihm zugesallen war, nicht zu verlassen. Was Du mir aber damals zu seinem Lobe sagtest, hat sich vollkommen bestätigt.

Auch unmittelbar nach jenen Festen, deren Verlaus zur Genüge beschrieben worden, gedenke ich mancher guten Stunden. In Scheveningen machten wir Ary Schesser einen Besuch und ersreuten uns, am Meeresstrand wandelnd, an seiner innigen idealen Musikschwärmerei, der er so schönen tiesen Ausdruck zu verleihen wußte. Und aus dem Rückwege, den Du über Antwerpen gemacht, ersreutest Du uns mit einem Besuche in Bonn, wo ich nit den Meinen villeggiaturte. Es war ein höllenheißer Tag, und der arme Rubinstein verbrauchte, zu unmöglicher Ersrischung, alles eau cle ^olo^ne, dessen er habhast werden konnte. Du aber hieltest Siesta, indem Du meine eben erschienene zweite Folge rhythmischer Studien (die erste war Dir zugeeignet) mir so vorspieltest, daß ich mir eine Weile das Titelblatt ansah, um wieder die Ueberzeugung zu gewinnen, der Compllnist derselben zu sein. Wol hatte Deine gute Mutter recht, wenn sie mir einst in ihrer etwas zwiespältig gewordenen Redeweise sagte: „Ion Kl«, er hat Nerven -^ qui !,out ät> ter."

Im IJanuar 1855 sand ich bei Dir aus der Ettersburg eine geistund gastsreundliche Ausnahme und süns Tage verschwanden in einer Fülle stets wechselnder Lichtbilder. Eine Masse Musik wurde durchgesehen und durchgespielt, besprochen, belobt, verurtheilt, wobei Singer und Coßmann, Pruchner und Raff getreulich mitwirkten. Die Metamorphose des Letzteren machtest Du mir durch den Vortrag seiner „Metamorphosen" klar. Und zwar geschah dies im Hause des trefflichen Sängers Genast, dessen Tochter Emilie im jugendlichsten Alter schon durch ihre gemüth- und phantasievollen Liedervorträge alle Welt entzückte. Du sührtest mich in Deinen „Neu-Weimar-Club" ein, wo mich Hoffmann von Fallersleben aus's Heiterste ansang und Du Deiner Whistliebhaberei sröhntest. Eigen berührte es mich, als wir, in einer Soiröe bei der huldvollen Großirstin Maria Paulowna, die ihr zugeeignete 4 händige Sonate von Hummel spielten, welche ich ungesähr 25 Jahre srüher, mit dem Meister selbst, in denselben Räumen, der Fürstin vorgetragen hatte. Das Beste waren aber doch unsere Zusammenkünfte unter vier — Ohren; denn diese waren dabei jedensalls viel mehr in Anspruch genommen, als die gemeinhin genannten Schwerkzeuge — und an Ossenherzigkeiten ließen wir's wahrlich nicht sehlen. Als Du mir Deinen Mazeppa vorspieltest, slimmerte es mir vor den Augen, bei dem kühnen Ritt seiner „Ahnung" desjenigen der Walküren, wie der — die — das, — des — der — des) — aber bei Deiner Mephisto-Symphonie wurde mir angst und bange, und — da muß ich Dir ein Geschichtchen erzählen aus dem Leben eines alten, srommen, Kölnischen Geigers, den ich noch kennen lernte, als er schon ein halbes Iahrhundert mitgestrichen hatte. Paganini war nach der heiligen Colonia gekommen und gab ein Coneert im Theater. Dem Nektar seines Ruhmes war bekanntlich im Volksglauben etwas Pech und Schwesel beigemischt. Als er nun im Zwischenakt aus der Bühne jenem Collegen begegnete, bot er ihm sreundlicher Weise eine Prise Tabak an. In tieser Devotion bemächtigte sich der sromme Musiker des Ehrengeschenkes, zog sich aber mit demselben hinter die Seene zurück und nachdem er es seinen Fingern entgleiten lassen, machte er das Zeichen des Kreuzes und sprach die inhaltreichen Worte: „mer kann doch nicht wisse!!" Eine ähnliche Apprehension mag sich damals meiner bemächtigt haben.

Trotz dieser gretchenhasten Anwendung war mir's eine ungetrübte Freude, Dich im solgenden Frühjahr aus jenem Musiksest in Düsseldorf begrüßen zu dürfen, welches die Lind Allen, die zugegen, unvergeßlich gemacht hat. Inmitten alles Leitens und Leidens sah ich Dich sreilich weniger ost, als ich gewünscht hätte — eine Aussührung meiner T.ntoNSymphonie unter Deiner Direction in Weimar war aber die ersreuliche Folge derjenigen, der Du in der Malerstadt beigewohnt, und deu Bries, den Du mir darüber geschrieben, las ich noch vor wenigen Tagen in erneuter Spannung durch.

Warum kann ich des Aachener Musiksestes im Iahre 1857, welches Du dirigirtest, nicht mit gleicher Heiterkeit gedenken? Weil ich mich durch Zusälligkeiten und Anregungen der verschiedensten, aber doch eigentlich der unversänglichsten Art, verleiten ließ, an Stelle des abwesenden Reserenten der „Kölnischen Zeitung", den Bericht über dasselbe zu übernehmen, und so meinen Offenherzigkeiten die Aureole der Druckerschwärze zu

verleihen. Habe ich damals gesündigt, so war es wenigstens nicht aus Feigheit — andernseits wurde mir die Wahrheit der Worte: „denn jede Schuld rächt sich auf Erden“, aus's Brillanteste klar gemacht. Anonyme und pseudonyme, gedruckte und geschriebene Schmähungen ergossen sich über mein majestätsverbrecherisches Haupt, und gar manche Deiner Anhänger zweifeln nicht daran, daß meine Unthat die ewige Verdammniß für mich zur Folge haben werde. Noch kann ich nicht wissen, wie es damit steht — einstweilen weiß ich nur soviel: Du thatest nicht wohl daran, die Leitung des Messias zu übernehmen — denn Tonkünstler von so ausgeprägter Individualität wie Du können nur leiten, was ihnen sympathisch — ich aber hätte besser und klüger gehandelt, es einem Andern zu überlassen, dies auszusprechen.

Lange Jahre gingen vorüber, ohne daß wir uns begegneten — aber auch ohne daß ich je vergessen hätte, welche bedeutsame und tiefe künstlerische Eindrücke und Anregungen ich Dir verdanke, — bis mir denn im vorigen Jahre in Düsseldorf wieder vergönnt war, den ganzen Zauber Deiner Genialität aus's Neue zu empfinden, die Größe Deines Talents zu bewundern. „Nach dreißig Jahren“ — so hat Freund Auerbach seine neuesten Erzählungen betitelt und zeigt uns darin, welche Wandlungen ein solcher Zeitraum, ein bedeutender für uns Menschenkinder, mit sich bringt. Dir aber konnte ich aus voller Seele zurufen: „Du bist's ja, Du, ganz und gar wie vor dreißig Jahren.“ Derselbe Schwung, dieselbe Kraft, dieselbe Leidenschaft und Anmuth. Solch eine stolze künstlerische Jugendlichkeit sich durch ein halbes Jahrhundert zu bewahren — es ist sicherlich ein geistiges Heldenthum der allerseltensten Art.

Im Hause des bewährten Freundes, der mich vor dreißig Jahren zuerst in den Rheinlanden empfing, verlebten wir, wie früher in so manchen Ländern, Städten und Kreisen, gute, mir unvergeßliche Stunden, und ich schließe diese Zeilen mit dem Wunsche, es möchte mir nach manchem kommenden Jahre nochmals vergönnt sein, so lange von Dir zu Dir zu sprechen wie heute — und mit dem herzlichen Zurufe: aus baldiges Wiedersehen!

Köln, im August 1877.

Dein altergebener

Ferdinand Hiller.

content-0226.png

content-0228.png

content-0229.jpg

Der nicht selbst die Steppe durchzogen hat, ist schwerlich im Stande, ein richtiges Bild von ihr zu gewinnen; wer sie zum ersten Male betritt, sieht sich enttäuscht nach allen Richtungen hin; wer versucht, sie zu beschreiben, merkt bald, daß die Aufgabe schwieriger ist, als es zuerst scheinen wollte. Sie ist mehr und ist weniger, als man erwartet hat, je nach Oertlichkeit und Zeit, Lage und Beschaffenheit. Wer endlose Ebenen zu sinden meinte, sieht zu seiner Ueberraschung ein Gebirge mit vielleicht sogar schneebedeckten Gipseln aus der Tiese sich erheben; wer ein solches Gebirge erklimmt, gewahrt zu nicht geringerem Erstaunen, daß es das Gepräge der Steppe auch in der Höhe beibehält; wer sich von der Einöde um ihn her niederdrücken läßt, süßht sich bald daraus gehoben durch den Eindruck einer lachenden Landschaft, welche ein unbedeutender Hügel bis dahin verdeckte; wer diese Landschaft zu Fuß, zu Pserde, zu Wagen durchstreift, erkennt wiederum, wie einsörmig sie in Wirklichkeit ist. Die Steppe bedrückt und erhebt, langweilt und sesselt, tritt ewig wechselvoll vor das Auge und bleibt immer dieselbe. „Beschreibe sie, wer sie vermag,“ möchte ich sagen, indem ich mich anschicke, sie zu schildern.

Beschreiben, schildern, so gut ich es vermag, muß ich sie aber doch, wenn ich meiner Ausgabe, so wie ich mir sie gestellt habe, gerecht werden will. Es handelt sich sür mich allerdings nur um ein einziges ihrer Kinder, nur um eines der Thiere, welche in ihr leben und ihr Gepräge theilen; dieses Thier aber wird, so meine ich, erst verständlich, wenn man seine Heimat kennen gelernt hat in ihrer Eigenart, ihrem bunten Wechsel und ihrer Eintönigkeit, ihrem Hochzeitsgewande und Tranerkleide, in der Höhe wie in der Tiese, im Frühlinge wie im Herbste, im Sommer wie im Winter, in der Zeit ihrer Blüthe und ihres Erlebens und in der Zeit ihres Melkens und Ersterbens. Verliert doch selbst der Mensch, entrückt seinem Wirkungskreise, losgelöst aus seinen Verbindungen, Halt und Bedeutung: um wie viel mehr ein Thier, welches seiner Heimat entrissen, kaum mehr sein kann, als ein Gegenstand sür's Museum oder sür den Käsig. Das Wildpserd, welches ich beschreiben will, in der Steppe ein selbstbewußtes, im Vollgesühle unbegrenzter Freiheit der Feinde spottendes, dem Wetter trotzendes Wesen, ist außer ihr, und wenn es in seiner Vollkraft und unter Obhut des sorgsamsten Pslegers stehen sollte, nichts anderes als eine Art seiner Familie. Auch bevor ich die Steppe betrat, habe ich es gesehen, mit Theilnahme betrachtet, sein Bild in mich ausgenommen und von seinem Leben ein solches mir gestaltet; kennen und bewundern gelernt aber habe ich es erst in der Steppe, so flüchtig meine Begegnung mit ihm auch war.

Der Russe bezeichnet mit dem Worte „Stjöp“, welches wir seiner Sprache entlehnt und uns mundgerecht gemacht haben, alle unter mittleren Breiten gelegenen waldlosen Landschaften mit mehr oder weniger nutzbarer Pflanzendecke, gleichviel, ob es sich um vollständige oder sanstwellige Ebenen, um Hügelgelände oder Gebirge handelt, ob sette Schwarzerde. stellenweise ertragssähigen Landbau ermöglicht, oder ob magerer Boden einzig und allein dem Wanderhirten Ausnutzung der ohne Zuthun des Menschen aus ilim gewachsenen Pflanzen gestattet. Tiese Aussassung muß zutreffend erscheinen; denn hier wie dort entsprossen dem Boden dieselben Pflanzen, leben dieselben Thiere, macht sich der Wechsel der Jahreszeiten in annähernd derselben Weise geltend.

Als unabsehbare, nur hier und da sanst wellige Ebe»e kann die Steppe vor dem Auge liegen, als mannichsach bewegtes und daher wechselvolles Gelände an anderen Orten erscheinen, zum Gebirge an einzelnen Stellen sich aushürmen. In der Regel schließen Hügelketten von verschiedener Höhe allseitig den Gesichtskreis ab, und meist umgrenzen die Hügel eine Thalmulde, in welcher das Wasser um den Ausweg verlegen zu sein scheint, salls es solchen überhaupt sindet. Aus längeren Querthälern der ost sehr verzweigten Hügelketten fließt ein schwaches Bächlein der tiessten Stelle des Kesselthales zu und endet in einem See, dessen Usersaum von ausgeblühetem, in mehr oder minder erheblichen Schichten gelagertem Salze umgeben wird und aus weithin leuchtet und schimmert, als ob Winterschnee hier liegen geblieben wäre. Die Hügel erscheinen, aus weiterer Ferne betrachtet, als Gebirge; denn das Auge verliert in diesen ausgedehnten Strecken den Maßstab sür richtige Schätzung, und die Hügel täuschen, wenn anstehendes Gestein zu Tage tritt und Kuppen und Kegel, Spitzen und Zacken aus ihren Gipseln bildet, selbst den geübten Blick. Uebrigens erheben sich in der Steppe wirkliche Gebirge, Hochgebirge mit Alpengepräge sogar, welche selbstverständlich auch in der Nähe wenig einbüßen von dem Eindrücke, den sie, Dank der Zerrissenheit ihrer Gipsel und Gehänge, beim ersten Anblicke hervorriesen. Man würde also Unwahres sagen, wenn man behaupten wollte, daß die Steppe anmuthiger und selbst großartiger Landschaften gänzlich entbehre. Die norddeutsche Haide ist weit trostloser, selbst unsere Mark viel eintöniger als sie. Schon in der sanstwelligen Ebene hastet der Blick gern an den Seen, welche alle tieseren Mulden süllen; im Hügelgelände oder zwischen höheren Bergen bilden die Wasserbecken stets einen Schmuck der Landschaft. Dem See mangelt, wenn auch nicht unter allen Umständen, so doch in den meisten Fällen, begründender Baumschlag, selbst lebendiges Buschwerk; nicht selten liegt er sogar vollständig nackt und kahl vor dem Auge: und dennoch schmückt er auch in diesem Falle die Steppe. Dem der vom Himmel mit diesem Blau übergossene Spiegel des ost trüben Gewässers lacht sreundlich entgegen, und die belebende Macht des Wassers äußert sich auch hier. Und wenn ein See durch eine Bergkette am jenseitigen User begrenzt wird; wenn vielleicht hohe Gebirge das Bild einrahmen, und die Steppe ringsum schars sich abhebt von dem glitzernden Spiegel, den tiesdunklen Berggehängen und den schneeigen Gipseln; wenn sich der zarte Dust der Ferne aus Ebene und Gebirge legt und selbst da besondere Schönheiten vermuthen läßt, wo solche nicht zu sinden sind: bekennt man gern und sreudig, daß auch die Steppe zaubervolle Landschaften in sich schließt.

Selbst wenn man meilenweite Thäler durchzieht oder über jene kaum unterbrochenen Ebenen schweift, welche nur durch sanste Wellenlinien am sernen Gesichtskreis begrenzt werden; wenn man immer nur das eine, kaum in unwesentlichen Einzelheiten veränderte Bild, dieselbe Aussicht nach Süden und Norden, Osten und Westen vor sich hat; wenn inmitten der endlos scheinenden Weite das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit sich regt: auch dann bietet die Steppe landschastlich immer noch mehr als unsere Haide, weil die Pflanzenvwelt in ihr eine ungleich reichere, buntere und wechselvollere ist als hier. Einzig und allein da, wo rings um einen See die Salzsteppe sich breitet, erscheint die Landschaft trostlos öde und arm. Hier verkümmern alle Pflanzensarten des umliegenden Gebietes, und kleines, dürstiges Salzkraut, verkrüppelter Haide vergleichbar, tritt an ihre Stelle. Zwischen den vereinzelt stehenden Büschchen desselben aber liegt Salz aus dem Boden, überzieht das ganze Land, läßt die durch das zusammengeschlossene Wasser geebneten, pflanzenlosen Stellen wie kleine mit Eis bedeckte Lachen oder Teiche erscheinen, und schlimmt und schimmert im Sonnenlichte, daß man gezwungen wird, die geblendeten Augen zu schließen. Es haftet zähe an dem Boden und läßt sich kaum von ihm lösen: der Hus des Pserdes, welches über die salzige Decke schreitet, schleudert große Ballen Salz und Letten zur Seite, als ob wässeriger Schnee settes Land bedecke; die Spur des Wagens drückt sich in diesem Geleise ein in die zähe Masse, und das rollende Rad mahlt im Salze wie bei strenger Kälte im Schnee.

Mit Ausnahme dieser Salzstrecken und einzelner wüstenhasten Stellen, in denen Wasser sast gänzlich seht, deckt eine mehr oder minder reichhaltige Pflanzenwelt den Boden der Steppe. Da, wo sette Schwarzerde der arbeitsamen Hand des seßhasten Menschen zu harren scheint, verdrängen Tshi- und Thyrsagras im Vereine mit der Spierstaude sast alle übrigen Pflanzen und bilden stellenweise so dichte Horste, daß man mit Getreide oder sonstiger Nutzsrucht bestellte Felder vor sich zu sehen glaubt. Dazwischen, in den Lücken, welche inmitten solcher Horste bestehen bleiben, entsproßt allerlei Blumenschmuck dem Boden. Senkt dieser muldig sich ein, sammelt er in der Tiese, wenn auch zeitweilig nur, Wasser, und ist dieses noch nicht so mit Salz geschwängert, daß letzteres zerstörend wirkt, so geht die Pflanzenwelt der Ebene allmählich in die des Sumpses über; Ried und Rohr, welche dann vorzuherrschen pflegen, geben aber, ebenso wie die erwähnten Horste, mannichsaltigem Blumenschmuck Raum zur Entwicklung. Steigt das Gelände an, erheben sich Hügel und Berge über die Ebene, so bleiben zwar nach und nach viele Pslanzen der Tiese zurück, andere aber treten an ihre Stelle, und die Anzahl neuer Erscheinungen wächst mit der Höhe, bis endlich aus Matten der Hochgebirge eine Alpenflora entzückender Art die volle Reichhaltigkeit der Pflanzenwelt des Gebietes zur Anschauung bringt. Nicht einmal aus hochgelegenen Strecken, aus deren kiesigem Boden die erzeugenden Niederschläge ihre Bedeutung sast verlieren, zeigt sich wirkliche Armuth an Gewächsen: auch hier entringt sich der dürrtigen Erde noch ein und das andere Pslänzlein; auch hier erquickt sich das Auge an Blüthen und Blumen. Aber die Zeit der Blüthe ist nicht allein hier, sondern überall in der Steppe, kurz, die Zeit des Welkens lang und traurig.

Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß der Unterschied aller vier Jahreszeiten nirgends greller hervortreten könne, als in der Steppe, in welcher bunte Blumenpracht und eintönige Schmucklosigkeit, lenzlicher Reichthnm und herbstliche Armuth, sommerliche Fülle und winterliche Oede mit einander abwechseln, in welcher die zerstörende Macht ebenso gewaltig austritt wie die erzeugende, die Sonnengluth nicht minder vernichtend wirkt als die Kälte, in welcher das durch die Hitze ertödtete, durch rasende Stürme weg- oder zusammengesegte, unter eisiger Schneedecke monatelang begrabene Pslanzenleben dennoch und gleichsam ausjauchzend wieder erwacht unter dem ersten Sonnenkusse des Frühlings. Gewaltiger mag dieser austreten in den Ländern unter dem Gleicher: zauberhaster kann er nirgends wirken als in der Steppe, wo er, er allein, dem Sommer, Herbst und Winter widersteht.

Noch grünt die Steppe, wenn der Sommer in sie einzieht; ihre volle Pracht aber ist bereits verschwunden. Wenige Pslanzen erlangen jetzt erst ihre Entwicklung; auch sie verwelken in den ersten Tagen dorrender Gluth, und das bunte Frühlingsskleid geht über in Grau und Gelb. Noch widersteht das sastig grüne Thyrsagras der Dürre; aber seine seinen, langen, dicht behaarten Grannen haben ihr volles Wachstum bereits erreicht, wogen im leisesten Lustzuge und überwersen wie mit silbernem Schleier das Grün unter ihnen. Wenige Tage sernerer Gluth, und Gras und Grannen sind ebenso verdorrt wie das bereits vergilbte Tschigras, welches im Frühjahr wie schossendes, jetzt bereits wie der Sichel entgegenharrendes Getreide erscheint. Die breiten Blätter des Rhabarbers liegen verwelkt am Boden; die Spierstaude hat düster-graue Färbung angenommen; der Erbsenstrauch ist blätterlos; Geisblatt und Zwergmandel sind herbstlich dürr geworden; die Distel steht im Samenschmucke; nur die Wermuthund Beisfußarten haben die Färbung ihrer Blätter noch nicht verändert. Rein und glänzend strahlt die Sonne hernieder aus das dürstende Land; selten nur schichten sich die Schäschenwolken, welche das Gewölbe des Himmels allseitig decken, dichter zusammen, und wenn sie sich wirklich einmal gewitterhast entladen, ist der Niederschlag kaum hinreichend, den jetzt bei jedem Windstoße auswirbelnden Staub zu löschen. Noch halten sich die Thiere aus ihren Sommerständen; noch steigt die eine oder die andere der in der Steppe zahlreich hausenden Lerchen singend vom Boden ans: aber der Gesang der übrigen Vögel ist verstummt. Nur das kriechende Gewürm, Eidechsen und Schlangen, besinden sich wohl, und die Heuschrecken schwärmen in unendlichen Zügen, graulich dunkle Wolken bildend, von einer Stelle zur anderen, um mit gesräßigem Zahne zu verderben, was der Gluth bisher noch widerstand.

Bevor der Sommer zu Ende gegangen, hat die Steppe ihr Herbstkleid angelegt: ein verschieden schattirtes Graugelb ohne Wechsel, ohne Reiz. Alle leicht brüchigen Pflanzen liegen geknickt am Boden; der erste Sturmwind wird sie entwurzeln und in wirbelndem Tanze dahin segen. Mit ihren Zweigen und Schossen, Trieben und Samenkapseln an einander hakend, ballen sie sich, vom Sturm bewegt, zu großen rundlichen Klumpen zusammen und hüpsen und kugeln spukhast vor der rasenden Windsbraut einher, halb verhüllt von dem mit ihnen über den Boden treibenden Staube. Oben am Himmel aber jagen dunkle, schneeschwangere Wolken mit ihnen um die Wette. Legt sich der Wind, blickt die Sonne einmal rein und hell durch das düstere Gewölk, so bestrahlt sie nicht allein die Salzkruete um die Seen, sondern auch schon die schneeige Winterdecke der Gipsel des Gebirges. Die Säugethiere der Steppe rüsten sich zur Wanderung, die Vögel zur Reise in südliche Länder, die Winterschläser zum Einzuge in ihre Höhlungen.

Eine einzige Frostnacht deckt stehende Gewässer mit dünnem Eise; einige kalte Tage mehr legen die Fesseln des Winters über Seen und

Noid und Züd, II, «. 22

Lachen, und nur die dem Froste länger widerstehenden Flüsse und Bäche gewähren den Zugvögeln, welche bisher noch mit ihrer Abreise gezögert, nothdürstige Herberge sür die nächsten Tage. Schwache Nordwestwinde treiben dunkles Gewölk über das Land, und leichter, kleinslockiger Schnee sällt rieselnd hernieder. Tagelang nach einander, ununterbrochen währt der Schneesall, bis auch die Tiese das Winterkleid, in welches die Gebirge bereits vor Wochen sich eingehüllt, angelegt hat, Bleigrau wölbt sich der Himmel über Berg und Thal; kein Sonnenblick erleuchtet den Tag, kein Stern blickt durch die düstere Nacht. Unwetter schlimmerer Art voraussehend, verläßt der Wols Rohrdickichte und Spierstaudenhorste, welche ihm bis dahin Herberge gaben, und umschleicht lugernd Iurten und Herden der Wanderhirten wie die Häuser des Steppendorses, dringt selbst bis in das Innere der Steppenstadt ein, weigert sich den gegen ihn anstürmenden Hunden das Feld zu räumen und sordert Hirten und Bauern zur Abwehr heraus. Noch schneit es gleichmäßig sort; endlich legt sich der Wind, welcher die Wolken herbeisührte: aber dunkel wie zuvor bleibt der Himmel. Der Wind springt um und beginnt stärker zu wehen. Ueber der weißen Decke kräuselt eine lichte Wolke, gebildet aus ausgewirbeltem Schnee. Der Wind verstärkt sich mehr und immer mehr; die Wolke steigt bis zum Himmel empor: und sinnbethörend, den wettergestählten Mann wie das dem Winter trotzende Thier beängstigend und verwirrend, jedes Leben aus das Aeüßerste gesärdend, rast der Buran oder Schneesturm durch die weite Steppe, — eine Windsbraut, gesürchtet wie der Taisun oder Samum. Zwei, drei Tage nach einander, ununterbrochen und in gleicher Stärke wüthet solcher Sturm, und Mensch und Thiere bannt er an dieselbe Stelle. Der Mensch, welcher sern von der ihn schützenden Wohnung von dem Buran übersallen wird, ist verloren, wenn nicht ein besonders glücklicher Zusal ihn rettet; wer sich, wenn der Schneesturm wüthet, ans dem Hause wagt, kann ihm mitten im Dorse, wenige Schritte von der Iurte zum Opser sallen. Erst nach Ablaus des Februar sind Mensch und Thiere ziemlich vor Bnrannen gesichert und athmen aus, so schwer auch jetzt noch der Winter über der Steppe lastet,

Die Sonne hebt sich; ihre Strahlen sallen wärmer aus die südlichen Gehänge der Berge und Hügel, und dunkle Flecken, welche tagtäglich sich vergrößern, ob auch srisch gesallener Schnee zeitweilig sie decke, treten überall hervor: das erste Wehen des Frühlings regt sich. Aber langsam nur hält er seinen Einzug. Erst wenn den weckenden Strahlen auch die lauen Südwinde sich gesellen, srühestens am Ansange, meist nicht vor Mitte des April, schwindet der Schnee von den unteren Gehängen der Berge wie aus den mit setter Schwarzerde überlagerten Thälern; in Schluchten und steilwandigen Einsenknngen, hinter jäh absallenden Hügeln und in dichtem Gestrüpp bleiben jedoch noch einen vollen Monat und langer' Schneewehen sichtbar. Gewaltig regt sich das neu erweckte Leben. Begierig saugt die Erde die ffeuchtigkeit ein, welche der schmelzende Schnee ihr spendete, und unwiderstehlich üben Wärme und Wasser ihre vereinte Macht. Noch bevor jene Schneewehen, bevor die rasch vermorschenden Eisschollen aus den Seen geschmolzen, treiben alle Zwiebelgewächse, alle den Winter überdauernden Pslanzen überhaupt, Blätter und Blütenstengel der Sonne entgegen. Zwischen den vergilbten Halmen der Gräser, den dörrend ergraueten Stauden aller nicht vom Sturme geknickten Kräuter schimmert das erste Grün. Der anscheinend pflanzenlosen Erde enteikemt und entsprißt unendliche Fülle, Blätter erheben, Knospen entwickeln, Blumen entsalten sich binnen wenigen Tagen; mit unbeschreiblicher Pracht schmückt sich die Steppe. Aus endlos weiten Strecken erblihen, leuchtend und das Auge sesselnd, gelbe, dunkelrothe, weiße und weiß- und rothgestreiste Tulpen. Zwar nur vereinzelt, zu zweien, dreien, höchstens kleineren Gruppen vereinigt, entstiegen sie dem Boden; aber sie verbreiten sich über die ganze Steppe und öffnen sich gleichzeitig in so großer Anzahl, daß der Blick aus sie treffen muß, wohin er sich auch wende. Unmittelbar nach ihnen entwickeln sich auch die Lilien, und neue, noch bestrickendere Farben erleben überall, wo diese lieblichen Kinder der Steppe die Bedingungen sanden sür ihr Gedeihen: an den Gehängen wie in den tieseren Thälern, längs der User aller Flüßchen und Bächlein wie im Sumpse. Geselliger und vielartiger als die Tulpen treten sie in wirksamerer Menge hervor; denn sie beherrschen weite Strecken vollständig und können ebenso an ein mit Kornblumen übersülltes Roggenseld wie an blühenden Raps erinnern. In der Regel steht jede Art und Spielart dicht gedrängt; hier und da aber entwachsen auch blaue und gelbe Lilien in buntem Gemisch dem Boden, und die heiden Ergänzungssarben gelangen zu bestrickender Geltung.

Zieren jetzt, unmittelbar nach dem Winter, diese ersten Kinder des Frühlings die Steppe, so schmückt sie der Himmel nicht minder. Gänzlich rein von Gewölk erscheint er im Frühjahr wol nie, vielmehr stets bedeckt mit Wolken aller Arten, selbst beim schönsten Wetter mindestens mit Schicht- und Schäschenwolken, welche, mehr oder weniger dicht gedrängt, über das ganze Gewölbe des Himmels sich verbreiten und ringsum, an den Grenzen des Gesichtskreises, aus dem Boden zu lagern scheinen. Verdichten sich aber diese Wolken, dunkelt der Himmel, und sendet die Sonne nur hier und da ?in Streislicht aus die vom ersten Frühlingshauche erwärmte Landschaft, so erleben in ihr Farben, welche man sür unmöglich erachtet haben würde, wären sie nicht zu entzückender Wahrheit geworden.

Ieder Tag sügt neue Farben zu den alten. Mehr und mehr schwindet der gelbliche Schein, welchen vorjährige Halmen auch im Frühlinge über das Gelände legen, und srischer tritt das Hochzeitkleid der Steppe hervor. Nach wenigen Wochen breitet sie sich wie ein bunter Teppich, in welchem alle Schattirungen vom dunklen Grün bis zum leuchtenden Gelb zur Geltung gelangen, vor dem Auge. Die Zwergmandel, welche hier und da

allein oder in Gemeinschaft mit dem Erbsenstrauche, dem Geisblatte weite Strecken der Niederung wie der Berglehnen überzieht, steht jetzt, wie die letztgenannten Gestrüppspflanzen auch, in voller Blüthe. Pfirsichroth, Hellgelb, Blaßroth und Weiß, wolkig verschwommen und schattirt, hervorgerusen durch die Blüthen aller drei Gesträuche, stechen lebhaft ab von dem verschiedenen Grün daneben, dazwischen, und sticken jenem Teppiche Farbenseider ein, wie solche in gleicher Zartheit und Schöne kein Weber hervorzurusen vermöchte. Aus weiter Ferne betrachtet, erscheint die ganze, reiche, bunte Blumen- und Blüthenpracht sreilich, als ob sie in eine einzige Farbe, dunkles Graugrün, ausgelöst ware; in der Nähe aber wirkt jede einzelne, tausend- und abertausendmal entsaltete Blüthe, wirken selbst die Blumen zwischen den in Blüthe stehenden Hagen, und Zauber, greisbarer und doch unsäblicher Zauber sesselt die Sinne, so daß man zuletzt, sich selber täuschend, in einem unendlichen, ungeplegten und dennoch wie durch künstlerisches Walten hervorgerusenen Blumengarten zu wandeln träumt. Und damit auch Klang und Sang nicht sehle, erheben sich sort und sort aus diesem Blüthen- und Blumenmeere des Frühlings Herolde und Sänger, die Lerchen, welche mehr als andere gesiederte Kinder der Steppe an Vielartigkeit und Anzahl hervortreten und jetzt vom srühen Morgen bis zum späten Abende ihre reichen Weisen herniederströmen lassen aus das blühende Gelände. —

Dies ist, mit raschen, slüchtigen Strichen gezeichnet, der Boden, welchem das Thier entwuchs, von dessen Sein und Wesen, Leben und Treiben ich ein Bild zu gestalten versuchen will, so getreu und umsassend dies mir möglich ist. Zuvörderst aber muß ich wol erzählen, wo und wie wir, die Mitglieder der „deutschen Forschungsreise nach Westsibirien“*), dem Wildpserde begegneten.

Wochenlang schon hatten wir die Steppen des südlichen Sibirien und nördlichen Turkestan durchzogen, über Land und Leute, Thiere und Pflanzen desselben uns unterrichtet, geschaut und gesorscht., gejagt und gesammelt. Die ans dem Süden heimkehrenden Wandervögel waren uns entgegengekommen; an anderen Thieren der Steppe waren wir vorübergezogen; einzelne hatten wir ausgesucht. Von dem Wildpserde war uns mancherlei erzählt worden; gesehen hatten wir bisher nur deren zwei, nicht aber in der sreien Steppe, sondern im Stalle eines Obersten der Kosaken, Herrn Rusinow, welcher beide, als junge Füllen eingesangenen und von Hausstuten bemutterten Wildpserde von den Kirgisen geschenkt

*) Die Reise wurde geplant und ausgerüstet von der „Gesellschaft sür Nordpolsorschung“, heutiaen „Geographischen Gesellschaft“ zu Bremen.

erhalten hatte. Man vertröstete uns, wie man schon in St. Petersburg gethan, aus die Steppen rings um den Saisansee, insbesondere die jenseits der russischen Grenze, im „Reiche der Mitte“ gelegenen dürren und armen, daher nur selten von Wanderhirten besuchten und beunruhigten Gelände. An anderen Sommerständen der flüchtigen Thiere, den zwischen Ural und litisch sich ausbreitenden Steppen von Akmolinsk waren wir vorübergezogen. In Saisan, einem erst vor süns Jahren errichteten Wachtposten hart an der chinesischen Grenze, jetzt schon einem sreundlichen und blühenden, wenn auch nur von Soldaten und deren Angehörigen bevölkerten Städtchen, erhielten wir, zum Beweise des Vorhandenseins der gesuchten Thiere, die Häute zweier, erst vor Kurzem von einem Kirgisen erlegten Wildpserde und schöpsten neue Hoffnung, diesen doch noch zu begegnen.

Am dritten Iuni hatten wir den Theil der Steppe, in welchem der eben erwähnte Kirgise seine Beute gewonnen, glücklich erreicht. Wir zogen vom User des Saisansees aus dem vor uns sich erhebenden Altaigebirge zu, wie immer und überall im Geleite eines russischen Beamten und einer namhasten Anzahl von Kirgisen, welche uns als Führer dienten oder aus sreien Stücken sich anschlossen, in der Erwartung oder doch Hoffnung, das gleichmäßig sich abspinnende Hirtenleben durch irgendwelches Abenteuer unterbrochen zu sehen. Unser russischer Begleiter war Major Tichanow, erster Verwaltungsbeamter des neugebildeten Kreises Saisan; unter den mit uns reisenden Kirgisen besanden sich ein „Sultan“ und andere hohe Würdenträger. Russische der kirgisischen Sprache, kirgisische der russischen und chinesischen Sprache mächtige Dolmetscher, Kosaken, läger und Kamelsührer vervollständigten das Gesolge.

Die Steppe, welche wir durchritten, war ärmer, öder, die Landschaft großartiger als je zuvor. Vor uns thürmten sich die Vorberge des Altai über einander, und über sie hinweg leuchteten an mehreren Stellen schneeige Hochgipsel zu uns hernieder; Licht und Schatten, Helle und Dunkel, jach abstürzende Felskegel und sanst ansteigende, srühlingsgrüne Matten wechselten regellos mit einander ab; Sonnenlicht verklärte, Fernbläue verschleierte Gipsel, Spitzen, Zacken, Kegel, Gehänge und Thäler: es war ein Gebirgsbild von solcher Pracht, daß die Seele ausjauchzte im Schauen. Drüben aber, aus der anderen Seite des vom Irtsich durchslossenen, vom Saisansee halb ersüllten breiten Thales, einer der drei großen und uralten Völkerstraßen Innerasiens, jetzt sast hinter uns, erhob der gewaltige S«ur seine ebensalls noch mit Schnee bedeckten Gipsel sast ebenso hoch, wie der Altai die seinigen, und konnte das Auge von ihnen aus den von hier ausstrahlenden Gebirgszügen solgen: dem Stür bis ties nach China hinein, dem wilden Manrak bis weit nach Westen hinüber.

Wir waren vom User des Sees ans etwa eine Stunde lang landeinwärts geritten, als am sernen Gesichtskreise ein Thier erschien, in welchem die Falkenaugen unserer Kirgisen ein Wildpserd erkannten. Augenblicklich setzten zwei von ihnen ihre Rosse in Galopp, um es zu versolgen; m demselben Augenblicke entsloh aber auch das scheue Wild; nach wenigen Augenblicken mehr war es unseren Augen entrückt. Mißmuthig kehrten die kirgisischen Reiter wieder, und langsam zogen wir weiter durch das wellige Hügelgelände, gemächlich auswärts steigend und von Zeit zu Zeit wiederum abwärts reitend, um eine querliegende Thalmulde zu kreuzen. Beim Erklimmen eines dieser Hügel sahen wir plötzlich in geringer Entsernung drei alte Wildpserde und ein ossenbar erst vor wenigen Tagen geborenes Füllen vor uns. Unser russischer Begleiter konnte sich nicht enthalten, eine Kugel aus sie abzuseuern. Dahin stürmten die Thiere, mit den seinen Husen den Boden kaum berührend, ihre unvergleichliche Behendigkeit wie im Spiele bethätigend, auch in ersichtlicher Weise zu Gunsten des Füllens ihren Laus ihmend; dahin stürmten gleichzeitig auch alle Kirgisen und Kosaken unseres Gesolges; dahin jagten, vom allgemeinen Taumel sortgerissen, unsere Diener, dahin endlich auch wir. Es war eine wilde Iagd. Immer noch ihre Kräfte schonend, übermüthig gleichsam mit ihren Versolgern spielend, liesen die Wildpserde den sernen Bergen zu, während die versolgenden Rosse mit den Bäuchen sast den Boden streisten. Iauchzendes Geschrei der Kirgisen, Stampsen ihrer im vollen Lause dahinsprengenden Rosse, Wiehern unserer langsamer lausenden, unter dem Zügel knirschenden Reitpserde, slatternde Mäntel und Kastane, auswirbelnder Staub belebten die Oede, Weiter und weiter raste die Iagd dahin. Da trennte sich das offenbar übermüdete Füllen von seinen älteren Genossen und blieb um etwas zurück; der Abstand zwischen ihm und den Reitern verringerte sich mehr und mehr: noch einen Augenblick, und es war in unserer Gewalt, gesangen, gesesselt, gehalstert.

Umsonst versuchten wir, mit seiner Hülse die Mutterstute zu berücken; vergeblich stellten wir es aus und legten uns daneben aus den Anstand. Die durch unsere wilde Versolung ihr eingeflöbte Angst war stärker als ihre Mutterliebe. Zwar stand sie noch längere Zeit in sichernder Ferne still, drehte wiederholt ihr Haupt zurück nach dem Füllen, kehrte aber nicht wieder.

Mehrmals noch im Lause des Tages stießen wir aus Wildpserde, und als wir das Lager erreichten, hatten wir ihrer sechszehn in größerer oder geringerer Ferne vor uns gesehen und ihnen flugs abgelauscht, was wir ablauschen konnten.

Viel sreilich war das nicht; allein unsere Theilnahme sür dieses edle Geschöps war lebendiger geworden als je zuvor, und eisriger als bisher sorschten wir nach seinem Thun und Treiben. Zu dem Bekannten sügte sich Neues; ein Zug des Wesens reihte sich an den anderen; aus bestimmte Fragen wurden nur durch Vermittlung hilßsbereiter Russen bestimmte Antworten, und so ist es mir möglich geworden, ein Lebensbild des Thieres zu gewinnen, welches sast als erschöpsend bezeichnet werden dars. Indem ich Neues zu Altem, Selbstersahrenes zu srüher Ersorschtem süge, verschiedene Beobachtungen vergleiche, mangelhaste vervollständige und irrthümliche berichtige, versuche ich jetzt, dieses Lebensbild nachzuzeichnen.

Das Wildpserd, welches wir sahen, ist der Kulan der Kirgisen, Dschiggetai der Mongolen, Dschan der Tanguten, Kiang der Tibetaner süyuu8 Nemionu8, ?«Jla8), ein in Sagen und Gedichten aller Völkerschasten seiner Heimat vielsach verherrlichtes und in That und Wahrheit schöues, ebenmäßig gebautes, vorzüglich veranlagtes Thier. Den Maßstab, welchen wir mit dem Begrisse Pserd zu verbinden gewohnt sind, dürfen wir allerdings nicht an ihn legen; denn andersalls würde der Kulan uns als ein Zwischen- wenn auch nicht gerade Mittelglied zwischen Pserd und Esel erscheinen. An letzteren erinnert die verhältnißmäßige, übrigens erheblich schwankende Länge seiner Ohren, die beziehentliche Größe seines Kopses und der dünn behaarte, im Ganzen quastenartig besetzte Schweis, ebenso endlich die Mähne; unserem Hauspserde dagegen ähnelt seine Gestalt und die ungemein seine Gliederung. Am besten vielleicht mag man ihn mit einem jener wohlgestalteten Maulthierschläge des südlichen Europa vergleichen, ohne daß man ihm jedoch alle Verhältnisse der letzteren zusprechen könnte. Iedensalls steht er dem Pserde näher als dem Esel. An Größe bleibt er hinter jenem zurück, übertrifft aber diesen. Seine Höhe, vom Boden bis zu seinem Scheitel gemessen, beträgt ungesähr 1,75, bis zur Kruppe 1.5, seine Länge, von der Nasenspitze an längs der Mittellinie des Halses und des Rückens bis zur Schwanzwurzel gerechnet, 1,3 Meter, sein Gewicht 200 bis 240 Kilogramm. Das sind annähernd die Verhältnisse des skandinavischen oder norwegischen Bergpserdes, nicht aber die irgend eines Esels, den in jeder Beziehung ausgezeichneten Schlag Syriens und Nordpersiens nicht ausgeschlossen. Durch seinen wohlgestalteten Leib, die schlanken Glieder und die ansprechende Färbung seines Haarkleides zeichnet sich der Kulan vortheilhaft vor den meisten seiner Verwandten, vielleicht allen wildebenden Gliedern der Pserdesamilie aus. Der Leib ist gestreckt und wohl gerundet, aus dem First des Rückens jedoch etwas gesenkt, der Kops im Verhältniß etwas zu groß und schwer, jedoch keineswegs plump und ungesüge, die Stirne gewölbt, der Schnauzenthail etwas ramsnasig, das braune Auge groß, lebhaft oder seurig, das Ohr mittellang, also merklich kürzer als das unseres Esels oder Maulthieres, aber länger als das unseres Hauspserdes, die Nüster etwas schräge gestellt, jedoch weit geöffnet, der Hals mäßig lang und dick, das Bein schlank und hoch, der Hus klein, der Schwanz lang, die Mähne senkrecht gestellt, kurz und kraus wie bei den meisten Ponyschlägen, wenn auch wol nicht ganz so reich behaart. Ein schönes Röhlichgelb, mit mehr oder minder deutlich hervortretendem grauen Anfluge, ist die vorherrschende Färbung; die Schnauzenspitze, der Raum zwischen den Unterkieserästen, die Unter- und die Innenseite der Schenkel lichten sich bis zu Weißgelb. Von der aus Braun und Grau gemischten Mähne an verläust ein gleichgesärbter, ansänglich schmaler, in der Mitte des Leibes noch mehr sich verschmälernder, im hinteren Drittel rasch an Breite zunehmender und gegen die Schwanzwurzel hin wiederum sich verengender Längsriemen über das Rückgrat, überall schars von der allgemeinen Färbung sich absetzend. Ein Fleck an der äußersten oder hintern Seite des Ohres sowie der Raum zwischen den Ohren sind schön rostroth, die Augenbrauenbogen roströthlich, die Ohren rostbraun, ihre Spitzen schwarzbraun, die das Innere der Muscheln bekleidenden Haare weiß. Die seitlichen Leibestheile nehmen nach den Weichen hin hellere Färbung an als die übrigen Außentheile^ die Beine lichten sich allmählich von oben nach unten; die Huswurzel aber wird durch ein schmales Band verlängerter brauner Haare geschmückt und der obere Theil des Huses von diesen überdeckt. Das Haar ist immer verhältnißmäßig lang, im Sommer glatt, im Winter gekräuselt.

Ein sehr weites, zur Zeit noch ungemessenes und unbegrenztes Gebiet ist es, welches der Kulan bewohnt. Pallas, der wissenschaftliche Entdecker desselben, glaubte, seine Heimat aus den östlichen Theil Innerasiens beschränken zu müssen, weil er Dschiggetai und Kulan sür vermiedene Arten ansah; Gray trennte ebenso den Kiang Tibets von beiden und trug dadurch, wie auch sonst so ost, wesentlich dazu bei, die Kunde des Thieres zu verwirren. Pallas irrte, weil er ihm gewordenen und verläßlich erscheinenden Mittheilungen mehr Gewicht beilegte, als sie verdienten, Gray, weil er seinem Hange, bedeutungslose Abänderungen innerhalb der Artgrenzen als seststehende Merkmale anzusehen, auch in diesem Falle nicht widerstehen konnte; ersterer glaubte, nach den ihm gegebenen Beschreibungen in dem Kulan ein zweites Wildpserd Asiens erkennen zu müssen; letzterer würde sich, da ihm ein ganz anderer Stoff zu Gebote stand, als Pallas seiner Zeit benutzen konnte, von dem Ungrunde der Ausstellung einer bisher noch unbekannten Wildpserdart haben überzeugen können, wenn er nur gewollt hätte. Der Irrthum des erstgenannten Forschers ist verzeihlich, der Irrthum Grans ist es nicht. Pallas selbst sah den Kulan nie, konnte sich einzig und allein aus die Aussagen eines der kirgisischen Gesangenschast entwichenen Kosaken und andere Mittheilungen ähnlicher Art stützen und wurde hierdurch verleitet, das Wildpserd der Kirgisensteppe als eine vom Dschiggetai verschiedene Art zu erklären; Gray besaß die von Pallas herrührende, vollständig ausreichende Beschreibung des Dschiggetai und stellte trotzdem seinen Kiang als andere Art aus. Allerdings lebt noch ein zweites Wildpserd, der schon den Alten wohlbekannte Onager, in Asien; sein Verbreitungsgebiet beschränkt sich jedoch aus den Westrand des Festlandes, reicht von Syrien und Palästina durch Persien und Arabien bis zum Westen der ostindischen Halbinsel und stößt wol nirgends mit dem des Dschiggetai zusammen. Dieser bevölkert die Steppen ganz Mittelasiens, vom Lstabhange des südlichen Ural an bis zu den südlichen Randgebirgen der Mongolei und dem Himalaya und vom südlichen Sibirien an bis zu den arali-kaspischen Steppen. Innerhalb dieses ungeheuren Gebietes aber lebt er keineswegs aller Orten, vielmehr nur an einzelnen, ihm besonders zusagenden, weil seinen Bedürfnissen und Ansprüchen in jeder Beziehung entsprechenden Stellen. Solche sindet er, wie es scheint, vornehmlich in der Umgebung größerer Seen. Wir begegneten ihm ausschließlich am Saisausee, Pallas und Radde am Tarai-Nor und Dalai-Nor, Przewalski tras ihn am häusigsten am Kuku-Nor; auch in der Nähe des Aralsees soll er vorkommen. In dem westlichen Theile seines Verbreitungsgebietes, in den Steppen von Akmolinsk nämlich, sind es die Flußthäler des Tschu und Utsch-Kol, welche er regelmäßig besucht oder während des Sommers bewohnt. Doch beschränkt er seinen Ausenthalt weder aus die Nachbarschast stehender oder sließender Gewässer, noch aus Niederungen überhaupt, meidet im Gegentheile auch hohe Gebirge nicht, vorausgesetzt, daß hier Weiden und Wässer nicht sehlen. In den Steppen gesellt er sich der einen oder anderen Antilopenart, im Hochgebirge dem Wildschase und Grunzochsen; dort läust er mit jener, hier klettert er mit diesen um die Wette.

Das Leben, welches der Kulan sührt, ist so ungebunden, wie die Steppe weit, so verschiedenartig, wie sie wechselvoll ist. Er genießt die Freuden, welche ihm seine Heimat bringt, mit voller Lust und erträgt die Leiden, zu denen sie ihn verurtheilt, mit der Zähigkeit, welche die Steppenpflanze zum Ausdauern besähigt. Sobald der kurze Frühling vorüber, beginnt sür ihn die Zeit der Entbehrungen, Kämpse, Leiden und Sorgen; sobald der Winter verronnen, scheint er ihn vergessen zu haben und sorgenlos der beglückenden Gegenwart und ungesürchteten Zukunft entgegen zu gehen. So reiht sich sür ihn ein Iahr an das andere, und jedes neu sich rundende stählt seine Krast, seinen Widerstand.

Wie alle wilden oder verwilderten Pserde lebt auch der Kulan in kleinen Herden, welche nur zu Zeiten anderen gleichstarken sich anschließen, vielleicht mehr und mehr anwachsen und zu Tausenden anschwellen können. Iede einzelne Herde ist im gewissen Sinne auch eine Familie. Ein in der Vollkrast stehender Hengst steht ihr vor, leitet, sührt, bewacht und beschützt sie. Ihm ordnen sich willig oder gezwungen alle Familienglieder unter. Drei bis zwanzig Stuten, welche er sich unter langwierigen, alljährlich wiederkehrenden Kämpsen mit gleichstarken und gleichgemutheten Nebenbuhlern erstritten, bilden den Kern der Herde, ihre Füllen vom ersten, zweiten und dritten Iahre seinen sonstigen Hosstaat. Erreichen die Iungpserde ein höheres Alter, widerstreben die Iunghengste, drängen die mannbar werdenden Iungstuten verlangend an ihn sich heran, so vertreibt er diese wie jene. Dasür sucht er andere, nicht seinem Blute entsprossene Stuten zu gewinnen, wann, wo und wie immer er vermag. Erkämpfte Stuten solgen willig dem Sieger.

Bis gegen den Herbst hin hat er wol viele Kämpse zu bestehen, nicht aber Sorgen und Leiden zu erdulden. Der Kämpse achtet er wenig; dazu ist er zu muthig, zu selbstbewußt. Im Kampse mit anderen seines Geschlechtes erhöht sich seine Thatkrast, sein ganzes Wesen. Kampsmüde und herrschastssatt, sind sür ihn gleichbedeutend; nur so lange er streitet und siegt, bleibt er, was zu sein er strebt. Einen Monat nach der Geburt der Füllen beginnt der alljährlich wiederkehrende Streit. Frisch auskeimende, die verdorrte und verschneiete Steppe neu begründende Pslanzen, wie er vor allen sie liebt; sastige Gräser, Steppenwermuth und „Bajalysch“, ein strauchartiges, stachelreiches Kraut, dessen wissenschaftlicher Name mir unbekannt geblieben, sowie die Schoßlinge vermiedener anderer Pflanzen bieten ihm sest Wochen üppige und gedeihliche Weide und lassen bald alle Spuren der kärglichen Winternahrung wie der ausreibenden Winterstürme verschwinden. Mit der reichlichen Atzung regt sich in ihm das Gesühl der Vollkrast, mit diesem der Paarungstrieb. Argwöhnisch überwacht er die jüngeren Genossen, und mit wüthenden Bissen vertreibt er alle, welche zu Nebenbuhlern erwachsen könnten, mit den jungen Hengsten auch die ihm unbequem werdenden Iungstuten. Einsam und neidvoll wandern die Iunghengste durch die Steppe, von Herde zu Herde schweisend, bis dem Neide die Eisersucht, der erstarkenden Krast der Muth sich paart, und jedem Herdensührer ein kampslustiger Nebenbuhler erwächst. Stundenlang steht der junge unbeweibte Hengst aus dem Gipsel eines Bergrückens und blickt weit hin über die niedrige Landschaft. Sein Auge durchirrt die Oede; seine weit geöffneten Nüstern saugen den ihnen entgegenströmenden Wind sörmlich ein. Kampsgierig wartet er eines Gegners. In weiter Ferne erspäht er eine Herde. Iunge, vom sührenden Hengste vertriebene Stuten solgen ihr in gewissem Abstände. Der kampslustige Gesell hat ein Ziel gesunden. Eiligen Lauses, mit dem Schweise die Flanken peitschend, nähert er sich. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, als wolle er Kundschast einholen; dann stürmt er weiter. Sein Angriff richtet sich aus die Iungstuten,

welche sich zu gesellen er hofft. Doch wachsamem Auge verfolgt ihn der gewitzte Führer. Mißtraut er seinen in schweren Kämpfen erstrittenen Stuten, oder ist es nur Mißgunst, welche die eigenen Töchter dem Werber wehrt? — wer vermöchte es zu sagen! Aus halbem Wege kommt er dem Störnsriede entgegen. Wehe diesem, wenn er zurückweicht: einsames, noch lange Zeit sreudloses Leben steht ihm bevor. Doch der Iunghengst ist in guter Zucht groß geworden, hat seinen Erzeuger oft genug kämpfen sehen, die eigene Krast auch schou ostmals erprobt an gleichaltrigen Hengsten der Herde: er weiß was sich ziemt. Ohne sich zu besinnen, greist er den Gegner an. Wie im wirbelnden Tanze drehen sich beide. Kraftvoll schnellen sie die Hinterhuse nach dem Feinde, ost das Ziel tressend, öster sehland. Enger wird der Kreis, rascher solgen sich die Schläge. Da gelingt es dem alten ersahrenen Recken, den jungen Stümper mit dem Gebisse am Halse zu packen und zu bändigen. In Strömen rieselt das Blut aus der gebissenen Wunde', der Kamps ist entschieden. Fast ebenso eilig, wie er gekommen, entrinnt der junge Hengst dem Grimme des alten, und stolz wendet sich der alte der inzwischen verwaisten Herde zu. Doch auch jener kehrt nach geraumer Zeit wieder und nähert sich von Neuem der Herde. Vor dem wiederum aus ihn anstürmenden Führer, dessen Ueberkrast er empunden, weicht er zurück, doch nur, um in weitem Bogen immer und immer wieder zu nahen. Da verläßt plötzlich eine der Iungstuten die Herde, eine zweite, vielleicht dritte solgt: dahin, in die weite Steppe hinaus eilt der Iunghengst, ihm nach jagen die Stuten. Der jugendliche Kämpser hat erreicht, was er erstrebte; sortan gilt es, den errungenen Frauenstaat zu bewahren, zu vermehren; einzig und allein von ihm hängt es ab, das Eine wie das Andere zu erreichen; einzig und allein seine Eigenschasten, Stärke und Muth, Wachsamkeit und Ausdauer, Streitsertigkeit und Behendigkeit und List sichern ihm das Errungene, vermehren seinen Besitz. Wie er erwarb, erlistete, errang, so werben, erlisten, erringen auch andere: der Streit kann wol zeitweilig ruhen, wird aber niemals enden. Auch die Führer und Beherrscher verschiedener Herden kämpfen mit einander, und es mag wol ein prachtvolles Schauspiel sein, wenn zwei gleichstarke, gleich ersahrene, in zahllosen Kämpfen erprobte Hengste gegen einander um den Sieges^reis werben. Gehobenen Schweises jagen sie aneinander vorüber, stets bedacht, den Gegner zu treffen, ohne sich selbst eine Blöße zu geben; im vollsten Lause schlagen sie aus. Mehr und mehr hebt sich die struppige Mähne, stolzer die ganze Gestalt; kühner wird der Angriff, sorglicher und nachhaltiger die Abwehr. Urplötzlich halten beide ein, wersen sich seitwärts und traben in weitem Bogen begehrllich um die gegnerische Herde, stoßen von Neuem an einander und kämpfen wie zuvor. Bleibt der Streit unentschieden, so zieht schließlich jeder mit seiner Herde wieder ab; besiegt einer den anderen, so dars dieser glücklich sein, wenn er einen Theil seiner Stuten rettet.

Wochen-, selbst monatelang wähen die nebenbuhlerischen Zweikämpse, bis endlich alte wie junge Hengste ermatten. Narbenbedeckt, mit verstümmelten Ohren und Schwänzen, verwundeten Gliedern und zerzausten Mähnen, übersättigt auch durch der Kämpse Lohn, sehnen sie sich nach Ruhe, kämpfen sortan mindestens nur gegen bedrohlich sich nahende Raubthiere. Der Sommer ist inzwischen weit vorgeschritten; aber noch bietet die Steppe Weide genug, um neue Kräste zu sammeln sür Kämpse, in denen Genügsamkeit, Ausdauer und Zähigkeit die einzigen Waffen sind. Da, wo die glühende Sonne die Pflanzenwelt der Tiese allzusrüh dörrte, sucht der sührende Hengst reichere Weide aus der Höhe der unbewaldeten Gebirge. Mit derselben Leichtigkeit und Behendigkeit, welche die Herde bei jeder Bewegung in der Ebene bewundern läßt, erklimmt sie Gebirge und erklettert sie Schroffen, in denen Wildschase und Steinböcke sich heimisch sühlen. „Es ist,“ rust ein Beobachter aus, „das wundervollste Schauspiel, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit die unvergleichlichen Thiere im Gebirge klettern, auswärts oder abwärts steigend, ohne jemals zu straucheln.“ Sie wetteisern im Lausen mit den leichtsüßigsten Antilopen, im Klettern mit Wildschasen und Steinböcken. Tagelange Wanderungen mindern ihre Eile nicht im geringsten; meilenweite Wege legen sie spielend zurück; im Geselse klettern sie mit übermüthiger Sorglosigkeit umher. Ihre Glieder scheinen niemals zu ermatten, Selbstbewußtsein und Lebensmuth sie niemals zu verlassen. Sie ertragen Anstrengungen jeder Art ohne ersichtliche Beschwerde, Entbehrungen und Leiden ohne Bedrückung.

Der Herbst bringt Armuth und Unwirthlichkeit über das Gebiet, in welchem die Herde den Sommer verlebte, der eintretende Mangel, die nahende Noth zwingt zum Wandern. Mit Beginn der Stürme, welche die schwarzen Wolken am Himmel, die zu Klumpen geballten Pslanzeubündel über den Boden dahin segen, verlassen die Kulans ihre Sommerstände und ziehen, meist mehrere Hunderte von Kilometern weit entlegenen, altgewohnten Winterstellen zu. Unterwegs gesellen sich ihnen andere ihrer Art, und allmählich wachsen die wandernden Schaaren zu einem Heere an, welches weite Strecken der Steppe überzieht, aber doch nur in losem Verbande steht. Mit der Wanderung beginnt die Zeit der Sorge und des Mangels. Die ohnehin k ärgliche Weide wird um so schneller verbraucht, je mehr der Thiere an einer Stelle sich sammeln. Wahllos äsen sie jetzt von sast allen Pslanzentossen, welche sie sinden. Monatelang müssen sie mit entblätternen Schößlingen ihr Leben sristen. Feist und Rundung des Leibes schwinden; zuletzt gleichen sie wandelnden Gerippen. Selbst darband, ist die Mutterstute nicht mehr im Stande, das Füllen zu ernähren; denn das milchspendende Euter versiegt in dieser Zeit der Noth. Obwol hinlänglich erstarkt, um die weite Wanderung zu ertragen, mag das junge Thier das Euter nicht missen, noch in so zarter Iugend schon an die harte, dürre Kost fich gewöhnen. Manch eines erliegt dem Mangel. Aber auch die alten Wildpserde leiden unter der Armuth und Tücke des Winters. Tagelang anhaltende Schneestürme verwehen den Thieren aus die Weide zu gehen, lähmen ihnen sreudigen Muth und ziehen ihnen noch außerdem Feinde zu.

Mit dem Aushören des Sturmes verläßt der Wols den schützenden Hag, das Gestrüpp, die Spierstaudenhorste, zu denen er sich, vor dem Unwetter flüchtend, zurückzog und umschweist bedrohlich die Herde. Auch ihu drückt der Winter. Sein Lieblingswild, das Steppenmurmelthier, ruht mit anderen Nagern, denen er nachstellt, winterschlasend im tiesen, sicheren, nach außen verschlossenen Bau; nur der Schneehase bietet ihm dann und wann schmale Beute, salls es ihm nicht gelingt, in die wilden und zahmen Herden einzubrechen. Von letzteren scheucht ihn der Mensch, bricht nach wildem Ritte über Berg und Thal in dem hemmenden Schnee seine Krast und schmettert, wenn das Roß unter dem Reiter länger ausholt als er, unerbittlich die gewichtige Keule aus seinen Schädel hernieder; die wilden Herden dagegen müssen sich selber schützen. Auch dem Wolse gegenüber hat der sührende Hengst seine Tüchtigkeit zu erweisen. Während die Stuten, welche das Raubthier noch vor ihm erkunden, sich zusammendrängen, um ihre Füllen zu sichern, eilt der Hengst dem seigen Räuber entgegen, bedroht ihn mit den Husen und schlägt ihn sicherlich in die Flucht, wenn er nicht durch andere seiner Art unterstützt wird. Mancher Hengst aber mag in solch rühmlichem Kamps sein Leben lassen, so bestimmt auch die Kirgisen versichern, daß der Wols gesunde Kulane niemals angreife, sondern nur kranke, ermattete oder verendende übersalle. Wird dem Ranbthiere doch noch manches Pserd zur Beute, obgleich es, genau in derselben Weise wie der Kulan, gegen den Wols sich vertheidigt und in der Regel ihm gegenüber Sieger bleibt.

Eben so wenig wie der Wols rastet auch der Mensch, trotz Winter und Kälte, Sturm und Schneetreiben. Alle Wanderhirten der Steppe jagen den Kulan mit Leidenschaft. Sein Wildpret steht nach ihrem Geschmacke dem Pserdesleische gleich; seine Haut wird mehr noch als die des Pserdes geschätzt, zu verhältnißmäßig hohem Preise an die Bucharen Verkauft und zu Sassian verarbeitet; seinem Schwanze wohnt, nach Ansicht der abergläubischen Leute, geheimnißvolle Krast bei. Einen Kulan zu erlegen, gilt als die Krone alles Waidwerks. Den Wols sällt man nach längerem Ritte; den Fuchs erlangt man mit Hilse des jung dem Neste entnommenen Steinadlers; die Antilope durch die Behendigkeit des Windhundes; das Murmelthier gräbt man aus seinem Baue: dem Kulan gegenüber versagen Roß, Windhund und Adler ihre Dienste. Bei seiner Iagd sührt nur geduldiges Lauern an den Tränkplätzen, listiges Begleichen oder ein mit Borbedacht gewählter Hinterhalt zum Ziele. Wol mag es dann und wann geschehen, daß auch ein unberittener Iäger, geradenwegs aus eine Kulanherde losgehend, diesen bis aus sünhundert Schritte und noch weniger sich nähern kann, ohne daß sie die Flucht ergreist; solche Entsernung ist aber selbst sür die trefflichste Büchse noch immer viel zu groß. Denn der Kulan bethätigt, auch verwundet, eine Lebensthätigkeit ohne Gleichen, entrinnt noch mit einer wohlgezielten Kugel im Leibe, mit einem zerschnitterten Beine, verschwindet in der weiten Ebene selbst dem Falkenauge des eingeborenen Iägers, birgt sich endlich in einer Bodensenkung, verendet hier und wird dann wol dem Wolse, nicht aber dem Schützen zur Beute. Vielleicht geschieht es auch, daß der Führer einer Herde, den Feind unterschätzend, seinen eigenen Muth in unnützer Weise bethätigend, geradenwegs aus den herannahenden Menschen zuläust, von Zeit zu Zeit stehen bleibt, stutzt und sichert, dennoch aber weiterschreitet, endlich in Schußnähe gelangt und seine Kühnheit mit dem Tode büßt: die Regel aber ist, daß er mit der Herde die Flucht ergreist, sobald er einen Menschen gewahrt, und dies um so sicherer thut, wenn er bemerkt, daß der von sern erspähete Iäger irgend eine Deckung zu benutzen und ihn zu beschleichen trachtet.

Aus diesem Grunde erachtet der Steppenbewohner während der Sommermonate den Anstand als die einzige Iagdweise, welche Ersolg verspricht. Während der Tage der Gluth und Dürre erwartet er das vorsichtige Wild an einer der wenigen Tränkstellen, zu denen es kommen muß; im Frühjahr und Herbst lockt er es mit tückischer List in seine Nähe. Aus einem hellgelben Pserde rejtet er am sühen Morgen in die Steppe hinaus. Ueber Berg und Thal sührt ihn sein Weg; über sastigen Weidegrund und durch spärlich bestrauchte Einöden, in denen die Murmelthiere aus den Hügeln vor ihren Bauen sich sonnen und die Adler in den Lüsten kreisen, zieht er sürruß. Von der Höhe eines Gebirgszuges aus läßt er seine Blicke über die Niederungen schweisen, um zu erkunden, ob nicht ein dunkler Flecken das ersehnte Wild ihm verrathe. Wenn er es erspäht, reitet er rascher vorwärts. Noch hat er einen weiten Weg zurückzulegen; denn nur in Thälern und gegen den Wind dars er reiten. Der letzten Höhe, hinter welcher der erkundete Kulan weidet, nähert er sich mit größter Vorsicht, nicht mehr reitend, sondern kriechend, das Pserd am Zügel nach sich ziehend. Zum Gipsel des Berges klimmt er allein empor, um zu erkunden, ob der Kulan noch aus dem Platze steht. Besriedigt kehrt er zu seinem Reitthiere zurück, entsattelt und eutzäumt es, bindet ihm die Schweishnare zusammen, damit sie nicht im Winde hin und her flattern, treibt es sodann aus die Höhe des Bergrückens, läßt es dort grasen und legt sich, etwa hundert Schritte von ihm entsernt, in einem passenden Verstecke, hinter deckenden Felsblöcken oder in einer Vertiesung des Bodens nieder. Hier zündet er die Lunte seiner langen Büchse an und bereitet sich, indem er das vordere Ende aus die keinem Gewehre der Steppenleute sehlande Gabel stützt, zum sicheren Schusse vor. Der wachsame Kulan bemerkt das Pserd, sobald es den Gipsel des Bergzuges erklimmen hat, hält es vielleicht sür seines gleichen oder erkennt es auch als das, was es ist, verlangt aber mit ihm zu verkehren und stürmt im Galopp der Höhe zu. In der Nähe des Pserdes angelangt, wird er stutzig, hält im Lause an, bleibt längere Zeit stehen und überlegt. Ietzt ist die rechte Zeit sür den Schützen gekommen. Sorgsam und sicher zielt dieser aus die Brust, und nicht selten erlegt er das Wild im Feuer.

Solche Vorbereitungen sind im Winter kaum nöthig. Die ausgehungerten und entkräteten Kulane bewahren zwar auch jetzt noch die ihnen angebornene Vorsicht, sauen aber leicht in Schlingen, welche man aus den im Schnee deutlich sichtbaren Wechseln stellte. Obschon um diese Zeit der Gewinn der Iagd geringer ist als im Sommer, obschon das Feist verbraucht und die Muskeln zusammengedorrt sind: auch der Kirgise und Mongole, unter dessen zahmen Herden der Winter ebensalls Opser sorderte, ist genügsamer als zur Zeit der Fülle, und Rückenleder, S-mr genannt, und Schweis haben denselben Werth wie zuvor. Ieder Lederauskäuser zahlt sür ersteren zwei Rubel baar oder an Geldeswerth, und jeder Mongole weiß, daß der Schweis eigentlich unbezahlbar ist, dieweil er, langsam aus Kohlen verbrannt, jedes kranke Thier, welches den aussteigenden Rauch und Damps einathmen kann, unsehlar heilt.

Mit dem Winter endet alle Noth, mit dem Frühlinge beginnt die schönste Zeit des Lebens unserer Pserde. In der zweiten Hälfte des Mai oder der ersten des Iuni, els Monate nach der Paarung, sohlen die Stuten. Die Steppe steht zu derselben Zeit in voller Pracht, bietet Futter in Fülle, zerstreut die Herden der wildlebenden wie dem Menschen unterworfenen Thiere, vereinzelt auch deren Feinde: alles Lebende ersreut sich behaglichen Wohlgenusses der Zeit und ihrer Annehmlichkeiten. Nur wenige Wochen, und unser Kulan besindet sich wieder im Vollbesitze seiner Krast, ist wieder ebenso stolz, selbstbewußt, übermüthig wie je zuvor; noch einige Wochen mehr, und seine Vollkrast äußert sich von Neuem in Kampsesmuth und Streitlust.

Das neugeborene Füllen, welches wir in der Saisausteppe singen, war ein reizendes Geschöps. In Gestalt, Bewegung und Wesen hatte es mit einem Pserdestüllen viel Aehnlichkeit: denselben kurzen Leib und großen Kops, dieselben unverhältnißmäßig hohen Beine und dicken Gelenke, dieselbe Haltung, denselben bockigen Gang, aber auch dieselbe Zuthnnlichkeit und Gutmüthigkeit. Widerstandslos ergab es sich seinen Versolgern; harmlos schauete es uns an mit seinen großen lebhaften Augen; anscheinend mit Wohlbehagen ließ es sich das zarte Fell streicheln, ohne Widerstreben an der ihm angelegten Fessel leiten; kindisch sorglos legte es sich neben uns nieder, um nach der Hetzjagd, welche ihm geglolten, die ihm ossenbar sehr nothwendige Ruhe zu sinden.

So sind sie alle; allein nur zu bald ändert sich das ansprechende Wesen. So wie das Füllen sich sühlen lernt, zunehmender Krast sich bewußt wird, kommt der Kulan zum Vorscheine, die Wildheit, der kaum zu bändigende Eigensinn, der niemals gänzlich zu bezwingende Trotz, der nicht allzu selten in Tücke ausartende Muthwillen, kurz, das volle, alle Fesseln brechende Krastbewußtsein des alten Wildpserdes zur Geltung. Die Kirgisen vergleichen deren Menschen, welcher niemals die Meinung Anderer theilt, niemals deren Ansichten und Anschauungen beitritt, stets seinen Willen sür den alleinig richtigen hält, keiner Sitte, keiner durch ihr Alter geheiligten Gewohnheit sich sügt, dem Kulan, und glauben, dem Thiere damit nicht Unrecht zu thun. In der That läßt sich stolze Eigenwillig. keit des letzteren nicht in Abrede stellen, und oft genug mag solche in unseren Augen als trotziger Eigensinn sich äußern. Kirgisen und Russen betrachten den Kulan als ein unzähmbares Thier. Sie haben ost versucht, ihn in den Hausstand überzusühren, ihn jedoch niemals gewinnen können. Seine Ähnlichkeit mit dem Pserde, dem geachtetsten ihrer Haussiere, dem Werthmesser ihrer Habe, dem Maßstabe sür Schätzung ihres Reichthums oder ihrer Armuth, dem Vorbilde menschlicher Schönheit, Eigenschasten und Tugenden, verlockt sie immer und immer wieder, ihn in den ersten Tagen seines Lebens einzusaugen und ihren Herden einzuverleiben. Eine sromme Stute wird erwählt und genöthigt, dem Wildlinge Ammendienste zu leisten. Gutmüthig, wie Kirgisenpserde sind, widmet sie sich den ihr ausgedrungenen Pflichten bald mit aller Hingebung einer Mutter. Auch der Wildling gewöhnt sich ohne sonderliche Umstände und in kürzester Zeit an die Pflegerin und hängt bald so treulich an ihr, daß er die goldene Freiheit, welcher sein Geschlecht sich ersreut, gern mit dem Leben unter der gezähmten Herde vertauscht. Willig solgt er seiner Amme, sreundlich erwiedert er deren Zärtlichkeit; ebenso gern, als ihm das Enter geboten wird, nimmt er es an. Gleich einem Haussüllen gedeiht er; nach wenigen Tagen schon beginnt er, zunächst spielend, ein und das andere Hälmlchen zu rupsen, bald auch regelrecht zu weiden, und ebenso bequemt er sich später, die gewöhnliche Hauskost eines Stallpserdes zu theilen, Haser und Brot zu sressen. Seinen Ursprung aber vergißt, verleugnet er wenigstens nicht. Er beugt sich wol unter die milde Herrschaft seiner Amme, jedoch nicht unter die Botmäßigkeit des Menschen. Ohne an Flucht zu denken, weidet er mit der Herde in der sreien Steppe; ohne Widerstreben läßt er sich mit dieser von einem Orte zum anderen treiben, auch wol einperschen: allein niemals gestattet er, daß man ihn wie ein Pserdestüllen behandle. Versucht man dies, so stellt er sich trotzig zur Wehre, schlägt in böswilliger Absicht nach dem ihm sich nahenden Menschen und bedient sich ebenso nachdrücklich seines Gebisses. Ieder Zwang ist ihm zuwider. Schon unter dem Drucke des ihm ausgelegten Sattels geberdet er sich wild; den Reiter, welcher seinen Rücken bestieg, wirst er zu Boden; mit dem Wagen, vor welchen man ihn schirrte, rennt er im grimmigen Zorne davon, als ob er trachte, das Gesährt zu zerschellen. Unhold jedem Annäherungsversuche seitens des Menschen, ungeberdig und unlenksam unter der bloßen Halster, verleidet er seinem Pfleger schließlich alle Lust, weiter mit ihm sich zu beschäftigen.

Abgesehen von seiner Amme, welcher er Iahre lang Zuneigung bewahrt, bekümmert er sich auch um seine Weidegenossen eben nur insofern, als ihm dies sür sein eigenes Wohl und Behagen ersprißlich scheint. Der Füllen „Schäkerspiele“, von denen die Kirgisen reden und dichten, theilt er wol; mit der Spielzeit endet seine Umgänglichkeit aber auch sür die Glieder seiner Herde, Nach Aussage der Kirgisen hat man in der Steppe mehrsach Versuche angestellt, in der beschriebenen Weise erzogene Kulane mit Pserdeu zu kreuzen, niemals aber Ersolge erzielt. Männliche wie weibliche Kulane sollen sich solcher Vereinigung nicht abgeneigt zeigen, die Pserde aber die Kulane scheuen oder sürchten. Eine der Fragen über das Leben des Kulan, welche ich den Kirgisen durch Vermittlung des Obersten Rusinow vorlegte, wurde von den Männern der Steppe dahin beantwortet, daß Pserde die Kulane meiden und sich ihrer Gesellschaft entziehen sollen, wie die Kirgisen meinen, wegen des eigenthümlichen Geruches, welchen die Wildlinge verbreiten. Kreuzung beider Thiere halten die Kirgisen sür unmöglich.

Beides ist nur beziehungsweise richtig. Eine Pserdeherde mag es unterlassen, Kulanen sich zu gesellen, ein einzelnes Pserd meidet oder sürchtet den Kulan nicht. Die geschlossene, von einem Hengst gesührte und überwachte Pserdeherde ist sich selbst genug oder steht viel zu sehr unter der Botmäßigkeit ihres Führers, als daß solche Vereinigung stattsinden sollte; ein einzelnes, in der Steppe verirrtes, von seinen Genossen verlassenes Pserd aber denkt und handelt anders, als der sührende Hengst, welcher jede Veränderung seiner Herde oder, was dasselbe, seines Besitzstandes, abzuwehren strebt.

Als wir an dem wiederholt angegebenen Tage das Gebiet der Kulane durchzogen, sahen wir zwei Einhuser aus dem Gipsel eines langgestreckten Hügels stehen. Augenblicklich lenkten mehrere von den uns begleitenden Kirgisen ihre Pserde seitwärts, schweisten in mehr und mehr sich weitenden Bogen aus und versuchten, beide Thiere in einem Halbkreise zu umreiten, um sie sodann uns zuzutreiben. Eines von beiden entsloh rechtzeitig und wandte sich dem Gebirge zu; das andere blieb zu unserer Verwunderung stehen und startte aus unseren Reisezug hernieder. Unsere Ueberraschung wuchs, als es, noch bevor die Reiter es umritten, geradenwegs aus uns

zulies. Im Jagdseuer erglühend, hoben wir die Büchsen und machten uns zum Schusse fertig. Näher und näher kam uns das Thier. Von Zeit zu Zeit blieb es stehen, hob den Kops nnd schwang den Schweis seitlich hin und her, wie alle Einhuser zu thun pslegen, wenn ihre Ausmerksamkeit gesesselt wird und sie überlegen. Dann schritt es weiter, in unveränderter Richtung uns entgegen. Da glitt ein Lächeln über das Gesicht des neben mir reitenden Kirgisen: er hatte nicht allein den Beweggrund des aussallenden Handelns, sondern auch dies Thier selbst erkannt. Es war kein Kulan, welcher aus uns zukam, sondern ein Pserd, ein Gelbschecken, den wir aus der Ferne sür ein Wildpserd angesehen hatten. Wenige Minuten später lag ihm ein Halster ans Kops nnd Nacken, nnd gleichmüthig, als habe es niemals unbeschränkte Freiheit genossen, trabte es sortan neben seinen Artgenossen einher.

Noid und Lüd. II, «, 23

Sicherlich bedu.sie es besonderen Scharssinnes nicht, um die Geschichte der letztvergangenen Tage dieses Pserdes zu enträthseln. Vor mehr als Monatsrist hatten Kirgisen mit ihren Herden den vor uns liegenden Theil der Steppe durchzogen. Das Pserd, ein Walach, nur geduldetes Mitglied einer Herde, hatte sich von dieser getrennt, verlausen und endlich vereinsamt gesüht, deshalb seinen wilden Verwandten angeschlossen nnd sortan in deren Gesellschaft gelebt, Da sah es den Reiterzug, erkannte seinesgleichen, wurde von dem scheuen Wildling verlassen und sühlte nunmehr stärker als je das Bedürfnih, in den ihm besser zusagenden Kreis zurückzukehren.

Unsere Kirgisen machten so wenig Aushebens von dem uns lebhaft beschastigenden Vorsalle, daß man schon hieraus schließen durste, Aehnliches könne sich nicht allzuselten ereignen. In dem Bezirke von Akmolinsk, dessen Kirgisen ich durch Rusinow besragen ließ, sind die Verhältnisse vielleicht andere.

Auch von gelungenen Kreuzungen des Kulan und Pserdes sowie anderer Einhuser ist zu berichten. Was in der Steppe nicht erreicht werden konnte, erzielte man in europäischen Thiergärten. Die gegen srüher so unendlich vervollkommneten Verkehrsmittel der Neuzeit sührten uns auch den Kulan zu. Jung eingesangene und von Pserdestuten großgesaugte Füllen gelangten von Tibet über Indien, aus der Mongolei über China nach England und Frankreich, pflanzten sich, glücklich erwachsen, hier sort und verbreiteten sich in ihrer Nachkommenschast, so daß gegenwärtig jeder größere und geschickt geleitete Thiergarten eines oder mehrere der stolzen Thiere auszuweisen hat. Versuchshalber hat man die Gesangenen mit Eseln, Zebras, Quaggas und anderen Wildpserden, endlich auch, obwol erst nach mancherlei Schwierigkeiten, mit dem Pserde gekreuzt. Ob sich die erzeugten Blendlinge unter sich oder mit Verwandten sruchtbar vermischen oder, wie die Mehrzahl der Maulthiere, als unsruchtbar sich erweisen, ist mir unbekannt.

Vorstehendes gibt, in großen und groben Zügen gezeichnet, ein Lebensbild des verbreitetsten Wildpserdes der asiatischen Steppen, so gut sich bei dem heutigen Stande unserer Kenntniß ein solches entwersen und aussühen läßt. Manches Geheimniß mag das Leben des Thieres noch verhüllen, mmiches durch spätere Beobachtung und Forschung gelöst werden — vielleicht auch ein sehr großes und wichtiges.

Wenn der Kulan die Stammart unseres Pserdes wäre?

Ich muß gestehen, daß ich geneigt bin, eine bejahende Antwort aus diese Frage sür besriedigender zu halten als jede andere Annahme über den Ursprung des wichtigsten unserer Hansthiere. Wol ist mir bewußt, daß ich, indem ich dies ausspreche, mit landläusig gewordenen Anschauungen breche; ich glaube aber, daß ich gewichtige Gründe sür mich habe.

Nachdem man vergeblich gesucht nach einem Wildpserde, welches alle Durchschnittsmerkmale des zahmen in sich vereinigt, hat man sich mit der Annahme getröstet, daß die Urart ausgestorben sein müsse. Man durchwühlte die Erde, um nach Resten der Urart zu suchen, sand solche in verhältnißmäßiger Menge in verschiedenen Schichten der Ost- wie der Westhälste unseres Wandelsternes und glaubte, der Mühe serueren Suchens aus der Oberläche des Erdballs überhoben zu sein. Fort und sort aber wandte sich einer oder der andere dieser Oberfläche wieder zu. Geschichte und Sage wiesen nach Mittelasien hin. Hier suchte man und sand allerdings, wenn auch nicht in Asien selbst, so doch aus dem Wege dahin, in den Steppen am unteren Dnjepr und Don, ein in vollster Unabhängigkeit von dem Menschen lebendes Pserd, mit allen Eigenschasten und Eigenarten eines Wildpserdes, welches unserem Haustiere in höherem Maße ähnelt als irgend ein anderes thatsächlich wildes Glied seiner Verwandtschaft. Gedachtes Steppenpserd, von den Tataren „Tarpau“ genannt, hat in den Augen nicht weniger Natursorscher als Stammart unseres Pserdes gegolten, wird auch von Tataren und Kosaken als wildes Thier angesehen. Verweilen wir einige Augenblicke bei ihm.

Unter den Forschern und Reisenden, deren Werke mir bekannt sind, berichtet Samuel Georg Gmelin am ausführlichsten über den Tarpan und zwar nach eigener Anschauung. Im zweiten Bande seines Werkes: „Reise durch Rußland, zur Untersuchung der drei Naturreiche, ausgeführt in den Jahren 1768 und 1769“ erzählt er Folgendes:

„Vor einigen zwanzig Jahren gab es hier in der Nachbarschaft von Woromesch wilde Pserde genug; sie wurden aber, weil sie so vielen Schaden svon dem ich unten reden werde) anrichteten, immer weiter in die Steppen gejagt und gar ost zerstreut. Man hatte aber doch Nachricht, daß sie sich in der Nähe der Stadt Bobrowsk aushielten, und noch vor einigen Jahren wurden dem hiesigen Herrn Statthalter zwei zugeschickt. Die Begierde, diese Thiere kennen zu lernen, an deren Dasein die heutigen Natursorscher zu zweiseln scheinen, und die Art zu ersahen, nach welcher man sich ihrer bemächtigt, sorderten mich aus, eine Reise nach Bobrowsk zu thun. Wie ich daselbst ankam und mich bei den Bewohnern nach dem Auenthalte dieser wilden Pserde erkundigte, bekam ich zur Antwort, daß man weder bei dem letzten Heuschlage noch diesen Winter eine Spur derselben habe entdecken können; es wäre aber zu vermuthen, daß sie nach den Steppen weiterhin gewandert seien; in vorigen Zeiten und noch den vergangenen Winter seien sie häusig dagewesen. Ich setzte also meine Reise sort, und wie ich in Solo Tschichonka, sünsundvierzig Werst von Bobrowsk ankam, so hörte ich mit Vergüügeu, daß ich nur noch wenige Werst zu reisen hätte, um aus dieselbigen zu stoßen. Als ich mich zuvor mit einer hinlänglichen Anzahl in dieser Jagd geübten Bauern versehen hatte, so reiste ich weiter, nnd ich sand die Nachricht der Inwohner mit der Wahrheit übereinstimmend. Wir sahen, da wir kaum sechs Werst zurückgelegt hatten, in einer Entsernung von zwei Werst sechs Pserde zusammenlausen', sobald sie uns aber erblickten, so ergrissen sie mit äußerster Geschwindigkeit die Flucht. Es würde hier unnöthig sein, die vergebliche Mühe zu beschreiben, die wir denselben Tag verwandten, um eine Beute zu erhaschen, genug: wir bekamen nichts. Den anderen Tag setzte ich mit einer größeren Anzahl Bauern die Jagd sort. Der Vormittag ging vergebens vorbei; des Nachmittags sahen wir viele beisammen, angesührt von einem Hengste, dem die übrigen solgten. Die Bauern sagten, sobald der Hengst erlegt sein würde, so solle es eine leichte Sache sein, noch mehrerer habhast zu werden. Sie gaben sich daher alle Mühe, ihn in der Schlinge zu bekommen, und endlich siel er auch Abends um süns Uhr dem bei dem Walde besindlichen Posten in die Hände, welcher ihn mit einem Spieße tödtete. Den dritten Tag wurde eine jährige Fülle mit Riemen lebendig gesangen, zwei wilde Stuten wieder erlegt, zusammt einem russischen Pserde, und eines Bastards bemächtigte man sich wieder mit Stricken.“

„Dieses ist die Art, diese Pserde zu bekommen; ich will sie nun nach ihren natürlichen Kennzeichen kürzlich beschreiben, und bei der Erzählung ihrer Eigenschasten wird jenes noch deutlicher werden.“

„Die großen wilden Pserde sind kaum so groß wie die kleinsten russischen. Ihr Kops ist in Betracht der übrigen Theile ungemein dick. Ihre Ohren sind sehr spitzig, entweder in der Größe der zahmen Pserde oder lang, beinahe wie Eselohren und herabhängend, ihre Augen sind seurig. Ihre Mahne ist sehr kurz und kraus, ihr Schweis mehr oder weniger haarig:, doch immer etwas kürzer als bei den zahmen Pserden. Sie sehen maussarben aus, und das ist ein Kennzeichen, welches au allen wilden Pserden dieser Orten bemerkt worden ist, da die Schriststeller sonsten nur von weißen und aschgrauen gesprochen haben. Iedoch sällt der Bauch bei den meinigen in diese letztere Farbe, und die Füße sind unterhalb ihrer Mitte bis an die Klauen schwarz. Ihre Haare sind sehr lang und so dicht, daß man mehr einen Pelz als ein Pserdesell anzusühlen glaubt. Sie lausen mit der äußersten Behendigkeit und wenigstens zweimal mehr als ein gutes zahmes Pserd. Sie sürchten sich vor dem geringsten Geräusche und rennen davon. Die Nachricht ist ganz richtig, daß sich eine Truppe einen Hengst als Heersührer wählt, der immer vorausgeht und dem die übrigen solgen. Daher kommt es, daß sobald dieser erlegt ist, so zerstreuen sich die übrigen, wissen nicht, wohin sie sollen, und werden aus diese Weise die Beute der Jäger, ohnerachtet auch manche entrinnen können.“

„Sie halten sich gern bei den Heumagazinen der Bauern in den Steppen aus, ohne sich das geringste Lager aus der Erde zu machen. Sie lassen sich es auch bei denselben so belieben, daß zwei im Stande sind, eins in einer Nacht leer zu machen, woraus ihre Fettigkeit begreislich ist, von welcher sie eine kugelrunde Gestalt bekommen, Das ist aber nicht der einzige Schaden, den sie anrichten. Der Hengst ist aus die russischen Stuten sehr erpicht, und wosem er einer habhast werden kann, so wird er diese von ihm so «erwünschte Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sondern sie gewiß mit sich sortschleppen: daher erwähnte ich auch eines russischen Pserdes, welches unter denen wilden besindlich war. Es erhellt aber noch mehr aus Folgendem. Der wilde Hengst erblickte einmal einen zahmen Hengst mit zahmen Stuten. Nur um die letzteren war es ihm zu thun; weil aber der erste nicht damit zusrieden sein wollte, so geriethen sie in einen hestigen Streit. Der zahme Hengst wehrte sich mit den Füßen, der wilde aber biß seinen Feind mit den Zähnen und brachte es auch, aller Gegenvertheidigung ohngeachtet, so weit, daß er ihn todt biß und sodann seine verlangten Stuten mit sich nehmen konnte. Es ist daher kein Wunder, wenn die Bauern alle Mittel zu ihrer Vertheidigung und jener Verjagung anwenden.“

„Wenn ein wilder Hengst eine zahme Stute bespringt, so kommt eine Zwischenart heraus, die etwas von wilden und etwas von zahmen Pserden hat. Die russische Stute, welche wir mit der wilden erlegt hatten, scheint die Mutter des Bastards, den wir lebendig bekommen haben, gewesen zu sein; denn erstlich war sie schon ziemlich olt und uoch überdies schwarz; der Bastard aber hatte eine mausbrauu.e, mit der schwarzen gemischte Farbe. Sein Schweis war schon weit mehr haarigt, doch noch nicht ganz. Der Kops war dick, die Mähne kurz und kraus, der Leib der, Gestalt nach mehr länglich, die Haare besanden sich wie bei den zahmen Pserden sowol der Länge wie der Dichtigkeit nach. Es war eine Stute, deren man aber ohne Gesahr nicht nahe beikommen konnte.“

„Lebendig gesangene wilde Pserde, welches allezeit mit Stricken geschieht, sind sehr schwer zahm zu machen und zur Arbeit zu gewöhnen. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Unart oder die mangelnde Kenutniß gehöriger Mittel bei den Bauern daran schuld sind. Ich rede auch nur von deu wilden Pserden in dieser Gegend. Alle Nachrichten kommen darin überein, daß sie zum Reiten schlechterdings nicht zu gebrauchen seien, neben einem anderen Pserde sehr schwer lausen, und daß sie meistens das andere Iahr nach ihrer verlorenen Freiheit sterben.“

„Dies ist es, was ich von diesen Thieren selbst mit angesehen habe. Es ist doch wirklich artig zn wissen, es besinden sich noch in Europa wilde Pserde, Und könnte man nicht, weil die wilden Pserde beinahe halb Pserde und halb Esel sind, ans den Gedanken kommen: sind nicht die letzteren ausgeartete Pserde, durch die Zucht zu Eseln geworden? Machen also zahme, wilde Pserde und Esel nicht eine einzige allgemeine Rasse aus? Von den beiden ersten ist gar kein Zweifel; denn sie begatten sich, und die Bastarde sind auch sruchtbar.“

Nach Gmelins Zeit nahm man an, daß der Tarpan auch in den asiatischen Steppen gesunden werde; die neueren Forschungen haben diese Meinung jedoch nicht bestätigt. Für ganz Ostsibirien stellt Radde sein Vorkommen in Abrede; am Nordrande der Hohen Gobi sehlt er entschieden; in Turkestan hat mau ebenso wenig etwas von ihm vernommen; a^ch in der südlichen Mongolei scheint er nicht vorzukommen. Przewalski hörte zwar von wilden Pserden reden; dieselben wurden ihm jedoch als braun mit schwarzer Mähne und sehr langem Schweise beschrieben, scheinen also nicht mit dem Tarpan übereinzustimmen. Besagte Pserde, von den Mongolen „Dserlik-adu“ genannt, leben nach Angabe der letzteren sehr einzeln in West-Zaidam, dafür aber in großen Herden am Lob-Nor, sind ungemein vorsichtig und sollen, wenn sie einmal von Menschen ausgescheucht werden, ohne Unterlaß und ohne sich umzusehen, einige Tage laug lausen, auch erst nach Verlaus eines Iahres an die vorige Stelle zurückkehren. Gesehen hat Przewalski die sraglichen Thiere nicht, und was die mongolische Schilderung anlangt, so trägt sie den Stempel der Unwahrscheinlichkeit so deutlich zur Schau, daß es zur Zeit unmöglich ist, ein Urtheil über sie zu sällen. In einer Beziehung mögen sie mit dem Tarpan übereinstimmen: sie mögen denselben Ursprung haben wie er.

Schon Pallas, welcher vier Jahre nach Gmelin seine großen Reisen unternahm und ähnliche Gegenden wie diese bereiste, gelangte über den Tarpan zu anderer Ansicht als sein Vorgänger. „Ich sange immer mehr an zu muthmaßeu,“ sagte er, „daß die in der Iaikischen und Donischen Steppe sowie auch in der Baraba herumschweisenden wilden Pserde größtentheils nichts anderes als Nachkömmlinge verwilderter kirgisischer und kalmückischer Pserde oder vordem hier herumziehenden Hirtenvölkern gehöriger Hengste sind, welche theils einzelne Stuten, theils ganze Herden entsührt und mit selbigen ihre wilde Art sortgeslanzt haben. Daher kommt die Verschiedenheit der Farben, welche man bei diesen wilden Pserden wahrnimmt. Doch sind die meisten sahlbraun, gelblich oder isabellsarbig von Haar.“

Pallas' Aussassung ist maßgebend geblieben. Daß Pserde rasch verwildern, ist eine bekannte Thatsache; daß noch heutigen Tages in den asiatischen Steppen sreilebende Herden sich bilden, ersahren wir unter anderem durch Przewalski. Seit zehn Jahren wüthet in China ein Ausstand, welchen der Sohn der Himmel noch nicht unterdrücken konnte. Dem Islam ergebene Mongolen, die Dunganen, haben sich gegen die Chinesen erhoben und durchziehen von Zeit zu Zeit raubend und plündernd, sengend und brennend diesen oder jenen Theil des himmlischen Reiches. Von ermordeten oder entflohenen Bewohnern der Provinz Gansid herrührende Pserde sand Przewalski bereits so scheu, daß sie keinen Menschen nahen ließen und jeden Versuch, sie zu sangen, vereitelten. Sie waren binnen wenigen Jahren verwildert. Eine ähnliche Entstehungsgeschichte mögen die am Lob-Nor weidenden Wildlinge, mögen auch die Tarpane haben. Verwildert werden wol auch diejenigen Pserde gewesen sein, welche noch im sechszehnten Iahrhundert in Preußen, Pommern und Polen lebten und von Geschichtsschreibern damaliger Zeit mehrsach erwähnt werden.

Eins ist aber bei Betrachtung des Tarpans beachtenswerth: der Rückschlag, welchen er erlitten hat, Die von Pallas vorgenommene Vergleichung eines Tarpan- und eines Pserdesülleus vervollständigt die Gmelin'sche Beschreibung des Wildlings in mehrsacher Beziehung. Das Tarpansüllen war „höher und stärker von Gliedern, der Kops größer und um das Maul mit vielen Haaren bestreut, deren ein zahmes Füllen nur wenige und viel geringere hat. Die Ohren waren um ein Beträchtliches länger und die Spitzen derselben stark nach vorwärts zurückgebogen, da sie beim Pserde ganz gerade sind; es trug auch die Ohren mehrentheils zurückgelegt wie ein bissiges Pserd. Die Stirn war sehr gewölbt. Die Mähne schien dicker und ging weiter über den Rücken hinab, der Schweis war schwärzlich und nicht unterschieden. Der Rücken war weniger ausgebogen, der Hus kleiner und spitziger; und alles Haar kraus gewellt, besonders am Hintertheile. Die Farbe war isabell ohne Rückenstreis, aber mit schwärzlicher Mähne; nm das Maul hatte es eine Eselssarbe. Es war ein weiblich Füllen, und die Mutter hatte mit noch sieben Stuten, welche das Gesolge des Hengstes bildeten, eben diese Farbe.“ Ans dieser Beschreibung, sür welche der Name Pallas Gewähr bietet, geht hervor, daß der Tarpan durch hohe und starke Gliederung, großen Kops, lange Ohren, verlängerte Mähne und krauses Haar an den Kulan erinnert, aus Gmelins Schilderung, daß einzelne Glieder der von ihm gebildeten Herden auch in der Behaarung der Schwanzrmbe letzteren ähnlich werden. Solcher Rückschlag erscheint aber aus dem Grunde bedeutsam, als er im angenommenen Heimatgebiete der Urart erfolgte.

Nun läßt sich sreilich einwenden, daß wir über das ursprüngliche Verbreitungsgebiet der Urart des Pserdes nichts wissen, was thierkundlich so viel bedeutet, als daß wir unzweifelhaster Beweise entbehren. Demungeachtet werden wir die Urheimat des Thieres nirgend anderswo als in Mittelasien suchen dürfen. Das annähernd gleichzeitige Austreten des Pserdes in denjenigen Ländern, deren Denkmäler oder Geschichtsurkunden in verhältnißmäßig weite Zeitsernen zurückreichen, spricht zu deutlich sür den einen Erdtheil, als daß wir den Hinweis mißverstehen könnten. Aus den Stätten uralter Bildung und Gesittung tritt das Pserd nachweislich erst in verhältnißmäßig späten Zeiten aus. Aus den altegyptischen Denkmälern begegnen wir seinem Bilde nicht vor den Zeiten des neuen Reiches, also nicht vor dem achtzehnten oder siebzehnten Iahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Daraus solgt nun allerdings noch nicht mit zwingender Nothwendigkeit, daß das Pserd den Egyptern srüherer Iahrhunderte gänzlich unbekannt gewesen sein müsse: denn die Benutzung des Thieres, wie sie aus jenen Denkmälern uns bildlich vorgesührt wird, setzt eine lange Vorzeit der Uelmgng im Gebrauche voraus; Mol aber spricht das Fehlen seiner Bilder aus den ältesten Denkmälern dafür, daß es ursprünglich in Egupten nicht heimisch gewesen sein kann: denn anderen Falles würden die alten Egypter, welche allen Erzeugnissen ihres eigenen und der angrenzenden Länder tiessinnige Beachtung schenkten, es unter den übrigen, mit unübertroffener Treue wiedergegebenen Thierbildern wol mit ausgenommen haben. Ungesähr gleichzeitig mit den altegyptischen bringen auch assyrische Denkmäler Abbildungen des Pserdes; ungesähr in derselben Zeit thun seiner alchinesische Schristen Erwähnung. Die Sage reicht wol in noch srühere Zeiten zurück; aber auch sie hat wenigstens das Eine mit den Zeugnissen der Denkmäler gemein, daß sie aus dem Boden zwar verschiedener, jedoch Mittelasien begrenzender, mindestens Asien benachbarter Länder wurzelt. Nehmen wir also eine Urheimat des Thieres an, so können wir nur aus Asien unsere Blicke richten.

Welche Gründe liegen nun aber vor, zu wännen, daß die Uran des Pserdes ausgestorben sein müsse? iteine, mindestens keine solchen, denen man bestimmende Gewichtigkeit beilegen könnte. Sind denn die Ahnen unseres Hundes, unserer Katze, unseres Esels, Rindes, Schases, Kameles, unserer Ziege, unseres Huhnes, unserer Taube, Ente und Gans etwa ebensalls sammt und sonders ausgestorben? Geglaubt haben wir dies wol, zu beweisen hat es bis jetzt Niemand vermocht. Nur verkannt oder nicht erkannt haben wir jene Ahnen so lange, bis Darwin uns die Leuchte zündete, deren Schimmer Viele zwar geblendet und aus Irrwege verlockt, nicht minder Vielen aber auch den Weg erhellt hat, welchen der Forscher, maßvoll weiterschreitend, wandeln wird, bis in anderer Zeit ein anderer Mann uns vielleicht noch helleres Licht zu bieten vermag. Nach der überwältigenden Menge beweiskräftiger Thatsachen, welche die ueuere Forschung zusammengestellt hat, um Darwin zu stützen oder zu sällen, wird Niemand, salls er besserer Einsicht sich nicht verschließen will, zweiseln können, daß der Mensch durch Zähmung und Züchtung Haustiere gewann, welche ihren Ahnen nicht entsernt mehr gleichen, sondern höchstens noch ähneln, und daß er heutigen Tages, so zu sagen vor unseren Augen, Rassen erschafft und vertilgt. Somit wird uns auch die Berechtigung schwerlich bestritten werden können, bis zu dem Beweise des Gegentheils anzunehmen, daß der Mensch aus dem Wolse und seiner Sippschast unseren Hund, aus der asrikanischen Falbkatze unsere Miez, aus dem Steppenesel und Onager unseren Hausesel, aus dem Paseng unsere Ziege und alle die unzähligen Rassen dieser Haustiere gestaltete. Und ebenso wenig wird man uns wehren wollen, serner zu glauben, daß wir auch die Ahnen unseres Pserdes, Rindes und Kameles noch aussinden werden, trotzdem wir' zur Zeit über sie, beziehentlich über die Anwartschast gewisser Wildlinge aus den Ruhm, uns ein Hausthier geliesert zu

haben, noch im Unklaren sind. Unserer Aussassung wird man doch immer und immer nur die andere Annahme, daß die Ahnen unserer Haustiere ausgestorben seien, entgegenstellen können, so wenig man sich auch verhehlen mag, daß vernunftgemäße Gründe für letztere Annahme gänzlich fehlen. Oder wäre es nicht mehr als aussällig, wäre es nicht völlig unbegreiflich, wenn gerade diejenigen Thiere als Wildlinge untergegangen sein sollten, welche als gezähmte Genossen des Menschen die denkbar größte Zähigkeit, das ausgiebigste Vermögen, den verschiedensten Verhältnissen sich anzupassen, bekunden und bethätigen? Aussinden und erkennen werden wir die Ahnen aller unserer Hansthier, so gewiß wir in der neuesten Zeit Kunde erhalten haben von einem in der Mongolei wildlebenden Kamele, so wahrscheinlich es uns erscheinen muß, daß die Voreltern unseres Hundes Wölfe, beziehentlich Schakale waren.

Aus diesen Gründen besriedigt mich die Annahme, daß auch die Stammeltern unseres Pserdes als Kulane noch gegenwärtig die Steppen Mittelasiens durchschweifen.

Welcher Wildpserdeart sonst auch könnten wir unser Hausthier danken? Gegen den Tarpan spricht, auch abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß er nur ein verwildertes Pserd ist, die geringe Ausdehnung seines Wohngebietes, für den Kulan das gerade Gegenteil; denn ungezwungen läßt sich das annähernd gleichzeitige Austreten des Hauspserdes in China, Indien, Assyrien, Egypten und vielleicht Europa nur durch Annahme eines sehr ausgedehnten Wohngebietes der Stammart erklären. Gegen das Aussterben dieser Stammart spricht die Steppe, welche, trotz aller von ihr verhängten Leiden, das Gedeihen des Pserdes in hohem Grade begünstigt, für den Kulan Wesen und Sein, Austreten und Gebahren, Zügel und Gewohnheit, kurz, die ganze Eigenart des Thieres selbst. Jeder Zug seines Wesens stimmt mit dem des Pserdes überein. Nicht absichtslos habe ich Gmelin das Gebahren des Tarpan schildern lassen: ich wollte beweisen, wie genau das Betragen des verwilderten Pserdes mit dem des Wildpserdes übereinstimmt. Glaubte ich eines sichereren Beweises für letztere Behauptung zu bedürfen: ich brauchte nur ein getreues Lebensbild des zahmen Kirgisenpserdes zu geben; denn auch in dessen Austreten sinden wir, der Beeinflussung durch den Menschen ungeachtet, alle Züge wieder, welche den Kulan in so hohem Grade auszeichnen.

Ein hochgestellter, geistreicher und vielersahener Mann, dem ich meine Ansicht über den Kulan mittheilte, wehrte mit Hand und Mund sernerer Rede. Ihm war der Gedanke, daß das edle Roß nichts anderes sein könne als ein Erzeugniß des Menschen, im innersten Herzen verhaßt. So mögen Viele denken. Und doch drängt sich die Ueberzeugung, daß auch das Pserd aus niederem Stamme entsprossen und allmählich erst zu dem geworden, was es heute ist, ledwedem ans, welcher nach seinem Ursprunge sorscht. Jahrtausende mögen, nein müssen vergangen sein, bevor den Vorgängern der heutigen Wanderhirten gelang, was diesem versagt bleibt: aus einem Kulan ein Hausthier, aus diesem ein Pserd zu gewinnen, zu gestalten; sernerer Jahrtausende werden dahin gerollt sein, bevor dieses Pserd aus den Händen der inzwischen zu Kriegern gewordenen Hirten in den Besitz sässiger, gebildeter und gesitteter Völker überging. Und wiederum Jahrtausende währte es, bevor das Thier seine gegenwärtige Gestalt und mit ihr sein heutiges Wesen und Sein, die den wechselnden Bedürfnissen angepaßte Leistungsfähigkeit erhielt. Die Pserde, welche uns die Abbildungen aus alten Denkmälern vorsühren, waren klein und unschön; die, deren Gebein wir dann und wann noch sinden, wenn wir alter Recken Gräber auswühlen, waren es nicht minder. Das Pserd, dessen Wiehern Darius einen Königsthron schus, die Rosse, welche Griechenlands Helden trugen, Grani, aus welchem Iordan in seiner Nibelunge Sigfried durch die seurige Lohe sprengen läßt: sie alle waren Klepper, mit den hochedlen Pserden unserer Tage verglichen. Verschiedenheit der Rassen schon vor zwei Jahrtausenden und länger bearkunden uns die Bildwerke aus jenen Zeiten, und „je mehr Völker eintreten in den Reigen der Weltgeschichte, je mehr Pserdetypen werden bekannt“. Es ist der Mensch, welcher modelt und gestaltet und diese Thätigkeit sortsetzt, bis aus unbewußten, vielleicht auch unerstrebt, bewußte und erstrebte Zuchtziele werden.

Vielleicht war es unrecht, bevor die Forschung den zur Entscheidung der Abstammungsfrage unseres Pserdes erforderlichen Stoff gehäust und gesichtet, bevor genaueste Vergleichung vieler hunderte von Schädeln des Kulan und des Hauspserdes stattgehabt, bevor die Kreuzungs- und Züchtungsversuche hinreichende Ergebnisse geliefert, eine Meinung auszusprechen. Um Allen gerecht zu werden, hätte ich warten müssen, bis das Warten mir nicht mehr möglich. Ich wollte das nicht, sondern einer Annahme mit einer anderen entgentreten. Mehr Berechtigung nicht, aber genau ebenso viel wie diese andere, genügend erörterte, beansprucht die meinige', das Wildpserd der asiatischen Steppen ist der Stammvater des Pserdes und seiner zahllosen Rassen.

content-0232.png

Aus der ersten sranzösischen Nationalversammlung.

— MI. —

Nach Vriefen und ans de,n Nachlaß eines Mitgliedes

derselben.

von

content-0234.jpg

eber die welthistorischen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 sind seit Beendigung des Krieges in Deutschland sowol als auch in Frankreich viele Bücher geschrieben worden, militärische und ^ speziell politische Erörterungen, die, sei es vom deutsch-patriotischen, oder vom sranzösischen, vom gambettistischeu oder vom klerikalen Standpunkte, die damaligen Verhältnisse zu beleuchten und in das, sür jeden Versasser als das einzig richtig geltende Licht zu stellen versuchten. Inwiesern diese, natürlicher Weise sehr einseitig gesärbten Berichte der späteren Geschichtschreibung zu einer vollständig klaren und unparteiischen Aussassung jener Ereignisse nnd Verhältnisse helsen werden, mag dahingestellt bleiben; vielleicht wird unsere Enkel am Tage, da sie diese Geschichte in Arbeit nehmen werden, eine gewisse Bangigkeit übersallen, wenn sie sich in diesen, von so außerordentlichen Gegensätzen und Widersprüchen strotzenden Annalen zurechtzusinden suchen werden. Ein Winkel aber in diesem Labyrinth scheint von der Memoirenschreiberei noch verschont geblieben zu sein, und zwar gerade derjenige, der des Interessanten nicht am Wenigsten bietet: nämlich die Zeit, in welcher die sranzösische Nationalversammlung in Bordeaux tagte, die Friedenspräliminarien annahm und die Ablösung des Elsasses und Deutsch-Lothringens ans dem sranzösischen Staatsverbande beschloß. Daß Deutschland über jene Zustände nicht unterrichtet sein konnte, liegt aus der Hand, da es ja damals sür einen deutschen Reserenten ein überaus gewagtes Unternehmen gewesen wäre, sich, um die Dinge, wenn auch noch so objeetiv und harmlos zu beobachten, in den von nationalen Leidenschasten ausgewählten Süden Frankreichs zu begeben.

Andererseits kann man es der sranzösischen Geschichtschreibung nicht verdenken, wenn sie gerade jene, ihr doppelt peinliche Periode mit einem Schleier verhüllt, oder wenigstens an ihr vorbeizieht, ohne sich zu besleißigen, länger als es gerade nothwendig erscheinen mag, dabei zu verweilen. Und doch bietet jene Zeit, von Ansang Februar bis in die Mitte des Monats März 1871, einen Stoff, der sür die spätere Geschichte, namentlich was die Art und Weise, wie die Losreißung von Elsaß und Lothringen vor sich ging, anbetrifft, von unendlichem Werthe sein könnte. Voraussichtlich werden auch, obwol sür sernere Tage, die Einen oder die Anderen, die in jenem sür Frankreich so verhängnißvollen Monate eine untergeordnete oder hervorragende Rolle spielten, Memoiren hinterlassen, in welchen die Forscher Material zu aussührlicheren Darstellungen de5 Lebens und Treibens der Nationalversammlung und auch der um sie herum sich bewegenden Elemente sinden werden. Es sei uns gestattet, jetzt schon, und zwar in Benutzung von Briesen, Tagebüchern und aus zuverlässiger Quelle sließenden Erinnerungen von verschiedenen, mit den dortigen Verhältnissen betrauten Persönlichkeiten, dem Leser eine Skizze jener Periode vorzulegen, die, wenn auch unvollkommen und eben skizzeuartig, nichtsdestoweniger aus eine gewisse Originalität und ein ihr entsprechendes Interesse Anspruch machen dars. Gab es doch damals in Bordeaux, inmitten der von der Fuetle « outl^nee hingerissenen Menge, Männer, die, obwol von ächtem und tiesem sranzösischen Patriotismus beseelt, dennoch ein klares, ossenes Auge und einen sür die objeetive Wahrheit empgänglichen Blick sich erhalten hatten und die sich nicht scheuten, nach beendigtem Kriege die Verhältnisse nicht der sosort sich breitmachenden Legende, sondern lediglich ihren eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen gemäß, in Briesen und Gesprächen darzulegen. Durchblättern wir, wenn auch noch so slüchtig, diese aus verschiedenen Quellen uns überlieserten Briefe und Berichte, so stellt sich unserem Auge ein Bild dar, das der im gambettistischen Lager üblichen Legende auch nicht im mindesten entspricht, obwol, das sei gleich vorausgeschickt, unsere Gewährsmänner zu den zwar gemäßigten, aber mit der legitimistischen, orleanistischen oder gar bonapartistischen Reaetiou in gar keiner Berührung stehenden Republikanern gehören.

Wer damals, bez. noch vor Einberusung der Nationalversammlung, das mittägliche Frankreich zu bereisen die Gelegenheit oder die Möglichkeit hatte, der mußte zuvörderst vor dem aussallenden Widersprnch, der zwischen den Proelamationen, Zeitungsberichten und Reden der provisorischen Regierung einerseits nnd andererseits den Thatsachen, der wirklichen Stimmung des Landes bestand, in das größte Staunen gerathen. Hätte Deutschland in jener Zeit die wahren Verhältnisse gekannt, hätte es nur ahnen können, wie wenig Begeisterung, außer in gewissen, auch im alltäglichen Leben in gehobener Stimmung sich bewegenden Kreisen nnd sodann in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von jugendlichen Gemüthern, sür die ^uerie ü outrauée zu sinden war, — es hätte wahrlich über die „allgemeine Erhebung Frankreichs" anders gedacht. Von einer Massenerhebung war nämlich sehr wenig zu sehen; und während die Leute im Süden eine erstaunliche Energie an den Tag gelegt hatten, wo es galt, nach dem 4. September die Wappenschilder, Adler und Bilder des zweiten Kaiserreichs zu zerstören, so sah es eben ganz anders aus, als die neue Regierung sie aussorderte, unter die Wassen zu treten und gegen den Feind zu ziehen, Legionen wurden zwar gebildet, Lager errichtet, Kanonen, Flinten und Säbel in aller Eile angeschafft; aber welches war der Geist, der diese Soldaten beseelte? Davon können Diejenigen Wunderbares erzählen, die in der Nähe eines solchen Lagers wohnten. Den Weg, den eine Coloune oder auch nur ein Bataillon zurückgelegt hatte, konnte man leicht versolgen; man brauchte nur den weggeworsenen Flinten, Käppis und Patronentaschen, die allerseits umherlagen, nachzugehen. Die Inhaber aller dieser Mordinstrumente hatten sich, einer nach dem andern, aus dem Staube gemacht und waren nach Hanse zurückgekehrt, und nach jedem Marsche kamen die Bataillone schwächer in's Lager zurück. Ging man damals in eine Dorskneipe, so konnte man die jungen Leute in Menge hinter dem Glase Wein sitzen sehen und lachend mit einander sprechen hören von den Leuten, die sich „dort oben" die Köpse zerschlagen ließen. Die Frauen, die doch gewöhnlich den Männern in patriotischem Gesühl voraus sind, sanden es ganz in der Ordnung, daß ihre Söhne und Brüder nicht mitmachten; hatten sie doch gar keinen Begriff, daß man nach Sedan den Krieg weitersühren konnte! Friede! Friede! das war der allgemeine Rus. Und wenn Gambettas Partei bei den Wahlen zur Nationalversammlung eine so ungeheure und von den Meisten so ungeahnte Niederlage erlitt, so kam es eben zumeist daher, daß diese Partei dem Lande während Monaten eine Handlungsweise ausgezwungen hatte, gegen welche sich das innerste Gesühl des Volkes auslehnte. Es legt dies Zeugniß ab sür den gesunden Sinn des sranzösischen Volkes, das von vornherein sich nicht mit dem Gedanken zu besreunden vermochte, daß nach Gesangennahme des ganzen regulären Heeres es noch irgendwie möglich gewesen ware, den Krieg sortzuführen, und das viel zu praktisch angelegt ist, um anzunehmen, daß ein großes, reiches, industrielles Laut» sich der Verwüstung preisgeben sollte, um am Ende doch zu unterliegen. Diese gesunden und praktischen Ansichten galten sreilich damals

Die Armee von Sedan

in den Regierungskreisen sür alles Andere als sür Patriotismus, wie man denn überhaupt im gambettistischen Lager die Idee des Patriotismus aus eine Weise verschoben hatte, die an das Unglaubliche streist. Unpatriotisch war es unter anderem, den Generalen zuzumuthen, sie sollten Maßregeln treffen, um den Rückzug zu decken, — schon der Gedanke, daß die Armee genöthigt sein könnte, sich zurückzuziehen, war ja Verrath am Vaterlande!

Wenn übrigens die Leute im Süden von der Weitersührung des Krieges nichts wissen wollten und ihren wehrpslichtigen Söhnen die schleunigste Rückkehr nach Hause aus's Beste erleichterten, so hatten sie noch einen anderen Grund dazu. Man kann sich nämlich keinen Begriff machen von der Art und Weise, wie die provisorische Regierung die höheren Verwaltungsstellen der Armeen besetzt hatte, und an das Romanhaste grenzen die Erzählungen, die, aus glaubwürdigster Quelle sließend, diese Verhältnisse beleuchten.

Es hatten sich in Bordeaux, schon vor der Zusammenberusung der Nationalversammlung, unter der sogenannten „Dietatur" Gambettas eine Menge Leute aller Art eingesunden, wie es in solchen Zeiten und Verhältnissen vorzukommen pslegt: ehrliche Patrioten, die zu Hause Alles im Stich gelassen hatten und, überzeugungstreu und muthig, bereit waren, Hab und Gut und Leben sür das Vaterland zu opsern; dann weiter aber auch einsache Abenteurer, die im Unglück des Landes ihren Vortheil zu erobern suchten, und, da sie unter einer geregelten und ordentlichen Regierung nichts zu erlangen hoffen konnten, ihr Glück eben in der Unordnung und auch Unordentlichkeit suchten; endlich auch noch diejenige Sorte von Menschen, die man in allen Revolutionen austauschen sieht, die im gewöhnlichen Leben vielleicht recht gescheidte Leute sein mögen und höchstens als Originale von ihren Freunden belächelt werden, denen aber größere, über ihre Köpse hinauswogende Ereignisse den Verstand in em gewisses Gähren versetzen, das sich dann durch das Ausbrüten der abenteuerlichsten Gedanken und der seltsamsten Pläne auszeichnet. Gesährlich waren diese letzteren in dem Maße, als ja das sranzösische Volk sich damals sammt und sonders, wie es auch nicht anders sein konnte, in einem sieberhasten Zustande besand und sür die Erzeugnisse solcher Hirnverdrehtheiten sehr empfänglich war. Alle diese Elemente konnte man in der letzten Zeit der gambettistischen Regierung in den Casx's, in den Estaminets, aus den Promenaden, um die Ministerien herumschwirren sehen; sie drängten sich um den Dietator, der Mühe und Noth genug hatte, sich ihrer zu erwehren und in all' dem Getriebe seine süns Sinne beisammen zu halten. Als die Nationalversammlung zusammenberusen wurde, schlugen diese Wellen aber noch viel höher, und eine ganze Fluth von zum Theil höchst ehrbaren, zum anderen Theil aber recht sragwürdigen Persönlichkeiten stürzte sich aus die User der Gironde. Was irgend jemals in Politik gemacht hatte, sühlte sich nach Bordeaux berusen; bekannte und höchst unbekauie Größen stürmten durcheinander: Deputirte oder die es einmal gewesen, oder die es werden wollten, oder die es nicht geworden waren; Präseeten in, partibuß oder in 8po oder einsach Präseeten „außer Dienst"; gewesene und künftige Minister; Iournalisten, die Diplomaten werden wollten, und Diplomaten, die zur Zeit Iournalistik trieben; Künstler, die den Pinsel sür den Säbel umgetauscht und, nachdem sie redlich ihre Pslicht als Mobilgardisteu ersüllt hatten, nun wie verirrte Schase in der Politik herumrannten und selbst nicht mehr wußten, ob sie Soldaten seien oder Maler; Generäle mit goldverbränten Käppis und makellosen Degen, die aber kaum eine Compagnie geführt hatten und ängstlich aus ihre so schnell gewonneueu und vielleicht ebenso schnell verlorenen Epauletten schauten; köstliche Burschen von ^raue.tireur«, wie man sie in etlichen 50 Iahren in einer komischen Oper ausziehen sehen ivird, mit ausgekrämptem Filzhut, trieoloren Federn daraus, Sammetweste und Schnürstieselchen — Alles sunkelnagelneu, die in den Cafis paradirten und, ohne je einen Feind gesehen zu haben, sich doch in dem allgemeinen Kriegsglanze zu sonnen berechtigt sühlten! So wogte das Leben, wie man es seltsamer und bunter wol kaum irgendwo anders in dem Maße und in diesem pittoresken Gemisch von höchst tragischem Drama und tollster Komödie zu sinden vermag: dazwischen hindurchwuchernd Damen der höchsten und niedrigsten, der seinsten und unseinsten Welt, aus Paris geslüchtete Gräsinnen und Baroninnen, die neben ihrem Gemahl in den Restaurants zu Mittag essen, als wären sie aus dem gewöhnlichsten Bürgerschlage, und daneben auch in diese entlegene Weltgegend verschlagene höhere Coeotten, die eben die Dinge nehmen mußten, wie sie lagen und sich das Sprüchwort vom Teusel, der, wenn er hungrig ist, sich mit Fliegen süttert, zu Herzen genommen hatten.

Dies Alles bewegte sich um die Nationalversammlung und um die so eigenthümlich zusammengesetzte Regierung herum, von der Niemand recht wußte, wer und wo sie war und zwischen deren Mitgliedern beinahe, nach Ankunft des Herrn Iules Simon in Bordeaux, eine offene Fehde ausgebrochen wäre: es war dies, als Iules Simon im Namen der Pariser Centralregierung dem Herrn Gambetta die Zügel aus der Hand riß und dem „Gouvernement de Bordeaux" in ziemlich barscher, obwol den Umständen angemessener Weise ein jähes Ende machte.

Hätten sich diese Elemente nur neben den ossiziellen Gewalten in jener siebergetränkten Atmosphäre zur Schau getragen, so wäre nichts Außerordentliches bei der Sache: es ist dies ja der Schaum, der bei allen großen Bewegungen an die Obersläche tritt. Sie waren aber mit in die Regierung und in die Verwaltung eingedrungen, waren ein Bestandtheil der Administration geworden. Zu Unter- und Oberintendanten, zu Directoren der verschiedensten militärischen Versorgungsbranchen waren alle möglichen — nnd unmöglichen — Leute geworden. Ob Einer sich durch seine Vergangenheit dazu eignete, darum hatte man sich nicht gekümmert, aber ob er starkgesärbte republikanische Gesinnungen in Wort und That — nnd besonders in Wort — bekundete. Freilich hatte die Regierung keine große Wahl; aber nichtsdestoweniger mußten die Leute, die unter die Fahnen gerusen wurden, oder deren Kinder zur Armee gehen sollten, sich nicht sehr ermuthigt sühlen, wenn sie das Treiben eines solchen, in das militärische Leben heruntergeschneiten Intendanten betrachteten und sich sagen mußten, daß diesem phantastischen Beamten das Loos eines Armeeeorps oder eines Lagers anheimgegeben war. Zum Lachen konnte man gereizt werden, — wenn überhaupt die Lage des Landes das Lachen erlaubt hätte, — sah mau diese Intendanten oder andere höhere Militärbeamte, die vor wenigen Wochen noch Handlungsreisende, Iournalisten, Versicherungsagenten, Photographen waren, und die jetzt sorgsältig als Militärs verkleidet, mit goldverbränten Käppis und klapperndem Säbel vor den präsentirenden Wachposten herumstolzirten und mit militärischer Würde salutirteu.

Daß bei solchen Verhältnnissen die Masse der Bevölkerung der zuerre » outrauée keinen Geschmack abgewinnen konnte, mag wol Niemanden wundern; mußte doch ein Ieder das Gesühl haben, daß dies Alles eine unnütze und srevelhaste Blutvergeudung war. So kam es auch, daß in den Lagern selbst, noch lange vor Friedensschluß, der Wunsch nach dem Frieden sich überall Lust machte, aus alle mögliche Art, in kleineren und größeren Demonstrationen. Als in Lyon die sreiwilligen Bataillone der Elsässer an der Wahl sür die Nationalversammlung Theil nahmen, stimmte die große Mehrzahl mit Zetteln, aus denen die Namen der Candidaten ausgestrichen und durch das Wort: Friede ersetzt waren; und als die Nationalversammlung die Friedenspräliminarien angenommen hatte und die Nachricht von diesem Beschluß in einem der im Rhonethal errichteten Lager ankam, so zerstreute sich sosort unter Iubel die sämmtliche dort versammelte Mannschast und kehrte, nachdem sie zuvor die hölzernen Baraquemeuts als Freudeseuer angezündet hatte, nach Hause zurück.

Dies war der Geist, der das sogenannte Volksheer beseelte! Daß nun die vor dem Feinde sich besindenden Truppen sich großentheils mit Muth schlugen, soll andererseits nicht bezweiselt werden. Es ist ja etwas ganz anderes, in einem Lager oder in dem Feuer zu stehen; sangen die Kartätschen zu sliegen an, so wird auch Derjenige muthig der Gesahr in's Antlitz blicken, der Tags vorher noch den Krieg verwünschte. Will man sich aber Rechenschast ablegen von dem Geist einer Armee, so muß man sie eben nicht aus dem Schlachtsele, sondern in ihren Cantonnements beobachten.

Wie in dem Vollsheere, so sah es aber auch in der oberen Verwaltung und in der Regierung von Bordeaux aus. Welche Vorstellungen man sich im übrigen Frankreich, in Deutschland, in der Schweiz, in Italien

von der damals so gesürchteten Dietatur Gambettas machte, das braucht wol hier nicht wieder in Erinnerung gebracht zu werden: weiß doch noch Jedermann, unter welchen grellen Farben man sich den sranzösischen Tribun an der Spitze der republikanischen Regierung vorstellte. Wie ganz anders, wie viel einsacher, ja bürgerlicher, wie zersahrener aber auch, und wir möchten sast sagen: wie unreell war jene Dietatur! Von einer Regierung im eigentlichen Sinne des Worts, von Beamten, von Bureaux:e. war auch keine Spur. Lange hätte man in den Straßen Bordeaux' herumlausen können, um die Regierung Frankreichs zu suchen: die Ministerien, wenn man sich so ausdrücken dars, hatten sich das eine hier, das andere dort, in Privathäusern, so gut als es eben ging, untergebracht. Das auswärtige Amt, in welchem der römische Gras von Chaudordy seine Cireularschreiben versaßte, hatte sich beispielsweise in einem dritten Stock in der Nähe des Theaters angesiedelt und herrschte da in einer winkeligen, niedrigen, unansehnlichen Bourgeoiswohnung. Gambetta selbst, vor dem Frankreich zitterte, hatte ein kleines, enges, zweistöckiges Häuschen in der Nähe der H,IIee äe ?m»rn^ bezogen; im Untergeschoß hauste sein Seeretä'r, der jetzige Chesredaeteur der üöpudlique ln,n!M>8e, Spuller, der es verstand, die Besucher in schneidiger Iacobinersorm abzuspeisen, und der beauftragt war, den Dietator vor lästigen Freunden zu schützen. Eine Treppe höher öffneten sich zwei kleine Salons, hübsch, aber bescheiden möblirt, wie es einem Republikaner ziemte; das war der Sitz der Regierung Frankreichs. Wie bescheiden in ihren Ansprüchen diese Regierung war, das mag aus diesem einzigen Detail hervorgehen, daß es nicht selten vorkam, daß der Dietator, in Ermangelung alles Bedientenpersonals, seine Briese oder Depeschen an Generäle oder Präseeten mit eigener Hand in den nächsten Brieskasten tragen mußte. An dieser ächt republikanischen Bescheidenheit wäre nun sreilich an und sür sich nichts auszusetzen, hätte diele Regierung nicht andererseits eine, bis jetzt nur in den legitimistischen Blättern betonte und daher grundsätzlich von den Liberalen Frankreichs als Verleumdung betitelte, saetisch aber in vollem Maße bestehende, an's Grenzenlose streisende Unkenntniß aller militärischen und administrativen Prineipien entsaltet.^) Die gambettistische Partei, die sich seither mehr oder weniger zu einer Regierungspartei umgewandelt hat, war nämlich von dem Kriege und dem Sturze des Kaiserreichs überrascht worden, ehe sie sähig war, durch ihre eigenen Elemente den vorherigen Verwaltungsmechanismus zu ersetzen. Sie bewegte sich noch' in jener Periode, wo die Phrase alles Andere überwucherte und Ersatz bilden sollte sür die nicht vorhandenen Verwaltung«

*) Der Heu Versasser mag uns die Bemerkung gestatten, daß diese Ansicht von hervorragenden preußischen Militärs nicht getheilt wird. Man vergl. die bekannte Schrist des Freiherrn Colmar v. d. Goltz, welche den militärischen Verdiensten Gambettas die wärmste Anerkennung zollt, D. Red,

Nold und Züi, II, 8. 24

kenntnisse und Fähigkeiten. Wie mangelhaft diese Regierung, besonders in militärischer Hinsicht, ausgestattet war, mag aus einem einzelnen Ineidenzsalle hervorgehen, der bezeichnend genug ist: die Bureaux des Herrn Freyeinet, in welchem die Militärverwaltung gipselte, hatten gleich beim Beginn des Anmarsches des Manteussel'schen Armeeeorps gegen Dijon von dieser sür die Bourbaki'sche Armee so höchst wichtigen Bewegung telegraphische Nachricht erhalten; die Depeschen aber wurden, da sie sehr unliebsame Nachrichten brachten, einsach bei Seite gelegt, und wurde erklärt, diese Telegramme seien salsch und bezweckten verrätherischerweise die Angelegenheiten in ein schieses Licht zu stellen und Entmuthigung zu säen. Man nahm daher keine Notiz davon, und als man einsah, daß diese Nachrichten denn doch richtig waren, da war es zu spät, und konnte man nur noch die Vernichtung der Bourbaki'schen Armee zu Protokoll bringen.

Was aber, in all diesem Regierungswirrwarr, sür einen objectiven Beobachter am auffallendsten erscheinen mußte, das war der Umstand, daß die Bevölkerung selbst, mit Ausnahme gewisser in sortwährender Wallung sich besindender Kreise, sehr wenig oder gar nicht von den sür Frankreich doch so verhängnißvollen Ereignissen berührt wurde.

Man glaube ja nicht, daß Bordeaux damals ein der Lage entsprechendes trauriges oder nur trübes Ansehen hatte! Nicht im Geringsten war dies der Fall. Der leichtlebige, lebenssrohe Südländer kümmerte sich im Grunde blutwenig um die „weit hinten in der Türkei" sallenden Schläge und Schlachten. Er lebte sort wie vorher. Die öffentlichen Loeale wimmelten von Besuchern; sie slagten Sonntags, gerade als ob Frankreichs Boden nicht vom Feinde besetzt wäre; lustige Musik erscholl allüberall; Mädchen und Burschen gingen zum Tanze, ohne daran zu denken, daß Frankreichs bestes Blut aus den Feldern der Loire floß und daß das Vaterland in Gesahr war. Die Kriegsnachrichten waren sür diese leichte Menge etwas Interessantes, worüber man sprechen, diseutiren und disputiren konnte, und das dazu diente, die lange Zeit zu verkürzen. Daß die Gesahr bis vor die Thore Bordeaux' rücken könnte, daran dachte kein Mensch, und wie ost flüsterten sich besonnene Patrioten in's Ohr, es wäre sür dieses Volk ein Glück, wenn es durch härtere, bis an die Pyrenäen dröhnende Schläge aus seinem Schlummer und lustigen Träumen erweckt würde.

Aus verschiedenen Aeußerungen und Briesen der damals vom Elsaß nach Bordeaux zur Nationalversammlung erwählten Abgeordneten erhellt, wie schwer und tiesverletzend diese Deputirtin der geopserten Departements diese Verhältnisse empfsanden.

Die Zusammensetzung und das Austreten der Nationalversammlung selbst waren andererseits nicht darnach angethan, diesen Abgeordneten vom Elsaß eine bessere Meinung von dem damaligen Frankreich einzuflößen. Hervorgegangen aus der, seit Ianuar 1871 bei weitem mächtigsten,

reaktionären Strömung, vermischt mit radiealen, in theatralischem laeobinismus sich brüstenden Elementen, bot diese Versammlung nur eine verschwindend kleine Anzahl von ruhigen, besonnenen und tüchtigen liberalen Kräften. Daß diese, nach dem Sturze des Kaiserreichs und mitten in der Republik erwählte Kammer so wenig Republikanismus in sich barg, kann jedoch nur Denjenigen besremden, der nicht erwägt, wie niederschmetternd die von Gambetta angeregten Deere te über die Auslösung der Generalräthe, über die Aushebung der mobilen Nationalgardisten, über die nutzlose Fortsührung des Krieges aus die Bevölkerung eingewirkt hatten. Die Wahlen waren aus das einzige Losungswort: „Frieden über Alles!“ vorgenommen worden, und sriedsertig vor Allem war diese Nationalversammlung, — unrepublikanisch, antigambettistisch, monarchisch gesinnt zum Zweiten. Mit einer Hast, die zwar im Wesentlichen von den Ereignissen ausgezwungen war, die sich aber, den Elsässern gegenüber, aus eine verletzende Weise kundgab, stürzten sich die Abgeordneten in den Frieden. Der unklugen republikanischen Parole: la Fuerre ö, ourranoe wurde gleich am ersten Tage das andere, ebenso schwer treffende Losungswort: l'a paix a tout prix entgegengestellt.

Wie wenig Verständniß sür die Lage, die sür Elsaß und Lothringen aus dem Friedensvotum entspringen mußte, in'den Reihen der Volksvertreter Frankreichs lebte, das geht schon aus gewissen Aeüßerungen, die in den Berichten des Journal oLleiel über die Sitzungen der Nationalversammlung stehen, hervor: als nämlich, nach diesem Votum, die anneetirten Elsässer und Lothringer sich erhoben und den Sitzungssaal verließen, da ries eine Stimme aus der Mitte des Hauses: „Warum verlassen uns diese Herren?“ — seltsamer Rus, woraus einer der Elsässer antwortete: „Weil Sie aus uns Deutsche gemacht haben!“

Nur slüchtig übrigens und als ob sie sich des lästigen Gedankens an die Abreißng dieser Gebietstheile so schnell als möglich entledigen wollte, beschäftigte sich di'e Nationalversammlung mit den Geschicken von Elsaß und Lothringen. Das Augenmerk der Deputirten aller Farben richtete sich anderswohin, und damals schon konnte es einem ausmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie ties der Parteihader sich in das Fleisch dieses Volkes eingessenen hatte, und in welch hohem Grade der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes vor dem anderen an die Machtgewinnung der Partei, der ein jeder angehörte, zurücktrat.

Die Nationalversammlung war noch nicht vollzählig in dem in einen parlamentarischen Sitzungssaal umgewandelten Theater von Bordeaux erschienen, als auch schon die verbündeten Royalisten der älteren und der jüngeren Branche mit einem Vorschlag aus Einsetzung der Monarchie hervortraten. Es geschah dies zwar nicht in öffentlicher Sitzung, und ein einziger Vorsall, nämlich eine Interpellation Rochesorts über Truppenanhäusungen um die Nationalversammlung, in welchen der ironische Redner eine Vertheidigung der Republik gegen „nicht vorhandene royalistische Conspirationen" zu sehen vorgab, legt von den in den Coulissen geschmiedeten Ränken Zeugniß ab. Es hatten sich nämlich die Führer der Legitimisten und der Orleanisten dahin verstanden, die legitime Monarchie sosort wiederherzustellen, und zwar in solgender Weise: die Nationalversammlung sollte in einer ihrer ersten Sitzungen ein Deeret erlassen, wodurch der Herzog von Aumale als Onnötadle von Frankreich und l'ieu. teauat ßbnöinl äü No/aume eingesetzt und mit der Regierung interimistisch, bis zur Ankunft des Königs, Heinrich des Fünften, betraut würde; dasselbe Deeret hätte den Herzog von Paris, Enkel von Ludwig Philipp, als Dauphin ausdrücklich anerkannt und der König solchen Entschluß zum Voraus mit seinem königlichen Worte bestätigt. Verschiedene Zusammenkünfte sanden statt, und daß diese monarchische „Conspiration", wie man sie damals nannte, nicht mit Erfolg gekrönt wurde, das hat Frankreich einzig und allein der staatsmännischen Umsicht des Herrn Thiers zu verdanken, der erklärte, all diese Parteieombinationen seien versrührt, es handle sich nicht darum, einen Ding oder eine Republik zu proklamiren, sondern das Land zu retten; wenn die deutschen Truppen Frankreich verlassen haben würden, wäre es erst an der Zeit, die inneren Händel zu schlichten. Aus diese Weise erstand, was man die ^rüge äe Loräeanx, den zwischen den Parteien abgeschlossenen Waffenstillstand, hieß. Die Royalisten stigten sich, obgleich schmollend, dem Mahnrus des patriotischen Greises.

Was die Republikaner anbetrifft, so hatten diese die Gesahr kaum geahnt. Sie suhren also sort in der herkömmlichen Weise, gerade als ob sie noch dem Kaiserreiche Opposition zu machen hätten, der Regierung des Herrn Thiers Schwierigkeiten zu bereiten. Es ist dies ganz besonders von der Pariser Deputation wahr, die erst mehrere Tage nach Eröffnung der Sitzungen in Bordeaux eintras und sich aus das Aussallendste und Wunderbarste geberdete. Die Pariser überhaupt konnten sich nicht in den Gedanken sinden, daß die Hauptstadt Frankreichs vor dem Feinde eapitnlirt hatte. Eine Capitulation erschien ihnen als eine Schmach, und es war auch nicht Einer, der zugegeben hätte, daß eben die militärische, wie die politische Führung in Paris durch die Verhältnisse gezwungen worden war, so und nicht anders zu handeln. Es reimte sich nicht mit den üblichen Redensarten, daß Paris sich ergeben mußte, gerade wie irgend eine andere ausgehungerte Festung. Man hatte geträumt von dem Siege, den der Widerstand der Hauptstadt Frankreich bereiten sollte, und, kam der Sieg nicht, wenigstens von einem glorreichen, in Flammen und Trümmern begrabenen Untergang. Da an die Stelle dieses Heldendramas eine ganz gewöhnliche Capitulation getreten war, so sühlte sich die Bevölkerung gekränkt, gedemüthigt; dies war das Gesühl, das die Pariser Deputirten mit nach Bordeaux brachten und das sie sosort in eine den Abgeordneten der Majorität, die sür den Frieden agitirten, gegenüber seindselige und von Grund aus verbitterte Haltung trieb. Bis in die kleinsten Details bekundete sich diese Stimmung, die mit derjenigen der anderen Deputirten in dem grellsten Widerspruche stand: so konnte man während der ganzen Session der Nationalversammlung den alten Viotor Hugo mit seinem Nationalgardistenkäppi und Ueberzieher, die er aus den Wallen von Paris getragen, in den Straßen Bordeaux' herumwandeln sehen, als eine lebendige Protestation gegen den Waffenstillstand und den Frieden.

Maßlos war die Sprache, welche diese Abgeordneten sührten, voll von einem ganz eigenthümlichen Pathos, angehaucht von jenem Fieberschauer, der sich, wie man behauptet, in den Köpsen einer belagerten Bevölkerung entsaltet, und der allen Gedanken, allen Gesühlen einen ganz absonderlichen Stempel ausdrückt. Verstieg sich doch einer der Pariser Abgeordneten bei einer Commissionsberathung über die Friedenspräliminarien, wie wir aus einem damaligen Berichte entnehmen, zu der abenteuerlichen Behauptung, Frankreich dürse den Frieden nicht schließen, da die Elsässer aus eigene Faust den Krieg in ihrem Lande sortsühren würden und es eine Feigheit wäre, sie allein im Kampse stehen zu lassen. In dieselbe Kategorie von sieberhasten Redensarten gehört wol auch die Auslassung, die Viotor Hugo aus der Tribüne der Nationalversammlung bei Berathung über Krieg und Frieden machte, als er ausries, Frankreich sei der Träger der Idee der Verbrüderung der Völker und werde dieses Prineip zur Geltung bringen nach einem neuen Kriege, in welchem es Mainz, Coblenz, Köln u. s. w. anneetiren würde. Eigenthümliche Logik, die die Annexion von Elsaß-Lothringen dadurch bekämpfte, daß sie eine andere Annexion in Aussicht stellte!

Kurze Zeit nur blieb übrigens diese Pariser Deputation in der Versammlung. Sie schloß sich nämlich nach einigen Tagen dem Beschluß der verabschiedeten Elsässer und Lothringer an, erklärte, nicht mehr in einer Kammer tagen zu wollen, welche die Abreißung dieser Bevölkerungen gutgeheißen hatte, und demissionirte.

Daß in diesen Verhältnissen die Debatten dieser Versammlung an gegenseitiger Hestigkeit nichts zu wünschen übrig lassen konnten, liegt aus der Hand. Das große Theater von Bordeaux, das, wie schon bemerkt, in aller Eile in einen Sitzungssaal verwandelt worden war nnd in dem die 750 Abgeordneten eng zusammengepsercht saßen, ward Zeuge von Austritten, von welchen eine deutsche Versammlung auch nicht eine Ahnung haben kann. Man stelle sich ein Theater vor, gesüllt bis an die Speichen von Zuschauern oder besser Zuhörern; unten eine in seindliche Lager gespaltene Vertretung des Volkes; den Feind im Lande; keine Regierung an der Spitze der Geschäfte; die Bevölkerung ausgehetzt; die Armee gesangen; einige Regimenter um das Versammlungsloaal ausgestellt, mehr um die Nationalgarde in. Zaume zu halten, als um die Abgeordneten zu beschützen; in den Gemüthern die Verwirrung; in den Herzen der Parteihaß; nirgends eine Directive; überall, an den Grenzen und im Innern, Krieg; — und man srage sich, ob es möglich war, in solchen Zuständen eine ruhige und besonnene Debatte über die wichtigsten Gegenstände, die einem Hause vorgelegt werden können, zu sühren! Wahrlich in jedem anderen Lande hätte die Volksvertretung stürmische Seenen erlebt; wie viel mehr in Frankreich, wo die Geister im gewöhnlichen parlamentarischen Leben schon aus einander zu platzen pslegen, und dessen hitziges Blut beim geringsten Anlaß in Wallung geräth! Einer der stürmischsten Auftritte, die wol überhaupt jemals in einer repräsentativen Versammlung vorgekommen sein mögen, war derjenige, den das Erscheinen des srüheren Seeretärs Napoleons des Dritten, des Herrn Conti, aus der Tribüne verursachte. Ein Lothringer Deputirter, Herr Bamberger, hatte in einer gegen die Friedenspräliminarien gerichteten Rede die Schuld des Unglücks, das Frankreich getrossen, aus den gesallenen und gesangenen Kaiser zurückgeworsen, als die süns Bonapartisten, welche die Kammer in ihrem Schooß barg, ausstanden und Protest einlegten. Neben dem Redner aus der Tribüne erschien ein Mann mit weißen Haaren und zornentbranntem Blicke. Wie von einem elektrischen Schlage gerührt, erhebt sich das Haus; aus den Zuschauerlogeu erschallt ein Dröhnen; „es ist Conti!“ rust es von allen Seiten. Conti reckt drohend den Arm gegen die Majorität und rust in das Getümmel: „Ich begreise nicht, wie Sie das Recht in Anspruch nehmen können, den Kaiser zu richten, zu dessen Füßen Sie vor wenigen Monaten noch insgesamt lagen!“ Die Worte waren noch nicht gefallen, als ein donnerähnlicher Tumult durch das Haus erbebte. Umsonst ertönt die Glocke des Präsidenten; umsonst erheben die Huissiers ihre Stimmen; während einer vollen halben Stunde wüthet der Sturm in dem Hause. Die Abgeordneten stürzen in das Proseeninn, umringen die Rednerbühne, rusen Drohungen hinaus; Conti weicht nicht. Mit gekreuzten Armen blickt er in das Gemenge, hier und dort, nach rechts und nach links antwortend, — wahrlich ein Mann von Muth und Entschlossenheit, und ein Diener, wie ihn Napoleon nicht treuer wünschen konnte! Aber in welch verhängnißvoller Stunde und in welch ungeheuren Zuständen bekundete sich diese Treue und dieser Muth! Ein Bries, den wir vor uns liegen haben und der von einem der Zuschauer dieses Austritts herrührt, sagt, niemals hätte selbst im Jahre 1848 eine sranzösische Versammlung eine solche Seene erlebt, nur mit den Berichten über den revolutionären Convent könne man diese Sitzung vergleichen. War es doch ein gewagtes Stück und gehörte nicht nur Muth, sondern eine gewisse Dosis von Vermessenheit dazu, vor jener Versammlung, nach den Tagen von Sedan, den Kaiser Napoleon zu vertheidigen! Seither ist Vieles anders geworden in Frankreich, und wäre Conti nicht mehr allein!

So lagen die Dinge in der Nationalversammlung, und diesem Treiben sah aus den vollgepropten Logen und Tribünen jene merkwürdig zusammengewürselte Menge zu, von der wir weiter oben gesprochen und die mit Klatschen und Zischen, mit Beisalls- und Zornesrusen in die Verhandlungen eingriff und diesen Sitzungen einen ungeheuerlichen, aber auch gewaltigen Charakter ausdrückte. Draußen aber, in Bordeaux selbst und weiter im südlichen Lande, gährte es in unheimlicher und nicht minder suchtbarer Weise.

Die Nationalgarde von Bordeaux hatte sich zuerst vor dem Theater ausgestellt, um das Gebäude und die Abgeordneten vor dem großen Zudrange der Neugirigen zu schützen; sowie aber die monarchische Majorität die Exeeutivgewalt in die Hände des Herrn Thiers verlegt hatte, wurde auch die jenen Herren von vornherein verdächtige Bürgerwehr durch reguläre Truppen ersetzt, und mit nicht geringem Staunen erblickte man eines schönen Morgens einen ganzen Gürtel von allen möglichen Waffengattungen, der um das Theater herumgezogen war: Mancher sragte sich damals, warum all diese Leute nicht an der Loire ständen und was sie eigentlich hier zu thun hätten. So lagen aber die Dinge damals, daß die onservativen Elemente, welchen die Wahlen die Oberhand gegeben hatten, sich viel mehr vor der Revolution als vor den deutschen Armeen sürchteten und gegen jene noch vor Friedensschluß Front zu machen sich genöthigt glaubten. Freilich war diese Furcht, wie es der Ausbruch der Commune bald zeigen sollte und wie es die revolutionäre, und in dem Süden ziemlich eentrisugale, Bewegung in der Provinz auch andeutete, nicht so ganz unbegründet. Es hatten sich nämlich in dem suchtbaren Zersetzungsproeeß, der dem Fall des Kaiserreichs solgte, die srüheren demokratischen Tendenzen in eigentlich söderalistische umgewandelt, und in verschiedenen Gegenden konnte man mit Staunen und Schrecken die Entsesslung einer ungeahnten Macht bemerken, welche, hätte sie besiegt, das sranzösische Reich zur Zerstückerlung hätte sühren müssen. Aus eine seltsame Weise mischten sich damals in dem südlichen Volke die Erinnerungen an die söderalistischen Bestrebungen der Girondisten mit der strammen und schroffen eentralistischen Verwaltungspraxis der laeobiner. Kaum hatte man aber Zeit, in dem Ausruhr aller Leidenschasten diese Sachlage objetiv und philosophisch zu betrachten, und später erst konnten sich die Beteiligten Rechenschast ablegen von der eigenthümlichen moralischen Zerrüttung, die alle Ideen und Prineipien durcheinander geworsen hatte. Daß Frankreich sich aus diesem Chaos verhältnismäßig so schnell herauszuarbeiten vermochte, legt ein beredtes Zeugniß ab sür die ungeheure Elasticität, welche dem transvogesischen Volke innewohnt und die man, ob Freund oder Feind, niemals genug bewundern wird.

So gründlich zerrüttet waren in jenen ersten Monaten des Jahres 1871 die Geister, daß, wie srüher schon bemerkt, der eigentliche Patriotismus, die bis zur Selbstauspserung gebrachte Liebe zu dem Ganzen, in den mittäglichen Ländern sast vollständig verschwunden war, und daß die nationalen Leidenschasten, die weder Napoleon noch Gambetta zu entsesseln vermochten, dem Parteigewühle und sodann dem sast antinationalen Föderalismus Platz gemacht hatten. Zu Parteizwecken wurde Alles benutzt und sür solche ausgebeutet, und selbst Elsaß und Lothringen blieben nicht geschützt vor diesem in Alles hineingreisenden Parteileben. Die radiealen Republikaner unter Gambettas Leitung betrachteten die Elsässer und Lothringer Deputation und das schwere Verhängniß, das diese Abgeordneten zum letzten Male in eine sranzösische Versammlung sührte, als einen Hebel, der mit Gewalt und vielleicht nicht ohne Erfolg gegen das neue Regiment angesetzt werden konnte, um es in den Augen der Massen zu schädigen; man spielte gegen die Regierung, die doch unschuldig an dem Allen war, den Trumps der Annexion aus, wie gegen die Bonapartisten den viel schlagenderen Trumps der Kriegserklärung und der Niederlage von Sedan. Andererseits versuchten es die Legitimisten und Lrleanisten, die unter einem Hute vereinigt waren, die elsäß-lothringischen Deputirten noch zu ihren einseitigen, monarchistischen Zwecken zu benutzen, indem man ihnen vorzureden suchte, Deutschland hätte sich im Geheimen bereit erklärt, aus die Annexion zu verzichten, salls die Nationalversammlung den legitimen König aus den Thron erheben würde. Bei diesen Deputirten aber blieben solche Versuche resultatlos, da man, im Elsaß besonders, die Verhältnisse zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß die Annexion eine beschlossene Sache war und daß der Kaiser von Deutschland ohne das Reichsland nicht in sein junges Reich zurückkehren konnte; andererseits war auch in dieser Deputation der republikanische Geist so vorwiegend, daß diese legitimistischen Anläuse von vornherein von ihr abprallen mußten. Während nun die Parteien sich in diesem, bis aus's Aeüßerste getriebenen Kamps gegen einander abmühten, stand ein Mann da, der, in richtiger staatsmännischer Erkenntniß, das Interesse des Ganzen, das Prineip des Vaterlandes ausrecht erhielt, es keinen Augenblick vergaß und immerwährend mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer aus die Wiederherstellung des patriotischen Geistes hinausarbeitete: dieser Mann war Herr Thiers, um den sich die moderirten Republikaner, welche man, damals und heute noch, in richtiger Weise als die sranzösischen Nationalliberalen bezeichnen könnte, schaarten. Dieser Tendenz, die Interessen des Ganzen vor denjenigen der Parteien und auch der anneetirten Provinzen zu berücksichtigen, gab Herr Thiers selbst einen damals schwer empundenen, aber dennoch richtigen Ausdruck, indem er den elsässischen und lothringischen Deputirten, als sie vor ihm erschienen, zuries, er kenne nur Frankreich, und wenn die ElsaßLothringer ihre Interessen vertheidigen wollten, so sollten sie sich nach Berlin und nicht nach Bordeaux wenden. Wären diese Deputirten damals dem Beispiele des Herrn Thiers gesolgt, so würde wol ihr Austreten ein anderes geworden sein, und sie hätten, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, ihre Bemühungen dahin gerichtet, nach einem prineipiellen Protest gegen die Annexion, die Wahrung der ihnen anvertrauten Interessen aus dem durch den Friedensvertrag geschaffenen Wege in die Hand zu nehmen.

Inmitten der entsesselten Leidenschäften dars es aber wol nicht Wunder nehmen, daß gerade Diejenigen, die am härtesten getroffen waren, sich wie die Anderen sortreißen ließen und statt als politische Staatsmänner, welche die Zukunst bevorsehen und vorbereiten, nur als verwundete Patrioten, die ihrem Schmerze srien Laus ließen, handelten.

Wer übrigens, sei es auch nur einen oberslächlichen Blick in das damalige öffentliche Leben zu wersen und die Lage Frankreichs durch Lesung oder Durchblättern der Zeitungen, der Correspondenzen, sowie auch durch persönliche Beziehungen mit den in die Politik thätig Eingreisenden zu beurtheilen die Gelegenheit hatte, der mußte wol staunen vor dem ungeheuren Schwall von Leidenschasten aller Art, die sich in Schrist, Wort und That über das unglückliche Land ergossen. Der politische Verstand ward allüberall zurückgedrängt; wenn in den Deereten und Verordnungen der gambettistischen Dietatur nur die Leidenschast eigentlich zu Worte kam, wie viel mehr mußte dies in den Zeitungsartikeln, in den Reden, in der täglichen Polemik der Fall sein! Vergleicht man die Verwaltungsmaßregeln, welche von Bordeaux und srüher von Tours aus getrossen wurden, mit den von den Führern der republikanischen Partei im Lorp8 löZi«latit' und in der Presse vor dem Kriege vertretenen Prineipien, so kann man sich zuvörderst eines leichten Staunens wol nicht erwehren, — dessen Lösung man eben in dem Gedanken sinden wird, welchem der letzte sranzösische Ministerpräsident in solgenden Worten einen ebenso prägnanten als psychologisch und politisch wahren Ausdruck gab: „Dan8 äe« «ituatioulj politi'ne8 äinvreute«, on peut, 8outenir äe8 eloetrine« äiNI'eute8.“*)

Nichtsdestoweniger aber mußte jenes Regierungs- und Verwaltungspersonal in der Provinz einer sehr intensiven Wirkung der Gesühlspolitik und des Parteikriegs ausgesetzt gewesen sein, um so außerordentlich stramme

und mit seinen früher ausgesprochenen Prinzipien in so schroffem Gegensatz stehende Maßregeln zu treffen, wie wir sie in den damaligen offiziellen Blättern ausgezeichnet finden: Auslösung der einzigen, damals noch gesetzlich bestehenden drei erwählten Versammlungen der (ou«eil8 Zeueraux oder Departementsräthe; direkte Einmischung der Präseeten in die Wahlen der Nationalversammlung, und zwar in einer Weise, wie sie das Kaiserreich unter den schärfssten Faustpräseeten kaum kannte; Ausstellung ganz neuer, in keinem Gesetze vorhandenen Wahlbedingungen, Ausschließung

^ Wenn die politische Lage sich verändert, kann der Staatsmann seine Anschauung auch ändern.

content-0237.png

welche diesem Treiben mit Betrübniß zusah und doch gewiß nicht zu den Bonapartisten oder zu den Ultramontanen gehörte, konnte sich eines Auswallens von gerechtem Zorne nicht erwehren und schrieb in ihr ^ouriurl ä'un Vo^aFeur penäaut le 8iö»e (Seite 287): „c>u proeöäe partout mnr Ii«te8 olüeielle« yu'on Appelle li8te8 repudllsaine8. ^,iu8i le Premier appel lliit au peuple par sette röpublieue aurl 8uivi I2, lorme imperials et ^6lui8 cle8 inee)iuþ3,tibili titö8 insounue8 8ou8 I eiupire. lü'e8t une bonte, mlli8 ^u'elle retoide 8ur oeux qui l'aooeptent!"^ — Lansrey, der berühmte republikanische Versasser der Geschichte Napoleons I., stand öffentlich gegen diese Wirthschast aus, die er die Dietatur der Unsähigkeit nannte, und Thiers betitelte sie von der Tribüne herab als die Politik eines Rasenden, Tollhäuslers (un tou turieux). Daß ein besonnener Staatsmann wie Thiers sich zu einem solchen Ausdruck hinreißen ließ, beweist auch wieder, in welch hohem Grade die Leidenschaft in allen Verhältnissen eingerissen war. Noch mehr aber beweist dies die Sprache, welche die Zeitungen damals sowol gegen den Präsidenten der Executivgewalt, als gegen die Nationalversammlung selbst führten. Gam. bettas Blatt, 8iee1e, schrieb beispielsweise einen Artikel gegen Herrn Thiers, der in solgenden Sätzen gipselt: „H.pre8 oe« iu«ueoe« sseiner diplomatischen Reise durch Europa) >I. l'bie« n'avait yu'une eonäuite ä, teuir, 8e retirer et eplitter l«. «eene politiepie; llll«,18 on clet«urner?rit plu8 laeilelnent un üeuve äe 8e>n sour«, e^u ou arraeberait un intri^llnt Z, «88 iutriZue« ...)I. l^llier8 8ul»it lui au«8i oette l^t^lit^ cle l'^Ze lzui n'öparZne p^« le8 plü8 de!le8 ar83.ni8krti«u8."^^ Und es war dieselbe republikanische Partei, welche das, später von den reactionären Elementen wieder ausgenommene, geslügelte Wort des ..8ini!jtre vieül^rä" gegen Herrn Thiers ersand. In ganz besonders aussallender Weise aber bekundete sich dieses leidenschaftliche Wesen bei den Verhandlungen der Nationalversammlung über die Friedenspräliminarien und nach Beendigung derselben. Die maßlose Sprache, die die größten Provinzblätter in Ermangelung der Pariser Zeitungen, die so gut wie nicht bestanden, führten, mag einerseits durch die Ereignisse selbst erklärt werden; andererseits aber liegt doch gerade in der damals den Elsaß-Lothringern gegenüber ein

*) „Ueberall stellt man ossielle Listen unter dem Namen republikanische Candidatenlisten aus. Also wird der erste Ausrus, den diese Republik an das Volk macht, die imperialistische Form annehmen und wird Unverträglichkeiten zulassen, welche das Kaiserreich nicht kannte. Es ist eine Schande! Aber sie salle ans diejenigen, welche dies annehmen, zurück!"

**) „Nach diesem Mißersolge hatte Herr Thiers nur noch eins zu thun, sich zurückzuziehen und die politische Bühne zu verlassen. Aber es wäre leichter, einen Fluß aus seinem Bette zu bringen, als einen Intriganten von seinen Intriguen wegzureißen, . . Herr Thiers, er auch, versällt dem Verhängniß des Alters, welches selbst die besten Naturen nicht verschont,"

genommenen Stellung ein bedeutender Wink, den die deutsche Regierung in dem Reichslande hätte beherzigen sollen und der ihr den richtigen Weg zur Wiedergewinnung jener Bevölkerungen hätte zeigen sollen; denn nirgends konnte man besser als ans diesen Artikeln herauslesen, mit welchen Gesühen die Elsässer und Lothringer von Frankreich schieden, und welche tieße, von allen Revanche - Träumereien baare Bedeutung das damalige Frankreich der Annexion beilegte. Folgendes schrieb ein elsässischer Correspondent aus Bordeaux an das größte republikanische Blatt in der Provinz, an den ?loF«8 von Lyon:

„Die Nationalversammlung lacht und macht Witze; am Tage nach der Enthauptung Frankreichs hat sie es nicht verstanden, den Ernst, der Sterbenden geziemt, anzunehmen; sie gleicht den Freudenmädchen, die mitten im Lachen und in den Orgien sterben. Küß aber, der große Gelehrte, ist am Tage der Losreißung des Elsasses gestorben. Das Elsaß ist empört; daß Frankreich es im Stiche gelassen hat, das hat es ties beleidigt; sein Schmerz ist unermeßlich."

Noch ungleich viel schärfer aber trat anderen Tages die Redaction dieses selben Blattes mit der Unterschrift des Chesredaeteurs in die Schranken, und zwar ist dieser Artikel derart, er beleuchtet die damaligen Zustände, besonders was die an die Elsaß-Lothringer gestellten Forderungen anbetrifft, in einem so grellen und schlagenden Lichte, daß wir, zur allgemeinen Orientirung, nicht umhin können, dessen wesentliche Abschnitte wörtlich wiederzugeben. Es mag Manchen beim Lesen dieser Zeilen ein eigenthümliches Gesühl anwandeln, besonders wenn er sie mit dem seit dem Jahre 1873 und dem Austreten der Elsässer Liga veröffentlichten Mahnruse an das „rheinische Polen und Venetien" vergleicht. Folgendermaßen also schrieb der l'roFrü8, das Organ der Demokratie in der Provinz, am 3. März 1871:

„Angesichts dieser Resolution (die die Ostdepartements an Deutschland preisgab) hatten die Elsässer und Lothringer Deputirten einen ersten Schritt zu thun, den sie auch gethan haben: nämlich aus einer Versammlung, die nicht mehr werth war, sie in ihrer Mitte zu besitzen, zu scheiden. Sie sind ausgetreten, nicht aus Resveet vor dem Votum, das mit vierhundert Stimmen Majorität gefallen war und das sie gegen alles Recht aus der srantzösischen Familie verstößt, sondern um zu verstehen zu geben, daß sie nichts mehr gemein haben wollen mit Leuten, die den Namen Frankreichs unter ein insamireudes Aktenstück zu setzen den Muth hatten.

„Jetzt bleibt ihnen übrig, einen zweiten Schritt zu thun: nämlich zu erklären, daß sie aus die Hoffnung, jemals wieder Franzosen zu werden, verzichten. Da eine srantzösische Versammlung sie sortjagt und sie ausopsert, so ersetzt in ihren Herzen die Verachtung den Patriotismus; von diesem Tage an ist Frankreich eine Fremde sür sie, und wenn jemals, durch eine neue Laune, Frankreich sie wiedererobern will, wird es Elsaß und Lothringen ausrecht und wuthzitternd vor sich stehen sehen, um mit den Wassen in der Hand ein Anerbieten, das diese Länder, ohne sich zu entehren, nicht annehmen könnten, zurückzuweisen. Die Männer von Elsaß und Lothringen wollen nicht mehr einem Volke angehören, das seine Landsleute verkauft. Wir haben die Hand, die sie uns hinstreckten, verschmäht; sie verweigern, sürderhin die unserige anzunehmen.

„Venetien war wenigstens nicht von Italien verkauft worden, Es war Napoleon I., der nach Marengo dieses Land in die Wage, aus welcher die Sieger nach ihrer Willkür die Geschicke der Völker wägen, geworfen hatte. Venetien hat den Willen haben können, sich sür Italien auszubewahren, welches nicht Mithelser dieses Verrathes war. Aber heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Wir sind es, es ist Frankreich, das an Elsaß und Lothringen Verrath übt. Was wir nur noch das Recht haben, von diesen Bevölkerungen zu sordern, das ist ihre Verwünschungen und ihre Verachtung."*)

Man dürfte doch begierig sein zu ersahren, was Frankreich jetzt sagen würde, wenn die Elsässer und Lothringer sich aus diesen so scharsen Aussvruch der größten republikanischen Provinzialblätter berusen wollten, nicht um „mit den Waffen in der Hand" die Revanche abzu

content-0238.png

weisen, sondern nur um ihre eigenen Interessen aus Grund des Friedensvertrags innerhalb des deutschen Reiches zu vertheidigen. Ferner aber muß man sich auch sragen, welche groben Fehler die deutsche Verwaltung in dem Reichslande begangen, um jene Stimmung des Jahres 1871 nach drei Jahren dergestalt umzuwandeln, daß die ersten Wahlen den bekannten Protest zur Folge haben konnten. Denn daß die Elsaß-Lothringer „empört" waren, wie es der elsässische, in naher Berührung mit den Deputirten stehende Berichtstatter der großrö« sagte, das wird Niemand in Zweifel stellen können, der damals irgend welche Fühlung mit ihnen hatte, oder der die aus damaliger Zeit herrührenden Briese gelesen. Nicht nur der in Bordeaux tragisch verstorbene Maire und Abgeordnete Strasburgs, Dr. Küß, schrieb nach Hause: „Mehrere werden in's Land zurückkehren, und den Staub von ihren Füßen schütteln"; von anderen seiner Collegen konnte man dasselbe hören; und aus Briesen, die in den srantzösischen Blättern während der ersten Monate nach dem Friedensschluß verössentlicht wurden, lesen wir, daß die Elsässer, welche sich als Freiwillige in die Lyoner Legionen eingereiht hatten, sich in Gens aus das deutsche Consulat begaben, um als Deutsche und sür Deutschland optirend, in das Heimatland zurückzukehren; „die ganze Bevölkerung von Gens kann das ununterbrochene Desile der Elsässer und Lothringer Legionäre sehen, welche gruppenweise in das deutsche Consulat gehen und eine Vergütungssumme abbetteln, um in ihre Heimat zurückzukehren," so schreibt am 11. März 1871 ein Sergeant der 3. Elsaß-Lothringer Legion, Namens Henri Guntz, und sein, von dem l^ro^ie« am 15. März verössentlichter Bries endet solgendermaßen: „Ich habe Frankreich verlassen mit gebrochenem Herzen über unsere Schande, aber ich hatte nicht erwartet, daß sich diese Schande aus sremdem Boden in dieser Weise bestätigen würde."*)

Wie sehr dieses wahrheitsgetreue und durch historische Beläge bestätigte Bild von demjenigen absticht, den die später in Frankreich ausgetauchte Legende als das wahre Contersei jener Periode ausmalt, das braucht wol nicht näher betont zu werden. Es ging mit diesen Ereignissen wie es so ost in der Weltgeschichte geht: an Stelle der nackten und Vielen unerwünschten Wahrheit drängte sich ein dem instinctiven Drange der Massen nach einer gewissen Selbsttäuschung angemessenes Phantasiegebilde; man suchte die wunden Flecke zu verwischen, die trüben Erinnerungen zu vergessen, und um sich selbst Muth einzuflößen sür die Zukunft, särbte man die Vergangenheit derart, daß die späteren Geschlechter Nichts

content-0239.png

darin zu erblicken hätten, worüber sie errötheten. Bei diesem Spiele vergißt man aber, daß ein Volk aus seinen Verhängnissen, aus seiner Noth und Schande eine ernste Lehre solgern und, soll es sich zu gesünderen Zuständen erziehen, auch der unangenehmsten Vergangenheit und den traurigsten Erlebnissen muthig und unverzagt in's Auge blicken muß. Der Keim einer besseren Zukunft liegt sür ein niedergeworzenes Volk in der klaren Erkenntniß seiner vormaligen Schwächen, und die erste Bedingung seiner Erhebung ist der Muth, die Wahrheit seines Versalles zu erkennen. Das einzig wirklich tragische Moment, das aus jener bewegten Zeit aus uns herüberraagt, war wol, wenn wir den uns zugekommenen Berichten glauben, der in Bordeaux am Tage vor dem Votum der Friedenspräliminarien erfolgte Tod des Maires von Straßburg, des im Elsaß heute noch so hochverehrten Küß. Leidend und von den Schicksalsschlägen schwer niedergedrückt, hatte sich Küß gegen den Rath seiner Freunde entschlossen, das Mandat, das ihm seine Mitbürger sast einstimmig ertheilt hatten, anzunehmen und nach Bordeaux zu reisen. „Ich gehe, um meine Pflicht zu ersüllen," sagte er im Scheiden; „ich werde aber nicht lebendig wiederkehren." Und wie er es gesagt, so geschah es. Die Ausregungen der ersten Sitzungen, die tieße Wehmuth, die sich seiner beim Anblick der Nationalversammlung und der Leichtfertigkeit, mit der überall von der Losreißung des Elsaß gesprochen wurde, bemächtigte, die Schmach, die er mit seinen Gesinnungsgenossen empsand, aus solche Weise von dem alten Vaterlande im Stiche gelassen und, wie er zu sagen pflegte, abgeschüttelt zu werden, übte aus sein Leiden eine verhängnißvolle Wirkung aus. Er starb, von seinen elsässischen Cntlegen umgeben, in einem Krankenhause von Bordeaux, und sein letztes Wort war noch sür seine Vaterstadt und sür das Elsaß. Bei seinem Begräbniß war weder die Regierung noch das Präsidinn der Nationalversammlung ossieill vertreten; die Anwesenden konnten sich einer Betrübniß nicht erwehren, als sie diesen Leichenzug verglichen mit demjenigen, den sie wol zu erwarten berechtigt gewesen wären. Langsam ging der Zug, voran eine Abtheilung von Nationalgardisten mit gesenkten Gewehren, durch die Stadt dem Bahnhofe zu. Die südliche Sonne lachte aus die grünenden Tristen; die blauen Wellen der Gironde plätscherten lustig unter den Quais, — lustig und leichtlebzig und leichtvergeßlich wie dieses sröhlliche Völkchen selbst, das die Bahre des Maires von Straßburg vorbeiziehen sah und staunend sragte: Wen trägt man da hinaus?

Sollen wir das Bild, das sich in jenen ersten Monden des Jahres 1871 in Bordeaux vor uns entrollt, zusammensassen, so sinden wir ein Etwas, das mit der landläusigen Legende nur sehr Weniges gemein hat: eine moralische Zersahrenheit, die noch größer war, als die materielle; ein Verduften des Patriotismus in Parteihader und provinziellem, beinahe antipatriotischem Föderalismus, ein Gewoge, in welchem der eigentliche srantzösische Geist sast zu Grunde gegangen wäre. Der Mann aber, welchem zuvörderst das große Verdienst angehört, dieser Zügellosigkeit eine Schranke gesetzt, die Leidenschasten, unter welchen das Land den Zuckungen des Todeskampses entgegenging, beschwichtigt, das Gesühl der Zusammengehörigkeit wieder erweckt zu haben, war der im Februar eingesetzte Präsident der Executivgewalt, Herr Thiers. Dieses Mannes Namen wird Frankreich nie hoch genug preisen und ehren können; denn wäre Herr Thiers nicht gewesen, mit seiner staatsmännischen Kaltblütigkeit, Klugheit und dem hohen Muthe, mit dem er es unternahm, sowol gegen die gambettistische in die Commune verlausende „Tollhäuslerpolitik", als auch gegen die monarchistischen, das Land in den Abgrund des Religionskrieges sührenden Bestrebungen Front zu machen, wohin wäre Frankreich damals gekommen? So wie die Dinge lagen, wäre Frankreich, ohne diese besonnene Führung des sast achtzigjährigen Greises, einer inneren Katastrophe, die noch schrecklicher gewesen wäre als die Niederlage durch die deutschen Waffen, unsehlar entgegengegangen, und wer könnte sagen, ob man überhaupt heute noch in dem welthistorischen Kampse zwischen den Elementen des Fortschritts und des Ultramontanismus aus das Wiedererwachen des sreihheitlichen Geistes dieses großen Volkes hoffen könnte, um gemeinsam mit der deutschen Politik den Streit gegen die römische Internationale auszunehmen? Dies aber muß sür das liberale Frankreich wie sür Deutschland das Endziel aller politischen Bestrebungen werden, daß beide mitteleuropäischen Culturvölker Hand in Hand diesen wahren und seltenen Besreinnungskrieg zum Nutzen und Frommen der ganzen Humanität sühren und siegreich vollenden.

content-0240.png

Erinnerungen

von

Vauernseld.
— Wien. —

bereits gegen Ende der zwanziger Jahre trat ich mit dem jungen Grasen Anton Auersperg zusammen, der in Wien sein Jus absolvirte. In dem sogenannten „silbernen Kaffeehaus" bei Nenner hospitierten wir in der Folge täglich mit I. G. Seidl, Halirsch, Hermannsthal und anderen jungen Poeten; auch die älteren, wie Grillparzer, Castelli, Deinhardstein, sprachen häufig zu, nicht minder der Redacteur der Modezeitung, Friedrich Witthauer, berühmte Schauspieler, wie Ludwig Löwe und Raimund, desgleichen Musiker und Maler. Es war ein völliger Parnaß. Mit Auersperg war ich längst Freund geworden, als er sich mit den „Spaziergängen" vor der Welt als Anastasius Grün entpuppte. Im Jahre 1832 kam Niembsch von Strahlen aus Amerika zurück. Er that sich bei Neuner als vorzüglicher Billardspieler hervor, während wir Uebrigen unseren Spieltrieb meistens nur durch „Domino" oder „Picket" bethätigten. In demselben Jahre 1832 erschienen die Gedichte von Nikolaus Lenau und machten nicht minder Aussehen als die „Spaziergänge". Die beiden Dichter wurden gleichfalls traute Freunde, und ich hielt ehrlich zu ihnen. Damals war überhaupt noch literarisches Zusammenhalten; die houneten Schriststeller standen abseits von Clique und Claque. Da kam es, daß Braun von Braunthal den Grasen Auersperg in der Allgemeinen Zeitung als „Poltron" bezeichnete, weil dieser nicht den Muth habe, mit seinem wahren Namen für sein Pseudonym einzustehen. — Unsinn! War er denn nicht nothgedrungen, der Polizei und Censur gegenüber eine Larve vor's Gesicht

Nard und Lud. II, «. 25

zu nehmen? — Auersperg lag damals (im Jahre 1837) krank in Wien und war durch den Schmähartikel gewaltig ausgegert. Die Freunde hielten Rath. Das Wort „Poltron" durfte nicht hasten bleiben. Es wurde natürlich beschlossen, den (abwesenden) Beleidiger zu sordern. Braunthal nahm erst an, resümirte dann, verlangte — Reisegeld, da das Duell außerhalb Oesterreich stattfinden mußte. Neuer Rath, welchem auch Zedlitz beiwohnte, dessen Assaire mit Pannasch noch in srischem Andenken stand. — Eine Geldsumme wurde votirt, zwei Zeugen sollten sie überbringen — oder, falls die andere Partei sich nicht stellen wollte, den Widerruf des Artikels verlangen. Diesen Widerruf hat, wenn ich nicht irre, Grillparzer stilisirt, Braunthal kroch zu Kreuze, war bereit, demüthig abzubitten, der Widerruf kam gleichfalls in die Allgemeine Zeitung. — „S!> srißt der Hund sein eigenes Gespeie aus!" bemerkte Lenau. Sit veniu, verbo! Aber es paßte.

Anton Auersperg hatte bereits im Jahre 1831 die Verwaltung seiner Herrschaft „Thurn am Hart" übernommen, kam aber alljährlich vier bis süns Mal nach Wien, bisweilen auch zu längerem Ausenthalt, „um sich unter uns auszusrischen", wie er sich wiederholt äußerte.

So blieb ich mit ihm, er mit mir und meinen Freunden im Zusammenhang. Auch an schriftlichem Verkehr sehlte es nicht.

Im Jahre 1836 machte ich mit dem Freunde eine Reise durch Deutschland, welche sich für ihn als ein wahrer Trimmphzug gestaltete. Der Versasser von „Schutt" war bereits damals in aller Welt Munde. Nach seiner Verheirathung (im Jahre 1839) kam er seltener nach Wien; wir schrieben uns dagegen um so eisirger. Aus seinen Briesen gebe ich hier Auszüge. Wie treu er auch nach der Heirath an seinen Freunden hielt, bezeugen die folgenden Stellen aus einem Briese vom Jahre 1843:

„Deine Briese" — schreibt er — „sreilich noch mehr der unmittelbare Verkehr mit Dir selbst — sind ein ganz vortreffliches Correetiv gegen eine Art behaglicher Indolenz, die bisweilen mehr Gewalt über mich übt, als ich ihr zugestehen möchte. Aber sieh, da kommst Du und brennst aus der ruhigen Fläche des stagnirenden Wassers. ein lustig-lebhastes Feuerwerk ab, oder lässest einen Regen von scharsen Kieselsteinen darüber hintanzu und prasseln und das Wasser hat dann aus einige Zeit Wellengang und Bewegung." — Der Grund zur Indolenz wird am Ende durch die Frage motivirt: „Wo geschieht jetzt eine große Handlung, für die man ganz begeistert sein, wo ist eine Partei, der man sich ganz und warm anschließen, wo ein Erfolg, den man bejubeln könnte? Als Fragment tritt uns mit jedem Schritte Löbliches und Vernünftiges entgegen. Die verschiedenen Richtungen, in welche sich die Krast der Gegenwart zersplittert, sind entweder kaum aus dem Embryo gekrochene Halbheiten oder bereits zur Carriatur gediehene Uebertreibungen! Möglich, daß es immer so war und das wahrhaft Große und Gute mit der Zeit von selbst sich Bahn bricht und

zur Bedingung einstiger Vollendung allmähliches und langsames Wachstum sordert; möglich, jedensalls aber ist die Uebergangsperiode sür den, der mitten drin steht, verstimmend und niederdrückend." —

Ich hatte zu jener Zeit einige Romane von Boz-Dickens übersetzt und mich über die beschwerliche Arbeit, sowie über den Umstand beklagt, daß ich nun in die Dienstbarkeit eines Verlegers gerathen wäre. — Auersperg sucht mich zu trösten und auszurichten. „Die elegischen Ausbrüche des Boz-Uebersetzers kann ich gewiß ganz mitsühlen" — heißt es — „und Deine Rechtsertigung hätte ich wahrscheinlich mit denselben Worten, wo immer sie nöthig geworden wäre, übernommen. Ich selbst werde aber gewiß nie an Dir irre werden" u. s. w.

„Bei dieser Gelegenheit kann ich Dir mittheilen, daß ich auch Uebersetzer geworden bin, nämlich von slavischen Volksliedern, die ich in Stunden, die der eigenen Productivität abhold sind, vornehme. In meinem Geburtslande Krain — diesem jetzt unpoetischesten aller Länder und Ländchen — ist größtentheils aus der Zeit der Türkenkriege ein Rest von Poesie zurückgeblieben, um den es schade wäre, wenn er außerhalb unbekannt bliebe. Die Geschichte des Krainervolks in jener Zeit ist ein ewiger Vorpostenkrieg, und wie sich die Kerle bei ihren Wachsenern die Leiber an der Gluth erwärmten, so beseuerten sie ihr Herz mit Liedern. Seither ist aller Gesang aus dem Volke gewichen, denn wo kein Volksleben, gibt's auch gewiß kein ächtes Volkslied. Drum möcht' ich meinen Landsleuten, um sie poetisch zu summen, beinahe wieder einmal die Türken an den Hals wünschen! — Gelegentlich unseres Wiedersehens will ich Dir ein paar Pröbchen jener Volksposie mittheilen, die jedensalls besser ist als der Krainer Wein und die Kramer Würste, die bei Dir in so kläglichem Andenken stehen.

Was Du mir über die „Nibelungen im Frack" schreibst, namentlich in Betress des Metrums, das den Leuten nicht recht zu Gehör will, kann mich nach dem, was Du mir schon gelegentlich unserer poetischen Expectorationen mittheiltest, nicht mehr überraschen; zudem mußte ich daraus gesaßt sein, da die Wiederadaptirung des vierten Schlepverses jedensalls ein Versuch und dessen Erfolg ungewiß war. Wenn nur das Ganze nicht Fiaseo macht! Und wenn auch sogar dies, muß man's ein andermal besser machen. — Sage doch gesälligt Braumüllern, er möchte mir doch mein Exemplar davon zukommen lassen, da ich doch neugierig aus das Aeußere meines Kindleins bin." —

In demselben Jahre 1843 hatte ich ein Gedicht an Anastasins Grün in der Modezeitung erscheinen lassen; der Besungene antwortet mir in demselben Journal mit dem nachsolgenden Gedichte, welches ich hier nach dem Originalmanuscripte mittheile, da es in den Gedichtsammlungen sehlen dürfte.

Zur Verständigung,
An Bauernseld.

Ich suhr aus Wiens Gemäuern, der Stadt mir lieb vor allen,
Die meine Iugend pslegte, mein erstes Dichterlollen,
Die treu bewahrt dem Manne manch' Freundesherz, erkoren,
Und die ich Mutter nenne, da sie mir Brüder ja geboren,

Nacht war es rings und Schweigen, Mein Traumen war nmklungen
Noch von dem Wort der Liebe, das Du mir jüngst gesungen;
Stnmm schliesen an meiner Seite im Wagen die Genossen,
Answand'rer zu sernem Grunde: ein Bündel junger Rosensprossen,

Zwei Liebende in der Laube, die haben sich viel zu sagen,
Doch sollten wir draußen lauschen, es wäre schwer zu vertragen;
Der Rose Freund — Dn weißt es — in Poesie und Leben,
Vergaß ich ost, ihr huld'gend, daß liebe Lauscher mich umgeben.

So war ihr Dust unmerkbar in meinem Lied zur Fehle,
Doch bangt nicht, daß ihr Blühen Euch allzuoft noch quäle,
Sind erst erkannt die Fehler, bald sind gebessert sie,
Leicht ist entbehrt ein Röslein im unermess'nen Reich Poesie!

Doch halt, da hätt' ich die neuste Grenzmarkung bald vergessen,
Die Politik, das Steinland, allein ihr zugemessen;
Das wären schmale Grenzen! — Vor Jahren scholl die Klage,
Daß Politik den Durchmarsch poet'schem Trmppenvolk versage.

Ein Zug von kecken Reitern gewann dem großen Staat
Das kleine Nachbarländchen; — o schöne Wasfenthat!
Begeisterung suhrte das Häuslein, bin auch gewesen dabei,
Am Helm die Lieblingsblume, und eben nicht in letzter Reih',

Nun soll das Reich nur die eine, erkämpfte Provinz umsassen,

Die schönen Stamm-Erblande verödet steh'n, verlassen!

Empor all' ihr getreuen Vasallen der Poesie,

Lass't nicht die Heimath schmälern und rust im Zorne: Nein und nie!

Der Bajonette Flimmern in einer Vollmondnacht,
Der Werdarus um's Lager, Wachseuer, Vorpostenwacht,
Das Flüstern der Parole, das Rasseln der Batterie,
Es ist ein Stück Poesis, doch nicht die ganze Poesie.

Die ist kein Bergschacht Erzes, sür Euch zur Waffenstätte,
Doch auch nicht Blumenwiese, die And're zu Schlummer bette.
Und nicht der sette Acker, der Iene mit Brot versehe;
Sie ist die ganze Erde, mit allem Inbel, allem Wehe,

Sie ist kein träger Weiher, der Spiegel der Libelle,
Kein Strom, der Euren Münzen slößt die goldreiche Welle,
Kein Bächlein, Eschen tränkend zum Schast sür Eure Lanze,
Sie ist das ganze Weltmeer, mit allen Schrecken, allem Glanze,

Sie ist kein einzeln Slernlein, das liebekrank sich härm't,
Sie ist auch nicht die Sonne, die Weltbeherrschnng schwärmt,
Auch kein Komete, Herold von Krieg, Pest und Gericht!
Sie ist der ganze Himmel, mit aller Nacht und allem Licht,

Sie liegt nicht blos im Worte, das durch die Welt sich schwang

Aus Blättern, Mimenlivpen und zum Guitarrenklang;

Wie Pracht der Alpenblumen, die ungesehu geblieben,

So sind's vielleicht die größten der Dichter, die lein Wort geschrieben,

Denn viel Metalls klingt über die Erde ausgegossen,

Doch mehr noch halten die Berge in stummer Klust verschlossen;

In Fülle bei Menschensesten Demanten, Perlen glänzen,

Mehr birgt noch Schacht und Welle, sich selbst zu schmücken und zu kränzen.

Es ist all irdisch Dichten ein niebeendet Lernen,

Ein Lesen der Meisterwerke ans Blumen, Wellen, Sternen,

Ietzt Mondennacht'Idylle, jetzt Hochgewitters Tde;

Wer las das Bnch zn Ende? Der große Geist bleibt uns Rhapsode,

Doch er, ein milder Meister, will Alle unterrichten,

Nach ausgegebnen Reimen in seiner Art zu dichten;

Er läßt sie niederflatt rn aus weißen Vlüthenblätlern,

Schreibt ans die schwarze Tasel des Himmels sie mit goldnen Lettern,

Nun, Schüler, versucht die Lösung! Doch sei's kein klappend Klängen,
Der Reim muß Herzen versöhnen und muß die Geister beschwingen!
Horch, Trennung braust das Weltmeer hin zwischen Land und Land,
Da knüpst das Schiff der Menschen des Reims und Wiedersindens Band.

Sieh dort, — wo erst noch Wüste, kein Blühen, Singen, Keimen, —

Des Baners Pslug und drüber die Lerche köstlich reimen!

Sieh, an des Users Hütten die Brandung schleudert der Sturm,

Der Mensch erlernt vom Felsen den Reim und baut sich Wall und Thurm,

Nnn Anmth naht und Schönheit, — wer da verschont noch bliebe
Vom Dichterns! — doch sindet sich drans ein Reim nur- Liebe!
Der Mensch, der schwer zu reimen vermag sein irdisch Leid,
Ersann am Grab der Liebe den kühnen Reim: Unsterblichkeit,

Der Regenbogen in Farben, nach Wettern ausgezogen,
Ist mir ein etwas größrer Mailänder Friedensbogen;
DÜnkt eine Riesen-Kokarde er Euch, möcht' ich nicht schelten,
Der Meister läßt uns Alle, o lassen wir auch All' uns gelten!

Aus Frühlingssonn' ist Rose der Reim, — mir wuchs er zum Hain: —
Was glomm sie auch so helle! — Seht, wieder verlockt ihr Schein!
Ich will in Edelzweigen ihr pflanzen im Gartenriede
Die alten Rosen-Reime, — doch neue suchen meinem Liede.
Thurn am Hart, 13, März 1843.

Anastasius Grün,

Im September 1846 sollte der längst gehegte Vorsatz, den Freund in seinem Thurn am Hart zu besuchen, endlich zur Ausführung gelangen. Nachdem ich die zweite Hälfte August bei Castelli in Lilienseld zugebracht, wurde die Reise mit Hindernissen angetreten. Bei den vielen Regengüssen waren die Flüsse ausgetreten, mehrere Brücken beschädigt, die Eisenbahnen theilweise überschwemmt. So ging's ziemlich langsam nach Gratz und eben so weiter nach Marburg und Cilly in's Krainerland. — Der Dichter und Rosenliebhaber bewohnte dort mit seiner Gemahlin sein alterthümliches Schloß mit vier Thürmen. Wir strichen in den hochgelegenen Wäldern herum. Die sechshundert Ioch Waldung mit einer Steuerlast von sl. 1400 ließen sich kaum verwerthen, als etwa sund mit sehr geringem Vortheil) durch Pottaschebrennen; der Holztransport von solcher Höhe bis zur Save herunter wäre zu kostbar. Auerspergs größtes Einkommen war der Wein. Jährlich vier- bis sünstausend Eimer mit einem Ertrage von sünzzehn bis zwanzig Tausend Gulden, Der poetische Gutsherr verstand sich aber tresslich aus die Landwirthschast und hat in der Folgezeit seine Renten bedeutend zu erhöhen gewußt.

Ich verweilte mehrere Tage in Thurn am Hart, meist nur in Gesellschaft der beiden Gatten, doch kamen wol auch Gutsnachbarn aus Besuch oder wurden zu Tische geladen. Auch Iagdlustige sanden sich ein. Es gab genügend Ausbeute von Wachteln und Rebhühnern, sehlte auch nicht an Hasen, Rehen, Füchsen.

Auersperg war aber nichts weniger als Nimrod, lebte nur seinen ländlichen Geschäften, der Wuse und vor Allem seiner Frau, die er aus den Händen trug.

Gräsin Marie, ohne aussallend schön zu sein, war anmuthig und liebenswürdig, nahm den Gast in sreundlichster Weise aus. Das Ehepaar, bisher kinderlos, lebte idyllisch; sie malte Blumen, er pflanzte Rosen, las ihr an den Spätherbstabenden die Romane von Walter Seott vor, die damals noch eu vo^ue waren. Einen Theil des Winters brachten sie in Gratz bei Angehörigen und Freunden zu. — Ich nahm einen angenehmen Eindruck von meinem Auenthalte mit mir und strich noch eine Weile im Gebirge umher. Im Deeember erhielt ich nachsolgenden Bries des Freundes:

„Lieber, theurer Freund! Du beschämst mich aus Deine liebenswürdige Art, wenn Du die Verspätung einer sogenannten vi8ite äe äiFe8tion entschuldigen willst; "Deine Selbstanklage trisst mich noch viel schwerer, der ich aus einen mit so.großen Opfern und Mühseligkeiten unternommenen Besuch noch immer die Gegenvsitate oder, da ich doch in diesem Augenblick nicht selbst kommen kann, die briesliche Karte schuldig geblieben bin. Doch lasse auch sür mich Deine eigenen Entschuldignngsgründe gelten und ersieh in ihnen jene Uebereinstimmung, die uns in so Manchem an einander knüpft. Möchtest Du jenen Besuch nur recht bald wiederholen und dabei durch Reise- und Witterungsverhältnisse mehr begünstigt sein, als dieses Mal.

Aus Deine sreundliche Besürchtung, daß ich durch den Ankaus eines Hanses in Gratz dem dortigen Spießbürgerthum anheimsallen möchte, dars ich die Versicherung aussprechen, daß ein solcher Ankaus mich nie dem Leben und meinen Freunden in Wien entsremden wird. Ienes Vorhaben entsprang nur aus dem Wunsche, die Zeit des Jahres, die ich aus verwandtschaftlichen Rücksichten in Gratz zubringen muß, wenigstens 5 ma i^on durchleben zu können, was man denn doch nur am eigenen Heerde kann. Ueber das Leben in Provinzialstädten denke ich so ziemlich wie Du, obschon mir Gratz als eine der besten, und selbst Wien, deu beiden Weltstädten gegenüber, die wir kennen, eben auch nur als eine Art Provinzialstadt erscheint. Doch wir sind heimisch in ihr, was wir dort nie werden können, und wie wir's auch in keiner andern deutschen Stadt sind. Als Deutsche sinden wir doch nur in Wien das pulsirende Herz deutschen Lebens, und das Herz bleibt immer reich und anziehend. Mir besonders ist Wien lieb, thener, unentbehrlich; es ist der Boden, aus dem ich ausgewachsen bin, und die Atmosphäre, aus der ich meine Lebenslust schöpse, Liebe sowol als Zorn, deren heilsame Mischung die Lungen athmen und das Herz schlagen macht. Drum kann ich nie daran denken, mich Wien, mit dem ich immer in inniger Verbindung geblieben bin, zu entsremden und darum mag es Dir auch erklärbar werden, daß ich, sern von Wien, Alles ausbiete, um mir die Entbehrung möglichst erträglich zu machen.

Von Lenau habe ich Nachrichten, leider nur traurige, Dr. Zeller hat endlich geschrieben, acht Seiten einer seinen Nadelschrist, deren Entzisserung mir, der ich mir aus Enträthselung der undeutlichsten Schristzüge sonst etwas zu Gute that, wirklich physisches Unbehagen, ja wahre Qual verursachte. Der Inbegriff des ganzen Schreibens ist ungesähr solgender: Zeller hatte, um aus meine Ansrage antworten zu können, noch den angekündigten Besnch Carl Mayers abwarten wollen. Dieser ersreute den Kranken zwar momentan, aber nach wenigen Sekunden war die ganze Wirkung dieses Besuches wieder verwischt und Niembsch sank wieder in seine tiese Melancholie, die jetzt sein vorherrschender Zustand, und aus welchen Zeller jetzt eben solche Hoffnungen zu bauen scheint, als im vorigen Jahre aus eine ganz entgegengesetzte Stimmung Unter diesen Umständen rieth er mir nicht zum Besuche, sügte jedoch bei, daß er glaube, die Zeit werde bald kommen, in welcher ein solcher Besuch unter veränderter Gemüthsstimmung von den besten Folgen sein könnte und in diesem Falle rechne er aus meine Freundschaft sür den Kranken und werde mich dann schleunigst benachrichtigen. — Ich gestehe, daß ich leider keine Hossnung mehr habe, auch keine mehr hatte, seit ich ihn gesehen.

Ich sreue mich sehr, mit Dir Deine neuen Schöpsungen besprechen zu können, insbesondere den „Raubritter", dessen Idee mir sehr zusagt, das heißt nicht die Idee des Helden so sehr, wie die des Versassers. Meinerseits hoffe ich Dir den ganzen 1. Theil des „Psaffen", nämlich die Abtheilung „Nithart". sertig mitzubringen. Leider halte ich schon nach dem Stoffe diese« Theil sür den schwächsten, sonst könnte er, da er sertig wird, als selbständiges Ganzes erscheinen und die beiden andern Theile nachsolgen."

Auersperg war gewohnt, mir alle seine Arbeiten vor der Drucklegung mitzuthteilen; wie er strenge war gegen sich selbst, war es ihm auch nicht darum zu thun, mein Urtheil zu bestechen. So schreibt er mir im Ianuar 1847:

„Im Anschluß erhältst Du Nithart, den ersten Theil des Psaffen von Kahlenberg. Urtheile streng darüber; ich würde ihn lieber ganz vertilgen, als mich damit blamiren wollen." —

Dieses Gedicht, wie auch die „Nibelungen im Frack", machte allerdings nicht den großen Eindruck wie „Schutt" oder die Sammlung der Gedichte, doch nehmen jene beiden Werke immerhin eine bezeichnende wie auch ehrenvolle Stelle in dem Entwicklungsgange des Dichters ein.

Von dem Buchhändler Psautsch wurde ich ersucht, Auerspergs Biographie zu schreiben, wozu dieser mir in dem solgenden Briese einige Daten gab.

„Lieber Freund!

Es ist mir sehr erwünscht und ersreulich, daß Du den von Psauisch gewünschten Artikel zu meinem Bilde im nächsten Jahrgange seines Taschenbuches übernehmen willst, hauptsächlich darum, weil er dann nicht Gesahr läust, unter minder geschickte Hände zu gerathen. Ich verkenne nicht, daß Du damit ein Opser bringst, da Du der Wiener Censur gegenüber eben nicht mehr thun kannst, als Dich durch ein gewandtes Manöver geschickt aus der Affaire zu ziehen, jedensalls eine unangenehme Ausgabe, die ich nur Deiner Freundschaft zu mir zumuthen und nur mit dem wärmsten Danke erwiedern kann. Ich lasse die von Dir gewünschten nothwendigsten Daten über mein äußeres, wenig interessantes Leben solgen, Deinem Ermessen anheimstellend, wie viel oder wie wenig Du davon zu dem Umrisse, der doch zunächst mein literarisches Dasein schildern soll, benützen willst.

Ich bin am 11. April 1806 zu Laibach geboren und erhielt in der Tause die Namen: Anton Alexander Maria. Mein Vater hieß Alexander, meine Mutter Cäilia, eine geborne Freiin von Billichgratz-Baumkirchenthurm. Aus dieser Ehe entsvroßen außer mir, dem Aeltesten, noch mein jüngerer, srüh verstorbener Bruder und meine drei noch lebenden verheiratheten Schwestern. Mein Vater starb 1818, meine Mutter 1836. Tie erste Erziehung erhielt ich im elterlichen Hause, größtentheils aus dem Schlosse Thurn am Hart; ein Exsranziskaner war mein Hosmeister. Die patriotische Besorgniß meines Vaters, der Antrag des damaligen sranzösischen General-Gouverneurs von Illyrien, Marmont, mich in eine Erziehungs-Anstalt nach Paris bei seiner bevorstehenden Abreise mitzunehmen, damals zwar abgelehnt, könne sich später doch noch verwirklichen, bestimmte plötzlich den raschen Entschluß, mich zur weiteren Fortbildung dem k. k. Theresianum in Wien anzuvertrauen (im Sommer 1813). Die geistlichen Pädagogen dieser Anstalt erklärten schon nach zwei Jahren mich, damals neunjährigen Buben sür unverbesserlich; warum? weiß ich noch nicht. So bin ich denn aus ihrer Anstalt ausgetreten — worden, und trat in die k. k. Ingenieurakademie, aus welcher mich der Tod meines Vaters abries, da die Obervormundschaftsbehörde die Fortdauer militärischer Erziehung sür mich als einzigen Sohn nicht passend sand. Die PrivatErziehungsanstalt eines ehemaligen Kunstjäüngers, nun eisrigen Convertiten, Friedrich von Klinkowström, Schwagers Pilats, nahm mich jetzt aus, bis mich der Uebertritt in die philosophischen Studien daraus wieder besreite. Fleiß und Ersolg in meinen Lehrgegenständen zeichneten mich in der Anstalt vor meinen Mitschülern aus; aber die sinstere klösterliche Zucht, der überspannte Eiser sür Andachts- und Bußübungen und der düster-zelolische Geist des Hausherrn und seiner ab und zu schwärmenden geistlichen Gäste, vorzüglich Liguorianer, widerten mich erklecklich an und geben zu manchen meiner späteren Richtungen die Ausklärung. Die philosophischen und Rechtsstudien, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Gratz, hörte ich an der Universität zu Wien. In diese Zeit sallen meine ersten poetischen Versuche, welche Grässers „Philomele" und Bäuerles Theaterzeitung mittheilten. 1830 machte ich meinen ersten größeren Reiseausflug nach München, Stuttgart (zu Uhland) und nach Straßburg, wo ich noch das Feuer der Iulinsrevolution begeistert lodern sah (August) und durch die nördliche Schweiz, Tirol zurück. 1831 verließ ich meinen beständigen Auenthalt in Wien, um die mir erblich zugesallene Herrschast Thurn am Hart zu übernehmen. Seither ist diese mein gewöhnlicher Auenthalt, den ich außer den ostmaligen gewöchnlicher Besuchen Wiens und dem Bezuge meines Winterquartiers in Gratz nur verlassen habe, um einige Reisen zu unternehmen. (1835 durch ganz Italien, 1836 an den Rhein, durch Nord- und Süddeutschland mit meinem lieben Gesährten Bauernseld, 1837 und 1838 nach Frankreich, Belgien, England, 1842 nach Gastein und München, 1845 nach München, Stuttgart und Winnenden zum armen Lenau.) In den Spätherbst 1837 sällt mein Streit mit Braunthal, veranlaßt durch die Fälschung meines Dichternamens, welchen jener unter mir ganz sremde Gedichte seines „Oestr. Musenalmanaches" gesetzt hatte, worüber sich mein gerechter Unwillen in einer öffentlichen Erklärung, die ich selbst nicht von übereilter Hestigkeit sreisprechen will, Lust machte. Ein srüher wiederholter Angriff Braunthals aus die „Spaziergänge" und „Schutt", deren Tendenz er mit polizeidienerischer Geschästigkeit zu denunieren eilte, sowie der Verdacht, in welchem er allgemein rucksichtlich seiner persönlichen Stellung zur damals vielgenannten geheimen Polizei stand, machte es gerade meiner literarischen Stellung und Tendenz um so dringlicher, jede Gemeinschaft mit ihm von mir zu weisen und steigerten bei seinem gewaltsamen Versuche, mich gegen meinen Willen in seine Kreise zu ziehen, meinen Unwillen und Abscheu zum Aeußersteu. — Am 11. Iuli 1839 beglückte mich Marie Gräsin von Attems, die ich schon seit 1835 kannte und liebte, mit ihrer Hand, welche seither mein Lebensglück begründet und bewahrt hat. Diese Verbindung gab Anlaß zu einer Notiz in der Leipz. Allg. Ztg., worin ich als Bewerber um den Kammerherrnschlüssel geschildert wurde. Diese kurze, durchaus unwahre Angabe ist sür mich wichtiger geworden, weil sie mir den Beweis lieserte, daß es in Deutschland zwei erlogene Zeilen vermögen, das Streben eines ganzen Lebens, sich makellos, unabhängig und achtbar zu erhalten, mit einem Schlag zu nichte zu machen. Ich habe einsach dagegen nur zu erwiederu, daß die Kammerherrnwürde bis zur Stunde weder jemals von mir bekleidet, noch auch jemals meinerseits angestrebt wurde.

Ueber meine kurze, aber gottlob nicht ganz ersolglose ständische Wirksamkeit verliere ich hier kein Wort, da sie dem Ziele der Dir zgedachten Ausgabe zu sehr aus dem Wege liegt.

So weit mein äußeres Leben: mein inneres poetisches entzisserst Du aus meinen Schristen, deren genaues Verzeichnih ich solgen lasse. Was Du dort nicht heraus zu leseu vermagst, das habe ich vorläufig sür die Welt noch nicht gelebt.

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.

Der letzte Ritter, ein Romauzenkranz. München 1830. 5. Auslage, Leipzig 1847.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. 4. Auslage, Leipzig 1846.

Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. 8. Auslage, daselbst 1847.

Gedichte. Leipzig 1837. (!. Auslage, daselbst 1846.

Nibelungen im Frack. Ein Gedicht. Leipzig 1843. Von den „Blättern der Liebe" sind die wenigen Stücke, die ich der Ausbewahrung werth hielt, in die Gedichtsammlung ausgenommen worden, in der sie unter dem alten Titel eine eigene Abtheilung bilden. Eine mir vom Verleger angebotene neue Auslage dieses Büchleins habe ich abgelehnt, weil Dinge, die man selbst als Verirrungen und unreise Produete ansehen muß, am besten der Vergessenheit anheim sallen. Ohnedies mögen noch manch' andere, von mir sür besser gehaltene Stücke, die ich beibehalten habe, derselben Kategorie angehören! Wer kennt sich selbst genug? —

„Annehmen oder ablehnen“ hatte ich beim Eintreffen Deines Brieses bereits gelesen. Das Buch ist treffend, aber auch völlig ruhig, klar und anständig abgefaßt. Um so mehr wunderte es mich, zu lesen, der Versasser sei in Criminaluntersnchung gezogen! Mit Ausnahme der warnungsvollen Parallelstellen zwischen Ludwig XVI. und Friedrich Wilhelm IV. gegen Ende des Buches, die zwar etwas stark wirken durch die Zusammenstellung, mir aber durchaus nicht hochverrätherisch scheinen, wäre ich doch neugierig, zu ersahen, welches die ineriminirten Stellen sind!

Wahrhaft empört bin ich über die Thronrede dieses königlichen Charlatans; ich habe erst gestern den Schluß in die Hände bekommen. Ich habe mir von diesem Manne längst schon nichts mehr erwartet und meine srüheren Hossnungen aus ihn ausgegeben. Aber vom preußischen Thron herab diese engherzig unwürdige Polemik gegen die Presse, kleinlich und lächerlich, wie die Zuckungen eines armen, von ihr zermalmten Winkelreeensenten, diese alberne komödienhaste Kniebeugung- und Andachtsseene vor dem versammelten Reichstage, der Mühe gehabt haben mag, bei der Grimasse seinen Ernst zu bewahren, die possirlich-ekelhaften Fechterkünste gegen das Andringen der Zeitsorderungen, dieses ungeschickt-dumme Appelliren an das Volk, wie an einen Richter, dem man soeben die Zunge ausgeschnitten und die Hände abgehauen hat, dieses unsinnige Toben der windigen Providenz gegen die „papierne Vorsehung“, und zum Schluß in bombastischem Wortschwall die nackte, klassisch-unverschämte Erklärung, daß man eigentlich die Sechshundert Männer nur hergesoppt habe, um — eine lange, alberne Rede zu hören! (denn daraus redueirt sich schließlich die ganze Komödie), das hätte Niemand erwartet, das ist gewiß Jedem zu arg! Hoffentlich werden sich unter jenen Männern die rechten Organe sinden, den ausgeregten Nebel zu zerblasen und zu Tage zu sördern, was noth thut. Geschähe dies nicht, dann wären Deutschlands Hoffnungen wol aus lange wieder vertagt! —

Von Marien und mir herzlichen Dank sür Deine sreundliche Erinnerung an unsere Geburtstage. Es ist dabei nicht anmuthig, daß die Wiederkehr dieses Tages — wenigstens mir — alljährlich ein weiteres Stadinn des Abwärtsschreitens bezeichnet. Sei's! sagt Freund Grillparzer.

Mit den herzlichsten Grüßen wärmster Freundschaft

Dein
A. Anersperg.

Thurn am Hart, 22. April 1847."

Wie mir Auersperg in den Märztagen treulich beigestanden, ist bereits anderwärts nutgetheilt worden (in meinen Skizzen: „Aus Alt- und Neu-Wien.“ Bei Braumüller). Beide waren wir in das Franksurter Vorparlament gewählt worden; eine Gehirnkrankheit, Folge der Ausregung, hatte mich abgehalten, die Sendung anzunehmen, — vielleicht zu meinem Heil! — Bisher waren wir in literarischen wie in politischen Dingen so ziemlich Einer Meinung, Einer Gesinnung; die Wirren des Jahres 1848 schleuderten mich aber weit mehr nach links als den besonnenen Freund. Die Anarchie, die völlige staatliche Auslösung, in welcher wir herum taumelten, war ihm gewiß nicht minder widerlich als mir, doch meine Ungeduld wie meine Empörung hatten eine andere Lösung im Auge als die verständige Mäßigung des Freundes.

Als er im Hochsommer wieder nach Wien kam, mußte ich mich ihm wol wunderlich genug geäußert haben, und was er später aus der Ferne über die Wiener Zustände vernahm, machte ihn um mich besorgt, wie der nachfolgende Bries darthut:

Thurn am Hart, 3U. Nonember 1848.

„Lieber Freund! Ich kann Dir nicht genug danken, daß Du mich endlich durch Demen Bries aus der Todesangst reißest, in der ich um Dich schwebte; sreilich habe ich nicht bis jetzt gewartet, um mich nach meinen Freunden und insbesondere nach Dir zu erkundigen, aber meine diessällige Ansrage an Schlecht« — ich ahnte damals nicht den Antheil seines eigenen Sohnes an den Ereignissen — ist bisher noch unbeantwortet geblieben. Ossen gestehe ich Dir, daß ich nach der Stimmung und Ausgeregtheit, in der ich Dich bei unserm letzten Zusammensein gesunden hatte, aus untröstliche Nachrichten gesaßt war. Mögest Du in dieser meiner Besorgniß um Dich keinen Vorwurf sehen; denn ich weiß ganz wohl zu beurtheilen, daß es leichter ist, unbetheiligt aus der Ferne über eine Bewegung, deren vernünftigen Zweck man nicht zu sassen vermag und die man mit allen Mitteln der Rohheit und Entsittlichung ausgesührt sieht, den Stab zu brechen, als in der nächsten Nähe der Bewegung stehend, ganz unberührt von ihren wirbelnden Kreisen zu bleiben und in dem allgemeinen Taumel der Trunkenen der einzige Nüchterne zu sein. So ist es begreislich, daß auch edle und achtungswerthe Elemente von dem wilden Strom ergrissen wurden; wer widersteht so leicht moralischem und physischem Zwange, oder einer optischen Täuschung, die durch momentane trügerische Lustspiegelung unsere Hoffnungen und Wünsche dem Auge näher rückt? Hätte ich widerstanden? Ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich nur mit Entsetzen und Widerstreben einer Fahne gesolgt wäre, die sich mit Blut besudelt hat, und daß ich von einer Bewegung, die mit Verbrechen und Greueln beginnt, sür die Freiheit, die mir mit dem unantastbaren Rechts- und Sitteugesetze zusammensällt, keinen dauernden Gewinn erwarten kann. Wie rein, wie schön und groß steht dagegen die'Märzbewegung da! Wenn vielleicht auch sie künstlich angelegt war und einige Puppen an sremden Drähten manövirten, so ward sie doch durch den raschen sreiwilligen Anschluß der Besten aus allen Volksklassen zu einer selbstbewußten, imposanten und unwiderstehlichen Gesamtbewegung der Nation geheiligt. Im Prineip hat sie Alles errungen, was uns srommt und noth thut; es galt nur die weitere Ausbildung und Organisirung. Wären sich von jenem Zeitpunkt an eine offene, ehrliche und verständige Regierung und ein selbständiges, zweckbewußtes, politisch gereistes Volk gegenübergestanden, wir wären jetzt in einem hoffnungsreicheren Stadinn unserer Entwickelng. Die Maibewegung, deren Zwecke ich begreie und billige, deren Mittel ich aber gleichsalls perhorreseire, hat unsere Versassungsdebatten aus dem Ständesaal aus die Gasse verlegt und die Gasse ist seither die erste und letzte Instanz jedes Geschäftszuges, jeder Verhandlung; begreislich, daß am Ende solche Entscheidungen ersließen mußten, wie die letzte. Du siehst, daß ich unter solchen Umständen mit keinem der beiden Lager snmpathisiren kann. Der Kamps der physischen Gewalten hat begonnen, die letzten Früchte dieses Kampses dürsten schwerlich neue Errungenschasten der Freiheit, Bildung und Humanität sein. (Oesterreich ist noch zu retten — aber noch nicht gerettet.) Ehrlichkeit und vor Allem Ausrichtigkeit der Regierenden sind die einzigen möglichen Retter. Mit dem Schwerte kann und wird vielleicht die ungarische Sache vorläusig abgethan werden; aber welches Schwert bündigt dann die siegesübermüthigen Slaven? Ich bin wahrlich kein Slavenseind und gebe ihnen im Kampse mit den Magyaren vollkommen Recht; aber aus Diseretion möchte ich mich ihnen auch nicht ergeben. — Die Franksurter sind wie die kleinen Kinder bei Tische, die den Teller überladen, weil die Augeu größer sind als der Magen; so möchten sie auch Oesterreich schlucken, das sie doch offenbar nicht verdauen könnten. Gagern ist der einzige, der mit staatsmännischem Blicke den rechten Weg gezeigt hat; hoffentlich geht sein Antrag bei der zweiten Lesung durch. Und dann werden die besagten Kindlein aus dem Teller liegen lassen, was des Guten zu viel war.

Marie und ich besinden nns körperlich wohl; wir sitzen hier, wie Marins aus den Ruinen von Karthago, aus den Trümmern meines zerrütteten Besitzthums, welches zeitgemäß neu umzugestalten noch immer jeder Anhaltspunkt, jede gesetzliche Basis seht. Das Empsindlichste dabei sind mir nicht so sehr die eigenen Verluste, als die Unmöglichkeit, unter diesen Umständen meinen Verpflichtungen gegen Andere so pünktlich wie bisher nachzukommen. Ans Delieatesse sür letztere werde ich auch sür Heuer hier überwintern, um jede überslüssige Ausgabe zu vermeiden." —

Ich hatte Auersperg ersucht, meinem Gedächtnisse zu Hülsa zu kommen und mir die Umstände und Ereignisse unseres Zusammenwirkens im März 48 zu uotiren. Das geschieht in dem nachfolgenden Briebe, welcher von einiger Verstimmung des Freundes sauch Gutsbesitzers) Zeugniß ablegt.

^H Thurn am Hart, 3, Februar 49.

„Mein lieber theurer Freund! Wenn ich obiges Datum mit dem Deines letzten Brieses vergleiche, muß ich sehr aus Deine Nachsicht rechnen; leider kann ich nicht, gleich Dir, einen so schönen, tristigen Grund des Versäumnisses, das Vertiestsein in Studien und Arbeiten, ansühren. Meine unsreiwillige Verzögerung lag an körperlicher und geistiger Verstimmung, die, nicht in den Bries an einen so lieben Freund übergehen sollte. Auch das geistige Leben bedars einer positiven Grundlage im Dasein, und sei es auch nur ein solider Bettlerstab, an dem es sich emporranke. Aber die gegenwärtige Unbestimmtheit aller Verhältnisse weht mich lähmend au wie hereinströmende Schuldthurmlust, die meiner nach Liquidität ringenden Natur unerträglich ist. Diesem Hindämmern der Unentschiedenheit würde ich die tiessteinschneidende, wenn nur rasche Lösung vorziehen. Doch basta davon!

Du bist so sreundlich, Dich nach meinem Psassen vom Kahlenberg zu erkundigen. Das Gedicht ist soviel als sertig, aber jetzt damit herauszurücken habe ich den Muth, die Selbstgewißheit nicht mehr. Ich sürchte, es ist zu sehr unter dem Einstusse unserer vormärzlichen Zustände geschrieben und trägt deren Gepräge zu erkennbar an sich, als daß es jetzt noch Anklang sinden könnte. Wäre ein reiseres Maß jener höheren unwandelbaren Poesie vorhanden, um die vergänglichen Reize der Zeitmuse auszuwiegen, so würde ich es damit vielleicht noch wagen. Doch mögest auch Du darüber urtheileu, da ich Dir den dritten, Dir noch unbekanntem Theil nächstens sende.

Gegen Ende dieses Monats, beiläusig um den 21. bis 22., komme ich aus ein paar Wochen nach Gratz, um dort deu Geburtstag meines Schwiegervaters im Familienkreise zu seiern. Könntest Du um jene Zeit oder in den ersten Märztagen Dein Projeet, Gratz zu besuchen, in Aussührung bringen, so wäre mir die große Freude näher gerückt, Dich wiederzusehen; nach Wien zu kommen, spüre ich keine Versuchung, denn der Eindruck, deu ich von meinem letzten Besuche von dort mitgenommen, ist ein zu widerlicher und zu ties gehender, um so bald verwischt zu werden. Wien hat mich mit moralischem und ästhetischem Ekel vollgeträukt. Die geistige Unsähigkeit und sittliche Verwilderung der Massen gibt ein schlechtes Material sür den neuen Staatsbau und die Freiheit läßt sich nicht erkriechen, man mag nnn vor den Soldaten oder vor den souveränen Schuljungen aus dem Bauche liegen. Noch tröstlicher wäre mir die Wildheit der Oetoberkämpser, wenn sie sür eine bessere Sache als die Errungenschasten des Mordes zu Helden geworden wären. Das Allerscheußlichste aber sind mir Eure „Gutgesinnten“!

Kämost Du nach Gratz, so würdest Du wol Deinen Sickingen mitbringen, aus den ich mich sehr sreue. Der Gedanke, Luthern nur mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen, ist ein sehr glücklicher Kunstgriss und erinnert mich an die Hitzig'schen Biographien, die ihre Wahrheit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit auch vornehmlich dem Umstande danken, daß sie, wo es nur sein konnte, die eigenen Lebensschilderungen, das Wort und die Schrist der Verstorbenen zur Grundlage nahmen. Mein Interesse aus Deine Behandlung des Stoffes ist um so gespannter, als auch mich jene Zeitperiode nächstens beschäftigen soll, wenn ich meinen alten Lieblingsgedanken, Hutten zum Helden eines Gedichtes zu machen, aussühren werde.

Auch an mich hat Psautsch geschrieben, um mich zur Einsendung von ansälligen Bemerkungen, Zusätzen u. dgl. zu meiner Biographie auszusordern. Wenn Du Dich wirklich der Uebearbeitng Deines Artikels über mich unterziehen willst, so würde ich Dich nur ersuchen, daraus ausmerksam machen zu wollen, daß Deine Widerlegung der bekannten Kammerherrnsabel in dem Artikel durch die k. k. Censur damals gestrichen wurde, es daher schwer zu verkennen ist, in welchen Kreisen die Verdächtigung meiner Person am willkommensten gewesen. Meine späteren Erlebnisse kennst Du. Eine richtige Combination der Zeitbewegungen nnd deren Eingreisen in einander sagte mir im vorigen März, daß sich am 13. in Wien etwas Wichtiges ereignen werde. Ich ging daher am 12. von Gratz nach Wien und sand mich am 13. srüh in richtiger Ahnung genau zur Erössnung des großen Schauspiels in meiner Loge ein, nämlich in Deiner Wohnung. Als Nicht-Wiener, gewissermaßen als Fremder, beobachtete ich mit Ausmerksamkeit, um mich ganz zu orientiren, die Ereignisse des 13., 14. und 15., ansangs ganz passiv, bis ich mich am letzten Tage inosern thätig daran betheiligte, daß ich Dich und Gsen Ottokar Czernin in dem kritischesten Momente des Tages in die Burg begleitete, um die Zusicherung der Constitution zu erwirken. sDie Details dieses Ganzen schreibe ich in Kürze zu unserer beiderseitigen Erinnerung um so sicherer aus, als ich erst kürzlich ersuhr, daß Dr. Hock in der Donau-Zeitung die Priorität eines gleichen Schrittes sür sich in Anspruch nahm.) Mit einem Exemplar des Constitutionspatentes eilte ich am 16. nach Gratz zurück, wo ich den Ausbruch ähnlicher Bewegungen ahnte und durch das rechtzeitige Eintreffen jener Urkunde zu deren Beschwichtigung beizutragen hoffte, wie es auch gelang. Fast vier Tage später erhielt Wickenburg aus ossieiellem Wege das Patent. Späterhin, kaum zurückgekehrt, vom Vorparlament resp. Fünsziger-Ausschuß von meiner Geburtsstadt Laibach nach Franksurt gewählt, nahm ich dieses Mandat mit um so größerer Freude an, als es mir bei dem bereits bemerkbaren Heranrollen der slavischen Bewegung eine doppelt erhebende Genugthung gewährte, gerade als Vertreter eines slavischen Wahlbezirkes zu unserem Anschluß an das Gesamtdeutschland mitwirken zu dürfen. Der erste Moment des Zusammentrittes deutscher Volksvertreter in Franksurt war ein so erhebender, imposanter und ergreisender, daß ich dessen Erinnerung und meine persönliche Anwesenheit dabei um keinen Preis aus meinem Leben streichen mochte. Minder tröstlich und erhebend war, was sich als natürliche Folge der langjährigen Getrentheit deutscher Stämme und der Einseitigkeit unserer vormärzlichen Geistesbildung sosort im Lause (? 8it venia verdo!) der Verhandlungen entwickelte, die ost lächerliche Unkenntniß der gegenseitigen Zustände, das jedes praktische Resultat hemmende Vorherrschen der Doetrin und Theorie, gegenseitige Beargwöhnungen, Gehässigkeiten und Verdächtigungen, Intriguen und Fechterkünste des porteseuilhaschenden Dünkels u. s. w. und all' diese Erscheinungen der Zwietracht und des Auseinanderstrebens, an dem Orte, wo die Einheit begründet werden sollte! Ich bin nicht blind sür einzelne wahrhaft großartige Charaktere und mächtige Intelligenzen der Versammlung, ohne deren wohlthuende Erscheinung es mir nicht einmal möglich gewesen wäre, die drei Monate, die ich in Franksurt ausharrte, zu überstehen. Daß mir aber jene Mißverhältnisse den Entschluß des Austrittes, als dieser durch meine plötzlich zerrütteten Besitzverhältnisse geboten war, wesentlich erleichtern mußten, ist begreislich. Zudem wurde dieser Entschluß noch durch die während meines Urlaubs gemachte Wahrnehmung, daß die überwiegende Mehrheit des Wahlbezirkes, wie des Landes, dem ich zunächst angehöre, sür Franksurt eben nicht sehr zärtlich gesinnt, meine entschiedene Deutscheit daher nicht mehr der wahre Ausdruck meiner Mandaten sei, ebensalls gesordert. Ich will nicht chemisch analysiren, wieviel Tropfen slavischen Blutes allensalls in meinen Adern rollen, aber das weiß ich, daß mein Herz ganz deutsch ist und daß es auch ein Vaterland des Herzens, eine geistige Heimat der Liebe und Dankbarkeit gibt, und eine solche ist sür mich Teutschland. So verließ ich denn meinen Parlamentssitz zu der Zeit, als der „Reichsverweser“ und die heraldische Bestimmung der „Reichsslagge“ die Ergebnisse dreimonatlicher Berathungen waren. Ich kann es eben nicht bedauern, den Moment nicht abgewartet zu haben, in welchem der preußische Kaiserembryo neugebadet dem Dahlmann'schen Tintensasse entstieg. Sonst ist, die Grundrechte etwa abgerechnet, seither wenig geschehen, daß es einen Poeten vermöchte, seines eigentlichen Beruss zu vergessen und sich an den Prometheusen staatskünstlerischer Geduld und Ausdauer schmieden zu lassen. Diese Andeutungen nur sür Dich! Sollten sie Demen eigenen Anschauungen irgend eine Ergänzung bieten, so benutze sie nach Belieben zur Verdeutlichung des von Dir entworsenen Bildes."

In einem Briebe vom 1L. Februar 184!« lautet es:

„Mein lieber, theurer Freund!

Diesmal sollst Du mich nicht wegen Verspätung meiner Antwort tadeln können; denn Deine Ausrage in Betress meines Beitrages sür unsern armen Lenau dars nicht lange aus Erwiederung warten. Fürwahr, es wäre der bitterste Stachel meiner sinanziellen Verluste, wenn ich in die Lage kommen sollte, das Scherslein der Liebe und des Dankes zu besserer Pslege des theuren Kranken nicht mehr ausbringen zu können; ich müßte in der That Ichon am Hungertuche nagen, um mir jene härteste Entbehrung selbst auszuerlegen, welche aus dem Bewußtsein unersüllter Freundespslicht entspringt. Da ich bei meiner letzten Anwesenheit in Wien Bach, der sonst die Beiträge übernahm, trotz wiederholten Versuches nicht sinden konnte, so wüßte ich vorläusig nicht, an wen mich diessalls zu wenden? Ich sende daher jetzt, wo Deine Ansrage meinem eigenen Drange entgegenkommt, an

Dich zu weiterer gesälliger Besörderung den beigeschlossenen Betrag von 100 fi. CM. mit der Erklärung, daß ich es mir auch sür die Zukunft nicht nehmen lasse, je nach dem Stande meiner Vermögenskräfte beizusteuern.

Wenn Du Deine Absicht, die drei Märztage aus dem Laude und Mar bei Castelli zzubringen, auszuführen entschlossen bist, so lasse es mich wissen; wenn es nur einigermaßen thunlich ist, möchte ich auch dahin kommen. Vom 21. Februar ab sinden mich Deine Briese in Gratz (Zinzendorsergasse Nr. 73»),

Da ich mir selbst die „Ostdeutsche Post“ halte, so kenne ich Deine „Studien“ im Feuilleton ganz genau und habe sie mit großem Interesse und vieler Freude gelesen. Ich sand darin nebst der Dir eigenen gewandten Behandlung widerhaariger Gegenstände, nebst Deiner alten Schwärmerei M k. k. Hosrätthe und trotz der graziösen Leichtfertigkeit des vorherrschenden Tones doch auch Spuren jenes tieseren, durch die Lehren der Zeit gereisten Ernstes, dessen Du jüngst gelegentlich Deines Sickingen gegen mich erwähntest. Nur gucken wol hie und da aus den tändelnden Sammtpötschen die spitzen Krallen kleiner Gehässigkeiten hervor, die ich sast unedel und Deiner unwürdig nennen möchte, wenn ich nicht sürchtete, vielleicht gegen Wissen und Willen selbst Partei zu sein und wenn ich nicht das Jedem von uns zugemessene Maß von Haß und Liebe sür ein sehr unwillkürliches halten müßte.

Du willst meine Ansicht über Alex. Bach hören? Ich sürchte sehr, daß sein Mangel an Charaktersestigkeit die großen Dienste, die sein Talent und Wissen leisten könnte, vereiteln wird oder vielleicht schon vereitelt hat. Da ich in meiner Abgeschiedenheit außer einigen Zeitungen keine anderen Quellen über seine neuesten Handlungen habe, so sind meine Daten zu seiner Beurtheilung wol höchst mangelhaft. Aber ich stütze meine Ansicht zunächst aus seine Erklärung vi8.il.vi8 des ß. 1 der Grundrechte. Ich war niemals ein Fanatiker sür die Mairevolution und habe mir durch

Nard und Lud, II, «, 26

dies Bekenntniß auch schon einmal Deinen sreundschaftlichen Unwillen zugezogen; eben so wenig bezaubert mich dessen im §. 1 verkörperte Frucht, die ich bei uns zu Land so lange sür einen rothwangigen Apse mit saulem Kerne halten werde, bis etwas leidlichere Souveraine aus unsern Gassen herumlausen. Das Prineip selbst ist so alt und wahr als der Grundsatz, daß Ieder das Recht besitzt, Gottes sreie Lust einzuathmen; ich wäre aber doch sehr schwach erbaut, wenn jeder Lump seine Portion Lebenslust gerade in meinem Zimmer schöpsen wollte. Meine Bedenken gelten daher nur der Form; hätte ich aber diese, wie Bach gethan, im ersten Ministerinn seierlichst proelamirt, so hätte ich sie im zweiten Ministerinn gewiß nicht desavouirt; wie er ebensalls gethan. Dieses Benehmen ist um so besremdlicher, als gerade Bach unter dem ersten Ministerinn so manche unleugbare Proben von Muth abgelegt hat. Uebrigens steht es doch unserer unbesangenen Beurtheilung sowol des jetzigen als des srüheren Ministerinns sehr im Wege, daß wir die meisten dieser neugeschnitzten „Götter“ noch vor Kurzem als „Birnbäume“ gekannt haben. Nehme mir diese ausrichtigen Aeüßerungeu nicht übel und zweisle deshalb nicht an meiner Freundschaft sür Dich, noch an meiner Freiheitsliebe. Aber ich keune nur eine Freiheit aus den Grundlagen der Bildung, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit und will in dieser Hinsicht gern den Zops des Altliberalismus tragen. Kannst Du mir beweisen, daß sich jenes Ziel nicht aus einem anderen und besseren Wege, als dem eingeschlagenen erreichen läßt, so will ich mich gerne bekehren lassen. Ich wollte, ich wäre sreie und jung wie Chateaubriand zur Zeit der ersten Revolution; ich würde mich nicht besinnen, seinem Beispiele zu solgen und aus einige Iahre in die Einsamkeit nnd Stille der Urwälder jenseits des Oceans ziehen."

Anbei aus demselben Iahre ein Bries, der mir am Schluß ein wenig die Leviten liest.

„Mein lieber, theurer Freund! Ich schulde Dir noch die Antwort aus Deinen mir in Gratz zugekommenen Bries. In der Zerstretheit und Unruhe meiner dortigen Lebensweise sand ich nur Gelegenheit, Dir mit einigen slüchtigen Zeilen das Gedicht an meinen verstorbenen Freund Pressern zu übersenden. Es ist nicht erschienen, also hat es entweder Dir nicht zugesagt, oder es ist von Kuranda verworsen worden? Ich war aus das Eine oder Andere gesaft und begreise Euer Urtheil, das Gedicht war auch zu rasch unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht entstanden. Hast Du es nicht nach meinem Wunsche vertilgt, so sende mir es gelegentlich zurück, da ich kein anderes Exemplar davon, außer meines sehr unleserlichen Coneeptes, besitze.

Deine in dem letzten Briese ausgesprochene Anklage gegen das Ministerinn, daß „nichts Rechtes geschieht“, ist seither insofern entrkrätet, als allerdings etwas und sogar sehr viel geschehen ist, sreilich sragt sich's dann noch immer, ob dies auch etwas Rechtes sei? Ich gestehe Dir ossen, daß ich von Herzen wünsche, man nähme die Versassung überall — nicht blos gezwungen — an; es ist — statt des bisherigen Zappeln im Bodenlosen — doch eine seste Grundlage, aus der man süßen und mit ausdauerndem Beharren Alles erringen kann, was bisher, so lange es nur im Straßekamps und aus der Barrikade vertheidigt wurde, immer nur ein slüchtiges und unsicheres Gut blieb, während durch den Begriff des Gesetzes selbst die dem alten Herkommen gegenüber gewagtesten und einschneidendsten Maßregeln an Herbheit verlieren und an Stätigkeit und Sicherheit gewinnen. Drum schrecken mich auch alle Mängel des Gemeindeund Preßgesetzes weniger, weil ich das Heilmittel dasür in der Nähe sehe. Mich beunruhigt am meisten die Lösung der deutscheu Frage; über das Prineip des Anschlusses sind wir Deutsch-Oesterreicher wol einig; es handelt sich nur um das Wie? Daß die Anschauung des Ministerinns, die sich aus die Einheit und Größe der Gesamtmonarchie gründet, sich jemals mit dem in der Paulskirche gemachten Versassungs-Entwurse, der gerade das Gegentheil, nämlich den Zersall der Monarchie zum Ausgangspunkte nahm, vereinbaren oder verschmelzen lasse, mag glauben wer da will; ich nicht! Beschämt gestehe ich Dir, daß auch ich bis in den Sommer herein an der serneren Lebenskrast und Lebensähigkeit Gesamt-Österreichs verzweiselte. Ist es vorläusig gerettet worden, so verdankt es seine Rettung nicht nur dem Heere Radetzky's, sondern sast entschiedener der Bestialität und Dummheit der Herren Magyaren, gegenüber ihren Staatsangehörigen anderer Nationalität. Freilich werden unsere bisherigen guten Freunde, die Slaven, uns selbst noch viel zu schaffen geben. Daß der Fernblick des Ministerinns nicht auch in dieser Rücksicht nach Franksurt gewiesen wird und daß es neuerlich durch Verwersung des Volkshauses eine unübersteigliche Klust zwischen hüben und drüben entstehen läßt, begreise ich nicht. Die Garantie eines Volkshauses bei der Centralgewalt ist namentlich dem sürstlichen Direetorinn gegenüber unerläßlich und Franksurt thut recht, daraus zu bestehen. Freilich möchte ich glauben, die wesentlichen Elemente des Volkshauses könnten im Staatenhause, wenn dessen Zusammensetzung verständig geordnet ist, ihre Stelle sinden; denn daß ein Volkshaus in der Zusammensetzung des jetzigen Parlaments mit all seiner Schwersälligkeit selbst sür die Volksinteressen eher ein Hemmschuh als ein Förderungsmittel werden dürfte, scheint mir außer Zweifel. Das Allerverzweiselteste ist aber die verwünschte Dahlmann'sche Kaiseridee; nun ist der alte brave Welker über den papiernen Kaiser auch noch verrückt geworden!

Du sragst mich, was Du „Unedles“ in den Studien geschrieben? Da Du sragst, muß ich antworten, sonst siele es wie ein Vorwurs aus mich zurück. Ich meinte weniger Deine Aussälle gegen die n. ö. Stände, als vielmehr die Plänkeleien gegen den Adel überhaupt. Von Dir mißverstanden zu werden, sürchte ich nicht, drum sage ich es ganz ossen. Daß ich den Adelspöbel, der in verkehrter Progression gerade in den obersten Regionen zu Hause ist, nicht vertheidigen werde, daß ich selbst vor der sogenannten Wiener erime — roetiu« saure Milch — die sich um Mad. Metternich und andere Koryphäinnen angesetzt hatte, einen entschiedenen Ekel habe, glaubst Du mir wol unausgesprochen; eben so, daß ich dasür halte, der Adelige, der den Verlust seiner Vorrecht bedauert, habe eben keinen Begriss von Recht, und der den Verlust seiner Titel beklage, habe eben keinen anderen Werth, als diesen, je gehabt. Als Corporation besteht der Adel äe laow ja längst nicht mehr, er hat, wie jede in der Geschichte austauchende Körperschast, seine Mission längst ersüllt und siel als welkes Blatt vom Baume. Den Bestrebungen der Humanität und Freiheit hat der Adel im Einzelnen eben so gut sein Contingent gestellt, wie jeder andere Stand; entgegengetreten als Corporation ist er jenen Bewegungen in neuester Zeit nicht. Er hat daher auch nicht den Haß provoeirt. Hätten die Kremsirer statt die verbrauchten Phrasenbolzen aus die Adelswappen loszuseuern, eine Versassung geschaffen, in der keine Silbe des Adels erwähnt und kein Boden sür seine Wurzeln sich sindet, so hätten sie ihre Ausgabe besser verstanden und geheilt, statt zu verwunden. Der bessere Theil des Adels erkannte längst seine Vorrechte sür Unrecht, der Gesamtheit gegenüber, und er trägt mit Würde und Fassung die schwereren, die materiellen Verluste, die ihn ohne seine eigene Schuld treffen. Deshalb schmerzen sie ihn nicht minder und es wäre eine allzu seltsame Zumuthung, daß, wer sich der Amputation eines Armes u. dgl. zur Rettung des ganzen Körpers unterzieht, deshalb den physischen Schmerz nickt sühlen sollte. Aber in einem solchen Augenblicke den mit Ergebung Leidenden mit Hohn, Spott und Haß überschütten, nenne ich unedel; verzeihe, ich kenne leider keinen milderen Ausdruck dasür. —

Nun aber laß mich wissen, ob, wo und wann ich Dich wiederzusehen hoffen dars? Wäre ich kein so abgesagter Feind des Abschreiben^ ich könnte Dir den letzten Theil meines Gedichtes schon jetzt senden; vielleicht bring' ich es zu unserm Wiedersehen. Herzlichste Grüße an Dessauer und Dich von

Deinem

A. Auersperg.

Thurn am Hart, 25/3 1849."

Hier ein merkwürdiger Bries, den ich seinem vollen Inhalte nach mittheile, obwol mir gelegentlich darin einige Schönheiten gesagt werden.

„Mein lieber, theurer Freund! Meine hiesige Abgeschiedenheit von der Welt sällt mir heute zum erstenmal einigermaßen zur Last, weil sie mich der Möglichkeit beraubt, Deinen Freundesrath in einer mich nahe betressenden Angelegenheit unmittelbar einzuholen. Die Sache ist solgende: Durch unsern alten Freund Castelli wurde ich aus einen Angriff erst vor Kurzem ausmerksam gemacht, den der geistliche Herr Sebastian Brunner in seinem Buche „Blöde Ritter“ gegen mich gemacht hat. Habe die Güte, Dir das Büchlein zur Ansicht zu verschaffen und die betressenden Stellen MF. 57 und 86 u. ff. selbst nachzulesen. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß diese Attaque meine Gemüthsruhe sehr gestört habe, allein der Sache, der ich immer ein treuer Anhänger war, bin ich es schuldig, den Angriff nicht unbemerkt zu lassen. Andererseits dünkt es mir wieder gar zu kleinlich in einem Momente, wo die dringenden Lebensragen die Oeffentlichkeit beschästigen, deren Ausmerksamkeit sür eine persönliche Polemik in Anspruch nehmen zu wollen. Ich glaubte den Zweck ersüllt, wenn das beisolgende Schreiben an Herrn Brunner — den ich seines geistlichen Gewandes wegen doch nicht sordern kann — durch ein paar Freunde als Zeugen übergeben und ihm gegenüber aus der in dem Briese selbst artikulirten Forderung des Nachweises seiner Beschuldigungen, allensalls auch ein wenigstens brieslicher Widerrus verlangt würde. — Ich bitte Dich darüber mit Dessauer zu besprechen und salls Ihr Beide mit meiner Ansicht einverstanden seid, unter Kenntnißnahme des Inhalts, die Uebergabe des Schreibens zu besorgen. — Solltet Ihr jedoch sür die unmittelbare Veröffentlichung meines Brieses sein, so bitte ich Dich, an dem Briese selbst die allensalls wünschenswerthe Censur zu üben und ihn solchergestalt nach Weglassung der letzten Stelle (die Nichtbetretung des Weges der, Oeffentlichkeit betreffend) irgendwo einrücken zu lassen. Ich lege diese Angelegenheit in Deine bewährten Freundeshände mit dem vollen Vertrauen, daß Du die sittliche Ehre des Freundes mit den zweckmäßigsten Mitteln vertreten wirst. —

Die Nachrichten aus Deutschland sind, wohin man blickt, tiesbetäubend. Aus der radiealen Seite die tiesste ekelhasteste Entsittlichung, in der Mittelpartei Kopslosigkeit, bei der Centralgewalt klägliche Unbeholsenheit, Dn kennst vielleicht die Individuen des neuen Ministerinns nicht, aber es ist ein wahres Karrikaturen-Ministerinn von der vollendetsten Lächerlichkeit! Ich bedaure den Erzherzog, den man von allen Seiten im Stiche läßt! In Ungarn hat Deine Abneigung gegen die Aristokraten volle Bestätigung erhalten; so haben sie allein doch dort die ganze Geschichte verdorben; ob mit Absicht oder ohne? Diese Frage läßt es nur noch offen, ob die Dummheit oder Schlechtigkeit größer gewesen? Kennst Du unter den streitenden Parteien hüben und drüben auch nur eine, welcher Du Dich aus vollem Herzen in innigster Ueberzeugung anschließen könntest? — Ich nicht! und dies stimmt mich so überaus traurig. —

Wie steht es mit Deinen Projeeten sür Gratz? Kann ich hoffen, Dir dort oder anderswo bald wieder zu begegnen? Wien lockt mich im Belagerungszustande eben so wenig, als in der letzten, dieser vorangegangenen Zeit,

Ich bedaure von Herzen den Verlust Deines Pslegevaters, dessen Tod ich durch Castelli ersuhr. Dein reines, edles Herz wird Dir die Lasten erleichtern, die Dir nach seinem Tode noch zugesallen. Glaube mir, obschon ich nicht immer und in Allem mit Dir übereinstimme, so ist doch Niemand, der die Goldstusen Deines Seelengrundes besser kennt und höher zu schätzen weiß.

Herzlichsten Gruß alter Freundschaft von

Deinem

treuen A. Auersperg. Thurn am Hart, 31,5 184!»/'

Ich hatte den Fehdebries an den Adressaten nicht abgehen lassen, das interessante Schriststück bis jetzt ausbewahrt. Seine Hochwürden schienen mir nicht würdig, in eine so noble Polemik verwickelt zu werden. Als literarhistorisches Curiosum mag das Doeument hier nachträglich seinen Platz sinden.

Sr. Hochwürden Herrn Sebastian Brunner

zu Wien.

„Euer Hochwürden werden es erklärbar, vielleicht auch verzeihlich sinden, daß ich nicht zu den regelmäßigen Consumenten Ihrer Geistesvroduete gehöre und daß ich sonach möglicherweise ohne alle Kenntniß des Angriffes, den Sie in Ihrer Schrist „Blöde Ritter“ gegen mich zu richten beliebten, geblieben wäre, wenn nicht erst kürzlich ein brieslicher Wink meines alten Freundes Castelli mich davon benachrichtigt hätte. Diese Andeutung hat keinen anderen Zweck, als Ew. Hochwürden mein bisheriges Stillschweigen gegen Sie zu erklären und dieses in Ihren Augen nicht etwa als stummes Zugeständniß eines Schuldbewußten erscheinen zu lassen.

Iede vrineivielle, weil ohnehin ersolglose Erörterung gegen Ew. Hochwürden vermeidend, will ich mich nur daraus berusen, daß ich niemals ein Enthusiast der Revolution gewesen, wol aber ein entschiedener Anhänger der durchgreisendsten rechtzeitigen Resorm, die uns vor jener bewahren sollte und wol auch bewahrt hätte; mein Losung war und blieb jederzeit: das Licht, nicht der Brand! die Bewegung, nicht der Sturm! der Bau, nicht die Zerstörung! Ich war immer überzeugt und bestrebt, der Sache, die ich sür die gute halte, durch die Reinheit meines Charakters in höherem Grade zu dienen, als durch mein Talent, dessen Umfang ich nicht überschätze und dessen Erzeugnisse ich eben darum widerspruchslos Ihrer Kritik, selbst Ihrem Hohne preisgeben kann, während ich einen Angriss aus meine sittliche Ehre niemals dulden dars und werde.

Die Stärke eines vorwursssreien Namens sühlend, haben wenig gewissenhaste Gegner schon vor Iahren zweierlei Verdächtigungen gegen mich versucht; einmal hat man mir einen Kammerherrnschlüssel angedichtet, den ich nie getragen, um den ich nie erworben habe; dann hat man meine Eigenschast als Gutsbesitzer benützt, mich der Bedrückung meiner damaligen Gutsunterthanen zu beschuldigen. Niemals ein Freund persönlicher Polemik, tonnte ich bisher zu beiden Anschuldigungen süglich schweigen; zu der ersten, weil ich an den Besitz jenes Schlüssels überhaupt nicht dieselben Konsequenzen knüpse, die man daraus gegen mich geltend machen wollte und weil überdies die ossielle Kammerherrnliste alljährlich statt meiner die Widerlegung brachte; zu der zweiten, weil meine Güter glücklicherweise nicht im Monde, und somit die Gegenbeweise jener Anklage sür jedes offene Auge am Tage lagen. Die Art und Weise Ihres Angriffes jedoch zwingt mich diesmal, jenes Schweigen zu brechen.

Ich mache kein Hehl daraus, daß ich unter den srüheren leidigen Verhältnissen als Gutsbesitzer gethan habe, was jeder ordnungsliebende Mann im geregelten Haushalte thun mußte; daß ich gesetzlich bestehende Verpflichtungen gegen mich, aus die ich zur Zuhaltung meiner Verpflichtungen gegen andere angewiesen war, zugehalten wissen wollte; daß ich ein Eigenthum, das nicht mir allein gehörte, gegen unbesugte Eingriffe zu schützen suchte und daß ich dabei die Wege einschlug, aus welche das bestehende Gesetz uns gewiesen hatte. Trifft mich darum ein Vorwurf, so trifft er mit mir alle.Gutsbesitzer des Landes, oder vielmehr er trifft jenes hinter den Zeitersordernissen zurückgebliebene Gesetz allein, welches Zustände ausreicht erhalten wollte, deren Basis längst gewichen war; Zustände, unter denen der edler sühlende Gutsbesitzer moralisch nicht minder litt, als dessen sogenannter Unterthan, und gegen deren serneres Fortbestehen sich aus der Mitte der Berechtigten selbst die ersten Stimmen erhoben hatten. Ew. Hochwürden mögen selbst ermessen, ob sich Ihr Hohn gegen uns Anhänger des Freiheitsprineips, die wir der besitzenden Klasse angehören und somit gegen unsern eignen Vortheil wirkten, in Ihrem Munde nicht unwillkürlich in den höchsten Lobspruch verwandelt? Denn welch' höheres Lob könnten Sie uns noch ertheilen, als das der Selbstaupferung, der Verleugnung materieller Interessen sür eine höhere Idee? — Daß eine der segenvollsten Maßregeln, die Emaneipation des Bauernstandes, bei ihrer Verwirklichung in Oestreich dem begünstigten Stande selbst nicht den ganzen, vollen Segen, der Klasse der Gutsbesitzer, die nun mit Hab und Gut die langjährigen Versäumnisse einer verblendeten Regierung büßen muß, dagegen den völligen Ruin ihres Wohlstandes brachte, liegt nur darin, daß man auch aus diesem Felde die Resorm hinter der Revolution nachhinken ließ. Bei dem ersten Auslodern der Volksleidenschast, deren hie und da ungeläuterte Vorstellungen die Schuld der Verhältnisse von der Schuld des Individuums nicht zu trennen vermochten, mußte jeder Gutsbesitzer gesaßt sein, die gehässige Stellung, die bitteren Anschuldigungen, die persönlichen und materiellen Gesahren mit allen seinen Standesgenossen zu theilen. Diese Solidarität, die mir nicht zur Unehre gereichen kann, werde ich nicht von mir ablehnen, dagegen aber jeden Vorwurf, der nur mich individuell ob meines persönlichen Verhaltens treffen wollte, mit der Entrüstung eines ehrenhasten Selbstgefühls zurückweisen.

Die Anschuldigung gewisser Standessünden xn' e^u^v ist ein eben so wohlseiler als probater Kunstgriff der Verleumdung. Wenn ein Gutsbesitzer in's Allgemeine hin der Bedrückung seiner Bauern angeklagt wird, so klingt es nicht minder glaublich, als wenn ein Mitglied des ehrwürdigen Standes, dem Ew. Hochwürdeu angehören, der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und der Benützung geistlicher Mittel zu sehr weltlichen Zwecken beschuldigt würde. Wer aber derlei Anschuldigungen an bestimmte, unbescholtene Namen hängt, muß ein ganz erbärmlicher Wicht sein, wenn er die Beweise nicht in der Tasche sührt. Ew. Hochwürden haben die einst anonym gegen mich vorgebrachte Anschuldigung zu der Ihrigen gemacht, indem Sie selbe ohne Prüfung wiederholt und unter Ihrer Namenssimer zu größerer Glaubwürdigkeit mit eigenen Zuthaten und ersundenen Einzelheiten ausstattirt haben, Sie berechtigen mich dadurch zu der dringenden Aufforderung an Ew. Hochwürden, aus dem ganzen, achtzehnjährigen Zeitraume meines Wirkens als Gutsbesitzer nur eine einzige gegen mein persönliches Benehmen vorgebrachte Beschwerde, nur einen gegen mich anhängigen Unterthansproeeß, eine mir zur Last fallende ungesetzliche Handlung, oder auch unr eine sormell gesetzliche That, die ich mit Härte oder Schonungslosigkeit durchgesüht hätte, begründet mir nachzuweisen. So lange Sie dies nicht können, klebt an Ihrem ehrwürdigen Gewande die Schmach und Makel eines gemeinen, ehrosen Verleumders. — Ew. Hochwürden verunglimpsen aber nicht mich allein, Sie verleumden auch den in seiner Gesamtheit biedern und redlich denkenden Bauernstand meiner Gegend, der sich in dem allgemeinen Taumel vielleicht zu verzeihlichen Begriffsverwirrungen, niemals aber zu Unthaten hinreißen ließ. Ein reines Bewußtsein erlaubte mir in den Tagen der größten Ausregung mitten unter diesen Männern zu leben; ich habe kein leides Wort, geschweige irgend eine Gesährdung meiner Person oder meines Besitzes ersahren. So lange Sie daher die Gesahren, von denen Sie mich bedroht schilderten, nicht thatsächlich erweisen, muß ich glauben, daß Sie einem in seinem Kerne gesunden, ehrenhasten Landvolke nur Ihre eigenen erbärmlichen Banditengelüste angedichtet haben.

Wenn ich diese Zeilen nicht aus dem Wege der Oeffentlichkeit an Sie gelangen lasse, so geschieht dies nur darum, weil ich weder Ihre noch meine Persönlichkeit sür wichtig genug halte, um die öffentliche Ausmerksamkeit von den mächtigen Interessen, welche sie jetzt beschäftigen, auch nur einen Augenblick aus uns ablenken zu wollen. Es bleibt Ihnen natürlich unbenommen, im Falle Sie diese Ansicht nicht theilen, von gegenwärtigen Zeilen jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

A. Auersperg (Anaswsius Grün). Thurn am Hart in Kram, den 3«. Mai 1840."

Ein Bries vom Jahre 1850 beklagt den Verlust Lenaus und äußert sich über unsere öffentlichen Zustände.

„Lieber Freund! Bei meiner vor Kurzem erfolgten Heimkehr von Helgoland — wo ich einige nervöse Mißstimmungen ziemlich glücklich weggebadet habe, — sand ich Deine sreundlichen Zeilen aus Lilienseld. Ich hatte bei meiner Durchreise durch Wien, wo ich mich nur einen Tag aushielt, Dich wiederzusehen gehofft, da man mir gesagt hatte, Du seiest vor zwei Tageu von Deinem Aussluge heimgekehrt; aber leider erfolglos erwartete ich in Terzy's*) Gesellschaft Dich Mittags in der Stadt Franksurt; Du warst gerade an jenem Tage, wie man uns mittheilte, wieder über Land gegangen. — Den Tod unseres Freundes Lenau habe ich in Helgoland aus den Zeitungen ersahren und muß es noch immer bedauern, daß die große Entsernung es mir unmöglich gemacht hatte, ihm das letzte Geleite zu geben. Sein Tod war sür ihn und sür uns ein wahrer Besreier, nachdem eine andere günstige Lösung seines Elends nicht mehr denkbar geworden, und so mischte sich unter den tiesen Schmerz über den Verlust doch auch ein lindernder Tropfen Genugthuung. Für mich, der ihm durch gleichzeitiges Austreten und Bekanntwerden, sowie durch mancherlei tiesere Beziehungen näher stand, als die meisten Anderen, und der unsere beiderseitigen Bestrelmisse nur als die getrennten Hälsten eines einzigen geistigen Daseins zu betrachten gewohnt war, trat schon bei seinem psychischen Absterben das wehmüthige Gesühl ein, als neige sich ein Theil meines eigenen Selbst dem Grabe zu; der nachsolgende körperliche Tod löste nur den letzten schwachen Hoffnungssaden. So wie sein tieseres Verständniß religiöser Anschauungen und Bewegungen, sein kühneres Eindringen in die Nachtseite der Natur und des Lebens ihm Gebiete erschlossen, die mir zum Theil unzugänglich blieben, so glaube ich ohne Anmaßung, daß auch in mir Elemente lagen, die ihm versagt waren und die gerade geeignet gewesen wären, das Schroffe seiner Richtung zu mildern und harmonischer zu gestalten. Wir hätten eigentlich, um Tüchtigeres und Ganzes zu leisten.

*) Einer imserer jüngeren Genossen, welcher srühzeitig starb,

gemeinschaftlich arbeiten sollen, wie einst Barthckmy und Möry, während wir, jeder vereinzelt sür sich, dem höheren Kunstgesetze nicht vollkommen genügen und günstigsten Falles nur gelungene Fragmente bringen konnten. Meinerseits hätte es dazu an Hingebung nicht gesehlt, wenn auch — unter uns gesagt — seinerseits vielleicht an Entsagung. Wie ich höre, soll ich nach des Verstorbenen ausdrücklichem Wunsche seinen Nachlaß, wenigstens den „Don Iuan" herausgeben. Ich werde diesem Austrage mit Gewissenhaftigkeit, Pietät und Liebe entsprechen, obschon ich das letztgenannte Gedicht sür Lenau's schwächste Arbeit halte. Freilich ist es noch nicht als sertig anzusehen, obschon der Schluß vorhanden ist, aber nach Lenaus mosaikartiger Weise zu arbeiten, sollte gewiß noch Manches ergänzt, abgerundet und eingeschaltet werden. Mich wundert nur, daß mir von den Erben oder dem Curator weder das Manuscript eingesendet, noch irgend ein Ansinnen zur Herausgabe gestellt wurde, obschon ich ihnen durch Frankel meine vollste Bereitwilligkeit erklären ließ. Sei so gut, darüber Erkundigungen einzuziehen, damit die Verspätung der Herausgabe wenigstens nicht mir zur Last gelegt werde.

Wären unsere össentlichen Zustände nicht so tragischer Keime voll, sie müßten durch ihr burleskes äußeres Bild das Zwerchsell erschüttern. Sollte man nicht denken, die ganze Ausgabe unserer Revolution — deren blinder Verehrer ich niemals war, deren Bedeutung und Tragweite als unleugbares tait aeoomitli ich nicht verkenne — sei es gewesen, den Herren Bureaukraten die Suppentöpse zu süllen und den Herren Bach und Compagnie :e. ein Porteseuille und gestickte Unisormen zu verschassen! — Uncigennützigkeit, Verstand und Mäßigung werden immer in der Minorität bleiben; Heuchelei und Lüge in größerem oder mindermem Maße werden die Herrschast an sich reißen, so lange die Menge zu selbsteigener Erkenntniß der Wahrheit unsähig bleibt. Während srüher unter dem erlogenen Feldgeschrei der Freiheit und Humanität größtentheils Zwecke einer Barbarei und Bestialität versolgt wurden, die uns allmählich in die ersten Stadien der Geschichte oder wenigstens an die Uransänge der (Zivilisation zurückgeworsen hätten, wird jetzt unter dem heuchlerischen Aushängeschilde des Constitutionalisutus ungescheut die schmählichste Despotie, Beutelschneiderei und Aussaugerei getrieben, die uns über kurz oder lang wieder in die Arme der Revolution zu schleudern droht. So wird das Volk willenlos wie ein Ball zwischen den beiden Parteien der Extreme hin und her geschlagen; Verstand und Uneigennützigkeit aber sind, der ihnen innewohnenden Mäßigung wegen, unsähig, eine siegsähige Partei zu bilden. Aus diesen Mißständen besreit uns nur die Durchbildung und Versittlichung der Massen oder ein einzelner großer Mann, mag er immerhin ein Despot sein, — die wahre Größe übt ja durch ihre Unwiderstehlichkeit immer ein gewisses Maß despotischer Krast aus. In Erwartung der letzteren Chanee, laß uns einstweilen an der Möglichmachung der ersteren arbeiten, leder nach Thunlichkeit in seinem Kreise und mit den zu Gebote stehenden Krästen', ist auch ein augensälliges Resultat nicht zu hoffen, wenigstens nicht sür den Einzelnen, — so hat man doch sein Tagwerk ehrenhast und vorwursssrei zu Ende gesüht.

Mit den herzlichsten Grüßen in alter Freundschast

Dein

A. Auersperg,""

Anbei ein Auszug ans einem Schreiben vom Jahre 1851, worin sich der Gutsbesitzer !,und nicht mit Unrecht) bitter beklagt.

„Seit 10 Tagen bin ich wieder in Thurn am Hart, das mir leider kein ländliches Sanssouei ist, so lange unsere Verhältnisse nicht liquid gestellt und desinitiv geordnet sind. Wäre der Gutsbesitzer nur schon das geworden, was er sein soll, ein größerer unabhängiger Bauer; aber während diesem seine passende Stellung gegeben ist, hangt jener noch durch tausend Fäden an der unerquicklichen alten Zeit. Man läßt ihn unbekümmert daran zappeln und denkt nicht, sie vernünftig zu lösen, weil ja von den Gutsbesitzern das nicht zu besürchten ist, was man allein sürchtet und als Impuls zur Gerechtigkeit gelten läßt, eine gewaltsame massenhaste Auslehnung gegen den gouvernementalen Unsinn! Am drückendsten ist sür uns hier zu Lande die sorstliche Frage. Der Gutsbesitzer soll die unerhörtesten Steuerlasten, Regiekosten, Cultrauslagen n, s. w. bestreiten, während der Bauer allein die Nutzungen zieht! Iedes vernünftigste Wirthschastssystem wird dadurch unmöglich und alles, was man vorläusig thun kann, beschränkt sich aus Temporisiren, Abwehren und kleinliche gehässige Proeeßsührungen, denen man nicht entgehen kann, wenn man einigermaßen Ordnung im Haushalt liebt, und die alles Odinn wieder ans den vormaligen Grundherrn wersen. Ich weiß recht gut, welche Existenzrage darin sür den Bauer liegt und verlange nicht, daß man ihn verkürze; man schone uns bei dieser Frage immerhin eben so wenig, wie srüher bei der Aushebung der bäuerlichen Grundlasten, man schneide immerhin nochmals in unser Fleisch, aber man thne endlich den Schnitt, zerhaue den Knoten und schaffe uns, wenn auch mit nnsern Opfern, klare, scharsbegrenzte, liquide Zustände! Dazu hätte man doch schon seit 1848 Zeit sinden können, wenn man zur Gestaltung unabweislicher Rechtszustäude, zur Verwirklichung der tönenden Schlagworte von gleichem Recht u. s. w. nicht immer und jedesmal nur vor der Fanst des Gewaltigen Respekt hätte. Gott besser's!"

In der Reaactionszeit der sünsziger Jahre wechselten wir eine Menge Briese, nicht literarischen Inhalt«; mein „Buch von den Wienern" übersendete ich dem Freunde im Manuscript und ich benutzte seine ebenso eingehende als liebevolle Kritik nach Möglichkeit. Das Buch erschien in der Folge, ihm gewidmet, wurde aber (unter Bach) sür Oesterreich verboten. — In einem Briese vom 2. Deeember 1859 heißt es:

„Ein mir gewordener Austrag des Schiller-Stiftungs-Comites ist mir der sehr willkommene Anlaß zu diesen Zeilen, welche mich in Deine sreundliche Erinnerung zurückrusen und sich bei Dir zugleich um Dein Besinden, Thun und Treiben angelegentlichst erkundigen sollen.

Wir haben uns seit den erschütternden Weltereignissen nicht gesprochen; meinem patriotischen Herzen haben sie bittere Stunden gebracht. Wie klein sind wir seither geworden! Welch' suchtbare Nemesis sür die Mißachtung alles dessen, was Geist ist und vom Geiste stammt! Und das meinen sie nun theilweise gut zu machen durch die Fackeln, die sie zu Schiller's Ehren anzünden ließen, der wahrlich nicht ihr Heiliger ist! — Wäre er es, es stünde anders um uns! So aber herrscht jetzt das inearnirte Prineip der genialen Niederträchtigkeit, der Dämon dietirt das Weltgesetz, eben weil er ein Geist ist. Doch ich breche ab, es ist ein zu peinliches Thema, süglich nur mündlich in traulichem Beisammensein z« erörtern, wozu mir hoffentlich ein Ausslug nach Wien im Lause dieses Winters Gelegenheit bieten dürfte."

Im Jahre 1860, bei Gelegenheit des verstärkten Reichsrathes, kam ich mit dem trauten Freunde zum ersten Mal in eine Art Consliet. Ich hatte lebhaft in ihn gedrungen und geradewegs als Pslicht von ihm gesordert, er müffe gegen die Ungarn austreten und gegen die vermuthliche Zweitheilung des Reiches, die schon damals im Keime lag; auch das Wort Constitution sür das Gesamtreich auszusprechen, komme ihm als deutschem Führer zu. — Auersperg hatte eine gewisse Scheu, als Redner auszutreten, die er erst später im Herrenhause überwand; er begnügte sich daher mit einem geschriebenen votnu> 8eparatulu und überließ es einem unbedeutenden Herrn Mager, sich sür das lösende Wort einen vorübergehenden Trinnph einzuheimsen. In meinem Aerger ließ ich ein Gedicht: „An Anastasins Grün" in der Ostdeutschen Post los, worin ich dem Dichter eine Menge artige Dinge sage, dem Politiker dagegen einige Unarten.

„Die Ritter retten immer.

So lang noch keine Gesahren"

heißt es in den polemischen Versen, und daß es gleichgültig sei, ob der Paul oder der Peter Minister werde, wenn es im Staat überhaupt saul, ist. Und zum Schluß:

„Du hast, mein edler Dichter,
Im Rathe mit gerathen,
Und ließest Dich beschwatzen
Von Peters kunst'gen Thaten;
Er prahlt, ein zweiter Falstaff,
Wie er mit starker Hand
Ein neues Reich will schaffen —
Ein Un gar-Oesterreicher-Land!

„Wir werden sehn! — Doch lassen
Wir die politischen Dinge,
Und gib, daß Deine Muse
Ein Lied uns wieder singe,

Ein Lied, wie Du's gewohnt bist,
Wies Keiner sonst vermag.
Das srei und sröhlich klinge
In unserm trüben Werkeltag,

„Ein Lied aus schönem Zeiten,
Wo Sonnenschein regierte,
Und aus den Rebenhilgeln
Der „Wiener Poet“ spazierte;
Wirs weg die Reichsrathsseder,
Die Leier nimm zur Hand —
Ein Lied von deutscher Freiheit,
Und vom Deutsch-Oesterreicher-Laud!“

Man sieht, ein ossener Angriff! Und ein halb ungerechter obendrein. Mein Aerger schlug über's Ziel. Auersperg hatte allerdings einen bedeutenden Moment versäumt, allein seine Gegenwart im Reichsrath war nichts weniger als unnütz, und sie brachte ihn überdies in's Herrenhaus, wo er „im Rathe mit gemthen“ — und mit dem glücklichsten Erfolge. Ich erinnere nur an die Sitzung, welche die Aushebung des Coneordats herbeiführte.

Mein Angriff hatte den Freund ein wenig verstimmt, doch nur aus kurze Zeit. Wir standen uns zu nah und er kannte mich zu gut. Die seudalen Blätter, die über mich und mein Gedicht hersielen, übernahmen es, ihn zu rächen. Im Uebrigen — aiuiieu« ^ato, 8eä lullzi8 amieN verita«. —

Auersperg und seiner Gemahlin wurde erst nach langjähriger Ehe das Glück zu Theil, sich eines Söhnleins ersreuen zu dürfen. Aus meine Glückwünsche erwiederte er:

„Empfange meinen wärmsten Dank für die lieben herzlichen Worte, mit denen Du die Geburt meines Söhnleins begrüßest, sowie ganz besonders für die sreundlichen Aussichten, welche Dein prophetischer Blick in die Zukunft ihm und seinen Zeitgenossen «öffnen mochte. Könnte ich Deine Hoffnungen theilen, wie ich Deine Wünsche theile! Aber ich sehe nirgends die edleren und besseren Elemente, aus denen sich eine neue und glücklichere Aera ausbauen soll. Vielleicht stehe ich dem betreffenden Gestaltungsproeesse zu serne, vielleicht ist mein Blick durch historische Spiegelbilder ein zn besangener, um ein richtiges Urtheil abgeben zu können. Wie dem auch sei, ob Kamps oder Friede, Licht oder Dunkel aus der Zukunft ruhe — ob ein neues, ob das alte Leben in variirten Formen komme, ein heller Kops, ein warmes Herz und ein gesunder Leib werden sich durch alle Wechselsälle durchbringen und ihrem Besitzer einen blanken, ehrenhasten Namen wahren. Du siehst, ich hoffe nichts Ungewöhnliches und wünsche daher auch für das liebe Kind nichts Ungewöhnliches. Möge nur dieser bescheidene Wunsch sich an ihm voll und dauernd erfüllen!“

Meine Frau — die sich nebst dem Kleinen recht wohl besindet — trägt niir ihren Gruß und Dank für Deine sreundliche Ausmerksamkeit aus. Du weißt es, daß die alte Sehnsucht nach den lieben Freunden mich ost und immer wieder nach Wien sührt und so würde ich auch, sobald es sonst mit der Genesung meiner Frau vereinbar, nächstens wieder bei Euch ankloppen, wenn nicht dringende Geschäfte, namentlich einige Herstellungen in unserer Wohnung, mich zuerst nach Thurn am Hart sühren müßten. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht aus, Dich noch im nächsten Frühjahr in Wien zu sehen. Vielleicht — und das wäre sehr schön — sührt Du auch Deine Gratzter Projete aus und so winkt uns dort oder hier ein sröhliches Wiedersehen.“

Im Alter nimmt die Lust, sich mitzuthemen, ab, und das Brieseschreiben wird Einem sauer. Freund Anton mußte sich übrigens als Mitglied des Herrenhauses häusiger in Wien einsindeu als bisher, und so bedurste es des geschriebenen Wortes nicht mehr. Ich speiste mit ihm und seinen Collegen in der Stadt Franksurt, auch besuchten wir uns gegenseitig und so sehlte es nicht an vertraulicher Mittheilung über Alles und Iedes, was im „hohen Hause“ und wol auch „höher hinaus“ vorging. —

Hier solgt noch ein letzter Bries, der mir der Wittheilung werth erscheint.

„Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen vom 7. d. M., die mir zugleich ein so willkommener und längst erwünschter Bote sind von Dir und Deinem Thnn und Lassen.

Deinem Wunsche bezüglich des Beitrittes zum Hans-Sachs-Comite möchte ich gerne entsprechen und thue es auch äußersten Falles, wenn es anders nicht ginge; Du kennst ja meine Bereitwilligkeit, Freunden gesällig zu sein. Andererseits möchte aber auch ich an Dich die Bitte richten: wenn möglich, thut mir den Gesallen und dispensirt mich für diesmal! Ich bin schon Mitglied von so vielen Comics, daß sich mir der Rus ausdrängt: man muß uicht überall dabei sein! Es sieht nach meinem Gesühl so ausdringlich aus, wenn man gewissen Namen aus allen Listen wiederbegegnet. Das Publikum unterscheidet da nicht, wer sich da selbst ausdrängte, oder nur über Aussorderung beiträt. Zudem scheint es mir nicht passend, besonders in einem so kleinen, nur aus drei Personen bestehenden Comitü mit zu siguriren, welches Ausgaben W loe« Wien zu lösen hat, während man 50 Meilen davon entsernt sich aushält. Für ein „literarisches Comitö“, aus welches Münch Werth legt, sindet Ihr ja achtbare Namen zur Genüge in Wien. Aus allen diesen Gründen und Rücksichten, so gerne ich jeder Zeit an Deiner Seite stehe, muß ich für diesmal doch bitten: wenn thunlich, so erlaßt es mir!

Dn bist so sreundlich, Dich um meine Sommererlebnisse zu erkundigen. Sie sind sehr einsacher, aber dadurch mir sehr erwünschter Natur gewesen. Nach der Vertagung des Reichsrathes ging ich aus die Besizung meiner Frau in der Nähe von Pettau, wo wir einige Wochen zubrachten und von wo wir dann nach Thurn am Hart übersiedelten, wo wir bis Mitte November zu verweilen beabsichtigen. Mich wird der Reichsrath vielleicht etwas srüher abrusen, obschon ich, wenn es einigermaßen ohne Pflichtverletzung geschehen kann, die Absicht habe, nicht gerade mit den allerersten Reichsrathsschwalben in Wien einzukehren, sondern vorerst einige Sitzungen zu schwänzen. Es ist diese Absicht um so entschuldbarer, als ich die Zeit vom 21. August bis Ende September bei dem Landtage in Gratz zubringen mußte und dann erst einen Urlaub nahm, als die Session sich schon zu Ende neigte und die Arbeiten der Ausschüsse, in denen ich beschäftigt war, beendigt waren. Ein satales Intermezzo meines sonst so einsach gemüthlichen Sommerlebens hatte ich in Gratz durchzumachen, wo ich plötzlich, ohne mir erklärbaren Anlaß meinerseits, von einem Wechselsieber besallen wurde, das mich ziemlich arg mitnahm und von dessen Nachwehen ich mich erst hier allmählich zu erholen vermochte.

Gleich Dir begreise auch ich nicht die Laugmuth unserer Regierung gegenüber den ezechischen Brutalitätäu. Mögen immerhin durch das sreiheitliche Prineip, welches man auch den tollgewordenen Nationalitäten gegenüber nicht verleugnen kann, gewisse Rücksichten und Schranken geboten sein, so hat doch ein Ministerinn unserer Tage und insbesondere in Oestreich eine höher stehende Ausgabe des modernen Staates, nämlich die Wahrung des Cultur- und Civilisations-Interesses zu lösen und zu diesem Behuse die bestehende Rechtsordnung energisch und nachhaltig zu schirmen. Krastentwicklung innerhalb des Gesetzes zu rechter Zeit und an dem rechten Orte angewendet, wird der Popularität des liberalen Ministerinnms gewiß nicht schaden, sondern sie vielmehr noch erhöhen und besestigen. Das Zusammengebundensein mit all diesen wilden Völkerschasten ist unser Erbjammer und ein naheliegender Grund, daß selbst das loyalste österreichische Gemüth sich des Gedankens nicht erwehren kann, wie gut und wohlthuend es wäre, dieses unnatürlich gemischten Compagnie

geschästes los und ledig zu werden. Das aber heißt mit andern Worten

Doch ich breche dieses traurige Capitel ab, um nochmals Deine Nachsicht in Betress jener Comit^angelegenheit mir zu erbitten.

Mit den herzlichsten Grüßen in alten treuen Gesinnungen

Dein ausrichtiger Freund Ant. Auersperg. Thuru am Hart, 9/X. 1868."

Drei Freunde hatte ich besessen, mit denen ich über vierzig Jahre ireu zusammengehalten, wie sie mit mir. Meinen allerliebsten Moriz Schwind verlor ich bereits im Jahre 1871; Dessauer und Auersperg schieden im Jahre 1876. — Die Rede, welche Auersperg gelegentlich der Feier meines siebzigsten Geburtstages hielt, ist durch die Journale bekannt geworden; zu seiner Feier (im Jahre 1876) sendete ich ihm ein Gedicht, welches ich mir hier mitzuthemen erlaube.

An Ana

(zum 11

Wie wir zusammen waren
In srischen, jungen Iahren
So muthig, hossnungsreich!
Und kamen schlimme Zeiten,
La gab's ein kühnes Streiten,
Wir sührten manchen Streich,

Doch nicht mit Lanzensvitzen,
Mit Versen nur und Witzen
Versolgten wir den Feind —
Du immer brav und tüchtig,
Ich manchmal unvorsichtig,
Doch war es gut gemeint,

Nu hieltest Dich im Gleise
In Deiner edlen Weise,
Derselbe sort und sort!
Und als Dein Wort erklungen,
Nachjanchzten's alle Zungen,
Das erste Freiheitswort!

Dn hast in dunklen Stunden
Das rechte Wort gesunden,
Wie Du der Rechte bist!

stasius Grün

April 187«).

Du wecktest uns zum Lichte,
Es nennt Dich die Geschichte!
Freiheits - Protagonist!

Ein Ritter Du, ich Knappe,
Und brachte manche Schlappe
Dem Gegner spottend bei —
Ich war der Unbequeme
Dem Schlendrian-Systeme,
Censur und Polizei!

Und ward es trüb' und trüber,
Die Zeiten sind vorüber,
Wir steh'n aus sestem Grund —
Im mächtigen Vereine,
Stark gegen das Gemeine,
Ein lücht'ger Mannerbund.

Da sind' ich Dich denn wieder,
Die Leier legst Du nieder,
Und wirkst im „hohen Haus" —
Du hilfst Gesetze schaffen,
Und ärgern sich die Psassen,
Wir machen uns nichts d'rous.

Dich preis' ich und Dein Walten,
Der Aeltere den Alten,
Dich preist das Vaterland —
Kein Wühlen mehr, kein Wogen,
So nimm den goldnen Bogen
Nur wieder srisch zur Hand!

Das Volk, schmiegst Du auch lange,
Begehrt nach Deinem Sange,
Ich höre, wie es rust:
„Die Gluth ist nicht geschmolzen,
Er spannt das Rohr, der Bolzen
Schwirrt tönend durch die Lust!" —

Zeit ist's, daß wir dem Schönen
Uns wieder angewöhnen,
Der Arbeit war's genug;

Fort von des „Hauses" Schwelle,
Und aus kastal'schem Quelle
Thut herzhast einen Zug!

Der Dichter war ein Streiter,
Doch immer sangesheiter,
Auch humoristisch mild;
Und wie es draußen tose,
Er pslegt dabei die Rose,
Sein dnstend Lieblingsbild.

So winde sie zum Kranze!
Du kamst im Frühlingsglanze,
Im süßen Lenz zur Welt;
Ein Dichter bist geboren,
Das sei Dir nnverloren,
Was ewig Dich erhält!

Er kam im Lenz zur Welt! Im April 1876 ward er geseiert, im September daraus betrauert. Ein Ausrus ist ergangen, ihm und seinem mitstrebenen Freunde Lenau in Wien Denkmäler zu setzen; eine Gesamtausgabe der Dichtungen von Anastasins Grün erscheint bereits in Lieserungen. Es ist zu wünschen, wie auch zu erwarten, daß sich eine tüchtige literarische Feder bereit sinden werde. eine aussührliche Biographie des Dichters und Politikers zu schreiben. Meine Mittheilungen liesern dazu einige Behelse, besonders die Briese Auerspergs, welche vollkommen geeignet sein dürsten, den Charakter des Mannes, der sich stets gleich geblieben, seine Sinnesart, ja sein ganzes poetisches wie politisches Wesen und Sein, Schassen und Wirken erkennen und im hell glänzenden Lichte der Wahrheit wie im rosigen Schimmer der Liebenswürdigkeit erscheinen zu lassen.

Wien, im März 1877.

content-0244.png

content-0245.png

Theodor Unger.
— Hannover. —

Es ist gerade keine so sehr außergewöhnliche Erscheinung, daß Reim und Consormität der Schristlichen in zwei Worten eine Identität derselben nicht bedingen. Ungewöhnlich und näherer Untersuchung werth erscheint es aber wol, wenn zwei Begriffe, welche ideell so Hand in Hand gehen, daß selbst die Sprache gereimte Worte für sie leiht, in Wahrheit so weit von einander sich entsernten, wie das mit dem Schreiben und Treiben in der Kunst der Fall ist. Um die im täglichen Leben allmählich entstandene Divergenz dieser Begriffe zu kennzeichnen, brauchen die für sie geschaffenen Worte keineswegs erst in die Formen umgebildet zu werden, welche die Sprache für ihre Abarten ersand; — die diesem Aussatz vorangesetzten Worte lauten absichtlich nicht „Kunstschreiberei und Treiberei“. Ich will mich vielmehr in meiner Betrachtung thunlichst nur mit dem ehrenwerthen Kunstschreiben und dem ehrenwerthen Kunsttreiben besassen. Daß sie, die zu innigster Freundschaft bestimmten, im Leben und Wirken einander so seindlich wurden, — dieser betäubende Zustand sordert zur Untersuchung heraus, wo die Schuld und wo die Consequenzen liegen.

Unter Kunsttreiben versteht man wol im weiteren Sinne die Aeußerung nicht nur einer Thätigkeit in der Kunst, sondern auch schon eines Interesses für dieselbe. Ich habe hier als Kunsttreiben im Gegensatz zu dem die Kunst nicht ausübenden Schreiben nur die Leistungen hervorbringende Kunstthätigkeit im Auge. Unter „Kunstschreibung“ — die Analogie aus dem Gebiete der Geschichte wird dies ungewöhnliche Wort entschuldigen — verstehe ich dagegen im weiteren Sinne die Thätigkeit ebensowol der Kunstphilosophie als der Kunstkritik in Rede und Schrist.

Ursprünglich ward die Kunst nur „getrieben“, erst später „geschrieben“. Das Bedürfniß, der Erde Stein und Thon zu sormen, der Pflanze Faser zu wirken und der Töne Klang zu stimmen, ist eben weit älter als das, über diese Dinge zu reden; und die Aeußerungen solchen Bedürs

nisses brauchten auch nicht erst zu warten aus allerlei Erfindungen, wie die des Papiers und der Druckerschwärze, Außer dem unbestreitbaren Rechte der Erstgeburt hat das Kunsttreiben seiner den Vorzug, in jüngeren Jahren länger urkräftig und naiv geblieben zu sein denn das Kunstschreiben, welches sehr bald zu einer gewissen rassirten Ausbildung und zum Bombast gelangte. — Dennoch hat die ungesündere Erziehung auch das letztere nicht von einer recht kräftigen, namentlich voluminösen Entwicklung zurückgehalten, so daß sein Dasein von jenem weder todzuschweigen, noch todzuschlagen ist und aller Voraussicht nach auch nicht aus natürlichem Wege zu früherem Ableben gelangen wird. Das Kunstschreiben, und zwar das gewerbsmäßige, ist unleugbar zu einer machtvollen Existenz gelangt, mit welcher die Kunst und die Künstler wol oder übel im Leben rechnen müssen.

Wenn ein Gebiet so unverwüstlich und immer wieder productiv sich zeigt wie das der Kunst, wenn das menschliche Leben in ihr eine Gewalt erkennt, die es bis in's innerste Mark durchdringt, so ist es übrigens auch ganz natürlich, daß des Menschen Verstand Umfang und Inhalt dieses Gebietes sestzustellen, das Wesen dieser Macht zu ergründen sucht. — Und wenn andererseits eine übergroße Productivität Mißwachs zu erzeugen, wenn die Macht zu tyrannischer Willkür zu werden droht, so ist es sogar auch rätlich und nothwendig, daß des Menschen Geist warnend und helfend einschreitet.

Diese beobachtende Thätigkeit in beiderlei Richtung kann eben nur durch Reden und Schreiben erfolgen, und sie bildet den Inhalt des Kunstschreibens, welches also in natürlichen Verhältnissen und Bedingungen auch die Legitimation seiner Existenz findet.

Die beiden Zweige seines Daseins sind im Obigen schon angedeutet. Der erste breitet sich über Wesen, Ursprung und Geschichte der Kunst aus und trägt dem entsprechend die Wissenschaften der Aesthetik und der Kunstgeschichte. Der zweite will den Segen dieser Wissenschaften mittels praktischer Nutzenanwendung aus die Gegenwart austreten und erblüht zur Kunstkritik.

I.

Die Aesthetik ist der älteste und breiteste ausgedehnte Zweig, der daher auch manchmal die wunderlichsten Blüten treibt und die gefährlichsten Schmarotzerpflanzen nährt.

Die Lehre der Aesthetik behandelt bekanntlich die Lehre vom Schönen resp. unseres Gesühles für das Schöne und allein, um sestzustellen, was „schön“ sei, bedars sie der umfassendsten philosophischen Erörterungen, deren Resultat eigentlich nur ein negatives ist, da leider die Schöuheitsbegriffe wandelbarer, von Zeit und Umständen abhängiger sind, als die Aesthetiker wol möchten. Die Lehrwerke über Aesthetik sind daher auch in ihren ersten allgemeineren Untersuchungen ost reichlich verschwommen; erst die nächsten Capitel, welche aus den Begriff der Kunst, als des einzigen Gebietes, innerhalb dessen das Schöne von uns in bestimmte Form zu bringen ist, und dann weiter aus die Theilung der Kunst in Künste sich beziehen, nehmen sestere Gestalt an. Diese Theilung bietet dann endlich das Schema für den lehrwissenschaftlichen Gang. Das, was die Künste können, wollen und sollen, ist auch das eigentliche Material ästhetischer Untersuchungen, die einen directen praktischen Zweck und Nutzen für die Kunst haben können. Die Gebäude philosophischer Theorien über „die Idee des Schönen“, „die Vollendung der Sinnenerkenntniß“, „die Kritik der Urtheilskraft“ u. s. w. sind zwar sehr schöne, aber für die ausübenden Künstler meist nur papierne Gebäude. Dem schaffenden Künstler ist es bei seiner Arbeit meist ganz anders um's Herz, als es Platon, Baumgarten und Kant bei der Ausstellung ihrer Thesen war. Es kommt hinzu, daß sast jeder Aesthetiker in diesen Dingen sich sein eignes System ausbaut und von ihm aus gegen seine Vorgänger zu Felde zieht, eine Thatsache, die den Künstler schon zu einigem Mißtrauen drängt.

Praktische Aesthetik kann dagegen weit größeren Nutzen haben, weil sie die Kunst von Entartung, die Künstler von allzu genialem Fluge zurückzuhalten vermag, indem sie namentlich die Grenzen der Kunstgebiete seststellt, die sich ungestrast nicht überschreiten lassen. Darin liegt ja die große Gefahr der jede Kunstgattung wie Kunstepoche ausgesetzt ist, daß sie früher oder später einmal Ausgaben sich zumuthet und Mittel ergreift, die ihrem Gebiete nicht angehören. Vor dieser Gefahr schützt die ungebundene Kunstpraxis ersahrungsmäßig nicht; im Gegentheil, ihre Productivität treibt in die Gefahr hinein; mit jener wächst diese. Hier rettet nur Zurückgehen aus die Kunstgesetze, die ja eben der Lehrgegenstand praktischer Aesthetik sind.

Gegenüber der rein philosophischen Behandlung der Kunst, welche in der Aesthetik sich entsaltete, ohne daß sie der ausübenden Kunst eigentlichen Nutzen schus, machte sich eine Agitation zuerst geltend in dem Bestreben, den Kunstersprung nicht aus die Idee des Schönen zurückzuführen, sondern aus das Bedürfniß des Menschen, einen Gedanken an eine sestere Stätte zu binden und zu dem Ende ein Denkmal zu schaffen von einer Form, welche der Ausdruck jenes Gedankens sei. Diese zunächst auch nur philosophische Betrachtung lenkte bald den Blick aus die Denkmale selbst, aus die menschlichen Hunstäußerungen an Stelle des früher allein betrachteten, im Menschen liegenden Kunstgesühles. Man studirte die Kunstwerke der Vorzeit und gelangte dann solgerichtig zu einer Kunst geschichtschreibung. Vasari hatte diese im 16. Jahrhundert vorerst nur biographisch behandelt, Palladio und Andere hatten nur Materialien gesammelt, Winkelmann die Stilperioden und ihren Zusammenhang mit der Weltgeschichte systematisirt. Allgemein, in ihrem vollkommenen Zusammenhang überschauend, behandelte aber erst Franz Kugler die Kunstgeschichte, der daher auch als der eigentliche Begründer der Kunstgeschichtschreibung angesehen wird.

Seitdem hat sich diese Wissenschaft ganz außerordentlich mächtig entwickelt, und da ihr ungeheures Wachsthum so rasch zum Ziele trieb, haben sich neuerdings wieder Abzweigungen gebildet. Es sind dies einerseits die Specialforschungen aus kunstgeschichtlichen Sondergebieten, und andererseits das Bemühen, die Kunstgeschichte nur als Theil der Culturgeschichte auszusassen und sie in solchem Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. In beiden Richtungen sind bekanntlich die Leistungen und Fortschritte der Neuzeit ganz gewaltige.

Die eingehenden Forschungen in der Geschichte gewisser Kunstepochen und Kunstzweige werden dabei unterstützt durch die erleichterte Möglichkeit des Reisens und des Transportes von Kunstgegenständen; noch mehr aber die Publicationen des Ergebnisses dieser Forschungen gesördert durch die Erfindungen aus dem Gebiete der Kunstreproductionen, wie Bildruck und Photographie und voraussichtlich in noch viel höherem Maße deren neueste Verbindung im Lichtdruck. Ihr Zweck ist damit ein eminent praktischer und unansechtbarer.

Die andere Richtung ergeht sich aber wieder in ungeheurer philosophischer Breite und nutzt dabei recht ost Vansens bekannte Empfehlung, hinein zu verhören, wo nichts heraus zu verhören ist, indem sie dem Bestreben, den wirklichen Zusammenhang zwischen der Cnltur- und Kunstgeschichte zu erkennen, weniger dient, als dem, gewisse vorgesaßte Tendenzen bestätigt zu sinden. Der Gedanke an einen solchen Zusammenhang ist ja an und für sich ein schöner, herzenerwärmender, die Thatsache im Allgemeinen auch glücklicherwise eine wahre; — aber die Schönheit des Gedankens, wie der Thatsachen haben auch etwas vom noli me t'ufere, von jungsräulicher Unnahbarkeit, — sie zersallen sehr rasch bei plumper Behandlung. Und diese ist es, die in dieser Richtung einreißt und das Kunsttreiben gegen das Kunstschreiben austachtelt. Die Absichtlichkeit ist in den dicken Bänden dieser Gattung von Kunstgeschichtschreibung ost jeder Seite vorgedruckt. Da soll jede künstlerische Form, auch die zusälligste, ein Ausstuß der Zeit sein, jedes architektonische Prosil einen Gedanken, jeder Pinselstrich einen Charakterzug des Jahrhunderts offenbaren, jeder poetische Gedanke ein Thema aus der Weltgeschichte und jede Tousolge ein Leitmotiv der Nation sein. Das ist meist unwahr und, wenn es wahr ist, so erkennt der seinsühlige Mensch es auch ohne den Schwulst, mit dem manche Kunsthistoriker solche Faeta eommentiren zu müssen meinen. Diese hochgelehrten Untersuchungen, die in so dickleibigen Werken in die Welt gesetzt werden, mögen indireet pädagogischen Nutzen haben, indem sie den Verstand zu selbstthätigem Denken treiben und vielleicht zu Widerspruch reizen — ihr Werth für die Kunst ist mindestens zweifelhaft. Der Künstler kann ihnen Nahrung oder Lehre für seine Leistungen nicht entnehmen; in dem nichtkünstlerischen Publikum erzeugen sie aber leicht Verworrenheit und Aberklugheit, die ein unbesangenes reines Genießen der Kunstwerke vergangener Zeiten und namentlich ein offenes Herz und klares Verständniß für die Kunst unserer Zeit morden.

II.

In dem anderen Zweige des Kunstschreibens, der Kunstkritik, ist wol die größte Productivität zu verzeichnen und zwar nicht nur in der kritischen Literatur selbst, sondern auch in der Literatur über die Kritik. Es ist so viel geschrieben worden über die richtige und salsche Art des Kritisirens, daß man meinen sollte, die Sache wäre nun endlich abgethan. Und dennoch ist bekanntlich das Verhältnih des Kunsttreibens zum kritischen Kunstschreiben uoch immer das wenigst gute. Künstler und Kritiker stehen nach wie vor aus gespanntem Fuße. Die Eitelkeit aus der einen, Ueberhebung aus der anderen Seite spielen in diesem Consliet eine Rolle; aber die eigentlichen Ursachen liegen doch tieser.

Die Kunstkritik will den Werth eines Kunstwerkes untersuchen. Da aber ein Kunstwerk immer in zwei Lebensbedingungen wurzelt, nämlich in seinem ästhetischen und in seinem technischen Werthe, so theilt sich auch die Kunstkritik in die beiden Zweige einer ästhetischen und einer technischen Kritik. Die erstere untersucht den inneren, idealen, die letztere den äußeren, körperlichen Werth.

Der Künstler soll beide Gebiete beherrschen; er glaubt das also auch vom Kritiker verlangen zu dürfen, der sich über sein Werk zu Gericht setzt — und da ist es denn oft aus Seiten der Kritik schwach bestellt, namentlich nach der technischen Seite hin.

Der Grundsatz der Kunstkritik dars ja nicht lauten, daß nur der zu kritisiren besugt sei, der das zu kritisirende Kunstwerk mindestens ebenso gut zu schassen verstehe als dessen Versasser. Wol aber ist das Verlangen ein begreisliches und nach meinem Dasürhalten sogar ein berechtigtes, daß der Gemälde-Kritiker auch einmal den Pinsel sührte, sei es auch nur, um zu aquarelliren, und daß der Musik-Kritiker mindestens ein Instrument sertig spiele. Die Literatur-Kritik sei ein Muster guten Stiles, ihr Versasser verstehe auch einmal in guten und geordneten Versen zu improvisiren, und der Kunstrichter in der Architektur habe etwas klarere Begriffe von Bauonstruktionen, als seine Genossenschaft in der Regel zu Tage sördert. Und wenn unsere großen Kunstrichter krast ihrer Bücherweiseit aus allen Kunstgebieten ohne Ausnahme Kritik schreiben zu dürfen meinen, so kann man den Künstlern billigerwise nicht die Controle verwehren, die Frage, ob diese Eklektik auch einer ebenso vielseitigen Kunstgeschicklichkeit entsprossen sei. Diese Frage sinden sie meist verneint, und Irrthümer in der technischen Kritik auszudecken, wird ihrer größeren technischen Kenntniß nicht schwer. Es entsteht berechtigte Opposition, die dann vom technischen Gebiete auch aus das ästhetische überspringt, und der Consliet steht in hellen Flammen.

Die Gereiztheit, mit welcher die beiden Parteien der Künstler und Kunstkritiker sich bescheiden, hat den Werth und das Ansehen der Kritik sehr geschädigt. Dieser Werth könnte ein eminent großer sein, da die Kritik sehr einflußreich aus das Publikum ist und in dieser Beziehung den Werth der vorhin besprochenen Zweige des Knntschreibens noch bedeutend überragt. Die Aesthetik ist eine idealere Wissenschaft, deren Studinn die Sinne nicht direct berührt; die Kunstgeschichte betrachtet nur zum Theil direct sinnlich wahrnehmbare, aber unserem täglichen Leben und dessen Interessen sernliegende Kunstwerke mit weniger beurtheilendem als sorschendem Blick; der Kunstkritik kommt dagegen die ganze Unmittelbarkeit der Sinnesassection zu Hülf, erhöht durch das Interesse an der Gegenwart und den Reiz zum Urtheil, welche am Ende jedem Menschen innewohnen. Das Studinn der Aesthetik und der Kunstgeschichte — wenigstens, wie es bislang getrieben wird — kann immerhin ein ernstes sein, ohne daß es das Verständniß und Interesse für unsere künstlerische Umgebung sehr erweitert, während die gediegene Kritik dieses immer in viel höherem Maße anregen wird, — Andererseits steht die Kunstkritik in innigeren Wechselbeziehungen mit dem lebenden Künstlerthum, mit dessen Leistungen sie Schritt halten muß. Sie ist somit in weit höherem Maße als die Aesthetik und die Kunstgeschichte berusen, das Bindeglied zwischen Künstler und Laien zu bilden.

Mit dem oben versuchten kurzen Resumö über die Kunstschriftstellerei, wie sie sich in philosophischer und kritischer Richtung entwickelte, habe ich — unter Ausschluß meiner Untersuchung sernliegender Belehrungsabsichten — eine Bezugnahme aus die Frage verbunden, weshalb das Kunstschreiben und Kunsttreiben, statt Hand in Hand zu gehen, sich so weit von einander entsernte.

Die Consequenzen der bei der Beantwortung angedeuteten Ursachen sind leider sehr betübende. Einerseits ist der Einfluß, den das Kunstschreiben aus Entwicklung und Förderung der Kunst haben könnte und sollte, sehr geschädigt. — Andererseits gelangten die Künstler zu starkem und wieder ungerechsertigtem Mißtrauen gegen all und jedes Kunstschreiben,

Sehen wir uns nach Beispielen um, so sinden wir Illustrationen dieser Mißstände aus den meisten Kunstgebieten. Das erstangegebene Uebel tritt am krassesten aus musikalischem, das andere schärser aus dem Felde der bildenden Künste hervor. Dort wählten beispielsweise die Kritiker die unhaltbarsten Positionen, um eine neue Kunstrichtung, deren machtvolle Existenz und großartige Entwicklung gar nicht wegzuleugnen ist, einerseits anzugreisen, andererseits zu vertheidigen. Durch den von der Kritik beider Seiten hier zu Tage gesörderten blühenden Nonsens sind die Fortschritte, welche gewisse Zweige der Musik aus dieser Richtung ziehen konnten und unzweifelhaft auch werden, sicherlich nicht gesördert. Das Gezänk aber wurde in einer Weise gesührt, daß man nicht mehr weiß, ob die Persidie in der Angrissart der Feinde oder der Servilismus in der Anbetung der Freunde den Preis verdienen, wenn es etwa galt, das Ansehen des Kunstschreibens möglichst ties zu untergraben. — Während aber Componisten und gleichgerichtete Musikkritiker doch noch eine gewisse Verbindung unter einander ausrecht erhalten, geht die Fühlung zwischen Künstlern und Kunstschriftstellern in den bildenden Künsten immer mehr verloren. Die sogenannten Kunsthistoriker entsernten sich mit ihren in so unendliche Weiten schweisenden eulturhistorischen Rückblicken von dem eigentlich künstlerischen Endzweck des Studinns der Kunstgeschichte mehr und mehr. Als diesen Endzweck sehen die Künstler die Förderung unserer heutigen Kunst und des Verständnisses für dieselbe an. Die Kunstphilosophen möchten aber ihre Wissenschaften treiben ganz ohne die Ein- und Mitwirkung der lebenden Kunst und Künstler. Aus der anderen Seite machen die Architekten, Maler und Bildhauer geltend, daß die Kunst auch ohne das Kunstschreiben ihre Fortschritte mache, und solgern daraus wol die Entbehrlichkeit des ganzen Kunstgelehrtenthums.

Die Lösung dieser Consliete wird nicht anders als durch eine Regeneration des Kunstschreibens zu erzielen sein. Die Kunst erzeugte das Kunstschreiben, nicht umgekehrt. Es verleugne daher auch nicht die Pietät vor seiner ehrwürdigen Mutter. Aus seiner Seite sei endlich erkannt, daß ihre heutigen Ziele, die dasür offenen Bahnen und die Möglichkeit der Fortschritte zu beleuchten, für die Kunst nutzbringender und für die Kunstwissenschaft ehrenvoller sind, als das endlose Auskramen von ästhetischen Rumpelkammern, eulturhistorischen Archiven und kritischen Gistschränken. Vollends aber merze es aus seinem Gebiete die Gesühlsduselei, die Nachbeterei und das Maneo am technischen Verständnisse aus, welchen Künstler in kunstwissenschaftlichen Werken in einer großen — die gängige Annahme weit hinter sich lassenden — Anzahl von Fällen begegnen müssen. —

Aus der anderen Seite ist mit dem souveränen Achselzucken der Künstler aus dem Thron der Verachtung allen Kunstschreibens nichts gethan. Der Standpunkt ist ein bequemer, aber die Zustände nicht bessernder. Aus ihren Kreisen heraus möge sich die Reaetion geltend machen, mögen sich Federkundige heranbilden, die vom Boden der Kunst aus dem leidigen Kunstgeschwätz wirksam zu begegnen, dem Schwulst der Kunstphilosophie seinen salschen Nimbus abzureißen vermögen.

In dieser Richtung scheinen mir die Wege zur Steuerung der beregten Uebel zu liegen. Von einem weiteren Betreten derselben muß abgesehen werden, da es sich in diesem Versuch mehr um die Constatirung von Mißständen als um die Mittel zur Abhülle handelte.

vrrwg von Georg Slilke tn Arrltn, XV., 22. loutfnstlaße.

Redtgit! unler Perantwoitthfets» drs verlrngs.

Druck von V. G. Teubner tn Irifzig.

Unbelechügte Nachdruck au; dem J!chalc dieler Ietlschltsi untersagi, UrbersrynnZslechi volbl^ollen.

content-0248.png

content-0249.jpg

content-0250.jpg

content-0251.jpg

About this Book - From Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover. Marks, notations and other marginalia present in the original volume may appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Google Book Search has digitized millions of physical books and made them available online at the Google Books web site. The digitization at the most basic level is based on page images of the physical books. To make this book available as an ePub formatted file we have taken those page images and extracted the text using Optical Character Recognition (or OCR for short) technology. The extraction of text from page images is a difficult engineering task. Smudges on the physical books' pages, fancy fonts, old fonts, torn pages, etc. can all lead to errors in the extracted text. Imperfect OCR is only the first challenge in the ultimate goal of moving from collections of page images to extracted-text based books. Our computer algorithms also have to automatically determine the structure of the book (what are the headers and footers, where images are placed, whether text is verse or prose, and so forth). Getting this right allows us to render the book in a way that follows the format of the original book.

Despite our best efforts you may see spelling mistakes, garbage characters, extraneous images, or missing pages in this book. Based on our estimates, these errors should not prevent you from enjoying the content of the book. The technical challenges of automatically constructing a perfect book are daunting, but we continue to make enhancements to our OCR and book structure extraction technologies.

We hope you'll enjoy these books as much as we do.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- *Make non-commercial use of the files:* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- *Refrain from automated querying:* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- *Maintain attribution:* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- *Keep it legal:* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences.